The
George Washington University
Library

Special Collections
Division

DOES NOT
CIRCULATE

Allgemeine Geſchichte
in
Einzeldarſtellungen.

Unter Mitwirkung von
Felix Bamberg, F. v. Bezold, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droyſen,
Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger,
Guſt. Hertzberg, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Juſti, B. Kugler,
S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippſon, H. Prutz,
S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben
von
Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Vierter Theil.

Der Islam im Morgen- und Abendland.

Von A. Müller.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1885.

Der Islam

im Morgen- und Abendland.

Von

Dr. A. Müller,
Profeſſor an der Univerſität Königsberg.

Mit Abbildungen und Karten.

Erſter Band.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1885.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
BERLIN

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Beginn des Satzes am 1. November 1884.

Vorwort.

Wer es heute unternimmt, eine Geſchichte des Islams zu ſchreiben, befindet ſich im Vergleich zu den Bearbeitern der meiſten anderen hiſtoriſchen Gebiete in einer üblen Lage. Trotz einer erheblichen Reihe ausgezeichneter Monographien über einzelne Abſchnitte des Ganzen, welches die Geſchichte einer halben Welt durch einen Zeitraum von zwölfhundert Jahren in ſich faßt, kann man nicht ſagen, daß auch nur für den vierten Theil dieſes ungeheuren Umfanges der ſich täglich mehrende Stoff den Anſprüchen moderner Wiſſenſchaft entſprechend verarbeitet iſt. Niemand kann daran denken, ſo weit klaffende Lücken in eigner Perſon wirklich vollſtändig auszufüllen. Der größte Hiſtoriker in dem Umkreiſe des Islams und einer der größten dieſes Jahrhunderts überhaupt hat ein Leben raſtloſer Mühe und Arbeit darauf verwandt, etwa die gute Hälfte der muslimiſchen Periode Spaniens darzuſtellen. So herrlich das Beiſpiel iſt, welches der unvergleichliche Dozy in ſeiner Histoire des musulmans d'Espagne auch denen gegeben hat, die weder an Begabung noch an Gelehrſamkeit mit ihm ſich meſſen können: mehr als kleine Bruchtheile der Geſchichte des Islams laſſen ſich mit dieſer Gründlichkeit der Forſchung heutzutage noch nicht angreifen. Ich habe es trotzdem nicht für ein zu großes Wagniß gehalten, den Verſuch eines Geſammtüberblickes über die Geſchicke des Islams im Morgen- und Abendland zu machen. Neben dem vor bald zwanzig Jahren erſchienenen Buche Weils iſt insbeſondere in dem Rahmen der „Allgemeinen Geſchichte in Einzeldarſtellungen" ſehr wohl Raum für ein neues Werk, deſſen Verfaſſer ſich bemüht, ſeiner Aufgabe Alles dienſtbar zu machen, was von den Arbeiten der Orientaliſten und Hiſtoriker auf dieſem Felde für ihn erreichbar iſt. Er wird die Pflicht haben, wo es irgend in ſeinen Kräften ſteht, an der Hand der Originalquellen nachzuprüfen, was er den Vorgängern entlehnt, und ich hoffe, erhebliche Partien meines Buches werden dem Fachgelehrten zeigen, daß ich dieſe Pflicht nicht vernachläſſigt habe. Gleichzeitig aber wird der Spezialiſt, der vieler Orten eingehenderer Kenntniß ſich bewußt ſein darf, nicht das verlangen, was eben als unmöglich bezeichnet werden mußte: eine in allen Partien gleich ſelbſtändige und tiefgehende neue Durcharbeitung der geſammten arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Originalſchriftſteller. Ich will ein Handbuch darbieten, welches den augenblicklichen Stand der Forſchung möglichſt zuverläſſig zu einem hoffentlich lesbaren Ausdruck bringt: auch damit werde ich, wenn es gelingt, nichts Ueberflüſſiges gethan haben.

Ueber die Quellen meiner Darſtellung brauche ich mich nicht ausführlich zu verbreiten. Der Kenner insbeſondere der arabiſchen Literatur, der etwa das Buch zur Hand nimmt, wird mich leicht controliren können; meine eigentlichen Leſer, welche ich hier in dem weiteren Kreiſe der Gebildeten zu ſuchen wünſchte, bitte ich Vertrauen auch den Angaben ſchenken zu wollen, die etwa von denen anderer Geſchichtswerke abweichen. Umfangreiche Rechtfertigungen meiner Daten oder Meinungen waren durch die nothwendige Beſchränkung des Raumes ausgeſchloſſen, welche der Plan des Geſammtwerkes mir auferlegte. Nur an wenigen Stellen habe ich Dinge, welche beſonders auffallend erſcheinen könnten, in der Kürze zu motiviren mir erlaubt. Das iſt vorzüglich in ein Paar Fällen geſchehen, wo ich Ranke nicht glaubte folgen zu dürfen. Niemand kann mehr als ich die Gelehrſamkeit dieſes bedeutenden Mannes, Niemand mehr als ich den hiſtoriſchen Scharfblick bewundern, mit welchem er überall die leitenden Fäden erkennt und ſichtbar werden läßt. Insbeſondere die in ſeinem fünften Bande entwickelte Anſicht der durchgehenden gegenſeitigen Bedingtheit des Chriſtenthums und des Islams vom ſiebenten bis neunten Jahrhundert iſt wieder ein wahres Cabinetsſtück einer claſſiſchen und lichtvollen hiſtoriſchen Compoſition. Niemand aber wird es auch ungehörig oder nur auffallend finden, wenn ein Orientaliſt, dem nichts ferner liegt als den Namen eines geſchulten Hiſtorikers für ſich in Anſpruch zu nehmen, doch aus ſeinen arabiſchen Texten dieſen und jenen Zug entnehmen zu müſſen glaubt, welcher das Bild vervollſtändigt, hier und da auch wohl abändert. Nichts iſt ein ſchlechteres Compliment für einen hervorragenden Geiſt, als kritikloſes Nachbeten.

Es iſt mir eine ſelbſtverſtändliche Pflicht zu bekennen, daß meine Entwicklung der Lehre des Mohammed zu einem erheblichen Theile unter Benutzung von Aufzeichnungen niedergeſchrieben iſt, welche aus dem Nachlaſſe meines unvergeßlichen Freundes, des verſtorbenen Profeſſors Dr. Loth in Leipzig zu meiner Verfügung ſtehen. Die ſpäter beabſichtigte vollſtändige Veröffentlichung derſelben wird den Nachweis liefern, daß ich dabei die von der Dankbarkeit und Pietät für die Arbeit des Heimgegangenen gezogenen Schranken nirgends überſchritten habe. Daneben bemerke ich noch, daß ich den Text des Tabari bis III, vi habe einſehen können.

Zum Schluß noch ein Wort über die Umſchreibung der arabiſchen Namen. In der Hoffnung, daß meine Fachgenoſſen mir die Kenntniß der richtigen Wortformen zutrauen, habe ich ſie ohne jede Rückſicht auf die arabiſche Orthographie ſo geſchrieben, daß ſie ein Leſer aus Norddeutſchland — an die Laute meiner Heimath mußte ich mich ſchon binden — bei ungezwungenem Leſen möglichſt wenig falſch ausſpricht. Mehr läßt ſich nun einmal nicht erreichen; für gänzlich unzweckmäßig halte ich es aber, in einem für einen größeren Leſerkreis berechneten Buche Schreibungen anzuwenden, deren unter den Gelehrten conventionell feſtſtehende Bedeutung anderen Leuten unbekannt iſt. Man wolle alſo nicht über Unwiſſenſchaftlichkeit klagen, wenn man Sochra und nicht Zohra geſchrieben findet. Im Einzelnen bemerke ich noch, daß accentuirte Vocale den Hauptton und unter Umſtänden noch einen Nebenton des Wortes bezeichnen; folgen auf einen ſolchen zwei Conſonanten, ſo muß er trotz des Accentes kurz geſprochen werden, in anderen Fällen iſt er häufig, wenn auch nicht immer, lang. Ferner wolle man dh wie das ſanfte engliſche th in the; th wie das ſcharfe in think; ch immer wie in auch, niemals, auch nach e oder i nicht, wie in ich; dſch weich wie ein franzöſiſches dj; w ziemlich vocaliſch, wie engliſches double u; S am Anfang und ſ in der Mitte und am Ende der Wörter immer ſanft, wie franzöſiſches z, und endlich ſſ und ß recht ſcharf ausſprechen.

Königsberg, 9. Juni 1885.

Auguſt Müller.

Erſte Abtheilung.

Die Araber.

Erſtes Buch.

Die Araber und der Iſlam.

Erſtes Capitel.

Vor Mohammed.

Um die Wende des fünften Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, ſo erzählt die arabiſche Ueberlieferung, war der mächtigſte Mann in ganz Arabien Kuleib, der Sohn Rabi'as, Häuptling des mächtigen Stammes der Benu Táglib, welcher mit den ihm nahe verwandten Benu Bekr damals im Nordoſten der Halbinſel von der ſyriſchen Wüſte bis tief in das Hochgebirge Centralarabiens hauſte. In wiederholten glücklichen Kriegen hatten beide Stämme im Vereine mit einer Anzahl benachbarter ſich der Angriffe südarabiſcher Herrſcher erwehrt; vor Kuleib, deſſen Heldenthaten alle anderen in den Schatten ſtellten, war ſogar Amr, der Sohn des Hodſchr, in den Hintergrund getreten, deſſen Vater kurz vorher die mittelarabiſchen Beduinen zu einer großen Coalition geeinigt hatte; ſein Haus, die Kinda, verloren für einige Zeit die kaum gewonnene Hegemonie, als die Mehrzahl der verbündeten Stämme ſich der Führung Kuleibs unterzuordnen beſchloß. Aber mit der Macht nahm, ſo ſagt man, der Stolz des Helden zu, und er verſtieg ſich ins Maaßloſe: daher ging noch in ſpäten Jahrhunderten als gemeine Rede unter den Söhnen der Wüſte das Wort: „ſtolzer als Kuleib von Wá'il" — ſo nannte man ihn nach dem gemeinſamen Ahnen der Bekr und Taglib. Er hatte eine Frau, Dſchelila, von den befreundeten Bekr genommen, deren Brüder ſamt ihren nächſten Verwandten ſo eng mit Kuleib ſich zuſammengeſchloſſen, daß unmittelbar neben deſſen Zelte Dſcheſſás, einer der Schwäger, das ſeinige aufſchlug. Der hatte bei ſich zum Beſuch eine Tante, Namens Beßúß, die unter den Bekr und Taglib fremd, alſo auf den Schutz ihres Neffen angewieſen war. Eines Tages kam zu ihr einer ihrer Volksgenoſſen, Sſá'ad, und kehrte für einige Zeit bei ihr ein; er führte eine Kamelin mit ſich, die Sſaráb gerufen wurde. Da ging nun, weil Sſa'ad im Hauſe und alſo unter dem Schutze des Dſcheſſás weilte, ſeine Kamelin mit den Kamelen deſſelben auf die Weide, wo ſie mit der Herde des Kuleib zuſammen weidete. Kuleib nun war ausgegangen, ſein Weidegehege zu begehen: ſiehe, da fiel ſein Blick auf eine Lerche, die ſaß auf ihren Eiern; da ſie ihn aber ſah, ſchrie ſie und ſchlug ängſtlich mit den Flügeln. Kuleib war gnädiger Laune: „Laß deine Furcht,“ ſprach er, „du und deine Eier ſollen in meinem Schutze ſein, Niemand dir etwas anhaben dürfen.“ Als er aber bald nachher ebendahin kam, bemerkte er eine Kamelſpur, die er nicht kannte, und die Eier waren zertreten. Zornig ging er heim; als er aber des andern Morgens mit Dſcheſſás zuſammen die gemeinſame Weide beſichtigte, erblickte er die Kamelin des Sſa’ad. Sofort vermuthete er, dieſe habe die Eier zertreten, und rief dem Dſcheſſás zu: „Nimm dich in Acht! Ich vermuthe etwas, wüßte ich’s aber genau, ſo würde ich Maßregeln treffen, daß dieſe Kamelin nie wieder mit dieſer Herde hierher kommen ſollte!“ Dſcheſſás ließ ſich nichts gefallen; er entgegnete: „Doch, bei Gott, ſie ſoll das andere wie das erſte Mal wiederkommen ...“ So ging der Wortwechſel weiter, bis Kuleib drohte, wenn die Kamelin wiederkäme, ihr einen Pfeil in das Euter zu ſchießen; da erwiderte Dſcheſſás: „Bohrſt du ihr deinen Pfeil in’s Euter, ſo bohr’ ich dir meine Lanze in’s Rückgrat!“ Darauf trieb er die Kamele fort; Kuleib aber kehrte zornig nach Hauſe zurück. Seine Frau Dſchelíla, die Schweſter des Dſcheſſás, ſah, daß er böſe war; als ſie ihn wiederholt nach dem Grunde fragte, ſprach er endlich: „Kennſt du einen, der gegen mich wagen würde ſeinen Schützling zu vertheidigen?“ Sie erwiderte: „Kaum Jemand, außer mein Bruder Dſcheſſás.“ Kuleib wollte das nicht glauben und antwortete mit einem ſtachligen Epigramm auf ſeinen Schwager; das ließ dieſer nicht unerwidert und ſo gingen eine Weile allerhand höhniſche Verſe zwiſchen ihnen hin und her, bis eines Tages Kuleib ausging, wieder nach den Kamelen zu ſchauen. Dieſe wurden gerade zur Tränke geführt, voran die Kuleibs; aber Sſaráb, die Kamelin des Sſa’ad, welche mit den Thieren des Dſcheſſás zuſammengekoppelt war, riß ſich los und drängte ſich voran zum Waſſer. Kuleib wurde aufmerkſam, man ſagte ihm, es ſei die Kamelin des Fremden; da meinte er, Dſcheſſás habe ſie ihm zum Trotz herausgelaſſen, griff nach ſeinem Bogen und ſchoß ihr einen Pfeil in’s Euter. Schreiend lief ſie nach ihrem Stalle am Zelte des Dſcheſſás zurück; da erblickte ſie Beßúß und rief, entrüſtet über die Verletzung des Eigenthumes ihres Verwandten: „O über die Schmach! o über die Schmach, die dem Gaſte widerfahren!“ — um den Dſcheſſás zur Ahndung des ſeinem Schützling angethanen Unrechts anzureizen. Vergeblich bemühte ſich Dſcheſſás, ſie durch Verheißung reichlichen Erſatzes zu beruhigen; ſie fuhr tagelang fort, ihn durch höhniſche Reden und Verſe aufzuſtacheln, ihm vorzuwerfen, daß der Gaſt unter ſeinem Dache den Schutz nicht finde, den jeder Ehrenmann dem Fremden ſchulde, den er in ſein Haus aufgenommen: bis endlich Dſcheſſás in die Worte ausbrach: „Schweig endlich, Weib! es ſoll morgen einen Geſchlachteten geben, deſſen Schlachtung theurer für Wá’il (d. h. Bekr und Taglib, ſ. oben) wird als deine Kamelin!“ Dies ward dem Kuleib hinterbracht; er bezog es auf ſein Lieblingskamel und meinte blos, das zu ſchlachten werde Jenem ſauer werden. Aber Dſcheſſás lauerte von da an dem Kuleib auf, und als er ihn einmal ohne Waffen ausgehen ſah, ging er ihm nach und rief ihn an: „Nimm dich in Acht, ich will dich tödten!“ Kuleib aber ſprach: „Dann tritt vor mich, wenn du die Wahrheit ſprichſt!“ — er war nämlich ſo ſtolz, daß er es nie der Mühe werth fand, ſich nach Jemand umzudrehen. Dſcheſſás aber durchbohrte ihn von hinten mit der Lanze, daß er zuſammenſank; dann ergriff er die Flucht. Sein Vater, der eben in der Verſammlung der Männer von Scheibán, einem Theilſtamme der Benu Bekr, vor den Zelten ſaß, erblickte ihn von fern, wie er in höchſter Eile herankam: da ſprach er: „Wahrlich, Dſcheſſás hat etwas Furchtbares begangen!“ Dann fragte er den Sohn: „Was iſt hinter dir?“ Darauf Jener: „Ich habe den Kuleib getödtet.“ Der Vater ſprach: „So magſt du allein dieſe Schuld büßen; du ſollſt in Feſſeln gelegt werden, darin mögen die Angehörigen Kuleibs dich tödten! Und trotzdem — wahrlich, nie mehr wird Wá'il (d. h. Bekr und Taglib) zu gutem Zwecke vereint ſein nach ſolchem Ende des Kuleib; wehe, was haſt du über dein Volk gebracht, o Dſcheſſás! Getödtet haſt du ſein Oberhaupt und getrennt ſeine Gemeinſchaft und Krieg haſt du in ſeine Mitte geworfen!“ Dſcheſſás aber rühmte ſich noch deſſen, was er gethan; da feſſelte ihn ſein Vater und führte ihn in ein Zelt. Dorthin berief er die Aelteſten aller Theilſtämme von Bekr und ſprach zu ihnen: „Was wollt ihr mit Dſcheſſás machen? Er hat den Kuleib getödtet; da ſteht er nun in Feſſeln, damit wir abwarten können, bis die zur Blutrache Berufenen ſeine Auslieferung fordern.“ Aber die Stammgenoſſen wollen von der Auslieferung des Mörders nichts wiſſen; Recht oder Unrecht, die Stammesehre wäre preisgegeben, wenn er nicht gegen ſeine Verfolger geſchützt würde: ſo wird das noch eben ſo enge Bündniß der nahe verwandten Stämme zerriſſen und es beginnt ein mörderiſcher Krieg, der, allerdings durch mehrfache Waffenſtillſtände und ſelbſt vorübergehende neue Vereinigungen zur Bekämpfung gemeinſamer Gegner unterbrochen, erſt nach vierzig Jahren durch einen dauernden Frieden beigelegt wird.

Iſt dieſer „Krieg der Beßúß“ durch ſeine Entſtehung wie durch ſeine Ausdehnung ſprichwörtlich, ſo darf ein anderer Bruderkrieg zwiſchen nahe verwandten Stämmen, welcher einige Jahrzehnte ſpäter (etwa von 560 an) ſtattfand, faſt auf die gleiche Berühmtheit Anſpruch erheben, und ſeine Veranlaſſung iſt nicht minder charakteriſtiſch für das alte Arabien, als das eben Erzählte. In Centralarabien hauſten um die gedachte Zeit große, mit dem Namen der Benu Keis bezeichnete Stammgruppen, unter denen die Benu Gatafán eine hervorragende Stellung einnahmen. Von den Theilſtämmen der Gatafán waren wiederum die Benu Abs und die Benu Dhobján die angeſehenſten, auch durch gleiche Abkunft nächſt verbundenen. Oberhaupt der Abs war Keis, der Sohn des Soheir; der hatte ein wegen ſeiner Schnelligkeit berühmtes Pferd, welches er Dáchis nannte. Eines Tages beſichtigte einer ſeiner Vettern, welcher ſich zum Beſuche bei den Häuptern der Dhobján befand, deren Pferde, unter denen eine Stute, Gabrá, ihm beſonders gerühmt worden war. Sie ſchien ihm dem Dáchis nicht gleich zu kommen;

man widerſprach ſeiner Anſicht, und ſchließlich kam es zu dem Vorſchlage, die beiden Thiere mit einander wettlaufen zu laſſen: zehn Kamele ſollten der Einſatz ſein, der natürlich dem Beſitzer des Siegers zufiele. Keis war wenig erfreut, als ihm die Sache berichtet wurde. Er meinte, vom Wetten komme nichts Gutes. Er kenne dazu die Leute von Dhobján; ihre Oberhäupter hätten ſich nur zu häufig gewaltthätig und ungerecht gezeigt. Er begab ſich in der Ahnung, daß aus der Sache Unheil entſtehen werde, in das Lager der Dhobján, um die Wette rückgängig zu machen. Aber der Beſitzer der Gabrá, Hodheifa, und ſein Bruder Hamal, die Häuptlinge, auf welche es ankam, weigerten ſich und meinten, wolle er ſein Pferd nicht rennen laſſen, ſo gebe er dadurch zu, daß es der Aufgabe nicht gewachſen ſei, und müſſe die zehn Kamele bezahlen. Gereizt erwiderte Keis, daß er daran nicht denke; wenn denn aber einmal gewettet werden ſolle, ſo müſſe es wenigſtens um einen anſtändigen Einſatz geſchehen. Man einigte ſich nach einigem Hin- und Herreden auf hundert Kamele; als Diſtanz wurden hundert Pfeilſchüſſe (etwa drei Meilen) feſtgeſetzt. Keis und Hodheifa übergaben je hundert Kamele einem Unparteiiſchen; man ließ die Pferde ein paar Tage durſten, füllte dann eine Grube neben dem Ziele des Laufs mit Waſſer und kam überein, der Renner, welcher zuerſt aus dieſer Tränke ſeinen Durſt löſche, ſolle als Sieger angeſehen werden. Am feſtgeſetzten Tage fanden ſich große Schaaren von Zuſchauern aus beiden Stämmen auf dem Rennplatze ein, zahlreichere freilich aus Dhobján, auf deren Gebiete die Wette entſchieden werden ſollte; auf ein gegebenes Zeichen wurden beide Pferde gleichzeitig losgelaſſen und flogen mit Windeseile davon, ſo, daß Keis und Hodheifa, die zur Beobachtung des Rennens auf anderen Thieren neben der Bahn herritten, nur in immer wachſender Entfernung zu folgen vermochten. Zuerſt ſchien das Terrain, welches Hodheifa mit beſonderer Rückſicht auf die Art ſeines Pferdes vorgeſchlagen hatte, die Gabrá zu begünſtigen; als aber der feſte Boden allmählich in Sand überging, zeigte Dáchis eine größere Nachhaltigkeit und gewann einen beträchtlichen Vorſprung. Längſt waren beide den Augen ihrer Herren entſchwunden, ſchon näherten ſie ſich, Dáchis weit voran, dem Ziele, als plötzlich aus einem von dem tückiſchen Hamal vorbereiteten Hinterhalt ein paar Leute von Dhobján hervorſprangen, den einherſtürmenden Dáchis durch heftige Schläge auf die Nüſtern zum Ausbrechen zwangen und dadurch der Gabrá die frühere Ankunft bei der Tränke ſicherten. Aber es hatte nicht an Zuſchauern der unwürdigen Scene gefehlt: als nach einer Weile Keis neben Hodheifa herzuritt, erfuhr er ſofort, auf welche Weiſe ſeinem Renner der ſchon vollkommen unbeſtreitbare Sieg unmöglich gemacht ſei. Er bezwang ſeinen Zorn — die Abs waren ja in der Minderzahl — und ſprach ruhig zu Hodheifa und Hamal: „Söhne des Bagíd" — ſo hieß der gemeinſame Ahnherr beider Stämme — „zwiſchen Brüdern iſt Ungerechtigkeit das ſchlimmſte der Uebel. Gebt uns alſo, was wir gewonnen haben." „Ihr habt nichts gewonnen." „Gebt uns wenigſtens einen Teil der Kamele, die uns gebühren." „Nein."

„Wenigſtens ein Schlachtkamel zur Bewirthung der Leute, welche die Tränke gefüllt haben." „Ein Kamel oder hundert iſt gleich, wir würden damit Euch als Sieger anerkennen, das aber thun wir niemals, denn wir ſind eben nicht beſiegt worden." — Vergeblich verſucht ein billig denkender Mann aus Dhobján durch einen Vermittlungsvorſchlag den drohenden Bruch zu verhüten; es iſt vergeblich, Keis zieht mit den Abs davon in dem Bewußtſein, daß man ihn ſchnöde übervortheilt hat. Aus Rache erſchlägt er bei nächſter Gelegenheit einen Bruder des Hodheifa, damit iſt der Bruderkrieg zwiſchen beiden Stämmen entzündet. Auch dieſem ſchreiben die arabiſchen Erzähler eine Dauer von vierzig Jahren zu. Vierzig iſt ſeit Alters eine runde Zahl im Orient, auf ein Jahrzehnt hin oder her kommt es dabei nicht an. In dem endloſen Kriege tödtet Keis ſelbſt die beiden Brüder Hodheifa und Hamal, aber auch von Abs werden Schaaren der Edelſten dahingerafft. Endlich ſind beide Stämme des langen Haders müde; aber zwiſchen ihnen ſteht eine Schaar von Erſchlagenen, — Blut heiſcht wieder Blut, und Auge um Auge, Zahn um Zahn iſt das ſchonungsloſe Geſetz der Wüſte. Da finden ſich zwei Edle von Dhobján, Hárith Ibn[1]) Auf und Hárim Ibn Sinán, bereit, die Verſöhnung der Stämme durch ein großes perſönliches Opfer zu ermöglichen. Sie rechnen die beiderſeits Erſchlagenen gegen einander auf und zeigen, daß nur eine beſtimmte Anzahl übrig bleibt, deren Blut noch ungerächt iſt. Der Ehrencodex Arabiens geſtattet allenfalls, den Angehörigen eines Getödteten ihr Recht auf das Blut des Mörders abzukaufen: ſelten und ungern freilich laſſen dieſe ſich darauf ein, aber hier iſt das Bedürfniß nach Frieden ſo allgemein, daß Jeder damit zufrieden iſt, als die Genannten ſich erbieten, Alle, die noch Anſprüche auf Blutrache haben, für die Aufgabe derſelben durch eine entſprechende Anzahl von Kamelen (Gold und Silber giebt es in der Wüſte ſelten) zu entſchädigen. Dreitauſend der werthvollen Thiere müſſen ſie aufwenden, um das Ziel zu erreichen — ein in den Augen des habſüchtigen

---

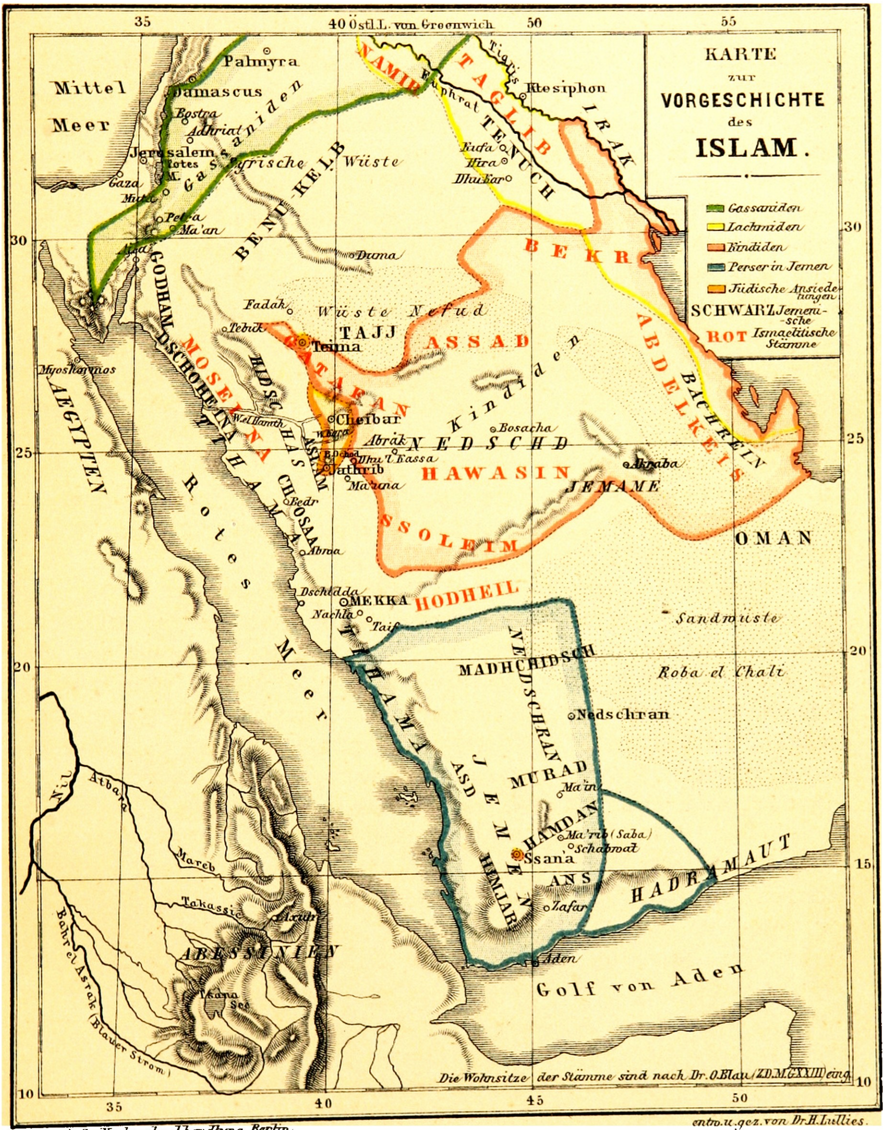
1) d. h. Sohn des Auf. Die Araber haben keine Familiennamen und die Zahl der vorhandenen Eigennamen iſt gering. Daher unterſcheidet man durch Beinamen, indem man den Betreffenden als X Sohn (Ibn) des Y oder Vater (Abu) des Z oder den vom Stamme N oder den aus der Stadt A bezeichnet; in ſpäteren Zeiten treten dazu häufig noch Vornamen, in der Regel mit dín „Religion" zuſammengeſetzt, wie Saladdin (genauer Ssaláḥ-ud-dín „Reinheit der Religion") u. ſ. w. Ein voller Name nach älterer Art iſt darnach z. B. Abu'lkássim Mohámmed Ibn Abdallah El-Háschimi; eigentlich „Der Vater El-Käßims, Mohammed, der Sohn Abdallahs, aus der Familie Háſchim." Nicht ſelten dienen zu näherer Individualiſirung auch allerhand andere Beinamen, theils von dem Gewerbe entlehnt, welches der Betreffende treibt (z. B. El-Haríri „der Seidenhändler", Et-Tachân „der Müller"), theils von körperlichen Merkmalen (Ed-Darîr „der Blinde", El-Á'aradsch „der Lahme", vgl. Cicero, Nasica) oder Anderem dergleichen. Meiſtens iſt es einer dieſer vielen Namen, mit welchem der Betreffende in der Regel genannt wird. — Das in einigen dieſer Namen vorkommende el, nach Vokalen 'l, iſt bekanntlich der arabiſche Artikel, deſſen l aber vor den Buchſtaben d n r t s z ſeinen Laut aufgiebt und in den des folgenden Conſonanten übergeht — daher, wie oben, El-Háschimi, aber Ed-Darîr.

Arabers ſtaunenswerther Act der Großmuth und Freigebigkeit ſelbſt für reiche Leute. So kommt endlich das Friedenswerk zu Stande, nicht ohne Zwiſchenfälle, welche es noch im letzten Augenblick zu vereiteln drohen. Der einzige, welcher ſich davon ſelbſt ausſchließt, iſt der alte Keis Ibn Soheir, um deſſen unheilvollen Hengſt der ganze Streit entbrannt war. Nicht als ob er dem Frieden widerſtrebt hätte — er war der erſte, den Abs zur Annahme der Friedensgabe der beiden edlen Dhobjaniten zu rathen; aber ſelbſt für einen uralten Beduinen war der Krieg zu furchtbar geworden. „Ich könnte den Anblick keiner Frau von Dhobján ertragen,“ ſagte er, „einen Vater, Bruder, Mann oder Sohn habe ich faſt jeder getödtet.“ Er ging mit ſeinem nächſten Anhang über den Euphrat zu den Benu Námir, Verwandten von Wá'il her, welche unter den meſopotamiſchen Chriſten hauſten; dort ſoll er ſelbſt Chriſt geworden ſein und als Mönch ſchließlich im fernen Omán (Südoſtarabien) ſein Leben geendet haben. Von den Zwiſchenfällen des Krieges giebt auch uns noch mancher der Verſe Kunde, wie ſie zwiſchen den nach Art der provençaliſchen Troubadours nicht weniger mit dem Liede als mit dem Schwerte kämpfenden Recken aller arabiſchen Stämme allzeit eifrig gewechſelt und dreizehnhundert Jahre ſpäter von Meiſter Rückert verdeutſcht worden ſind[1]; die Großmuth aber der Friedensſtifter hat einer der erſten Dichter der Zeit, Soheir Ibn Abi Sſulma, in einem großen Gedichte beſungen, welches in die Sammlung der Moallakát (ſ. unten) aufgenommen und ebenfalls von Rückert überſetzt iſt (Hamâſa I, 147).

Bezeugen dieſe alten Gedichte die Geſchichtlichkeit einzelner Momente in den überlieferten Erzählungen aus vormohammedaniſcher Zeit, ſo haben wir andererſeits Anzeichen genug, daß die immer geſchäftige Sagenbildung uns das Ganze nur noch mannigfach verſchoben und verändert erblicken läßt. Dazu kommt, daß Gründe und Verlauf dieſer endloſen Fehden zwiſchen den einzelnen Stämmen immer dieſelben, immer dem entſprechend ſind, was die eben mitgetheilten Geſchichten typiſch darſtellen. Nicht als Thatſachen von hiſtoriſcher Wichtigkeit alſo, ſondern als eine faſt vollſtändige Charakteriſtik der Beduinen, des kräftigſten, des eigentlich treibenden Elementes der arabiſchen Nation habe ich ſie vorangeſchickt. Man kann Bände mit ähnlichen Ueberlieferungen anfüllen; wir laſſen uns an dieſen beiden genügen, die von dem Geiſte des Beduinenthums, von dem Trotze und der Tapferkeit, dem übertriebenen Ehrgefühl, der aus dieſem hervorgehenden Großmuth, dann wieder der Habſucht und Betrüglichkeit des Wüſtenarabers einen klareren Begriff geben möchten, als lange Auseinanderſetzungen völkerpſychologiſcher Tendenz. Vor Allem rücken ſie uns die beiden Eigenſchaften des merkwürdigen Volkes deutlich vor Augen, welche überall, wo Beduinen hauſen, von Alters jeder Staatenbildung hinderlich geweſen ſind: die ungezügelte Leidenſchaftlich-

---

[1] Hamâſa oder die älteſten arabiſchen Volkslieder, geſammelt von Abu Temmâm, überſetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Zwei Theile. Stuttgart 1846.



KARTE zur VORGESCHICHTE des ISLAM.

40 Östl. L. von Greenwich
Gassaniden
Lachmiden
Kindiden
Perser in Jemen
Jüdische Ansiedelungen
SCHWARZ Jemenische
ROT Ismaelitische Stämme
Mittel Meer
Palmyra
Damascus
Bostra
Jerusalem
Gaza
Petra
Ma'an
Gassaniden
Syrische Wüste
BENU-KELB
NAMIR
TAGLIB
TENUCH
Ktesiphon
Tigris
Euphrat
IRAK
Kufa
Hira
Duma
BEKR
Fadak
Wüste Nefud
TAJJ
Teima
ASSAD
GATAFAN
MOSEINA
GODHAM
DSCHOHEINA
Cheibar
Jathrib
NEDSCHD
HAWASIN
Kindiden
ABDELKEIS
BACHREIN
JEMAME
SSOLEIM
OMAN
AEGYPTEN
Rotes Meer
TIHAMA
Bedr
MEKKA
Dschidda
Taif
HODHEIL
Sandwüste
Roba el Chali
MADHCHIDSCH
NEDSCHRAN
Nedschran
MURAD
JEMEN
HAMDAN
Ma'rib (Saba)
Ssana
HEMIAR
Zafar
Aden
HADRAMAUT
Golf von Aden
ABESSINIEN
Axum
Nil
Atbara
Bahr el Asrak (Blauer Strom)

Die Wohnsitze der Stämme sind nach Dr. O. Blau (Z.D.M.G. XXIII) eing.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. entw. u. gez. von Dr. H. Lullies.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

keit und den aus der übertriebenen Selbſtſchätzung der individuellen Kraft entſpringenden Particularismus, zwei unausrottbare Fehler, die beiſpielsweiſe den Celten für immer, den Italienern für Jahrhunderte jede erträgliche nationale Exiſtenz unmöglich gemacht haben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieſe Fehler aufs höchſte geſteigert werden durch das Leben in der Wüſte, welches gerade an die perſönlichen Eigenſchaften des Einzelnen die höchſten Anforderungen ſtellt, jeden Erfolg nur dieſen verleiht. Und es iſt wiederum die Natur der Wüſte, welche den Uebergang aus dem Nomadenleben in die Seßhaftigkeit nicht nur, ſondern auch jede ſtaatliche Organiſation, jedes friedliche Nebeneinanderleben der Völkergruppen verbietet. Wo die Eintheilung in Provinzen und Kreiſe, ja die geſammte Topographie auf dem Rücken der Kamele geſchrieben ſteht, läßt ſich nicht regieren, wo das Mißrathen der ſpärlichen Ernte zum Raub am Nachbar zwingt, keine Ruhe halten. Und ſo war vor dreizehnhundert Jahren wie heute der Beduine eine Welle im Meer, die von jedem Winde bald hierbald dorthin getrieben nie zum Stillſtande kommt, ſich bald an die benachbarte ſtößt, mit ihr zuſammenfließt oder ſelbſt auseinanderrinnt.

Dieſes Beduinenthum aber umfaßt doch nicht den ganzen Bereich der großen, ihrem Flächeninhalt nach etwa dem vierten Theile von Europa gleichzuſchätzenden Halbinſel. Die große ſyriſche Wüſte ſelbſt, welche Arabien im Norden abſchließt, und das weite, von Gebirgen durchzogene Hochland des Inneren, nach Oſten und Süden wieder in die Wüſte ſich abdachend, nach Weſten durch ziemlich rauhe und ſteile Randgebirge begrenzt, iſt der eigentliche, claſſiſche Boden des ächten Araberthums. Dieſes Nedſchd (en-nedschd „das Hochland“), wie es die Araber nennen, iſt bei der faſt gänzlich fehlenden Gliederung des Landes durch jene natürlichen Grenzen in der That beinahe vollkommen abgeſchloſſen, und hat daher mit der übrigen Welt und ihrer Geſchichte nur zweimal in ihrem ganzen Verlaufe zu thun gehabt: kurz nach Mohammed und um die Mitte des vorigen Jahrhunders, wo die Revolution der Wahhabiten den ſonſt in ſich brodelnden Keſſel noch einmal für einen Augenblick überlaufen ließ. Aber an den Rändern, welche dieſes Centrum umgeben, machen die belebenden Einflüſſe des Meeres und der Nachbarſchaft anderer Nationen ſich bei weitem leichter geltend, finden wir alſo ſchon vor Mohammed mancherlei Anſätze zu ſtaatlicher Organiſation; Anſätze freilich, die mit einer Ausnahme doch auf die Dauer etwas Beduinenhaftes, d. h. Unſicheres und Veränderliches an ſich behalten.

Im Norden iſt es die Nachbarſchaft der beiden großen Weltreiche Perſien und Byzanz, welche eine Art magnetiſcher Anziehungskraft auf die arabiſchen Grenzſtämme ausübt und das Entſtehen zweier „Königreiche“ zu Wege bringt, die freilich, um im Bilde zu bleiben, einem zuſammengeballten Haufen Eiſenfeilſpähne ähnlicher ſehen, als einer wohlgefügten Staatsmaſchine. Das ging aber ſo zu.

Die große ſyriſche Wüſte — d. h. die wenigen Oaſen derſelben, welche den Nomaden die Möglichkeit der Exiſtenz boten — war in den Händen der Beduinen. An ſie ſtießen auf beiden Schenkeln des Dreiecks, in deſſen Geſtalt ſie wie ein Keil ſich zwiſchen Syrien und Meſopotamien hineinſchiebt, Länder von alter Cultur und einem Reichthum, welcher dem aller Bedürfniſſe der Civiliſation ungewohnten Beduinen faſt märchenhaft vorkommen, ſeiner Beutegier aber gerade deswegen ein ununterbrochen aufſtachelnder Sporn ſein mußte. So weit daher die geſchichtliche Ueberlieferung reicht, finden wir die jeweiligen Herrſcher Perſiens und Syriens bemüht, den Raubzügen der arabiſchen Wüſtenſtämme einen Damm entgegenzuſetzen; und da man die ſtets plötzlich auftauchenden, nach vollbrachter Raubthat ebenſo blitzſchnell auf den „Schiffen der Wüſte“ in ihrem Sandmeer verſchwindenden Reiterſchaaren ſo wenig zu verfolgen im Stande war, als ſich unter ähnlichen Bedingungen Craſſus' Römer der Parther zu erwehren vermocht hatten, ſo mußte man verfahren, wie noch heute die Türken in jenen Gegenden es machen: an der Grenze der Wüſte wohlbefeſtigte Militärſtationen errichten, welche der Staatsgewalt eine ſichere Stütze bieten, daneben aber auf gütlichem Wege durch angemeſſene Bezahlung und durch die Ausſicht auf reiche Beute in äußeren Kriegen eine Anzahl der unruhigen Stämme unter die Fahnen der eigenen Armee locken, um durch ſie die Einfälle der andern zurückzuweiſen oder mit raſcher Züchtigung zu vergelten. Arabiſche Stämme erſcheinen ſo als Grenzwächter gegen die Wüſte wie gegen den benachbarten feindlichen Großſtaat, ſeit die niemals endenden Kriege zwiſchen Römern und Perſern begonnen haben, welche die nothwendige Folge des Vordringens der erſteren über den Euphrat geweſen ſind. Schon dreihundert Jahre vor der Geburt Mohammeds hat ein arabiſcher[1] Häuptling von der Stellung eines römiſchen Grenzwächters in Palmyra aus ſich zum thatſächlichen Gebieter eines großen Theiles des Reiches aufgeſchwungen: Odheina, welchen die Römer Odenathus nennen, der in den ſchlimmſten Zeiten der aus den Thronſtreitigkeiten entbrannten Bürgerkriege den Staat kraftvoll gegen die perſiſchen Chosroen geſchützt und den Schrecken der römiſchen Waffen von Neuem bis in das Herz des Perſerreiches getragen, ja im Jahre 265 n. Chr. die Hauptſtadt Kteſiphon ſelbſt erobert. Lange freute er ſich des Königstitels nicht, den ihm der dankbare Gallienus verliehen; Ende 266 wurde er auf Anſtiften der nationalrömiſchen Partei, welcher er übermächtig zu werden drohte, ermordet. Die That fruchtete denen nicht, welche ſie angeſtiftet: ſeine Gemahlin Bath-Sebina, oder wie ſie die Römer nennen Zenobia, machte den einen

---

[1] Ich weiß ſehr wohl, daß die arabiſche Nationalität der Septimier ſich nicht mit voller Sicherheit erweiſen läßt; ich halte aber nach Blau's Ausführungen an der Wahrſcheinlichkeit feſt. — Ueber die Kriege zwiſchen Römern, bezw. Byzantinern und Perſern, über Odenathus ꝛc. vergleiche man in dieſer Sammlung G. Hertzberg's Geſchichte des römiſchen Kaiſerreiches, insbeſondere von S. 543 (37. Abtheilung) an vielfach, z. B. S. 552. 566. 571. 573 ff. 585 ff. 599 ff. 616. 630 f. (45. Abth.) S. 736. 761. 772 ff.; Geſchichte der Byzantiner (54. Abth.) S. 12. 36 ff.

Augenblick dem Gelingen nahenden Verſuch, ein großes helleniſtiſch-orientaliſches Reich zu gründen, wie das der Kleopatra geweſen war: im Jahre 271 ließ ſie ihrem Sohne Wahballát als Caesar Augustus von Aegypten bis Kleinaſien huldigen. Aber kurz war die Herrlichkeit des neuen Reiches; 273 ſtürzte es, nachdem die Entſcheidung einen Augenblick zweifelhaft geweſen, unter den wuchtigen Schlägen Aurelian's zuſammen: Palmyra wird, was es geweſen war, eine unbedeutende Grenzſtadt gegen die Wüſte hin. Aber aus dem Gedächtniß des arabiſchen Volkes ſind die großen Thaten nicht vollkommen geſchwunden, durch welche hier zum erſten Male einer ſeiner Söhne, ja noch bewunderungswürdiger ein männlich geſinntes Weib arabiſchen Blutes ihre Nation in die Weltgeſchichte eingeführt. In merkwürdiger Verſchlingung mit der bekanntlich bei verſchiedenen Völkern auftretenden Zopyrusſage kehren jene Ereigniſſe in der arabiſchen Stammſage wieder: es mag lohnen, dieſe eigenthümlich verſchobene Faſſung in Kürze hier vorzuführen.

Ihr zufolge lebte um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. Dſchadhima als König der unter dem Geſammtnamen der Tenuchiten begriffenen arabiſchen Stämme, welche die Gebiete auf beiden Seiten des unteren Euphrat längs der ſyriſchen Wüſte, Theile der perſiſchen Provinz Irák, beſetzt hatten. Er hielt dieſen Grenzbezirk für Ardeſchir, Papaks Sohn, den erſten der ſaſſanidiſchen Perſerkönige. An ſein Gebiet grenzte das Amrs, eines Urenkels des Odheina, der als Häuptling der vom nördlichen Euphrat nach der Wüſte zu hauſenden Beduinen dort eine Dynaſtie gegründet hatte. Die benachbarten Fürſten geriethen in einen Krieg, in welchem Amr getödtet wurde. Sein Nebenbuhler bemächtigte ſich eines Theiles ſeiner Länder; da aber erhob ſich gegen ihn ein Weib, Sebbá — nach Einigen die Tochter eines meſopotamiſchen Königs und Gemahlin des gefallenen Amr, nach Anderen eine Römerin, doch der arabiſchen Sprache kundig, nach der verbreitetſten Meinung aber die Tochter des erſchlagenen Königs, alſo ebenfalls aus dem Hauſe Odheina. Sie war nicht allein das ſchönſte und klügſte, ſondern auch das kräftigſte und tapferſte Weib der Welt. Ihre Schätze gab ſie preis, römiſche Truppen anzuwerben; mit denen fiel ſie über Dſchadhima her und verjagte ihn aus den eroberten Provinzen. Zur Sicherung ihres Gebietes gegen neue Angriffe baute ſie zwei gegenüberliegende Feſtungen an beiden Ufern des Euphrat, welche durch einen Gang unter dem Strome eng verbunden waren. Hier pflegte ſie inmitten ihrer Truppen den Winter hinzubringen, ſie ſelbſt in der einen, ihre Schweſter Seinab in der anderen der beiden Schweſterſtädte den Befehl führend; im Sommer reſidirte ſie in Palmyra. Nachdem ſie ihre Herrſchaft überall geſichert, ſann ſie auf Rache an Dſchadhima für die Tödtung des Amr. Sie ſchickte ihm eine Botſchaft, daß Frauenhände zu ſchwach ſeien, die Zügel der Herrſchaft zu führen; nun kenne ſie keinen Fürſten, der ihrer würdiger ſei, als er, und ſo biete ſie ihm an, durch einen Ehebund ſich und die beiden Staaten zu vereinigen. Wolle er darauf eingehen, ſo möge er zu ihr kommen, perſönlich über das Weitere zu verhandeln. Geblendet von der lockenden Ausſicht mißachtet Dſchadhima die Warnungen ſeines klugen Rathgebers Kaßir und macht ſich mit wenig zahlreicher Begleitung auf den Weg. Schon iſt die mächtige Reiterſchaar in Sicht, welche der Sebbá vorangeht; noch einmal warnt Kaßir: „Wenn jene Reiter in geſchloſſenem Zuge dir entgegenkommen, ſo geſchieht es zu ehrenvoller Begrüßung; zerſtreuen ſie ſich aber nach deinen Flanken zu, ſo wollen ſie dich umgehen und fangen; dann ſpringe auf deine Stute El-Aßa und eile von dannen.“ El-Aßa war nämlich das ſchnellſte Pferd der Welt. Indeß Dſchadhima achtete auch jetzt nicht des weiſen Rathes, er ließ ſich umringen, von ſeinem Thiere fortdrängen und gefangen nehmen. Kaßir aber beſtieg in Eile El-Aßa; ſie lief den ganzen Tag, kein Verfolger konnte ſie einholen; ſo brachte ſie ihren Reiter ſicher zum Lager des Dſchadhima zurück, an deſſen Eingang ſie todt niederſtürzte. Der gefangene König ward inzwiſchen vor Sebbá geführt. „Wie willſt du ſterben?“ „Als König.“ Da ließ ſie ihm ein Mahl vorſetzen und Wein; als er anfing trunken zu werden, mußten ihn die Dienerinnen auf eine Decke ſetzen und man öffnete ihm die Pulsadern. Nun hatten ihre Wahrſager der Sebbá geſagt, der Tod des Dſchadhima werde an ihr gerächt werden, wenn auch nur ein Tropfen Blutes neben den untergehaltenen Schalen vorbeiliefe; plötzlich bewegte der ſterbende König den Arm und etwas von ſeinem Blute ſpritzte auf eine der Marmorſäulen des Gemaches. Das üble Vorzeichen ſollte nicht ohne Erfüllung bleiben. Der Neffe und Adoptivſohn des Dſchadhima, Amr, Sohn Adi’s, auf welchen die Herrſchaft über die Araber des Irâk übergegangen war und der inzwiſchen ſeine Reſidenz in der Stadt Hira aufgeſchlagen hatte, faßte ſogleich den Entſchluß, die Sebbá zu verderben. Aber wie? „Sie iſt unerreichbarer als der Adler des Firmamentes!“ — Kaßir erbot ſich zu einer aufopfernden That. Er ließ ſich ſelbſt die Naſe abſchneiden und eilte zur Sebbá: ſo habe ihn der neue König zugerichtet, der ihn des verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit Dſchadhimas Feinden beſchuldigt. Die Königin traute dem Augenſchein, und durch mancherlei friedliche Unternehmungen, welche ihr reichen Gewinn einbrachten, wußte der liſtige Mann ſich ihr volles Vertrauen zu erwerben. So erfuhr er von dem unterirdiſchen Gange zwiſchen beiden Städten und beſchloß, dies Geheimniß ſich zu Nutze zu machen. Eines Tages näherte ſich wieder eine Karawane, tauſend Kamele ſtark, langſamen Schrittes der Feſtung, von deren Zinnen Sebbá herabſchaute, die Schwere der Laſt anſtaunend, welche in zwei großen Säcken jedes Thier einherſchleppte. Als das letzte Kamel das Eingangsthor hinter ſich hatte, bemerkten die Wächter, daß Bewaffnete in den Säcken ſteckten. Aber es war zu ſpät, ſchon warfen Amr und ſeine Genoſſen die bergende Hülle ab und überwältigten den Poſten. Sebbá gedenkt durch ihren unterirdiſchen Gang zu flüchten, aber Kaßir iſt ihr zuvorgekommen und ſperrt ihr den Ausweg nach der anderen Seite; ſie kehrt um, inzwiſchen aber hat Amr ſelbſt bereits den Eingang beſetzt und ſie ſieht ſich zwiſchen beiden Feinden verloren. Da ruft ſie: „Durch meine, nicht durch Amrs Hand!“ —

und nimmt ein ſchnellwirkendes Gift, das ſie in einem Ringe ſtets bei ſich trägt; kaum vermag der Schwerthieb des Amr noch ihre letzten Augenblicke zu verkürzen.

Leicht findet man in dieſer Erzählung die weſentlichen Züge von Zenobias Geſchichte wieder, aber verſchoben und dabei den Anſchauungen der Beduinen angepaßt. Zenobia ſelbſt — denn Seinab iſt der gleiche Name — iſt zu einer Nebenfigur herabgeſunken, in Sebbá erkennen wir ihren ſyriſchen General Sabdai[1]), deſſen Name bei der arabiſchen Grenzbevölkerung gefürchteter geweſen ſein mag, als der Herrſcherin eigener, dem er ſich untergeſchoben hat. Der Tod des Odenathus beim Gaſtmahl iſt auf den Gegner der Sebba übertragen; der unterirdiſche Gang entſpricht dem Schlupfloch in der Mauer, durch welches Zenobia dem Aurelian zu entkommen verſuchte.[2]) Was aber ſelbſt in dieſer beduiniſirten Faſſung richtig geblieben, iſt die Anknüpfung an den alten Gegenſatz der ſyriſch-römiſchen gegen die irakiſch-perſiſchen Araber. Daß die römiſchen Truppen hier einmal im Gefolge der arabiſchen Fürſtin geſtanden haben, iſt dem Nationalſtolz der Araber unvergeßlich geblieben; für gewöhnlich war ja das Verhältniß umgekehrt. So weit uns nämlich über die Verhältniſſe Syriens unter der ſpäteren römiſchen und der byzantiniſchen Herrſchaft überhaupt Nachrichten zu Gebote ſtehen, finden wir die arabiſchen Grenzſtämme nach der Wüſte zu im Solde des Statthalters von Syrien, aber, weil ſie als freie Beduinen fremdes Commando nicht ertragen hätten, unter einheimiſchen Fürſten, Phylarchen, wie ſie die griechiſchen Hiſtoriker nennen. Einen ähnlichen Grenzcordon hatten die Perſer ihrerſeits aus den irakiſchen Arabern längs des Euphrat unter den Königen von Hira organiſirt. Beide Vaſallenſtaaten unterſchieden ſich mannigfach von der Art der innerarabiſchen Stammverfaſſung. Während der letzteren zufolge die Stellung des Häuptlings, des Scheichs[3]), im Stamme auf freiwilliger Anerkennung ſeitens der Stammesgenoſſen beruht, welche ſich an eine beſtimmte Erbfolge niemals bindet, finden wir bei den Phylarchen wie bei den Königen von Hira regelmäßigen Uebergang der Herrſchaft vom Vater auf den Sohn oder Bruder. In beiden Staaten haben wir daher feſte Dynaſtien: in Hira die der Lachmiden, welche als Nachkommen des Amr Ibn Adí, jenes Beſiegers der Sebbá-Zenobia, bezeichnet werden, in Syrien die Gaſſaniden, eine Familie ſüdarabiſcher Herkunft, die nach der gewöhnlichen Ueberlieferung noch vor Zenobia in Syrien eingewandert und zur Zeit derſelben bereits eine gewiſſe Rolle geſpielt haben ſoll. Es muß aber ganz unſicher bleiben, ob dieſe Berichte auf Wahrheit beruhen; wir ſahen ja eben, wie die arabiſche Tradition mit der Geſchichte dieſer alten Zeit umſpringt. Die einzige Möglichkeit ſie zu

---

1) Iſt derſelbe wie Zabdas bei Hertzberg, Abth. 37, S. 601. 2) a. a. O. S. 603. 3) Sprich das ſchließende ch rauh, wie in auch. Die eigentliche Bedeutung von scheich iſt Greis, Alter; daher Aelteſter, Vorſteher ein Gemeinſchaft.

controliren beſteht in zufälligen Angaben byzantiniſcher Hiſtoriker oder in ebenſo zufälligem Zuſammentreffen mit ſonſt bekannten Daten der orientaliſchen Geſchichte; beides trifft für die Gaſſaniden nur in wenigen Fällen zu. Man muß ſich alſo beſcheiden, unter keinen Umſtänden aber der Chronologie folgen, welche ſpäter die arabiſchen Hiſtoriker aus nachträglich berechneten Synchronismen hier wie in der Geſchichte von Hira aufgeſtellt haben und die mehr als einmal durch eine Notiz aus jenen zuverläſſigeren Quellen einfach über den Haufen geworfen wird.

Die gleichförmigen Verhältniſſe, unter welchen beide Dynaſtien regierten, haben eine gewiſſe Aehnlichkeit ihrer Geſchichte zur Folge. Sie verdankten die verhältnißmäßige Beſtändigkeit ihrer Herrſchaft über die unruhigen Beduinenſchaaren weniger dem Reſpect, den unter normalen Verhältniſſen das Gewicht der ſüzeränen Großmacht allerdings dieſer Grenzbevölkerung hätte einflößen können, als der in den unabläſſig ſich erneuernden römiſch-perſiſchen Kriegen fortwährend gebotenen Gelegenheit zu lohnenden Beutezügen, welche ſelbſt die unbändigſten Söhne der Wüſte unter den Fahnen dieſer Dynaſten feſtzuhalten geeignet war. So war ihre Stellung eine immerhin ziemlich freie, wenigſtens ſo oft die beiden Großmächte ſich auf ihre Unterſtützung angewieſen ſahen und nicht in der Lage waren, etwaige Unbotmäßigkeit im Augenblick kräftig zu ahnden: ſobald dies freilich der Fall war, griffen Perſerkönige wie byzantiniſche Statthalter wohl einmal durch, ſetzten einen ungehorſamen Häuptling ab und entfernten wohl ſelbſt für eine Weile die Dynaſtie überhaupt. Schließlich vertrug man ſich aber immer wieder, da weder die Araber auf ihrem ſchmalen Wüſtenſaume unabhängig von ihrem Hinterlande exiſtiren, noch die beiden Großmächte ſie dauernd entbehren konnten. Schlimm war aber für die letzteren dabei, daß ihre durch inneren Verfall wie durch die gegenſeitig verheerenden Kriege zunehmende Schwäche den ſcharfſichtigen Bundesgenoſſen nicht verborgen bleiben konnte, während dieſe zugleich auf ihren zahlreichen, bisweilen tief in das Innere der feindlichen Staaten führenden Raubzügen ſich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnten, Römer wie Perſer als wohlfeile und lohnende Beute für die arabiſchen Waffen zu betrachten. Es iſt erſt neuerdings klarer erkannt worden, wie auf dieſe Weiſe Byzanz und Kteſiphon ſelbſt die Araber zwiſchen ſich großgezogen haben: ja auch die weiter ab jenſeits der ſyriſchen Wüſte wohnenden, zu welchen wenigſtens allerhand Gerüchte von den Thaten ihrer Landsleute drangen, mußten allmählig die Furcht vor den großen Staaten verlieren, welche früher ihren Einfluß bis weit nach Arabien hinein erſtreckt hatten und ſolchen auszuüben auch wohl jetzt noch ab und zu verſuchten.

Auch im Verhältniß zu den Unterthanen war die Aufgabe beider Dynaſtien die gleiche, kurz und ſchlagend von jenem Perſerkönige (wahrſcheinlich Hormiſd IV., um 580) formulirt, als er den Hirenſer No'mán V. vor der Verleihung der Königswürde fragte: „Kannſt Du die Araber in Ordnung halten?“ Leicht war das natürlich nicht; eher noch in dem nach der Grenze hin durch byzantiniſche Feſtungen gedeckten Syrien, als in der offenen Euphratebene: wenn alſo die Fürſten beider Dynaſtien nicht gerade mit dem Stabe Sanft zu regieren pflegten, ſo erſcheinen doch vorzugsweiſe die Lachmiden von Hira als eine außergewöhnlich gewaltthätige, ja barbariſche Raſſe. Heißt doch Imruulkeis II. (vor 400) El-Muharrik „der Verbrenner“ wegen ſeiner Vorliebe für die Strafe des Feuertodes, und von El-Mundhir III. (505—554) weiß man, daß er mehr als einmal Gefangene — und darunter 400 chriſtliche Nonnen — ſeinen Götzen als Opfer ſchlachten ließ. Etwas geſitteter ſcheinen die Gaſſaniden geweſen zu ſein; auch waren ſie ſchon ſeit Alters Chriſten (und zwar, wie die meiſten chriſtlichen Vorderaſiaten, Monophyſiten) und in lebendigerer Verbindung mit der griechiſchen Civiliſation.

Durch ihre Stellung als Vorpoſten der feindlichen Großmächte waren beide natürliche Gegner, und neben den großen Schlachten, in welchen die Truppen der erſteren die Hauptrolle ſpielen, laufen zahlreiche Treffen zwiſchen Gaſſán und Hira allein her. Es hat kein Intereſſe, dieſe Balgereien und Raubzüge im Einzelnen zu verfolgen; nur wenige Hauptdaten aus der Geſchichte beider Dynaſtien, welche für ſie ſelbſt wie für ihr Verhältniß zu den Großmächten charakteriſtiſch und für die ſpätere Entwicklung wichtig ſind, mögen noch angefügt werden.

Der berühmteſte der Gaſſaniden iſt Hárith (oder Arethas, wie die Byzantiner ſchreiben) V. mit dem Beinamen El-A'aradſch („der Lahme“, reg. etwa 530—570 n. Chr.), in deſſen Händen Kaiſer Juſtinian[1]), um den arabiſchen Vaſallen der Perſer eine gleich kräftig zuſammengefaßte Grenzmacht entgegen zu ſtellen, den ſeit einiger Zeit getheilt geweſenen Oberbefehl über ſämmtliche arabiſche Horden Syriens wieder vereinigte, unter gleichzeitiger Verleihung der Titel eines Königs (für die Araber) und Patrikios (für die byzantiniſche Etikette). Zunächſt allerdings hatten die Byzantiner nicht viel davon; Hárith ließ ſich mehrfach ſchlagen und bewies durch ſein Verhalten klärlich, daß er Beute für ſich, nicht Siege für Byzanz ſuchte. Berüchtigt iſt ſein Name in der arabiſchen Stammſage durch ſein grauſames Verfahren gegen den Juden Samuel, Adijá's Sohn. Dem hatte der Kindite Imruulkeis, der größte Dichter der Araber, vor ſeiner Reiſe nach Conſtantinopel — von welcher unten S. 20 zu handeln ſein wird — ſein Hab und Gut, unter welchem fünf koſtbare Panzerhemden beſonderen Werth beſaßen, zur Aufbewahrung übergeben, und Samuel hatte ihm verſprochen, ſie Niemand anders als ihm ſelbſt, ſobald er zurückkehren würde, auszuhändigen. Imruulkeis mußte ſeinen Weg nach Byzanz durch das Gebiet und mit dem Geleite des Hárith nehmen: ſo erhielt dieſer Kunde von dem Verhältniß zu Samuel, und als Imruulkeis auf dem Rückwege geſtorben war, lagerte ſich Hárith gelegentlich einer Streiferei, auf die er ausgezogen, vor Áblak, der Burg Samuels, welche in der Nähe von Teima im nordweſtlichen

---

[1]) Vgl. Hertzberg, Geſch. d. Byzantiner S. 12.

Arabien lag, und verlangte vom Samuel die Herausgabe der Panzer. Der gewiſſenhafte Jude weigerte ſich deſſen; da fing Hárith ſeinen Sohn, einen ſchon heranwachſenden Jüngling, der ihm auf der Rückkehr von der Jagd in die Hände fiel, und drohte das Kind vor den Augen des Vaters ſchlachten zu laſſen, wenn er auf ſeinem Sinne beharrte. Aber Samuel wollte das gegebene Wort nicht brechen; er ſah lieber den Sohn ſterben, nach deſſen Tödtung Hárith unverrichteter Sache abziehen mußte. Ein ſolcher Heroismus in der treuen Erfüllung übernommener Pflicht war ſelbſt dem ehrliebenden Araber bewunderungswürdig, und der heldenmüthige Mann iſt als Ssamau'al-el-wafá „Worthalte-Samuel" bis auf die heutige Zeit berühmt geblieben. — Erſt in ſeinen ſpäteren Jahren gelang es dem Hárith einen großen Erfolg wirklich militäriſcher Art davonzutragen. Im Jahre 554 hatte der alte Mundhir III., Sohn der Má-eſſemá (ſ. unten S. 19), König von Hira, welcher dem Hárith ſchon manche Niederlage beigebracht, einen neuen Zug nach der ſyriſchen Grenze unternommen: gewitzigt durch ſo viele Mißerfolge, beſchloß Hárith es diesmal mit der Liſt zu verſuchen. Er wählte hundert der entſchloſſenſten jungen Männer ſeines Heeres aus; um ihren Eifer zu erhöhen, mußte ſeine ſchöne Tochter Halíma eigenhändig ſie mit chalúk, einem bei den Arabern ſeit Alters ſehr beliebten Parfum, ſalben, und als dabei einer der Tapferen ſich verleiten ließ, ihr plötzlich einen Kuß zu rauben, das junge Mädchen aber, in dem ſehr empfindlichen Ehrgefühl der arabiſchen Frau gekränkt, ihm dafür eine Ohrfeige zurückgab, meinte der alte König mit ungewohnter Nachſicht, ſie ſolle doch von ſo einer Kleinigkeit kein Aufhebens weiter machen. Die Hundert begaben ſich als Ueberläufer in das Lager des Mundhir, den ausnahmsweiſe die ſonſtige Vorſicht eines alten Wüſtenwolfes im Stich ließ: er nahm ſie freundlich auf, im erſten unbewachten Augenblick aber fiel ihr Anführer über den König her und machte ihn nieder. Während der ausbrechenden Verwirrung griff Hárith mit dem ganzen Heere das Lager an, und es gelang ihm den Gegnern eine vollſtändige Niederlage beizubringen. Der Sieg iſt bei den Arabern als „Schlachttag der Halíma" berühmt; auch bei den Byzantinern erhöhte er das Anſehen des Phylarchen erheblich: bald nachher (566) durfte er zur Verfolgung politiſcher Pläne nach Conſtantinopel gehen, und dort machte das Auftreten des wilden Halbbarbaren einen ſolchen Eindruck, daß man den ſchwachſinnigen Kaiſer Juſtin II noch Jahre lang mit dem Namen dieſes Popanz ſchrecken konnte. — Nach dem Tode des Hárith ſcheint die in ſeinen Händen vereint geweſene Macht wieder in Theilfürſtenthümer zerfallen zu ſein. Zwar hat ſein Sohn El-Mundhir noch im J. 570 den Kabús, König von Hira, gründlich geſchlagen, und es werden auch nach dieſem noch eine große Anzahl gaſſanidiſcher Herrſcher genannt — unter welchen Amr IV., No'mán VI. und Hárith VII. als Beſchützer hervorragender Dichter erſcheinen (vgl. S. 22. 40.) —, aber die politiſche Bedeutung des Hárith hat keiner wieder erlangt: der Alte mochte doch den Byzantinern zu gefährlich vorgekommen ſein, ſo zogen ſie es vor wieder jeder

der Grenzprovinzen einen beſonderen Phylarchen zu beſtellen. Von einem derſelben werden wir zur Zeit des Mohammed noch hören, und in der Schlacht am Hieromax dem Dſchábala VI., Sohn Eiham's, welchem bei der Invaſion der Muslime noch einmal das Obercommando über ſämmtliche Araber Syriens verliehen wird, als letztem der Gaſſaniden begegnen.

Etwas beſſer als über dieſes Herrſcherhaus ſind wir über die Lachmiden von Hira unterrichtet. Es wird richtig ſein, daß ungefähr um die Zeit der Zenobia, alſo nach 250, die Gründung dieſes Grenzſtaates erfolgt iſt, welche die Tradition an den Namen des Amr Ibn Adí (ſ. oben S. 12) knüpft. Dieſer Fürſt, ſo wird berichtet, erhielt von dem Perſerkönig Schapur I. (241—272) den Königstitel, d. h. den Rechtsanſpruch auf die Herrſchaft über die Araber des Irák. Seine und ſeiner Nachfolger Reſidenz iſt Hira[1]), etwa zehn Meilen ſüdlich von den Ruinen Babylons, drei Meilen von dem ſpäteren Kúfa, zwiſchen dem Euphrat und der Wüſte gelegen. Natürlich hat ſich ihre Autorität über die irakiſchen Araber erſt allmählich ausgebreitet und gefeſtigt: wir hören von nachdrücklicher Züchtigung zahlreicher Beduinenſtämme, welche ſich die Minderjährigkeit des Königs zu verheerenden Raubzügen nach Meſopotamien und Babylonien zu Nutze gemacht hatten, durch Schapur II. (309—379), ohne daß den Fürſten von Hira dabei eine Rolle angewieſen wird, ja kurz nachher (etwa um 380) erſcheint die Reihenfolge der Lachmiden durch Einſetzung eines fremden Fürſten unterbrochen. Um 400 iſt die Dynaſtie aber wieder am Ruder; bis einige Zeit vor 420 regiert No'mán I., der Einäugige (el-á'awar), berühmt als Herr des Schloſſes Chawárnak, welches er ſich bei Hira von einem byzantiniſchen Baumeiſter — die Araber ſind damals und noch weit ſpäter der Künſte des Friedens unkundig — Namens Sſinimmár[2]) hat erbauen laſſen. Die Sage berichtet, daß der König nach der Vollendung des Schloſſes den Erbauer ſtatt des Lohnes von den Zinnen deſſelben habe herabſtürzen laſſen, weil er ſich berühmt, daß er, wenn er gewollt, noch ein weit ſchöneres hätte bauen können; nach Anderen, weil er erklärt, er kenne eine Stelle im Fundament, deren Einreißung den ſofortigen Zuſammenbruch des Ganzen bewirken würde — es iſt bekannt, daß ähnliche Geſchichten oft an großen Bauwerken haften. Sicher wiſſen wir nur, daß bereits um 600 No'mán als Herr von Chawarnak im Sprichwort umging. Auf die Höhe der Macht ſteigt das Haus der Lachmiden mit dem Sohne No'máns, El-Mundhir I., der beſtimmt vor 420 zur Regierung gekommen iſt. Auch den Byzantinern iſt er bekannt als „Alamundaros, König der Sarakenen[3]), ein tüchtiger und kriegeriſcher Mann". Er durfte ſich mit ſeinen Arabern ſchon in die ewigen Thronſtreitigkeiten der Saſſaniden miſchen

---

1) Syriſches Wort in der Bedeutung „Heerlager"; die Stadt erhielt alſo ihren Namen nicht von den Arabern, ſondern von der ſeßhaften Städtebevölkerung des Euphratthales, welche ſich der ſyriſchen Sprache bediente. 2) Der Name iſt natürlich aus irgend einem griechiſchen von den Arabern entſtellt. 3) Die richtige Ableitung des Namens Saracenen iſt bis heute noch nicht gefunden.

und hat es ohne Zweifel durchgeſetzt, daß Bahrâm V. Gôr, den er von einem längeren, vielleicht gezwungenen Aufenthalt in Híra kannte, im J. 420 König von Perſien wurde. Dagegen erlitt er in dem kurz nachher ausbrechenden Byzantinerkriege (420—422), nachdem er Meſopotamien greulich verwüſtet, eine empfindliche Niederlage. Unter ſeinen Nachfolgern wird, immer mit wechſelndem Erfolge, gegen Byzantiner und Gaſſaniden weiter gekämpft: aber während man ſich mit dieſen in gegenſeitigem Schach hält, wächſt zwiſchen beiden plötzlich eine dritte Macht empor, welche für kurze Zeit die Lachmiden vollſtändig bei Seite zu ſchieben droht. Wir verweilen einen Augenblick bei dieſer Epiſode, die als ein merkwürdiges Vorſpiel der ſich ankündigenden Welteroberung der Araber erſt neuerdings erkannt und in das richtige Licht geſtellt worden iſt.

Es war etwas nach der Mitte des fünften Jahrhunderts, als in Centralarabien der Stamm der Kinda Einfluß zu gewinnen anfing. Er führte ſeine Abſtammung nach Südarabien zurück; trotz des Gegenſatzes aber, in welchem von jeher die Südaraber zu den übrigen Bewohnern der Halbinſel ſtehen, gelang es ihm, der in der Mitte des ſüdlichen Nedſchd damals hauſte, die großen Stämme von Wá'il, Bekr und Taglib (vgl. oben S. 3) und eine gewiſſe Anzahl anderer zu einer Coalition zu vereinigen, welche zum erſten Male die nördliche Grenzwüſte zu überſchreiten unternahm. Zweifelsohne waren längſt Gerüchte über die lohnenden Beutezüge nach Centralarabien gedrungen, welche die ſyriſchen und irakiſchen Stammverwandten unter Führung von Gaſſaniden und Lachmiden tief nach Meſopotamien und Syrien hinein zu unternehmen pflegten, ſobald von Neuem der ewige Krieg zwiſchen Perſien und Byzanz entbrannte; dem Häuptling der Kinda, El-Hodſchr mit dem Beinamen Ákil-el-murár[1]), glückte es, durch die Ausſicht auf eine ähnliche Befriedigung ihrer Raubſucht die genannten Stämme mit ſich fortzureißen, und ſo finden wir ſchon um 480 die Macht der Kinda bis an die Grenzen von Híra reichend, deſſen Einfluſſe ſie die benachbarten Araber entzogen haben. Nach dem Tode des Hodſchr ſcheint der neugegründete Bund für eine Weile ſich wieder aufzulöſen: ſeinem Sohne Amr gelingt es nicht, die Stämme beieinander zu halten, und bald ſieht er ſich auf den Süden Centralarabiens beſchränkt, während im Norden Kuleib die Führung übernimmt, deſſen Tod die oben geſchilderte heftige Fehde zwiſchen den Bruderſtämmen Bekr und Taglib zur Folge hat. Wir ſahen indeß bereits (vgl. S. 5), wie der berühmte vierzigjährige Krieg nicht ohne längere Unterbrechungen verlaufen iſt: ſo gelang es in einem Momente, wo beide Stämme einmal des Haders überdrüſſig waren, Hárith, dem Sohne Amrs des Kinditen, für einige Zeit Frieden zwiſchen ihnen zu ſtiften und gleichzeitig die Coalition der centralarabiſchen Stämme zu erneuern. Hárith war eine bedeutende Perſönlichkeit, thatkräftig und dazu geſchaffen, ſelbſt aus unſicheren Elementen eine bedeutende Macht zu geſtalten. Etwa 496 fühlte er ſich ſtark genug, mitten zwiſchen Hira und Syrien ſich hineinſchiebend Paläſtina und die angrenzenden Gegenden durch große Streifſchaaren, an deren Spitze zwei ſeiner Söhne ſtanden, aufs ärgſte verwüſten zu laſſen. Zwar gelang es dem byzantiniſchen Statthalter Romanus ſchließlich, die kecken Räuberhorden zu verjagen und ſelbſt einen der Häuptlinge gefangen zu nehmen; aber um 500 begannen die Einfälle von Neuem, und ſchließlich ſahen ſich die Byzantiner, um bei dem wieder ausgebrochenen Perſerkrieger keine gefährliche Diverſion in der Flanke zu haben, genöthigt, mit Hárith zu verhandeln. Ein Geſandter, der Großvater des Hiſtorikers Nonnoſus, der uns dieſe Dinge berichtet hat, kam im Jahre 503 zu dem Haupte der Kinda, und es wurde ein Vertrag geſchloſſen, in welchem Kaiſer Anaſtaſius durch Opferung beträchtlicher Summen den ſyriſchen Provinzen den Frieden ſicherte und es ſogar erreichte, daß der kriegeriſche Beduinenfürſt ſeine unruhigen Schaaren gegen die Vaſallen Perſiens, die Araber von Hira, warf. Ihr König, No’mán III., der Sohn des Aswad, focht mit den beſten ſeiner Truppen gerade unter den Fahnen der Perſer in Meſopotamien gegen Byzanz; ſo überrannten die Reiter des Kinditen mit leichter Mühe den nicht genügend gedeckten Grenzſtaat und bemächtigten ſich, als No’mán im September 503 an einer ſchon früher empfangenen Wunde unter den Mauern von Edeſſa geſtorben war, faſt ſeines ganzen Gebietes, Hira ſelbſt allerdings ausgenommen. Lange konnte er ſich indeß in der glänzenden Stellung nicht halten, auf die ihn Thatkraft und geſchickte Benutzung der Umſtände gehoben: im Jahre 506 ſchloſſen Byzanz und Perſien Frieden und ſchon 505 hatte in Hira ein Fürſt die Herrſchaft angetreten, der ihm an Energie gleich, an Rückſichtsloſigkeit überlegen war, Mundhir III., Sohn des Imruulkeis III. und der Má-eſſemá[1]), einer Tochter des großen Rabí’aſtammes, einer weitberühmten Schönheit, die der König auf einem Streifzuge nach Oſtarabien geraubt und zu ſeiner Gemahlin gemacht hatte: nach ihr wird der Sohn gewöhnlich Mundhir Ibn Má-eſſemá genannt. Er iſt, trotzdem ihn ein unglaubwürdiger Bericht in ſpäteren Jahren zum Chriſtenthum übertreten läßt, ein vollendeter Barbar geweſen (vgl. oben S. 15), aber dabei ein eben ſo tüchtiger Herrſcher, als der erſte ſeines Namens (S. 17). So fühlte der Kindite bald den Rückſchlag. Seine Beduinen zerrannen ihm unter den Händen wie der Sand ihrer Wüſte, ſobald ſie merkten, daß ſtatt leichter Beutezüge es nunmehr zu heißen Schlachten kommen ſollte, ein Stamm nach dem andern zog ſich in ſeine alten Sitze zurück, und endlich wurde Hárith ſelbſt mit den Treugebliebenen von Mundhir überfallen,

---

[1] „Bitterkrauteſſer“ — murâr iſt eine bittere Pflanze, bei deren Kauen ſich Lippen und Mund zuſammenziehen. Ueber die Entſtehung des Namens giebt es eine Geſchichte, die, wie oft in ſolchen Fällen, erſichtlich ſpäter dazu erfunden iſt und nur beweiſt, daß die Araber ſelbſt nichts Authentiſches mehr darüber wußten.

---

1) d. h. „Himmelswaſſer“ alſo etwa Thautropfen, — ob ſich der Name auf Schönheit oder Reinheit des Weſens beziehen ſoll, bleibt unſicher.

ſein kleines Heer zerſprengt, ſeine Schätze geraubt, und mit Mühe entging er für ſeine Perſon den Verfolgern, während mehr als vierzig Gefangene, alle Glieder der Familie Akil-el-murár, auf Befehl des Lachmiden enthauptet wurden. Nach langen Irrfahrten iſt er aber im J. 529 auch noch dem Mundhir in die Hände gefallen, der ihn hinrichten ließ, trotzdem er ſeine vermuthlich auf einem der früheren Kriegszüge gefangene Tochter Hind zur Gemahlin genommen hatte. Sie war eine fromme Chriſtin; in Hira hat ſie ein Kloſter gegründet, an deſſen Kirche eine im Wortlaut uns bei einem mohammedaniſchen Schriftſteller noch erhaltene Inſchrift ſie als Stifterin nannte. Ihre Brüder, die Söhne des Hárith, vergeudeten ihr Leben in vergeblichen Verſuchen, die abtrünnigen Stämme wieder zu gewinnen. Einer derſelben, Hodſchr, wurde von den Benu Aßad, deren Haß er ſich zugezogen, getödtet; er hinterließ einen Sohn, Imruulkeis, den „Dichter und König". So nennt ihn Rückert, der ihm durch die Verdeutſchung ſeiner Poeſien ein bleibendes Denkmal unter uns geſetzt1), mit Recht: hat er gleich ſein Leben von Stamm zu Stamm irrend, Rache für den Tod ſeines Vaters und Erneuerung der Größe ſeines Hauſes ſuchend, fried- und ruhelos aufgerieben, ohne das hohe Ziel ſeines Ehrgeizes zu erreichen, ſo zeigen ſeine Dichtungen in der That einen königlichen Mann, der unabläſſig vom Unglück verfolgt ſich weder den Menſchen noch dem Schickſale beugt, der nach jeder Niederlage von Neuem den ausſichtsloſen Kampf mit zahlloſen Feinden aufnimmt, deſſen unerſchöpfliche Lebenskraft ihn dabei am Rande jeder Gefahr noch raſch die Blume heiteren, ja leichtfertigen Genuſſes pflücken läßt, ehe er ſich wieder in das Gewühl eines verzweifelten Krieges ſtürzt. Den „irrenden König" nennen ihn die Araber und erkennen ihren größten Dichter in ihm. Romantiſch, wie ſeine Kriegs- und Liebesabenteuer, iſt auch das Ende ſeines Lebens. Als Kaiſer Juſtinian um 530 von Neuem darauf ſann, den Perſern aller Orten Abbruch zu thun und Nachtheil zu bereiten, war ihm auch an der Wiederherſtellung der kinditiſchen Macht gelegen, welche ſchon einmal den Byzantinern ſo nützlich geweſen war. Wiederholt ſandte er Agenten aus, welche mit dem „Phylarchen Kaiſos" unterhandeln, ihn den mit Byzanz in Verbindung ſtehenden äthiopiſchen Statthaltern Südarabiens (unten S. 28) empfehlen mußten; und als die augenblickliche Unausführbarkeit ſeiner Pläne immer klarer hervortrat, lud ihn der Kaiſer ſchließlich nach Konſtantinopel ein, um ihm innerhalb des byzantiniſchen Reiches eine Zuflucht und eine ſeiner würdige Stellung anzubieten. Imruulkeis folgte dem Rufe, übergab ſein Hab und Gut dem Samuel Ibn Adijá (ſ. oben S. 15) und erreichte, durch Syrien und Kleinaſien ziehend, endlich die große Hauptſtadt. Er fand freundliche Aufnahme, und nach längerem Aufenthalte wurde er zum Phylarchen von Paläſtina ernannt; aber auf dem

---

1) Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargeſtellt in ſeinen Liedern. Aus dem Arabiſchen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart und Tübingen. 1843.

Wege zu dieſer neuen Beſtimmung ereilte ihn der Tod in Angora in Kleinaſien, wie die arabiſche Sage nicht unglaubwürdig berichtet, auf Befehl Juſtinians, welchen der immer noch verführeriſche und leichtſinnige Held durch die Bethörung einer kaiſerlichen Prinzeſſin beleidigt hatte. Es iſt etwas von der ungezügelten Leidenſchaft und dem wilden Trotze eines Don Juan in dieſer ritterlichen Geſtalt, die uns noch heute von einem poetiſchen Zauber umwebt erſcheint.

Ungeſtört konnte inzwiſchen in Hira der furchtbare Mundhir die Herrſchaft ſeiner Dynaſtie von Neuem feſtigen und mit ſeinen überall plündernden Beduinenhorden der Schrecken und die Geißel der byzantiniſchen Grenzprovinzen werden. Wie er endlich durch den Gaſſaniden Hárith ſein Ende fand, iſt bereits erzählt (S. 16); ſein Sohn Amr (554—568 oder 569) ſoll unter dem Einfluſſe ſeiner Mutter Hind (ſ. S. 20), einer immerhin unſicheren Nachricht zufolge, Chriſt geworden ſein; jedenfalls hinderte ihn das nicht, in der Gewaltthätigkeit nach ſeinem Vater zu arten. Seine Regierung iſt den Arabern merkwürdig, weil während derſelben Mohammed in Mekka geboren ſein ſoll (unten S. 44); er wie ſein Bruder und Nachfolger Kabús (569—573) ſchlagen ſich natürlich mit den Gaſſaniden herum, welche aber dem letzteren 570 eine unangenehme Schlappe beibrachten (o. S. 16). Auf Mundhir IV. (ebenfalls einen Sohn der Hind) folgte dann als letzter der Lachmiden ſein Sohn No'mán V. Die Ueberlieferung berichtet, daß von den zwölf Söhnen Mundhirs dieſer allein häßlich und klein, roth und ausſätzig im Geſicht war; dabei ein unbändiger Geſell, doch außer den Weibern auch den Dichtern wohlgeſinnt und von feinem Gefühl für poetiſche Schönheiten. Als nun der Perſerkönig1) einen der Brüder nach dem andern fragte: „Kannſt du die Araber in Ordnung halten?" antwortete jeder: „Alle, außer No'mán" — blos No'mán ſelbſt ſagte einfach „ja", und wie der König weiter fragte: „Auch deine Brüder?" meinte er trocken: „Bin ich denen nicht gewachſen, ſo bin ich's freilich den Andern noch weniger." So wurde ihm denn die Herrſchaft übertragen, die er etwa 580—602 geführt hat. Er hat den Perſern wenig genützt, dabei ſich verſchiedentlich ſo unbotmäßig gezeigt, daß es Chosrau II. ſchließlich nothwendig fand ihn zu beſeitigen; man lockte ihn nach Kteſiphon, wo er im Kerker verkommen oder von Elephanten zertreten worden ſein ſoll. Für die Araber iſt er der hervorragendſte aller Könige von Hira wegen ſeiner Vorliebe für Dichtkunſt und Dichter, und mannigfach ſind die Erzählungen, welche über ſeinen Verkehr mit den letzteren umlaufen. Vor Allem hat der berühmte Dichter Nábiga vom Stamm Dhobján ſeine Gunſt genoſſen und ihn dafür in vielbewunderten Gedichten geprieſen. Freilich gab es einmal eine bedenkliche Verſtimmung, als der vermuthlich auch etwas verliebte Dichter dem eiferſüchtigen Könige die Grenze des Zuläſſigen im Verkehr mit ſeiner Frau über-

---

1) Chosrau II. Parwéſ wird genannt, es müßte aber der Chronologie nach Hormiſd IV. geweſen ſein. Vgl. S. 14.

ſchritten zu haben ſchien; Nábiga mußte flüchten und ging zum Gaſſaniden Amr (S. 16). Aber der König konnte ſeinen Lieblingsdichter auf die Dauer nicht entbehren, und dieſem, der als guter Araber ſich leicht daran gewöhnt hatte, den Baum ſeines in der That echten Talentes goldene Früchte tragen zu ſehen, war der Gaſſanide zu ſparſam: ſo verſöhnte man ſich denn nach kurzer Friſt.

Mit No'mán iſt das ſtolze Geſchlecht der Lachmiden dem Untergange geweiht: ſeine Tochter Hind, die nach ſeinem Tode in's Kloſter ging, erlebte nicht allein den Zuſammenſturz des Perſerreiches, ſondern noch den erſten Bürgerkrieg der Muslime und ſtarb erſt nach 660; viel früher, im J. 633, war der letzte männliche Sprößling der Dynaſtie an der Spitze einer Empörung arabiſcher Horden kurz vor dem Eindringen der Muslime gefallen.

Man begreift ſehr gut, wie ſowohl die Byzantiner wie die Perſerkönige dazu kamen, die ihnen allzu mächtig werdenden Araberhäuptlinge zu beſchränken oder ganz zu beſeitigen. Trotzdem war ſchon die Zerſchlagung des ſyriſchen Lehnsſtaates (S. 17), noch mehr aber die Vernichtung der Dynaſtie von Hira ein grober Fehler, der ſich bitter gerächt hat. Die Grenzaraber waren eben an Raub und Plünderung gewöhnt, hatten den Reſpect vor der Scheinmacht der Großſtaaten verloren; nun löſte man noch die einzige Feſſel, welche ſie bis dahin einigermaßen gebändigt hatte. Die perſiſchen Statthalter und arabiſchen Figuranten, die von jetzt ab nach Hira geſetzt werden, haben keinen Boden unter den Füßen, vermögen weder die Araber des Irák in Ordnung zu halten, noch den benachbarten Beduinen der Halbinſel ſelbſt Reſpect einzuflößen. Wenige Jahre nach der Abſetzung des No'mán fallen die Benu Bekr, die mit den Lachmiden in den letzten Jahrzehnten in nahem Bundesverhältniß geſtanden hatten, in das Gebiet von Hira ein, bringen den vereinigten Perſern und Arabern vom Stamme Taglib, welcher ſeit der Beendigung des vierzigjährigen Krieges auf das rechte Euphratufer übergeſiedelt war, bei Dhú-Kár, nicht weit von der Stadt ſelbſt, eine ſchwere Niederlage bei und verwüſten weithin das Land (zwiſchen 604 und 610): kein Wunder, daß fünfundzwanzig Jahre ſpäter der Gedanke, mit ähnlichen, nur weit zahlreicher gewordenen Reiterſchaaren den Angriff nachdrücklicher zu wiederholen, für die erſten großen Chalifen und Feldherren der Muslime nicht im Geringſten ſo abenteuerlich war, als er abendländiſchen Hiſtorikern vielfach vorgekommen iſt.

Finden wir ſomit am Anfange des ſiebenten Jahrhunderts Nordarabien in unruhiger Bewegung, die mit den Verhältniſſen der benachbarten Großmächte näher vertrauten Grenzſtämme mehr und mehr geneigt gegen dieſelben anzudrängen, ſo verläuft gleichzeitig am Südrande der großen Halbinſel die Geſchichte einſtmals mächtiger Staaten, welche jenen ausbreitungsluſtigen Elementen des Nordens früher reichlich das Gegengewicht halten konnten, im Sande. So alt wie die Geſchichte iſt der Gegenſatz zwiſchen den beiden nahe verwandten Raſſen, welche Arabien bewohnen. Schon im Alten Teſtament können wir unterſcheiden zwiſchen den Kindern Ismaels, den unruhigen Beduinen des Nordens, und den ſeßhafteren, an ſtaatliche Ordnung ſeit lange gewöhnten Leuten von Saba, welchen der Süden gehörte. Eine unüberſchreitbare Schranke zieht durch den größten Theil des Landes die große ſüdliche Sandwüſte (jetzt Róba' el-Cháli genannt) zwiſchen beiden; eine den nördlichen Rand derſelben nach Weſten fortſetzende Linie, welche etwa einen Breitengrad ſüdlich von Mekka auf den arabiſchen Meerbuſen trifft, bezeichnet ungefähr die im Einzelnen unſichere, vielfach verſchobene Grenze von der Stelle ab, wo jene natürliche Scheidewand aufhört. Die Bibel leitet Sabas Herkunft von Joktan ab (1. B. Moſe 10, 28), man unterſcheidet daher die Südaraber als Joktaniden von den nördlichen Ismaeliten. Im Einzelnen ſind hier die ethnographiſchen Verhältniſſe unklar; doch liegt in der Natur der Sache, daß die mit Syrien und Meſopotamien in altem Verkehr ſtehenden Ismaeliten, unter denen wir von jeher z. B. zahlreiche Juden angeſiedelt finden, das urſprüngliche Volksthum von allerhand Beimiſchungen fremder Elemente nicht werden freigehalten haben. Wir fänden danach in den Männern von Saba das eigentliche Araberthum am reinſten dargeſtellt. In der hiſtoriſchen Zeit kehrt ſich das freilich um, und der Ismaelite fühlt ſich bis heute als den eigentlichen Repräſentanten des arabiſchen Weſens: aber die älteſten Spuren der Geſchichte weiſen in der That darauf hin, daß lange vor den Ismaeliten die Joktaniden zu einer achtunggebietenden Culturentwicklung gediehen ſind. Bis in unſer Jahrhundert hinein konnte man ſich davon aus der Erzählung des Alten Teſtamentes von der Königin von Saba und ein paar anderen Stellen desſelben wie mehrfachen Angaben griechiſcher und römiſcher Geſchichtſchreiber und Geographen über Völker und Reiche des „glücklichen Arabiens" nur ein ſehr ſchattenhaftes Bild entwerfen. Etwas klarer wurde die Anſchauung durch die ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von europäiſchen Forſchungsreiſenden, welche ſelten genug und unter großen Gefahren bis hierher vorzudringen vermochten, gelieferten Beſchreibungen großartiger Ruinen alter Tempel und Paläſte, welche weithin das Land bedecken und von untergegangener Herrlichkeit Zeugniß geben. Endlich jetzt iſt es ſeit den vierziger Jahren allmählich gelungen, die in fremdartigen Charakteren eingemeißelten Inſchriften, welche an und bei jenen Ruinen gefunden worden ſind, zu entziffern und ihre, dem gewöhnlich als „Arabiſch" bezeichneten Idiom der Nordaraber verwandte Sprache größtentheils auch zu verſtehen. Sie enthalten zwar, wie ſich erwarten ließ, in großer Menge Namen von Königen und mannigfache ſonſtige hiſtoriſche Angaben, aber leider ohne einen Anhalt für die Zeiten, in welche jene zu ſetzen wären. Vor kurzem iſt nun aber auch hierfür ein feſter Punkt gewonnen worden: in einer aſſyriſchen Keilſchrift[1] aus dem Jahre 715 vor Chriſti Geburt berichtet König Sargon von Niniveh „Ich empfing den Tribut ... des Ithamara, des Sabäers, Gold, Kräuter des Oſtlandes (d. h. Weihrauch und Gewürze), Sklaven, Pferde und Kamele.“ Nun findet ſich „Ithamara, der Sabäer“ als „Jatha'amar, Fürſt von Saba“ auf den ſüdarabiſchen Inſchriften, und wir ſehen alſo, daß nicht allein bereits im achten Jahrhundert v. Chr. das Reich der Sabäer blühte, wie es im Alten Teſtament vorausgeſetzt wird, ſondern daß auch die erhaltenen Denkmäler Südarabiens zum großen Theile bis in jene uralte Zeit zurückgehen. Bis jetzt geſtattet das in den Inſchriften vorgefundene Material allerdings noch nicht, die Geſchichte des Landes im Einzelnen zu verfolgen: aber man hat doch von jenem feſten Punkte aus einige Hauptſachen feſtſtellen können, von denen das Wichtigſte hier in Kürze vorzutragen iſt.

---

[1] Ueber die aſſyriſch-babyloniſchen Keilſchriften und die in ihnen überlieferten hiſtoriſchen Thatſachen iſt Hommels „Geſchichte Babyloniens-Aſſyriens" (Nr. 95 dieſer Sammlung) zu vergleichen.

Seit den älteſten Zeiten bewohnen joktanidiſche Araber den Süden der Halbinſel, das Land Jemen[1], ſeit frühen, allerdings bis jetzt nicht genauer zu beſtimmenden, aber gewiß weit über Chriſti Geburt hinausreichenden Jahrhunderten auch das gegenüberliegende afrikaniſche Alpenland Abeſſinien. Daſſelbe war über die Meerenge von Báb-el-Mandeb unſchwer zu erreichen; in ihm haben dann allerdings die ſemitiſchen Coloniſten ſich allmählich mit eingeborenen afrikaniſchen Elementen vermiſcht, ſo daß die gewöhnlich als Aethiopen bezeichneten Bewohner Abeſſiniens in hiſtoriſcher Zeit nicht mehr als reine Araber betrachtet werden können. Jedenfalls wurden beide Völker einander ſchnell entfremdet; ſchon im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung haben äthiopiſche Könige auf der gegenüberliegenden arabiſchen Küſte Krieg geführt und von einer früheren Zuſammengehörigkeit hat ſich weder im Bewußtſein der Aethiopen noch der Araber eine Erinnerung erhalten. Die letzteren haben nun in Südarabien eine Anzahl von größeren und kleineren Staaten gegründet, welche im Gegenſatz zu den ismaelitiſchen Nomaden aus dem ſtädtiſchen Leben eines handeltreibenden Volkes hervorgingen. Im Südoſten von Arabien, genauer im Innern der Landſchaft Hadramaút, befindet ſich die Gegend, welche den in der ganzen alten Welt ſo hochgeſchätzten Weihrauch hervorbringt, und in Südweſtarabien hat man in der Vorzeit Gold in größeren Mengen gefunden. Ferner aber hat zwiſchen den Häfen Oſtarabiens und Indien ebenfalls ſehr frühe ein Verkehr zur See beſtanden, der indiſche Producte, insbeſondere Gewürze und Luxusthiere (Affen und Pfauen) nach der Küſte von Omán brachte. Von dort hatte man ſie, wie es ſcheint, noch im 10. Jahrhundert v. Chr. zu Lande nach dem arabiſchen Meerbuſen übergeführt, woſelbſt ſie nach Aegypten für den Gebrauch der Pharaonen und ihrer Großen eingeſchifft wurden: hier in der Südoſtecke des genannten Meeres iſt denn auch wohl das Land Ophir zu ſuchen, mit welchem Salomo mit Hilfe Hirams von Tyrus einen directen Handelsverkehr für kurze Zeit herſtellte. Indeß zog man bei der Schwierigkeit der Schifffahrt auf dem Rothen Meere wohl ſchon damals, ſicher im 8. Jahrhundert für den Verkehr zwiſchen Jemen und Syrien den Landweg vor: von Sabota (ſo nennen die Alten das arabiſche Schabwat), der Hauptſtadt der Chatramotiten (Hadramaut), ging die Karawanenſtraße nach Mariaba (Ma’rib) im Lande der Sabäer, dann mitten durch Arabien über Macoraba (das ſpätere Mekka), durch das Land der Midianiter, der Sinaihalbinſel gegenüber, nach Petra und Gaza am Mittelländiſchen Meere, wo ein Hauptſtapelplatz für den Verkehr zwiſchen Oſt und Weſt ſich befand. Demgemäß treffen wir zwiſchen dem Weihrauchlande Hadramaut und dem Rothen Meere auf zwei größere Staaten: öſtlich den der Minäer, von ihrer Hauptſtadt Ma’in benannt, von welchem zeitweilig das Weihrauchland unmittelbar abhing, und an dieſen weſtlich anſtoßend das Reich Saba mit der Reſidenz Má’rib; um dieſe haben ſich dann eine Reihe kleinerer Fürſtenthümer gruppirt, die mehr oder weniger unter ihrem Einfluſſe geſtanden haben werden. Der Machtbereich von Saba insbeſondere mag ſich weit nach Norden hinauf erſtreckt haben: forderte es doch das Lebensintereſſe des Landes, daß die Karawanenſtraße bis in das Land Midian hinein für den Transport der koſtbaren Producte frei und ſicher war; und wenn wir an dem Stile der Bauten wie in der Mythologie der Sabäer deutlichen Spuren directen Einfluſſes der aſſyriſch-babyloniſchen Cultur begegnen, ſo iſt das nur durch vielfache und ziemlich unmittelbare Berührungen zu erklären. Daß die Aſſyrer nicht blos Syrien, ſondern auch die Beduinen der nordarabiſchen Wüſte in ihren Machtbereich gezogen hatten, wiſſen wir: bis zu dieſen hin müſſen alſo die Südaraber ſchon vor dem achten Jahrhundert ſich die Sicherheit ungeſtörten Verkehres geſichert haben. Jahrhunderte hindurch beſtanden die Reiche von Saba und Ma’in, wenn auch nicht ohne gegenſeitige Reibungen, ſo doch, wie es Kaufmannsſtaaten zukommt, im Weſentlichen friedlicher Politik zugeneigt; noch im Jahre 25 v. Chr. bezeichnet der Römer Aelius Gallus die Araber der Weſtküſte ziemlich bis zur Sinaihalbinſel hinauf als unkriegeriſche Krämer. Bis kurz nach Chriſti Geburt haben dieſe Verhältniſſe angedauert: da aber wandte ſich das Blatt. Freilich war den Römern der Zug mißglückt, welchen der eben erwähnte Aelius Gallus auf Befehl des Kaiſers Auguſtus nach Arabien unternommen hatte — verrätheriſche Führer hatten den Marſch durch unwegſame Gebiete gelenkt und die Belagerung des nach unſäglichen Mühen erreichten Ma’rib mußte der römiſche Feldherr wegen Waſſermangels aufgeben —, aber dem Schwergewicht des römiſchen Weltreiches konnten auch die Handelsverhältniſſe des Oſtens ſich nicht entziehen. Man fing an, zu Schiffe direct von Indien und von der Küſte des Weihrauchlandes durch die Meerenge von Báb-el-Mandeb nach Myos-hormos, einem ägyptiſchen Hafen am Rothen Meer, zu fahren;

---

[1] Das Wort jemen bedeutet eigentlich „rechte Seite“ oder „was rechts iſt“; das „Rechtsland“ iſt aber, da man bei der Orientirung ſich nach Oſten wendet, der Süden. Die Landſchaft hat alſo ihren Namen von ihren nördlichen Nachbarn erhalten. Da nun die rechte Hand auch bei den Arabern die glückbringende iſt, ſo haben mehrere von demſelben Wortſtamme abgeleitete Ausdrücke Bedeutungen wie „glücklich“, „geſegnet“: woher dann durch ein naheliegendes Mißverſtändniß der Name Arabia felix „das glückliche Arabien“ für dieſen Theil der Halbinſel entſtanden iſt.

ſo wurden die binnenländiſchen Stapelplätze umgangen und langſam begannen die ſtolzen Paläſte Sabas zu veröden, die künſtlichen Bewäſſerungsanlagen, durch welche man dem Wüſtenſande fruchtbare Felder und Gärten abgewonnen hatte, zu verfallen.

Die arabiſche Sage hat, wie das zu geſchehen pflegt, den mehr als ein Jahrhundert umfaſſenden hiſtoriſchen Proceß in eine einzelne concrete Thatſache zuſammengedrängt. Die Blüthe von Mâ'rib und ganz Jemen beruhte ihr zufolge auf einem rieſigen Damm, welcher für eins der Wunderwerke der Welt gilt und dazu beſtimmt geweſen ſein ſoll, die Stadt und ihre Umgebung vor den Gebirgswaſſern zu ſchützen. Dieſer Damm ſei nun (man hat für das Ereigniß etwa die Mitte des zweiten nachchriſtlichen Jahrhunderts ausgerechnet) plötzlich gebrochen, die Gewäſſer über Stadt und Land hereingeſtürzt und die entſetzlichſten Verwüſtungen angerichtet worden, deren Folgen zu beſeitigen Niemand habe unternehmen können. So ſei ein großer Theil der Bevölkerung genöthigt worden auszuwandern und ſich im Norden von Arabien und in Syrien neue Wohnſitze zu ſuchen: daher die große Zahl von Stämmen ſüdarabiſcher Abkunft in dieſen Gegenden.

Der Damm von Mâ'rib exiſtirt zum Theil noch heute — insbeſondere ſind zwei hoch aufgemauerte Pfeiler dort gefunden worden, zwiſchen denen eine Art Schleuſenthor ſich befunden haben muß — und es iſt ſehr möglich, daß eine Kataſtrophe der angedeuteten Art dort ſtattgefunden hat. Wäre aber Stadt und Land noch einigermaßen leiſtungsfähig geweſen, ſo würde man den gebrochenen Damm eben hergeſtellt, die verſandeten Felder von Neuem urbar gemacht haben, es muß alſo der Verfall des Reiches und ſeiner Reſidenz der Ueberſchwemmung vorangegangen ſein, und den Grund desſelben kann man eben nur in der Verödung der alten Handelsſtraße ſuchen. Der Ablenkung des Verkehrs auf den Seeweg entſpricht es nun auch vollkommen, daß zwar im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt das Reich der Sabäer noch genannt wird, aber nur in Verbindung mit dem der Homeriten, wie es die Alten, der Himjaren, wie es die Araber nennen, d. h. der zwiſchen den Sabäern und dem Meere wohnenden Küſtenſtämme. Schon damals iſt die Reſidenz des gemeinſchaftlichen Königs nicht mehr Mâ'rib, ſondern das näher am Südmeere gelegene Zafâr; ſpäter iſt aber von den Sabäern überhaupt nicht mehr, nur noch von den Himjaren die Rede, ſo, daß auch wir bis vor kurzem die alten Reiche der Südaraber wie ihre Denkmäler ganz allgemein als himjariſche zu bezeichnen pflegten. Trotzdem nun aber der Schwerpunkt der ſüdarabiſchen Civiliſation an das Meer verlegt erſcheint, hat doch das Reich der Himjaren es niemals zu einer ſolchen Blüthe gebracht wie das alte Saba. Es konnte nun einmal unter den neuen Verhältniſſen nicht mehr, als eine gelegentliche Zwiſchenſtation für den indiſchen Handel werden; die eigenen Producte Jemens aber, unter welchen das Gold allmählich zurücktritt, während ſpäter im ſechſten Jahrhundert in erſter Reihe das Leder erſcheint, genügten doch nicht, dem Lande die frühere Stellung zu erhalten. Immerhin fand ja bis zur Epoche des Islams ein reger Austauſch der Landeserzeugniſſe mit denen Syriens auf der alten Karawanenſtraße über Mekka ſtatt und von den Häfen des Rothen Meeres handelte man nach Abeſſinien hinüber, von wo man ſchon in der älteren Zeit Elfenbein, Gewürze u. A. bezogen hatte. Dabei war man aber mehr als früher, wo der Mittelpunkt der Reichsmacht tief im Binnenlande lag, fremden Einflüſſen und Angriffen ausgeſetzt, während die niemals beſonders ſorgfältig ausgebildete militäriſche Kraft des Volkes ebenfalls ſeit der Verſchiebung der Handelswege erheblich geſchwächt worden war. Man kann nämlich kaum bezweifeln, daß der Bericht der arabiſchen Hiſtoriker über die Auswanderung einer großen Anzahl ſüdarabiſcher Stämme nach Norden in Folge des Dammbruches von Má’rib inſofern auf Wahrheit beruht, als der Verfall des ſabäiſchen Handels einem erheblichen Theile der Bevölkerung die Grundlage ſeiner Exiſtenz entzogen haben wird und dieſer in der That ſich genöthigt ſehen mußte, die nunmehr übervölkerte Heimath zu verlaſſen. Mit Unrecht würde man daher die Thatſache einer im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ſtattgefundenen ſüdarabiſchen Völkerwanderung in Zweifel ziehen: darf man auch den Stammtafeln, welche die Genealogen der mohammedaniſchen Zeit für ganz Arabien zurechtgemacht haben, nicht trauen, ſo ſteht doch feſt, daß bis tief in das Mittelalter hinein eine große Anzahl der Stämme Nordweſtarabiens und Syriens ihre Abſtammung aus Jemen behaupteten, und daß zwiſchen ihnen und den ſich als Ismaeliten fühlenden Bewohnern Mittel- und Nordoſtarabiens ein tödtlicher Raſſenhaß beſtand, den ſelbſt der Islam nicht auf die Dauer auszulöſchen vermocht hat. Natürlich konnten die Ausgewanderten nicht daran denken, als friedliche Kaufleute weiter zu leben: ſie mußten ſich Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte lang mit den ismaelitiſchen Beduinen herumſchlagen, die ſeßhafte Lebensweiſe mit der nomadiſchen vertauſchen: als dann endlich etwa die Hälfte von ihnen bis nach Syrien ſich durchgeſchlagen hatte, war auch dieſe gänzlich beduiniſirt und behielt die einmal angenommenen Lebensgewohnheiten der Ismaeliten auch ferner ebenſo bei wie ihre Landsleute, die unterwegs in Nordarabien hängen geblieben, ſchon der Natur des Landes wegen es mußten. Erklärt ſich auf dieſe Weiſe das Vorhandenſein zahlreicher jemeniſcher Stämme in Nordarabien ganz einfach, ſo iſt nicht minder klar, daß der Verluſt ſo erheblicher und gewiß nicht der mindeſt thatkräftigen Volkselemente die Macht der Himjaren in verhängnißvoller Weiſe ſchwächen mußte. Zwar hören wir bis ins ſechſte Jahrhundert, daß die Südaraber, beſonders die in den verödeten Hauptlandſchaften des alten Sabäerreiches allmählich ebenfalls beduiniſirten Stämme, mehrfach verſuchen, die benachbarten Centralaraber unter ihre Botmäßigkeit zu bringen — auch die Kinda, welchen es einen Augenblick gelang, eine Anzahl der letzteren unter ihrer Herrſchaft zu einen (S. 18), wollten jemeniſcher Abkunft ſein —, aber ſolche gelegentlichen Vorſtöße ändern nichts an der Thatſache, daß nach und nach ein großer Theil Jemens der Fremdherrſchaft verfällt. Jener Angriff, den ſchon im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Aethiopen auf die arabiſche Küſte unternommen hatten (S. 24), wiederholte ſich mit immer wachſendem Erfolge. Miſſionäre aus dem von Aegypten her bereits dem Chriſtenthume gewonnenen Aethiopenreiche ſollen ſchon zu Anfang des vierten Jahrhunderts in der himjaritiſchen Hauptſtadt Zafár und in Aden Kirchen gegründet haben, und etwas ſpäter nennt ſich ein König von Axum, der Hauptſtadt Aethiopiens, geradezu „König der Axumiten und Homeriten“. Vielleicht hat er nach der Weiſe nicht blos orientaliſcher Herrſcher gelegentlich eines glücklichen Feldzuges gleich den Namen des feindlichen Landes in ſeine officielle Titulatur aufgenommen; jedenfalls hat er Südarabien nicht ſehr lange beſeſſen. Denn als im ſechſten Jahrhundert die byzantiniſchen Kaiſer Juſtin I. (518—527) und Juſtinian I. (527—565), um ſich der Perſer zu erwehren, alle möglichen Verſuche machten, ihnen, beziehungsweiſe ihren Vaſallen in Hira die Araber über den Hals zu bringen (vgl. oben S. 20), wurde zunächſt der König von Axum veranlaßt, ſich in Jemen feſtzuſetzen, um von da aus auf die Stämme Centralarabiens wirken zu können. Hieraus entſtand eine Reihe von Kriegen zwiſchen Aethiopen und Himjaren, deren Geſchichte im Einzelnen noch wenig aufgeklärt iſt. Doch ſteht feſt, daß wiederholt äthiopiſche Statthalter in Südarabien eingeſetzt und wiederholt von einheimiſchen Fürſten vertrieben worden ſind. Sehr merkwürdig iſt es, daß einige der letzteren den chriſtlichen Aethiopen gegenüber das Judenthum in Jemen in die Höhe zu bringen verſuchen: berüchtigt iſt unter ihnen insbeſondere einer — die Araber nennen ihn Dhú-Nowás —, der über die ſchon ſeit langer Zeit chriſtliche Landſchaft Nedſchrán eine blutige Chriſtenverfolgung ergehen ließ. Dann hören wir wieder von einem äthiopiſchen Statthalter in Jemen, Namens Abraham, in der arabiſchen Ueberlieferung Abraha: der unternahm einen Zug nach Mekka, die Stadt ſeiner Herrſchaft und dem Chriſtenthum zu unterwerfen, mußte aber unverrichteter Sache umkehren, wie es ſcheint, weil ſein Heer, wie das Sanheribs vor Jeruſalem, von einer peſtartigen Krankheit (vermuthlich den Pocken) überfallen wurde. Den Arabern iſt dieſer Zug ſehr merkwürdig geblieben, weil das Heer Elephanten — vermuthlich aus Afrika herübergebracht — mit ſich führte; ſie nennen daher den Abraha „den Elephantenmann“. Da einſtimmig berichtet wird, daß in demſelben Jahre Mohammed geboren ſei, ſo muß der Zug des Elephantenmannes um 570 fallen; Näheres darüber iſt nicht feſtzuſtellen. In jedem Falle aber glaubten ſich die Perſer genöthigt, den äthiopiſchen Uebergriffen in Arabien, die über kurz oder lang doch zu einer bedenklichen Diverſion in der Flanke der Könige von Hira führen konnten, ernſtlich entgegenzutreten. Dabei kam ihnen der Widerwille der jemeniſchen Bevölkerung gegen die äthiopiſche Herrſchaft zu Hilfe. Sſeif, der Sohn des Dhu-Jéſen, ein Abkömmling der alten himjariſchen Königsfamilie, ſoll nach Kteſiphon gegangen ſein, um den Perſerkönig Chosrau Anoſcharwán zu einem Kriegszuge nach Südarabien zu bewegen. Jedenfalls ſchickte Chosrau eine Flotte mit Landungstruppen unter dem Befehle des Wahriſ durch den perſiſchen Meerbuſen nach Aden; gleichzeitig erregte Sſeif einen Aufſtand, und es gelang die Aethiopen zu verdrängen. Die Perſer ſetzten den ihnen ergebenen Sſeif als König ein und zogen wieder ab; als aber Jener, der gegen die im Lande wohnenden Aethiopen aufs Aergſte zu wüthen begann, kurz nachher ermordet und das Land von Neuem geknechtet ward, kehrte Wahriſ mit einem ſtärkeren Heere zurück, vernichtete die Feinde gänzlich und blieb nun als perſiſcher Statthalter im Lande. Seitdem war Jemen von den Perſern abhängig, die ſich vorſichtig mit einem mäßigen Tribut und mit der allgemeinen Controle begnügten, welche ihr Vicekönig in der Hauptſtadt Sſan'á ausübte, während ſie die eigentliche Verwaltung ſelbſtändigen Theilfürſten aus den alten Königsgeſchlechtern überließen. Dabei war das Land zufrieden; von der Entwicklung einer beſonderen politiſchen Thätigkeit nach außen konnte indeß auf einem ſo exponirten Poſten für die perſiſchen Statthalter kaum die Rede ſein: wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn Jemen ohne jeden Einfluß auf die Entwicklung der bevorſtehenden großen Ereigniſſe bleibt, deren nächſten Schauplatz wir nunmehr ins Auge zu faſſen haben.

Zwiſchen dem Hochlande des Nedſchd, welches nach dem Rothen Meere zu in ziemlich unwegſamen Randgebirgen abfällt, und der Küſte liegt die Landſchaft Hidſcháſ („die Grenzmark“). Da jene Gebirge bis dicht ans Meer herantreten, bleibt an demſelben nur ein ſchmaler Streifen Vorlandes, der, überaus heiß und ungeſund, nur ein paar kleinen Häfen Platz bietet; er wird die Tihâma („das Niederland“) genannt. Das eigentliche Hidſcháſ umfaßt daher die Gebirge, welche in der Hauptſache zwei parallele Züge darſtellen, einen an der See entlang, den andern nach dem Nedſchd zu; dazwiſchen eine Art Hochebene oder Thalſohle, die indeß ebenfalls von vielen Gebirgszügen unregelmäßig gekreuzt wird. Dieſe Thalſohle iſt natürlich der gewieſene Weg für die Karawanen, welche von Jemen nach Paläſtina und der Sinaihalbinſel wollen, und hier hat denn auch lange vor Chriſti Geburt ſchon die Handelsſtraße von Saba über Macoraba und Jathrippa nach Petra geführt. Das Macoraba der Alten kann nach Allem nur Mekka ſein, Jathrippa iſt klärlich Jathrib, wie vor Mohammed das ſpätere Medina hieß. Beide Städte müſſen als Stationen für den Karawanenverkehr bis gegen Chriſti Geburt eine gewiſſe Wichtigkeit gehabt haben; über ihre damaligen Bewohner wiſſen wir nichts Genaueres. Nur ſo viel läßt ſich aus den verworrenen Sagen der ſpäteren Zeit erſchließen, daß auch hier eine Urbevölkerung mit allerhand fremden Elementen, welche von Norden eindrangen, ſich gemiſcht hat. Noch in der Zeit Mohammeds finden wir den ganzen Norden des Hidſcháſ mit jüdiſchen Anſiedlungen überſät, und wenn ebenfalls ſchon lange vor dem Auftreten des Propheten die Gründung des mekkaniſchen Heiligthums allgemein auf Abraham zurückgeführt wurde, wenn ſich ferner ergiebt, daß keiner der Namen von Perſonen und Oertlichkeiten, um die es ſich dabei handelt, aus dem Arabiſchen erklärt werden kann, ſo werden wir allerdings darauf hingewieſen, daß ſchon in ganz früher Zeit Einwanderungen von der ſyriſchen Grenze her ſtattgefunden haben müſſen. Es iſt nicht nöthig, ja kaum wahrſcheinlich, daß auch dieſe erſten Einwanderer Juden waren, an Edomiter oder Amalekiter iſt wohl ebenſo wenig zu denken: wir wiſſen über die Ethnographie der ſyriſch-arabiſchen Grenzbezirke in alter Zeit zu wenig, um hier beſtimmte Vermuthungen aufzuſtellen. Jedenfalls hatte ſich aber lange vor Chriſti Geburt aus verſchiedenen Beſtandtheilen hier eine Miſchbevölkerung zuſammengefunden, die allmählich vollkommen arabiſirt worden iſt. Dieſe Bevölkerung nun hatte ihren Mittelpunkt in Mekka, wo ſich ſchon früh ein Heiligthum gänzlich unarabiſchen Charakters vorfindet, die Kâ'aba, welche bereits um den Anfang unſerer Zeitrechnung dem Griechen Diodor als „von allen Arabern aufs Höchſte verehrt" bekannt war. Wenn es erlaubt iſt, aus den ſpäteren Verhältniſſen Rückſchlüſſe zu ziehen, ſo läßt ſich Grund und Art dieſer Verehrung leicht erkennen. Mekka liegt ziemlich dicht an den Grenzen des alten Sabäerreiches wie des centralarabiſchen Beduinenthums. Vor der Raubluſt der Wüſtenſöhne, die in jedem Augenblicke leicht von ihrem Hochlande zu der Handelsſtraße herabſteigen konnten, die nach dem Norden ziehenden Karawanen zu behüten, mußte die Hauptſorge der Bewohner Mekkas und ſeiner Umgebung ſein: ſo ging ihr Streben dahin, ihren Handel unter den Schutz des fremdartigen, dem ächten Beduinen von Anfang gewiß unheimlichen und daher Reſpect einflößenden Tempels zu ſtellen. So gründeten ſie einen Bund der zunächſt bei dem Handel intereſſirten Stämme des Hidſchâſ, welcher in der gemeinſamen Verehrung der Kâ'aba einen religiöſen Halt beſaß und dem es allmählich gelang, wenigſtens einigen allgemeinen Ordnungen bei den von Anfang ungläubigen, alſo abergläubiſchen Beduinen Eingang zu verſchaffen. Man feierte alljährlich in und um Mekka mit großem Pompe ein Frühlingsfeſt, wie es ſich bei den meiſten Semiten findet und hierher durch die alten Einwanderer aus dem Norden mitgebracht ſein wird: zu dieſem ließ man auch die übrigen Stämme nicht allein zu, ſondern lockte ſie in kluger Weiſe dadurch herbei, daß man mit der religiöſen Feier große Meſſen verband, welche an mehreren in der Nachbarſchaft von Mekka gelegenen Orten vor und nach dem eigentlichen Feſte abgehalten wurden. Auf dieſen konnten die Söhne der Wüſte die Felle ihrer Schlachtthiere, ſelbſtgezogene Laſtkamele, und was ihnen ſonſt das Jahr über in ihren Weidegehegen zuwuchs, gegen allerhand Erzeugniſſe der Civiliſation: koſtbare Stoffe aus Syrien, Schmuckgegenſtände, wie ſie die kunſtfertigen Juden des nördlichen Hidſchâſ in großer Menge erzeugten, und Anderes eintauſchen, was unter den halbbarbariſchen Nomaden für ſelten und begehrenswerth galt — kein Wunder, daß ſelbſt dieſe einſahen, ſolche Geſchäfte erforderten beiderſeits friedlichen Verkehr und Einſtellung der beliebten Raubzüge wenigſtens ſo lange die Meſſen dauerten. So wurde bereits geraume Zeit vor Mohammed erreicht, daß vier Monate des Jahres hindurch nicht blos im Gebiete der mekkaniſchen Handelsconföderation, ſondern ſo gut wie überall in Arabien Landfriede herrſchte, während deſſen die einzelnen Stämme ihre Vertreter nach Mekka ſenden konnten, dort ihre

Geſchäfte zu beſorgen und unbeläſtigt nach Hauſe zurückzukehren. Dabei ſahen denn auch die Fremden die merkwürdigen Ceremonien des Feſtgottesdienſtes und der feierlichen Opfer, konnten auch nicht umhin zu bemerken, daß ſolche Frömmigkeit den Mekkanern Segen von oben, Wohlhabenheit und Gedeihen einbrachte: ſo werden ſie bald darauf bedacht geweſen ſein, auch ſich ſelber dergleichen Vortheile zu ſichern. Allmählich begannen ſie, an der religiöſen Handlung ſich mit zu betheiligen, deren ungewohnte Ceremonien von Anfang großen Eindruck auf Leute gemacht haben müſſen, die höchſtens einmal, wenn es ihnen recht ſchlecht ging, irgend einem Götzen, einem Meteorſtein, einem heiligen Baum oder glänzenden Stern eine rohe perſönliche Anbetung zuzuwenden gewohnt waren, dem Begriff einer religiöſen Gemeinde und ihres geregelten Gottesdienſtes gänzlich fern ſtanden. Die klugen Kaufleute von Mekka thaten Alles, ihnen den Anſchluß an ihre Gebräuche zu erleichtern. Sie ſtellten in und bei der Ká'aba außer den eigenen auch die Götzenbilder der fremden Stämme auf und erreichten allmählich, daß jeder Araber, der nicht zu weit abwohnte, in dem Tempel zu Mekka auch für ſich ein Heiligthum erblickte, deſſen Herr, mochte er auch ſelten nach ihm fragen, doch ſchließlich auch der ſeine war. Denn über dem Haufen der Götzen, ſo ahnte man ſelbſt in Arabien den „unbekannten Gott", thronte der alte Semitengott Il, oder Iláh, wie ihn die Nordaraber, vermuthlich unter jüdiſchem Einfluſſe, nannten; etwa wie Allvater über den Göttern unſerer Vorfahren, nicht unmittelbar mit Gebet und Gottesdienſt verehrt, aber doch im Bewußtſein des Volkes dunkel gegenwärtig als „der Herr der Ká'aba". So ſchuf, als die Macht des alten Sabäerreiches nicht mehr ausreichte, die Karawanenſtraße bis nach dem Norden zu ſichern, das Bedürfniß nach ſolchem Schutze allmählich wenigſtens beſchränkte Anfänge einer bürgerlichen Ordnung, und ſo ward Mekka der Vorort nicht nur des Hidſcháſ, ſondern der meiſten arabiſchen Stämme überhaupt.

Noch mitten im Verlaufe dieſer Entwicklung vermuthlich brachte die Verlegung der Handelsſtraße und die Wanderung der jemeniſchen Stämme nach dem Norden auch über Mekka große Veränderungen. Schaaren von Südarabern brachen in das Hidſcháſ ein, eine ließ ſich, während die meiſten nach Norden weiter zogen, in und um Mekka nieder, die Benu Choſá'a, unter einem Häuptling, der ſpäter Amr Ibn Lohai genannt wird. Die Muslime ſagen ihm nach, daß er an Stelle der reinen Gottesverehrung, die vor ihm in Mekka geherrſcht, den Götzendienſt geſetzt habe; das iſt natürlich eine theologiſche Umdeutung der naheliegenden Wahrſcheinlichkeit, daß die Südaraber bei ihrer Vermiſchung mit der bisherigen Bevölkerung von Mekka auch für ihre Stammgottheiten einen Platz an der Ká'aba ſich ausgemacht haben werden. Bis ungefähr ins fünfte Jahrhundert ſollen die Einwanderer in Mekka die Oberhand behalten und die Benu Koreiſch — ſo nannten ſich die früheren Herren der Stadt — in den Hintergrund gedrängt haben. Um die gedachte Zeit aber, ſo wird erzählt, lebte in Mekka Fátime, die Wittwe des Kiláb, eines angeſehenen Koreiſchiten, mit ihren zwei Söhnen Sochra und Seid. Sie heirathete, als der erſtere ſchon erwachſen, der andere noch ein Kind war, von Neuem und zwar einen Mann aus dem ſüdarabiſchen Stamme Odhra1), welcher damals etwas nördlich von Jathrib, dem ſpäteren Medina, hauſte. Dieſem folgte ſie in ſeine Heimath, wo ſie ihm einen Sohn Riſách gebar; mit dem zuſammen wurde Seid aufgezogen, während Sochra in Mekka zurückgeblieben war. Weil Seid fern von ſeiner Vaterſtadt aufwuchs, bekam er den Beinamen Koßai2); als er aber ein Mann geworden war und ſeine Herkunft erfahren hatte, kehrte er nach Mekka zurück. Dort befand ſich die Ká'aba damals ganz in den Händen der Choſa'iten, deren Häuptling Holeil der Verwaltung des Heiligthumes vorſtand; deſſen Gunſt gelang es dem Koßai ſich zu erwerben, ſo daß er ihm ſeine Tochter Hobbá zur Frau gab. Als Holeil alt und unbehilflich wurde, ließ er ſich in dem Dienſte der Ká'aba von ſeinem Schwiegerſohn öfter vertreten; während Hobbá aber in ihn drang, ihren Mann zu ſeinem beſtändigen Nachfolger zu ernennen, zog Holeil einen ſeiner Stammgenoſſen, Abu Gubſchán, vor und hinterließ dieſem bei ſeinem Tode die Schlüſſel des heiligen Hauſes. Aber Koßai hatte ſich längſt vorgeſetzt, den Vorrang in der Stadt und bei der Ká'aba ſeinen koreiſchitiſchen Stammgenoſſen zurückzugewinnen; er machte den Abu Gubſchán betrunken und kaufte dem Unzurechnungsfähigen die Schlüſſel der Ká'aba für einen Schlauch Weines ab: daher reden die Araber noch heute von einem „Abu-Gubſchán-Kauf" und bezeichnen einen rechten Thoren als „dümmer denn Abu Gubſchán". Da Koßai ſich aber ſagen konnte, daß die Choſa'iten ſich nicht ſtillſchweigend aus dem Beſitze der Ká'aba würden verdrängen laſſen, ſo hatte er bereits vorſorglich ſeinen Stiefbruder Riſách mit einem großen Haufen Odhriten ſich zur Hilfe beſtellt; im Verein mit dieſen und den Koreiſchiten gelang es ihm dann nach harten Kämpfen, die Choſá'a aus Mekka zu verdrängen. Nun ordnete er die ganze Verfaſſung der Stadt und den Dienſt der Ká'aba aufs Neue. Manche der Koreiſchiten hatten bis dahin verſtreut unter den benachbarten Stämmen gelebt, die führte er nun nach Mekka zuſammen und wies jeder Familie ihr Quartier an; in der Stadt baute er ein „Verſammlungshaus", in welchem die Aelteſten des Stammes unter ſeinem Vorſitze die gemeinſamen Angelegenheiten beriethen und wo das Liwá, die Kriegsfahne, aufbewahrt wurde. Er veranlaßte die Koreiſch, ſich eine Steuer aufzulegen, deren Ertrag zur Verpflegung der Aermeren unter den Fremd-

---

1) Das ſind die Asra Heines. „Die Benu Odhra", ſagt ein arabiſcher Gelehrter, „ſind berufen wegen ihrer Leidenſchaftlichkeit in der Liebe. Einſt fragte man einen Beduinen: Von welchem Stamme biſt du? Er antwortete: Ich gehöre zu Leuten, welche ſterben, wenn ſie lieben. Da ſprach ein junges Mädchen, welches das mit angehört: Er iſt ein Odhrite, bei Gott!"

2) Wäre etwa „Elendlein" zu überſetzen; der Form nach in der That Verkleinerungswort von kassí, „getrennt", „entfernt". Die Geſchichte wird aber, wie ſo häufig, nachträglich zur Erklärung des dunklen Namens erdacht ſein.

lingen diente, welche alljährlich zur Theilnahme an dem großen Feſte nach Mekka pilgerten. Die Verwaltung dieſer Einnahmen, Rifáde („Hilfsleiſtung") genannt, machte er, wie den Vorſitz im Rathe und die Aufbewahrung der Fahne, zu einem Ehrenamte, ebenſo die Heerführung im Kriege (Kijáde „Führung"), die bei dem regenarmen Klima des Landes wichtige Vertheilung des Waſſers aus den nicht eben zahlreichen Brunnen an die Städter und beſonders zur Zeit des Pilgerfeſtes an die Fremden (Sſikáje, „Tränkung"), die Aufſicht über die Ká'aba (Hidſchábe, „Hüteramt"), endlich die Führung und ſchließliche Entlaſſung der Wallfahrer bei den Proceſſionen in und bei der Stadt (Idſcháſe, „Urlaub", „Entlaſſung"). Die meiſten dieſer Aemter wurden ſpäter in den von Koßai abſtammenden hauptſächlichſten Familien der Stadt erblich, nämlich die Sſikáje und Rifáde bei den Abd-Menáf, ſpeciell der Familie Háſchim, die Hidſchábe mit dem Vorſitz im Rathe und dem Liwá bei den Abd-ed-Dár.

Dieſe ganze Geſchichte des Koßai, die noch von einigen neueren Hiſtorikern für baare Münze genommen wird, iſt wiederum nichts als ein Verſuch, für Zuſtände und Einrichtungen aus der Zeit Mohammeds eine feſte hiſtoriſche Begründung zu finden, welche für die volksmäßige Ueberlieferung nur in der Zurückführung auf eine beſtimmte Perſönlichkeit beſtehen kann. So wenig wie Hellen, Aeolus oder Dorus wird man den Koßai für eine wirklich hiſtoriſche Geſtalt halten dürfen. Zwar figurirt er in den arabiſchen Genealogien ziemlich weit herab als der fünfte Ahn des Mohammed; es iſt aber nachgewieſen, daß dieſe Geſchlechtsregiſter erſt in mohammedaniſcher Zeit auf Grund unſicherer mündlicher Ueberlieferungen künſtlich zurechtgemacht ſind, und daß es vollkommen unmöglich iſt, alle Familien, welche in denſelben auf Koßai zurückgeführt werden, als wirkliche Nachkommen einer einzigen Perſönlichkeit zu betrachten. Vielmehr iſt z. B. in folgendem Stammbaum

Koreiſch
.
.
.
Koßai
Abd-el-Oſá Abd-ed-Dár Abd Menáf

Abd Schams	Háſchim
Omaija	Abd-el-Muttalib
Harb	Abdallah
Abu Sſofján	Mohammed

nichts zu ſehen, als ein conventioneller Ausdruck der Thatſache, daß Mohammed, der Sohn des Abdallah des Sohnes Abd-el-Muttalib, zu der Familie Háſchim, und Abu Sſofján, der Sohn des Harb des Sohnes Omaija, zu der Familie Abd Schams gerechnet wurden, daß beide Familien zu einer Stammgruppe Abd Menáf gehörten, die mit einigen anderen Gruppen wie Abd-ed-Dár, Abd-el-Oſá zuſammen zu Koßai, einem Theilſtamme der Benu Koreiſch, gerechnet wurden. Man hat mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit angenommen, daß kaum mehr als die drei letzten Glieder dieſes und überhaupt aller Stammbäume der Zeit Mohammeds als Individuen aufgefaßt werden dürfen: ſo iſt es alſo z. B. ſehr gut möglich, daß Háſchim nicht der Vater, ſondern etwa ſchon der Großvater Abd-el-Muttalib's war, Abd Menáf aber gar nicht als hiſtoriſche Perſönlichkeit, ſondern nur als der ideale Repräſentant der Thatſache gelten darf, daß die zur Zeit Mohammeds lebenden Mitglieder der Familien Abd Schams und Háſchim ſich gegenſeitig als entfernte Verwandte betrachteten, gleichviel ob ſie wirklich blutsverwandt geweſen ſind, oder ob ſie durch locale Nachbarſchaft, Zwiſchenheirathen oder ſonſt wie einander näher getreten waren. Unter ſolchen Umſtänden iſt es natürlich ſehr ſchwierig, aus einer derartig genealogiſch eingekleideten Ueberlieferung die wirklichen Vorgänge zu erſchließen. Von der ganzen Geſchichte des Koßai würde ich nichts weiter als hiſtoriſche Thatſache anzuſehen wagen, als daß etwa um 400 — es kann aber auch früher geweſen ſein — die in Mekka eingewanderten Südaraber ſich den Urbewohnern, wie das ſo oft geſchieht, aſſimilirt hatten (Heirath des Koßai mit dem Choſa'itenmädchen), und dieſe nunmehr wieder einheitlich gewordene Bevölkerung mit Südarabern vom Stamme Odhra einen Coalitionskrieg gegen die außerhalb der Stadt wohnenden reingebliebenen Choſa'iten geführt haben, vielleicht aus dem Grunde, daß dieſe Anſprüche auf Mitbenutzung der Kâ'aba oder dergleichen erhoben, welche den Mekkanern unberechtigt ſchienen. Das Ereigniß iſt den an Kriege wenig gewöhnten ſtädtiſchen Kaufleuten feſt in der Erinnerung geblieben, als eine Art Epoche, auf welche dann allmählich auch die Entſtehung der elementaren Ordnungen zurückgeführt wurde, die zur Zeit des Propheten in Mekka beſtanden, und ſchließlich iſt dieſe Epoche ſelbſt nach der bekannten Art der Mythenbildung in Koßai perſonificirt worden.

Sind damit natürlich lange nicht alle einzelnen Züge der Sage erklärt oder gar die wirklichen Thatſachen zu einigermaßen klarer Anſchauung gebracht, ſo werden wir für den Reſt der Zeit vor Mohammed, trotzdem wir uns in ihr allmählich dem feſten Boden einer genau zu controlirenden Ueberlieferung nähern, faſt noch ſchlechter geſtellt. Hier ſind nämlich die Berichte durch das bewußte oder unbewußte Streben, dem Geſandten Gottes und ſeiner Familie überall die erſte Stelle anzuweiſen, durchweg verſchoben, zum Theil direct gefälſcht. Ihnen zufolge wäre Háſchim, der Enkel des Koßai und Urgroßvater des Propheten, in jeder Weiſe der erſte Mann in Mekka geweſen. Nicht allein habe er das Amt der Verpflegung der Wallfahrer mit einer wahrhaft fürſtlichen Freigebigkeit, zu welcher ihn ſein großes Vermögen befähigte, verwaltet, ſondern bei einer Hungersnoth in Mekka durch Veranſtaltung großer Getreidezufuhren aus Syrien ſowie Vertheilung zahlreicher Fleiſchſpenden dem Mangel der ganzen Bevölkerung abgeholfen. Weit über die Grenzen Arabiens hinaus ſoll er die Intereſſen ſeines Volkes mit Geſchick und Nachdruck vertreten haben: mit den Byzantinern und Gaſſaniden in

Syrien, ſo wird berichtet, ſchloß er einen Vertrag in Betreff ungeſtörter Ausübung des Handels, welchen Mekka ſeit Alters dorthin trieb; durch andere Abmachungen mit den Beduinen ſicherte er die Karawanenſtraße, während Brüder von ihm mit dem chriſtlichen König der Aethiopen, mit den Himjaren und Perſern Freundſchaftsbündniſſe vereinbarten. Er hat endlich den mekkaniſchen Handel in der Weiſe organiſirt, wie er ſpäter betrieben wurde, ſo daß jeden Winter eine große Karawane nach Südarabien, jeden Sommer eine nach Syrien auszog. Solche einflußreiche Stellung konnte nicht ohne Neider bleiben: aber vergeblich trachtete beſonders ſein ehrgeiziger Neffe Omaija danach, mit dem angeſehenen Manne zu wetteifern. Nach ſeinem Tode gingen ſeine Würden zunächſt auf einen ſeiner Brüder, dann auf ſeinen Sohn Abd-el-Muttalib über. Nach mancherlei Zwiſchenfällen gelang es dieſem beſonders durch die Auffindung des Brunnens Semſem nahe der Kâ'aba, deſſen reiche Waſſerfülle nicht blos zur Verſorgung der Pilgersleute beim heiligen Feſte von größtem Werthe ſich erwies, eine wenn nicht ebenſo glänzende, doch faſt gleich geachtete Stellung zu behaupten wie ſein Vater, ſo daß der Verſuch des Harb, Sohnes Omaijas, ihn in den Schatten zu ſtellen, ebenſo unglücklich ablaufen mußte, wie die Rivalität ſeines Vaters mit Hâſchim.

In Wirklichkeit ſind, das beweiſt das Verhältniß des Mohammed zu ſeinen Landsleuten, wie es aus zahlreichen Stellen des Korâns ſelbſt ſich deutlich erkennen läßt, die nächſten Vorfahren des Propheten Leute aus dem Mittelſtande geweſen, die mit der in der That äußerſt angeſehenen und wohlhabenden Familie Omaija in keiner Weiſe ſich vergleichen konnten. Abd-el-Muttalib, der ſeinen Enkel, den kleinen Mohammed, zärtlich geliebt haben ſoll, hat ihm nicht einmal ein Erbtheil hinterlaſſen können, welches ihn einigermaßen vor Mangel geſichert hätte, und von Abu Tâlib, dem Oheim des Propheten, der ihn Zeit ſeines Lebens mit der größten Aufopferung beſchützt, wiſſen wir, daß er mit ſeiner allerdings zahlreichen Familie in recht dürftigen Umſtänden lebte. So liegt der Verdacht nahe, daß auch das Geſchäft der Ssikâje, der Waſſervertheilung an die Pilger, weniger ein Ehrenamt, als eine an den Beſitzer des Brunnens geknüpfte Gerechtſame geweſen iſt, aus welcher die Familie Hâſchim zur Zeit der jährlichen Wallfahrt einen gewiß nicht allzugroßen Vortheil gezogen haben mag, die dann aber ſpäter aus dem bereits angeführten Grunde zu gleicher Wichtigkeit mit dem Vorſitz im Rathe der Koreiſchiten und der Heerführung aufgebauſcht worden iſt. Beſonders verdächtig iſt, daß die Größe des Hauſes Hâſchim bis auf Mohammed in der Ueberlieferung ſtetig abnimmt: die ſehr mäßigen Vermögensumſtände ſeines Vaters Abdallah wagt ſelbſt die Tradition kaum zu übertreiben, Abd-el-Muttalib iſt ſchon ſehr angeſehen, dem mythiſchen Hâſchim aber werden für einen der damaligen Bewohner von Mekka rein abenteuerliche Dinge nachgerühmt — insbeſondere iſt der Gedanke, ihn mit Perſern und Byzantinern förmliche Staatsverträge abſchließen zu laſſen, geradezu grotesk. — Sehr naiv geht die Ueberlieferung auch mit dem Hauſe Omaija um: daß die

Glieder desſelben reich und mächtig waren und die Heerleitung im Kriege hatten, ergiebt ſich aus der Geſchichte Mohammeds ſelbſt, konnte alſo nicht geleugnet werden; aber noch größer mußte natürlich die Familie Háſchim daſtehen — daher die mit einer nicht vereinzelten Geiſtloſigkeit bis ins Detail wiederholten Erzählungen von den Verſuchen des Omaija und Harb, mit den Ahnen des Propheten zu rivaliſiren. Man kann alſo aus den oben kurz wiedergegebenen Berichten nur ſchließen, daß, gewiß nicht ohne manche innere Reibungen, während der letzten zwei Jahrhunderte der maßgebende Einfluß in Mekka in der Familie Omaija erblich geworden iſt, natürlich nur dem beſchränkten Sinne nach, in welchem unter den freiheitsliebenden Arabern ein ſolcher Einfluß überhaupt möglich war. Denn darin gab der Städter dem Beduinen nichts nach: die Familie, der Theilſtamm ſaßen, wie die Beduinen in ihren Zeltlagern, in ihrem Quartier frei und ſelbſtändig, ohne von Jemand Befehle entgegenzunehmen. Aber die friedliche Beſchäftigung des Kaufmanns, welcher innere Feindſeligkeiten zwiſchen den Familiengruppen der Stadt niemals förderlich ſein konnten, hatte doch eine gewiſſe Ermäßigung des bei den Beduinen übertrieben empfindlichen Ehrgefühles zur Folge, und der Einfluß von Reichthum und Anſehen wog unter den vor allen Dingen gut rechnenden Mekkanern ſchwerer, als in der Wüſte, wo dieſe Vorzüge ſchnellem Wandel unterliegen und perſönlicher Heldenhaftigkeit botmäßig und untergeordnet ſind. So drang im Verſammlungshauſe wohl in der Regel die Anſicht der wenigen Wohlhabenden durch, und kleine Leute mochten nicht gern die Wege der Mächtigen kreuzen. Zu dieſen kleinen Leuten aber gehörten ganz gewiß auch die Glieder der Familie Háſchim.

So wenig eine derartige Verfaſſung den Namen eines Staatsweſens in unſerem Sinne verdient, ſo enthielt ſie doch nach Lage der Verhältniſſe in Mekka wenigſtens einige Keime zu einem ſolchen, Keime, die wir ſonſt in Arabien faſt gänzlich vermiſſen. Auch in der anderen hidſchaſeniſchen Stadt, die neben Mekka damals immerhin ſchon von einiger Wichtigkeit war — Jathrib, dem ſpäteren Medina. Wie ein großer Theil des nördlichen Hidſcháſ iſt der Ort, ſo weit unſere Nachrichten zurückreichen, in den Händen der Juden geweſen. Wann und woher dieſe das Land coloniſirt haben, weiß man nicht; am wahrſcheinlichſten iſt, daß Flüchtlinge aus den Kriegen zwiſchen Römern und Juden im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, wie in alle übrigen Theile der Welt, ſo auch in die arabiſche Wüſte verſchlagen worden ſind. Viel weiter wird man kaum zurückgehen dürfen. Denn während wir dieſe Juden, unähnlich ihren Glaubensgenoſſen in anderen Ländern, faſt in Allem, was das tägliche Leben in Krieg und Frieden, den Mangel jeder ſtaatlichen Organiſation, die Zerſplitterung in Einzelſtämme ohne jeden Zuſammenhang, die ganze Denkart angeht, vollkommen arabiſirt finden, haben ſie ihre Religion nicht nur, ſondern auch ein paar andere Beſonderheiten feſtgehalten, welche ſie bei einem viele Jahrhunderte umfaſſenden Leben unter den Arabern doch wohl auch hätten aufgeben müſſen, nachdem ſie in allen anderen Beziehungen ſich den Sitten der Halbinſel anbequemt. Sie wohnen vielfach in befeſtigten Stadtquartieren oder Burgen, was in Nordarabien wenigſtens ſonſt unerhört iſt, betreiben neben dem Handel und der Dattelpalmenzucht auch Induſtrie — gerade in Medina wohnten die jüdiſchen Benu Keinoká, die als Goldſchmiede in ganz Arabien berühmt waren —, ſprachen unter ſich ein beſonderes Judenarabiſch. Ihre beiden Hauptorte waren Cheibar und Jathrib, aber nur in erſterem blieben ſie unbehelligt. Nach Jathrib kamen in Folge der ſüdarabiſchen Wanderung die Benu Aus und die Benu Cháſradſch, Theilſtämme der jemeniſchen Benu Aſd, drängten die Juden aus der eigentlichen Stadt und nöthigten ſie, draußen ſich neue Quartiere zu bauen; dazu nahmen ſie ihnen natürlich die beſten der Felder und Palmengärten ab, auf welchen die Exiſtenz des in fruchtbarer Gegend liegenden Jathrib damals beruhte, wie die Mekkas inmitten ſeiner kahlen Felſenmaſſen auf dem Handel. Nicht lange aber waren die beiden Stämme im Beſitze, als ſie, die in der engen Stadt für Araber viel zu dicht neben einander ſaßen, in Streit geriethen. Krieg und Frieden wechſelten zwiſchen ihnen, aber mit dem Jahre 583 begann eine Fehde, die faſt ununterbrochen bis zur Ankunft Mohammeds in Medina fortdauerte. Diesmal wurden auch die Juden zum Theil in den Kampf hineingezogen, und mit ihrer Hilfe gelang es den von Hauſe aus ſchwächeren Aus, im J. 615 den Chaſradſch in der berühmten Schlacht bei Bo'áth (etwa eine Stunde nordöſtlich vor Medina) eine große Niederlage beizubringen. Immerhin blieben die Chaſradſch ſtark genug ſich in der Stadt zu halten, wo wir ſie ſpäter wiederfinden werden.

Trotz aller Zerſplitterung, trotz der unaufhörlichen Fehden zwiſchen den hunderten von Stämmen ſind die Araber eine Nation, lange bevor ihr Prophet ſie wenigſtens für einige Zeit auch äußerlich zu einer Geſammtheit geeinigt hat. Wie die Griechen fühlen die Araber ſich in gemeinſamem Gegenſatz gegen Alle, welche eine andere Sprache reden; wie jenen ſo iſt auch ihnen, wer nicht arabiſch ſpricht, als Welſcher verdächtig und widerwärtig, wenn nicht verächtlich. Jener Stolz auf die Reinheit der eigenen Herkunft, den wir noch heute bei allen Beduinen finden, beſeelt ſchon in der alten Zeit den Einzelnen, den Stamm, das Volk. Und wieder iſt es die arabiſche Sprache, eine der reichſten, ausdruckfähigſten und eleganteſten, wenn auch nicht wohlklingendſten der Welt, in welcher der nationale Stolz, die nationale Einheit des particulariſtiſcheſten der Völker ihren claſſiſchen Ausdruck gefunden haben: ſie iſt das vollkommenſte Werkzeug für die Poeſie der Araber geworden, die nach innen Stamm an Stamm bindet ſelbſt bei der ärgſten äußeren Zerriſſenheit. Sprache und Poeſie ſind darum dem Araber nicht nur ans Herz gewachſen, ſie ſind ein Theil ſeines Herzens ſelbſt. Wie es kein Volk in der Welt giebt, welches auf Reinheit und Eleganz des Ausdrucks auch im gewöhnlichen Leben einen ſo unverhältnißmäßigen Werth legt, als die Araber, ſo iſt auch nirgends, höchſtens die Blüthezeit Athens ausgenommen, die Poeſie in annähernd gleicher Weiſe Gegenſtand des allgemeinen Intereſſes, Sache des ganzen Volkes. Jedes Ereigniß von einiger Wichtigkeit ſpiegelt ſich in dieſer Poeſie wieder; die Vorkommniſſe des täglichen Lebens geben ihr in jedem Augenblicke Gelegenheit, immer wieder dem Selbſtgefühle des freien Mannes, ſeinen Beobachtungen und Reflexionen, ſeinen Leidenſchaften Ausdruck zu verleihen: und wo Jeder dichtet, Jeder die Dichtung des Anderen zu verſtehen und zu ſchätzen vermag, wird das Lied nicht blos ein Schmuck, ſondern in gewiſſer Weiſe geradezu Inbegriff des Volkslebens. Nächſt dem Helden iſt es der Dichter, der in der Meinung des Stammes wie der Fremden am höchſten ſteht, ſeine Geſänge geben ſeiner Familie keine geringeren Anſprüche auf Ehre und Anſehen, als die Thaten eines gewaltigen Kriegsmannes. Und wenn er beide Auszeichnungen vereint, ſo kann er ſich rühmen, das Höchſte geleiſtet zu haben, was Menſchen beſchieden iſt.

Es iſt hier nicht der Ort, über Weſen und Charakter der arabiſchen Poeſie ausführliche Betrachtungen anzuſtellen. Nur einen weitverbreiteten Irrthum möchte ich an dieſer Stelle zu berichtigen verſuchen, der für die Auffaſſung des ganzen Charakters und damit auch der Geſchichte des merkwürdigen Volkes leicht verhängnißvoll wird. Wer ſich nicht mit dem Studium der orientaliſchen Literaturen im Einzelnen beſchäftigt, kann leicht in die Lage kommen, die altarabiſche Poeſie mit der perſiſchen und der unter perſiſchem Einfluſſe ſtehenden ſpäteren Hofpoeſie der abbaſſidiſchen Periode in einen Topf zu werfen. Nur für die Perſer kann gelten, was als die „glühende Phantaſie“, andererſeits als der „orientaliſche Schwulſt“ morgenländiſcher Dichter berufen iſt. Der Araber hat productive Phantaſie in unſerm Sinne ſehr wenig; er iſt ein nüchterner, ſkeptiſcher, berechnender Menſch, vermöge ſeiner durch das Wüſtenleben geſchärften Sinne zu genaueſter Beobachtung der ihn umgebenden Natur befähigt und geneigt. So liegt es ihm näher, in zierlicher, durch geiſtreiche Abwechſelung feſſelnder Rede ſein ſchnelles Kamel, ſein edles Roß zu beſchreiben, einen Jagdritt oder einen Gewitterſturm zu ſchildern, die Reize ſeiner Geliebten auszumalen, ſeine Lebenserfahrung in bedächtigen Reflexionen zuſammenzufaſſen, als in lyriſcher Sentimentalität zu ſchwelgen, „die feinſten Gefühle zu fühlen“, die Regungen eines tiefen Gemüthslebens wiederzugeben. Ein Epos oder ein Drama iſt auf dieſem Boden ſo wenig erwachſen, als überhaupt bei irgend einem ſemitiſchen Volke[1]; Gelegenheitsdichtung im beſten Sinne des Wortes, kann das arabiſche Lied zu dem mächtigen Bau einer umfangreichen dichteriſchen Compoſition nicht herauswachſen, weil den Dichtern die Tiefe und Großartigkeit künſtleriſcher, phantaſievoller Anſchauung fehlt, welche wenigſtens auf dieſem Gebiete allen Semiten verſagt ſcheint.

---

[1] Die aſſyriſchen „Epen“ ſind altbabyloniſchen Urſprungs, und in den Verſuchen, das Buch Hiob oder das Hohe Lied Salomonis als Dramen aufzufaſſen, kann ich nur geiſtreiche Spielereien ſehen.

Natürlich iſt uns das tägliche Leben des Wüſtenarabers fremdartig, fremdartig daher auch die alte Poeſie, in welcher es ſich abſpiegelt. Wer an einem Kamel nur das Intereſſe des Menageriebeſuchers nimmt, muß über ſeitenlangen Beſchreibungen eines beſonders idealen Exemplars dieſer Thiergattung nothwendig einſchlafen; wem aber das Schiff der Wüſte nicht blos die einzige Möglichkeit ſeiner ganzen Exiſtenz, ſondern auch oft genug den wackern Gefährten gefahrvoller Wüſtenabenteuer, den treuen Helfer aus mancher Bedrängniß darſtellt, wird ſich über den eleganten Bau und die ſchnellen Schenkel des ſeinigen leicht genug in eine ähnliche Begeiſterung vertiefen, wie ſie, freilich etwas ſchwärmeriſcher angehaucht, ſich des abendländiſchen Lyrikers beim Anblick der Locke ſeiner Geliebten bemächtigt. Doch fehlt es nicht an einigen Gebieten, wo wir mit dem arabiſchen Dichter zu empfinden im Stande ſind, ohne uns erſt durch künſtliche Reflexion gewaltſam auf ſeinen Standpunkt verſetzen zu müſſen: wenn das Pathos der Leidenſchaft, der Liebe, des Stolzes, des Haſſes aus ſeinem Liede widerhallt, oder in ſcharfgeſpitzten Epigrammen die manchmal ziemlich unfläthige, oft aber wirklich geiſtreiche Boshaftigkeit des ſpottluſtigen Semiten ſich entladet.

Indem ich für Belege zu dieſen kurzen Bemerkungen auf Rückerts oben (S. 8) bereits empfohlene Ueberſetzung der Hamáßa verweiſe, kann ich mich der Verpflichtung nicht entziehen, wenigſtens einigen der berühmteſten unter den vorislamiſchen Dichtern gerecht zu werden, die noch heute der Stolz der wenigen Gebildeten arabiſcher Zunge ſind und die wahre Größe des Volkes in der Zeit waren, wo es eine wirkliche Geſchichte noch nicht beſaß. Dreien unter ihnen ſind wir ſchon begegnet: dem königlichen Imruulkeis (S. 15. 20), dem erfahrenen Soheir (S. 8) und dem weltklugen Nábiga (S. 21); neben ihnen weiſt das ſechſte Jahrhundert eine überaus große Anzahl begabter Poeten auf, von denen die meiſten Lanze und Schwert nicht weniger geſchickt zu handhaben wußten, als Versmaß und Reim und künſtliche Rede. Unter den älteſten finden wir einige halb mythiſche Figuren, die „Läufer“ (adda'ún) Schánfara und Ta'ábbata Schárran, unheimliche Recken, die auf eigene Fauſt ein einſames Leben in der Wüſte führten, „wilde Menſchen, ihre Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ſie“, die ſich rühmten mit Wölfen und Nachtgeſpenſtern Genoſſenſchaft zu pflegen: man kennt ja das prachtvolle Rachelied des Ta'ábbata, welches Goethe in die Noten zum Weſtöſtlichen Diwan aufgenommen hat. — Da fehlen aber auch ſpäter in den großen Kriegen zwiſchen Bekr und Taglib (S. 3), zwiſchen Abs und Dhobján (S. 5) die Dichter nicht, wo es gilt, den Ruhm des Stammes und ſeine Ueberlegenheit über die Feinde zu preiſen oder für erlittene Niederlage Rache zu geloben. So haben wir in der Sammlung der Mo'allakát (unten S. 42) zwei große Gedichte, von Hárith, dem Sohne Hillise's vom Stamme Bekr, und Amr Ibn Kolthúm dem Taglibiten, welche der Bitterkeit der langen Fehde, nicht minder aber dem hohen Selbſtgefühl beider Stämme kräftigen Ausdruck verleihen. Zu ſolchem hatte Amr ein ganz beſonderes Recht: als er im Zelte des Königs von Hira, Amr, des Sohnes der Hind (ſ. oben S. 21), der ihn bewirthete, den zornigen Ruf ſeiner Mutter Leila vernahm, welcher im Nebengemache die Königin ungebührlich begegnete, hieb er ohne ſich auch nur zu beſinnen auf den König los und ſtreckte ihn todt nieder. Daher wurde es eine gemeine Rede unter den Arabern „Schneller im Zuſchlagen als Amr Ibn Kolthúm“. Mitten im Lager von Hira gelang es ihm doch mit den Seinigen ſich durchzuſchlagen und unverſehrt davon zu kommen. — Uebler waren bei dem gewaltthätigen Lachmidenkönig vor ihm zwei andere Söhne von Bekr gefahren, Mutalámmes und Tárafa. Jener der Oheim, dieſer der Neffe, waren ſie beide berühmte Dichter; vorzüglich den Jüngling, der in genialem Leichtſinn mehr als billig Wein, Weibern und Geſang nachging, hatte die Hoffnung auf reichen Ehrenſold in die Reſidenz des Amr gelockt. Aber Tárafa bekam den Zwang des Hoflebens bald ſatt; ſeine Zunge konnte er niemals hüten, ſo machte er einen Spottvers, welcher dem König hinterbracht wurde. Erzürnt ſann dieſer auf heimtückiſche Rache: mit verſtellter Freundlichkeit gab er beiden Dichtern den Auftrag, an einen befreundeten Fürſten in Bachrein, der Landſchaft weſtlich vom perſiſchen Meerbuſen, Botſchaft zu bringen. Jeder erhielt einen Brief, wie Bellerophon von Proetos, in welchem ſofortige Hinrichtung des Boten empfohlen war, und damit begaben ſie ſich auf den Weg. Dem Mutalammes gefiel das Ding nicht; Oheim wie Neffe

„Konnten ſprechen und ſingen wohl
Schöne Lieder und Reden,
Schöne Lieder und Reden, die
Jetzt von ihnen noch bleiben,
Aber leſen konnten ſie nicht,
Weder leſen noch ſchreiben.“ [1]

So wandte Mutalammes ſich an einen jungen Mann von Hira, welcher, wie viele der meſopotamiſchen Chriſten, der geheimnißvollen Kunſt mächtig war; der las ihm den Uriasbrief vor. Mutalammes warf die gefährliche Schrift in den Fluß und mahnte Tarafa, ſeinem Beiſpiele zu folgen und mit ihm in die Heimath zurückzukehren:

„Aber munter entgegen rief
Tarafa ſeinem Ohme:
Leſen iſt eine ſchöne Kunſt,
Eine ſchöne das Schreiben,
Nicht die Wogen des Stroms hinab
Soll Geſchriebenes treiben;
Zum Gedächtniſſe künft'ger Zeit
Soll Geſchriebenes bleiben;
Künftig Tarafa's Lieder auch
Soll man leſen und ſchreiben.

---

1) S. Rückert, Sieben Bücher morgenländiſcher Sagen und Geſchichten. Erſtes bis viertes Buch. Stuttgart 1837, S. 136.

Drum zu Ehren der Schreibekunſt,
Ob es gälte mein Leben,
Will ich zum Vogt nach Bahrein gehn,
Meinen Brief ihm zu geben —"

er that's und fand ſeinen Tod, kaum zwanzig Jahre alt: aber die Schreibkunſt hat für ſeine hohe Meinung ſich dankbar erwieſen; noch heute ſchreibt und lieſt man ſeine Lieder, und ein Gelehrter aus Deutſchland hat ſie neuerdings gar in England drucken laſſen — Länder und Dinge, von denen der liebenswürdige arabiſche Wüſtling des ſechſten Jahrhunderts ſich gewiß nichts hat träumen laſſen . . .

Noch viele romantiſche Dichterabenteuer berichtet die Ueberlieferung; aber nicht mehr darf der Geſchichtſchreiber davon Kenntniß nehmen, als es die Charakteriſtik des Volkes erheiſcht. So nennen wir nur flüchtig noch den lebendigen Álkama vom Stamme Temím, der es wagen durfte mit dem König der Dichter, Imruulkeis, zu wetteifern; den weiſen Lebíd, den Verfaſſer einer Mo'állaka (S. 42), der noch den Triumph des Mohammed erlebte und ſelbſt dem Islam ſich zuwandte; den Tajjiten Hátim, der bis heute im Sprichworte lebt als der freigebigſte der Menſchen, welchem ſeine Großmuth niemals erlaubte, eine Bitte abzuſchlagen: ſelbſt als ein von ihm verfolgter Feind mit glücklicher Geiſtesgegenwart rief: „O Hátim, ſchenke mir deine Lanze!" mochte er die Gabe nicht verweigern, mit welcher der Gegner gerettet von dannen zog. Der vielgewandte Odyſſeus unter den Dichtern iſt El-Áſcha von Bekr, „der Cymbaliſt der Araber", der ſeine Lieder ſelbſt von Stamm zu Stamm trug und nur zum Preiſe eines befreundeten Mannes mit geringem Vermögen, aber vielen Töchtern ein Gedicht auf der Meſſe von Okáz[1] vorzutragen brauchte, um den jungen Mädchen ſämmtlich Männer aus den beſten Familien zu verſchaffen. Keiner aber von allen Dichterhelden, ſelbſt nicht der königliche Imruulkeis, den auch der ſonſt den Dichtern abgeneigte Prophet als „den Fahnenträger der Poeten, leider auf dem Wege zur Hölle" anerkannte, iſt in der Erinnerung des Volkes ſo lebendig geblieben, als Ántara, Scheddáds Sohn, der Abſite. Er war nicht ebenbürtig, ſeine Mutter eine ſchwarze Sklavin, und er mußte nach dem harten Geſetze des alten Arabiens der ſchlechtern Hand folgen, wenn ihn der Vater nicht ausdrücklich frei ſprach. Das wollte der nicht und ließ den feurigen Jüngling in ſchimpflicher Thatenloſigkeit Kamele hüten. Da fielen eines Tages die von Dhobján über das ſchwach beſetzte Lager der Abs her: „Greif an, Ántara!" ſchrie der Vater; aber der Sohn entgegnete: „Kämpfen verſteht der Sklave nicht; der Sklave verſteht nur Kamele melken und Euter binden."[2] — „Greif an, du biſt frei!" Da ſtürzt ſich Ántara auf die Feinde, ſeine

---

[1] Nicht weit von Mekka; vgl. S. 42 Anm. 2.

[2] Wenn das Kameljunge entwöhnt werden ſoll, bindet man der Mutter das Euter zu, damit das Junge nicht mehr ſaugen kann.

Tapferkeit ermuthigt die geringe Mannſchaft, und der weit überlegene Feind wird zurückgeworfen. Von da ab bewährt ſich Ántara als der tüchtigſte Held in dem langen Kriege des Dáchis (oben S. 5), und wenn ihm einer der ahnenſtolzen Beduinen reiner Abkunft ſeine Geburt vorwirft, ſo darf er ſagen

„Fürwahr, ich bin vom reinen Adel Abs',
Den jeder ehrt,
Zur einen Hälfte: und die andre deckt
Mein gutes Schwert.“

Das Andenken an ſeine ritterliche Geſtalt hat ſich bis heute unter den Arabern aller Länder erhalten, um ſeine Perſon ein Sagenkreis ſich gezogen wie um die Helden von König Arthus' Tafelrunde; die Erzählungen von ſeinen Thaten bilden den beliebteſten Inhalt der Volksromane, die in den Ländern arabiſcher Zunge umgehen, und deren Vortrag durch gewerbsmäßige Declamatoren in den Kaffeehäuſern zuzuhören die liebſte Unterhaltung des Orientalen iſt.

Seine eigenen Lieder ſind uns daneben auch noch erhalten. Denn ſchon im zweiten Jahrhundert nach Mohammed haben die arabiſchen Philologen mit großem Fleiße alle Denkmäler der reinen alten Sprache geſammelt, in erſter Linie natürlich die Lieder der vorislamiſchen Dichter, welche bis dahin allein im Munde des Volkes weiter gelebt hatten. Die ſchrieb man jetzt nieder, oft unter Hinzufügung von Erzählungen über die Gelegenheit ihrer Entſtehung und von mannigfachen Erklärungen, entweder ſo, daß man alle Gedichte deſſelben Mannes zu einem Buche vereinigte — eine ſolche Sammlung nennt man den Diwan[1] des betreffenden Poeten —, oder ſo, daß Lieder verſchiedener Dichter zu einer Blumenleſe oder zu einer Muſterſammlung vereinigt wurden. Die angeſehenſte von den letzteren iſt die gewöhnlich Mo'allakát genannte[2], enthaltend ſieben längere Gedichte des Imruulkeis, Tárafa, Lebíd, Soheir, Amr Ibn Kolthúm, Hárith Ibn Hilliſe und Antara (vgl. oben S. 20. 40. 41. 8. 39). — Andere rechnen dazu auch Lieder von Áſcha (S. 41) und Nábiga (S. 21). Man entſinnt ſich der Charakteriſtik der Mo'allakát, welche Goethe, ebenfalls in den Noten zum Weſtöſtlichen Diwan, dem „einſichtigen Jones" entlehnt hat; überſetzt findet man die des Imruulkeis, Soheír und Antara in Rückerts Amrilkais und Hamáßa (ſ. S. 8. 20), alle ſieben von Ph. Wolff (Rottweil 1857). — Nächſt den Mo'allakát ſteht die Hamáßa, eine Anthologie beſonders ſchöner Stellen aus den alten Liedern, nach dem Inhalt in verſchiedene Capitel geordnet von dem unter den Abbaſſiden lebenden Dichter Abu Temmám, deren Verdeutſchung durch Rückert bereits mehrfach erwähnt iſt.

---

[1] Diwân iſt ein perſiſches Wort, ins Arabiſche übergegangen, das eigentlich ein Regiſter bedeutet, dann aber allgemein von Rechnungsbüchern u. dergl. gebraucht wird. Von da aus wird es dann bekanntlich zum allgemeinen Ausdruck für Verwaltungsbehörde, Regierung; andererſeits, wie in unſerm Falle, zur Bezeichnung von Sammlungen ſchriftlicher Ueberlieferungen verſchiedener Art, meiſtens allerdings in Gedichten beſtehend. [2] Der Name iſt auf ſehr verſchiedene Weiſe erklärt worden. Die bei den arabiſchen Gelehrten ſelbſt verbreitetſte Deutung iſt die, daß es Preislieder ſeien, von den zu den Meſſen bei Mekka (ſ. oben S. 30 f.), beſonders der zu Okáz, verſammelten Vertretern aller Stämme unter den daſelbſt von den angeſehenſten Dichtern vorgetragenen Gedichten als die vorzüglichſten anerkannt; dieſe habe man, mit Goldbuchſtaben geſchrieben, in der Ká'aba aufgehängt und ſie daher als „die Aufgehängten“ bezeichnet. Letzteres iſt in der That die Bedeutung des Wortes mo'allakát; aber jene Erzählung widerſpricht in mehr als einem Punkte dem, was wir über die Gewohnheiten der vorislamiſchen Araber wiſſen, und iſt, wie ſo viele, nachträglich zur vermeintlichen Erklärung des Wortes erfunden. Es ſcheint jetzt ſicher, daß die Gedichte mit dem ſpäter häufigen Bilde von Perlen, die auf einer Schnur aufgereiht worden, bezeichnet werden ſollten, alſo „die Aufgehängten“, ſo viel als die zu einem Diadem vereinigten Gedichtperlen.

Was wir von dem Leben der Araber vor Mohammed wiſſen und wovon in kurzen Andeutungen ein Bild zu geben im Obigen verſucht iſt, verdanken wir dieſen Sammlungen. In ihnen lebt das alte Arabien noch heute: aber als es jene ſeine größten Dichter erzeugte, ſtand es bereits an der Schwelle einer neuen Zeit.

Zweites Capitel.

Mohammed der Prophet.

Um das Jahr 570 unſerer Zeitrechnung[1]) wurde Mohammed, der Sohn Abdallahs, in Mekka geboren. Die Legende berichtet, daß in der Nacht ſeiner Geburt der Palaſt Chosrau's Anoſcharwân, des Saſſanidenkönigs zu Kteſiphon, erbebte und das heilige Feuer der Perſer erloſch, welches vorher 1000 Jahre ohne Unterbrechung gebrannt hatte. In Mekka war jedenfalls von ſolchen Vorzeichen weltbewegender Ereigniſſe nichts zu ſpüren; außer den nächſten Verwandten kümmerte ſich wohl Niemand darum, daß Âmina, die Tochter des Wachb aus der Familie Sochra, ein Knäblein zur Welt gebracht hatte. Denn die Frau lebte in kümmerlichen Verhältniſſen. Erſt vor nicht langer Zeit hatte ſie den Abdallah, Sohn Abd-el-Muttalib's aus der Familie Hâſchim, geheirathet, einen kleinen Kaufmann, der bald nach der Hochzeit in Geſchäften mit einer Karawane nach Gaza in Syrien gereiſt war, aber auf dem Rückwege erkrankt in Jathrib hatte zurückbleiben müſſen, wo er noch vor der Geburt ſeines Kindes ſtarb. Das geringe Vermögen, welches er hinterließ — es ſollen fünf Kamele, eine Ziegenherde und eine Sklavin Namens Omm Eimân geweſen ſein — konnte kaum für die dringendſten Bedürfniſſe der Mutter ausreichen. So iſt es wenig glaublich, daß ſie ihr Kind, wie es ſpäter vornehme Städterinnen zu thun pflegten, zu einer Beduinenfrau aufs Land gegeben habe, damit es in der beſſeren Luft kräftiger gedeihe: die Ueberlieferung berichtet dies zwar einſtimmig, und nicht minder, daß Mohammed in ſpäteren Jahren als Sieger über den Stamm, welchem die Amme angehört, um ihretwillen den Beſiegten ungewöhnliche Milde gezeigt habe; indeß auch hier liegt das Beſtreben, den kleinen Mohammed als Abkömmling einer angeſehenen Familie hinzuſtellen, auf der Hand. Natürlich

---

1) Das conventionelle Datum iſt der 20. April 571, es iſt aber von den arabiſchen Chronologen ebenſo nachträglich herausgerechnet, wie die Synchronismen (z. B. das 42. Jahr des Chosrau Anoſcharwân, das 9. des Königs von Hira Amr Ibn Hind u. a. m.), welche von den ſpäteren Geſchichtſchreibern fleißig angeführt werden. Auf älterer Tradition ſcheint die Angabe zu beruhen, die Geburt des Propheten falle in das Jahr des Elefantenmannes (ſ. oben S. 28); aber das kennen wir eben auch nicht. Man erhält etwa das Jahr 570, wenn man die ungefähr 53 Jahre, welche er in Mekka gelebt haben ſoll, von dem Jahre der Flucht (622) abzieht. Freilich iſt 40 im Orient vielfach nichts als eine runde Zahl in den Zehnern, wie 7 unter den Einern; aber alle bekannten Thatſachen ſeines Familienlebens wie ſeiner öffentlichen Thätigkeit ſtimmen mit jener Angabe gut überein.

fehlt es daneben auch nicht an allerhand Legenden und Wundergeſchichten, welche der Geburt und der Jugend des zukünftigen Propheten einen übernatürlichen Schimmer verleihen ſollen. Nur eine derſelben führe ich hier an, als Beiſpiel, nach welcher Methode die in der Bildung von Mythen entſetzlich geiſtloſe Tradition dabei zu Werke geht. „Der Prophet,“ ſo heißt es, „ſpielte mit anderen Kindern; da kam der Engel Gabriel, ergriff ihn, ſchnitt ihm den Leib auf, nahm einen Blutklumpen heraus und warf ihn weg, indem er ſagte: dies iſt der Theil des Teufels. Dann wuſch er ſein Inneres mit Semſem-Waſſer, welches in einem goldenen Becken war, und fügte den Leib wieder zuſammen. Die Kinder liefen zu ſeiner Pflegemutter und ſchrieen: Mohammed iſt ermordet worden! Sie eilte hin und fand, daß er blaß ausſah.“ Der Erzähler fügt hinzu: „Wir haben die Naht an ſeiner Bruſt geſehen.“ Es verſteht ſich, daß dieſe Geſchichte dem als Berichterſtatter und Augenzeugen genannten Manne nur in den Mund gelegt iſt; ihre Veranlaſſung können wir aber in dieſem Falle wirklich nachweiſen. Mohammed läßt im Koran (Sure 94, 1) ſich von Gott tröſtend anreden: „Haben wir dir nicht die Bruſt geöffnet?“ — das will ſagen (auch dem Araber ſchnüren Angſt und Sorge die Bruſt zuſammen): „Habe ich dich nicht von Noth und Kummer befreit?“ Später aber begann man den Satz wörtlich zu verſtehen, ſuchte ſich die Veranlaſſung deſſelben aus dem ſcheinbaren Zuſammenhang zu entnehmen und kam dabei auf die Idee, die Oeffnung der Bruſt könne zur Entfernung der Erbſünde durch eine beſondere Veranſtaltung Gottes ſtattgefunden haben. Damit die Reinigung, welche natürlich durch Mohammeds Special-Engel Gabriel vorzunehmen war, gründlich würde, war eine Auswaſchung nothwendig, welche zweifellos nur mittelſt Waſſers aus dem heiligen Brunnen Semſem hatte geſchehen können; wenn dazu blos ein goldenes, nicht gleich ein diamantenes Becken genommen wird, ſo iſt das in der That noch ſehr beſcheiden.

Begründeter als dieſe Geſchichten ſcheint der Bericht über eine Reiſe zu ſein, welche Ámina mit ihrem ſechsjährigen Sohne nach Jathrib unternommen haben ſoll. Nach den gewöhnlichen Genealogien ſtammte die Mutter ſeines verſtorbenen Vaters daher; außerdem mochte Ámina den Wunſch haben, das Grab ihres verſtorbenen Mannes zu beſuchen, bevor ihr eigenes Ende ſie ereilte, welches die von Anfang, ſcheint es, ſchwächliche Frau vielleicht bereits herannahen fühlte. Einen Monat blieb ſie dort mit dem Knaben, der ſiebenundvierzig Jahre ſpäter, als er ſeinen dauernden Wohnſitz in Jathrib nahm, die Stätten ſeiner Jugendſpiele noch wiederkannte. Auch Ámina ſollte von ihrer Reiſe nicht in die Heimath zurückkehren. Kränkelnd gelangte ſie nach Abwá, einer Oertlichkeit[1] zwiſchen Jathrib und Mekka; dort ſtarb ſie. Als Mohammed ſpäter im J. 628 ſeine Wallfahrt zur Ká'aba unternahm, führte ihn ſein Weg an dem Grabhügel ſeiner Mutter vorüber, und er netzte ihn mit ſeinen Thränen. Damals aber brachte die Sklavin Omm Eimán die vater- und mutterloſe Waiſe in die Heimath zu dem Großvater Abd-el-Muttalib. Obwohl derſelbe ſchon das Alter von achtzig Jahren erreicht hatte, erregte das Geſchick ſeines Enkelkindes doch ſeinen innigen Antheil; er nahm den Knaben in ſein Haus auf, hatte ihn ſtets um ſich und hätſchelte ihn in jeder Weiſe. „Oftmals," erzählt der Biograph des Propheten, „wurde für den Abd-el-Muttalib eine Decke im Schatten der Ká'aba ausgebreitet; ſeine Söhne ſaßen um dieſe herum, und Niemand wagte es ſich auf die Decke zu ſetzen, bis er kam. Mohammed aber, der damals ein Knabe war, machte ſich wohl dran und ſetzte ſich auf die Decke; dann faßten ihn ſeine Oheime, ihn von der Decke fortzunehmen. Wenn Abd-el-Muttalib das ſah, ſo ſprach er: Laßt meinen Jungen, der hat ein Recht darauf!1) — ſetzte ihn zu ſich auf die Decke und ſtreichelte ſeinen Rücken mit der Hand und freute ſich über Alles, was er ihn thun ſah." Lange ſollte der kleine Mohammed aber die Zärtlichkeit des Großvaters nicht genießen; zwei Jahre ſpäter ſtarb Abd-el-Muttalib, indem er die Fürſorge für den Enkel einem ſeiner Söhne hinterließ, dem Abd Menáf, oder Abu Tálib, wie er mit ſeinem Beinamen lieber genannt wird2), welcher dem verſtorbenen Vater des Propheten beſonders nahe geſtanden hatte. Abu Tálib war ein edler Mann, der ſeiner Pflicht gegen den verwaiſten Neffen mit ſeltener Aufopferung genügt hat; aber er war arm und hatte eine zahlreiche Familie — zwei Frauen und zehn Kinder nach der gewöhnlichen Ueberlieferung —; ſo mußte der Knabe ſelbſt zur Erwerbung ſeines Unterhaltes beitragen, wohlhabenden Mekkanern die Schafe hüten3) und vor der Stadt Früchte und Beeren ſammeln. Später ſoll er den Oheim auf einem Kriegszuge gegen die Bewohner der benachbarten Stadt Táïf und dann auf einer oder mehreren der Reiſen begleitet haben, welche derſelbe als Kaufmann nach Syrien zu unternehmen gewohnt war. Hiebei läßt ihn die Tradition mit einem chriſtlichen Mönche zuſammentreffen, der ihn aus der Schaar ſeiner Begleiter als den künftigen Propheten herauserkennt und ſeine Begleiter ermahnt, ihn vor den Juden zu bewahren, die ihm zeitlebens nachſtellen würden. Das Alles natürlich mit einem ziemlich

---

[1] Die Späteren ſind nicht einig darüber, ob es ein Dorf oder ein Berg war, auch über die genauere Lage gehen die Angaben auseinander.

---

1) Wörtlich: „der hat eine Sache!" d. h. hier eine große Zukunft, die ihm ein Vorrecht vor euch giebt. Natürlich wieder theologiſche Verbrämung der anziehenden Geſchichte, ebenſo wie die Erwähnung der Ká'aba vorher. 2) Vgl. über die Namen oben S. 7 Anm. Abd Menáf bedeutet den Knecht des Menáf; Menáf aber iſt einer der Heidengötzen, deren Namen man ſpäter ungern in den Mund nahm. 3) Was außer den Sklaven (ſ. oben S. 41) nur ganz arme Leute thaten. Trotzdem iſt die Nachricht ohne Verſchönerung auf uns gekommen, weil Mohammed ſpäter ſelbſt das Schafhüten mit ſeinem Prophetenberufe in unmittelbare Verbindung brachte — ohne Zweifel mit Bezug auf den jungen David. Wir ſehen daraus aber klar, wie kümmerlich die Verhältniſſe nicht blos der Waiſe, ſondern auch ihrer Verwandten geweſen ſind. Das bezeugt auch der Koran, in welchem (Sure 93, 6. 8) Gottes Wort an Mohammed ergeht: „Fand er dich nicht als Waiſe und gewährte dir Obdach? . . . und fand dich als Armen und machte dich reich?"

dürftigen Wunderapparat ausgerüſtet. Man darf kaum bezweifeln, daß nicht nur der letztere, ſondern die Reiſen mit Abu Tálib überhaupt ſpäteren Combinationen und Erfindungen ihr Daſein verdanken; ſelbſt der Name des Mönches, Bachira, erregt Verdacht: das allerdings ſyriſche Wort bedeutet „der Erprobte“, „Zuverläſſige“, „Glaubwürdige“.

Der erſten ſicheren Thatſache aus Mohammeds Leben begegnen wir erſt wieder, als er bereits vierundzwanzig Jahre alt iſt. Um dieſe Zeit finden wir ihn, dem der Mangel eigenen Vermögens nicht geſtattete ein ſelbſtändiges Geſchäft zu gründen, in den Dienſten einer reichen Kaufmannswittwe Namens Chadídſcha. Im vorislamiſchen Arabien war die Stellung der Frauen eine bei weitem nicht ſo beſchränkte, wie nachher oder gar im jetzigen mohammedaniſchen Orient. Wie man äußerlich die beſtändige Verſchleierung der Frauen noch nicht kannte, ſo war auch ihre moraliſche Selbſtändigkeit im Weſentlichen allgemein anerkannt. Die väterliche Gewalt empfand die Tochter kaum nachdrücklicher als der Sohn, die Frau hatte unter Umſtänden ebenſogut das Recht, dem Manne „das Zelt umzudrehen“, alſo ihm den Eintritt in die eheliche Wohnung zu entziehen, wie er ſich von ihr ſcheiden konnte. Beſonders aber Wittwen mit einigem Vermögen, das ihnen geſtattete zu leben, ohne Verwandten zur Laſt fallen oder ſofort einen neuen Herzensbund ſchließen zu müſſen, konnten ſich ziemlich ungenirt bewegen: die Ehre hütete ſich die freie Araberin jener Zeit beſſer ſelbſt, als die Eunuchen, welche heutzutage die Freundlichkeit haben dieſes Amt zu übernehmen. So führte Chadídſcha, obwohl ihr Vater Choweilid noch lebte, im eigenen Hauſe die Geſchäfte der beiden Männer, die ſie bereits gehabt und verloren hatte, weiter; nur die nothwendigen Reiſen nach außerhalb ließ ſie durch einen Geſchäftsführer beſorgen, der je nachdem mit ihren Laſtkamelen ſich den mekkaniſchen Karawanen nach Südarabien oder Syrien anſchloß. Mohammed ſcheint indeß nicht ſogleich dieſen Vertrauenspoſten, ſondern zunächſt nur den beſcheideneren eines Kameltreibers ausgefüllt zu haben. Jedenfalls machte er im Dienſte der Wittwe Reiſen nach dem Süden, vielleicht auch nach Boſtra, das als byzantiniſche Hauptfeſtung des Oſtjordanlandes und großer Getreidemarkt wichtig und ein häufiges Ziel der arabiſchen Handelsunternehmungen war. Bald aber ſollte dieſes Verhältniß eine ungewöhnliche Verwandlung erfahren. Chadídſcha hatte allerdings bereits das Alter von 39 Jahren erreicht, und von ihren beiden Männern drei Kinder gehabt — über die wir allerdings weiterhin nichts hören —; trotzdem war ſie einer neuen Heirath nicht abgeneigt. Nach der Tradition hat es ihr auch an Bewerbern nicht gefehlt; da ſie wohlhabend war und trotz ihrer Jahre noch gut ausgeſehen haben ſoll, iſt das auch gar nicht unwahrſcheinlich. Sie hatte aber bereits eine heimliche Neigung für Mohammed gefaßt, welcher damals etwa 24 Jahre zählte, zweifellos ſchon hie und da durch ſeine eigenartige Begabung auffallen mußte, kurz, wie es ein geiſtreicher Schriftſteller ausdrückt, ein „intereſſanter junger Mann“ war. Bekanntlich ſind Neigungen zwiſchen Frauen auf der Grenze des Alters und unverhältnißmäßig jüngeren Männern nichts Seltenes, und ſo wird man nicht ohne Weiteres behaupten dürfen, Mohammed habe den Heirathsantrag, den ihm Chadîdſcha ſchließlich durch eine Mittelsperſon machen ließ, aus bloßem Eigennutz angenommen, wenngleich auch dabei ein richtiger Araber jener Zeit kaum etwas Ungehöriges gefunden haben würde. Wie dem auch ſei, der nachherige Verlauf beweiſt, daß die eigenartige Ehe von beiden Seiten nicht ohne einen auch unter uns modernen Chriſten keineswegs ſelbſtverſtändlichen ſittlichen Ernſt eingegangen wurde. Zunächſt freilich ſtieß ſie auf Hinderniſſe ſeitens der nächſten Verwandten der Chadîdſcha, beſonders ihres Vaters, deſſen Einwilligung die gute Sitte erforderte; es wurde nöthig, den alten Mann trunken zu machen, um ſeine Beiſtimmung zu erhalten. Als er wieder zu ſich kam, war er über den ihm geſpielten Betrug begreiflicher Weiſe ſehr erbittert; die übrigen Mitglieder ſeiner Familie, der Benu Aßad, zeigten ſich womöglich noch empörter darüber, daß ihre Verwandte durch die Heirath mit einem jungen Menſchen ohne jedes Vermögen oder Anſehen ſie alle bloßgeſtellt hatte. Zwiſchen ihnen und den Angehörigen des Mohammed, die ſich natürlich verpflichtet fühlten zu ihm zu ſtehen, wäre es beinahe zum offenen Kampfe gekommen; den ſcheute ſich aber Choweilid doch zu entzünden, und ſo fand ſchließlich eine allgemeine Verſöhnung ſtatt.

Es folgte nun für Mohammed eine glückliche Zeit. Trotz des Alters der Chadîdſcha wurde die Ehe noch mit ſechs Kindern geſegnet, zwei Söhnen, die er El-Kâßim und, vermuthlich ſeinem Oheim zu Ehren, Abd Menâf nannte, und vier Töchtern, Seinab, Rokaija, Omm Kolthûm und Fâtime. Nach dem erſten Sohn nahm er den Beinamen Abu'lkâßim an (vgl. S. 7, Anm. 1), ihn ſowohl als den andern hatte er den Schmerz in früheſtem Alter zu verlieren; aber die Töchter ſah er heranwachſen, und die älteſte war ſchon verheirathet, als er mit ſeinem Prophetenberuf öffentlich hervortrat. Freilich mußte es ihm ſehr empfindlich ſein, daß er nach dem Tode der Knäblein ohne männliche Nachkommenſchaft blieb: dieſe allein verlieh dem Familienvater Würde und ſicherte ihm Anſehen, während die Mädchen, die weder etwas einbrachten noch den alternden Vater zu ſchützen vermochten, mehr als unbeliebt waren. Das iſt in einem Lande von ſo ſpärlichen Hilfsquellen begreiflich, ging aber bei den Arabern ſo weit, daß ganz allgemein der barbariſche Gebrauch herrſchte, neugeborene Töchter, deren Ernährung unbequem zu werden drohte, ſich einfach durch Lebendigbegraben vom Halſe zu ſchaffen. So mußte es denn ſpäter Mohammed von den Feinden ſeiner Predigt oft genug hören, daß ſein Haus ohne Erben war; aber er hat ſich dadurch in ſeiner Pflichterfüllung gegen Frau und Töchter niemals irre machen laſſen. So lange Chadîdſcha lebte, hat er keine zweite Gattin neben der Alternden genommen; und das unterließ er nicht blos, weil er von ihrem Vermögen abhängig war: wir wiſſen vielmehr, daß er bis in ſeine letzten Lebensjahre ihrer mit der größten Liebe und Verehrung gedachte, und die Lieblingsfrau ſeines Alters, Âïſcha, hat geſagt, daß ſie auf keine ihrer vielen

Nebenfrauen ſo eiferſüchtig geweſen ſei, als auf dieſe längſt Verſtorbene. Seine Treue und Rückſichtnahme vergalt ſie ihm durch zärtliche Fürſorge, die ſpäter, als er ſich zum Propheten beſtimmt fühlte, in mehr als einer Weiſe ihn vor dem Untergange gerettet hat.

Zu einem in der Hauptſache doch glücklichen Familienleben kamen behagliche äußere Verhältniſſe, welche den Mohammed nach einer entbehrungsreichen Jugend doppelt freundlich berührt haben müſſen. Wir dürfen vorausſetzen, daß er fortgefahren hat, das Geſchäft ſeiner Frau zu leiten; darüber gingen Jahre hin, die für ihn äußerlich keine auffallenden Erlebniſſe brachten. Aber im Innern des Mannes ging mehr vor, als ſeine Umgebung ahnte.

Wir würden auch ohne beſondere Zeugniſſe als ſelbſtverſtändlich anzunehmen haben, daß Mohammed, bevor er als Prophet einer neuen Lehre auftrat, die religiöſen Anſchauungen ſeiner Landsleute getheilt hat; zum Ueberfluß giebt einen unzweideutigen Beleg dafür der Name ſeines Sohnes Abd Menáf (S. 46), der ſich uns durch ein glückliches Verſehen der Tradition[1]) erhalten hat. Dabei iſt freilich gleich hinzuzufügen, daß dieſe „religiöſen Anſchauungen" einen ſo anſpruchsvollen Namen kaum verdienen. Wir wiſſen ſehr wenig von der vorislamiſchen Religion der Araber, das Wenige aber deutet darauf hin, daß ihre Begriffe von göttlichen Dingen, ſchon früher dürftig genug, um dieſe Zeit gänzlich verflacht waren. Es iſt ein Gemiſch von Totemismus[2]), Fetiſch- und Götzendienſt, in welchen hinein, wenigſtens in Südarabien und dem Hidſcháſ, confuſe Erinnerungen an altbabyloniſche und vielleicht altisraelitiſche Vorſtellungen und Gottesnamen ragen. Noch hat jeder Stamm ſeinen eigenen Götzen, aber daneben auch wohl noch einen Fetiſch oder eine heilige Stätte (Baum, Quelle oder dergl.), die allmählich ſelbſt zum Gegenſtande der Verehrung geworden iſt. An manchen Stellen, vor allen in Mekka ſelbſt, iſt dazu ein arger Synkretismus gekommen: aus irgend welchen Gründen (vgl. oben S. 31) nahm man zu den eigenen auch die Götzen benachbarter oder gar fremder Stämme an. Dabei iſt dann das innere Verhältniß, welches urſprünglich die Verehrer der einzelnen Gottheiten an dieſe knüpfte, größtentheils geſchwunden; man fährt lediglich aus Anhänglichkeit an die von den Vätern ererbten Gewohnheiten fort, an den alten Gegenſtänden der Anbetung zu hängen, von dem religiöſen Inhalt des Gottesdienſtes aber iſt faſt nirgends mehr eine Ahnung vorhanden. Daher kann es nicht Wunder nehmen, daß die Bedeutung der hie und da noch geübten Bräuche, vor Allem des großen mekkaniſchen Frühjahrsfeſtes, um die Zeit des Mohammed vollkommen in Vergeſſenheit gerathen iſt. Wir kennen dieſelben freilich nur in der mannigfach umgeſtalteten Form, welche ihnen der Prophet gegen das Ende ſeines Lebens gab. Aber es ſteht feſt, daß dieſe Abänderungen des Ceremoniells die eigentlichen Kernpunkte deſſelben nicht getroffen haben können; da nun die Erklärungen, welche die mohammedaniſchen Theologen von denſelben geben, gänzlich hinfällig, die Bräuche an ſich wenigſtens in vielen Einzelheiten unverſtändlich ſind, ſo iſt klar, daß auch die heidniſchen Araber in dieſer ſpäten Zeit ſich kaum noch viel dabei gedacht haben können. Das Intereſſe der Mekkaner an ihrer Beibehaltung geht ſo gut wie allein aus jenen kaufmänniſchen Geſichtspunkten hervor, von denen bereits oben S. 30 Rechenſchaft gegeben iſt; wo ſolche fehlen, wie bei ſämmtlichen Beduinenſtämmen, hängt man an den Stammgötzen nur noch aus dem Conſervatismus, der bei einem auf ſeine Abkunft ſtolzen Volke ſelbſtverſtändlich iſt, nicht mehr aus religiöſer Geſinnung. Freilich deutet die Geſchichte des Islams darauf hin, daß ſelbſt in einigen der Beduinenſtämme unentwickelte religiöſe Anlagen geſteckt haben müſſen, der Maſſe dieſer nüchternen, ſkeptiſchen und berechnenden Race aber haben wir ſolche in der Hauptſache abzuſprechen: noch heute iſt der Wüſtenaraber, wenige Gebiete des inneren Landes ausgenommen, nur äußerlich Moslem.

---

[1]) Die meiſten Ueberlieferer erſetzen ihn durch Abdallah („Knecht Allahs"), Et-Tájjib („der Gute"), Et-Táhir („der Reine"); natürlich ſind das abſichtliche Euphemismen ſtatt des von einem einzigen Schriftſteller doch genannten wirklichen Namens, über deſſen Bedeutung ſ. S. 46 N. 2.

[2]) Vgl. hierüber die Ausführungen in Stade's Geſchichte des Volkes Israel (Abth. 87 dieſer Sammlung) S. 402 ff., beſonders S. 408.

Anders ſtehen die Dinge nur in einigen Grenzſtrichen und in einem Theile Südarabiens. In der alten ſabäiſchen Bevölkerung dieſes Landes muß, nach der Fülle und Art der an ihren Tempeln und Paläſten gefundenen Inſchriften zu urtheilen, ein ſtarkes religiöſes Intereſſe lebendig geweſen ſein, das ſeinen Ausdruck freilich in ſehr ſtereotypen Formen gefunden hat, den nach dem Norden gewanderten Stämmen auch ziemlich raſch abhanden gekommen zu ſein ſcheint. Wir ſind bis jetzt nicht in der Lage, davon eine deutliche Anſchauung zu gewinnen, müſſen aber doch wohl an jene unleugbare Art der alten Einwohner anknüpfen, wenn wir auch in dem Jahrhundert vor Mohammed ſtarken religiöſen Strömungen nicht ganz auf demſelben, aber doch auf benachbarten Gebieten begegnen. Obgleich die Erfolge, welche um dieſe Zeit das Judenthum in Jemen um Sſan'á davongetragen (vgl. oben S. 28), vor Allem durch den Widerwillen gegen die Fremdherrſchaft der äthiopiſchen Chriſten bedingt erſcheinen, ſo können ſie daraus allein immerhin kaum erklärt werden; und gleichzeitig finden wir wieder in einem anderen Theile des Landes, Nedſchrán, um dieſelbe Zeit eine chriſtliche Einwohnerſchaft, die mit der größten Zähigkeit an ihrem Glauben hängt und auch nach Mohammed denſelben nicht aufgeben will, ſo daß ſie der Chalife Omar zuletzt zur Auswanderung zwingt. Aehnlich wie dieſe Chriſten, verhalten ſich im nördlichen Hidſcháſ die ſeit lange dort angeſeſſenen Juden (vgl. S. 29), die, unter den ismaelitiſchen Arabern verſtreut, zweifellos hie und da mit ihnen ſich vermiſcht, daneben aber durch ihr ungeſcheutes Bekenntniß zu ihrem Glauben viel dazu beigetragen haben, die Anderen an die

Begriffe einer Offenbarungsreligion zu gewöhnen. Neben ihnen haben ſich in dieſen nördlicheren Gegenden und bis zum Euphrat hin auch manche Chriſten gefunden, allerdings mehr vereinzelt und wohl durchweg von unklarem Sectenweſen abhängig, das ſich beſonders in gnoſtiſchem und, wie neuerdings nicht unwahrſcheinlich behauptet worden iſt, ebionitiſchem Sinne geltend gemacht hat. In dieſen Gegenden, wo ſeit Alters die Angehörigen verſchiedener Nationen und Bekenntniſſe ſich begegneten, beeinflußten und kreuzten, müſſen auch damals mancherlei Keime religiöſer Entwicklungen geſchlummert haben, wenngleich die Verſuche, ſolche mit der wünſchenswerthen Beſtimmtheit nachzuweiſen, bisher nicht geglückt ſind.

Wer nun als mekkaniſcher Kaufmann in der Lage war, bald nach dem Süden bis an die kaum fünfzig Meilen entfernte Grenze Jemens, bald in die um das Dreifache entlegeneren Städte Syriens zu reiſen, konnte nicht umhin, wie von Sitten und Gewohnheiten, ſo auch von manchen religiöſen Einrichtungen und Anſichten der Ausländer Kenntniß zu nehmen. Großen Eindruck machten ſolche Beobachtungen auf den kühlen Händler in der Regel nicht; noch heute reiſt der Orientale ungern und iſt auch der Abendländer geneigt, vor Allem die Schattenſeiten fremder Länder zu erſpähen. So begnügte ſich der Durchſchnittsmekkaner wohl, den Kopf über die ſchnurrigen Menſchen zu ſchütteln, die ihren Götzen einen Gefallen zu thun glaubten, wenn ſie ſich das Haar, den Stolz des freien Mannes, nicht blos andeutungsweiſe, wie auch der Verſtändige bei dem Wallfahrtsfeſte in Mekka that, ſondern rund um das Haupt abſchoren, oder ſich zu Dutzenden oder einzeln in Häuſer oder gar Felshöhlen und Waldhütten verſteckten, und damit jede Möglichkeit, ordentlich Geld zu verdienen und das bischen Leben zu genießen, von ſich wieſen. Es iſt nicht über allen Zweifel erhaben, ob Mohammed vor oder nach ſeiner Heirath wirklich die großen Reiſen gemacht hat, von welchen wiederholt, aber nicht unverdächtig berichtet wird. Hat er wirklich jene Länder beſucht, ſo muß allerdings, was er dort von den Chriſten ſah und hörte, das Nachdenken eines Mannes angeregt haben, der ſich ſpäter von ſo ganz anderem Schlage erwies, als die meiſten ſeiner Landsleute. Immerhin muß dieſer Punkt für jetzt als unaufgeklärt gelten. Sicherer begründet iſt jedenfalls die Nachricht, daß Mohammed in Mekka ſelbſt Anregungen erhielt, welche ihn zum Nachdenken über religiöſe Dinge brachten.

Der Verfall der alten nationalen Religion war eine Thatſache, die wenigſtens einigen Einſichtigen ſich bereits aufgedrängt hatte, und ſo iſt der Prophet nicht der Erſte, der ſich nach etwas Beſſerem umgeſehen hat. Juden hielten ſich in Mekka gewiß zeitweiſe zu Handelszwecken nicht weniger auf als hie und da Jünger der in Nordarabien verſtreuten chriſtlichen Sectirer und Anachoreten, und Chriſten aus dem Aethiopenlande wurden in ganz Arabien als Sklaven hin- und hergeſchoben. Mag es auch ſein, daß ſolche meiſt nur eine recht oberflächliche Kenntniß der eigenen Religion beſaßen, Vieles davon auch während des langjährigen Lebens unter den Heiden vergeſſen hatten, der elementare Gegenſatz zwiſchen Monotheismus und Vielgötterei mußte ihnen unter allen Umſtänden geläufig geblieben ſein. Und während es auch einem katechismusfeſten Chriſten faſt unmöglich geweſen wäre, die griechiſchen, ſyriſchen oder äthiopiſchen Worte, welche die Hauptbegriffe der Dogmatik ausdrückten, im Arabiſchen wiederzugeben, einer Sprache, die auch dem Mohammed in dieſer Beziehung nicht immer dienſtwillig ſich gezeigt hat, ſo konnte dieſe Schwierigkeit nicht im Wege ſtehen, wo es nur darauf ankam, den Unterſchied zwiſchen 1 und 9 zu formuliren. Wer daher zu der Ueberzeugung gekommen war, daß mit den tauben und ſtummen Götzen nichts anzufangen ſei, konnte ſogar in Mekka ſelbſt die Idee des Monotheismus leicht irgendwoher aufgreifen. Es iſt daher ganz glaubwürdig, daß in der Nähe des Mohammed ſich Leute befunden haben ſollen, die von den Heidengöttern nichts mehr wiſſen wollten. Mehrere ſolche Perſonen werden genannt; am ſicherſten iſt, was von Seid, dem Sohne des Amr aus dem Hauſe Abd-el-Oſá, und Wáraka Ibn Naufal, einem Vetter der Chadidſcha, erzählt wird. Beide wandten ſich vom Heidenthum ab; während aber Seid auch an dem, was er von Juden und Chriſten erfragte, kein Genüge fand und ſich bei einem abſtracten Deismus beruhigt zu haben ſcheint, muß Wáraka ſich wirklich zu einem Chriſtenthum ebionitiſcher Färbung bekannt haben.1) Der Verkehr mit dieſen Leuten hat vielleicht die Zweifel, welche auch Mohammed an der Wahrheit der alten heidniſchen Anſchauungen hegte, zuerſt wachgerufen oder doch verſtärkt. Das Verdienſt, der beſſeren Erkenntniß die Wege gebahnt zu haben, wird dem Propheten dadurch nicht geſchmälert: jene begnügten ſich, für ihre Perſon den alten Aberglauben von ſich zu werfen, ohne dabei über den Standpunkt leidenſchaftsloſer Aufklärer hinauszugehen; in Mohammeds Innerem aber entzündeten jene Gedanken ein Feuer, welches eine Zeit lang ihn ſelbſt zu verzehren drohte, bis er, der von Natur ſchüchterne, ja furchtſame Mann, die Kraft fand, vor allem Volke Zeugniß für die Wahrheit abzulegen und den ausſichtsloſen Kampf gegen Trägheit und Vorurtheil zu beginnen.

Es gab gegen ſein vierzigſtes Lebensjahr nichts, was ſeinen Frieden ſtören zu können ſchien. Er hatte ſeine älteſte Tochter verheirathet, die zweite, die ſchöne Rokaija, mit einem ſeiner Vettern verlobt. Seine äußeren Verhältniſſe waren dauernd günſtig und werden ihm eine ziemlich geachtete Stellung unter ſeinen Mitbürgern geſichert haben, wenngleich die Behauptung

---

1) S. unten S. 54 N. 2. — Die Araber nannten ſolche Leute Hanîfen, mit einem Spitznamen, der im Hebräiſchen und Syriſchen einen Gottloſen oder Ketzer bezeichnet, und vermuthlich in dieſer Bedeutung von den Orthodoxen auf die im Geruche des Gnoſticismus oder Ebionismus ſtehenden Chriſten angewandt wurde; daneben begegnen wir auch dem Ausdruck Sſabier, d. h. „Täufer", mit welchem zunächſt gewiſſe gnoſtiſche Secten gemeint ſind, die am unteren Euphrat hauſten und bei denen allerhand Waſchungen eine große Rolle ſpielten. — Es giebt eine große Zahl von abweichenden Erklärungen beider Namen, dieſe aber ſcheinen jetzt als richtig feſtzuſtehen.

der Tradition, es ſei ihm, etwa fünf Jahre vor ſeiner Berufung zum Propheten, eine wichtige Rolle bei der Wiederherſtellung der durch die Gebirgswaſſer beſchädigten Kâ'aba zugefallen, zweifellos wieder für eine grundloſe Legende zu gelten hat. Aber er durfte ſeinem Gemüthe die Befriedigung verſchaffen, die Sorgen ſeines Oheims Abu Tâlib, des Beſchützers ſeiner Jugend, dadurch zu verringern, daß er deſſen Sohn Alî adoptirte; ebenſo brauchte er ſich nicht zu bedenken, den Seid Ibn Hâritha, einen Sklaven chriſtlicher Herkunft, welchen er ſeit längerer Zeit beſaß und beſonders ſchätzen gelernt hatte, frei zu laſſen und gleichfalls an Sohnesſtatt anzunehmen. Trotz alledem zeigte ſein Benehmen mehr und mehr, daß er nicht glücklich war, ging ſein von Hauſe aus ſchon melancholiſches Weſen in Düſterkeit über. Häufig zog er ſich ganz in die öden Felſenlabyrinthe zurück, welche die Stadt Mekka umgeben, und kam tagelang nicht zum Vorſchein. Aus ſeiner ſpäteren Predigt, wie ſie uns im Korân erhalten iſt, können wir auf die Gedanken zurückſchließen, welche ihm damals Kopf und Herz bedrängten. Daß ſeiner Landsleute Götzendienſt Irrthum und Sünde an dem einen, wahren Gott ſei, wußte er längſt; welches aber war die Aufgabe, die ihm daraus erwuchs? Das jüngſte Gericht, von dem ſeine chriſtlichen Freunde ihm erzählt hatten, mußte jene Gottloſen vernichten, was aber hatte er zu thun, damit er dem gleichen Schickſal entginge? Die bange Frage: „Herr, was muß ich thun, daß ich ſelig werde?" — dieſe Frage, welche ſich oberflächlichen Menſchen oder in ſich fertigen Charakteren ſo leicht beantwortet, muß ſeine nach Wahrheit ringende Seele um ſo tiefer aufgeregt haben, als die paar religiöſen Begriffe, die er von ſeinen Freunden ſich erfragt hatte, ohne inneren Zuſammenhang waren, indeß dem nach unſeren Anſchauungen gänzlich ungebildeten, der logiſchen Verknüpfung abſtracter Gedankenreihen vollkommen unfähigen Manne faſt jede Möglichkeit fehlte, ſich hier ſelbſt zur Klarheit durchzuarbeiten.

Unter ſolchen Kämpfen irrte er, ſo wird berichtet, eines Tages im Monat Ramadân[1]) wiederum in dem nördlich von Mekka ſich hinziehenden Gebirge umher, welches den Berg Hirâ einſchließt, an deſſen Fuß ſich eine Höhle befand, ſeit lange ein Lieblingsplatz des leidenſchaftlichen Grüblers. Ueber ſeinen Gedanken fällt er dort endlich in einen unruhigen Schlaf. „Da hatte ich," erzählte er ſpäter, „im Traum das Gefühl, als ob Jemand an mich herantrat und zu mir ſagte: Lies! Ich erwiderte: Nein. Darauf drückte jener mich, daß ich zu vergehen glaubte, und wiederholte: Lies! Nochmals verneinte ich, abermals drückte mich die Erſcheinung und ich hörte die Worte: Lies im Namen deines Herren, der erſchafft — erſchafft den Menſchen aus einem Blutklümpchen — Lies: dein Herr iſt ja der Gnadenvolle, — welcher zu wiſſen thut durch das Schreibrohr — zu wiſſen thut dem Menſchen, was er nicht wußte. Da las ich das;

---

1) Das Jahr iſt natürlich wieder ſtreitig und nicht auszumachen, es muß etwa 610 oder 612 geweſen ſein. Ueber die arabiſchen Monate ſ. unten S. 140 Anm. 1.

hierauf wich die Erſcheinung von mir, ich erwachte aus meinem Schlaf, und mir war, als trüge ich die Worte ins Herz geſchrieben.“[1])

Der Eindruck, welchen dieſe Viſion auf Mohammed gemacht hat, war ein ganz vernichtender. Er hielt ſich für beſeſſen und kam in der größten Aufregung zur Chadídſcha. Dieſe aber tröſtete ihn und ließ den Wáraka holen, mit welchem ihr Mann ja ſchon früher Beſprechungen über allerhand höhere Dinge gehalten hatte; als ſie dem aber das Erlebniß berichtete, ſagte er: „Wenn das wahr iſt, o Chadídſcha, ſo iſt der heilige Geiſt[2]) über ihn gekommen, der über Moſe zu kommen pflegte, und dann iſt er der Prophet unſeres Volkes.“ Damit ließ ſich Mohammed beruhigen; da er aber auf eine Wiederholung der Erſcheinung einige Zeit[3]) warten mußte, kehrten ſeine

---

1) Wenn man den Wortlaut der verſchiedenen Traditionen über dieſe Viſion mit einander vergleicht, ſo wird etwa Obiges als das Urſprünglichſte herauskommen; es iſt ſpäter mannichfach ausgeſchmückt und mit weiteren Zügen verſehen worden, z. B. daß der Engel Gabriel — deſſen Figur jedenfalls dem Propheten erſt lange nachher aufgegangen iſt — ihm ein in Seide eingewickeltes Buch (oder ein Stück Seide mit einer Schrift darauf) vorgehalten und ihn aufgefordert habe, das zu leſen, u. A. m. Dadurch iſt allmählich die eigentliche Bedeutung des Traumes und der Worte verdunkelt, über welche denn auch bis heute viel Zweifel herrſcht. Mir ſcheint der Sinn aber, wenn man den ſonſtigen Sprachgebrauch des Koráns, die Erwähnung des Schreibgriffels und die Schlußbemerkung des Propheten erwägt, ganz klar folgender zu ſein: Lies — d. h. nimm gläubig auf — was Gott mit ſeinem himmliſchen Schreibgriffel als ſeine Wahrheit aufgeſchrieben hat, und nun auch dir ins Herz ſchreiben will. Von Leſen und Schreiben iſt die Rede, weil Mohammed, dem im Traum doch vor Allem, wenn auch in veränderter Weiſe, das ſich aufgedrängt haben wird, was im Wachen den Gegenſtand ſeiner angſtvollen Grübeleien bildete, damals wie ſpäter ſich eine Offenbarung nur unter dem Bilde einer Schrift vorſtellen konnte, wie er ja wußte, daß Juden und Chriſten ſolche ſchriftlichen Offenbarungen beſaßen. Dieſe Vorſtellung iſt geblieben, ſo daß heute noch den Mohammedanern die Urſchrift des Koráns als im Himmel vorhanden und dort ſorgfältig aufbewahrt gilt. Dieſe im ewigen Rathſchluſſe Gottes vorhandene, alſo, bildlich ausgedrückt, im Himmel geſchrieben ſtehende Offenbarung ſoll er leſen, d. h. in ſich aufnehmen, damit er ſie dann Anderen vortragen kann. Die Worte „da las ich das“ bedeuten alſo „da merkte ich es mir“ (eventuell auch „da ſprach ich es nach“). — Da es ſich alſo um bildliche Redeweiſe handelt, ſo iſt die bei den Muslimen wie von abendländiſchen Gelehrten im Anſchluß an die vergröberte ſpätere Ueberlieferung vielbeſprochene Frage, ob Mohammed habe leſen und ſchreiben können, hier von keiner Bedeutung. — Was übrigens den figürlichen Ausdruck angeht, ſo iſt treffend an das Verſchlingen eines Buches erinnert worden, welches bei dem Propheten Heſekiel (Cap. 3 V. 2, und danach Offenb. Joh. 10 V. 9) als Symbol für die Aufnahme einer göttlichen Offenbarung vorkommt.

2) Im Arabiſchen „der große Nâmûs“; nâmûs iſt *νόμος* — da ſich der Gebrauch des Wortes an dieſer Stelle und in der hier nothwendigen Bedeutung nur durch den ebionitiſchen Sprachgebrauch erklären läßt (nach H. J. Beſtmann, Die Anfänge des katholiſchen Chriſtenthums und des Islams, Nördlingen 1884, S. 101), ſo beweiſt die Geſchichte, daß Wáraka in der That zu der oben S. 51 charakteriſirten Art Chriſten gehört haben muß. Vgl. S. 52 N. 1.

3) Nach der gewöhnlichen Angabe zwei Jahre, doch ſcheint das ſpäter künſtlich ausgerechnet zu ſein und die Pauſe in Wirklichkeit nur ein paar Wochen gedauert zu haben.

Zweifel mit doppelt beängſtigender Macht zurück und brachten ihn der Verzweiflung nahe. Wieder irrte er rathlos im Gebirge umher und war mehr als einmal nahe daran, ſich von einem der hohen Felſen herabzuſtürzen, um der Angſt zu entgehen, die ihm faſt die Sinne raubte. Da leuchtet ihm auf einmal himmliſche Klarheit entgegen; eine Erſcheinung aus dem Jenſeits — wortlos, aber überwältigend — erfüllt ſein Herz mit der längſt erſehnten Gewißheit. Gleichzeitig fühlt er ſich einer Ohnmacht nahe; von Fieberfroſt geſchüttelt eilt er nach Hauſe. „Wickelt mich ein!“ ruft er den Seinen entgegen; es geſchieht, und in einem heftigen Nervenanfall glaubt er die Worte zu hören (Sſure 74, 1): O du Eingewickelter — ſteh auf! ja, mahne! — Deinen Herrn, ja, preiſ' ihn! — Deine Kleider, ja, reinige ſie — den Schmutz, ja, flieh' ihn — ſei nicht gütig aus Eigennutz — Und deinem Herrn, ja, harre ihm aus![1] — Von da an, heißt es in der Tradition, folgten die Offenbarungen regelmäßig auf einander; nämlich weil er jetzt ſeiner Sache gewiß war, und nun nicht mehr auf weitere übernatürliche Erſcheinungen wartete, vielmehr die im Zuſtande innerer Erregtheit über ihn kommenden Eingebungen ohne Weiteres für göttliche Wahrheit anſah.

Man kann nicht daran zweifeln, daß dieſe Berichte in allem Weſentlichen auf Wahrheit beruhen. Die himmliſche Erſcheinung, welche ihm die endliche Gewißheit ſeiner göttlichen Sendung gab, beſchreibt er, als ſie ſich ſpäter nochmals wiederholt und die Mekkaner ſeine Erzählung darüber Lügen ſtrafen, folgendermaßen (Sſure 53, 4): ... nichts Anderes iſt es als eine himmliſche Offenbarung. — Es hat ihn [Euren Landsmann] wiſſend gemacht der von Kräften Starke — der Mächtige: da ſtieg er empor — wie er war am höchſten Himmel — dann kam er näher und ließ ſich herab — bis er zwei Bogenſchüſſe entfernt war, oder näher. — Und er offenbarte ſeinem Knecht Offenbarung — nicht hat das Herz erlogen, was er geſehen — wollt ihr etwa ihm abſtreiten, was er geſehen? — Hat er's doch ſchon einmal niederſteigen ſehn — bei dem Sſidrabaum des Endes[2] — daſelbſt iſt der Garten des Aufenthalts — als den Baum bedeckte Bedeckung — nicht verwandte ſich das Auge noch wich es — fürwahr, da hat er von den Wundern ſeines Herrn das größte geſehn! — Wäre

---

1) Die Ueberſetzung ſucht die abgeriſſene Form des Originals nachzuahmen. — Die Reinigung der Kleider und das Fliehen des Schmutzes geht natürlich auf das Meiden des Götzendienſtes. — „Sei nicht gütig aus Eigennutz“ d. h. ſchenke nicht in der Abſicht, mehr wiederzubekommen. Ein Gebot, deſſen Befolgung dem heutigen Orient wieder ganz abhanden gekommen iſt!

2) D. h. dem am äußerſten Ende der als bekannt vorausgeſetzten Oertlichkeit ſtehenden. Der „Garten des Aufenthalts“ wird am plauſibelſten als eine bei einem Sommerhauſe irgend eines wohlhabenden Mekkaners befindliche Anlage erklärt; die Muslime verſtehen das Paradies darunter und verlegen die ganze Scene in den Himmel. — Sſidra bedeutet gewöhnlich Chriſtdorn (Zizyphus spina Christi L.), kommt aber auch für den Lotosbaum (Rhamnus Lotus L.) vor.

Mohammed der Schwindler geweſen, den ſeine Landsleute zuerſt und ſehr verſchiedene Schriftſteller heutzutage aus ihm machen wollen, ſo würde er es an detaillirter Beſchreibung eines Engels mit möglichſt vielen Flügeln u. dgl. nicht haben fehlen laſſen. Wenn man aber deutlich ſieht, wie er vergeblich danach ringt, den Eindruck der himmliſchen Erſcheinung in Worte zu faſſen, ſo kann man nicht zweifeln, daß er ſie wirklich gehabt hat, und damit iſt denn auch ein günſtiges Vorurtheil für das Uebrige gewonnen, was wir oben aus den Berichten zuſammengeſtellt haben, und was eines durchaus genügenden inneren Zuſammenhanges auch nicht ermangelt. Damit iſt uns denn zugleich auch die Entſcheidung über die vielbeſprochene Frage ermöglicht, ob Mohammed wirklich ein Prophet war oder nicht.

Freilich läßt ſich dieſe Frage wiſſenſchaftlich überhaupt nur nach der Richtung hin entſcheiden, welche ein hervorragender Biograph des Mohammed mit dem Satze charakteriſirt: „In Deutſchland hat man das Wort Prophet aller Bedeutung beraubt und dann behauptet, er ſei ein Prophet geweſen. Wenn man das Wort Haus oder Berg demſelben Proceß unterwirft, kann man mit ebenſoviel Recht ſagen, Mohammed war ein Haus oder Berg.“ Aber wem der Name Prophet nicht im rein hiſtoriſchen, ſondern nur in dem Sinne irgend eines theologiſchen Syſtems eine „Bedeutung“ hat, der braucht ſich über die eben geſtellte Frage den Kopf überhaupt nicht zu zerbrechen, denn dem iſt ſie in ſeiner Dogmatik bereits beantwortet, dem Mohammedaner im bejahenden, dem orthodoxen Juden oder Chriſten im verneinenden Sinne. Uns iſt es um geſchichtliche Dinge zu thun, wir ſuchen auf die Frage eine Antwort aus der Geſchichte. Propheten hat es, ſoweit wir wiſſen, nur unter den Semiten, ſpecieller, da wir von Mohammed ja vorläufig abſehen müſſen, nur unter den Juden gegeben. Die allmähliche Entwicklung der Prophetie in Iſrael iſt hier nicht zu unterſuchen; auf ihrem Höhepunkt iſt ſie eine geſchichtlich vollkommen klare, unzweideutig zu definirende Erſcheinung. Ein Prophet in Iſrael iſt ein Mann, welchen die Gewalt der religiöſen Idee ſo vollkommen ergriffen hat, daß er ſich ausſchließlich in ihren Dienſt geſtellt, ihre Verwirklichung in der Sinnenwelt als ſeine einzige Lebensaufgabe fühlt, daß er andererſeits aber mit dem göttlichen Willen, auf welchen allein er die ihn erfüllende abſolute Selbſtgewißheit zurückführen kann, ſich eins, die ihn begeiſternde Idee als göttliche Wahrheit weiß. In dieſem Sinne nun wird man dem Mohammed den Namen eines Propheten ſchwer verſagen können. Es iſt freilich nicht zu leugnen, daß er in Folge ſeiner außerordentlich reizbaren Conſtitution allerhand Nervenzufällen ausgeſetzt geweſen iſt, welche ſich einigemal, wie bei den eben erwähnten beiden Gelegenheiten, bis zu Hallucinationen geſteigert haben,[1] und naturgemäß dann einzutreten pflegten, wenn die religiöſe Erregtheit ſeines Innern am ſtärkſten war: ſo iſt es begreiflich, daß einſtimmiger und zweifellos begründeter Ueberlieferung zufolge ihm die Offenbarungen wenigſtens ſehr häufig gleichzeitig mit ſolchen Anfällen kamen. Dem gegenüber muß aber nachdrücklich betont werden, daß unter dieſen Zuſtänden ſeine volle Zurechnungsfähigkeit nicht gelitten hat, und daß noch weniger jene äußerliche Anſchauung für berechtigt gelten darf, nach welcher ungefähr ſeine ganze Lehre auf Hallucinationen und Irrereden hinauskäme. Wenigſtens in ſeiner mekkaniſchen Zeit iſt er auch bei normalem Befinden nicht weniger von ſeiner Sache voll, als in den Fällen außergewöhnlicher nervöſer Reizung. Alles Mögliche haben ihm die Spötter nachgeſagt: er ſei verrückt, ein Phantaſt, ein Schwindler — aber die conſequente Sicherheit ſeiner Haltung, die Einheitlichkeit ſeines ganzen Weſens iſt niemals bemängelt worden, tritt uns auch heute noch deutlich im Korán entgegen, deſſen Schwächen die eines logiſch ungeſchulten Denkens, nicht die einer geſtörten Pſyche ſind. Darf man unter dieſen Umſtänden Mohammeds Offenbarungen nicht einfach als Ausgeburten eines kranken Gehirns oder als Faſeleien eines albernen Schwärmers bei Seite ſchieben, ſo kann ſeine vollkommene Ehrlichkeit in der mekkaniſchen Periode noch weniger in Zweifel gezogen werden. Die Zuſtände verzweifelter Angſt, welche der entſcheidenden Viſion vorhergingen, die wahrhaft bewunderungswürdige Ausdauer, mit welcher der an ſich keineswegs muthige Mann über ein Jahrzehnt unter den ſchwerſten Verfolgungen, zuletzt unter dringender Lebensgefahr, ohne die geringſte Ausſicht auf einen ſchließlichen Erfolg ſeine Predigt fortgeſetzt hat, ſind klare Zeugniſſe für die ihm ſelbſt im Anfang unheimliche, überwältigende Macht der Idee, welche ihn ergriffen hatte, und die unabhängig von ſeinem Willen ihn zu der feſten Ueberzeugung brachte, die Eingebungen, welche ſeinem Denken ſich aufdrängten, ſeien von Gott ſelbſt geoffenbart. Damit iſt das Bild eines echten Propheten, wie wir es oben zu erfaſſen verſuchten, gegeben; ihm den Namen zu verweigern iſt natürlich Jeder berechtigt, der ſich in die Geheimniſſe der göttlichen Leitung der Völker ſo weit eingeweiht glauben darf, daß er ſicher weiß: in dieſer Zeit iſt ein Prophet nicht mehr möglich. Eine ſolche dogmatiſche Selbſtbeſchränkung des Urtheils wird häufig auf den achtungswertheſten Motiven beruhen; man kann auch nicht ohne Grund ſagen, daß es eine abſolut vorausſetzungsloſe Geſchichtſchreibung nicht giebt. Aber nur eine etwas univerſellere Betrachtungsweiſe wird bei der Unzulänglichkeit menſchlicher Erkenntniß im Stande ſein, dem Glauben und Denken fremder Völker einigermaßen gerecht zu werden.

---

[1] Welcher Art dieſe Zufälle geweſen und wie ſie mediciniſch zu definiren ſein mögen, iſt bis jetzt nicht ſicher feſtgeſtellt. Mit Recht iſt aber neuerdings betont worden, daß ſie keinesfalls epileptiſcher Natur waren. Am wahrſcheinlichſten iſt wohl, daß ſie mit den auch ſonſt bekannten Nervenaffectionen religiös überreizter Perſonen

Habe ich alſo weder unbedacht noch ironiſch „Mohammed der Prophet“ über dies Capitel geſchrieben, ſo muß ich andererſeits um ſo ängſtlicher bemüht

---

zuſammenzuſtellen ſind. Auch Luther hat ja gelegentlich den Teufel mit leiblichen Augen zu ſehen geglaubt: zwiſchen ſeiner kräftigen Natur, welche von derartiger Sinnestäuſchung nur vorübergehend angewandelt wurde, und den ekſtatiſchen Zuſtänden ſtigmatiſirter Jungfrauen wird Mohammed vielleicht die Mitte gehalten haben.

ſein, den Verdacht ſchönfärbender Uebertreibung auszuſchließen. Ich eile daher, zwei Vorbehalte zu formuliren, deren Begründung aus der weiteren Geſchichte Mohammeds ſich von ſelbſt ergeben wird.

Einmal lehrt eine auch nur oberflächliche Vergleichung des Koráns mit den Schriften der Propheten Israels, daß die religiöſe Idee des Arabers von vergleichsweiſe geringerem Werthe geweſen iſt. Das iſt nicht zu verwundern. Ein langer Weg führt von den Propheten, unter welche Saul gerieth, zu der Höhe des zweiten Jeſaja: Mohammed iſt zugleich der letzte wie der erſte Prophet ſeines Volkes. Kein Wunder, daß er nur eine Seite des göttlichen Weſens erfaßt, daß ihm insbeſondere der Begriff der Heiligkeit vollkommen abgeht, damit aber auch die Grundlage für eine irgendwie tiefere Ausgeſtaltung des Gedankens einer ſittlichen Lebensordnung. Aber was ſich von moraliſchen Vorſchriften doch auch ſeiner mangelhaften Anſchauung ergab, bleibt der vielfach geradezu empörenden ſittlichen Gleichgiltigkeit ſeiner Zeit gegenüber ein ganz erheblicher Fortſchritt. Daran ändert die Thatſache nichts, daß er vielfach in den Schranken ſeiner Nationalität befangen blieb, ja in ſeinen ſpäteren Jahren derſelben immer weitere Conceſſionen machte, mit welchen er ſeiner Lehre endgiltig das Siegel eines niemals zu beſeitigenden Particularismus aufgedrückt hat. Aber dieſe Befangenheit in den Schranken der Nationalität führt ihn allmählich zu Schlimmerem, und das veranlaßt meinen zweiten Vorbehalt.

Mohammed konnte als Araber nicht begreifen, wie die Wahrheit nicht ſchon bei ſeinen Lebzeiten in dieſer Welt hätte triumphiren ſollen; noch weniger konnten ihm Begriffe wie Gewiſſensfreiheit, Unterſchied zwiſchen Staat und Kirche oder dergleichen kommen. Selbſt dem Abendlande iſt noch im ſechzehnten Jahrhundert allgemein der Ketzer gleichzeitig ein Staatsverbrecher und wird demgemäß behandelt, umſoweniger konnte es einem Orientalen des ſiebenten beikommen, in einem Ungläubigen etwas Anderes als einen Böſewicht zu erblicken, und ſchwerlich hat in ſolchem Falle der Prophet daran gedacht, daß ſein Herr in ſeiner erſten Offenbarung vom Schreibrohr, nicht vom Schwerte geſprochen hatte. So dürfen wir uns kaum wundern, wenn ſeinen Feinden gegenüber Mohammed jeglichen moraliſchen Gefühles ermangelt. Während er in Mekka ſelbſt in der Bedrängniß lebte, konnte dieſe Seite ſeines Weſens ſich nicht entwickeln, erſcheint die religiöſe Idee, welche ihn bewegte, ungetrübt von weltlichen Einflüſſen, analog etwa der Art des Chriſtenthums in den erſten Jahrhunderten. Wenn aber das letztere erſt durch Conſtantin dem Worte ſeines Herren „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“ entfremdet wird, ſo trifft ſolche Entſtellung im Islám ſchon die Perſönlichkeit des Stifters, und mit Recht hat man betont, daß es für das Andenken des arabiſchen Propheten glücklich geweſen ſein würde, wenn ſeine Laufbahn mit der Flucht aus Mekka abgeſchloſſen hätte. Und was uns am peinlichſten berührt, iſt bei weitem nicht die Schonungsloſigkeit, mit welcher er oft auf die Vernichtung ſeiner Feinde ausgeht: das war eben altarabiſche Härte, und man kann für ihn anführen, daß in einer Anzahl anderer Fälle er eine nicht gewöhnliche Milde hat walten laſſen. Aber was uns bei weitem mehr abſtößt, iſt die Heimtücke und ſyſtematiſche Lügenhaftigkeit, welche in Medina mehr und mehr bei ihm hervortreten. Wenn er ſchon in Mekka, beſonders in ſpäterer Zeit, von dem Spotte und den Gründen der Gegner gedrängt, bisweilen etwas eigenthümliche Behauptungen aufſtellt und bedenkliche Auskunftsmittelchen gebraucht, um ſich aus allerhand Widerſprüchen herauszuwickeln, ſo kann man das mit ſeiner Ungeübtheit im logiſchen Denken genügend erklären; aber in Medina nimmt raſch eine bewußte Verlogenheit und Treuloſigkeit von ſeinem Innern Beſitz, die als Erbtheil ſeines Volkes begreiflich, im Verein mit der officiellen Frömmigkeit aber, welche darum nicht geheuchelt zu ſein braucht, für uns unſäglich widerwärtig iſt. Die Religion iſt ihm zur Politik, und nicht blos zur Kirchenpolitik geworden; zuerſt vielleicht kaum, dann halb, endlich vollkommen bewußt bedient er ſich der Lüge, um die Wahrheit durchzuſetzen. Was davon perſönliche Schuld, was Zwang des arabiſchen Blutes geweſen, iſt eine müßige, weil unlösbare Frage; wer nach beiden Seiten ohne Voreingenommenheit zu urtheilen ſich bemüht, wird weder das eine, noch das andere ausſchließen können.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Gott den Mohammed zu ſeinem Vertrauten nur gemacht haben konnte, damit er ſeinen Willen dem Volke mittheile; zudem hatte er dazu ſchon in der zweiten Offenbarung durch die Worte „ſteh auf, ja mahne“ (S. 55) den ausdrücklichen Auftrag erhalten. So groß war der Einfluß ſeiner Perſönlichkeit und der letzten Ereigniſſe auf ſeine unmittelbare Umgebung, daß ſeine ganze Familie und einer ſeiner nächſten Freunde ſofort an die Göttlichkeit ſeiner Miſſion glaubten und ſeiner geiſtlichen Leitung ſich unterordneten. Es waren außer Frau und Töchtern die beiden Adoptivſöhne Ali und Seid (S. 53), von welchen der Erſtgenannte freilich noch ſehr jung war, dann aber — Wáraka ſcheint in dieſer Zeit geſtorben zu ſein — El-Atik, bekannt unter ſeinem Beinamen Abu Bekr[1], ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann aus der mekkaniſchen Familie der Benu Teim, mit Mohammed ſeit Jahren eng befreundet. Er war, ſo heißt es, etwa zwei Jahre jünger als der Prophet, ein ruhiger und kluger, aber gerader und zuverläſſiger Mann, milde und gemüthvoll, aber, wo es die Umſtände erforderten, feſt zur Unbeugſamkeit. Eine ſolche Perſönlichkeit war gerade die, welche dem Mohammed bei ſeinem melancholiſchen, leicht erregbaren und ebenſo leicht niedergeſchlagenen, daher vielfach in den Dingen des äußeren Lebens unſteten Temperament zur Seite treten mußte, ſollte er ſeiner ſchwierigen Aufgabe nicht vorzeitig erliegen. Es iſt ein ehrenvolles Zeugniß für den Propheten, daß ein ſolcher Mann, welcher durch keine äußeren Intereſſen oder Familienbande ihm nahe ſtand, Zeit ſeines Lebens an die Lauterkeit ſeiner Abſichten, an die Wirklichkeit ſeiner göttlichen Sendung, ja an die Wahrheit ſeiner Behauptungen ſelbſt in Fällen geglaubt hat, wo die nächſten Angehörigen ſtutzig geworden ſind. — Durch Vermittlung des Abu Bekr ſollen dem Mohammed dann noch einige Gläubige zugeführt ſein, welche nachher in der Geſchichte des Islâms eine Rolle geſpielt haben, wie Sſá'ad Ibn Abi Wakkáß, der ſpätere Eroberer Perſiens, Sobeir Ibn El-Awwám und Talcha[1], Sohn Obeidallahs, alle drei entfernte Verwandte des Propheten oder ſeines Freundes: aber ſie müſſen damals noch faſt Kinder geweſen ſein, und in der ſpäteren Zeit, aus welcher unſere Ueberlieferungen ſtammen, behauptete natürlich jeder, daß ſein Vorfahr zu den erſten Gläubigen gehört habe. Nach arabiſchen Begriffen ſah ſich Mohammed zunächſt auf ſeine eigene Familie im weiteren Sinne, alſo ſeine Oheime und Vettern, dann überhaupt die Angehörigen des Hauſes Háſchim angewieſen. Demgemäß verſammelte er dieſe, und trug ihnen ſeine Sache vor. Denen aber war er nicht mehr, als jedes andere beliebige Familienmitglied, und ſie werden richtige Koreiſchiten geweſen ſein; ſein Oheim Abu Lahab, der irgend eine wichtige geſchäftliche Berathung erwartet zu haben ſcheint, brach ärgerlich in die Worte aus: „Zum Henker mit dir! haſt du uns dazu gerufen?" — und die Familie ging verſtimmt auseinander. Wenn ſeine eigenen Leute nicht an ihn glaubten, ſo war natürlich die Ausſicht Fremde zu gewinnen erſt recht ſchwach. Kein Wunder, daß Mohammeds Erregung ihm einige bitterböſe Koranverſe eingab, welche darauf hinauskommen, daß es mit dem unfreundlichen Oheim zum Henker gehen, und daß er im Jenſeits in einem Feuer brennen werde, zu dem ſeine eigene Frau, einen Strick um den Hals, die Scheite herantragen müſſe. Dieſe mehr deutliche als verwandtſchaftliche Aeußerung mußte den Abu Lahab aufs Aeußerſte empören; die Verlobung, welche zwiſchen ſeinem Sohne und Mohammeds zweiter Tochter Rokaija beſtand, ging auseinander und der Bruch mit der Familie war fertig. Allerdings gewann, vermuthlich bald nachher, die Schönheit ſeiner Tochter dem Vater einen anderen Schwiegerſohn und damit dem Propheten einen neuen Anhänger: Othmán[2], den Sohn des Affán aus der hochangeſehenen Familie Omaija; aber vereinzelt wie er war blieb dieſer Uebertritt um ſo mehr ohne Einfluß auf die größere Menge der Koreiſchiten, als Othmán zwar ein wohlhabender und ſchöner, dabei aber wenig energiſcher, ziemlich unbedeutender Mann war. Dieſe und jene Perſönlichkeit mag ſich noch hinzugefunden haben; im Ganzen wird die Zahl der erſten Gläubigen auf 43 angegeben, und wir erfahren dabei, daß ein großer (wahrſcheinlich der größte) Theil der kleinen Gemeinde aus armen Leuten und Sklaven beſtand, die natürlich geneigter waren, die Predigt vom Zorne Gottes über ihre mekkaniſchen Herren und von der Wiedervergeltung im Jenſeits anzunehmen, als die letzteren ſelbſt, die ſich im Diesſeits ſehr wohl befanden. Das machte nun die ganze Bewegung den angeſehenen Geſchlechtern noch unſympathiſcher, und als der fortgeſetzten Gleichgiltigkeit gegenüber der Prophet ſeine Sprache immer leidenſchaftlicher ſteigerte, mußte es zu offener Feindſchaft kommen. Ob da ein beliebiger Menſch in Conventikeln allerhand verdrehtes Zeug redete, was er von chriſtlichen Sectirern aufgeſchnappt haben mochte, war an ſich den großen Kaufleuten ſehr gleichgiltig; daß er aber dabei die Stadtgötter beſchimpfte, die man von den Vätern ererbt hatte und ohne welche das für Mekkas Wohlfahrt unumgänglich nothwendige Beſtehen der Handelsbündniſſe und Meſſen (ſ. S. 30) unmöglich ſchien, daß er endlich mit ſolchen verderblichen Grundſätzen auch die Sklaven bethörte und ihnen die Einbildung beibrachte, ſich für beſſer zu halten als ihre Herren, das konnte nicht geduldet werden. Freilich ließ ſich der unbequeme Phantaſt nicht ſo einfach bei Seite ſchaffen. Er ſtand immer noch unter dem Schutze ſeines Oheims Abu Tálib, eines zwar armen, doch geachteten Mannes, der ihn mit Einſetzung ſeines eigenen Lebens gegen jeden Angriff vertheidigt haben würde; an Abu Tálib aber konnte man ſich nicht vergreifen, ohne die ganze Familie Háſchim in Aufruhr zu bringen, welche zwar von den Dummheiten Mohammeds auch nichts wiſſen wollte, aber jede Verletzung der Familienehre mit der Eröffnung des Bürgerkrieges beantworten mußte. Das Gleiche galt von den übrigen Familien, welche Angehörige bei der neuen Rotte hatten. So mußte man die Freien, ſoweit ſie nicht aus materiellen Gründen von ihren reicheren Mitbürgern abhingen, wohl oder übel in Frieden laſſen, oder ſich doch begnügen, ſie mit Schimpfereien und heimlichem Schabernack zu beläſtigen, oder eine gelegentliche Prügelei zu provociren. Aber die Sklaven, welche den Herren gegenüber rechtlos waren, bekamen es ſchlimm: nicht allein jeder Art übler Behandlung, ſondern vielfach ſogar peinvollen Martern waren ſie ausgeſetzt, wenn ſie ſich weigerten, den Mohammed zu ſchmähen oder zu den alten Göttern ſich zu bekennen. Abu Bekr verwandte bereitwillig einen Theil ſeines Vermögens darauf, eine Anzahl der alſo Bedrückten loszukaufen, den andern geſtattete der Prophet, unter reservatio mentalis ihres wahren Glaubens durch äußerliche Erfüllung des an ſie geſtellten Anſinnens ſich weiteren Qualen zu entziehen. Unter den Losgekauften befand ſich ein Aethiope, Namens Bilál, der wegen ſeiner durchdringenden Stimme ſpäter der erſte Gebetsausrufer (Mueddhin) des Isláms geworden iſt.

---

[1] D. h. der „Vater des Bekr“ (vergl. S. 7 N. 1). Bekr iſt ein häufiger arabiſcher Name. — Die Ueberſetzung „Vater der Jungfrau“ iſt ein ganz heilloſer Einfall eines ſonſt hochverdienten Gelehrten, welcher leider den gewöhnlichen Erfolg ſolcher Mißgriffe gehabt hat, in allen populären Darſtellungen nachgeſchrieben zu werden.

---

[1] Das ch rauh zu ſprechen wie in ach.

[2] Perſer und Türken ſprechen ſtatt des gelispelten th in arabiſchen Namen ein s, ſagen alſo Osman, und dieſe Namensform iſt danach auch im Abendlande üblich geworden.

Mohammed ließ ſich durch den ungenügenden Erfolg nicht hindern, ſeine Predigt eifrig fortzuſetzen. Bald ſuchte er im Einzelgeſpräch den oder jenen für den Glauben zu erwärmen, bald vor einem größeren Kreiſe die Offenbarungen laut zu recitiren, welche ihm geworden waren. Ein großer, wenn nicht der größte Theil derſelben iſt uns noch erhalten, und ſie bilden die einzigen wirklich authentiſchen Zeugniſſe für dieſe erſten Anfänge des Islâms. Was ihm den Tag über begegnete, bildete naturgemäß den Inhalt ſeiner nächtlichen Meditationen. Eifrig im Gebet und Wachen, von ſolchen Anſtrengungen bald erſchöpft, bald überreizt, empfing er fortwährend Eingebungen, welche ſich auf ſeine Erlebniſſe und Kämpfe bezogen. Bald tröſtet ihn Gott über den ſcheinbaren Mißerfolg, über die Hohnreden und Beſchimpfungen, mit welchen die Koreiſchiten ihm begegnen; bald wiederholt er in immer neuen Wendungen die kurzen Sätze, welche den Inbegriff des wahren Glaubens bilden; bald droht er den Gegnern des Propheten mit dem Untergange der Welt und dem jüngſten Gerichte, während die Gläubigen zum Ausharren ermahnt werden, damit ſie einſt den Lohn ihrer Treue erhalten; bald wieder mahnt er eindringlich zur Dankbarkeit für die Gaben, welche den Menſchen täglich von oben geſpendet werden. Aber auch der Prophet ſelbſt entgeht dem verdienten Tadel nicht, wenn er etwas verſehen: in der kurzen Sſure 80 wird er ernſtlich angefahren, weil er eines Tages einen armen blinden Mann ſchroff zurückgewieſen, der ihn aus dem Bedürfniß geiſtlichen Zuſpruches in einer Unterhaltung mit dem reichen und ſtolzen Walid Ibn Mogira, dem Haupte der vornehmen Familie Machſúm, geſtört hatte — ein weiterer Beweis, wie ehrlich Mohammed damals nach der Wahrheit auch für ſich rang. —

Dem entſprechend, was in der erſten Offenbarung (S. 53) enthalten iſt, heißt eine ſolche eine Leſung, arabiſch korán — was übrigens, wenn man an lautes Leſen vor der Gemeinde denkt, auch als Vorleſung oder Recitation verſtanden werden kann. Der Name iſt nachher bekanntlich auf die Sammlung der erhaltenen Leſungen im Ganzen übertragen worden, und unter el-Korán „die Leſung“ (daher Alkoran) verſteht man ſogar in der Regel die letztere. Sie verdankt die Geſtalt, in welcher wir ſie noch beſitzen, einer auf Befehl des dritten Chalifen, Othmán, durchgeführten Redaction, von der ſpäter die Rede ſein wird; hier nur ſo viel, daß in ihr unzweifelhaft die Worte des Propheten ſelbſt, welche er als göttliche Offenbarungen ausgeſprochen hat, mit großer Genauigkeit wiedergegeben ſind. Nur hat man bei der Zuſammentragung der oft ſehr kurzen Einzelkorane keinerlei chronologiſche oder ſachliche Ordnung beobachtet, ſo daß ſelten einmal einer für ſich geblieben iſt; meiſt hat man, und zwar ſchon in ſehr früher Zeit, mehrere Korane, beſonders wenn ſie denſelben Reim hatten, zu einem Ganzen vereinigt, wenn ſie auch urſprünglich gar nichts mit einander zu thun hatten. Schließlich hat man die Geſammtſtücke, die etwa den Capiteln unſerer heiligen Schrift entſprechen und Sſuren (d. h. „Abſchnitte“) genannt werden, auch noch, abgeſehen von der erſten, dem täglichen Gebete der Mohammedaner, rein äußerlich nach der Länge geordnet, und daher kommt es, daß uns der Korán als ein ungeordneter Haufen zuſammenhangsloſer Bruchſtücke entgegentritt, in welchem auch nur eine Seite hintereinander weg zu leſen unmöglich iſt. Dazu kommt, daß in Folge der verkehrten Anordnung der Sſuren nach der Länge ungefähr die erſten zwei Drittel des Ganzen faſt ausſchließlich von den wirklich langweiligen Declamationen gegen die Juden und den nur für das gelehrte Studium werthvollen rituellen und politiſchen Geſetzesvorſchriften eingenommen werden, während die kurzen, zum Theil wirklich ſchönen oder doch pathetiſchen Sſuren aus der älteſten mekkaniſchen Zeit ganz hinten ſtehen, wohin der abendländiſche Leſer ſich kaum jemals durchſchlägt. Endlich fehlt es in Deutſchland noch immer an einer wirklich guten Koránüberſetzung, welcher freilich in verſchiedenen Beziehungen auch die größten Schwierigkeiten entgegenſtehen. So iſt der Hiſtoriker, der ſeinem Werke unmöglich längere Auszüge aus dem merkwürdigen Buche einfügen kann, übel daran, wenn er vor der Aufgabe ſteht, dieſe Grundlage der ganzen folgenden Entwicklung dem Leſer einigermaßen zur Anſchauung zu bringen. Die kurzen Stücke, welche S. 53. 55 vorkamen, mögen von der eigenthümlichen, orakelhaften Kürze der älteren Offenbarungen einen annähernden Begriff geben; eine, freilich recht ungeſchickte, Nachbildung auch der äußeren Form will ich im Folgenden an der 93. Sſure verſuchen:

„Bei[1]) des Tages Pracht — und beim Schweigen der Nacht: — nicht hat dein Herr dich verlaſſen — nicht will er dich haſſen. — Wahrlich der Ausgang — iſt beſſer als der Anfang. — Dein Herr wird ſicher dich begaben — und du Genüge haben. — Hat er dich nicht gehegt, da er dich fand als Waiſe — da er irrend dich fand, geführt in das rechte Geleiſe — da er arm dich fand, gewährt dir reichliche Speiſe? — Darum vergewaltige nicht die Waiſe — und den Bittenden zurück nicht weiſe — die Segensſpenden aber deines Herren preiſe.“[2])

Die uns ſehr ungewohnte Reimproſa, in welcher der Korán abgefaßt iſt, hat Mohammed nicht zuerſt angewandt. Obwol es den Arabern an einem geordneten Gottesdienſte in der alten Zeit gebrach, finden ſich doch Leute in einer Art prieſterlicher Function bei allen Stämmen, die mit einem den Juden entlehnten Ausdruck Kâhin's genannt werden. Aber ſie haben keine ſeelſorgeriſche Thätigkeit auszuüben, ähneln vielmehr den Medicinmännern der Indianer: aus dem Werfen der Loospfeile und dem Vogelflug weiſſagen ſie in dunkeln Sprüchen dem abergläubiſchen Beduinen, und dazu bedienen ſie ſich ſolcher kurzer gereimter, aber nicht durch ein Versmaß gebundener Sätze, wie ſie im Obigen nachgeahmt ſind. Dem Mohammed fehlte die ſonſt unter den Arabern weitverbreitete Fähigkeit, ſeinen Stegreifvers zu machen, und ſo iſt es natürlich, daß ihm die erſten kurzen Eingebungen in jener Orakelproſa beifielen, die er dann, zuerſt unwillkürlich, ſpäter mit Abſicht, beibehielt. Freilich nicht ohne allmähliche Veränderungen, die ſchließlich die ganze Wirkung dieſer Form zu nichte machen. Mit dem Erlahmen der Phantaſie und der fortwährend zunehmenden Trockenheit des Inhalts werden die einzelnen Sätze immer länger, die Reime dürftiger, bis man ſie kaum noch ſpürt und die Rede ſich von gewöhnlicher Proſa faſt nicht mehr unterſcheidet, daher denn insbeſondere die mediniſchen Sſuren mit den älteren mekkaniſchen wenig gemein haben.

---

[1]) Die älteren Sſuren werden häufig mit ſolchen Betheurungen eröffnet, durch welche gewiſſermaßen die Natur zum Zeugen der Wahrheit des folgenden göttlichen Wortes aufgerufen wird.

[2]) Die Reime in dieſer Ueberſetzung entſprechen nicht genau denen des Originals, können von der Art derſelben indeß einen ungefähren Begriff geben.

Der dogmatiſche Inhalt der älteſten Theile des Koráns iſt ſehr einfach. Es giebt nur einen Gott, Alláh, den Gott,[1] der die Welt erſchaffen hat und erhält; ihn allein muß man anbeten und allen Götzendienſt verabſcheuen. Mohammed iſt ſein Prophet,[2] den er beauftragt, die Menſchen zu warnen und ſie zu benachrichtigen, daß es eine Auferſtehung und ein jüngſtes Gericht giebt, bei welchem Jedem nach ſeinen Verdienſten vergolten wird. Außer dem Bekenntniß zum wahren Glauben ſind die Hauptpflichten des Menſchen das regelmäßige Gebet, Rechtlichkeit im Verkehr mit den Nebenmenſchen und Wohlthätigkeit gegen die Armen; die ſchreckliche Sitte der Araber, ihre neugeborenen Töchter lebendig zu begraben, wird von Anfang mit Heftigkeit verworfen. Man ſieht, es ſind Grundſätze, zu denen, abgeſehen von der göttlichen Miſſion des Mohammed, ſich auch Juden und Chriſten bekennen: und ſo erhebt er denn auch keineswegs den Anſpruch etwas Neues zu bringen, er iſt nur ein Mahner, zu der alten, in Vergeſſenheit gerathenen Wahrheit zurückzukehren, und fühlt ſich in dieſer Zeit von den übrigen Bekennern des Monotheismus durch nichts geſchieden: erſt ſpäter, als er mit chriſtlicher und beſonders jüdiſcher Lehre genauer bekannt wird, und gleichzeitig ſieht, daß man auf dieſer Seite von ſeiner göttlichen Sendung nichts wiſſen will, tritt er auch gegen ſie in offnen Gegenſatz.

Vorläufig hat er es freilich nur mit den ungläubigen Mekkanern zu thun. Unter ihnen ſtanden als ſeine Gegner in erſter Reihe El-Walid Ibn Mogira, den er vergeblich zu bekehren verſucht (S. 62), und Abu'l-Hakam Amr Ibn Hiſchám, gewöhnlich mit einem von Mohammed ihm angehängten Spitznamen Abu Dſcháchl „Vater[3] der Thorheit" genannt, beide von der vornehmen Familie Machſúm; Abu Sſofján vom Hauſe Omaija, der ſpäter als ſein Hauptfeind auftritt, ſcheint in dieſer Zeit ſich noch gemäßigt zu haben. Abgeſehen von allen möglichen Nachtheilen, welche den Mitgliedern der kleinen Gemeinde zugefügt werden konnten, ohne geradezu ihre äußere Sicherheit in Frage zu ſtellen (S. 76), ſuchten dieſe mekkaniſchen Ariſtokraten den Propheten in jeder Weiſe zu discreditiren. Man verſchrie ſeine Lehre bald als Ausgeburt eines faſelnden Phantaſten, eines unpraktiſchen Poeten oder gar eines Lügners, ſtellte ſeinem Anſpruche auf eine göttliche Sendung die Behauptung entgegen, daß Alles, was er vortrug, längſt dageweſen ſei — was er niemals beſtritten hatte —, ſetzte ihn dadurch in Verlegenheit, daß man zur Beglaubigung ſeiner Miſſion Wunder von ihm verlangte. Dem gegenüber ſteigert er die Heftigkeit ſeiner Sprache, überbietet ſich ſelbſt in Schilderungen der Schrecken des jüngſten Tages, malt die Qualen der Hölle, welche die Feinde Gottes, und die Freuden des „Gartens“,1) welche die Gläubigen erwarten, in immer ausführlicherer, freilich grobſinnlicher Weiſe2) aus; wenn die Gegner höhnend fragen, wann denn endlich die vielverkündete, ſchreckliche „Stunde“ des jüngſten Gerichtes — welche ſich Mohammed in der erſten Zeit allerdings wohl nahe bevorſtehend gedacht hatte — hereinbrechen werde, verweiſt er auf Gott, der allein dies Geheimniß wiſſe; und dem Verlangen nach Wundern, den Zweifeln an der Möglichkeit einer leiblichen Auferſtehung ſtellt er den Beweis für die Allmacht Gottes aus den Wundern der Natur, insbeſondere der geheimnißvollen Entſtehung des Menſchen entgegen. Natürlich hilft das Alles nichts, die Bedrückungen dauern fort; daß Mohammed ſeinen Anhängern in dem Hauſe des Arkam, eines der erſten Bekehrten, einen Mittelpunkt gab, wo dieſelben ſich zu den Zeiten der vorgeſchriebenen gemeinſamen Gebete3) verſammelten, und er ſelbſt ſtets bereit war, mit Vorübergehenden oder Herbeigelockten religiöſe Geſpräche anzuknüpfen, verdroß die Ungläubigen ganz beſonders und gab zu vielem Unfug Anlaß. So kam die langſame Vermehrung der kleinen Gemeinde allmählich ins Stocken, ja Einige, deren Glaube nicht feſt genug war, dem Hohne der Landsleute oder dem Unwillen der Mächtigen Trotz zu bieten, ſagten ſich wiederum von Mohammed los. Die neue Lehre konnte in der That die Halben und Lauen nicht gebrauchen: ſchon früh wird ganz bezeichnend als Forderung Gottes ausgeſprochen, daß der Menſch ſich ihm rückhaltlos mit Leib und Seele ergebe, daß er ohne jeden Hintergedanken eigenen Intereſſes oder ſelbſtändigen Willens der Leitung des Allmächtigen, und nur ihr folge. Ergebung, vollkommene Uebergabe iſt die genaue Definition des Begriffes, welchen der Araber mit

---

[1] Das arabiſche Allah iſt zuſammengezogen aus al-iláh „der Gott" (vgl. S. 31).

[2] rassûlu 'llábi „der Geſandte Gottes". Daher die officielle Form des Glaubensbekenntniſſes: lá iláha ílla 'lláhu wa Mohámmed rassúlu 'lláhi „kein Gott außer dem Gott" — oder: „außer Allah" — und Mohammed der Geſandte Allahs" — woraus das bekannte „Allah il Allah" verderbt iſt. Natürlich ſtammen alle ſolche Umformungen arabiſcher Sätze und Worte aus den Türkenkriegen.

[3] Die Araber benutzen die Verwandtſchaftsnamen Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Sohn und Tochter häufig zu charakteriſtiſchem Ausdruck von Eigenſchaften oder Beziehungen zwiſchen Perſonen und Gegenſtänden. So iſt ihnen der Fuchs „der Vater der kleinen Feſtung", die Hyäne „die Mutter der Gräber", ein zuverläſſiger Menſch „der Bruder der Treue", ein tapferer Mann „der Sohn des Krieges", der Wein „die Tochter des Rebſtockes" u. dergl. m. „Vater der Thorheit" iſt alſo Jemand, der nichts als Thörichtes thut und redet.

---

1) al-dschannatu (hebr. gan) der Garten Eden, das Paradies.

2) Die berufenen Huri's, wunderſchöne Jungfrauen, welche den Gläubigen im Jenſeits beſtimmt ſind, kommen ſchon ziemlich früh vor. Das arabiſche Wort iſt El-Hûr, Plural von El-Haurá „die Großäugige“.

3) Gebete ſind vom Anfang des Islâms die Hauptſache bei jedem Gottesdienſte; über ihre Art wird ſpäter bei der Darſtellung der mohammedaniſchen Lehre im Zuſammenhange gehandelt werden.

dem Worte islám verbindet: Islám iſt daher mit vollem Rechte der Name des Bekenntniſſes geworden, welches mehr als irgend ein anderes die willenloſe Hingabe des Menſchen an Gott verlangt, und der Ehrenname des Gläubigen, der ſolche Hingabe vollzieht, lautet nicht anders als Muslim[1] „ein Hingebender“. In tieferer Auffaſſung kann man darin ja die chriſtliche Anſchauung wiederfinden: das Unterſcheidende iſt nur die mangelnde Innerlichkeit des Arabers, welchem der Wille Gottes nicht in der eigenen Bruſt, ſondern ausſchließlich in dem Worte ſeines Propheten kund wird, wie dem Soldaten der Wille des Kriegsherrn in dem Commandorufe ſeines Führers. Auch in dieſer Beziehung zeigt ſich eine Art von innerer Verwandtſchaft des Islâms mit gewiſſen Richtungen des Katholicismus.

Eine ſolche Anſchauung mußte in der That dem Araber, der gewohnt war, ſich um keines Menſchen Willen zu kümmern außer dem eigenen, durchaus wider die Natur gehen; um ſo größer war die Gefahr, der beginnende Wiederabfall könnte in der kleinen Schaar um ſich greifen. Es iſt bezeichnend für das erſte, beſonders von chriſtlichen Einflüſſen beherrſchte Stadium von Mohammeds Entwicklung, daß er um Hilfe eben nach den Chriſten ausſchaute. Wir haben oben S. 28 geſehen, wie ſeit etwa hundert Jahren die chriſtlichen Aethiopen ihrer Politik wie ihrer Religion Geltung in Südarabien zu verſchaffen ſuchten. Einen Augenblick hatte es geſchienen, als ſollte auch Mekka von den Folgen dieſer Kämpfe nicht verſchont bleiben (S. 28); aber das war nun ungefähr 45 Jahre her, und längſt beſtand wieder friedlicher Verkehr zwiſchen Abeſſinien und der arabiſchen Handelsſtadt, von welcher aus man in wenigen Tagen über Schoʿeiba (nahe dem ſpäteren Dſchedda) und das rothe Meer das Reich des Nadſcháſchi[2], des Königs von Aethiopien, erreichen konnte. Da Mohammed damals noch der Anſicht war, ſeine Offenbarungen deckten ſich dem Inhalte nach mit denen vollkommen, welche Gott durch Moſe und Chriſtus den Menſchen geſandt, und die jetzt nun auch dem Volke der Araber zu predigen er berufen worden, ſo mußte er die Abeſſinier eigentlich als Glaubensgenoſſen anſehen, zu denen es nahe lag diejenigen ſeiner Anhänger zu flüchten, welche ſich den Bedrückungen der mekkaniſchen Ariſtokraten zu entziehen wünſchten. So ward denn, nach der gewöhnlichen Chronologie im Jahre 615, eine Auswanderung nach Aethiopien veranſtaltet, an welcher ſich zunächſt, vermuthlich weil es beſſer ſchien die Verhältniſſe des fremden Landes vorläufig durch eine kleinere Anzahl von Leuten erforſchen zu laſſen, nur elf Perſonen betheiligt haben ſollen.

Gleichzeitig aber fingen die Gedanken des Propheten, der ſelbſt unter

---

1) Mit einer noch beſonders hinzugefügten Adjectivendung lautet das Wort im Perſiſchen muslimán, ungenauer ausgeſprochen musulmán oder, wie die Türken gewöhnlich ſagen, müsülmán, woraus dann durch Volksetymologie das lange Zeit bei uns übliche Muſelmann, Muſelmänner geworden iſt. 2) Arabiſche Ausſprache des Wortes Nagʿáſchi, welches im älteren Aethiopiſch ſoviel als das ſpätere, noch jetzt in Abeſſinien gebräuchliche Negús „König“ beſagt.

aller jener Noth in ſeinem erregbaren Gemüthe tief leiden mußte, an ſich auf die Frage zu richten, ob nicht doch etwa ein Ausgleich mit ſeinen Landsleuten zu verſuchen ſei, bevor man ſich endgiltig entſchlöſſe, durch die Ueberſiedelung größerer Schaaren von Gläubigen nach dem Auslande die Kraft der Gemeinde immerhin erheblich zu ſchwächen. Es ſcheint ihm eingefallen zu ſein, daß möglicher Weiſe die heimiſchen Götter zu Allah, dem Herrn der Ká’aba, in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehen könnten, wie die Engel, als eine Art Zwiſchenſtufe zwiſchen ihm und den Menſchen. Dieſen Gedanken hat ihm nach ſeiner eigenen ſpäteren Anſicht Satan eingegeben, welcher durch ſeine Predigt natürlich arg geängſtigt war und längſt nach einer Gelegenheit ſpähte, den Geſandten Gottes zu Falle zu bringen, und dem es hier einmal wirklich gelang, ihn zu einer Verwechslung ſeiner Einflüſterung mit dem wahren Worte Gottes zu verleiten. Gott ließ ſie zu, vermuthlich zur Strafe für die Kleingläubigkeit, mit welcher der Prophet ſeit einiger Zeit auf Verſöhnung mit den Ungläubigen ſann: ſo trug denn Mohammed eines Tages vor der Ká’aba, von welcher Arkams Haus nicht weit entfernt ſtand, im Zuſammenhange eines Koráns die Worte vor: „Habt ihr wohl nachgedacht über die Lát und die Oſá, und die Manát, die dritte daneben? Das ſind die erhabenen Schwäne[1]), und in der That, auf ihre Fürbitte läßt ſich hoffen!“ Die Koreiſchiten, welche dem Vortrage beiwohnten, jedenfalls um nach ihrer Gewohnheit dabei den Propheten zu höhnen und zu beſchimpfen, waren ſelbſtverſtändlich von dieſer Wendung ebenſo überraſcht wie erfreut, und als der Redner ſeine weitere Ermahnung mit den Worten ſchloß: „So werfet euch denn nieder vor Allah und dienet ihm!“ folgte die ganze Verſammlung dem Rufe. Kaum war aber Mohammed zu Hauſe angekommen, als auch ſchon der Engel Gabriel erſchien und ihm eine ſcharfe Zurechtweiſung über den Leichtſinn ertheilte, mit welchem er in Satans Schlingen gefallen war. Der Prophet war tief zerknirſcht, und bereits anderen Tages berief er eine neue Verſammlung, in welcher er nochmals denſelben Korán vortrug, nun aber in der wahren Faſſung: „Habt ihr wohl nachgedacht über die Lát und die Oſá, und die Manát, die dritte daneben? Euer wären die Männer, ſein die Weiber?[2]) Das wäre doch eine ungehörige Vertheilung!“ Worauf natürlich die Mekkaner ſehr erzürnt ſich abwandten, und die Verfolgungen der Gläubigen ärger denn zuvor von Neuem begannen.

---

1) Das arabiſche Wort ſoll Schwäne oder Kraniche bedeuten, dann aber auch figürlich von ſchlanken und feinen Jünglingen gebraucht werden. Das iſt zweifelhaft, der wirkliche Sinn kaum noch zu beſtimmen. Vielleicht hat Mohammed ſich ſelbſt nichts ganz Beſtimmtes darunter gedacht; er neigt auch ſonſt dazu, die Rede ſeiner Koráne mit allerhand Fremdworten und dunklen Wendungen aufzuputzen, um ihr ein beſonders auffallendes Gepräge zu geben. — Die drei genannten weiblichen Götzen gehören eigentlich benachbarten Stämmen an, von welchen ſie die Mekkaner entlehnt hatten (vgl. S. 31). 2) D. h. während die Mekkaner männliche Nachkommenſchaft beſäßen, ſollte Gott ſich mit dieſen Töchtern begnügen? (vgl. oben S. 48.)

Mohammed konnte den Irrthum, in welchen er gerathen war, ruhig eingeſtehen, weil er Zeit ſeines Lebens keinen Anſpruch auf Sündloſigkeit, ebenſowenig, wenn er nicht gewiſſermaßen in Glaubensſachen ex cathedra ſprach, auf Unfehlbarkeit erhoben hat. Die mohammedaniſchen Theologen dagegen haben ihm mehr oder weniger im Laufe der Zeit beide Eigenſchaften zugeſchrieben, und ſchweigen daher die ihnen allzu ärgerliche Geſchichte meiſtens todt; ſie iſt uns indeß in einer alten und guten Quelle erhalten, und beruht zweifellos in ihrem Kerne auf Wahrheit. Nur iſt auch hier, um den „Rückfall des Propheten ins Heidenthum" überhaupt erklärlich zu machen, eine ganze Entwicklung in eine einzelne Thatſache zuſammengedrängt worden. Dafür haben wir zum Ueberfluſſe ein Zeugniß in der weiteren Nachricht, daß auf das Gerücht der erfolgten Verſöhnung die Ausgewanderten nach zweimonatlichem Aufenthalt in Abeſſinien ſich auf den Rückweg gemacht und kurz nachher Mekka erreicht haben: denn wäre das Zugeſtändniß Mohammeds ſo ſchnell rückgängig gemacht worden, wie die Erzählung will, ſo hätte die Nachricht davon mindeſtens auf dem Wege ſelbſt zu den Ohren der Rückkehrenden kommen und ſie zum Anhalten bewegen müſſen. Man wird vielmehr anzunehmen haben, daß die vorübergehende Anerkennung der alten Götter durch eine Art Vereinbarung zwiſchen dem Propheten und der mekkaniſchen Ariſtokratie herbeigeführt worden iſt, auf welche der Erſtere ſich in der Hoffnung eingelaſſen, daß es ihm gelingen werde, durch immer kräftigere Betonung der Allah geſchuldeten Verehrung den Götzendienſt allmählich in den Hintergrund zu drängen, ſobald ſeiner Wirkſamkeit freier Spielraum gewährt würde. Der Gegenpartei andererſeits mußte daran liegen, den ärgerlichen Angriffen auf die altehrwürdigen Ueberlieferungen des Gemeinweſens ein Ende zu machen, und da neben den verſchiedenen Einzelgöttern auch dem Allah längſt eine Art platoniſcher Verehrung bei beſtimmten Gelegenheiten zu Theil geworden war, ſo vergab ſie ſich kaum etwas, wenn ſie ihre Uebereinſtimmung mit der Lehre des Propheten kundthat, nachdem dieſer öffentlich ſeine Rückkehr zum Glauben der Väter in irgend einer Form verkündet hatte. Keineswegs aber dachten ſie daran, ihre Gleichgiltigkeit gegen alle lebendige Religioſität nun aufzugeben, oder gar ſich den Anſprüchen zu fügen, welche der Geſandte Gottes an die wirklichen Bekenner Allahs zu ſtellen nicht umhin konnte. Die innere Unmöglichkeit des Vergleiches mußte ſich in kurzer Zeit herausſtellen und Mohammed einſehen, daß eine trügeriſche, ſeiner Anſchauung nach alſo vom Satan eingegebene Hoffnung ihn getäuſcht. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er dies offen eingeſtand; ſeine Stellung wurde aber natürlich dadurch arg verſchlimmert. Es lag ja nun am Tage, daß ſein Anſpruch, Verkünder göttlicher Wahrheit zu ſein, ein unberechtigter war; ſeine Feinde wurden nicht müde, ihm die Widerſprüche, in welche er ſich geſetzt hatte, vorzuhalten, und ärgerlich über das Mißlingen des Ausgleiches wie über die Halsſtarrigkeit deſſen, der ihnen wie ein ertappter Schwindler vorkommen mußte, begannen ſie von Neuem ihre Bedrückungen der Muslime.

Die eben erſt aus Abeſſinien zurückgekehrten Auswanderer hatten ſich in Folge deſſen abermals auf den Weg zu machen, und nach und nach folgten ihnen in kleinen Trupps manche Andere aus der Zahl der Gläubigen, nachdem man erfahren, daß der Nadſcháſchi den arabiſchen Gottesbekennern freundliche Aufnahme gewährte. Im Ganzen ſollen 101 Perſonen, davon 83 Männer, ſich geflüchtet haben, unter ihnen Othmán mit des Propheten Tochter Rokaija (S. 60) und ein Bruder des Alí (S. 59). Die kleinere Hälfte kam nach verhältnißmäßig kurzer Friſt wieder nach Mekka, mochten ihre Erwartungen in der Fremde ſich nicht erfüllt haben, oder ſie allmählich doch von Scham ergriffen ſein, ihre Genoſſen den ungleichen Kampf allein weiter führen zu laſſen; ſelbſt der ſchwächliche Othmán, der freilich als Mitglied der Familie Omaija weniger zu fürchten hatte, als ſonſt Jemand, ſtellte ſich bald wieder ſeinem Schwiegervater zur Seite.

Er konnte den Beiſtand gebrauchen; heftiger als je bedrängte die Ariſtokratie ſeine kleine Schaar, und einen Augenblick ſchien es gar, als müßte Mohammed auf den Schutz des Abu Tálib verzichten, der ihn allein noch vor perſönlicher Gefahr wahrte. Die Koreiſchiten belagerten den edlen Mann ſo lange mit ihren Vorſtellungeu und Drohungen, bis er, der ſelbſt nicht an die Lehre ſeines Neffen glaubte und nur der Familienehre wegen den von Abd el-Muttalib auf ihn angewieſenen Mohammed treulich ſchirmte, ſich den letzteren kommen ließ und ihn bat, doch Verſöhnung mit ſeinem Volke zu ſuchen und auf ihn ſelbſt keine ſchwerere Laſt zu legen als er tragen könne. Mohammed hatte das Gefühl, ſein Beſchützer wolle ihn los ſein; er erwiderte: „Wenn ſie mir die Soune in die Rechte und den Mond in die Linke gäben, unter der Bedingung, daß ich von dieſer Sache abließe, ehe ſie Gott zum Siege führt oder ich dabei zu Grunde gehe, ſo würde ich doch nicht davon ablaſſen“ — damit brach er in Thränen aus und wandte ſich zum Gehen. Aber ſein hochſinniger Oheim rief ihn zurück, und ſprach: „Geh nur, Sohn meines Bruders, und rede was du immer willſt; ich werde dich aus keinem Grunde preisgeben immerdar!“

Trotzdem ward die Haltung der Leute immer drohender; aber ſie trieben es ſo weit, daß die Sache zu ihrem eigenen Schaden ausſchlug. Eines Tages ſaß Mohammed an einem Platze nicht weit von der Ká’aba; da kam Abu Dſcháchl (S. 64) auf ihn zu und fing an, ihn mit den ärgſten Schmähreden und Verwünſchungen zu überſchütten. Der Prophet erwiderte kein Wort; aber eine Sklavin, welche die Scene beobachtet, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die verletzenden Ausdrücke weiter zu erzählen. Gerade kam Hamſa, ein Bruder von Mohammeds Vater Abdallah, von der Jagd, den Bogen über der Schulter; der hörte die beſchimpfenden Worte. Da wallte in ihm das heiße Araberblut auf, daß es Jemand hatte wagen dürfen, den Sohn ſeines Bruders ſo zu beleidigen; ſpornſtreichs läuft er zur Ká’aba, wo Abu Dſcháchl ſitzt, ſchlägt ihn vor allen Leuten mit dem Bogen über das Geſicht, daß es blutet, und fährt ihn an: „Du wagſt ihn zu ſchelten, da ich doch ſeines Glaubens bin und bekenne was er bekennt? Gieb mir das zurück, wenn du es kannſt!" Hamſa war ein ſtarker Recke, und etwas ſchlug dem Andern doch wohl das Gewiſſen; ſo wehrte er ſelbſt den Genoſſen, die zu ſeiner Vertheidigung herbeiſtürzten, und ſprach: „Laßt ab vom Abu Omára[1]; denn, bei Gott, ich habe den Sohn ſeines Bruders unziemlich geſcholten!" Hamſa aber dachte nicht daran zurückzunehmen, was er einmal geſagt, und bekannte ſich von da ab zum Islám, in deſſen Vertheidigung er ſpäter als der Erſten einer gefallen iſt.

Noch wichtiger, als dieſe unerwartete Bekehrung eines ſo nahen und geachteten Verwandten war der Uebertritt einer anderen Perſönlichkeit, welcher ungefähr in dieſelbe Zeit (etwa 615 oder 616) geſetzt wird. Omar, der Sohn des Chattáb aus dem Hauſe Adi, war bis dahin einer der heftigſten Gegner des Isláms geweſen. Aber er war eine ernſte Natur; er konnte nicht umhin ſich mit der Sache, welche er beſtritt, näher bekannt zu machen, und allmählich kam er zu der Ueberzeugung, das Recht ſei auf Mohammeds Seite. Seine öffentliche Bekehrung war die unmittelbare Folge der gewonnenen Erkenntniß; über die näheren Umſtände, welche dabei erzählt werden, ſind die Berichte unſicher und widerſpruchsvoll. Jedenfalls iſt ſein Beitritt für die neue Religion von der äußerſten Wichtigkeit geweſen. Zwar geht man zu weit, wenn man in ihm den eigentlichen Gründer des Isláms ſehen will — wer dies Verdienſt dem Mohammed abſpricht, muß den Thatſachen Gewalt anthun — wohl aber iſt Omar nicht allein ſpäter der kräftige und intelligente Organiſator des mohammedaniſchen Gemeinweſens geworden, ohne welchen das faſt im Nu zum Weltreiche herangewachſene Chalifat vermuthlich ebenſo raſch wieder zerfallen wäre, ſondern er hat von dem Augenblicke, in welchem er das Glaubensbekenntniß ablegte, an das eigentlich treibende Element in der Umgebung des Propheten dargeſtellt. Gab Abu Bekr's ruhige Feſtigkeit dem tieferen, aber unſteten, beſonders für die Dinge des äußeren Lebens oftmals unzulänglichen Geiſte Mohammeds einen moraliſchen Halt, ſo riß ihn Omar zu thatkräftigem Handeln fort, ohne welches unter den gegebenen Verhältniſſen, wie ſich längſt deutlich gezeigt hatte, an eine weitere Ausbreitung des Glaubens nicht zu denken war. Omar zählte bei ſeiner Bekehrung erſt ſechsundzwanzig Jahre; wie er äußerlich eines Hauptes Länge ob allem Volke ragte, ſo war Kühnheit und Entſchiedenheit das Zeichen ſeines Geiſtes, dem gleichzeitig ein ungewöhnliches Maß von Scharfblick und Klugheit eigen war. Solche Eigenſchaften hatten ihm, der weder durch Herkunft noch Vermögen hervortrat, bereits in ſo jungen Jahren wenn nicht Einfluß ſo doch Reſpect geſichert. Es iſt charakteriſtiſch für ſein ganzes Weſen wie für die Wendung, welche er von vorn herein der Sache des

---

[1] Omára iſt der Sohn des Hamſa, welcher daher nach S. 7 den Beinamen Abu Omára führt. Inſofern die Vaterſchaft der höchſte Stolz des Arabers iſt (vgl. S. 48), gilt es für ſchicklich, Jemand, den man ehren will, gerade mit dem von dem Sohne entlehnten Beinamen anzureden.

Islâms gab, daß ſogleich, nachdem er ſich zu ihr bekannt, die Gläubigen aufhörten ihre Gottesdienſte in der Zurückgezogenheit von Arkams Hauſe zu begehen: frei und offen verſammelten ſie ſich von nun an bei der Kâ'aba, verrichteten dort ihre gemeinſamen Gebete vor allen Leuten und vollzogen die feierlichen Proceſſionen um das heilige Haus, Bräuche der Vorzeit, die zu ausſchließlicher Ehre Allahs fortzuüben keinem Bedenken unterliegen konnte.

Das Auftreten der Gläubigen imponirte der Ariſtokratie. Mit Leuten wie Hamſa und Omar war nicht gut Datteln eſſen; die erwiderten jedes Schmähwort mit einem Schlage, und offnen Krieg wollten die großen Kaufleute nicht, da bei einem ſolchen ſie Alles, Mohammed nichts zu verlieren hatte: der hätte die Sklaven revoltiren, jedenfalls dem Handel Mekkas die größten Ungelegenheiten bereiten können. Und doch wurde die Sachlage auch ſo immer unerträglicher. Der Prophet, auf welchen die neuen Erfolge eine wahrhaft ermuthigende Wirkung üben mußten, den andererſeits die Erinnerung an den compromittirenden Compromißverſuch zu doppelt kräftiger Verurtheilung des Götzendienſtes aufſtacheln mochte, äußerte ſich leidenſchaftlicher denn je. Längſt war es ihm unerklärlich geweſen, daß Gott der Allmächtige ſeinen Willen im Kampfe mit menſchlichem Unglauben nicht ſollte durchſetzen können; immer mehr bemächtigte ſich der Gedanke ſeiner, daß, wenn die Mekkaner der Wahrheit fortdauernd widerſtrebten, dieſe Verſtockung ſchließlich doch nur ſo erklärbar ſei, daß eben Gott nicht die Bekehrung ſondern das Verderben der Sünder wolle, daß nur die von ihm Erwählten überhaupt fähig ſeien zum wahren Glauben zu kommen. Immer häufiger predigt er: „Gott leitet wen er will und läßt in der Irre wen er will", das furchtbare Dogma der abſoluten Prädeſtination in ſeiner unmenſchlichſten Geſtalt, nach welcher die Verkündigung der Wahrheit nicht den Zweck hat, allen Menſchen zu helfen, ſondern vornehmlich den Ungläubigen keine Entſchuldigung zu laſſen, während der göttliche Wille ihnen andererſeits ſelbſt die Möglichkeit nimmt, ſich aus eigener Kraft zum Glauben durchzuarbeiten. Es iſt bekannt, daß dieſe Anſchauung, die im Korân nicht von Anfang herrſcht, aber je länger je mehr in den Vordergrund tritt, in der islamiſchen Dogmatik allmählich zu jenem bedingungsloſen Fatalismus herausgebildet worden iſt, deſſen kaum mehr zu löſende Feſſel heute das ganze geiſtige Leben des mohammedaniſchen Orients gebunden hält. Zu voller Conſequenz iſt Mohammed ſelbſt in dieſer Beziehung wohl niemals durchgedrungen; logiſche Folgerichtigkeit war eben nicht ſeine Sache. Wenn er aber das anfängliche Thema ſeiner Predigt „wenn ihr euch nicht bekehrt, verfallt ihr der Hölle" jetzt in der Regel formulirt „ihr wollt und könnt euch nicht bekehren, alſo ſeid ihr der Hölle verfallen" — ſo begreift man leicht, daß auch die Koreiſchiten darin eine neue Verſchärfung ſeiner Angriffe erblicken mußten. Ihrerſeits erklärten ſie ihn immer grundſätzlicher, in Erinnerung an den Widerſpruch, in welchen er ſich bei dem fatalen Ausgleichsverſuche mit ſich ſelbſt geſetzt hatte, für einen Lügner. Unter dem Drucke dieſer Beſchuldigung ſah der Prophet ſich gezwungen, neuen Beweiſen für die Wahrheit ſeiner Behauptungen nachzuſpüren. Ihnen innere Ueberzeugungskraft oder logiſche Begründung zu geben, verhinderte ihn der Mangel jeder höheren geiſtigen Bildung, mehr noch die geringe Productivität ſeines Geiſtes, deſſen Stärke in leidenſchaftlichem Erfaſſen, nicht im Schaffen aus ſich heraus beſtand. Was er von ſeinen chriſtlichen Freunden gehört, konnte er hier nicht mehr gebrauchen: das Gekreuzigt- und Verbranntwerden hat dem oberflächlichen Denken ſeines harten Volkes immer nur für ein Zeichen der Schwäche gegolten. Dagegen war ihm wohl ſchon von früherem Verkehre mit Juden und Judengenoſſen (vgl. S. 51 f.) erinnerlich, daß es denen, welche ſich gegen die alten Patriarchen und Propheten wie Abraham und Moſe feindſelig gezeigt, immer gar ſchlecht ergangen. So macht er ſich denn an jüdiſche Bewohner und Beſucher Mekkas, um das Nähere über dieſe Vorgänge zu erfahren, und von nun an treten in den Koranen an die Stelle der allmählich bis zum Ueberdruß wiederholten Variationen auf den Beweis der Allmacht Gottes aus den Wundern der Natur Erzählungen aus der bibliſchen Geſchichte Alten Teſtamentes, insbeſondere von den Strafen, welche allzeit die Leugner der Wahrheit und Feinde der alten Propheten ereilt; freilich nicht in der Geſtalt, wie ſie die Schrift ſelbſt bietet, ſondern mit den mancherlei Erweiterungen und Arabesken, welche die Haggada, die talmudiſche Sage, vielfach anmuthig und ſinnreich, oft auch grotesk und maßlos wuchernd um den Stamm der urſprünglichen Ueberlieferung hat ranken laſſen. Die guten Mekkaner wußten kaum etwas von dieſen Dingen. So wenig der Araber Talent hat, Geſchichten zu erfinden, ſo gern hört er welche, bis auf den heutigen Tag; da mochte denn dieſer und jener wohl aufmerkſamer dem Propheten lauſchen, als er bis dahin gethan. Indeß, lange hielt ſolche Wirkung der neuen Einkleidung der Offenbarungen keinesfalls an. Es gab dazumal in Mekka einen Mann, Namens En-Nadr, Sohn des Hârith; der war weit in der Welt herumgekommen. Unter Anderem hatte er ſich einmal längere Zeit in Hira (S. 17. 21) aufgehalten und dort die ſchönen Sagen von den alten Perſerkönigen und ihren Recken, den Pehlewanen, kennen gelernt. Leider war er, wie das bei ſogenannten Gebildeten öfter vorkommt, ein ſchlimmer Freigeiſt, und hatte für die göttliche Offenbarung durch Mohammed von Anfang eitel Hohn und Spott gehabt. Der kam nun herzu, wenn Mohammed von dem frommen Moſe und dem böſen Pharao zu erzählen anfing, und war der Prophet fertig, ſo ſprach er: „Ich, o ihr Leute Koreiſch, habe ſchönere Geſchichten, als er; hört zu, ich will Euch eine ſchönere Geſchichte erzählen als ſeine da.“ Dann erzählte er ihnen von den Königen der Perſer, vom ſtarken Ruſtem und dem jugendlichen Isfendijâr[1]; das amüſirte ſie und wandte ihren Sinn von den ernſten Dingen ab.

---

[1] Dem Siegfried oder Achilles der perſiſchen Nationalſage. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, das herrliche Buch des Grafen Adolph Friedrich von Schack, „Heldenſagen von Firduſi. In deutſcher Nachbildung nebſt einer Einleitung über das Iraniſche

Wie ſtark der Abbruch war, den gerade dieſe Art der Concurrenz dem Propheten machte, ſieht man daraus, daß ſie dem armen Nadr ſpäter den Kopf gekoſtet hat, während Mohammed ſonſt in ſeinen Kriegen gegen ſeine Landsleute eine grundſätzliche und auffallende Milde zeigt. Es ärgerte ihn aufs Tiefſte, daß man ſolchen Anekdotenkram mit den warnenden Exempeln auf eine Linie ſtellte, auf deren Wirkung er ſo großes Vertrauen geſetzt zu haben ſcheint; immer und immer wiederholt ſich der Ausdruck ſeiner Empörung darüber, daß man ſeine Prophetenlegenden als „Hiſtorien der Vorzeit“ lächerlich macht. Wenn er dabei, trotzdem er ſich bewußt ſein mußte, daß er ſie eben von den Juden gelernt, den Anſpruch erhebt, ſie ſeien ihm von Gott ſelbſt neu offenbart worden, ſo braucht er damit nicht gelogen zu haben. Im Ausdruck abſtracter Gedanken, die ihm mehr vorſchweben als faßbar zum Bewußtſein kommen, iſt er ſehr unbeholfen; er wird etwas gemeint haben, was im chriſtlichen Sprachgebrauch „durch das Zeugniß des Heiligen Geiſtes beſtätigt“ ſein würde.

War den Mekkanern dies neue Gezänke und das ſo viel ſelbſtbewußtere Auftreten der Gläubigen ſchon ſehr zuwider, ſo mochte ihnen das fortdauernde Beſtehen der muslimiſchen Colonie im äthiopiſchen Reiche in Erinnerung an die früheren äthiopiſch-arabiſchen Kriege im Ernſte bedenklich ſein. So gingen ſie nun von den nutzloſen, jetzt ſogar gefährlichen perſönlichen Beläſtigungen zu wirklichen politiſchen Maßregeln über. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft an den Nadſcháſchi mit dem Erſuchen, die Eingewanderten wieder auszuweiſen. Der König lehnte das Anſinnen rundweg ab; das konnte ſie in ihren Beſorgniſſen nur beſtärken. Andererſeits weigerte ſich Abu Tálib fortdauernd, dem Neffen ſeinen Schutz zu entziehen. Daher ſchloſſen etwa im J. 617 ſämmtliche übrige Familien Mekkas einen feierlichen Vertrag, in welchem ſie verabredeten, den Verkehr mit den Häuſern Háſchim und Muttalib abzubrechen, den Mitgliedern derſelben nichts zu verkaufen und nichts von ihnen zu kaufen, überhaupt in keiner Weiſe mit ihnen in Berührung zu kommen. Die Ausführung dieſer Beſtimmungen ſchloß natürlich ein, daß den Haſchimiten das Betreten der übrigen Stadtquartiere unterſagt wurde; ſo mußten ſie ſich auf ihr eigenes Quartier beſchränken. Sie ſcheinen aber auch dies nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung inne behalten zu haben, wenigſtens wird einſtimmig berichtet, daß ſie ſich insgeſammt in den Theil deſſelben zurückgezogen haben, welcher in eine der Seitenſchluchten des öſtlich dicht an die Stadt herantretenden Gebirgszuges Abu Kobeis hineingebaut war, und nach der in ihm befindlichen Wohnung des Abu Tálib als Quartier oder genauer Schlucht des

---

Epos. Berlin 1865“ meinen Leſern auf das Wärmſte zu empfehlen. Wie leider die meiſten Werke des reclameſcheuen Grandſeigneurs unter unſern Dichtern nnd Gelehrten iſt es viel zu wenig bekannt. Es enthält außer den im Texte genannten eine Reihe der ſchönſten Heldenſagen aus dem großen perſiſchen Epos in meiſterhafter Nachbildung, welche die wunderbare Poeſie dieſer Erzählungen jedem Leſer nahebringt, ohne doch ihren fremdartigen Reiz zu verwiſchen.

Abu Tálib[1]) bezeichnet wurde. Es hing mit der übrigen Stadt nur durch einen Thorweg in der Front zuſammen, auf beiden Seiten war es durch die vorſpringenden Felſen und durch Mauern von den nächſten Quartieren getrennt, wie ja bis heute in orientaliſchen Städten jedes Stadtviertel ſo von den nächſten abgeſchloſſen iſt, daß es für ſich vertheidigt werden kann. Dieſe größere Leichtigkeit der Vertheidigung gegen einen immerhin möglichen gewaltſamen Angriff hat die Haſchimiten jedenfalls beſtimmt, ſich freiwillig auf einen ſo engen Raum zu beſchränken, der ſich noch ungenügender erweiſen mußte, inſofern eine ganze Anzahl von Angehörigen anderer Familien, die zum Propheten hielten und alſo von der Ausſchließungsmaßregel ebenfalls betroffen wurden, mit hineinzunehmen waren. Aber auch abgeſehen von der äußeren Beſchränkung traf der Bann, der im Anfang auf das Nachdrücklichſte und Strengſte durchgeführt wurde, die Bewohner des Felſenthales ſehr hart. Da Niemand ihnen etwas verkaufte, ihr Vieh auf dem kahlen Terrain kein Futter fand, an ſelbſtändiges Handeltreiben ſchon wegen der Armuth der meiſten nicht zu denken war, wurden Noth und Mangel raſch unter ihnen heimiſch. Die wenigen Wohlhabenden, wie Abu Bekr — Mohammeds oder vielmehr Chadidſchas Verhältniſſe waren ſeit dem Beginn der Prophetie ſchon ſtark zurückgegangen — vermochten kaum dem Schlimmſten abzuhelfen; über das Gebirge führte nicht Weg noch Steg, das Thal war geſchloſſen, ſo konnte man ſelbſt die nothwendigſten Lebensmittel nur mit äußerſter Anſtrengung aus der Ferne beſchaffen, herrſchten Hunger und Elend nur zu oft unter den zuſammengedrängten Menſchenhaufen. Nur die vier heiligen Monate (S. oben S. 30) hindurch konnten die Gebannten ſich mit Sicherheit wenigſtens außerhalb des mekkaniſchen Gebietes bewegen, auf den Meſſen die nothwendigſten Einkäufe machen, Verbindungen mit den übrigen Stämmen anzuknüpfen ſuchen. Gelingen wollte das letztere aber durchaus nicht; keiner traute Menſchen, die von ihren eigenen Landsleuten in Verruf gethan waren, und ſo waren alle Predigten Mohammeds, die er vor den verſchiedenſten Stämmen gelegentlich der Märkte zu Okáz, Mina und anderen Orten hielt, vergebens — es bedurfte dazu wohl kaum noch der perſönlichen Bemühung des Abu Lahab, ſeines feindſeligen Oheims (S. 60), der ſich einzig und allein von der Familie getrennt und den Ariſtokraten angeſchloſſen hatte, und den uns die Tradition hier überall hinter dem Propheten herſcheltend und die Leute vor ihm warnend darſtellt.

Die Zähigkeit, mit welcher die Haſchimiten ſolche Verhältniſſe zwei bis drei Jahre hindurch ertragen haben, muß Jedem unglaublich erſcheinen, der ſich nicht die Unzerreißbarkeit des Familienverbandes bei den Arabern vor Augen hält. Die meiſten der Haſchimiten, Abu Tálib voran, glaubten abſolut nicht an Mohammeds Miſſion; aber er gehörte zu ihrer Familie, das verband ſie, ihn unter allen Umſtänden vor ſeinen Feinden zu ſchützen und

---

1) Jetzt nach Burckhardt Schlucht des Ali (des Sohnes Abu Tálibs).

alle Folgen, welche daraus entſtehen konnten, zu ertragen. Hier zum erſten Male zeigt ſich, was ſich ſpäter mehr als einmal wiederholen ſollte und den Sieg des Islâms überhaupt möglich gemacht hat: während Mohammed und die Seinen neben den Befehlen Gottes nichts Anderes kannten, ſich an die alten Ueberlieferungen arabiſcher Sitte nicht mehr banden, genoſſen ſie die Vortheile, welche aus der Gebundenheit der Anderen ihnen erwuchſen. Der Prophet konnte auf Grund *ihrer* Principien von ſeinen Gegnern erwarten, ja verlangen, was er auf Grund *ſeiner* Principien ihnen verweigerte. Während die Haſchimiten wegen der Familienzugehörigkeit feſt zu ihm hielten, hatte dieſelbe Familienzugehörigkeit die Folge, ganz allmählich den Ausſchließungsvertrag der Koreiſchiten zu durchlöchern. Mancher war ja unter den Götzendienern, der einen nahen Angehörigen in dem Quartiere Abu Tâlibs beſaß und ſich ſchämen mußte, ihn nothleidend zu wiſſen. Eine Zeitlang hinderten der Einfluß und die Drohungen der Ariſtokraten ſolche heimliche Sympathien an freier Bethätigung, und in der Stille der Nacht nur konnte hie und da ein mit Lebensmitteln beladenes Kamel ſeinen Weg in die Schlucht finden. Aber allmählich mußte die Verſtimmung über die ſchließlich für alle Theile unbequeme Maßregel in dem Grade zunehmen, wie ihre Nutzloſigkeit durch das unerſchütterliche Ausharren der Gebannten ſich immer deutlicher zu ergeben ſchien. Blieben dieſe einig und feſt, ſo traten unter den Koreiſch allmählich offener Meinungsverſchiedenheiten und Zwiſtigkeiten zu Tage; es bildete ſich eine Partei, welche laut die Aufhebung des Bannes forderte, und ſchließlich muß die Bewegung den Vornehmen über den Kopf gewachſen ſein; im Laufe des Jahres 619 wurde der Vertrag zwiſchen den mekkaniſchen Familien auf irgend eine Weiſe rückgängig gemacht[1], und die Haſchimiten nebſt den übrigen Gläubigen aus ihrer Abgeſchiedenheit erlöſt. Ich möchte beinahe vermuthen, dies ſei auf Grund einer Verabredung geſchehen, in welcher Mohammed es aufgab, ſeine Predigt in *Mekka ſelbſt* in der bisherigen Weiſe fortzuſetzen. Daß die Häupter Mekkas auf alle Fälle geſucht haben werden, für die Zurücknahme der Ausſchließungsmaßregel irgend welches Zugeſtändniß von Seiten des Propheten zu erlangen, ſollte man annehmen; finden wir nun, daß er von jetzt ab in der Stadt auch nicht einen Anhänger mehr gewinnt, während neue Streitigkeiten oder Händel zwiſchen den feindlichen Parteien ebenfalls nicht weiter berichtet werden, ſo werden wir verſucht dieſe ungewohnte Ruhe aus einem gegenſeitigen Uebereinkommen abzuleiten, in welchem die Haſchimiten unter Abu Tâlib ſich verpflichtet haben könnten, dafür zu ſorgen, daß Mohammed ſich des Weiteren enthalte, in der Stadt neue Zwietracht zu ſtiften. Da indeß keine Ueberlieferung vorhanden iſt, welche eine ſolche Vermuthung direct unterſtützte, muß ſie dahingeſtellt bleiben. Gewöhnlich nimmt man jedenfalls an, daß Mohammed nach Aufhebung des Bannes von ſelbſt auf weitere Verſuche zur Gewinnung ſeiner Landsleute verzichtet habe, nachdem die Erfahrung der letzten Jahre ihn überzeugt, daß zu dieſen verſtockten Hèrzen kein Weg für die Wahrheit zu finden ſei. Es blieb ihm ſomit nichts übrig, als die Verſuche zur Anknüpfung von Verbindungen mit fremden Stämmen zu erneuern, welche er nothgedrungen in der Zeit der Ausſchließung begonnen hatte.

---

[1] Natürlich mit Beihilfe eines Wunders, welches den Koreiſchiten erlaubte, den feierlich geſchloſſenen Vertrag ohne zu große Selbſtbeſchämung für nichtig zu erklären.

Der Schritt, welchen er damit that, war ein ſo ungewöhnlicher, nach arabiſchen Begriffen ſo ungeheuerlicher, wie man es ſich heute und in unſern Verhältniſſen nur ſchwer vorſtellen kann. Auch in den Zeiten des Heidenthums kommt es, wenn auch ſelten genug, vor, daß Jemand, der beiſpielsweiſe eine ſchwere in der Heimath ihn unmöglich machende Unthat begangen hat, zu einem andern Stamme flüchtet und in dieſen ſich aufnehmen läßt. Daß aber irgend wer ohne ſolche durchaus zwingende Gründe den heimathlichen Familienverband aufgäbe, daß es aus religiöſen Motiven geſchehen könnte, iſt höchſtens den Chriſten und Juden des damaligen Arabiens denkbar geweſen. Und doch hat dies Unerhörte, auch abgeſehen von den augenblicklichen bedrängten Verhältniſſen des Propheten, ſich ereignen müſſen, damit der Islâm ſich jenſeits der Grenzen Mekkas überhaupt ausbreiten konnte. Hätte die ganze Stadt ſich bereitwillig Mohammeds Führung untergeordnet, ſo wäre der neue Glaube zu einer Stammſache der Koreiſchiten geworden und hätte ſich eben damit gegen alle anderen Stämme abgeſchloſſen. Es iſt müßig darüber zu ſpeculiren, ob es auch dann etwa der klugen Politik der Muslime hätte gelingen können, die Widerſtrebenden einzeln und der Reihe nach zu überwinden; wie die Dinge ſich entwickelt haben, muß man ſagen: die Widerſpenſtigkeit der Koreiſchiten war nothwendig, um den Mohammed aus dem engen Kreiſe ſeiner Vaterſtadt herauszutreiben, den gänzlich unarabiſchen Gedanken in ihm zur Reife zu bringen, daß nicht die Stammeszugehörigkeit ſondern die Religionsgenoſſenſchaft die Grundlage ſeiner Gemeinde zu bilden habe. Er war der Folgen, welche die Geltendmachung dieſes Gedankens nach ſich zog, ſchwerlich gewärtig. Noch minder aber haben die Mekkaner gewußt, was ſie thaten, als ſie, welche durch alle Mittel die Bekehrungen in der Stadt zu hindern geſucht hatten, ihm nach außen freie Hand ließen. Das Argument „Was kann an der Sache ſein, wenn ſeine eigenen Leute, die ihn doch am beſten kennen müſſen, davon nichts wiſſen wollen?“ lag ja für jeden Araber nahe, und hat im Anfang auch ſeine Wirkung nicht verfehlt; aber die Koreiſchiten wußten nicht, daß es im Lande ſchon damals eine Stelle gab, wo es nicht mehr ohne Weiteres zündete.

Vorläufig freilich ſah es nicht danach aus, als wollten ſich die Ausſichten des Islâms beſſern, ja ſein Stifter hatte gerade jetzt die trübſten und hoffnungsloſeſten Tage ſeiner ganzen Laufbahn zu durchleben. Kurze Zeit nach der Wiederherſtellung des Verkehrs mit den Ungläubigen verlor er, nach der gewöhnlichen Chronologie Ende 619, die Chadidſcha, fünf Wochen ſpäter ſeinen ſtandhaften Beſchützer Abu Tâlib. Sein Schmerz über den Tod der erſteren war maßlos heftig, wenn auch, wie das ſeinem reizbaren, aber beweglichen Temperament entſprach, von nicht allzulanger Dauer; das Hinſcheiden des letzteren ſtellte ſeine ganze Exiſtenz in Frage.

Seine Ehe mit der Chadîdſcha hatte über vierundzwanzig Jahre gedauert. Bis zu dem Alter von 65 Jahren gelangt, hatte ſie ihm ſchon lange vorher kaum mehr als eine mütterliche Freundin ſein können. Aber gerade einer ſolchen war der nervöſe, oft geradezu kränkliche, leicht aufgeregte, bald religiös exaltirte, bald von dem Drucke der äußeren Verhältniſſe gedemüthigte Mann bedürftiger als irgend einer andern Stütze. Aus allen Berichten geht hervor, daß ſie mit unermüdlicher Fürſorge den von den Dingen des äußeren Lebens damals abgewandten Propheten gepflegt, mit dem milden Troſte, deſſen verſtändige Frauen ſo ausſchließlich mächtig ſind, ſein oftmals bekümmertes Herz geſtärkt, durch ihren niemals wankenden Glauben an die göttliche Sendung ihres Mannes ſeine innere Sicherheit erhöht hat. Das Alles ſollte er nun, wo die Ausſicht auf wirklichen Erfolg ſeiner Predigt geringer war denn je und bald auch die letzten Hoffnungen zu ſchwinden ſchienen, entbehren lernen. Bei einer von Hauſe aus ſtarken Neigung zum weiblichen Geſchlecht war er dazu außer Stande; ſo erklärt es ſich leicht, daß er bereits zwei Monate nach dem Tode der Chadîdſcha (S. 81) von Neuem heirathete, und zwar die Sſauda, eines kürzlich verſtorbenen Gläubigen Wittwe. Und während er der Chadîdſcha das Opfer gebracht hatte, ſo lange ſie lebte ihr keine Nebenfrau zu geben, gedachte er nunmehr bald die Freiheit zu nützen, welche die arabiſche Sitte ſchon vor dem Islâm in dieſer Beziehung gewährte: faſt gleichzeitig ſchloß er ein Verlöbniß mit der Tochter ſeines Freundes und treueſten Bekenners Abu Bekr. An die Heirath ſelbſt war noch nicht ſo bald zu denken, Âïſcha, ſo hieß das Mägdlein, war damals erſt ſechs oder ſieben Jahre alt, und vor dem elften ſelbſt in dieſem ſüdlichen Klima eine Eheſchließung unmöglich; wenn alſo jetzt ſchon ein förmliches Verlöbniß ſtattfand, ſo müſſen die beiden Freunde das Bedürfniß empfunden haben, die Innigkeit ihres Verhältniſſes auch äußerlich durch Anknüpfung verwandtſchaftlicher Bande darzuthun. Uebrigens mag dazu der Wunſch des Mohammed beigetragen haben, dem Freunde für die großen Opfer, welche er ſeiner Sache gebracht hatte, eine gewiſſe Erkenntlichkeit zu zeigen, indem er ſich durch das Verlöbniß verpflichtete, die Zukunft ſeiner Tochter ſicher zu ſtellen, während im Kreiſe der Gläubigen dem Abu Bekr gleichzeitig eine beſondere Auszeichnung dadurch zu Theil wurde. — Iſt der Prophet ſomit bald befliſſen ſich über den Verluſt ſeiner treuen Lebensgefährtin zu tröſten, ſo habe ich doch bereits früher (S. 48f.) hervorheben dürfen, daß er ihrer bis an ſein Lebensende in Dankbarkeit und Liebe gedacht hat. Auch darf man nicht vergeſſen, daß ein Zartgefühl, wie wir es bei der Behandlung ehelicher Verhältniſſe zu zeigen und hoffentlich in der Regel auch zu empfinden pflegen, dem Araber damaliger Zeit fremd war.

Schwerer noch als der Heimgang der Chadîdſcha mußte den Mohammed der Tod Abu Tálibs treffen. Man darf annehmen, daß er dieſem treuen und ſelbſtloſen Beſchützer in Dankbarkeit ergeben war: hatte der Oheim doch nicht allein über ſeiner Jugend gewacht, ſondern auch in der letzten Vergangenheit zehn Jahre lang ohne Wanken mit Aufopferung jedes perſönlichen Intereſſes und willigem Erdulden mannigfaltigen Ungemaches ihn gegen die Ungläubigen geſchirmt, der ihm von ſeinem Vater Abd El-Muttalib auferlegten Familienpflicht getreu. Freilich hatte Abu Tálib ſich niemals zu der Lehre ſeines Neffen zu bekennen vermocht. Nicht, daß er ihn, wie die anderen Heiden, für einen Betrüger hielt: dann hätte er nicht die Verpflichtung gehabt, ihn zu ſchützen. Aber er mochte ſich nicht von den Göttern ſeiner Vorfahren losſagen. So ſtand er zwiſchen beiden Parteien gewiſſermaßen neutral da, ein grader, treuer Mann, der keinen Beruf fühlte ſich über theologiſchen Problemen den Kopf zu zerbrechen, den aber nichts bewegen konnte, von dem Wege des Rechtes und der Ehre, wie er ihn vor ſich ſah, auch nur einen Schritt abzuweichen. Es war indeß nicht blos das Scheiden eines ſo vortrefflichen Menſchen, welches Mohammed zu beklagen hatte: mit ihm verlor er eben den Schutz, welchen er ihm verdankte, und den zu übernehmen nach der natürlichen Erbfolge jetzt ſein Bruder Abu Lahab berufen war. Schon früher haben wir dieſen als einen der ärgſten Feinde ſeines Neffen kennen gelernt (vgl. S. 60. 74); Mohammed durfte um ſo weniger von ihm hoffen, als er der einzige Haſchimite geweſen war, der bei dem Verrufe ſeines Geſchlechts das Quartier Abu Tálibs nicht mitbezogen, ſondern ſich den Ariſtokraten angeſchloſſen hatte. Jetzt mahnte aber doch allzudeutlich die Stimme der Ehre: Abu Lahab wagte nicht ihren Forderungen ſich ganz und gar zu entziehen. Er ging zu Mohammed, der ſeit Abu Tálibs Tode nicht gewagt hatte ſeine Wohnung zu verlaſſen, und ſprach zu ihm: „Thu wie du zu thun gewohnt geweſen, ſo lange Abu Tálib unter uns weilte. Bei der Lát![1]) Niemand ſoll dir etwas zu Leide thun, ſo lange ich lebe!" — Das unnatürliche Verhältniß konnte nicht lange währen. Zwar billigte die öffentliche Meinung Abu Lahabs Verfahren; aber die Häupter der Ariſtokratie beeilten ſich, neue Zwietracht zwiſchen Oheim und Neffen zu ſäen. Sie wußten den Erſteren zu veranlaſſen, daß er den Propheten fragte, wo ſich Abd El-Muttalib, ſein Vater und Mohammeds Großvater, ſeit ſeinem Tode befinde. „In der Hölle" mußte die Antwort nach der im Islám wie anderwärts unerbittlichen Dogmatik lauten; empört ging Abu Lahab mit den Worten von dannen: „Nun werde ich nicht aufhören dein Feind zu ſein ewiglich!"

Mohammed, der zwar noch ſeinen andern Oheim Hamſa, aber nicht mehr die übrigen Mitglieder der Familie auf ſeiner Seite hatte, war nun jeder Gefahr preisgegeben. Seine Anhänger würden ihn gegen offene Angriffe bis zum letzten Blutstropfen vertheidigt haben; ſo zögerten die Gegner denn auch ſolche zu beginnen. Aber das heiße arabiſche Blut konnte bei einer be-

---

1) Die ſchon S. 67 erwähnte Göttin.

liebigen Gelegenheit irgend Jemand von der einen oder andern Partei zu einem unbedachten Worte oder einem Schlage fortreißen, der zu wirklichen Feindſeligkeiten führte, und dann war das Schickſal der wenigen Gläubigen beſiegelt. So entſchloß ſich der Prophet denn, nunmehr endgiltig von ſeinen Landsleuten abzuſehen und die früheren gelegentlichen Verſuche, ob doch vielleicht bei den Fremden dem wahren Glauben eine Stätte bereitet ſei, jetzt nach allen Seiten hin zu erneuern.

Der erſte Schritt war auch diesmal kein glücklicher. Etwa fünfzehn Meilen weſtlich von Mekka liegt Táïf, neuerdings als Verbannungs- und Todesort des Midchat Paſcha und der übrigen Verſchwörer gegen Sultan Abdu'laſiſ wiederum genannt, damals eine der wenigen Städte, die es in Mittelarabien gab.. Es war eine Karawanenſtation auf der alten Handelsſtraße zwiſchen Jemen und Syrien, wie Mekka; als Handelsſtadt dieſem bei weitem nicht gewachſen, aber, wie bis auf den heutigen Tag, berühmt durch ſeine für Arabien fruchtbare Umgebung, ſeine Weinberge und Gärten. Die Bewohner rechneten ſich zu den Benu Thakif, einem Theilſtamme der weitverbreiteten Hawáſin; obwohl ſie nordarabiſcher Abkunft waren, ſcheinen ſie doch bei der Nähe der jemeniſchen Grenze von ihren ſüdlichen Nachbarn Manches angenommen zu haben, wenigſtens war die Stadt zum Theil befeſtigt, was im Norden ſonſt nur in den jüdiſchen Colonien ſich findet. Zwiſchen den Thakif und Mekka beſtanden rege Handelsbeziehungen, auch ſonſt freundlicher Verkehr, hie und da ſelbſt Verwandtſchaft durch Zwiſchenheirath; reiche Mekkaner hatten in den ſchattigen Gärten vor der Stadt Landhäuſer, welche im heißen Sommer angenehmeren Aufenthalt boten, als zwiſchen den nackten Felswänden im engen Thale von Mekka zu finden war. So begreift man, daß Mohammeds Gedanken ſich auf Táïf richteten, andererſeits doch aber nicht, daß er einen Bekehrungsverſuch bei der gerade mit ſeinen Gegnern eng zuſammenhängenden Bevölkerung wirklich für ausſichtsvoll gehalten haben ſollte. Aber er hatte nicht viel Auswahl, zudem konnte ja Allahs Hilfe bei der Hand ſein. Heimlich und nur von ſeinem wackern Adoptivſohne Seid (vgl. S. 53. 59) begleitet, damit die Koreiſchiten nichts erführen und etwa auf dem Wege über den Hilfloſen herfielen, machte er ſich, nicht lange nach dem Tode des Abu Tálib, auf die Reiſe. Es war ein gewagtes Unternehmen, bedenklich für einen Gefahren gewohnten und verachtenden Krieger, faſt tollkühn für den friedlichen Prediger: ihm erſetzte der innere Drang, welchen er für Gottes Befehl hielt, den natürlichen Muth, der ihm nicht verliehen war. Es hat etwas Einfältig-Großes, wie dieſer einzelne Mann ſich in die fremde Stadt wagt, wo ihn keine Hand gegen den Erſten Beſten ſchirmte, dem es einfallen mochte ihn zu erſchlagen, um den Mächtigen in Mekka einen Gefallen zu thun, vielleicht reichen Lohn von dort zu gewinnen. Die erſten Tage ſchützte ihn die Neugier der Leute, die es intereſſiren mußte, den berufenen Revolutionär aus Mekka zu ſehen und reden zu hören; ſo ließ ſich ſelbſt von den Vornehmen der und jener wohl zu einem Geſpräche herbei.

Aber eine tiefer gehende Wirkung erzielte er nicht, und bald ſchlug die Volksſtimmung, nicht zum Wenigſten vermuthlich durch allerhand Hetzereien einzelner mit den Koreiſchiten befreundeter oder verwandter Leute, in entſchiedene Abneigung um. Man inſultirte ihn und den treuen Seid mit Worten und Thätlichkeiten, verfolgte ſie mit Steinwürfen, und endlich mußten ſie, um ihr Leben zu retten, ſchleunigſt aus der Stadt fliehen, von dem Pöbel verfolgt, dem ſie mit Mühe entkamen. Aus mehreren Wunden blutend erreichten ſie halbtodt die etwa eine halbe Meile vor der Stadt liegenden Gärten, in deren einem ſie einen Verſteck fanden. Zufällig lag er dicht bei dem Landhauſe zweier Brüder aus Mekka, des Otba und Scheiba, der Söhne Rabi'as aus dem vornehmen Hauſe der Abd Schams. Es waren wohl die reichſten Leute unter den Koreiſch, ſeit vor Kurzem El-Walîd Ibn Mogîra, Mohammeds alter Gegner (S. 64), geſtorben war; von dem Propheten wollten ſie natürlich auch nichts wiſſen, haben ſich aber doch immer verſtändiger, weniger von blinder Leidenſchaft erfüllt gezeigt, als die meiſten Anderen unter den Ariſtokraten. Auch mochte das Stammesgefühl ſich in ihnen regen, als ſie die wohlbekannten Geſtalten der Flüchtlinge, von dem Geſindel der fremden Stadt gehetzt, auf die Gärten zueilen ſahen: ſo ließen ſie ihren Verſteck unbehelligt und ſandten gar durch einen Chriſtenſklaven eine Schüſſel voll Trauben zur Erquickung der von Angſt und Anſtrengung Erſchöpften. Lange konnte indeß ihres Bleibens nicht ſein, ſie mußten eilen das Gebiet der feindlichen Stadt zu verlaſſen. Auf dem Rückwege machten ſie Halt in Nachla, einem Orte etwa in der Mitte zwiſchen Täïf und Mekka. Hier ſoll Mohammed einen Traum oder eine Viſion gehabt haben, in welcher ihm, den eben die Menſchen ſchnöde von ſich geſtoßen, Abgeſandte des Geiſterreiches der Genien ihre Huldigung darbrachten,[1]) begierig von den göttlichen Offenbarungen etwas zu hören: der Troſt, welchen er aus dieſem Erfolge für ſich ſchöpfen konnte, vermochte indeß nicht, ihn über die irdiſchen Hinderniſſe ſeines ferneren Wirkens hinwegzutäuſchen. So wagte er nicht Mekka wieder zu betreten, bevor er des Schutzes eines der angeſeheneren Männer der Stadt ſicher war; wie in den Zeiten kurz vor ſeiner Berufung verbarg er ſich in den Klüften des Berges Hirâ, nachdem er einen Mann aus dem neutralen

---

[1]) Die arabiſchen Dſchinn, deren Name zweifellos von dem lateiniſchen genius abzuleiten iſt, ſind nach der gewöhnlichen Vorſtellung Weſen, welche zwiſchen den Engeln und Menſchen in der Mitte ſtehen, mit erſteren übernatürliche Kräfte, mit letzteren die Fähigkeit zu Glauben und Unglauben, Tugend und Sünde gemein haben. In den Dſchinn der böſen Art, die im Volksaberglauben natürlich die Hauptrolle ſpielen, haben ſich Erinnerungen an die Nacht- und Wüſtengeſpenſter der vorislamiſchen Araber erhalten. Es giebt davon ſehr verſchiedene Sorten, von denen man bekanntlich in den Märchen der 1001 Nacht Manches hört, was aber zum größten Theil auf indiſche und perſiſche Vorſtellungen zurückgeht. — Ob die hier berührte Viſion gerade zu dem bezeichneten Zeitpunkte ſtattgefunden hat, iſt ſehr zweifelhaft. Der neuerdings in geiſtreicher Weiſe unternommene Verſuch, ſie auf eine Begegnung mit „Menſchen von Fleiſch und Blut" umzudeuten, ſcheitert an dem Wortlaut der 72. Sure.

Stamme der Benu Choſá'a, welche dicht an dem Weichbilde Mekkas ihre Weideplätze hatten, hineingeſchickt, damit er durch vertrauliche Verhandlungen ihm den Beiſtand eines oder des anderen Mächtigen verſchaffe. Nach einigen vergeblichen Verſuchen ließ ſich endlich El-Mút'im, Sohn des Adi aus dem Hauſe Naufal, bereit finden. Seine Familie war mit den Háſchim nahe verwandt, und er hatte in erſter Reihe unter denen geſtanden, auf deren Betrieb die Aufhebung des Bannes erfolgt war; jetzt bewaffnete er ſich und die Seinen und begab ſich mit ihnen vor die Ká'aba. Dort erklärte er vor den Anweſenden, daß er den Mohammed in ſeinen Schutz nehme; der Prophet, in der Zwiſchenzeit benachrichtigt, wagte es nun die Stadt zu betreten, vollzog ungehindert den ſiebenmaligen Umgang um das heilige Haus und zog ſich dann in die Wohnung zurück, welche er ſeit Chadídſchas Tode im Quartier des Abu Tálib innehatte. Dort hielt er ſich, auch nach ſeiner kurz darauf vollzogenen Heirath mit der Sſauda (S. 77), ſtill, ſei es aus Furcht, bei neuen Häkeleien auch den Schutz des Mút'im zu verlieren, oder einer etwa bei der Aufhebung des Bannes eingegangenen Verpflichtung (vgl. S. 75) zufolge, ſehnſüchtig das Herannahen des großen Pilgerfeſtes dieſes Jahres (620) erwartend, welches ihm die Möglichkeit bringen ſollte, bei den Schaaren der Wallfahrer aus allen Stämmen Arabiens von Neuem anzuklopfen, ob ſich nicht endlich fromme Herzen ſeiner Predigt öffnen wollten.

Drittes Capitel.

Die Hidſchra. Mohammed in Medina.

Es war im März des Jahres 620. Wie gewöhnlich waren zahlreiche Haufen von Fremden aus den verſchiedenſten Gegenden des Landes nach Mekka gekommen, das Wallfahrtsfeſt zu begehen. Auf die feierlichen Proceſſionen um die Kâ'aba war nach altem Brauche die gemeinſame Wanderung nach dem heiligen Berge Arafát gefolgt, der etwa drei Meilen weſtlich von Mekka zur Seite des Weges nach Tâïf liegt. Von dort hatten ſich die Pilger andern Tages nach dem Thale von Mina zurückgewandt, in welches eine Meile vor Mekka die Bergſtraße mündet; hier waren die Opferthiere geſchlachtet und damit die Reihe der religiöſen Ceremonien abgeſchloſſen worden, auf welche noch heute ein buntes Treiben der von hier aus noch nicht ſogleich nach der Stadt zurückkehrenden Hadſchis zu folgen pflegt. Unter den kleineren und größeren Gruppen, welche ſich im Thale hin- und herbewegten, befand ſich Mohammed, überall ausſchauend, wo ſich eine Gelegenheit bieten möchte, ein Geſpräch anzuknüpfen. „Wie er nun", ſo berichtet die Ueberlieferung, „ſich an der Akaba[1]) befand, ſtieß er auf eine Gruppe von Leuten des Stammes Chasradſch,[2]) mit welchen Gott Heilſames vorhatte. Als der Geſandte Gottes auf ſie ſtieß, ſprach er zu ihnen: „Wer ſeid ihr?" Sie ſprachen: „Männer von den Chasradſch." Er ſprach: „Von den Judengenoſſen?" Sie ſprachen „Ja." Er ſprach: „Möchtet ihr euch nicht ſetzen, daß ich mit euch reden kann?" Sie ſprachen: „Gewiß." Da ſetzten ſie ſich zu ihm; er aber predigte ihnen den wahren Gott und verkündete ihnen den Islám und trug ihnen den Korán vor. Nun gehört es zu dem, woran Gott wunderbarlich in Betreff des Islâms gehandelt hat, daß Juden ſich bei ihnen in ihrem Gebiete befanden, welche Schrift und Wiſſen[3]) beſaßen, während ſie ſelbſt Heiden und Götzendiener waren. Die nun hatten ſie in ihrem Gebiete oftmals vergewaltigt; ſie aber hatten, wenn Streit zwiſchen ihnen war, immer zu ihnen geſagt: „Bald wird ein Prophet erwecket, und ſeine Zeit iſt ſchon nahe; dem werden wir folgen und mit ihm werden wir euch ſchlagen wie geſchlagen worden ſind Ád und Íram[1]) vordem!“ Als nun der Geſandte Gottes mit jenen Leuten redete und ihnen den wahren Gott predigte, ſprachen ſie untereinander: „O ihr Männer, laßt euch ſagen, bei Gott, das iſt der Prophet, auf den euch die Juden verwieſen haben; mögen ſie euch nun nicht bei ihm zuvorkommen!“ So kamen ſie dem, was er ihnen predigte, gläubig entgegen und nahmen den Islám, den er ihnen verkündigte, an, und ſprachen zu ihm: „Wir haben unſere Landsleute als die mit einander verfeindetſten und verhetzteſten von allen Leuten verlaſſen; nun aber wird ſie der wahre Gott vielleicht durch dich einigen. Darum wollen wir ihnen deine Sache vorſtellen und predigen und ihnen dieſen Glauben verkündigen, welchen wir von dir angenommen haben; und wenn der wahre Gott ſie einig zu dir bringt, ſo giebt es keinen gewaltigern Mann als dich.“ Darauf verließen ſie den Geſandten Gottes, um in ihr Gebiet zurückzukehren, voller Glauben und Bekenntnißtreue.“

---

[1]) Das Wort bedeutet einen ſchmalen Bergſteig, der entweder zwiſchen Felſen oder an einem Abhang hinaufführt; hier iſt es der bis heute geltende Name des engen Paſſes geworden, welcher aus dem von Oſt nach Weſt ſtreichenden Thale von Mina heraus nach Mekka zu führt. [2]) aus Jathrib, ſ. oben S. 37. Die Anzahl wird verſchieden angegeben, zwiſchen zwei und acht. [3]) d. h. das Alte Teſtament und die im Talmud entwickelte jüdiſche Theologie. „Schriftbeſitzer" ſind die Juden und Chriſten als die Inhaber der früheren göttlichen Offenbarungen, und „Wiſſen" iſt vollkommene oder theilweiſe Erkenntniß der göttlichen Wahrheit im Gegenſatze zu der „Unwiſſenheit" (vgl. unten S. 92 Anm. 2) der Götzendiener.

Die ihrem Kerne nach vermuthlich hiſtoriſche Erzählung bringt in ihrer Naivetät treffend die Momente zum Ausdruck, welche der ſo lange vergeblichen Predigt Mohammeds nun endlich auf einem günſtigeren Boden den kaum mehr gehofften Erfolg ſchaffen ſollten. Wie die Juden aller Zeiten, erwarteten jedenfalls auch die in Jathrib von den arabiſchen Eindringlingen aus dem werthvollſten Theile ihrer Beſitzungen gedrängten[2]) israelitiſchen Stämme das Heil von dem Meſſias, mit deſſen baldiger Ankunft ſie oft genug den unbequemen Nachbarn gedroht haben mögen. Dieſe ihrerſeits konnten in dem fortgeſetzten, häufig doch auch friedlichen Verkehr nicht umhin, von der Religion ihrer unfreiwilligen Stadtgenoſſen mehr Notiz zu nehmen, als anderswo zu geſchehen pflegte. Nicht nur gewiſſe Erzählungen aus dem Alten Teſtamente, auch die mit dieſen wie mit den Hauptſätzen der jüdiſchen Religion zuſammenhängenden Begriffe einer göttlichen Offenbarung, der Prophetie, der heiligen Schrift mußten ihnen geläufig werden. Aber auch von anderer Seite her können Einflüſſe religiöſer Art ihren Weg zu den Bewohnern von Jathrib gefunden haben. Es iſt früher bereits (ſ. S. 52) die Rede von den Angehörigen chriſtlicher Secten geweſen, die von Syrien, beſonders aber von Meſopotamien her über die nördlichen Gebiete Arabiens eine wenn auch ſtark zerſtreute Ausbreitung gewonnen hatten. Spuren derſelben finden ſich noch in den letzten Jahren Mohammeds in den angrenzenden Gebieten; vorher ſind ſie gewiß bei weitem zahlreicher geweſen, und ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß, arabiſch zu reden, Hanife und Sſabier (S. 52 N. 1) auch in und um Jathrib reichlich vertreten geweſen ſind. So erklärt es ſich, daß ein großer Theil der Chaſradſch und Aus der neuen Lehre eine Empfänglichkeit entgegenbringt, von der in Mekka keine Rede ſein konnte. Doch tritt dieſe Empfänglichkeit bald ſo auffallend hervor und bewährt ſich im Verlaufe der weiteren Entwicklung in ſo nachhaltiger Weiſe, daß man ſich verſucht fühlt, den Bewohnern Jathribs noch eine von der ſonſtigen Gleichgiltigkeit der Araber grundverſchiedene Geiſtesanlage zuzuſprechen. Doch muß dies bei der Spärlichkeit unſerer Nachrichten aus vormohammedaniſcher Zeit dahingeſtellt bleiben, und es wäre deshalb müßig zu erörtern, inwieweit man dafür etwa an die ſüdarabiſche Herkunft der beiden Stämme (ſ. S. 37. 50) anknüpfen dürfte. In jedem Falle aber darf es als wahrſcheinlich gelten, daß ſchon vor dem Jahre 620 man ſich in Jathrib mit religiöſen Fragen beſchäftigte; und die Zahl derer, welche an den alten Götzen, insbeſondere der hier am meiſten verehrten Manât, zweifelten und bereits reineren Vorſtellungen anhingen, wird erheblich größer geweſen ſein, als wir ſie in Mekka (S. 52) gefunden haben.

---

[1]) Sagenhafte Völker der arabiſchen Vorzeit, die im Korán mehrfach als Exempel irdiſcher Vergänglichkeit und göttlicher Strafe an den Gottloſen vorkommen, aber auch vor Mohammed unter den Arabern berufen waren. [2]) Vgl. über dieſe Verhältniſſe oben S. 37.

Bei alledem hören wir ſo gut wie nichts über die Art und Weiſe, wie die erſten Jünger Mohammeds aus der ſpäteren Hauptſtadt des Islâms ſich bemüht haben mögen, die Verſprechungen zu erfüllen, mit welchen ſie ihn verlaſſen hatten. Freilich ſtand ihrer Miſſionsthätigkeit in dem alten Mißverhältniß zwiſchen den Aus und Chaſradſch (S. 37. 83) noch ein gewaltiges Hinderniß im Wege. Der Gedanke, die ewigen Feindſeligkeiten eben durch den gemeinſamen Anſchluß an einen von Gott ſelbſt geſandten Leiter zu beendigen, mochte im Laufe des Jahres hie und da Anklang finden, um ſo mehr, als beide Stämme längſt des Zwiſtes müde waren, deſſen Fortſetzung leicht einmal den Juden eine Gelegenheit zur Wiedervertreibung ihrer ungebetenen Gäſte gewähren konnte. Aber eine ſofortige allgemeine Einigung auf ſolcher Grundlage muß doch nicht möglich geweſen ſein. Wir finden wenigſtens bei dem nächſten Pilgerfeſte, im Frühjahr 621, erſt zwölf Männer aus Jathrib in Mekka, zehn von den Chaſradſch, zwei von den Aus, bereit, ſich der Sache des Islâms zu widmen. Sie trafen den Propheten an einer verborgenen Stelle bei der Akaba, in welcher das vorjährige Geſpräch ſtattgefunden hatte. Dort verpflichtete er ſie feierlich auf die Hauptgebote des neuen Glaubens: Gott keinen Genoſſen geben,[1]) nicht ſtehlen, nicht ehebrechen, nicht die eigenen Kinder tödten,[2]) keinerlei Verleumdung ſchmieden und verbreiten, dem Propheten in keiner Sache, die er zu gutem Zwecke ausführen will, ungehorſam ſein: „wenn ihr das erfüllt,“ fügte er hinzu, „ſo iſt euer das Paradies; begehet ihr aber etwas davon, ſo wird es von Gott abhängen, ob er euch ſtrafen oder vergeben will.“ Zugleich gab er ihnen einen ſeiner bewährteſten Anhänger mit, den Móß'ab Ibn Omeir, einen guten Kenner der Offenbarung, daß er ſie nach Jathrib begleite, dort ihnen den Korân vortrage, ſie zur Erkenntniß des Islâms leite und das Verſtändniß des Glaubens ihnen eröffne; auch erſchien es zur Vermeidung jedes neuen Streites zwiſchen Aus

---

6) Der gewöhnliche Ausdruck für Vielgötterei im Korân. 7) ſ. oben S. 48. 64.

und Chaſradſch wichtig, die Ehre der Vertretung des Propheten einem Mekkaner zu Theil werden zu laſſen, damit die Angehörigen keines von beiden Stämmen ſich zurückgeſetzt fühlten. Endlich ward eine neue Zuſammenkunft für das nächſte Jahr verabredet, bis zu welcher ſich die Dinge ſo weit entwickelt haben konnten, daß beſtimmte Entſchlüſſe für die Zukunft möglich wurden.

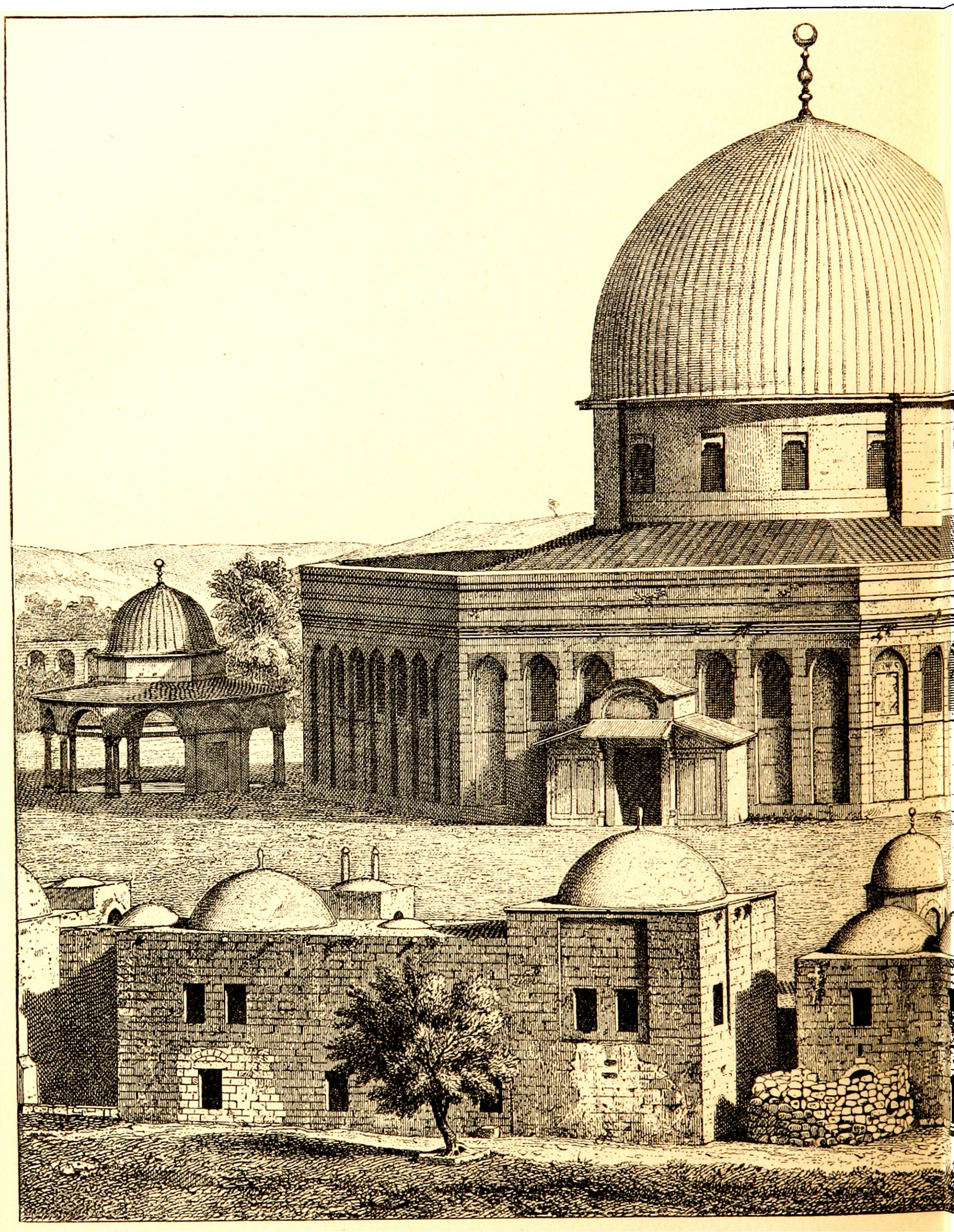
Das Jahr verfloß, wie das vorige, äußerlich in Ruhe und Frieden zwiſchen Mohammed und ſeinen ungläubigen Landsleuten, wie ſich von ſelbſt verſtand, nachdem er das Predigen vor allem Volk und die öffentlichen Angriffe auf Götzendienſt und Götzendiener aufgegeben: in der Mitte ſeiner Getreuen kamen beide darum nicht beſſer fort. Aber in die Aeußerungen des Unwillens, welche auch in den Koranen der letzten mekkaniſchen Zeit den Grundton bilden, miſcht ſich mehr und mehr der Ausdruck neuen Vertrauens in den baldigen Sieg der gerechten Sache. Es waren ja nicht allein die Gläubigen unter den Aus und Chaſradſch, welche zu dem Propheten ſtanden; ſeiner Anſicht nach mußten auch die Juden, deren Offenbarungsſchriften er dem Inhalte nach mit ſeiner Lehre identiſch glaubte, ihm ſich anſchließen, ſobald ihm die Verhältniſſe geſtatteten, ſelbſt nach Jathrib überzuſiedeln: das aber hatte er vom erſten Augenblicke der Verhandlungen mit den Neubekehrten als ſelbſtverſtändlich in's Auge gefaßt. In Mekka konnte ſeines Bleibens nicht länger ſein, ſobald es ruchbar wurde, daß er mit Angehörigen fremder Stämme einen Bund geſchloſſen, damit alſo die Treue gegen ſeine Heimath gebrochen hatte. Nur war eine Ueberſiedlung, von welcher ſeine mekkaniſchen Anhänger nicht zurückbleiben durften, erſt dann möglich, wenn drüben eine größere Anzahl von Familien bekehrt war, in deren Mitte die Auswanderer Raum zu eigener Anſiedlung und eine ſichere Stütze den übrigen Bewohnern Jathribs gegenüber fanden. Wie nun das Bekehrungswerk, über welches der Prophet gewiß nicht nur einmal geheimen Bericht erhielt, über Erwarten fortſchritt, iſt es begreiflich, daß mehr und mehr ſeine Gedanken am Tage, ſeine Träume bei Nacht in der Fremde weilen mochten, in Jathrib, ja in Jeruſalem, der heiligen Stadt der Juden, von deren Beiſtand er ſich ſo Großes verſprach. Nicht ohne guten Grund hat man daher in dieſe Zeit einen merkwürdigen Traum verlegt, deſſen nähere Umſtände freilich in dem Wuſte untergegangen ſind, welchen die Tradition mit einer leicht zu erklärenden Vorliebe gerade an dieſer Stelle aufgehäuft hat, und der als die Erzählung von „der nächtlichen Reiſe und Himmelfahrt des Geſandten Gottes“ durch die theologiſche, bei Perſern und Türken dann auch durch die poetiſche Litteratur hindurch mit immer neuen und immer wunderbareren Ausſchmückungen endlos wiederholt wird. So geiſtlos uns die ganze Geſchichte vorkommt, iſt ſie doch für die ganze Art der Mythenbildung auf dem Boden des Mohammedanismus ſo bezeichnend, daß ich den Kern der Legende, wie er ſchon im zweiten Jahrhundert nachher aufgezeichnet worden iſt, in aller Kürze wiedergeben will.

In einer Nacht, ſo heißt es, erſcheint der Engel Gabriel dem Propheten im Schlaf; auf wiederholtes Anſtoßen endlich erwacht, wird er aus dem

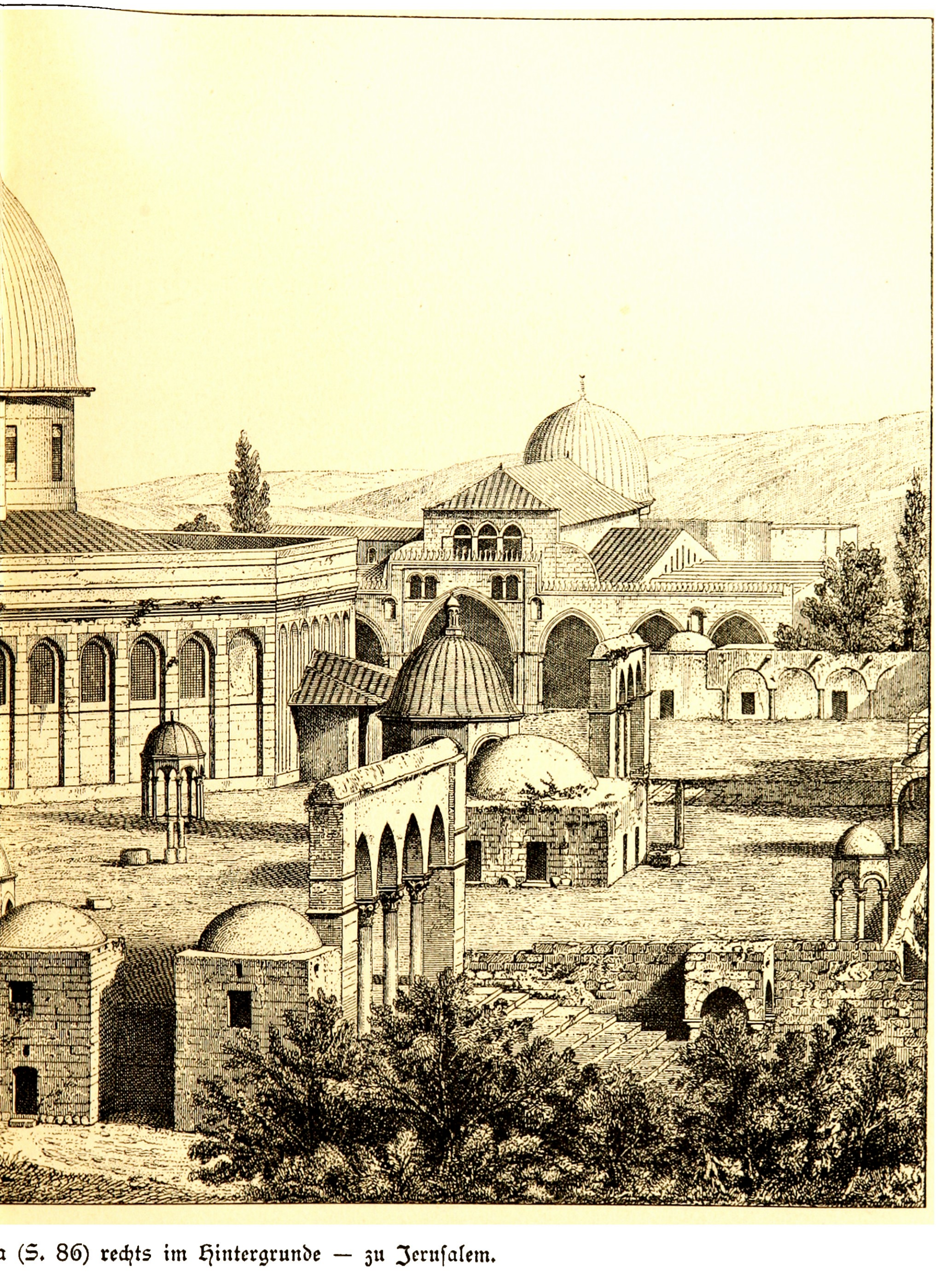
Hauſe geführt, vor welchem er ein wunderbares Thier, El-Borák[1]) genannt, vorfindet. Das trägt ihn im Nu nach Jeruſalem, zu „dem fernſten“ Bethauſe[2]), woſelbſt er umgeben von einer Schaar von anderen Propheten Abraham, Moſe und Chriſtus trifft. Mit ihnen betet er; dann ſieht er drei mit Waſſer, Wein und Milch gefüllte Gefäße vor ſich ſtehen, und eine Stimme erſchallt: „Wenn er das Waſſer nimmt, ſo ertrinkt er ſammt ſeiner Gemeinde; nimmt er den Wein, ſo geräth er auf Irrwege ſammt ſeiner Gemeinde; wenn er die Milch nimmt, wird er auf dem rechten Pfade geleitet ſammt ſeiner Gemeinde.“ Natürlich trinkt er die Milch, und wird nun von Gabriel noch ausdrücklich der Erfüllung jener Vorausſagung verſichert. Bis hierher reicht die „nächtliche Reiſe“; es folgt die „Himmelfahrt“, die ihn auf der aus Jakobs Traum bekannten Leiter in einem Augenblick an die Himmelspforte führt. Der Engel Gabriel ſtellt ihn dem Wächter vor, worauf er ſofort in den erſten Himmel eingelaſſen wird. Daſelbſt trifft er große Schaaren von Engeln, die ihn freundlichen Angeſichts begrüßen und anlächeln; nur einer macht ein ernſthaftes Geſicht. „Das iſt Málik, der Aufſeher über das Höllenfeuer“, erhält er auf ſeine Frage zur Antwort; als ihm aber ſeiner Bitte zufolge das Feuer gezeigt wird, kommt ihm die Sache ſelber ängſtlich vor, und Gabriel muß den Engel erſuchen, es ſchleunigſt wieder abzuſchließen. Außerdem aber ſieht er hier den Adam, welcher die ankommenden Seelen ſeiner Nachkommen betrachtet und je nachdem mit einem Lobſpruche erfreut oder durch ein „Pfui!“ ängſtigt, ferner allerhand Exempel von Höllenſtrafen für die Unterdrücker von Waiſen, die Ehebrecher u. ſ. w. Im zweiten Himmel, zu welchem er nun aufſteigt, trifft er Jeſus und Johannes den Täufer, im dritten Joſeph, ſchön wie den Vollmond, im vierten den Patriarchen Henoch, im fünften Aaron, im ſechſten Moſe, im ſiebenten Abraham in Geſtalt eines ſchönen Greiſes, an welchem durch eine Thüre täglich 70,000 Engel vorbeigehen, von welchen bis zum jüngſten Gericht keiner zum zweiten Male kommt. Endlich wird der Prophet durch das Paradies vor Gottes Angeſicht geführt, woſelbſt ihm für ſich und die Gemeinde täglich 50 Gebete auferlegt werden. Wie er mit dieſem Gebote zu Moſe zurückkommt, meint dieſer bedenklich: „Das Gebet iſt beſchwerlich und dein Volk iſt ſchwach, bitte deinen Herrn um Nachlaß.“ Das thut er, und erhält zehn Gebete erlaſſen, worauf ſich die Geſchichte, wie Abrahams Handel um die Gerechten in Sodom, ſo lange wiederholt, bis er bei den fünf kanoniſchen Gebeten des Islâms angelangt iſt. Damit verläßt er den Himmel und kehrt auf dieſelbe Weiſe, wie er gekommen, nach Mekka zurück.

---

1) Zu deutſch etwa der Blitzige, „wegen des Glanzes ſeiner Farbe oder der Schnelligkeit ſeiner Bewegung ſo genannt“ bemerken die Philologen. 2) El-mésdschid el-ákssa, wie noch heute die neben dem ſog. Felſendome ſtehende Moſchee heißt, in welche Omar Juſtinians der h. Jungfrau geweihte Baſilika auf dem Berge Moria umwandelte. „Das fernſte“ Bethaus heißt es wohl einfach als das nördlichſte, welches dem Mohammed von Hörenſagen bekannt war; oder der Superlativ ſteht, wie öfter, ſtatt des Poſitivs: alſo ſchlechthin „das ferne“ im Gegenſatz zu dem in Mekka Sure 17, 1.



Anſicht des Felſendomes — mit der Moſchee El=Akſa



a (S. 86) rechts im Hintergrunde — zu Jeruſalem.

Von den ſpäteren Erweiterungen und Ausſchmückungen der Erzählung will ich nur die berufenſte anführen: daß nämlich der Prophet im Himmel mit Gott 70,000 Geſpräche geführt habe, trotzdem aber die ganze Reiſe ſo ſchnell von ſtatten gegangen ſei, daß bei der Rückkehr ſein Bett noch warm und ein Waſſerkrug, den er bei der eiligen Entrückung mit dem Fuße umgeſtoßen, noch nicht vollkommen ausgelaufen war. Es bedurfte indeß derartiger Uebertreibungen nicht, um ſelbſt ſolche Gläubige ſtutzig zu machen, welche ſonſt gewohnt waren, jedes Wort des Propheten mit ehrfürchtigem Glauben aufzunehmen. Es liegt allerdings dringender Grund zu der Annahme vor, daß die ganze Himmelfahrt überhaupt erſt nach dem Tode Mohammeds von unbefriedigten Frommen zugedichtet iſt, deren Wunderſucht die Reiſe nach Jeruſalem noch nicht genügte; aber auch dieſe war danach angethan, bei Leuten Anſtoß zu erregen, denen über dem Glauben nicht jede ruhige Ueberlegung abhanden gekommen war. So wurden denn Manche irre, die bis dahin treu zur Gemeinde gehalten hatten, und auch die Anderen ſchüttelten bedenklich die Köpfe. Der einzige Abu Bekr war ſo unerſchütterlich in ſeiner Ueberzeugung von Mohammeds Zuverläſſigkeit, daß er denen, welche ſich an der Sache ärgerten, nur immer wiederholte: „Wenn er es geſagt hat, ſo iſt es auch wahr.“ So ſtärkte er allmählich die ſchwächeren Seelen von Neuem im Glauben; dafür gab ihm der Prophet den Ehrennamen Es-Sſiddik, „der Wahrheitszeuge“.

So kam endlich die Zeit des großen Feſtes von Neuem heran. Es war verabredet, daß eine größere Anzahl von den Gläubigen in Jathrib, welche gerade im Stande waren, ohne beſondere Umſtände und ohne Aufſehen abzukommen, ſich der Wallfahrt nach Mekka anſchließen ſollten, die von einer ziemlichen Menge ihrer Landsleute unter Führung des Häuptlings der Chaſradſch, Abdallah Ibn Ubaij, im Frühjahr 622 gemeinſam unternommen wurde. Natürlich war es dieſem, wie ſeinen Genoſſen, nicht verborgen, daß im letzten Jahre manche ſeiner Volksgenoſſen wie auch der Außiten ſich der Lehre des Mekkaners zugewandt hatten. Aber man war ja in Jathrib Verſchiedenheit der religiöſen Ueberzeugungen gewohnt und achtete jede als Privatſache des Einzelnen, welche den Stamm nichts anging; daß nebenbei in der Stille Verhandlungen mit dem Fremden im Zuge waren, die unter Umſtänden zu Streitigkeiten mit den Koreiſchiten führen konnten, war außerhalb des Kreiſes der Gläubigen Jedermann verborgen. So verliefen die Wallfahrtsfeierlichkeiten in gewohnter Ordnung und ohne Anzeichen, daß außergewöhnliche Ereigniſſe ſich vorbereiteten; nur im Stillen ging Móß'ab zwiſchen den Gläubigen ab und zu, traf man in der Umgebung des Propheten geheime Vorbereitungen, den Staub der gottloſen Stadt von den Füßen zu ſchütteln und auf den geſegneteren Boden überzuſiedeln, welcher ſchon ſo reiche Früchte des Glaubens getragen hatte. An dem zweiten der drei Tage, welche die Pilger nach der Schlußceremonie des Feſtes in Mina noch zuzubringen pflegten, war Alles bereit.

Die nähere Verbindung, in welcher der Prophet wenigſtens mit einem Theile ſeiner Familie bis zum Tode Abu Tálibs geſtanden, hatte ſich erheblich gelockert, ſeitdem Abu Lahabs Bereitwilligkeit, an Stelle ſeines verſtorbenen Bruders den Familienſchutz, auf welchen Mohammed Anſpruch hatte, officiell zu übernehmen, mit dem oben (S. 78) berichteten neuen Bruche geendigt hatte. Wenn aber ſeitdem die Verpflichtung der Familie gegen das unbequeme Mitglied ruhte, ſo war ſie darum noch nicht gänzlich aufgehoben. Ihr aber entſprach andererſeits die Gebundenheit des Einzelnen an ſeine Verwandtſchaft. Sollte nun die Stellung Mohammeds in Jathrib eine nach arabiſchen Begriffen nicht ganz unregelmäßige ſein — und das durfte ſie der noch unbekehrten Mehrheit der dortigen Bewohner wegen nicht —, ſo mußte das Band, welches ihn noch mit den Seinen verknüpfte, gelöſt werden, damit er in den Verein der Familien von Jathrib, die ſich zu ihm bekannten, aufgenommen werden konnte. Natürlich war es für dieſen Zweck nothwendig, daß eins von den Häuptern der Haſchimiten ſich dazu hergab, ſeine friedliche Entlaſſung aus dem Stammverbande auszuſprechen. Es war einer von Mohammeds Oheimen, auch ein Bruder ſeines verſtorbenen Vaters und des Abu Lahab, welcher ſich hierzu bereit finden ließ. El-Abbás, ſo hieß er, war einer von den Menſchen, die ohne feſten Charakter, ohne eigene begründete Ueberzeugungen es verſtehen, in ſchwierigen Zeiten ſich zwiſchen den Gegenſätzen unbeſchädigt durchzuwinden, in ruhigen Carrière zu machen, in gefährlichen von einfältigeren und muthigeren Leuten ſich die Kaſtanien aus dem Feuer holen zu laſſen, unter jeden Umſtänden aber und überall oben zu ſchwimmen. Er hat dieſe nützlichen Eigenſchaften auf ſeine Nachkommen vererbt: ſo hat er ſich durchgewunden, haben ſeine Kinder und Enkel als Verwandte des Propheten Carrière gemacht, haben endlich die ſpäteren Abbaſſiden durch Alis Nachkommen, welche ebenfalls die für irdiſche Zwecke nur weniger förderliche Geiſtesart ihres Ahnen geerbt, ſich die Kaſtanien des Chalifates aus dem Feuer des Bürgerkrieges heraus holen laſſen. Abbás war jedenfalls ein kluger Mann, der weiter ſah, als ſeine übrigen Landsleute. Die Hartnäckigkeit, mit welcher ſein Neffe an dem feſthielt, was man für Hirngeſpinnſte anſehen mußte, mit welcher aber auch eine Anzahl von nicht zu verachtenden Perſönlichkeiten an ihm feſthielt, machte den Oheim zweifelhaft, ob nicht doch ſchließlich dieſe merkwürdige Bewegung eine Zukunft habe. Dabei waren die Ausſichten hierfür aber keineswegs ſicher genug, einen ſo vorſichtigen Mann zum Anſchluß an den neuen Glauben zu vermögen. Er blieb auf der Seite, welche Macht und Anſehen für ſich hatte, fand es aber einſtweilen doch nützlich, auch der anderen eine unbedenkliche Gefälligkeit zu erweiſen. So erſchien er denn mit dem Mohammed zuſammen an dem bereits erwähnten Tage zu ſpäter Abendſtunde bei dem wiederum an der Ákaba verabredeten Stelldichein mit den Gläubigen von Jathrib, die einzeln oder in kleinen Gruppen, um jedes Aufſehen zu vermeiden, dem verborgenen Plätzchen ſich näherten. Es kamen im Ganzen fünfundſiebenzig, darunter zwei Frauen; als die Verſammlung vollzählig war, ſprach zunächſt Abbás einige Worte, in welchen er hervorhob, daß Mohammed bei ſeiner Familie den ihm gebührenden Schutz bisher gefunden habe und auch in Zukunft finden könne. Nun ziehe er aber den Schutz der Männer Jathribs vor; er frage ſie alſo, ob ſie bereit ſeien ihn zu übernehmen. Da ſtimmten die Hörer freudig zu, und baten den Mohammed, ſeinen Willen zu offenbaren. Der nun predigte ihnen wiederum vom wahren Gott und vom Islám, und ſchloß: „So mache ich nun den Bund mit euch, daß ihr mich vor Allem ſchützen wollt, wovor ihr eure Weiber und Kinder ſchützet.“ Da ergriff El-Bará vom Stamme Chaſradſch ſeine Hand und gelobte ihm das, und nach jenem vollzogen alle Anweſenden den Vertrag, und huldigten ihm als ihrem Häuptling, wie es die Art der Araber iſt, durch einen leiſen Schlag mit der Rechten in ſeine Rechte. Nachdem ſo der Bund geſchloſſen, ernannte Mohammed kraft ſeiner neuen Befugniß zwölf Männer, drei von den Aus und neun von den Chaſradſch, zu vorläufigen Leitern der Gemeinde in Jathrib; dann ſchloß er die Verſammlung — die zweite Ákaba, wie ſie genannt wird — und man zerſtreute ſich eilends.

So geheim die Verſammlung gehalten war, unbeſtimmte Gerüchte über den Vorgang verbreiteten ſich alsbald doch, und den Koreiſchiten trat auf einmal die Größe der Gefahr vor Augen, in welcher ſie ſchwebten. Eine Verbindung Mohammeds mit auswärtigen Stämmen von der Bedeutung der Aus und Chaſradſch, die als kriegsgeübte Männer den friedlichen Kaufleuten von Mekka ſich nur allzu furchtbar machen konnten, erſchien um ſo drohender, je weniger man darauf gefaßt geweſen war, den verachteten Mann noch eine ernſthafte Rolle ſpielen zu ſehen. Vor allen Dingen kam es nun darauf an, ſich von den wirklichen Abſichten der Leute von Jathrib zu unterrichten. Das Lager der Wallfahrer war am dritten Tage nach dem Feſte noch nicht abgebrochen, dorthin eilten nun die Häupter der Koreiſch und beklagten ſich laut über das Benehmen von Männern, welche die Tage des Landfriedens dazu benützten, die Zwietracht in den Reihen eines befreundeten Stammes zu nähren und Verbindungen mit unruhigen und zweideutigen Menſchen anzuknüpfen, die nach Allem, was man höre, zum Kriege führen müßten. Die Uneingeweihten proteſtirten laut gegen einen ſolchen Verdacht, während die Theilnehmer ſich hüteten den Mund aufzuthun; Abdallah Ibn Ubaij aber verſicherte, es könne unmöglich etwas an der Sache ſein, da Niemand von den Seinigen wagen würde, einen ſolchen Schritt ohne ſein Vorwiſſen zu thun. Er ſollte nur zu bald erfahren, wie wenig die für den Propheten Gewonnenen nach ſeiner Autorität fragten. Vorläufig beruhigten ſich die Mekkaner dabei; kaum aber war das Lager der Fremden abgebrochen und die Karawane von Jathrib auf dem Marſche, als die volle Wahrheit in der Stadt bekannt ward. Da wurde denn eilends den Abgezogenen nachgeſetzt, aber nur ein paar Nachzügler wurden erreicht, einer von den Gläubigen, ein Chaſradſchite Namens Sſá’ad Ibn Obáda, gefangen genommen und unter

Mißhandlungen nach Mekka geſchleppt. Dort hatte er zum Glück Schutzverwandte, die ihm verpflichtet waren und ſeine Entlaſſung bewirkten; um ſo heftiger wandte ſich die Entrüſtung der Ariſtokraten gegen die Zurückgebliebenen, den Propheten und ſeine Umgebung. Zur Eröffnung directer Feindſeligkeiten ſcheint es zwar nicht gleich gekommen zu ſein, es ließ ſich aber vorausſehen, daß ſie nicht mehr lange würde auf ſich warten laſſen. Der Entſchluß, die Stadt zu verlaſſen und nach Jathrib zu flüchten, ſtand bereits ſeit Monaten bei Mohammed feſt; jetzt wurde ſeine Ausführung beſchleunigt. Ganz im Stillen verließen auf den Befehl ihres Führers die Gläubigen nach und nach ihre Wohnungen und ſtahlen ſich aus der Stadt, was ſich von ihrem Beſitze leicht fortbringen ließ, mitnehmend, das Uebrige zurücklaſſend. Sie daran zu verhindern, war unmöglich; die meiſten waren ja freie Leute, die in ihren Bewegungen zu beſchränken kein Menſch das Recht hatte und die bei ihren ungläubigen Verwandten ſelbſt Schutz gegen jede Gewaltthätigkeit von Seiten der Vornehmen gefunden haben würden. Hie und da verſuchten wohl beſonders eifrige Gegner des Propheten, einen Bruder oder ſonſt abhängigen Verwandten wider Willen zurückzuhalten und einzuſperren. Aber nur in ein paar ganz vereinzelten Fällen gelang es; abgeſehen von den Sklaven, die ſich der Knechtſchaft noch nicht zu entziehen im Stande waren, gelangte bei weitem die größte Zahl der Muslime im Laufe des Sommers 622 unbeläſtigt nach Jathrib, wo ſie in den Häuſern ihrer Glaubensgenoſſen mit offenen Armen aufgenommen wurden.

Mohammed blieb mit Abu Bekr und Alí in Mekka zurück, bis alle ſeine Anhänger die Stadt verlaſſen hatten. Der Grund dieſer Zögerung ſteht nicht feſt; ich vermuthe ihn in der Ueberlegung, daß er für die Seinigen weniger Hinderniſſe bei der Abreiſe erwartete, ſo lange er ſelbſt in Mekka war und durch ſeine Anweſenheit den Koreiſchiten eine Art Sicherheit gewährte, daß keine Gefahr im Verzuge ſei. Dieſe Sicherheit fiel ſelbſtverſtändlich in dem Augenblicke weg, wo er ebenfalls die Stadt verließ, Grund genug, für dieſen Zeitpunkt von ſeinen Gegnern das Aergſte zu befürchten. Es wird in der That berichtet, daß ſchließlich die Koreiſchiten in einer Verſammlung, welcher der Satan in der Geſtalt eines alten, in einen Mantel gehüllten Mannes aus dem Nedſchd perſönlich beiwohnte, auf den Rath des Erzfeindes den Beſchluß faßten, ihn zu ermorden, und daß zu dieſem Zwecke elf Männer beſtimmt wurden, welche ihn nächtlicher Weile im Bette überfallen und tödten ſollten. Während ſie ſchon auf der Lauer lagen, gelang es indeß dem Geſandten Gottes, welcher durch den Engel Gabriel natürlich von Allem unterrichtet war, zu entkommen. Man hat gegen die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte mit Recht eingewandt, daß aus dem Korán, welcher auf die Vorgänge der letzten Tage in Mekka Bezug nimmt, nichts weiter hervorgeht, als daß Mohammed den Koreiſchiten böſe Anſchläge gegen ſich zutraute; wäre es auch nur zu einem Beginne der Ausführung gekommen, ſo würde er ſich ganz anders ausgeſprochen haben. Dazu kommt, daß die Namen der Elf handgreiflich ſich als eine Aufzählung der bei ſonſtigen Gelegenheiten als Gegner des Propheten hervorgetretenen Männer darſtellen, die nun auch hier als Sündenböcke erſcheinen müſſen. In jedem Falle durfte Mohammed, falls auch er deutlich Miene machte abzureiſen, gewärtig ſein, daß man ihn mit Gewalt daran hindern würde. So war denn heimliche Flucht geboten. Der treue Abu Bekr hatte ſchon längſt im Stillen zwei ſchnelle Kamele gekauft und einem wegkundigen Führer aus einem der Nachbarſtämme anvertraut, welcher in einiger Entfernung von der Stadt auf weitere Befehle wartete. Damit die Koreiſchiten glaubten, Mohammed habe ſein Haus noch nicht verlaſſen, mußte Ali mit der Frau und den zwei Töchtern des Propheten, deſſen rothen Mantel er angethan, in der Wohnung zurückbleiben, während der letztere und Abu Bekr bei hereinbrechender Nacht durch ein Hinterfenſter entſchlüpften und unbemerkt den Berg Thaur erreichten, welcher etwa eine Meile ſüdlich von der Stadt an der Straße nach Jemen liegt. Nahe der Spitze deſſelben befindet ſich eine Höhle, welche noch heute als der Zufluchtsort der beiden Flüchtlinge gezeigt wird. Dort weilten ſie drei Tage in der Verborgenheit, während Abu Bekrs Angehörige ſie heimlich mit Nahrung und Botſchaft verſahen, bis der erſte Eifer der Verfolgung, welche die Koreiſchiten ſofort nach dem unvermeidlichen Bekanntwerden der Flucht angeſtellt hatten, nachließ und man es wagen durfte die Reiſe fortzuſetzen. Der Führer mit den beiden Kamelen fand ſich in der Nähe des Verſteckes ein, Mohammed beſtieg das ſchnellere von beiden, Al-Kaßwa genannt, Abu Bekr das andere, und nun ging es, um jede gefährliche Begegnung zu vermeiden, in großem Bogen um den Süden von Mekka herum bis in die Nähe der Küſte, dann an dieſer ſo weit entlang, bis die Entfernung groß genug war, um ſich in die Nähe der vielbenutzten Straße zwiſchen Mekka und Medina wagen zu dürfen; nachdem dieſe glücklich gekreuzt war, eilte man auf Nebenpfaden weiter, und etwa acht Tage nachdem ſie die Höhle auf dem Thaur verlaſſen, nach der wahrſcheinlichſten Annahme am 20. September 622,[1]) langte Mohammed wohlbehalten in Koba, einem Vororte etwa eine halbe Meile ſüdlich von Jathrib, an.[2])

---

1) Das Datum iſt unſicher wie die ganze Chronologie dieſer Zeit, weil die endgiltige Regelung der Jahreseintheilung durch eine Verordnung des Propheten erſt zehn Jahre ſpäter erfolgt iſt. Man kann daher von bekannten Daten der Folgezeit nicht einfach zurückrechnen, um eine Thatſache richtig anzuſetzen, ſondern muß durch allerhand Combinationen von zufälligen Angaben verſchiedener Art und Vermuthungen über die Art der Zeitrechnung bei den heidniſchen Arabern der Wahrheit näher zu kommen ſuchen. Aber dies Gebiet iſt noch zum größten Theile ſehr dunkel, und man behält bei der Anſetzung der Hidſchra, ſelbſt wenn man für die Ankunft in Koba das vielleicht auch willkürliche Datum 12. Rabiʿ I des Jahres 1 d. H. feſthalten will, immer noch Spielraum zwiſchen dem 28. Juni und 20. Sept. 622.

2) Natürlich hat es auf der Reiſe nicht an Abenteuern und Wundern gefehlt; für ihre Beurtheilung iſt es ausreichend, wenn man hört, daß der Held der einen, Sſuráka, welcher ſich erſt nach der Eroberung Mekkas durch Mohammed bekehrte, vor dieſem Termine von der ganzen Geſchichte kein Sterbenswörtchen hat verlauten laſſen!

Dies iſt die berühmte Flucht des Propheten von Mekka nach Jathrib (Medina), die Hidſchra,[1]) welche die Zeit des Isláms, des wahren Glaubens, von der des Heidenthums, der Dſcháhilija,[2]) ſcheidet. Mit Recht hat der Chalife Omar im Jahre 637 ſie zum Ausgangspunkte der Epoche gemacht, nach welcher noch heute von allen Mohammedanern gerechnet wird. Wenn auch nicht die Entſtehung, ſo iſt doch der Charakter des Isláms und ſeine Ausbreitung zunächſt über Arabien durchaus von der Ueberſiedlung des Propheten bedingt. In Mekka war Mohammed das geiſtliche Haupt einer verfolgten und unterdrückten Minderheit; von jetzt ab erſcheint er an der Spitze nicht blos einer Gemeinde, welche bald die Mehrzahl der Bewohner von Jathrib umfaßt, ſondern eines Staatsweſens, in welches ſich die Gemeinde in kurzer Zeit umzuwandeln beginnt.

Wir kennen aus allem Vorhergehenden genugſam den Mangel jeder ſtaatlichen Organiſation, durch welchen ſich das voriſlamiſche Arabien auszeichnet. War nun die erſte Grundbedingung für das Gedeihen und die Ausbreitung des Glaubens, daß unter ſeinen Bekennern Einigkeit und Verträglichkeit herrſchte, ſo mußte auf irgend eine Weiſe der bis dahin herrſchenden Verwirrung geſteuert und an die Stelle des Krieges Aller gegen Alle eine bürgerliche Rechtsordnung geſetzt werden. Blieb es auch ferner möglich, daß in Folge irgend eines Streites Einer den Andern erſchlug und damit nothwendig ein Krieg zwiſchen den beiderſeitigen Stammgenoſſen entzündet wurde, ſo war es unmöglich, die Gemeinde bei einander zu halten: ſo lag es in der Natur der Sache, daß die kirchliche Geſetzgebung, welche die Bekehrung vieler Hunderte von Leuten verſchiedener Herkunft erforderte, gleichzeitig eine ſtaatliche wurde. Daß von Staat und Staatsweſen die Muslime ſelbſt nichts verſtanden, nicht einmal einen Namen dafür hatten, iſt natürlich von keinem Belang; ſobald eine Kirche gleichzeitig die Angelegenheiten mit zu ordnen ſich gezwungen ſieht, welche wir gewohnt ſind der Verfügung des Staates zu unterſtellen, iſt ſie eben gleichzeitig Staat, und ein Staat von um ſo concentrirterer Gewalt, als die Befolgung der Staatsgeſetze zur religiöſen Pflicht wird. Wie dieſe Verquickung geiſtlicher und weltlicher Dinge die nothwendige Folge haben muß, den ideellen Glaubensinhalt herabzuwürdigen und zu verfälſchen, die Staatsreligion und der Religionsſtaat ſomit den Keim des Verderbens ſchon im Augenblicke der Entſtehung in ſich tragen, iſt jedem aus den bekannten Beiſpielen mehr als einer geſchichtlichen Epoche gegenwärtig, ſoweit es die Perſon des Mohammed ſelbſt betrifft, auch bereits oben (S. 58) ausgeführt; aber das Reich dieſer Welt, welches er aufrichtete, mußte, weil es von Anfang die böſen nicht weniger als die edlen Triebe der Menſchen in

---

1) El-hidschratu, nach ſpäterer Ausſprache el-hidschra oder el-hedschra, woraus die Franzoſen hégire gemacht haben, welches dann aus Unkenntniß der urſprünglichen Form als Hegira auch bei deutſchen Schriftſtellern ſich findet.

2) El-dscháhilíja, die Thorheit, Unwiſſenheit (vgl. S. 82 Anm. 3), im Gegenſatze zu dem ilm el-jakín, dem ſicheren Wiſſen, welches der Islám gebracht.

Bewegung ſetzte, in kurzer Friſt zu einem Umfange und zu einem Glanze ſich erheben, welchen das politiſch begabteſte Volk des Alterthums ſeinem Staate erſt in jahrhundertelanger Arbeit hatte verleihen können.

So war es ein ſchickſalsſchwerer Tag, als Mohammed nach viertägigem Aufenthalte in Koba, wo er von Schaaren ſeiner Gläubigen begrüßt worden war und mit ihren Häuptern ſich berathen hatte, ſeinen feierlichen Einzug in der Stadt hielt. Um ſein Kamel drängten ſich die ſchon nach vielen Hunderten zählenden Haufen der bekehrten Einwohner, unter ihnen hie und da, in begeiſterter Freude über das Wiederſehen, die vor ihm aus Mekka Geflüchteten; daneben auch wohl Neugierige aus der Zahl der Heiden und der Juden, die geſpannt ſein mochten, den Fremden zu ſehen, welcher ſich rühmte, ein Prophet nach der Art des Moſe zu ſein. Sie erblickten in dem Manne, der langſam auf ſeiner Kaßwa einherritt, eine Geſtalt von mittlerer Größe und ſchlanker Figur, aber breiter Bruſt und ſtarkem Knochenbau, welche einen großen Kopf mit hoher und offener Stirn trug. Sein üppiges und leicht gekräuſeltes Haar, der lange und volle Bart, beide von der tiefen Schwärze, wie man ſie überall im Süden findet, umrahmten ein keineswegs volles Geſicht, deſſen Farbe, heller als ſonſt bei den Arabern gewöhnlich, mit geſunder Röthe gemiſcht war. Von ſchwarzen, gewölbten und in der Mitte zuſammenſtoßenden Brauen überſchattet blickten unter langen Wimpern große, ſchwarze Augen durchdringend hervor; den bedeutenden Ausdruck, den ſie dem Geſichte verliehen, erhöhte eine längliche, doch fein gebogene Naſe. Wie er, von ſeinem Kamele abgeſtiegen, auf das Haus zuſchritt, welches ihn vorläufig als Gaſt beherbergen ſollte, fiel ſein entſchiedener, ſchwerer Schritt (der ſpäter zu einem leichten Hinken ſich ausbildete) beſonders auf; die größte Merkwürdigkeit aber an ſeinem Leibe, ſo konnte man vielleicht einen der mekkaniſchen Fluchtgenoſſen einem Neulinge zuflüſtern hören, war ein Mal oder Auswuchs zwiſchen den Schultern, in welchem man „das Siegel des Prophetenthums“ zu verehren hatte. Im perſönlichen Verkehr, das fiel ſofort angenehm auf, war er liebenswürdig und herablaſſend. „Die Ehrfurcht, welche ſeine Erſcheinung anfangs Jedem gebot, verwandelte ſich bei öfterem Verkehr in Liebe und Verehrung“ — ſo berichtet ſein Biograph, den wir freilich auch in dieſer Beziehung nicht für ganz unparteiiſch halten können; daß aber ſein ganzes Weſen etwas Sympathiſches gehabt haben muß, können wir in der That aus der warmen perſönlichen Zuneigung ſchließen, die Männer wie Abu Bekr und Ali zeitlebens an ihn feſſelte.

Sorgfältig hatte Mohammed mit ſeiner Umgebung die erſten Schritte überlegt, welche auf dem fremden Boden zu thun waren. Um nicht der alten Eiferſucht zwiſchen Aus und Chasradſch neue Nahrung zu geben, überließ er es der „göttlichen Leitung“ zu beſtimmen, in weſſen Hauſe er einſtweilen Wohnung nehmen ſolle: er ließ Kaßwa die Zügel, und als ſie vor der Beſitzung des Chasradſchiten Abu Ejjûb von ſelbſt Halt machte, wurde dieſer die Ehre zu Theil, den Geſandten Gottes zu beherbergen, bald auch ſeine Frau Sſaúda und ſeine beiden Töchter Omm Kolthúm und Fátima, welche er durch ſeinen Adoptivſohn Seid bald nach der Ankunft in Jathrib nachholen ließ. Seine älteſte Tochter Seinab, die an einen ungläubigen Mekkaner verheirathet war, blieb bei ihrem Manne, Rokaija war mit ihrem Gatten Othmán unter den Schaaren der Auswanderer, welche dem Mohammed voraufgegangen, ſchon früher in der neuen Heimath eingetroffen. Seine nicht minder als die Angehörigen des Abu Bekr und, ſchon einige Zeit vorher, auch den Alí ließen die Koreiſchiten ungehindert ziehen: ſie wahrten auch jetzt die Rückſichten, welche die altarabiſchen Ehrbegriffe ihnen auferlegten. — Elf Monate nahm Mohammed die Gaſtfreundſchaft des Abu Ejjúb in Anſpruch; inzwiſchen war für einen Theil der immer noch beträchtlichen Geldſumme, die Abu Bekr als Reſt ſeines Vermögens bei der Flucht mitgenommen hatte, ein anſtoßendes Grundſtück, welches noch unbebaut war, erworben und zwei kleine Häuſer auf demſelben errichtet worden: eines für Sſauda, eines für die Áïſcha, deren Hochzeit bevorſtand. Später, als die Zahl ſeiner Frauen ſich raſch vermehrte, wurde für jede weitere ein neues Haus neben die früheren gebaut, bis es zuſammen neun waren, in welchen je nachdem auch er ſelbſt zu wohnen pflegte. Auch ſeine nächſten Verwandten, Othmán und Alí, hatten ihre Wohnungen in unmittelbarer Nähe, während die übrigen Ankömmlinge ſich in und um die Stadt anbauten, wo ſie gerade Platz fanden — ſo Abu Bekr in dem $1/3$ Meile entfernten Vororte Sſunch. Dort feierte der Prophet gleich nach der Ueberſiedlung in ſein eigenes Heim ſeine Vermählung mit der Áïſcha, zum erſten Male von der Freiheit der arabiſchen Sitte, welche die Polygamie zuließ, Gebrauch machend, damit freilich gleichzeitig die beginnende Abwendung vom Chriſtenthume bezeichnend, welchem er bis dahin nicht minder freundlich gegenübergeſtanden hatte als dem Judenthum.

Zu ſolcher Abwendung ſah er ſich jetzt eben dadurch genöthigt, daß die Verhältniſſe in Medina ihm möglichſte Annäherung an die Juden wünſchenswerth machten, während er im Umgange mit dieſen bald die Illuſion aufgeben mußte, als ſei es möglich, ſämmtliche „Bekenner der Einheit Gottes“ davon zu überzeugen, daß ſeine Lehre in allem Weſentlichen mit den früheren Offenbarungen, alſo auch dieſe unter ſich, übereinſtimmten. Wenn man auch ſchwerlich die Juden in Jathrib für große Schriftgelehrte halten darf, ihr Gegenſatz gegen das Chriſtenthum iſt hier zweifellos ebenſo ſchroff geweſen wie anderswo. So begreift man, daß Mohammed, welcher in der erſten Zeit nach der Flucht Alles thut, um die Juden zu gewinnen, die Chriſten aufgeben muß. Nicht daß er ſeine Theorie der Identität der Offenbarungen änderte: aber die Chriſten haben ihre heiligen Bücher gefälſcht und willkürlich die läſterlichen Behauptungen hineingetragen, daß Gott „Einer von dreien“ ſei, daß Er Jeſus und ſeine Mutter als zwei Götter neben ſich habe — man merkt es jeder ſolchen Stelle an, aus welcher Quelle ſie gefloſſen. Es iſt mit Recht als ein hervorſtechender Zug im Weſen des Propheten bezeichnet worden, daß er in ſeinem Eifer, ſich Anhänger zu werben, und in der Unklarheit der religiöſen Vorſtellungen, die er ſich gebildet, ſtets bereit war, ſich denen ſo weit als möglich anzubequemen, auf deren Gewinnung es ihm gerade ankam: ſo bewirkte der Wunſch, die Juden, wenn nicht in den Kreis ſeiner Gemeinde, ſo doch in den ſeines Einfluſſes hineinzuziehen, daß er ſo lange es irgend gehen wollte ſeine Uebereinſtimmung mit ihnen hervorhob, alſo den Gegenſatz gegen das Chriſtenthum ſtärker und abſichtlicher betonte, als es bis vor Kurzem, wenn nicht dem wirklichen Verhältniß beider Lehren, ſo doch ſeinem eigenen Gefühle entſprochen hatte. Als er dann ſpäter auch die Juden verwirft, iſt es natürlich zu ſpät, mit den Chriſten von Neuem anzuknüpfen, ſind die Wege des Islâms für immer von denen der beiden älteren Religionen getrennt, denen er ſeinen Gedankeninhalt in der Hauptſache entlehnt hat.

Wir haben oben (S. 37) die Stellung bereits angedeutet, welche die jüdiſchen Stämme in Jathrib einnahmen. Noch vor Kurzem in den Krieg zwiſchen den Aus und Chaſradſch verwickelt, den letzteren durch die Wendung, welche ſie dem neulichen großen Kampfe zu Gunſten der erſteren gegeben, verhaßt, dieſen aus demſelben Grunde befreundet, ſtellten ſie eine Macht dar, welche aufmerkſame Berückſichtigung forderte, wenn Mohammed daran ging, ſich und den Seinen feſten Boden unter den Füßen zu ſchaffen. So finden wir ihn denn alsbald an der Arbeit, die vorhandenen Gegenſätze auszugleichen, die Vereinigung aller Bewohner von Jathrib unter ſeiner Leitung anzubahnen.

Es iſt uns durch den älteſten Biographen Mohammeds der Wortlaut eines merkwürdigen Documentes erhalten, in welchem die Ergebniſſe dieſer Bemühungen enthalten ſind, und welches den erſten Verſuch darſtellt, einer arabiſchen Bevölkerung eine geordnete Staatsverfaſſung zu geben. Daſſelbe hat die Geſtalt eines Protokolles, in welchem die Vertragspunkte aufgezählt werden, über welche die verſchiedenen Gruppen der Einwohner von Jathrib zur Herbeiführung geſicherter Zuſtände im Inneren und gemeinſamer Vertheidigung nach außen ſich geeinigt haben. Die Hauptſätze dieſer Verfaſſungsurkunde ſind folgende:

Die Gläubigen von Koreiſch und Jathrib, ſowie Alle, welche ſich ihnen anſchließen, bilden ein Volk im Gegenſatz zu allen übrigen Arabern.

Was die Gläubigen, beziehungsweiſe die Aus und Chaſradſch unter ſich angeht, ſo gelten folgende Beſtimmungen: Sowohl die mekkaniſchen Ausgewanderten als die einzelnen Theilſtämme der Aus und Chaſradſch beſorgen ihre eigenen Angelegenheiten, insbeſondere die Zahlung etwaiger Blutgelder, den Loskauf von Gefangenen, die Unterſtützung von Verarmten, ausſchließlich ſelber. — Unter den Gläubigen darf keinerlei gegenſeitige Benachtheiligung oder Uneinigkeit ſtattfinden. — Kein Gläubiger darf einen Gläubigen tödten, weil dieſer etwa einen ungläubigen Verwandten von jenem erſchlagen hat. — Kein Gläubiger darf einem Ungläubigen gegen einen Gläubigen beiſtehen. — Die Gläubigen ſchützen einander gegen alle Andern; ſie werden auch die Juden, welche ſich ihnen anſchließen, gegen alle Anderen vertheidigen und Niemandem gegen ſie helfen. — Frieden und Krieg iſt allen Gläubigen gemeinſam; die Geſammtheit derſelben übernimmt es, das Blut derer, welche im Kriege für Gottes Sache fallen, zu rächen. — Keiner der heidniſch gebliebenen Bewohner von Jathrib darf Vermögen oder Angehörige der heidniſchen Koreiſchiten in ſeinen Schutz nehmen. — Wer einen Gläubigen tödtet, verfällt der Blutrache, wenn er nicht durch Zahlung des Blutgeldes die Angehörigen des Getödteten zufriedenſtellt. — Kein Gläubiger darf einen Uebelthäter ſchützen oder beherbergen. — Jede unter den Gläubigen entſtehende Streitigkeit muß Gott und Mohammed zur Entſcheidung vorgelegt werden.

Zwiſchen Gläubigen und Juden ſind folgende Punkte vereinbart: Die Juden ſteuern mit den Gläubigen gleichmäßig zu den Koſten der gemeinſamen Kriege. — Die Juden, welche mit den Theilſtämmen der Aus und Chaſradſch verbündet ſind, folgen in allen Rechten und Pflichten den betreffenden Stämmen; doch behalten ſie ihren Cultus für ſich, wie die Muslime den ihren. Ausgenommen iſt, wer durch Begehung eines Verbrechens ſich dieſer Rechte unwürdig macht; ferner ſind die Juden gehalten, keinen Feldzug ohne die Bewilligung des Mohammed zu unternehmen, nur die Blutrache dürfen ſie auf eigene Hand ausüben. — Ihre öffentlichen Ausgaben beſtreiten die Juden, wie die Muslime für ſich; wenn aber ein Angriff von außen naht, ſo ſind beide zu gegenſeitiger Hilfeleiſtung und Beiſteuer zu den Kriegskoſten verpflichtet: Jathrib iſt gegen Jedermann gemeinſam zu vertheidigen. Bei Zwiſtigkeiten zwiſchen Juden und Muslimen ſoll die Sache Gott und Mohammed zur Entſcheidung vorgelegt werden. — Die Juden dürfen kein Schutzverhältniß mit den heidniſchen Koreiſchiten oder deren Bundesgenoſſen eingehen. — Wenn Krieg iſt, ſollen die Juden Frieden machen, ſobald es die Muslime wünſchen, und umgekehrt; ausgenommen ſind hiervon die Kriege, welche für die Religion geführt werden.

Einige Punkte dieſes Vertrags ſehen inſofern etwas verdächtig aus, als ſie dem Mohammed Befugniſſe zuſprechen, wie er ſie in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes zu Jathrib kaum beanſpruchen konnte. Freilich mußten die Juden in dem Augenblicke, wo die alten Mißhelligkeiten zwiſchen Aus und Chaſradſch endgiltig beigelegt wurden, die ausſchlaggebende Stellung verlieren, welche ſie bis dahin eingenommen hatten; aber ihre Zahl und Macht blieb immerhin doch ſo erheblich, daß man kaum glauben kann, ſie hätten des Rechtes, eine ſelbſtändige kriegeriſche Politik nach außen zu betreiben, welches Mohammed „in Sachen der Religion“ ſich ſelbſt ausdrücklich vorbehielt, ihrerſeits ſich freiwillig begeben, oder gar die Entſcheidung von Streitigkeiten ihm allein überwieſen, der doch in jedem Falle dabei Partei war. Wir kennen indeß die Verhältniſſe im Einzelnen zu wenig, um hierüber ein beſtimmtes Urtheil fällen zu dürfen; es kommt auch auf dieſe Nebenpunkte nicht an. In der Hauptſache ſtellen die überlieferten Beſtimmungen in der That dar, was wir erwarten dürfen. Der altarabiſche Particularismus wird inſoweit geſchont, als jedem Stamm die Beſorgung ſeiner eigenen Angelegenheiten überlaſſen bleibt. Es iſt lediglich die Defenſive nach außen, in welcher zuſammenzuſtehen Alle ſich verpflichten, und zu welcher nur die Verabredung hinzukommt, keinerlei Verbindung mit den heidniſchen Koreiſchiten eingehen zu wollen; dieſe aber lag, da Mohammed und die Seinen nun einmal mit Bewilligung der Aus und Chasradſch in Jathrib aufgenommen waren, ſo ſehr in der Natur der Sache, daß ſie nicht gut abgelehnt werden konnte. Wundern darf man ſich auch nicht, wenn von den noch unbekehrten Mitgliedern der beiden Stämme nicht weiter die Rede iſt, als daß auch ſie kein Verhältniß zu den Mekkanern unterhalten ſollen. Das ſozuſagen ſtaatsrechtliche Verhältniß zu ihnen iſt nämlich wenigſtens äußerlich durch die Beſtimmung über die fortdauernde Selbſtändigkeit der einzelnen Theilſtämme geordnet; daß hier durch die Gewalt der Thatſachen ſich in Kurzem Alles verſchieben mußte, haben die Heiden zu ihrem großen Schaden nicht vorausgeſehen, weil der wahrhaft revolutionäre Charakter derjenigen Vertragspunkte, welche die Beziehungen der Gläubigen unter ſich angingen, ihnen nicht zum Bewußtſein kam. Uns iſt ſie nach dem, was bereits früher (S. 76) über die Bedeutung von Mohammeds Aufgabe ſeiner Stammeszugehörigkeit bemerkt iſt, ohne Weiteres klar. Nicht mehr der Stamm, ſondern die religiöſe Gemeinde iſt es, welche die Gläubigen zur Einheit zuſammenfaßt; die Pflichten, welche dem Familienverbande oblagen, wie die Rechte, welche er verlieh — Blutrache, gegenſeitiger Schutz, Einigkeit allen Fremden gegenüber — eignen von jetzt ab der Geſammtheit der Gläubigen. Wie die Feindſeligkeiten zwiſchen Gläubigen, welche aus den alten Fehden etwa noch ungeſchlichtet geblieben ſind, ſofort aufzuhören haben, ſo iſt umgekehrt der Gläubige nur dem Gläubigen jetzt noch verbunden, den ungläubig gebliebenen Familiengenoſſen aber ein Fremder geworden. Man ſieht, das Band, welches die Angehörigen der einzelnen Stammgruppen bisher verknüpfte, iſt mit einem Schlage zerriſſen, alle Begriffe der Solidarität der Stammesmitglieder in Bezug auf Vermögen, Ehre und Leben auf den Kopf geſtellt. Allerdings hat ſich Mohammed gehütet, das Princip auf die Spitze zu treiben, wo es ſich um Hab und Gut handelte. Einen Verſuch, auch in dieſer Beziehung conſequent zu ſein, machte er noch in der erſten Zeit, indem er gegen fünfzig ſeiner Fluchtgenoſſen mit ebenſovielen Gläubigen aus Jathrib in der Weiſe ſich verbrüdern ließ, daß dieſes Verhältniß jeder anderen Verwandtſchaft vorangehen und der von jedem Paare Ueberlebende ſogar den Andern beerben ſollte: da er ſich aber bald überzeugte, daß aus dieſer Verordnung leicht allerhand Verwirrung und Mißſtimmung hervorgehen konnte, ſo nahm er ſie ein Jahr ſpäter von ſelbſt wieder zurück. Daß er aber in jeder anderen Beziehung den Leuten von Jathrib zumuthen durfte, die ſeit Jahrhunderten in ganz Arabien feſtgewurzelten Anſchauungen ſofort und gänzlich aufzugeben, iſt ein kräftiges Zeugniß für die Tiefe des Eindruckes, welchen ſeine Predigt gemacht, aber auch für die Empfänglichkeit dieſer Gemüther im Gegenſatz zu den religiös gleichgiltigen Mekkanern und Beduinen. Freilich hat er vom erſten Augenblicke an die neuen Vorſchriften mit äußerſter Strenge durchgeführt; mit ſeinen anderthalbhundert Fluchtgenoſſen hätte er das aber nicht vermocht, wäre nicht auch auf die große Mehrzahl der Neubekehrten unbedingter Verlaß geweſen. Die nothwendige Folge aber war, daß die „Selbſtſtändigkeit der Stämme" in Kurzem nur noch auf dem Papier ſtand; die Gläubigen fragten, ſofern die betreffenden Stammhäupter nicht mit übergetreten waren, nicht nach ihrer, ſondern nur nach der Autorität des Propheten, und umgekehrt mußte ihre immer tiefer gehende Entfremdung von den alten Genoſſen dieſe den andern Ungläubigen näher bringen. So iſt bald nur noch von Muslimen und Heiden, nicht mehr von Benu Auf, Naddſchâr oder Kâ'ab die Rede; und ſo giebt es für die Erſteren, da alle Streitigkeiten unter ihnen vor Mohammed gebracht werden müſſen, ſchließlich nicht blos in den religiöſen und ſtaatlichen, ſondern auch in allen privatrechtlichen Beziehungen keine Norm, als die im Namen Gottes gefällten Entſcheidungen Seines Geſandten.

Wurde auf ſolche Weiſe die Macht des Propheten über die Seinen allmählich eine faſt unbeſchränkte, ſo mußte ſie mit Nothwendigkeit im Laufe der Zeit auch auf die Nichtbekehrten unter den Bewohnern von Jathrib zu drücken anfangen, die mit Staunen und Unwillen inne wurden, wie ſie ihren legitimen Einfluß auf die Verhältniſſe ihrer eigenen Heimath mehr und mehr an den Eindringling abzugeben gezwungen wurden, welchem übelberathene Stammgenoſſen doch nur als Leiter ihrer religiöſen Angelegenheiten die Gaſtfreundſchaft der Stadt verſchafft hatten. Die Mißverhältniſſe, welche ſich hieraus ergeben, haben eine Reihe von Jahren die weitere geſchichtliche Entwicklung in erheblicher Ausdehnung bedingen helfen.

Vorläufig freilich hatte Mohammed genug damit zu thun, daß er ſeine Stellung in der neuen Umgebung endgiltig ſicherte, Einrichtungen traf, um die Gläubigen immer enger an die Sache des Islâms zu ketten, womöglich auch durch eine noch nähere Heranziehung der Juden das Uebergewicht ſeiner Lehre über die heidniſchen Tendenzen unwiderruflich feſtſtellte. In der That hat er beide Geſichtspunkte in außerordentlich kluger Weiſe zu vereinen gewußt; daß er nur dem einen hat gerecht werden können, lag nicht an ihm.

Es war die äußere Geſtaltung des Gottesdienſtes, welche er für ſeine Zwecke fruchtbar zu machen ſuchte. Jathrib entbehrte, wie faſt alle Städte der Halbinſel mit Ausnahme von Mekka, eines Gotteshauſes; in irgend einer Privatwohnung die gemeinſamen Gebete abzuhalten, ging bei der ſtark vergrößerten Zahl der Muslime nicht an; ſo war es ein dringendes Bedürfniß, der Gemeinde eine Stätte für ihre Gottesverehrung und damit einen Mittelpunkt zu ſchaffen, der ihre geſchloſſene Einheit auch äußerlich darſtellte. So wurde denn ſchon gleichzeitig und in nächſtem Zuſammenhange mit dem Bau der Wohnhäuſer für den Propheten und ſeine Angehörigen ein Bethaus errichtet. Die Anlage war quadratiſch, nach anderer Angabe rechteckig; die Längsſeiten maßen 100 Ellen, die Breitſeiten, wenn nicht eben ſo viel, doch 60 bis 70. Bis drei Ellen über dem Boden wurden die Grundmauern aus Bruchſteinen aufgeführt, das übrige aus Ziegeln. Im Innern wurden Palmſtämme aufgerichtet, welche ein Dach von Palmzweigen trugen. Da Mohammed der Juden wegen beim Gebete die Richtung nach Jeruſalem, alſo nach Norden vorſchrieb, wurde das Gebäude von Oſten nach Weſten orientirt und das Hauptthor an die Südſeite verlegt, während die Nordmauer geſchloſſen blieb, und in den beiden anderen Seiten Nebenthore gelaſſen wurden, von denen das öſtliche an die Wohnhäuſer des Propheten ſtieß und zu ſeinem alleinigen Gebrauche beſtimmt wurde. Fünfmal des Tages — bei Sonnenaufgang, Mittags, Nachmittags, Sonnenuntergang und vor dem Schlafengehen — konnte man ihn hier die vorgeſchriebenen Gebete leiſten ſehen, an welchen ſich betheiligte, wer von den Gläubigen gerade in der Nähe war; Freitag Mittag hatte ſich die ganze Gemeinde zu einem beſonderen Gottesdienſte zu verſammeln, der außer dem Gebet noch eine erbauliche Anrede einſchloß. Aber auch ſonſt war „der Anbetungsort“ (el-mesdschid, daraus verderbt „Moſchee“) die Stätte, an welcher Mohammed mit ſeiner nächſten Umgebung am liebſten verweilte, wo er für Einheimiſche und Fremde zu ſprechen war, ſeine Entſcheidungen über Fragen der Religion oder des Rechtes gab, die Offenbarungen, welche ihm geworden, verkündigte.

Wenn man die Rolle, welche die gottesdienſtlichen Ceremonien im Islám ſpielen, und die Wirkung, die ſie ausgeübt haben, näher betrachtet, ſo möchte man in jeder der zahlloſen Einzelheiten, welche dabei zu beobachten ſind, ein Werk feinſter und gelungenſter Berechnung ſehen. Ich glaube nicht, daß man ſo weit gehen darf; wenn der für uns übertriebene Ritualismus dem arabiſchen Weſen ſo beſonders zu entſprechen ſcheint, ſo erklärt ſich das einfach daraus, daß er von einem Araber erſonnen iſt. Die bewußte Abſicht des Propheten ging wohl nicht weiter, als eben angedeutet: es ſollte Ernſt mit der Gottesverehrung gemacht, dieſe mit dem täglichen Leben der Gläubigen untrennbar verwoben, der ganze Menſch dadurch dem Islám zu eigen gemacht werden. Sehr viel Erfindungsgabe beſaß Mohammed nicht; ſo borgte er von allen Religionsgemeinſchaften zuſammen, was ihm irgend bekannt geworden war, und je weniger er die „willenloſe Hingabe an Gott“ als eine innerliche Erneuerung des Willens zu erfaſſen im Stande war, um ſo mehr häufte er Formeln und äußerliche Geberden, durch welche der Gläubige jederzeit ſeine pflichtmäßige Frömmigkeit darthut und die faſt nicht ſo ſehr als opus operatum bei Gott verdienſtlich, wie ſelbſtverſtändlich ſind. Zu dem fünfmal täglich abzuhaſpelnden verwickelten Mechanismus des Gebetes¹)

---

1) S. die Einzelheiten deſſelben wie des übrigen Ceremoniells unten in der Darſtellung der Lehre des Mohammed. Es iſt noch nicht unterſucht, ob nicht alle die verſchiedenen Bewegungen, Verbeugungen u. ſ. w., welche dazu gehören, auch aus einer Zuſammenſtellung der Gebräuche anderer Religionsgeſellſchaften hervorgegangen ſind. — Die gleiche Tendenz der fortwährenden Wiederholung kleiner religiöſer Leiſtungen zeigt ſich in dem frommen Jargon, deſſen Einführung oder doch Aus-

kam, vielleicht ſchon früher, jedenfalls aber hier in Jathrib, die Pflicht, ſich ebenſowohl bei zahlreichen, als Verunreinigungen geltenden Veranlaſſungen des täglichen Lebens, als insbeſondere vor jedem Gebete einer Waſchung zu unterziehen, wie das bei den Juden und einigen chriſtlichen Secten zum Theil ebenfalls üblich war. Von den Juden entlehnte er ferner, außer der Kibla, der Wendung des Geſichtes beim Gebete nach Jeruſalem, auch das Faſten am Verſöhnungsfeſte (10. Tiſchri). Daß er dagegen nicht den jüdiſchen Sonnabend, ſondern gleich von Anfang den Freitag zum Tage des gemeinſamen Gottesdienſtes beſtimmte, iſt nicht im Widerſpruch gegen die judaiſirende Tendenz dieſer erſten Zeit, ſondern wohl aus dem Grunde geſchehen, damit die Juden, mit denen ja Sonnabends nichts zu machen war, die Bräuche der Gläubigen ebenfalls ſich anſehen und, wie er anfangs hoffen mochte, allmählich auch daran theilnehmen könnten.

Wenn er in dieſer Erwartung getäuſcht wurde, ſo ging alles Uebrige längere Zeit hindurch mehr als nach Wunſch. Vorübergehende Schwierigkeiten machte nur die Unterbringung und Ernährung derjenigen unter den Fluchtgenoſſen, welche gänzlich verarmt nach Jathrib gekommen waren. Auch die Wohlhabenderen in Mohammeds Umgebung hatten in den langen Jahren der Verfolgung den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt; Abu Bekr z. B. brachte von 40,000 Dirhems[1]) welche er beſeſſen hatte, nur noch etwa 5000 mit. Zwar waren die Neubekehrten aufopfernde Gaſtfreunde, indeß konnten doch nicht alle Unbemittelten entſprechend untergebracht werden. Die fielen naturgemäß dem Propheten ſelbſt zur Laſt, bei deſſen Hauſe ſie unter einer Art Veranda an der Moſchee campirten. Man nannte ſie davon „die Verandaleute";[2]) da ſie gänzlich von Mohammed abhängige, dazu

---

bildung gewiß in dieſelbe Zeit fällt, und der ſich bis heute erhalten. Man durfte ſtatt „guten Morgen" nur noch ſagen „Friede über dir", bei jeder Erwähnung Gottes war hinzuzufügen „der heilig und erhaben iſt", keine Abſicht konnte man ausſprechen ohne den Beiſatz „ſo Gott will" u. ſ. w. Die bibliſche Redeweiſe mancher Frommen der jetzigen Zeit, die man wohl als „Sprache Kanaans" zu bezeichnen pflegt, wird von den Muslimen weit übertroffen; ſie würden „der HErr" mit vier großen Buchſtaben ſchreiben, wenn es die in der arabiſchen Schrift überhaupt gäbe. Sehr fein bedeutet bei den Franzoſen das salamalec (salám aleík „Friede über dir") eine Aeußerung übertriebener, grimaſſirender Höflichkeit.

1) Das Wort dirhem iſt das griechiſche δραχμή „Drachme". Die Araber hatten vor und auch noch einige Zeit nach Mohammed keine eigenen Münzen, wie denn baares Geld überhaupt damals eine große Seltenheit bei ihnen war; wo es vorkam, beſtand es in byzantiniſchen oder perſiſchen Stücken. Von jenen ſind dann die Namen entlehnt: dinár (d. h. Golddenar, Aureus) und dirhem. Man hat den Metallwerth des erſteren auf etwa 12 Mark, des letzteren auf ungefähr 60 Pfennige berechnet, doch können wir bei dem ſchwankenden Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber (das letztere ſtand im alten Orient verhältnißmäßig ſehr hoch) und unſerer Unkenntniß der ſonſtigen Werthe im damaligen Arabien das auf unſere heutigen Verhältniſſe nicht gut auch nur annähernd reduciren. 2) Achl es-ssoffa — von ssoffa kommt unſer Sopha, eigentlich ein Möbel, welches auf Füße geſtellt iſt wie eine Veranda auf Pfoſten.

vermuthlich unzufriedene Proletarier waren, bildeten ſie ein weniger empfehlenswerthes Element der Gemeinde, erwieſen ſich aber für allerhand Janitſcharendienſte nur zu verwendbar. Um dieſe und andere Bedürftige zu ernähren, mußte eine Umlage von den Gläubigen eingefordert werden. Wohlthätigkeit gegen die Armen hatte der Jslám immer zur Pflicht gemacht; nun wurde allmählich das „Almoſen“ (Sakát) zu einer förmlichen Steuer, deren Ertrag ſpäter auch zu anderen „auf Gottes Wegen“ vorkommenden Dingen verwandt und ſchließlich zum Grundſtocke der islamiſchen Staatscaſſe ward. — Reputirlichere Männer, waren die eigentlichen Säulen des Glaubens, die übrigen Mohádſchirs oder Fluchtgenoſſen,[1] die vielgeprüften Treuen Abu Bekr, Omar, Hamſa, Seid, Alí und wie ſie Alle hießen, mit welchen der Geſandte Gottes täglich zuſammen war und Raths pflog; wobei ſich wunderbarer Weiſe gelegentlich fand, daß einer oder der andere mit ſeiner Meinung genau den Rathſchluß Gottes getroffen hatte, wie dieſer kurz darauf durch den ſtets bereiten Engel Gabriel dem Propheten offenbart wurde. Neben dieſe kleine, aber durch ihre perſönliche Bedeutung und das Vertrauen Mohammeds alle Anderen überragende Schaar trat nun aber die immer ſchneller wachſende Zahl der Männer von Jathrib, welche ſich dem Jslám zuwandten, und denen ſpäter der Ehrenname El-Anßár, „die Helfer“, „Hilfsgenoſſen“ zu Theil wurde. Auch unter ihnen fand man anſehnliche Leute, wie Sſá'ad Jbn Obáda, Häuptling der Benu Sſá'ida, eines Theilſtammes der Chaſradſch; hauptſächlich waren es aber jüngere Männer, deren Begeiſterungsfähigkeit noch nicht der Kühle des Alters gewichen war, welche mehr und mehr die Anderen mit ſich fortriſſen, und es bald auch ſolchen, die an ſich keine Neigung für die Sache des Mekkaners verſpürten, räthlich erſcheinen ließen, wenigſtens äußerlich ſich ihr anzuſchließen. So umfaßte in nicht langer Zeit die Gemeinde ſcheinbar den größten Theil ſowohl der Aus als der Chaſradſch, wurde zum Mindeſten der offenbare Götzendienſt raſch aus der Stadt verdrängt. Mit ihm zugleich aber einige Elemente, welche dem Anſcheine nach dem neuen Glauben näher geſtanden hatten, als irgend welche anderen. Wenn Jemand, ſo hätte Abu Ámir die Ankunft des Propheten mit warmer Sympathie begrüßen müſſen. Ein Angehöriger der Aus hatte er, wie es heißt auf Reiſen in Syrien, mit dem Chriſtenthum Bekanntſchaft gemacht und ſich von den Heidengöttern abgewandt. Man rechnete ihn zu den Hanifen,[2] den Anhängern chriſtlichen Sectenweſens, dem er eine Art mönchiſcher Askeſe entnommen haben ſoll. So mußte ihn und die kleine Gemeinde, welche er im Stillen um ſich geſammelt, das turbulente Auftreten Mohammeds und ſeiner bekehrungseifrigen Jugend widerwärtig berühren, ſo ſehr jener auch in ſeinen „göttlichen Offenbarungen“ das Hanifenthum gelobt und nach ſeiner Gewohnheit ſeine eigene Lehre damit identificirt

---

1) Arabiſch el-mohádschirún „die aus der Heimat Geflüchteten“, wofür ich der Kürze wegen „Fluchtgenoſſen“ ſetze.

2) S. oben S. 52 und S. 83.

hatte. Er mochte ſich dem nicht beugen, was ihm als eine Verzerrung der reinen Sache erſchien, der er ſein Leben geweiht hatte; mit den etwa zwanzig Geſinnungsgenoſſen, welche er ſich bereits früher gewonnen, verließ er die Heimat und ging zu den Mekkanern, darin ſeinem Gegner gleich, daß er es vorzog die Stammeszugehörigkeit aufzugeben, ehe er ſeine Ueberzeugung verleugnete. Wir werden ihm unter den Koreiſchiten noch begegnen; als dieſe den Widerſtand gegen den ſiegreichen Islâm aufgaben, kämpfte er mit den Leuten von Tâïf gegen Mohammed weiter, und wie auch hier der Widerſtand unmöglich wurde, ging er, die Byzantiner gegen den Betrüger aufzurufen, nach Syrien, wo er als ein „landfremder, von den Seinen aufgegebener Verbannter“ ſtarb. So hatte er im Eifer einſt den Mohammed geſcholten; nun mußte der unverbeſſerliche Idealiſt ſelbſt das tragiſche Schickſal erfüllen, welches dem Andern ſein „geſunder Realismus“ erſpart hat.

Nicht in dem Maße wie der charaktervolle Mann verdient unſere Theilnahme die große Schaar der „Halben“, an denen es auch in Jathrib nicht gefehlt hat. Das waren Leute, die ſich für den neuen Glauben nicht zu erwärmen vermochten, aber allzuſehr an den überlieferten Begriffen hingen, als daß ſie es hätten über ſich gewinnen können, offen den Stammesgenoſſen abzuſagen, welche dem Islâm ſich zugewandt. Die Religion des Einzelnen war immer Privatſache geweſen, ſo hatte der Uebertritt Jedem freigeſtanden. Wären nun die Folgen der maſſenhaften Bekehrungen, wie ſie oben (S. 97 f.) geſchildert worden ſind, mit einem Schlage hervorgetreten, ſo würden die Anhänger des Alten ſich am Ende doch aufgerafft und den Verſuch gemacht haben, den Uebergriffen der Fremden mit gewaffneter Hand Einhalt zu thun: aber nur Schritt für Schritt ſahen ſie ganz allmählich und unmerklich ſich in den Hintergrund gedrängt, die Autorität der Stammeshäupter nicht offen geleugnet, ſondern langſam untergraben, ohne daß dem Mohammed auch nur in einem Falle die Verletzung wenigſtens des Buchſtabens jener Verabredungen nachgewieſen werden konnte, in welchen die Argloſen einen ſimpeln Defenſivvertrag geſehen hatten. Dazu war der Mann, welcher an ihrer Spitze ſtand, wenn ein Talent, doch kein Charakter. Die Ueberlieferung berichtet, die Chaſradſch ſeien um die Zeit, in welcher die erſten von ihnen die verhängnißvolle Bekanntſchaft des Propheten gemacht, damit umgegangen, ihrem Führer Abdallah Ibn Ubaij die Königskrone aufs Haupt zu ſetzen. Das iſt wohl eine ſpätere Legende, dem Wunſche entſprungen, das Nichtige irdiſcher Herrſchaftsgelüſte dem göttlichen Rechte des Propheten gegenüber ins Licht zu ſtellen; wenn aber in der That ihm eine Krone beſtimmt geweſen wäre — er wäre der Mann nicht geweſen ſie zu tragen. So ehrenwerth die Bedenken waren, die ihn hinderten, an der Spitze ſeiner Geſinnungsgenoſſen dem Eindringling und den eigenen verblendeten Landsleuten den Fehdehandſchuh hinzuwerfen — es waren die eines vorſichtigen und unentſchloſſenen Mannes, der zum Herrſcher nicht geboren war und dem kein Glaube an eine übernatürliche Beſtimmung die mangelnde Seelengröße erſetzte. Wir dürfen uns darum nicht wundern, daß er und mit ihm eine große Zahl Gleichgeſinnter ſchließlich des lieben Friedens wegen das Glaubensbekenntniß ebenfalls ablegten und dem einmal zu Stande gekommenen Vertrage auch ferner treu blieben. Aber darüber wollte er nach keiner Seite hinausgehen; ſo konnte er ſich weder entſchließen, ſich den Mohammed durch thatkräftige Beihilfe zu verpflichten, wenn er zu irgend einer Expedition außerhalb der Stadt Freiwillige aufrief, noch ihm den Garaus zu machen, wenn er eine Schlappe erlitten hatte. Er war ein ehrlicher und gewiſſenhafter Mann, aber ſeine Gewiſſenhaftigkeit hatte etwas Schwächliches und ſeine Ehrlichkeit vermochte er durch die mancherlei ſchiefen Lagen, in welche er ſich verwickelt ſah, nicht unbeſchädigt hindurchzuretten, wenngleich er und ſeine Anhänger, denen Gewaltthätigkeit und Treuloſigkeit durch keinen frommen Zweck gerechtfertigt wurden, im Vergleich zu Mohammed immer die Partei der anſtändigen Leute darſtellen. Natürlich waren ſie dem Propheten unbequem; daß „an ihren Herzen Krankheit" nagte — wie ſich der Korán, wenn auch in beſonderem Sinne, treffend ausdrückt — kümmerte ihn weniger, als daß er niemals ſicher auf ſie rechnen konnte, dagegen alle mögliche Rückſicht auf ſie nehmen mußte: er durfte den in ihnen ſchlummernden Groll nicht zu einem Ausbruche reizen, welcher der noch Jahre lang von den Mekkanern und anderen Feinden bedrohten Gemeinde leicht hätte gefährlich werden können. Und wenn ſie es nicht wagten, die Waffen zu erheben, ſo gaben ſie ihrer Mißſtimmung in bitteren Epigrammen oft genug empfindlichen Ausdruck: „Füttere den Hund auf, und er beißt dich" war das naheliegende Thema, das hier variirt wurde. Aber genirten und ärgerten die Heuchler,[1] wie ſie im Korane unbeſtimmt aber doch verſtändlich immer genannt werden, den Propheten vielfach, ſo wurden ſie ihm doch niemals im Ernſte gefährlich und er konnte ſich damit begnügen, in häufigen Ermahnungen an ſeine Gläubigen allgemein vor dem Gifte der „Heuchelei" zu warnen, ohne ſich auf bedenkliche Perſonalien einzulaſſen. Mit den zunehmenden Erfolgen nach außen wächſt die Macht des Islâms auch innerhalb des Weichbildes der Stadt unwiderſtehlich, die Zahl der „Heuchler" nimmt ab, und nach dem Tode des Abdallah Ibn Ubaij (630) verſchwinden ſie gänzlich.

Mehr Kopfzerbrechens als die „Heuchler" haben dem Mohammed die Juden verurſacht. Auf ſie als grundſätzliche Monotheiſten hatte er beſonders gerechnet, ihnen durch lobpreiſende Declamationen auf Moſe und Aaron, durch die Einrichtung ſeines Gottesdienſtes den Islám beſonders ſchmackhaft zu machen verſucht. Aber die Juden wußten, was ſie hatten, und waren vor neuen Propheten auf ihrer Hut. Sie wollten erſt ſehen, ob die Behauptung dieſes Mannes, daß er die uralte göttliche Wahrheit, wie ſie Abraham und Moſe einſt offenbart worden, vermöge einer wiederholten Inſpiration von Neuem zu lehren beſtimmt und im Stande ſei, auf Wahrheit beruhe oder nicht. So legten ſie ihm denn mancherlei Fragen über Dinge aus dem Alten Teſtamente und dem Talmud vor, um ſeine Wiſſenſchaft von göttlichen Dingen zu prüfen. Mohammed, der ſeine Kenntniß bibliſcher Thatſachen überhaupt erſt dem Verkehr mit Juden und Chriſten verdankte (ſ. oben S. 72), der begreiflicher Weiſe von deren Erzählungen manchmal kaum die Hälfte verſtanden hatte,[1] beſtand das Examen ſchlecht. Als die Juden ſeine Unſicherheit merkten, fing das Ding an ſie zu amüſiren, und ſie machten ſich nun ein wahres Vergnügen daraus, ihn mit allerhand Fragen zu ängſtigen, um ihn nachher, wenn er bei ihrer Beantwortung ſeine Unkenntniß gezeigt, unter ſich und vor den Heuchlern, ja ſelbſt vor ſeinen eigenen Anhängern lächerlich zu machen. Das war nun aber eine für ihn äußerſt gefährliche Sache. Der Korán hatte mehr als einmal ausdrücklich die Identität ſeiner Lehre mit dem Moſaismus erklärt, wenn ſich nun ergab, daß dem in Wirklichkeit nicht ſo war, ſo mußte das Vertrauen der Gläubigen einen gar nicht wieder gut zu machenden Stoß erleiden. Mohammed half ſich, wie er konnte: dieſe Juden hatten, ſo erklärten von jetzt ab ſeine Offenbarungen, nicht minder als die Chriſten die ihnen durch Moſe vermittelte Heilige Schrift verfälſcht, daher die Widerſprüche mit der nunmehr neu vom Himmel herabgeſandten reinen Wahrheit. Das beruhigte die Gläubigen vorläufig; immerhin blieb die Nachbarſchaft ſo ſtreitſüchtiger und disputirgeübter Gegner dem Propheten mehr als unangenehm. Fortwährend donnert er von jetzt an im Korán gegen die verſtockten Kinder Iſrael, hält ihnen ſämmtliche Sünden vor, welche ſie jemals gegen ihre Gottesmänner begangen, und droht ihnen mit allen möglichen himmliſchen Strafen. Gleichzeitig aber ſagt er ſich auch thatſächlich von ihnen los: ſchon im zweiten Jahre der Flucht (623) ändert er die Verordnungen über die Gebetsrichtung (Kibla) nach Jeruſalem und das Faſten am Verſöhnungstage, indem er ſtatt der erſteren die Wendung nach Mekka vorſchreibt, ſtatt des letzteren eine Opferfeier am Schlußtage des mekkaniſchen Wallfahrtsfeſtes, dem 10. Dhu'l-Hiddſcha, ſowie ein allgemeines Faſten während des Monates Ramadán[2] einführt. Ebenfalls

---

[1] El-munáfikún — eigentlich „die ſich zu verſtecken Suchenden". Das Verbum wird zunächſt von der Springmaus gebraucht, welche ſich in ihrem Schlupfloche verbirgt, bedeutet im übertragenen Sinne alſo ſich vor Jemand zu verſtecken ſuchen, ihm eine falſche Anſicht von ſich beibringen. Die Philologen definiren demgemäß einen munáfik als Jemand, der „ſeinen Unglauben im Herzen verbirgt und mit der Zunge den Glauben bekennt". Heuchler paßt inſofern nicht recht, als dieſe Munáfikún durchaus keinen beſonderen religiöſen Eifer vorgaben, ſondern eben nur ſoweit ſich dem Islám anbequemten, als ſie für unbedingt nothwendig hielten, um den Frieden in der Stadt ungeſtört zu erhalten.

---

1) Nach dem Wortlaute einiger Koranſtellen ſcheint er z. B. erſt ſehr allmählich zu der Einſicht durchgedrungen zu ſein, daß Iſaak der Sohn von Abraham geweſen iſt. 2) In perſiſch-türkiſcher Ausſprache Ramaſán, oft nach franzöſiſcher Orthographie Ramazan geſchrieben. — Wenn man angenommen hat, daß dieſe Faſten (über die Näheres ſpäter) der vierzigtägigen Faſtenzeit der Chriſten nachgebildet ſeien, ſo könnte ſich das nur auf die ungefähre Dauer beziehen; denn als ſie eingeführt wurden, fiel der Ramadan nicht vor Oſtern, ſondern in den December. Mohammed

in dieſe Zeit gehört die Verordnung des Gebetsrufes (adhân), der beſtimmt iſt, die Trompete der Juden, die Glocken[1]) der Chriſten zu erſetzen: Bilâl (vgl. S. 61) wurde wegen ſeiner weithin tönenden Stimme mit dieſem Amte betraut.

Die Veränderung der Kibla iſt ein Ereigniß von bei weitem größerer Tragweite, als es auf den erſten Anblick ſcheinen könnte. In Mekka hatte ſich Mohammed zwar gegen die Götzen, nicht aber gegen die althergebrachten Ceremonien gewandt, deren Mittelpunkt die Kâ'aba war: als „Haus Allahs" blieb ſie ihm wie den Mekkanern heilig. Als er die Vaterſtadt aufgab und für ſeine Zukunft vor Allem auf die Juden rechnete, wurde Jeruſalem zuerſt das Ziel ſeiner „nächtlichen Reiſe", ſpäter in Jathrib der ideelle Mittelpunkt der Gemeinde überhaupt. Das genügte nicht, ihm die Anerkennung der Juden zu ſichern; ihr Widerſtand drängte ihn auf das ausſchließliche Araberthum, alſo auch auf das ächt arabiſche Heiligthum der Kâ'aba zurück. So zwingen ihn zum andern Male gerade die Gegner ſeiner Lehre, wider Willen den neuen Weg einzuſchlagen, der beſtimmt iſt, ihn zum Siege zu führen. Jetzt erſt löſt ſich der Islâm endgiltig von der letzten der alten Religionen, welchen er ſeinen ideellen Inhalt durchaus entnommen hat. Was in ſeiner Dogmatik originell erſcheint — es iſt wenig genug, betrifft vielfach nur Aeußerlichkeiten — iſt das Ergebniß der Arabiſirung chriſtlicher und jüdiſcher Glaubensſätze, welche damit beginnt, daß Gottes Haus zu Mekka an die Stelle des jeruſalemiſchen Chriſtentempels auf dem heiligen Berge des Judengottes geſetzt wird. Dementſprechend geht Mohammeds Streben in der Folgezeit dahin, ſeine Lehre den Ueberlieferungen und Vorurtheilen Altarabiens ſoweit anzupaſſen, als es mit dem Satze von der Einheit Gottes und mit ſeinem Anſpruche auf die Würde des letzten, nunmehr auch des größten Propheten irgend verträglich iſt; über den Rahmen einer chriſtlichen oder jüdiſchen Secte hinaus wächſt der Islâm zur Nationalreligion des arabiſchen Volkes heran. Mit dieſer Tendenz war dann zugleich das unabläſſige Streben geboten, die ungläubigen Mekkaner mit Waffengewalt zu unterwerfen: das Haus Gottes durfte unmöglich in den Händen der Heiden bleiben. Nicht als ob der Krieg ohnedem wäre vermieden worden — die erſten Feindſeligkeiten fanden bereits vor der Aenderung der Kibla ſtatt — aber der Eifer zum Kampfe gegen die Koreiſchiten verdoppelte ſich, das Drängen auf die Kâ'aba zu wurde immer ſtärker, je höher ihre Wichtigkeit in den Augen der Muslime ſtieg. Vielleicht ſchon im Jahre 3 oder 4 nach der Flucht (625 oder 626) wurde der Haddſch, die Theilnahme an dem altnationalen Pilgerfeſte, den Gläubigen als bindende, durch die Verhältniſſe

---

wird auch hier das Streben gehabt haben, eine den Asketen unter den Hanifen abgeſehene Kaſteiung ins Arabiſche zu überſetzen; er beſtimmte alſo dafür den Zeitraum eines arabiſchen Monats.

[1]) Im Orient vielmehr die nakûs, lange Klöppel von Holz, mit denen man auf andere dergleichen ſchlägt.

nur für den Augenblick außer Kraft geſetzte religiöſe Verpflichtuug auferlegt und damit die Verſchmelzung des reinen Monotheismus mit der nationalen Tradition endgiltig vollzogen.

Die hauptſächlichſten Zeugniſſe für die eben ſkizzirte Entwicklung, wie ſie ſich in den erſten Jahren von Mohammeds Aufenthalt in Jathrib abſpielt, beſtehen wiederum in den Aeußerungen, mit welchen der Korân auf die einzelnen Parteien und Ereigniſſe Bezug nimmt. Den neuen Verhältniſſen entſpricht die Veränderung in der Form und dem Inhalt der Offenbarungen aus dieſer Zeit. Gewiſſe ſtereotype Wendungen der mekkaniſchen Periode kehren noch immer wieder, aber in ermüdender Einförmigkeit, ohne inneres Leben, gewiſſermaßen nur um die Continuität der Offenbarung zu wahren; außerdem erinnern nur die Prophetenlegenden, welche nunmehr zur Warnung der Kinder Israel dienen müſſen, noch an den älteren Stil. Im Uebrigen treten an die Stelle der Predigt religiöſer Wahrheiten umfangreiche Vorſchriften über die Einrichtung des politiſchen und kirchlichen Lebens der Gläubigen, werden die Angriffe auf die Heiden durch langathmige, mehr oder weniger mit Scheltworten und Drohungen verbrämte Reden gegen die Juden und Heuchler, ſeltener gegen die Chriſten erſetzt. Einen breiten Raum nehmen ferner die Beſtandtheile ein, welche wir kurz als Tagesbefehle und Bulletins im napoleoniſchen Sinne bezeichnen können, und in denen die Gläubigen zum Kampf angefeuert, wegen bewieſener Tapferkeit gelobt oder wegen gefährlicher Indisciplin getadelt werden. Die anfängliche glühende Begeiſterung des ſchwärmeriſchen Gottesbekenners iſt dem alternden Propheten abhanden gekommen und kann durch gelegentliches Hinaufſchrauben der Sprache zu künſtlicher Heftigkeit nicht erſetzt werden. Die Form der energiſchen, kurzen Sätze mit den ſcharf markirten Gleichklängen am Ende hat ſich zu einer ziemlich gewöhnlichen, langathmigen Proſa verbreitert, in welcher die nur noch alle zwei oder drei Zeilen ſorglos und ungenau angebrachten Reime faſt unbemerkt verſchwinden. Iſt dadurch die Lektüre dieſer, der bei weitem umfangreichſten Theile des Korâns für den auf äſthetiſchen Genuß ausgehenden Leſer ermüdend, ja auf die Dauer unerträglich, ſo bieten ſie dem, welcher die Geſchichte der Zeit und die Entwicklung der religiöſen und geſetzlichen Vorſchriften des Islams genauer zu ſtudiren unternimmt, ein reiches bis jetzt bei weitem nicht erſchöpftes Material von höchſtem ſachlichem Intereſſe. Wir kommen auf dasſelbe in dem Abſchnitte zurück, in welchem eine zuſammenhängende Darſtellung der mohammedaniſchen Glaubenslehre zu geben ſein wird.

Mohammed durfte ſich ungefähr gegen Ende 622 in Jathrib, „der Stadt“ (el-Medîna), wie ſie immer mehr[1]) genannt wurde, bereits ziemlich zu Hauſe fühlen. Nicht blos konnte er ſich auf ſeine „Fluchtgenoſſen“ wie auf ſich ſelbſt verlaſſen, auch die Zahl der „Hilfsgenoſſen“ nahm fortwährend zu, und dieſe zeigten der Mehrzahl nach ebenfalls löblichen Eifer für die Sache Gottes. So war er bald in der Lage, ſich an die Abrechnung mit den Mekkanern zu machen. Nach arabiſchen Begriffen wären dieſe berechtigt geweſen, dem abtrünnigen Stammgenoſſen und denen, welche ihm Unterſtand gewährten, den Krieg zu erklären. Daran dachten die friedliebenden Kaufleute nicht; aber er war keineswegs gewillt ſie in Ruhe ihren Geſchäften nachgehen zu laſſen. Daß Gott die zu vertilgen beſchloſſen, welche ſeiner Wahrheit widerſtrebten, hatte er oft genug drohend verkündet; es war ſeine Pflicht, den göttlichen Rathſchluß ins Werk zu ſetzen, ſobald er die Mittel dazu in Händen hatte. Im Augenblicke freilich waren dieſe gering; die Hilfsgenoſſen hatten ſich vorläufig nur verpflichtet, ihn nöthigenfalls zu vertheidigen, und mit ſeinem Häuflein Mohádſchirs konnte er keinen förmlichen Krieg gegen die Koreiſch anfangen. Aber ſchaden wollte er ihnen ſo viel und ſo bald als möglich. Dazu kam, daß die Bedürftigkeit unter den Seinen wuchs, die Ernährung der „Verandaleute“ Schwierigkeiten machte. In ſolchen Fällen war der Araber gewohnt, dem Nächſten abzujagen, was ihm ſelber fehlte, und die regelmäßigen Karawanenfahrten der Mekkaner nach Syrien und Jemen (vgl. oben S. 35), von welchen die erſteren noch dazu gar nicht weit von Medina vorbeizukommen pflegten, verſprachen einer unverſehens andringenden Streifſchaar leichte Beute. Die erſten kleineren Trupps, welche er zu ſolchen Raubzwecken etwa während der Zeit vom December 622 bis October 623 theils ausſchickte, theils ſelbſt führte, hatten allerdings kein Glück: entweder kam man zu ſpät, oder die Koreiſchiten hatten aufgepaßt und entſchlüpften rechtzeitig, oder ſie waren zu ſtark, oder ein benachbarter Stamm legte ſich ins Mittel. Immerhin waren dieſe Expeditionen inſofern nicht ohne Erfolg, als es gelang mit einigen kleineren Stämmen, welche zwiſchen Medina, Mekka und dem Meere hauſten, Friedens- und Freundſchaftsverträge abzuſchließen, welche dem politiſchen Einfluß des Islams auch außerhalb Medinas die Wege zu bahnen geeignet waren. Aber mit der Beute war es nichts, und die blieb doch die Hauptſache. Da verfiel der Prophet auf ein bedenkliches Auskunftsmittel. Der Radſchab war nahe, einer der vier

---

[1]) Ich glaube, daß ſchon vor der Ankunft des Propheten die Bewohner von Jathrib ihren Ort unter ſich meiſtens als „die Stadt“ (Urbs) bezeichnet haben, im

---

Gegenſatz ſei es zu den Vororten, mit welchen zuſammen „die Stadt“ den Geſammtnamen Jathrib geführt haben wird, oder zu der weiteren Umgebung. Das Wort Medína iſt aramäiſchen, ev. jüdiſchen Urſprungs, alſo wohl ſchon bei den älteren Einwohnern, noch vor der Einwanderung der Aus und Chaſradſch, in Gebrauch geweſen. Zur Bezeichnung einer Stadt im Allgemeinen verwendet es Mohammed im Korán wiederholt ſchon früher, wo er es, wie ſo viele Fremdwörter, jüdiſchen oder chriſtlichen Bekannten abgeborgt haben wird. In dem Vertrage (oben S. 95) kommt nur der officielle Name Jathrib vor; allmählich gewöhnten er und die Seinen ſich wohl auch die Bezeichnung „die Stadt“ an, welche ſpäter den eigentlichen Namen ganz verdrängte, da man el-medína „die Stadt“ als medínat-en-nebí „die Stadt des Propheten“ zu verſtehen und des letzteren Ausdruckes ebenfalls ſich zu bedienen anfing.

heiligen Monate, während deren in Arabien Landfriede herrſchte (S. 30; 140 A. 1). Nun ſandte Mohammed einen ſeiner Lente, welcher leſen konnte, Namens Abdallah Ibn Dſchachſch, nebſt ſieben Anderen mit verſiegelten Inſtructionen um Mekka herum nach dem auf der Straße nach Tâïf gelegenen Nachla (vgl. S. 80). Als Abdallah an dem vorgeſchriebenen Orte das Blatt öffnete, fand er den Auftrag, mit denen ſeiner Begleiter, welche ihm freiwillig weiter folgen würden, den Koreiſch „aufzulauern". In der That näherte ſich bald eine Karawane, die Roſinen und Leder aus Jemen brachte und von vier Koreiſchiten escortirt wurde. Inzwiſchen aber hatte der heilige Monat begonnen. Mohammeds Inſtruction war zweideutig und die Meinungen über den Sinn getheilt; doch überwog, wie gewöhnlich, ſchließlich die Anſicht der Eifrigeren, die Karawane wurde überfallen, einer von der Begleitmannſchaft getödtet, zwei gefangen genommen und mit den erbeuteten Waaren nach Medina geſchleppt. Dort wartete indeß der Allzuraſchen ein übler Empfang. Der Prophet zeigte ſich äußerſt betroffen, erklärte, er habe Niemand befohlen im heiligen Monat zu kämpfen, ließ die Beute, ſtatt ſie, wie es Sitte war, zu vertheilen, bei Seite ſtellen — kurz er desavouirte ſeine Leute mit der Fertigkeit eines gewiegten Diplomaten, ſo daß ſie in große Verzweiflung geriethen, vorzüglich als nun auch die andern Muslime dem Beiſpiele ihres Meiſters folgten und mit den bitterſten Vorwürfen über ſie herfielen. Dazu erlaubten ſich die Juden nach ihrer Art allerhand ſchlechte Wortwitze auf die Namen der Unglücklichen; die Mekkaner aber machten ihrer Entrüſtung in jeder Weiſe Luft und verbreiteten es überall hin, die Leute des Mohammed reſpectirten die heiligen Monate nicht, da ſehe man nun, was das für Geſindel ſei. Der Geſandte Gottes ließ den erſten Sturm ſich austoben; dann aber verkündete er folgende Offenbarung (Sſure 2, 214): „Sie werden dich nach dem heiligen Monat fragen, ob des Kämpfens in ihm: Sprich: in ihm zu kämpfen iſt etwas Schlimmes — aber die Leute vom Pfade Gottes zurückhalten und nicht an Ihn und das heilige Bethaus glauben und die, welchen es gehört, daraus entfernen iſt noch etwas Schlimmeres bei Gott, und der Hochverrath iſt ſchlimmer als das Tödten. Sie werden nicht aufhören euch zu bekämpfen, ob ſie euch von eurem Glauben abtrünnig machen könnten .... Siehe die, welche den Glauben angenommen und [mit dir zuſammen] das Vaterland verlaſſen und auf dem Wege Gottes ſich beeifert[1]) haben, die mögen auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen: Gott iſt vergebungsreich, barmherzig." Man ſieht, auch hier iſt es das Lamm geweſen, welches das Waſſer getrübt hat. Jedenfalls waren die nunmehr gerechtfertigten frommen Wegelagerer ſelig, die Beute wurde vertheilt, auch den Mekkanern, welche um die Freilaſſung der Gefangenen wohl oder übel zu erſuchen ſich genöthigt ſahen, für den Mann 1600 Dirhems abgenommen; der eine indeß zog es vor, ſich zu bekehren und in Medina zu bleiben.

---

[1]) „Beeiferung auf dem Wege Gottes" iſt für den Muslim vorzüglich der Kampf gegen die Ungläubigen; das betreffende Wort (el dschihâd) daher der gewöhnliche Ausdruck für den „heiligen Krieg".

Wer den Verlauf dieſer Geſchichte ohne Voreingenommenheit betrachtet, wird nicht in Zweifel ſein können, daß der Doppelſinn in dem Schriftſtücke des Propheten abſichtlich geweſen iſt. Mohammed kannte ſeine Leute, und er ſelbſt war bereits ein Anderer, als er ſich in Mekka gezeigt hatte.

Die Koreiſchiten, immer noch darauf erpicht, im Intereſſe ihres Handels den Frieden ſo lange als möglich zu wahren, trafen keine Anſtalten, die ihnen angethane Schmach zu rächen. Es war alſo an Mohammed, da er den Krieg wollte, demgemäß neue Maßregeln zu treffen. Die Hilfsgenoſſen hatten inzwiſchen an Zahl und an Verläßlichkeit weiter zugenommen. Auch wirkt die Luſt zum Beutemachen anſteckend, wenn erſt ein Erfolg ſichtbar wird: ſo konnte man verſuchen, über den Defenſivvertrag hinaus weitere Zumuthungen an ſie zu ſtellen. Es wird um dieſe Zeit geweſen ſein, daß Gott durch eine Offenbarung den Gläubigen die grundſätzliche und unabläſſige Bekriegung der Ungläubigen als ſolcher zur religiöſen Pflicht macht: „Und bekämpft auf dem Wege Gottes die, welche euch bekämpfen; aber übertretet nicht [dieſe Einſchränkung]; Gott liebt nicht die Uebertretenden. Tödtet ſie, wo ihr auf ſie ſtoßet, und entfernt ſie von da, von wo ſie euch entfernt haben[1]); Hochverrath iſt ſchlimmer als Tödten“ (Sſure 2, 186 f.). Und weiter: „Beſtimmt iſt euch der Kampf, wenn er auch etwas Widerwärtiges für euch iſt; vielleicht aber, daß ihr eine Sache widerwärtig findet, während ſie euch heilſam iſt, und vielleicht, daß ihr eine Sache gern mögt, während ſie euch ſchädlich iſt, und Gott das weiß, während ihr es nicht wißt“ (Sſure 2, 212 f.). Die Angehörigen der meiſten Religionen haben es für nöthig gehalten, Gott in ſeinen heiligen Abſichten dadurch zu Hilfe zu kommen, daß ſie die von ihm geſchaffenen Menſchen todtſchlugen: ſo grundſätzlich als eine der Hauptglaubenslehren iſt die Nothwendigkeit dieſer Maßregel aber nur im Islám betont worden, wieder weil er die arabiſche Nationalreligion geworden iſt und dem Araber für friedliche Ueberwindung entgegenſtehender Tendenzen jedes Verſtändniß fehlt.

Dem Befehle folgt die bekannte Verheißung: „So werde ich denen, welche ihr Vaterland verlaſſen haben und aus ihrer Heimath entfernt worden ſind und geſchädigt worden ſind auf meinem Wege und gekämpft haben und getödtet worden ſind, ihre böſen Handlungen vergeben und werde ſie eingehen laſſen in Paradieſesgärten, durch welche Ströme [lebendigen Waſſers] fließen“ (Sſure 3, 194). Man weiß, welche todesmuthige Tapferkeit dieſe Gewißheit hie und da noch heute in den Herzen mohammedaniſcher Krieger zu entzünden im Stande iſt; von ihrer Wirkung auf die Gemüther der erſten Gläubigen wird es ſchwer ſein ſich einen Begriff zu machen. Wir dürfen uns in jedem Falle nicht wundern, daß zu den 83 Fluchtgenoſſen, die ſich auf den Ruf des Propheten im Ramadán 2 (etwa Januar 624) erhoben, ihn auf einem neuen Raubzuge zu begleiten, bereits 61 Männer von den Aus und 170 von den Chasradſch hinzutraten. Ausgeſandte Spione hatten Kunde gebracht, daß eine große mekkaniſche Karawane unter der Führung des Abu Sſofján aus dem Hauſe Omaija, welcher man im Herbſt auf ihrem Wege nach Syrien vergeblich aufgelauert hatte, den Rückweg angetreten habe und ſich dem Hidſcháſ nähere. Am Sonntag, den 8. Januar 624 begab ſich das kleine Heer der Muslime, welches nach Abzug einiger durch beſondere Veranlaſſungen zum Bleiben Gezwungener noch 306 Mann mit 70 Kamelen und 2 Pferden zählte, auf den Marſch in der Richtung nach Weſten, wo Abu Sofján, vorſichtig und obendrein durch Gerüchte von den kriegeriſchen Vorbereitungen in Jathrib gewarnt, ſich mit der Karawane an der Küſte entlang nach Süden ſchob. Auf die erſten bedenklichen Nachrichten hatte er ſofort einen Eilboten nach Mekka vorausgeſandt, für die ſchwache Bedeckung der Karawane Verſtärkungen herbeizuholen. Die Karawane war zahlreich, ihr Werth wurde auf 50,000 Dinare (600,000 Mark, vgl. S. 100 Anm. 1) geſchätzt; ſo griff denn Jeder zu den Waffen, der etwas von ſeinem Vermögen darin ſtecken hatte oder ſonſt dafür intereſſirt war: faſt die ganze waffenfähige Mannſchaft der Stadt ſoll ſich aufgemacht haben, an ihrer Spitze die erſten Männer des Stammes, Abu Dſchachl (Amr Ibn Hiſchám, ſ. S. 64) aus dem Hauſe Machſúm, Otba und Scheiba, Söhne Rabi'as von den Benu Abd Schams, Omaija Ibn Chálaf von den Dſchúmach. Selbſt die Haſchimiten, die Familiengenoſſen des Mohammed, zögerten nicht, den Kriegszug gegen den Abtrünnigen mitzumachen, nur der, welcher ihm immer am meiſten gram geweſen, ſein Oheim Abu Lahab, war durch einen Zufall verhindert. Schleunigſt ſetzte ſich das Aufgebot, kaum zwei oder drei Tage nach Ankunft des Boten, in Marſch gegen Norden. Es war 950 Mann auf 700 Kamelen und 100 Pferden, alſo dreimal ſo ſtark als das Häufchen der Muslime, welches inzwiſchen eiligſt auf Bedr gerückt war, eine gewöhnliche Station der Karawanen, 20 Meilen weſtlich von Medina, 40 nach Nord-Nordweſt von Mekka entfernt, wo mehrere Quellen gutes Trinkwaſſer boten. Noch hatten ſie indeſſen den Ort nicht erreicht, als man erfuhr, daß die Karawane unter Abu Sſofján in Eilmärſchen die gefahrdrohende Stelle paſſirt habe und bereits in Sicherheit ſich befinde, dagegen aber das Kriegsheer der Mekkaner in weit überlegener Anzahl in der Nähe ſei. Das letztere hatte in der That, trotzdem durch das Entkommen der Karawane der nächſte Zweck des Zuges bereits erreicht war, nicht darauf verzichtet bis Bedr ſelbſt vorzurücken. Manche dürſteten doch nach Rache für den tückiſchen Ueberfall von Nachla, Andere glaubten, die Feinde würden nicht wagen, es mit der dreifachen Mehrzahl aufzunehmen. Insbeſondere war es Abu Dſcháchl, welcher dieſe Anſicht vertrat und meinte, man dürfe nicht durch Zurückweichen in dieſem Augenblick ſelbſt den Verdacht der Feigheit erwecken; man ſolle bis an die Quellen von Bedr vormarſchiren, dort drei Tage eſſen, trinken und fröhlich ſein, das werde

---

[1]) D. h. aus der Kâ'aba: vgl. das vorige Citat.

Eindruck auf die Araber machen, daß ſie Reſpect vor den Mekkanern bekämen. Er überſah, daß die gleiche Scheu vor dem Rufe der Feigheit es den Muslimen verbot, auf den Rückzug bedacht zu ſein. In der That forderte der Kriegsrath, welchen der Prophet berief, einſtimmig und begeiſtert die Aufnahme des Kampfes. Es gelang den Gläubigen, das auf allen Seiten von Bergen und Hügeln eingeſchloſſene Thal von Bedr, in welchem die Quellen ſich befanden, zuerſt zu erreichen; hier ließ Mohammed Halt machen, den beſten und ergiebigſten der Brunnen beſetzen, die anderen aber zerſtören, damit die Koreiſchiten kein Waſſer hätten. Die Maßregel war zweckmäßig, blieb aber in dieſem Falle ohne beſondere Wirkung, weil es kurz vorher ſtark geregnet hatte und die Entſcheidung ſchnell herannahte. Immerhin empfanden die Mekkaner es übel, daß jene ihnen zuvorgekommen waren; El-Aswad von den Machſúm ſchwor, er werde aus dem Brunnen trinken oder ihn zerſtören, und wenn er dabei zu Grunde gehen ſollte. Am 17. Ramadán (etwa 13. Januar 624) rückten ſie gegen Mohammeds Stellung an.

Die Kampfweiſe der alten Araber erinnert in mehr als einer Beziehung an die der homeriſchen Helden. Standen beide Heere einander in offenem Felde gegenüber, ſo traten angeſehene Krieger aus den Reihen und forderten die Männer der Gegenpartei zum Einzelkampf. Dem ſah man von beiden Seiten mit Spannung zu; wie durch Sieg oder Niederlage die Leidenſchaften ſich erhitzten, entwickelte ſich daraus allmählich ein ungeordnetes Handgemenge, in welchem die Entſcheidung oft mehr durch Zufälligkeiten, als durch Anzahl oder Tapferkeit der Streiter herbeigeführt wurde. Faſt häufiger aber, als in der Feldſchlacht, ſuchte man die Gegner durch plötzlichen Ueberfall zu zerſprengen. Gelang es, ſo gab es ein greuliches Gemetzel; war der Feind auf ſeiner Hut, ſo zerſtob die anſtürmende Schaar nach allen vier Winden ſo ſchnell, als ſie gekommen war. Bei Bedr konnten die Gläubigen an ſolchen Angriff nicht denken. Pferde gab es noch wenig in Arabien; Mohammed hatte damals, wo es mit der Kriegscaſſe wie mit den Reichthümern der einzelnen Muslime noch recht dürftig ausſah, faſt gar keine. Aber er wußte, daß er ſich auf ſeine Leute verlaſſen konnte. Was ſonſt kein Araber begriff, gehorchen, verſtand ſich bei den Gläubigen von ſelbſt; dazu hatten ſie bei der pünktlichen Beobachtung der Gebete mit ihrer mechaniſchen Nachahmung jeder Geberde des vorbetenden Propheten gelernt, die Bewegungen der Glieder wie die Regungen der Geiſter nach dem Winke des Meiſters zu zügeln: treffend hat man das Bethaus in Medina „den Exercirplatz des Islâms“ genannt. So zeigten die Muslime gleich bei der erſten Probe ihrer kriegeriſchen Tüchtigkeit, daß ihnen das Geheimniß jedes militäriſchen Erfolges, Disciplin, nicht allein bekannt, ſondern ſchon in Fleiſch und Blut übergegangen war. Sie ſtanden wie die Mauern, als die hundert Reiter der Koreiſchiten unter Führung des Omeir Ibn Wachb aus dem Hauſe Dſchúmach heranſprengten: da er ſah, daß es mit dem Ueberrennen nichts war, zog er ſich ohne Schwertſtreich zurück. Nun ſetzten die Fußtruppen der Mekkaner ſich in Bewegung und kamen langſam näher: immer blieben die Gläubigen unbeweglich, wie ihr Führer ſie angewieſen. Allen voran traten zwiſchen die beiden Schlachtreihen Ámir Ibn el-Hadrami, deſſen Bruder bei Nachla gefallen war, und der kühne Machſumite Aswad. Dem Ámir gelang es, ſeine Blutrache zu nehmen, indem er einen Freigelaſſenen des Omar tödtete; aber wie Aswad, ſeinen Schwur zu erfüllen, auf den Brunnen losging, ſprang ihm Hamſa entgegen, Mohammeds Oheim, „der Löwe des Islams“, und ſchlug ihm ein Bein ab. Trotzdem kroch er, mit dem Schwerte die Hiebe parirend, weiter, bis er ſich in den ziemlich flachen Brunnen gewälzt und ſeine Lippen in dem Waſſer genetzt hatte; dann fing er an mit dem heilen Bein in der Grube herumzuſtampfen, um ſie unbrauchbar zu machen, bis Hamſas Schwert ſeinem Leben ein Ende machte.

Nun traten die erſten Männer von Mekka aus den Reihen, Scheiba und Otba mit ſeinem Sohne El-Walid, und forderten „zwiſchen zwei Heeren“ zum Einzelkampfe heraus: unterwegs hatten ſie vom Weitermarſche abgerathen und waren darob verhöhnt worden, nun wollten ſie zeigen, daß nicht Feigheit der Grund ihrer Vorſicht geweſen. Drei von den Anßâr eilten ihnen entgegen, aber der Prophet winkte dieſen, ſich zurückzuziehen: ſeinen Fluchtgenoſſen gebühre das Recht auf dieſen Strauß. Sogleich erhoben ſich Hamſa, Alí und Obeida Ibn El-Hárith aus dem Hauſe Muttalib, einer der Erſten, die ſich zum Islám bekehrt. Die beiden Jüngſten, Alí und El-Walid, begannen den Streit; aber bald ſtürzte dieſer tödtlich verwundet zu Boden. Herzu eilte Otba, den Tod des Sohnes zu rächen, aber auch er fiel bald, von Hamſas Schwerthieb getroffen. Länger dauerte der Kampf zwiſchen Scheiba und Obeida; beides alte und erfahrene Krieger, wahrten ſie ſich vorſichtig, aber endlich gelang es dem Mekkaner doch, ſeinem Gegner den Fuß abzuhauen.[1]) Obeida fiel, aber Alí und Hamſa kamen ihm zu Hilfe, tödteten Scheiba und zogen den Schwerverwundeten hinter die Front zurück. Der Ausgang wirkte niederſchlagend auf die Koreiſchiten; doch waren tapfere Leute unter ihnen, welche entbrannten, die Scharte auszuwetzen. Gegen Mittag wurde der Kampf allgemeiner, aber trotz ihrer Mehrzahl vermochten die Ungläubigen in den ungeordneten Einzeltreffen nicht gegen die Muslime aufzukommen. So verbreitete ſich allmählich Entmuthigung in ihren Reihen, während Mohammed die Seinigen durch immer erneute Verſicherung des göttlichen Beiſtandes zu den größten Anſtrengungen ermuthigte. Es war ein rauher Wintertag, in ſchweren Stößen sauſte der Sturm in das Thal herab, dicke Wolkenhaufen vor ſich herjagend: da, rief er, komme der Engel Gabriel mit Legionen Engeln, auf die Feinde ſich zu ſtürzen. Schon waren die Führer der Mekkaner faſt ſämmtlich gefallen, der harte Streit den Uebrigen, welche mit leichter Mühe das Häuflein der Gegner zu zerſtreuen gedacht, ſo unver-

---

1) Die Köpfe waren durch Helme, die Leiber durch Panzerhemden geſchützt: daher hören wir ſo viel von abgehauenen Beinen und Armen.

hofft als widerwärtig: ſo geriethen ſie ins Wanken. Nun befahl der Prophet einen allgemeinen Angriff; mit einer Verwünſchung warf er eine Handvoll Kies gegen ſie — da ergriff ſie Entſetzen und in wilder Flucht ſtoben ſie auseinander.

Natürlich iſt dies nur die äußere Geſchichte des Kampfes, wie ſie für ungläubige Augen ſich darſtellt. Wir ſind aber auch über den wirklichen Hergang genau unterrichtet. Wir wiſſen, daß auf Seiten der Koreiſchiten der Satan in der Geſtalt eines bekannten Mannes, des Sſuráka, ſich an der Schlacht betheiligt hat, indem er die Ungläubigen ermahnte und zum Kampfe anſpornte. Als aber die Engel, in drei Regimentern zu je 1000 Mann, unter dem Commando des Gabriel, Michael und Sarafel anrückten, war ihm dies allzu ängſtlich, er lief unter großem Geſchrei davon, und ſtürzte ſich ins Meer. Uns iſt ſogar noch das Zeugniß eines glaubwürdigen Fiſchers erhalten, der es ſelbſt geſehen hat, wie Sſuráka (daß es der Teufel in eigener Perſon war, wußte der Mann eben nicht) ins Waſſer ſprang. Rationaliſten könnten freilich behaupten, daß der gute Sſuráka einfach davongelaufen ſei, und ſich ſpäter, als er zum Islám übertrat, habe intereſſant machen wollen: er war uns bereits gelegentlich einer früheren Wundergeſchichte in ähnlichem Verdachte (vgl. S. 91 A. 2). Aber auch von vielen andern Seiten ſind uns Teufel wie Engel genau geſchildert; es ſteht z. B. ganz feſt, daß die letzteren Schecken geritten und gelbe Turbane getragen haben. Und daran kann unter keinen Umſtänden gezweifelt werden, daß die Schlacht ausſchließlich durch die Handvoll Kies entſchieden worden iſt, welche der Geſandte Gottes auf die Ungläubigen geſchleudert hat.

Wie dem auch ſei, der Kampf endigte bereits um die Mittagsſtunde mit dem glänzenden Siege der Muslime. Nur vierzehn von ihnen durften ſich durch den Märtyrertod den Eintritt in das Paradies erkaufen; von den Koreiſchiten waren in der Schlacht und auf der Verfolgung 49 umgekommen, ungefähr die gleiche Anzahl geriethen in Gefangenſchaft. Unter den Getödteten war außer Otba und Scheiba auch Abu Dſchachl, der Erzfeind des Islams, über deſſen Fall ſich Mohammed am meiſten freute, dann auch Omaija Ibn Chalaf und Andere aus den erſten Familien Mekkas. Den Siegern verging der Nachmittag über dem Zuſammenbringen der Beute, welche vor allen Dingen in mehreren hundert Kamelen, daneben beſonders in Waffen und allerhand Geräth beſtand; dann warf man die getödteten Feinde in eine raſch ausgehobene Grube. Mit den eigenen Todten und Verwundeten, den Gefangenen und der Beute rückte das Heer noch denſelben Abend nach Otheil, einem etwa 1½ Meilen entfernten Orte. Hier muſterte der Prophet die Gefangenen; unter ihnen fiel ſein Blick auf En-Nadr, den Sohn des Hárith, der ihm früher in Mekka mit ſeinen perſiſchen Königsgeſchichten die Zuhörer abwendig gemacht hatte (S. 72 f.). Jetzt ſah er den Blick des Siegers mit feindſeligem Ausdrucke auf ſich ruhen und ahnte Schlimmes; ſo wandte er ſich an den in der Nähe ſtehenden Móß'ab Ibn

Omeir, mit welchem er früher befreundet geweſen, daß er für ihn eintrete. Aber der weigerte ſich: „der Islám hat durch alle Verhältniſſe einen Schnitt gemacht" hieß es in ſolchem Falle bei den Gläubigen. In demſelben Augenblicke ertönte auch ſchon das „Kopf ab" des Propheten; Ali beeilte ſich das Todesurtheil zu vollſtrecken. Wir werden noch mehrfach ſehen, daß Mohammed, dem man ſonſt, vorzüglich unter Berückſichtigung des etwas unſanften Kriegsrechtes Altarabiens, Grauſamkeit nicht vorwerfen kann, Gnade niemals für diejenigen kannte, welche ſeiner Lehre nicht mit einfacher Leugnung entgegengetreten waren, ſondern ſie durch geiſtige Mittel zu bekämpfen oder herabzuſetzen verſucht hatten. Er ſelbſt beſaß nicht ſo viel Fertigkeit im logiſchen Denken noch war ſeine Einbildungskraft ſchöpferiſch genug, um dieſe Gegner mit ihren eigenen Waffen bekämpfen zu können; ſo griff er ihnen gegenüber zum Säbel, deſſen Argumente bekanntlich unwiderleglich ſind.

Noch einen der Gefangenen ließ er ein paar Tage darauf ebenfalls hinrichten, den Okba Ibn Abi Mo'eit, der ſtets zu den ärgſten Verfolgern der Gläubigen gehört und dem Mohammed einmal ſogar ins Geſicht geſpien hatte. Das Schickſal der Uebrigen war anfangs in der Schwebe; die Eifrigſten wollten, daß ſie ſämmtlich getödtet würden, wie das Gottes Feinden gebührte. Aber eine mildere Auffaſſung, welche insbeſondere Abu Bekr vertrat, überwog am Ende, und es wurde beſtimmt, daß die Gefangenen ſich von den Ihrigen loskaufen laſſen müßten; nur wem es nicht gelänge, das Löſegeld zu beſchaffen, ſollte dem Schwerte verfallen. Inzwiſchen erging der Befehl, ſie gut zu behandeln; Jeder blieb in der Hut deſſen, der ihn gefangen genommen hatte. Die übrige Beute wurde auf dem Rückwege, den zweiten Tag nach der Schlacht, in dem Orte Sſafra vertheilt. Die Gläubigen waren ſchon beſtens dabei, über die Art der Verwendung unter einander in Streit zu gerathen; da erhielt der Prophet eine Offenbarung, welche dieſe Angelegenheit jetzt wie für die ganze Zukunft regelte. Ein Fünftel des Ganzen wurde für Gott, d. h. den Fiscus, ausgeſchieden, von dem Uebrigen bekam Mohammed das Recht ſich ein Stück auszuwählen, der Reſt fiel zu gleichen Theilen allen Mitkämpfern zu. Diesmal beſtand ſein Antheil außer einem ſchönen Schwerte, welches er ſich ſelbſt ausgeſucht (bis dahin hatte er keins getragen), in dem berühmten Kamele ſeines erſchlagenen Feindes Abu Dſchachl.

Dem ſiegreichen Heere war ein Bote mit der frohen Kunde vorausgeſandt worden; ſie hatte einen mächtigen Eindruck nicht weniger auf die Freunde des Isláms als auf die Juden und Heuchler hervorgerufen. Kurz nachher hielt Mohammed ſeinen triumphirenden Einzug in Medina. Aber ſeine Genugthuung ward beeinträchtigt durch eine Trauerkunde: während ſeiner Abweſenheit war ſeine Tochter Rokaija, die Frau des Othmán, geſtorben. Schon vor dem Auszuge nach Bedr war ſie krank geweſen; als ihr Vater zurückkehrte, deckte ſie bereits das Grab. Othmán hatte ſehr an ihr gehangen, wie er denn, um ſie pflegen zu können, von der Expedition zurückgeblieben war; um ihn für den Verluſt zu entſchädigen, gab ihm Mohammed einige

Monate ſpäter ihre Schweſter Omm Kolthúm zur Frau, ſo daß ihm die Ehre blieb, Schwiegerſohn des Propheten zu heißen.

Während in Medina Siegesfreude herrſchte, waren in Mekka Beſtürzung und Jammer allgemein. Zu der Schande, von der dreifach geringeren Schaar der Gläubigen geſchlagen zu ſein, zu dem Nachtheil, welchen der Handel Mekkas durch die Niederlage erlitt, kam als empfindlichſter Schlag der Verluſt von beinahe 100 der angeſehenſten und tapferſten Männer der Stadt, welche gefallen oder in Gefangenſchaft gerathen waren. Im erſten Augenblick überwogen Schamgefühl und Rachedurſt alle anderen Empfindungen; Abu Sſofján, jetzt unbeſtritten der erſte Mann in Mekka und für die Folgezeit jahrelang die Seele des Krieges gegen Mohammed, veranlaßte den Beſchluß, daß die übliche Todtenklage nicht ſtattfinden dürfe, bevor die Erſchlagenen gerächt ſeien; er wie ſeine Frau Hind, die Tochter des Otba, welcher Vater, Bruder und Oheim getödtet waren, verſchworen jede Freude und Bequemlichkeit des Lebens, bis ein neuer Kriegszug für ſolches Leid Genugthuung geſchafft habe. Aber als es von den Worten zu Thaten kommen ſollte, ergab ſich, daß im Augenblick nicht viel zu machen war. Wollte man die in Mohammeds Händen befindlichen Gefangenen nicht dem ſicheren Tode preisgeben, ſo mußte man ſich ſchon bequemen, ſie loszukaufen; ſo lange aber dieſe Verhandlungen währten, konnte von neuen Feindſeligkeiten ja nicht die Rede ſein. Viele waren auch nicht im Stande, ihrem leidenſchaftlichen Schmerze Zwang aufzuerlegen. Der alte blinde El-Aswad, Sohn des Muttalib aus dem Hauſe Abd-el-Oſa, ließ ſich, ſo lange die Klage in Mekka verboten war, hinausführen auf den Weg, den ſein gefallener Sohn Sam'a gezogen war; dort betrank er ſich, weinte über ihn und ſtreute Erde auf ſein Haupt. Als aber Ká'ab Ibn El-Aſchraf, einer von den mediniſchen Juden, welcher aus Unmuth über den Sieg Mohammeds nach Mekka gekommen war, dort Spottverſe auf die Gläubigen und ein Trauergedicht auf die erſchlagenen Koreiſchiten vortrug, war das letztere bald in Aller Munde, und nun vermochte Niemand dem allgemeinen Ausbruch wilder Klagen länger Einhalt zu thun. Einen Monat dauerte das Heulen der Klageweiber, erregten Trauer- und Rachelieder die Herzen; dann ſah man ſich gezwungen, Geſandte nach Medina zu ſchicken, damit ſie die Gefangenen loskauften. Die Fluchtgenoſſen kannten die Verhältniſſe ihrer ehemaligen Landsleute ganz genau; ſo mußten denn für jeden nach den Verhältniſſen ſeiner Familie erkleckliche Summen gezahlt werden. Die Sache zog ſich in die Länge; inzwiſchen hatten mehrere der Gefangenen — der Erfolg iſt ja der Gott der Aſiaten noch bei weitem mehr als der Abendländer — ſich mit dem Islám befreundet und wünſchten überzutreten: die wurden ohne Löſegeld freigelaſſen, freilich mit der ernſtlichen Verwarnung, nicht etwa bei der nächſten Gelegenheit wieder abzufallen.

Wer die Schlacht von Bedr mit abendländiſchen Augen betrachtet, wird geneigt ſein, in ihr kaum mehr als eine Schlägerei in etwas größerem Stile zu ſehen: 300 gegen 950 und im Ganzen 63 Todte — da ſind wir an andere Zahlen gewöhnt. Und doch ſind die Muslime im Recht, wenn ſie Bedr den Vorrang vor allen den Schlachten zuerkennen, in welchen ein paar Jahrzehnte ſpäter die halbe Welt dem Islám erobert wurde. Die Wichtigkeit der Thatſache, daß gleich bei dem erſten kriegeriſchen Zuſammentreffen mit der dreifachen Ueberzahl die Gläubigen einen ſo glänzenden Sieg erfochten, iſt für die Sache des Mohammed kaum zu überſchätzen. Sah nicht jetzt alle Welt, Gläubige wie Ungläubige, daß Gott mit ſeinem Geſandten war? Mußte es nicht der Finger des Höchſten geweſen ſein, der gerade die ärgſten und unverſöhnlichſten Feinde des Glaubens, Abu Dſchahl, Omaija, Nadr, Otba zum Tode oder zur Gefangenſchaft gezeichnet hatte? Konnte Jemand das Gottesgericht leugnen, wenn man hörte, daß auch Abu Lahab, der am Zuge nicht theilgenommen, gleich nach Ankunft der Trauerbotſchaft in Mekka geſtorben war? Ganz Arabien hallte wieder von der unerhörten Kunde, allenthalben höhnte man die Mekkaner und begann verwundert nach dem Manne auszuſchauen, dem an Stelle der fehlenden Krieger ſein Gott den Sieg über ſeine mächtigen Feinde verlieh. Am größten war die Wirkung aber natürlich in Medina. Die Juden ſteckten ängſtlich die Köpfe zuſammen, die Heuchler fühlten ſich beklommen und wider Willen in Reſpect verſetzt; beſonders aber dürfen wir annehmen, daß wiederum größere Schaaren von den Bewohnern Medinas einen plötzlichen Zug zum Islám fühlten und durch ihren Uebertritt die Zahl der Anßár verſtärkten, Andere, welche ſich bis dahin mehr oder weniger äußerlich zu ihm bekannt, im Glauben geſtärkt und befeſtigt wurden. So ward durch den Sieg die Stellung Mohammeds in einer Weiſe geſichert, daß er einige Schritte weiter zu gehen im Stande war, bevor die Mekkaner ſich von der Niederlage erholt hatten; als ſie dann ein Jahr ſpäter ſich aufrafften und ihm eine erhebliche Schlappe beibrachten, war der Vorſprung, welchen er inzwiſchen gewonnen hatte, doch ſchon zu groß, als daß er ſich hätte rückgängig machen laſſen.

Vor Allem mußte ihm daran liegen, in ſeiner unmittelbaren Nähe jeden Widerſpruch zu beſeitigen. Die Ergebenheit ſeiner Gläubigen war durch den Erfolg bis zu dem Fanatismus geſteigert, welcher ein Verdienſt darin ſieht, die nächſten menſchlichen Beziehungen zu verleugnen, ja mit Füßen zu treten. Da war unter den Chatma, einem Theilſtamme der Aus, welcher ſich größtentheils noch vom Islám fern hielt, eine Frau, Namens Aßmá; die hatte nach Bedr ein paar böſe Verſe auf die Thorheit der Mediner gemacht, welche Gutes von einem Stammfremden erwarteten, der doch ſoeben ſeinem eigenen Volke die Häuptlinge hatte erſchlagen laſſen. „Iſt denn nicht Einer da, mir das Weib vom Halſe zu ſchaffen?“ rief der Prophet, als ihm die Sache hinterbracht wurde. Das hörte Omeir Ibn Adi, ein blinder Mann von demſelben Stamme, der aber gläubig geworden war; in der nächſten Nacht taſtete er ſich in das Gemach, wo ſie in der Mitte ihrer Kinder ſchlummerte, das jüngſte an der Bruſt, und durchbohrte ſie mit dem Schwerte. Am Morgen kam er zum Propheten und ſprach: „O Geſandter Gottes, ich habe ſie getödtet.“ Mohammed erwiderte: „Da haſt du Gott und ſeinem Geſandten einen Dienſt erwieſen, Omeir!“ Er ſprach: „Wird mir auch um ihretwillen nichts widerfahren?“ „Nicht zwei Ziegen werden ſich deswegen ſtoßen,“ meinte der Geſandte Gottes; und in der That war der Terrorismus in Medina bereits ſo ausgebildet, daß Niemand wagte, den feigen Mörder zur Rechenſchaft zu ziehen. Ja, einige Mitglieder des Hauſes Chatma ſelbſt hielten es für räthlich, bald nachher zum Islám überzutreten, „da ſie die Kraft des Glaubens eingeſehen hatten,“ ſetzt der Biograph ganz naiv hinzu. Ebenſo heimtückiſch wurde auf eine ähnliche Aeußerung des Propheten Abu Áfak bei Seite geſchafft, ein Jude im ehrwürdigſten Greiſenalter. Er hatte gleichfalls ein Spottgedicht auf die ſchimpfliche Unterwerfung der einſt ſo ſtolzen Araber von Jathrib unter einen hergelaufenen Fremdling gemacht; dafür wurde er, wie Aßmá, nächtlicher Weile im Schlafe getödtet.

Gefährlicher noch als einzelne Epigramme, die unter dem für jeden Witz empfänglichen Volke immer ſchon dem Anſehen Mohammeds erheblichen Eintrag thun konnten, war nach dem früher (S. 104) Bemerkten die fortdauernde Neigung der Juden zur Aufdeckung und Beſpöttelung der mannigfachen Widerſprüche, in welche er ſich bei ſeinen Aeußerungen über Glaubensſachen verwickelt hatte. So iſt denn die Ausrottung dieſer ſeiner verhaßteſten Feinde das nächſte Ziel, welches er ins Auge faßt und mit äußerſter Zähigkeit verfolgt. Daß er es in verhältnißmäßig kurzer Zeit erreichen konnte, hat er wiederum der Haltung ſeiner Gegner zu verdanken, welche allerdings nur begreiflich erſcheint, wenn man niemals vergißt, daß dieſe Juden zwar alle in gleicher Weiſe an ihrer alten Religion hingen, ſonſt aber vollkommen arabiſirt waren und insbeſondere jenem Stammparticularismus verfallen, welcher überall der einflußreichſte Bundesgenoſſe Mohammeds geweſen iſt. An die folgerichtige Durchführung einer zweckbewußten Politik war in Arabien Niemand gewöhnt; wir haben ja geſehen, daß man ſich um ein paar zertretene Lercheneier oder den zweifelhaften Ausfall eines Pferderennens Jahrzehnte lang herumſchlug, wie es gerade kam. Es gehörten Jahre gegentheiliger Erfahrung dazu, bis die Stämme begriffen hatten, daß Mohammed etwas Anderes wollte, als Balgereien um die Nußſchale eines point d’honneur oder Beutezüge gegen Leute, die gerade etwas zu verlieren hatten. So ahnten die Juden von den Benu Nadír bei dem gegen ihre Glaubensgenoſſen von den Keinoká gerichteten Angriffe der Muslime ebenſowenig, daß es ſich dabei um ihr eigenes Schickſal handelte, wie etwa im Jahre 1805 das preußiſche Cabinet ſich klar gemacht hat, daß es bei Aüſterlitz ſchon ihm ſelbſt an den Kragen ging; und als über die Abſichten des Propheten endlich auch den Blödeſten die Augen aufgingen, war es auch hier wieder einmal zu ſpät. Was aber die Bethörung der unglücklichen Kinder Israels vor Allem entſchuldigt, iſt der feierliche Freundſchafts- und Schutzvertrag, welchen Mohammed mit ihnen geſchloſſen hatte (S. 96), und auf den ſie nach den alten Sitten

Arabiens ſich feſt verlaſſen konnten. Wie der Gott der Muslime darüber dachte, ſehen wir aus dem Korán, in welchem es (Sure 8, 57 ff.) heißt: „Siehe, die ſchlechteſten Thiere vor Gott ſind die, welche ungläubig ſind, denn die kommen nicht zum Glauben — die, mit welchen du zum Theil einen Vertrag geſchloſſen haſt; dann aber brechen ſie ihren Vertrag bei jeder Gelegenheit ohne Scheu [vor Gott]. Darum, wenn du im Kriege auf ſie ſtößt, ſo ſtatuire ein Exempel an ihnen für die, welche hinter ihnen ſtehen, ob ſie vielleicht ſich warnen laſſen; und wenn du von Leuten Verrath fürchteſt, ſo wirf ihnen [den Vertrag] hin gleichermaßen; Gott liebt nicht die Verräther.“ Es iſt wahrſcheinlich, daß Mohammed erſt bei einer ſpäteren Gelegenheit dieſe Offenbarung verkündigt hat; die Erkenntniß, es ſei ihm erlaubt den Vertrag zu brechen, wenn er von der anderen Seite Hinterliſt fürchte, muß ihm aber ſchon jetzt aufgegangen ſein. Ein paar Wochen nach der Schlacht bei Bedr begab er ſich eines Tages in das Quartier eines der Judenſtämme, der Benu Keinoká, welche bei Ausübung der Goldſchmiedekunſt wohlhabende und anſehnliche Leute geworden waren; denen trug er wieder einmal ſeine Anſprüche auf die Würde des letzten und größten Propheten vor, und mahnte ſie zur Bekehrung. Die Juden wieſen ihn ab. Kurz nachher kam es, ebenfalls auf dem Markte der Keinoká, angeblich wegen eines ſchlechten Scherzes, den einer von den Juden ſich mit einer muslimiſchen Frau erlaubt haben ſollte, zum Streit zwiſchen dieſen und den anweſenden Gläubigen. Nach dem Vertrage wäre die Sache dem Propheten zur Entſcheidung vorzulegen geweſen, aber einer der Muslime erſchlug kurzer Hand den Juden, für welchen nun wiederum der Mörder von den erbitterten Israeliten getödtet wurde. So berichtet die mohammedaniſche Tradition ſelbſt; man ſieht, wie wenig die Muslime einen Grund zum Friedensbruche hatten, da ja das erſte Blut grade von ihnen vergoſſen war. Mohammed wird — wenn nicht die ganze Geſchichte erfunden oder ſtark verdreht iſt — ſich auf den Paragraphen ſeiner Verfaſſung geſtützt haben, daß für einen Ungläubigen kein Gläubiger erſchlagen werden durfte (S. 95); dieſer Paragraph aber ging ja die Juden nichts an, da er unter den Verabredungen zwiſchen den Muslimen und den Aus-Chaſradſch ſteht. Jedenfalls wurden Fluchtgenoſſen und Anßár aufgeboten. Die Keinoká galten als die tapferſten der mediniſchen Juden; bei Bo'áth (S. 37) hatten ſie gegen ihre eigenen Glaubensgenoſſen und die Aus auf Seiten der Chaſradſch geſtritten, ſo hätten ſie von Abdallah Ibn Ubaij und ſeinen Heuchlern Beiſtand erwarten dürfen. Abdallah rieth ihnen, ſich in ihr befeſtigtes Quartier (S. 79) zurückzuziehen, und ſtellte ſeine Hilfe bei der Vertheidigung in Ausſicht. Aber er befand ſich in übler Lage: den Juden war er durch das frühere Bundesverhältniß, den Muslimen durch den Defenſivvertrag verpflichtet; ſo entſchloß er ſich am Ende — gar nichts zu thun. Die Keinoká waren nicht ſtark genug, ſich durchzuſchlagen; die übrigen Juden Medinas, die Benu Nadir und Benu Koreiza, welche ſich ſelber nicht gefährdet glaubten und obenein noch von Bo'áth her gegen ſie verſtimmt ſein mochten, rührten ſich auch nicht, ſo wurden ſie ausgehungert und mußten ſich nach fünfzehntägiger Belagerung auf Gnade und Ungnade ergeben. Mohammed wollte, wie ihm nach arabiſchem Kriegsrecht zuſtand, die Männer abſchlachten, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkaufen laſſen. Da aber ſchlug dem Abdallah Ibn Ubaij das Gewiſſen; er drang, mehrfach zurückgewieſen, zuletzt mit wahrer Heftigkeit in den Propheten, das Todesurtheil zurückzunehmen. Die Heuchler und Heiden waren in Medina noch zahlreich genug, um den Gläubigen ernſtliche Noth zu machen; ſo mußte jener wohl oder übel dem Begehren willfahren. Die Juden wurden begnadigt mit der Maßgabe, daß ſie unter Zurücklaſſung von Hab und Gut mit ihren Frauen und Kindern auswanderten. Drei Tage erhielten ſie Friſt, dann wurden ſie durch den Obáda Ibn Es-Sſámit aus der Stadt getrieben, welcher früher auch ihr Verbündeter geweſen war, nun ſich aber nach dem Satze „Die Herzen haben ſich geändert und der Islám hat alle Verträge aufgehoben“ von ihnen losgeſagt hatte. Bis Wádi'l-Kora, fünf Meilen nördlich von Medina, mußten die Verbannten zu Fuße wandern; dort fanden ſie Glaubensgenoſſen, welche ſie freundlich aufnahmen, mit Nahrung und Kamelen verſahen, ſo daß ſie die Reiſe fortſetzen konnten. Sie verließen Arabien ganz und gingen nach Syrien, wo ſie in Adhri'át[1]) eine neue Heimath fanden.

Nicht lange nachdem die reiche Beute vertheilt war, die man in dem verlaſſenen Stadttheile vorgefunden, gaben die Mekkaner das erſte Lebenszeichen von ſich, welches auf die Abſicht deutete, den Schlag von Bedr heimzuzahlen. Eines Morgens (etwa im April 624) erfuhr man, daß in der Nacht vorher Abu Sſofján mit ein paar hundert Kamelreitern in der Nähe von Medina geweſen, in der Frühe über den eine halbe Meile nordöſtlich von der Stadt in einem fruchtbaren Thale gelegenen Ort El-Oreid hergefallen ſei, zwei Häuſer und ein Saatfeld verbrannt und einen auf ſeinem Acker beſchäftigten Einwohner getödtet habe. Raſch wurden die Mannſchaften aufgeboten und den inzwiſchen eilends Geflüchteten unter Führung des Propheten nachgeſetzt; aber die Muslime erhaſchten ſtatt der Feinde ſelbſt nur ihre Brotbeutel, mit Sſawík[2]) gefüllt, die ſie von ſich geworfen hatten, den Trott ihrer Kamele zu beſchleunigen. Davon nannte man den Streifzug „die Sawík-Razzia“; nach der nicht unwahrſcheinlichen Anſicht der Tradition hatte ſie Abu Sſofján weniger zu Recognoſcirungszwecken unternommen, als um ſich von dem übereilten Eide, den er nach der Schlacht von Bedr geſchworen (S. 115), zu löſen, nachdem er eingeſehen, daß es ſo bald nicht möglich ſein werde, die lieben Landsleute von Neuem zu einem ernſtlichen Kriegszuge auf die Beine zu bringen. Jedenfalls hatten ſie beſchloſſen, vorher noch den Verſuch zu machen, ob es ihnen nicht am Ende gelänge, mit der ſyriſchen Karawane dieſes Jahres ohne Schwertſtreich an Medina vorbeizukommen, wenn ſie die weit im Oſten der Stadt laufende Straße nach dem Irák (Babylonien) ein Stück weit verfolgend nachher im Bogen durch die Wüſte nach Syrien abſchwenkten. Aber Mohammed bekam von dem Unternehmen Wind und ſchickte ſeinen Adoptivſohn Seid Ibn Háritha (S. 53) mit 100 Kamelreitern ab; dem gelang es die Karawane abzufangen. Zwar entkam die Begleitmannſchaft zum größten Theil, aber die Beute betrug 100,000 Dirhems. — In dieſer Zeit unternahm der Prophet auch verſchiedene Streifzüge gegen die Benu Sſoleim und die Benu Gatafán, zwei der mächtigſten Beduinenſtämme Centralarabiens, welche im Oſten von Medina hauſten, da er Kunde erhalten, daß dieſe, von den Koreiſchiten aufgehetzt, einen Raubzug gegen die Stadt planten. Die ſchnellen Söhne der Wüſte waren indeſſen ſtets auf und davon, wenn er ihren Lagerplatz erreichte; nur einmal gelang es, ihnen ein paar hundert Kamele abzuknöpfen. Wir ſehen aber, wie Mohammed, der kleinen Stämme zwiſchen Medina und dem Meere (vgl. S. 107) ſeit der Schlacht von Bedr vollkommen ſicher, ſchon in der Lage iſt, auch nach der anderen Seite hin Vorſtöße zu machen.

---

[1]) Das Edreï der Bibel, die Hauptſtadt des Landes Baſan öſtlich vom See Genezareth.

[2]) Ssawík nennt man unreifes Korn, welches geröſtet, dann zerſtoßen und entweder mit Datteln (oder neuerdings auch Zucker) vermiſcht ohne weitere Zubereitung gegeſſen oder zu einer dicken Suppe eingeſotten wird. Man führt es noch heute auf eiligen Reiſen, wo man nicht gut kochen kann, als Proviant mit ſich. Man würde alſo die oben gegebene Bezeichnung des Streifzuges in's Moderne etwa als „Erbswurſtkrieg“ überſetzen können.

Inzwiſchen ging es in der unmittelbaren Nachbarſchaft wieder gegen die Juden. Die officielle Geſchichtſchreibung behauptet, einer von den Benu Nadir habe dem Abu Sſofján bei ſeiner Sawik-Razzia Unterſtand gewährt, was eine Vertragsverletzung geweſen wäre (S. 96). Das wird wohl eine der zahlreichen tendenziöſen Erfindungen ſein, mit welchen Mohammeds Verfahren gegen das Unglücksvolk beſchönigt wird. Ich vermuthe, daß er einfach beabſichtigte, ihnen das Witzeln und Verſemachen gründlich auszutreiben, wenigſtens war das nächſte Opfer jener Ká’ab Ibn Aſchraf, welcher nach Bedr bei den Koreiſchiten mit Satiren gegen ihn aufgetreten, inzwiſchen aber mit ſeinen dortigen Bekannten zerfallen und zu ſeinem Stamme zurückgekehrt war (S. 115). Wiederum ließ der Prophet mehrfach das verhängnißvolle Wort fallen, ob ihn denn Niemand von dieſem Menſchen befreien wolle, und bald fanden ſich fünf Leute von den Aus, den alten Bundesgenoſſen der Juden, bereit, Gott dieſen Dienſt zu erweiſen. Ká’ab war auf ſeiner Hut; da mußte ſein eigener Milchbruder Abu Náïla — die Frömmigkeit des Mannes verdient, daß ſein Name erhalten bleibt — ihn kirre machen, daß er in einer ſchönen Mondnacht ohne Waffen mit ihm und den Andern ſpazieren ging. Als ſie weit draußen waren, zog ihn Abu Náïla ſcheinbar in größter Vertraulichkeit mehr und mehr an ſich und fuhr ihm wie ſpielend durch ſeine Locken; auf einmal packte er ihn feſt, warf ihn zur Erde und hielt ihn, während die Andern den Wehrloſen, der verzweifelt um Hilfe ſchrie, abſchlachteten. Morgens weckten ſie durch laute Rufe „Gott iſt groß! Gott iſt groß!“ den erfreuten Propheten, welcher den Kopf des Gemordeten dankend entgegennahm und

Gott pries. Als dann nachher die Juden kamen und ſich über den heimtückiſchen Mord beklagten, wies er ſie einfach ab und ſagte, ſo werde von jetzt ab Jedem geſchehen, der ſich nicht ruhig verhalte, ſondern die Muslime beleidige; und in der That wurde kurz darauf Sſuneina, ein anderer Jude, ebenfalls erſchlagen. Da geriethen die Juden in eine große Angſt und wagten ſich kaum noch aus ihren Quartieren hervor, bis endlich Mohammed ſich bereit erklärte, einen neuen Vertrag mit ihnen abzuſchließen. Der Wortlaut deſſelben iſt uns nicht erhalten, vermuthlich weil man ſo bequemer vorgeben konnte, ſie hätten ihn gebrochen; er kann aber kaum etwas Anderes beſagt haben, als die erneute Verpflichtung der Juden, mit den Koreiſchiten ſich nichts zu ſchaffen zu machen, dagegen den Gläubigen gegen jeden Angriff von außen beizuſtehen und zu den Koſten der Vertheidigung in ſolchem Falle beizutragen.

In der That war die Zeit für Mohammed noch nicht gekommen, die gänzliche Ausrottung der Juden in Angriff zu nehmen: es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß nach dem Ueberfall ihrer Karawane die Koreiſchiten die Kriegsvorbereitungen, zu welchen Abu Sſofjân bis dahin mit größerem Eifer als Erfolg gedrängt hatte, im Ernſte zu betreiben anfingen. Gerade hatte der Prophet, wie er ſo gern zu thun pflegte, die Nähe des Verhältniſſes, das ihn mit ſeinen älteſten Genoſſen verband, durch Ehebündniſſe wieder öffentlich bezeugt: er hatte ſelbſt die Tochter des Omar, Hafßa, geheirathet, welche einige Monate vorher Wittwe geworden war, und ſeine einzige noch freie Tochter Fâtime ſeinem Vetter und Adoptivſohne Ali zur Frau gegeben. Da brachten zuerſt Leute aus dem befreundeten, nördlich von Mekka zeltenden Stamme der Choſâ'a, dann Spione, die er ſelbſt ausgeſandt, Nachricht, daß die Koreiſchiten mit einem Heere von 3000 Mann, darunter 700 Gepanzerte, nebſt 200 Pferden und 3000 Kamelen, unter Führung des Abu Sſofjân den Marſch nach Medina angetreten hatten. Der Zug ſollte geheim bleiben, doch war das umſoweniger möglich geweſen, als ſie ihn nach echt arabiſcher Weiſe eingerichtet hatten: nicht allein alle Bundesgenoſſen aus den benachbarten Stämmen, beſonders Thakifiten aus Tâïf, ſondern auch einen großen Haufen von Weibern führten ſie mit ſich, die bei der Schlacht hinter der Front durch Paukenſchlagen, Zurufe und Kriegsgeſänge den Muth der Kämpfer etwas mehr auf der Höhe erhalten ſollten, als er ſich in der Schlacht von Bedr gezeigt hatte. Mit denen zogen ſie denn nicht übermäßig ſchnell vorwärts, „machten bei jeder Tränke halt, thaten ſich gütlich und ließen ſich durch die Lieder ihrer paukenſchlagenden Weiber in Kampfſtimmung bringen“. Sie waren eben unverbeſſerlich — genußſüchtig, bummlig und, nach heidniſchen Begriffen, lieber zu anſtändig als das Gegentheil. So fand denn auch der Vorſchlag, den in El-Abwa Einige machten, die Aſche der an dieſem Orte begrabenen Mutter des Mohammed (S. 45) auszugraben und mitzunehmen, um ſie je nachdem als Unterpfand für die Sicherheit der eigenen Weiber benutzen oder ein gutes Löſegeld dafür erheben zu können, keinen

Beifall; man marſchirte ruhig weiter und langte endlich am Donnerſtag, 5. Schawwál des Jahres 3 (etwa Januar oder Februar 625)[1] auf der Ebene an, welche ſich im Norden von Medina bis zu dem eine gute halbe Meile von der Stadt entfernten Berge Ochod hinzieht. Dort lagerten ſie ſich, ließen ihre Reitthiere in den ſchönen grünen Saatfeldern der Mediner weiden, richteten im Uebrigen aber keinen weiteren Unfug an.

Währenddem hielt man in der Stadt Kriegsrath. Da zweifellos ein feindlicher Angriff bevorſtand, mußten Heuchler wie Juden den Muslimen Zuzug leiſten. Die Hilfe der erſteren lehnte Mohammed klüglich ab; mit dem Führer der letzteren, Abdallah Ibn Ubaij, einigte er ſich dahin, daß man wegen der Größe des feindlichen Heeres den Angriff in der Stadt erwarten wollte. Die Quartiere der Araber waren zwar nicht, wie die der Juden, geradezu befeſtigt, wohl aber, ähnlich wie in Mekka, durch das Aneinanderſtoßen der feſten Häuſermaſſen nach außen gedeckt; die wenigen Lücken konnten noch ausgefüllt werden, Lebensmittel waren genug in der Stadt, zu einer förmlichen Belagerung die Feinde nicht vorbereitet. Damit waren aber die jüngeren, feurigen Krieger unter den Gläubigen, insbeſondere die Bedrkämpfer nicht einverſtanden. Die Leute hatten Recht; man konnte ſchlimmſten Falls ja auf die himmliſchen Hilfstruppen zählen. Mohammed durfte die Begeiſterung der Seinen nicht dämpfen; ſo entſchloß er ſich am Mittag des 6. (25. Jan.?) zum Auszug. Inzwiſchen hatten aber die Verſtändigen der voreiligen Jugend den Text geleſen, und als der Prophet am Nachmittag gewappnet unter ſie trat, erklärten ihre Wortführer, daß ſie ihr ungehöriges Drängen bereuten und in allen Dingen ihm zu gehorchen willig ſeien. Nun aber blieb er bei dem einmal gefaßten Entſchluß — „nicht gezieme es einem Propheten, wenn er ſeine Rüſtung angelegt, ſie abzuthun, bevor er gekämpft habe". Er handelte zweifellos richtig, jedes Schwanken mußte jetzt ſchädlich wirken. Am Abend deſſelben Tages muſterte er ſeine 700 Mannen vor der Stadt; Ibn Ubaij lagerte mit 300 abſeits. Seine Heuchler tadelten ihn, daß er dem von unreifen Knaben fortgeriſſenen Bundesgenoſſen ins offene Feld gefolgt ſei, wozu er ſtreng genommen ja nicht verpflichtet war; in der Nacht gewann ſeine alte Unfähigkeit zu thatkräftigem Entſchluſſe die Oberhand, und als Mohammed am Morgen des 7. Schawwál (26. Jan.?) den Aufbruch anordnete, ſchwenkte er mit ſeiner Mannſchaft ab und kehrte in die Stadt zurück. Die Muslime, allein auf Gott ihr Vertrauen ſetzend, wurden dadurch keineswegs entmuthigt. Mohammeds Anordnungen zeugen von großem taktiſchen Geſchick, ſei es daß er ſelbſt ſie getroffen oder ſich dem Rathe der Seinen — er hatte mehr als einen der künftigen großen Feldherren des Islâms um ſich — anbequemt hat. Bei der Ueberzahl der Feinde mußte er wie bei Bedr auf eine feſte Stellung bedacht ſein: ſo marſchirte er an der feindlichen Flanke vorbei bis zum Ochod, der einen weit in die Ebene hineinragenden Vorſprung des nördlichen Gebirges darſtellt. In einer Thalſenkung, die ſich nach oben zu einer den Berg hinanziehenden Schlucht verengert, ſtellte er ſein Heer auf, in verkehrter Front natürlich, ſo daß ſein Rücken und der rechte Flügel von anſteigenden Felſen gedeckt waren; auf der linken offenen Flanke poſtirte er 50 ſeiner beſten Pfeilſchützen unter dem Commando des Abdallah Ibn Dſchubeir mit dem nachdrücklichen Befehle, von dort aus die etwaigen Umgehungsverſuche des Feindes abzuwehren und den wichtigen Poſten unter keinen Umſtänden zu verlaſſen. Den Gewalthaufen richtete er daneben „bis keine Schulter aus der Linie hervorragte" — wir ſehen, mit welcher militäriſchen Einſicht die Muslime auch auf die äußere Haltung der Truppen bereits Werth legten — und befahl Stillſtehen, bis er ſelbſt die Erlaubniß zum Beginn des Kampfes geben würde.

---

[1] Nach der conventionellen Chronologie 28. März, was unmöglich richtig iſt. Man hat den 24. Januar ausgerechnet, das könnte eher ſtimmen, iſt aber auch nicht ſicher.

Die Koreiſchiten hatten vermuthlich, wie von der Stellung ihrer Gegner, ſo auch von ihrer empfindlichen Schwächung durch den Abmarſch der Heuchler Kunde erhalten; ſo kamen ſie guten Muthes herangezogen, ihren Rücken der Stadt, ihre Front dem Berge und den Muslimen zugewandt. Einen eigenthümlichen Gegenſatz hätte ein aufmerkſamer Beobachter zwiſchen den beiden Heeren gewahren können. Auf der einen Seite die ungeordneten, aber frohmuthigen Haufen der Heiden mit den Schaaren der Weiber vor ſich, welche ihre Pauken ſchlugen und das alte Kriegslied ſangen:[1])

„Wir Kinder eines Recken
Ruhen auf weichen Decken,
Vordringende zu wecken,
Rückweichende zu ſchrecken" —

auf der andern in militäriſch feſtem Aufmarſch die todesfreudigen Kämpfer des Glaubens, die gleichzeitig von den mahnenden, Sieg oder Paradieſesfreude verheißenden Worten deſſen, welchen Gott ſelbſt ihnen geſandt, ſich zu übermenſchlicher Tapferkeit anfeuern ließen. Es ſind zwei Welten, die in den paar tauſend Menſchen ſich hier gegenüberſtehen.

Aus den Reihen der Mekkaner trat zunächſt, nachdem die Weiber ſich hinter die Streiter zurückgezogen, Abu Ámir, der aus Medina geflüchtete Hanife (S. 101 f.), mit ſeinen Gefährten. Er rief ſeine Landsleute vom Stamme Aus an, ihnen vom Kampfe abzureden; aber ſie wieſen ihn mit Scheltworten zurück. Dann begannen die üblichen Einzelkämpfe: ſie wurden diesmal beſonders um die Fahne der Koreiſchiten ausgefochten. Dieſe zu tragen, war das Ehrenamt der Abd Ed-Dár (S. 33); wie daher der Fähnrich Talcha, Sohn des Abd El-Oſa, gegen Ali gefallen war, ergriff ſein Bruder die Fahne, und ſo wurden in ihrer Vertheidigung nach einander neun Helden der Familie erſchlagen, bis endlich Sſowáb, ein Sclave, ſich für ſie opferte:

---

1) Rückerts Hamaſa I. S. 194.

als ihm erſt die rechte, dann die linke Hand abgehauen waren, ſchlug er ſeine Arme um ſie und warf ſich mit ihr zur Erde, ſie mit ſeinem Leibe deckend, indem er ſeinen Herren zurief: „Habe ich genug gethan?“ — dann endete auch er unter dem Schwerte des Gegners. Auch ſonſt verliefen die Waffengänge meiſt zu Gunſten der Muslime. Vergebens war Chálid, der Sohn Walids aus dem Hauſe Machſúm, der hier die erſte Probe des unvergleichlichen militäriſchen Genies ablegte, welches ihn ſpäter zum größten unter den welterobernden Generalen der Araber gemacht hat, hartnäckig bemüht, mit ſeinen Reitern den Feinden in die Flanke zu kommen; Abdallahs Schützen thaten ihre Pflicht und ſcheuchten ſie immer wieder zurück. Endlich geriethen die Mekkaner ins Wanken, einer Abtheilung der Gläubigen gelang es ihre Reihen zu durchbrechen, und nun ſchien ihre Niederlage vollendet. Aber beim Anblick des mit allem Begehrenswerthen ausgeſtatteten Lagers, in welches ſie bereits eindrangen, regte ſich das Araberblut einmal in den Adern der Glaubenskämpfer; ſie vergaßen für einen Augenblick das „Tödte! Tödte!“ des unheimlichen Feldgeſchreis, welches auf jedem Schlachtfeld der Schrecken der Ungläubigen war, und fielen über die reiche Beute her. Das erblickten von ihrer Anhöhe herab die Pfeilſchützen; im Augenblick ergriff die Trefflichen die Angſt, bei der Plünderung zu ſpät zu kommen, und taub gegen den verbietenden Commandoruf Abdallahs ſtürzten bis auf wenige auch ſie in wilder Unordnung von ihrem Poſten weg auf das mekkaniſche Lager los. Mit der ruhigen Faſſung des geborenen Feldherrn hatte Chálid dem Gange der Schlacht zugeſehen; jetzt ergriff er mit Blitzesſchnelle den günſtigen Augenblick, überrannte die paar Schützen, welche ihrer Pflicht getreu geblieben waren, warf ſich auf die entblößte Flanke der Muslime, und da nun auch die übrigen Koreiſchiten mit neuem Muthe auf die verwirrten und durch die plötzliche Wendung betäubten Gegner eindrangen, konnte ſelbſt die todesmuthige Tapferkeit von Mohammeds beſten Männern den Tag nicht wiederherſtellen. Während vor Allen Hamſa vergeblich wie ein Löwe um ſich ſchlug, die Andern von den Wogen des Kampfes bald hier, bald dorthin geſchleudert wurden, gerieth auf einmal der Prophet ſelbſt mit wenigen ſeiner Getreuen unter einen dichten Haufen von Mekkanern; wie er ſich nach Kräften vertheidigte und die Uebrigen, ſo gut ſie konnten, ihn mit ihren Leibern deckten, erhielt er mehrere Steinwürfe, die ihm einen Vorderzahn unten rechts zerſchmetterten, zwei Ringe des Helmes in die Backen drückten und das Knie verletzten; einen Pfeil, der ihm beſtimmt war, fing Talcha, Obeidallahs Sohn, mit der eigenen Hand auf — da traf ihn ein Schwertſchlag, der ihn zu Falle brachte; er ſtürzte in eine unmittelbar daneben befindliche Grube und ſchien verloren. Trotzdem kämpfte Talcha weiter, bis er durch eine Kopfwunde betäubt zu Boden ſank; inzwiſchen erſcholl der Ruf „Mohammed iſt todt!“, und während ein großer Theil der Gläubigen in ſtarrem Entſetzen die Schlucht hinan auf den Berg flüchtete, ließen die Feinde, über das Gelingen ihrer Rache frohlockend, allmählich vom Kampfe ab, deſſen Zweck ja erreicht ſchien. Inzwiſchen ſammelten ſich einige Mannſchaften um die kleine Gruppe, Mohammed, der von dem Schwerthiebe nur umgeworfen, nicht verwundet war, hatte ſich bereits wieder erhoben und wurde nun eilends durch die Schlucht herauf in Sicherheit gebracht. Oben ſammelten ſich dann allmählich die Verſprengten von allen Seiten des Schlachtfeldes, ſoweit ſie nicht den Weg nach Medina eingeſchlagen hatten; das belebende Wort, der Geſandte Gottes ſei gerettet, flog von Mund zu Munde. Unten prahlte noch Ibn Kámïa, deſſen Schwert Mohammed getroffen, daß er den Erzfeind getödtet, als ſchon das gegentheilige Gerücht auch dorthin ſeinen Weg gefunden hatte. Ueber die Leichen der Erſchlagenen hinweg ritt Abu Sſofján auf den Berg zu, bis er in Rufweite war; auf ſeine Frage antwortete ihm Omar, der Prophet ſei nicht todt, und werde ihm noch Vergeltung bereiten. „Wohl denn, übers Jahr wollen wir uns wieder bei Bedr treffen!“ rief der Heide: und „Ja, da ſoll das Zuſammentreffen ſein!“ war die Antwort.[1])

War auch das Schlimmſte vermieden, die Ungläubigen hatten allen Grund zu triumphiren. Während ihr eigener Verluſt nur 27 Mann betrug, deckten 74 Muslime das Schlachtfeld, unter ihnen Hamſa, der Oheim des Propheten, „der Löwe des Islams“. Ein Negerſklave Wachſchi, aus ſeiner afrikaniſchen Heimath im Gebrauche des kurzen Wurfſpießes geübt, hatte ihn mit ſeiner Waffe durchbohrt, während er grade auf ihn losging. An ſeiner Leiche ſoll Hind, die Frau des Abu Sſofján und Tochter des bei Bedr von Hamſa erſchlagenen Otba, ihre Wuth durch ſchamloſe Verſtümmelungen ausgelaſſen haben; die Hiſtoriker berichten, ſogar die Leber, welche Wachſchi ihm ausgeſchnitten, habe ſie angebiſſen — wovon ihr Sohn Mo'áwija, dem alles Mögliche am Zeuge zu flicken Pflicht jedes frommen Muslims iſt, bei den Späteren den Uebernamen „Sohn der Lebereſſerin“ bekommen hat. Das ſind aber zweifellos zum Mindeſten ſtarke Uebertreibungen der Tradition, wenngleich Schändungen der Leichen erſchlagener Feinde vorgekommen ſein mögen. Die finden ſich auch ſonſt ab und zu erwähnt; iſt auch kein Grund, die Araber deswegen beſonderer Ruchloſigkeit anzuklagen. Die chriſtlichen Montenegriner machen das noch im neunzehnten Jahrhundert nicht anders. — Nachdem die Mekkaner ihrer Rache genoſſen, nahmen ſie ihre Verwundeten und Todten zu ſich und begaben ſich auf den Rückzug. Man darf ſich nicht wundern, daß ſie gar keinen Verſuch gemacht haben, ſich der Stadt zu bemächtigen oder den Muslimen auf dem Ochod weitere Noth zu bereiten. Erſteres wagen zu können waren ihre Mannſchaften doch nicht ſtark genug, hatten ſie den Heuchlern und Juden gegenüber auch gar keine Veranlaſſung. Letzteres wäre, da die Gläubigen durch die Berge leicht einen Rückweg nach Medina finden konnten, nur mit Aufgebot aller Kräfte durch einen fortgeſetzten und anſtrengenden Guerillakrieg möglich geweſen. Dazu hatten die immer bequemen Herren von Mekka aber nicht geſiegt, um ſich neue Strapazen

---

1) Vgl. unten S. 130.

aufzuerlegen; es iſt ihnen derartiges vermuthlich gar nicht in den Sinn gekommen. Sie hatten ſich für Bedr gerächt, den Feinden eine empfindliche Niederlage beigebracht und einige ihrer beſten Leute erſchlagen: das genügte nach altarabiſchen Begriffen, und weiter überlegten ſie nicht. Von etwas wie einer Politik, welche auch auf morgen oder gar übermorgen bedacht iſt, hatte ja außer Mohammed und ſeiner Umgebung Niemand in ganz Arabien eine Ahnung. So zogen denn die guten Koreiſchiten ſiegesfroh und unbekümmert wieder ihrer Heimath zu.

Sorgten aber ſeine Feinde ſelbſt dafür, daß ſein Mißgeſchick nicht allzu ſchwere Folgen nach ſich zog, ſo blieb die Lage des Mohammed nach der Schlacht immer nichts weniger als beneidenswerth. Die Gläubigen freilich hatten keine Veranlaſſung, an ihm irre zu werden. Allerdings hatte er ihnen, nachdem er ſich einmal zum Auszuge entſchloſſen, auch den Sieg durch Gottes Hilfe verſprochen: aber hatte er nicht ausdrücklich die Worte hinzugefügt „wenn ihr ſtandhaft ſeid“? Und hatten ſie nicht geſiegt, ſo lange ſie ſtandhaft den Befehlen des Propheten folgten? War die endliche Niederlage nicht die verdiente göttliche Strafe für die bewieſene Indisciplin? Das waren Vorwürfe, deren Berechtigung die Muslime einſehen mußten, ſobald Mohammed ſie im Auftrage Gottes ihnen zu machen anfing; doch miſchte er darunter ſo viele Anweiſungen auf die Vergebung des Höchſten, welche den Bereuenden nicht fehlen werde, ſo viele Ausfälle gegen die Ungläubigen, daß bald nicht blos jeder Zweifel, ſondern auch jeder Mißmuth aus den Reihen ſeiner Anhänger verſchwand. Aber das Vergnügen, welches die Niederlage den Heuchlern und Juden bereitete, kann man ſich denken, und war Mohammed vor der Schlacht nicht in der Lage geweſen ſo gegen beide aufzutreten, wie er es am liebſten gemocht hätte, ſo mußte er nach den erlittenen Verluſten ſich eine ganze Weile ziemlich ducken, bis ſich eine günſtige Gelegenheit fand, den verlorenen Boden wiederzugewinnen. Man kann ihm das Zeugniß nicht verſagen, daß er, der von den erhaltenen, nicht ſchweren aber ſchmerzhaften Wunden doch recht erſchöpft war, mit großer Standhaftigkeit und dem moraliſchen Muthe, welcher ihm in bedrängten Lagen niemals fehlte, Alles gethan hat, was den üblen Eindruck zu mindern geeignet war. Die Schlacht hatte bis Mittag gedauert; das Sonnenuntergangs-Gebet hielt er bereits wieder ſelbſt in der Moſchee ab. Andern Morgens nach dem Frühgebet mußte Bilál die Kämpfer vom Ochod aufbieten: der Geſandte Gottes wolle den Ungläubigen nachſetzen, Niemand dürfe ſich an dem Zuge betheiligen, der nicht Tags zuvor mitgefochten. Das war ziemlich ungefährlich, da die Koreiſchiten inzwiſchen bereits einen großen Vorſprung hatten, ſah aber doch nach etwas aus. Als er in Hamrá el-Áſad, kleine drei Meilen[1]) weſtlich von der Stadt, angekommen war, machte er Halt und blieb drei Tage dort gelagert; des Nachts ließ er auf allen Bergen Feuer anzünden, damit ſich weithin die Nachricht verbreite, daß er die Koreiſchiten verfolgt habe.

---

[1]) Acht bis zehn arabiſche, deren jede etwas über eine viertel deutſche Meile (ungefähr 2000 Meter) ausmacht. Man darf den Ort daher nicht mit dem jetzigen Dár

Auch ſonſt bemühte er ſich darzuthun, daß in keiner Beziehung durch die Schlacht etwas verändert ſei. Bald nach der Rückkehr erfuhr er, daß ein Chaſradſchite während der Verwirrung am Ochod einen Schutzgenoſſen der Aus niedergemacht, an welchem er noch aus der Zeit des Heidenthums den Tod ſeines Vaters zu rächen hatte. Das war eine gefährliche Verletzung des Geſetzes (S. 95), welches die Blutrache unter den Gläubigen abgeſchafft hatte; Mohammed ließ den Schuldigen ohne Weiteres von einem Außiten köpfen. Ferner ſchien es nöthig, den Beduinen im Oſten, welche ſich auf die Nachrichten vom Ochod zu rühren anfingen, Reſpect einzuflößen. Insbeſondere hörte man, die Benu Aßad, Iſmaeliten, welche etwa 50 Meilen nordöſtlich von Medina zelteten, ſchickten ſich an, unter Führung ihres Häuptlings Toleicha einen Raubzug gegen die Stadt ins Werk zu ſetzen. Mohammed ſandte den Abu Sſálama, ſeinen Milchbruder und nahen Verwandten, mit 150 Mann aus. Trotz der weiten Entfernung erreichten ſie ohne Zwiſchenfälle das Weidegebiet der Aßad; nach Beduinenart aber machten dieſe ſich aus dem Staube und man erbeutete nur einiges Vieh. Auf dem Heimwege brach dem Abu Sſálama eine am Ochod erhaltene Wunde auf, an welcher er ſtarb; ſeine Wittwe, welche ſchön geweſen ſein ſoll, wurde vier Monate ſpäter vom Propheten geheirathet.

Der kleine Streifzug genügte nicht, den Eindruck des Sieges der Mekkaner auf die Stämme Centralarabiens zu verwiſchen. Sie waren als Freunde der Koreiſchiten, deren Meſſen ſie fleißig zu beſuchen pflegten, gegen Mohammed eingenommen; um ſo mehr mag es ſie verſtimmt haben, daß er, der eben erſt einen ſo gründlichen Denkzettel erhalten, nicht abließ, die Ausdehnung ſeiner Macht auch nach ihrer Seite hin zu verfolgen. So erging es denn ungefähr zu gleicher Zeit (etwa im Mai 625) zwei kleinen Schaaren ſehr übel, welche er, wie es heißt in friedlicher Abſicht, nach Oſten und Süden ausgeſandt hatte. Wenn man zwiſchen Medina und Mekka eine Linie zieht, ſo wohnen öſtlich derſelben im Nedſchd die großen Stämme Sſoleim, Hawáſin und Hodheil. Zu den Hawáſin gehörten die Benu Ámir von Sſá'ßa'a,[1] von denen kam ein alter Häuptling nach Medina, Abu'l-Bará Ámir, weil er vom Mohammed gehört hatte und ihn kennen lernen wollte. Der Prophet nahm ihn freundlich auf und trug ihm den Islam an. Jener lehnte den Uebertritt nicht ab, wollte ihn aber nur mit ſeinem Stamme zuſammen vollziehen; es möchten Glaubensboten aus Medina zu den Ámir kommen, ſie zu unterrichten, für ihre Sicherheit wolle er Bürgſchaft leiſten.

El-Hamrá verwechſeln, welches ungefähr 13 deutſche Meilen von Medina entfernt iſt, in einem Tage alſo unmöglich zu erreichen geweſen wäre.

[1] Es giebt auch Ámir von Rabí'a, zu den Wäïlſtämmen (vgl. S. 3. 5) gehörig, die wohnen viel weiter nach NO.

Mohammed war hocherfreut und ſandte 40 (nach Anderen 70) junge Mediner ab, die im Korán beſonders bewandert waren; als ſie aber zu den Ámir kamen, paßte einem Neffen des Abu'l-Bará, dem Ámir Ibn Et-Tofeil, die Sache nicht, und da ſeine Stammgenoſſen das Geleit ſeines Oheims nicht verletzen wollten, machte er ſich mit einem Haufen der benachbarten Sſoleim über die Sendlinge her und erſchlug ſie beim Brnnnen Ma'úna, zehn Meilen ſüdweſtlich von Medina, bis auf einen, welcher die Kunde von dem Geſchicke ſeiner Genoſſen heimbrachte. Schlimmer noch ging es ſieben Anderen, welche nach dem Süden geſandt worden waren, nach Einigen auch zu Miſſionszwecken, wahrſcheinlicher aber, um in der Umgegend von Mekka zu ſpioniren. Als ſie nach Er-Radſchi auf dem Gebiete der Hodheil gekommen waren, fielen Leute von den Benu Lichján[1]) über ſie her, wie es ſcheint von den Mekkanern aufgehetzt, oder, wie auch berichtet wird, gereizt durch die auf Mohammeds Befehl geſchehene Ermordung ihres Häuptlings, der einen Kriegszug nach Medina geplant haben ſollte. Jedenfalls tödteten ſie vier von den Medinern; drei gaben ſich gefangen, von denen unternahm einer auf dem Wege einen Fluchtverſuch und wurde mit Steinen todtgeworfen, die andern beiden verkauften die Beduinen für 100 Kamele an die Koreiſchiten, welche ſich das Vergnügen machten, ſie von Kindern der bei Bedr Gefallenen mit Lanzen todtſpießen zu laſſen.

Mohammed ſah, daß nach Centralarabien hin vorläufig nichts zu machen war; irgend einen Erfolg brauchte er aber für die Gläubigen, die Verheißungen zu erfüllen, durch welche er nach der Schlacht am Ochod ihr Vertrauen neu gefeſtigt hatte. Es waren natürlich wieder die Juden, welche die Zeche zahlen mußten. Unmittelbar nach ſeiner Niederlage hatte er es wohl für klüger gehalten, abzuwarten, was etwa von außen für neue Gefahren drohen könnten; auch mochte er es nöthig finden, erſt unter den Seinen die gewohnte Disciplin herzuſtellen. In beiden Beziehungen wird er ſich ein halbes Jahr nach der Schlacht ſicher gefühlt haben, auch hatte er, ſcheint es, um dieſe Zeit Gründe zu der Annahme, daß noch weniger als die Keinoká ihre Glaubensgenoſſen auf Beiſtand von Seiten der Heuchler rechnen durften. Zwei Judenſtämme waren überhaupt noch vorhanden, die Benu Nadir und die Benu Koreiza. Jene wohnten im Süden, dieſe im Südoſten der eigentlichen Stadt in befeſtigten Vororten; beide hatten in der Schlacht von Bo'áth (S. 37) gegen die Chasradſch gefochten, und ſelbſt wenn die Heuchler mehr politiſche Einſicht beſeſſen hätten, als ſie ſich rühmen konnten, hätte Abdallah Ibn Ubaij ſchwerlich die Erinnerung an die alte Feindſchaft ſo weit überwunden, ihnen gegen die Muslime gewaffneten Zuzug zu leiſten. Die Ueberlieferung beſchuldigt ihn geradezu hinterliſtiger Täuſchung der Juden: das iſt wohl übertrieben. Jedenfalls rührte er keinen Finger, als Mohammed unter einem nichtigen Vorwande — der Engel Gabriel hatte ihn benachrichtigt, daß einer der Juden ihn ermorden wollte — von den Benu Nadír, dem ſchwächeren der beiden Stämme, etwa im Juni 625 verlangte, ſie ſollten ihr Gebiet räumen, und die Juden nach Ablehnung dieſes Anſinnens in ihrem feſten Quartier, ungefähr eine Meile ſüdlich von der Stadt, von den Muslimen belagert wurden. Auch die Koreiza rafften ſich nicht dazu auf, den Glaubensgenoſſen zu Hilfe zu kommen, ſondern klammerten ſich an den Strohhalm ihres Vertrages mit Mohammed. Die Belagerung dauerte 14 Tage; als ſie drohte ſich in die Länge zu ziehen, ließ Mohammed einen der Palmengärten umhauen, welche den Hauptbeſitz der Nadír darſtellten. Das war gegen den arabiſchen Kriegsgebrauch: der Armuth des Landes und der Länge der Zeit wegen, welche die Dattelpalme gebraucht, bis ſie Früchte trägt, hätte halb Arabien längſt verhungern müſſen, wenn nicht gegenſeitige Schonung des unentbehrlichen Baumes Sitte geweſen wäre. So verſtimmte die Maßregel ſelbſt in den Kreiſen der Gläubigen, und es wurde eine beſondere Offenbarung nothwendig, ſie zu rechtfertigen. Schließlich fanden ſich die Juden bereit zu capituliren, mit der Maßgabe, daß ſie mit Frau und Kind nebſt der beweglichen Habe auswanderten; nur die Waffen mußten ſie zurücklaſſen. Am fünfzehnten Tage zogen ſie unter Paukenſchlag und Saitenſpiel — wir würden ſagen, mit den kriegeriſchen Ehren — von dannen, zunächſt nach dem 20 Meilen nördlich von Medina gelegenen Cheibar, einer großen Judencolonie; dort blieben einige von ihnen, die anderen zogen den Keinoká nach in das Oſtjordanland.

---

[1]) ch rauh zu ſprechen, wie in ach.

Wichtiger als die Waffen, die man in dem geräumten Quartiere erbeutete, war für Mohammed der ausgedehnte Grundbeſitz, welchen die Juden zurückließen. Der Boden ſüdlich von Medina war damals wie heute fruchtbar, daher von Kornfeldern und Dattelpflanzungen bedeckt. Hier traf der Prophet nun eine ſehr zweckmäßige Einrichtung. Statt das Land unter die Theilnehmer an der Belagerung auszutheilen, verlieh er es im Einverſtändniß mit den Medinern ſeinen Fluchtgenoſſen, welche ſich bis dahin ausſchließlich auf die Gaſtfreundſchaft der Anßár angewieſen geſehen hatten, nun aber ſelbſtändig gemacht werden konnten. Mohammed rechtfertigte ſein Verfahren durch den Hinweis, dieſer Beſitz ſei nicht durch Kampf, ſondern auf friedlichem Wege durch Capitulation erlangt, und behielt auch für die Zukunft ähnliche Erwerbungen ſeiner unmittelbaren Verfügung vor — eine Beſtimmung, die ſpäter bei der Ausdehnung der muslimiſchen Eroberungen über die Grenzen Arabiens von größter Wichtigkeit werden ſollte.

In der Zeit dieſes Krieges iſt vielleicht die Offenbarung Sſure 5, 92—93 zu verlegen, welche das bekannte Verbot des Weintrinkens ausſpricht. Es wird, wie die mit ihm verbundene Unterſagung des Meißir, eines beliebten Hazardſpieles, damit motivirt, daß beide geeignet ſeien, Feindſchaft und Haß zwiſchen den Gläubigen zu verurſachen und Vernachläſſigung des Gebetes herbeizuführen. In der That waren die alten Araber dem Trunk und Spiel ſtark ergeben, und man begreift, daß im Intereſſe der Disciplin hier einmal durchgegriffen werden mußte. Einer asketiſchen Tendenz iſt das Verbot alſo nicht entſprungen.

Der glänzende Erfolg der Unternehmung gegen die Nadír, welcher vor Allem die materielle Exiſtenz der Fluchtgenoſſen, des Kernes von Mohammeds Heere, ſicher ſtellte, erlaubte dem Propheten, eine Weile zu raſten. Erſt Anfang 626 (Dhu'l-Kâ'ada 4) finden wir ihn wieder auf dem Marſche, und zwar an der Spitze von 1500 Mann — mehr als verdoppelt erſcheint hier die Zahl ſeiner Anhänger ſeit dem Ochod, ſei es, daß inzwiſchen Manchem durch die Vertreibung der Nadír die Augen über „die Kraft des Glaubens" aufgegangen waren, ſei es, daß einige der kleineren Stämme zwiſchen Medina und dem Meere ſich dem Zuge angeſchloſſen, z. B. die Benu Aslam, welche dicht bei Medina wohnten und jetzt immer mehr als zuverläſſige Bundesgenoſſen in den Vordergrund treten. Es galt das Stelldichein, welches im vorigen Jahre zwiſchen Abu Sſofján und Omar verabredet war. Freilich hatten die Mekkaner ihrerſeits keine Luſt, ſich zu demſelben einzufinden; ſie hatten andere Pläne, deren Ausführung längere Zeit erforderte und vor deren Reifwerden ſie ihre Sache keiner Gefahr ausſetzen durften. So hatten ſie verſucht, durch Reiſende übertriebene Gerüchte über große Rüſtungen, welche in Mekka für das Zuſammentreffen vorgenommen würden, in Medina verbreiten zu laſſen, und ſo beſtimmt darauf gerechnet, die Muslime würden ſich dadurch ſchrecken laſſen, daß ſie ſelbſt nur zum Schein den Marſch nach Bedr antraten, aber bereits in Madſchánna, nur drei Meilen von Mekka, wieder Kehrt machten in der Abſicht, nachher zu behaupten, die Nachricht von dem Ausbleiben der Muslime habe ſie zum Rückmarſche veranlaßt. So traf ſie dann die Nachrede, als man vernahm, Mohammed ſei mit zahlreicher Mannſchaft in größtem Glanze in Bedr aufgetreten; ja die Mediner hätten, weil gerade um die Zeit Markt dort geweſen, Waaren mitgebracht und ungeſtört mit großem Profite gehandelt.

Die Geſchichte dieſes Zuges iſt ſehr unklar und mit mehreren hier nicht zu unterſuchenden Widerſprüchen behaftet. Ich glaube nicht, daß man ſo weit gehen darf ihn ganz und gar zu leugnen. Das Sachverhältniß könnte einfach ſo ſein, daß Mohammed es nützlich fand, die alle Jahre im Monat Dhu'l-Kâ'ada in Bedr ſtattfindende Meſſe diesmal zu beſuchen und mit beſonderem Pompe dort zu erſcheinen, um den Küſtenſtämmen, welche ſeit Ochod Zeichen von Unzuverläſſigkeit gegeben haben mochten, zu imponiren und ſie neu an ſich zu feſſeln. Gegen Ende deſſelben Monats hielten, wie ebenfalls alljährlich zu geſchehen pflegte, die Koreiſchiten Markt zu Madſchánna; zwiſchen beiden mochte man ſpäter glauben einen inneren Zuſammenhang ſuchen zu müſſen, und ſo könnte allmählich die Geſchichte von der Verabredung des Stelldicheins und dem Ausbleiben der Mekkaner ſich gebildet haben.[1]

---

[1] Die Vermuthung bleibt unſicher, weil die Ueberlieferung des Datums von Mohammeds Zuge ſchwankt; das oben angenommene iſt möglicherweiſe künſtlich ausgerechnet.

Wie dem auch ſei, die Koreiſchiten hatten guten Grund, ſich dies Jahr ruhig zu halten. Wir finden in der Ueberlieferung mancherlei Anhaltspunkte für die Annahme, daß Abu Sſofjân von Hauſe aus weitſichtiger war, als die übrigen Mekkaner. Sein Sohn Mo'âwija hat ſich ſpäter zu einem der klügſten Politiker aller Zeiten entwickelt; etwas davon muß auch im Vater ſchon geſteckt haben. Schade, daß uns die Tradition ſelten Gelegenheit giebt, von den Vorgängen in Mekka eine deutliche Anſchauung zu gewinnen; immerhin zeigt ſie uns den Omaijaden als das eigentlich treibende Element, dem es freilich ſelten gelingt, die läſſigen, immer nur auf das Nächſte bedachten Volksgenoſſen mit ſich fortzureißen. Jetzt aber, wo Jedermann einſehen mußte, daß der Sieg am Ochod gar nichts genützt hatte, fand er ſie willig alle Kräfte zu einem Hauptſchlage zuſammenzuraffen, der gegen das eigentliche Neſt der Vaterlandsverräther und ihrer Bundesgenoſſen, die Stadt Medina ſelbſt, gerichtet werden ſollte. Das konnte nun aber nicht ausgenommen werden, ohne daß man es auch mit den Heuchlern zu thun bekam, und eine Belagerung wie ein Straßenkampf, der leicht nothwendig werden mochte, war mit den Mannſchaften von Koreiſch allein nicht zu wagen, da Medina mindeſtens 2000 tapfere Krieger einſchloß. So entwarf denn Abu Sſofjân den unter den Umſtänden einzig richtigen Plan, eine große Coalition aller dem Islâm feindlichen oder für Geld und gute Worte zugänglichen Stämme herzuſtellen und mit dieſen einen entſcheidenden Feldzug gegen Medina zu unternehmen. Dabei kam ihm zu Hilfe, daß die in Cheibar gebliebenen Nadîr ihre dortigen Glaubensgenoſſen von der Nothwendigkeit gemeinſamer Abwehr der immer unverſchämter werdenden Uebergriffe Mohammeds überzeugt hatten; das waren wohlhabende Leute, welche den Gedanken des großen Unternehmens (den ihnen ſelbſt die Tradition wohl mit Unrecht zuſchreibt) aufs Bereitwilligſte ergriffen und ſich zu jedem Opfer bereit zeigten. So wurde es denn leicht, die großen centralarabiſchen Stämme der Sſoleim und Gatafân zu gewinnen; wir hören, daß die Juden den letzteren die Hälfte der nächſtjährigen Dattelernte von Cheibar für ihre Hilfe verſprachen. Dazu kamen die kleineren Stämme in der Umgegend von Mekka, die mit den Koreiſchiten eng verbündet waren, und endlich die Benu Âßad, die öſtlichen Nachbarn der Sſoleim. Abgeſehen von dem verſprochenen Lohn und der erhofften Beute hatten alle dieſe Stämme in der That Veranlaſſung, vor Mohammed, mit welchem ſie ſchon gelegentlich in unfreundliche Berührung gekommen (S. 120. 127. 128), und von deſſen Gebiet ihre Weideplätze nicht allzuweit entfernt lagen, auf ihrer Hut zu ſein.

Obwohl die umſtändlichen Verhandlungen zwiſchen Cheibar, Mekka und den Stämmen möglichſt im Geheimen geführt wurden, mögen dunkle Gerüchte darüber doch Medina erreicht haben; wenigſtens ſehen wir Mohammed das Jahr 5 (626) hindurch Schläge nach verſchiedenen Seiten führen, als wollte er das Netz zerreißen, welches ſich über ihm zuſammenzog. So gegen die Gatafân, welche bei ſeiner Annäherung wie gewöhnlich ſich davon machten, freilich einen Haufen Weiber als leichte Beute für ihn zurücklaſſend; ferner nach dem Norden, wo die Straßen unſicher zu werden anfingen.[1]) Ebenhieher wird von Einigen auch der von einem Sendling des Propheten an dem Abu Ráfi begangene Mord geſetzt. Er war Häuptling der Nadír in Cheibar und betrieb eifrig die Verhandlungen über die Coalition: davon könnte etwas zu Mohammeds Ohren gelangt ſein. Andere berichten, er ſei erſt nach dem Ende des Coalitionskrieges zur Strafe für ſeinen Antheil daran getödtet worden. Endlich fällt wahrſcheinlich in daſſelbe Jahr noch der Zug gegen die Benu Móſtalik, einen Theilſtamm der in der Nähe von Mekka hauſenden Choſá'a, welche ſonſt dem Mohammed befreundet erſcheinen. Der Weg war bequem, führte durch bekannte Gegenden, und man hoffte auf Beute; ſo gingen diesmal viele Heuchler mit, unter ihnen Jbn Ubaij ſelber. Der kleine Stamm verſuchte eine kurze Gegenwehr, mußte aber bald der Uebermacht weichen und ſich den von allen Seiten anſtürmenden Medinern ergeben. Außerdem fiel das ganze Lager mit ſeinem Jnhalt von 2000 Kamelen, 500 Ziegen und Schafen, 200 Weibern u. ſ. w. den Siegern in die Hände. Die Beute wurde vertheilt; als indeß Mohammed nachher eins von den gefangenen Mädchen, Namens Dſchuweirija, das ihm beſonders gefiel, heirathete, gab er ihr zu Liebe einen Theil der Gefangenen frei; die Uebrigen wurden dann ſpäter in Medina gegen Löſegeld entlaſſen.

Die Razzia war leicht und ſehr lohnend geweſen, brachte indeß kurz vor dem Ende noch zwei recht unangenehme Zwiſchenfälle mit ſich. Kurz vor dem Antritte des Rückmarſches entſtand aus geringfügiger Veranlaſſung ein Streit zwiſchen einem der Fluchtgenoſſen und einem Heuchler. Beide riefen ihre Landsleute zu Hilfe; nicht ohne Mühe wurde der offene Kampf vermieden und durch das Zureden einiger Verſtändigen der Friede wieder hergeſtellt. Dabei waren aber böſe Worte gefallen, und insbeſondere Abdallah Jbn Ubaij hatte ſich in ſo drohender Weiſe geäußert, daß Mohammed die Sache nicht hingehen laſſen konnte. Vor einem gewaltſamen Bruche ſcheute jener wieder zurück: ſo entſchloß er ſich, ſeine Worte abzuleugnen oder ihnen eine harmloſe Deutung zu geben. Aber der beiderſeitige gute Wille wurde dadurch nicht vermehrt; wir beſitzen in der 63. Sſure noch die bitteren Scheltreden, welche Mohammed kurz nachher gegen die Heuchler ausſtieß. Die andere Sache gab in Bezug auf die häuslichen Verhältniſſe des Propheten Veranlaſſung zu übler Nachrede und Aergerniß, iſt aber auf die ſpätere Geſchichte des Isláms auch nicht ohne Einfluß geweſen. Da von Gefahr auf dem Zuge kaum die Rede ſein konnte, hatte er zwei ſeiner Frauen mitgenommen, Omm Sſálama und Áïſcha. Letztere war von Anfang an ſeine Lieblingsfrau geweſen; damals kaum 14 Jahre alt, wußte ſie durch ihr munteres Weſen den alternden, oft von Sorgen beſchwerten Mann ſtets aufzuheitern, wie ſie auch ſpäter als unleugbar geſcheite Frau ihren Einfluß auf ihn bis an ſein Lebensende bewahrt hat. Auf dem Rückmarſche hatte das Heer Abends nicht weit von Medina Halt gemacht; noch vor Tagesanbruch aber, früher als man erwartete, erſcholl plötzlich der Befehl zum Aufbruch, als Áïſcha eben ſich entfernt hatte, ein Halsband von ſüdarabiſchen Muſcheln zu ſuchen, das ſie vorher bei einem kurzen Ausgange verloren. Sie fand es auch; als ſie aber zurück kam, hatte ſich das Heer entfernt, und zwar mit ihrem Kamel, in deſſen geſchloſſener Sänfte man ſie ſitzen glaubte. Es blieb ihr nichts übrig, als an der Stelle zu warten, und bald nachher kam auch ein Nachzügler, Sſafwán Ibn El-Mo'áttal, der ſie erkannte, auf ſein Kamel ſetzte und nach Medina führte. Dort erregte das nachträgliche Erſcheinen der Gattin des Propheten allein mit einem jungen Manne Aufſehen, welches ſich bald zu allerhand malitiöſen Klatſchereien ſteigerte. Allmählich mußten die auch dem Mohammed zu Ohren kommen, und bald merkte Áïſcha zu ihrer größten Kränkung, daß er, der ſie ſtets vor ſeinen anderen Frauen in jeder Weiſe bevorzugt hatte, ſie gänzlich vernachläſſigte. Als das andauerte und das verleumderiſche Gerede auch ihr ſelbſt zu Ohren kam, wurde ſie krank und erbat ſchließlich die Erlaubniß, zu ihrem Vater Abu Bekr zu gehen. Sie wurde ihr gewährt, und da man die Rückkehr in das elterliche Haus als ein Zeichen der Scheidung zu betrachten gewohnt war, fielen nun außer den ſchadenfrohen Heuchlern auch die alten Weiber beiderlei Geſchlechtes in der Umgebung des Propheten in den Chor der böſen Zungen ein, vor Allen Mohammeds Leibpoet Haſſán Ibn Thábit, deſſen ſich der Prophet zu bedienen pflegte, um die in Medina, Mekka und anderwärts gegen ihn losgelaſſenen Satiren im gleichen Stile zu erwidern; er war ein begabter, aber charakterloſer Menſch, nach unſeren heutigen Begriffen das Muſter eines officiöſen Journaliſten in der ſchlechten Bedeutung des Wortes. Das Aergerniß wurde immer größer; Mohammed ſah ſich genöthigt, ernſtlich mit ſeinen Getreuen Rückſprache zu nehmen. Er fand die Meinungen getheilt; Ali ſtimmte eifrig dafür, gegen die verdächtige Gattin die Scheidung auszuſprechen, Andere riethen zum Gegentheil. Schließlich glaubte der Prophet von der Unſchuld ſeiner Frau überzeugt ſein zu dürfen; um aber alles weitere Gerede mit einem Male abzuſchneiden, mußte Gott ſelbſt ſich in die Sache miſchen. Es kamen verſchiedene Offenbarungen; eine, welche die Unſchuld der Áïſcha erklärte, eine weitere, die bei Strafe von 100 Geißelhieben verbot, ehrenrührige Thatſachen von verheiratheten Frauen zu behaupten, welche der Ankläger nicht durch vier Augenzeugen erhärten konnte. Durch eine weitere ward den Frauen des Propheten anbefohlen, ſich in ihren Häuſern zu halten;

---

[1]) Der ſogenannte „erſte Zug nach Dûmat-el-Dſchandal". Das iſt die jetzt El-Dſchôf genannte Oaſe, welche unter 30° N. Br. zwiſchen der nordarabiſchen und der großen ſyriſchen Wüſte liegt. Aber die iſt von Medina etwa 85 deutſche Meilen entfernt und man brauchte 15 Tage ſie zu erreichen; das war aber die Geſammtdauer von Mohammeds Abweſenheit überhaupt. Die älteſte Ueberlieferung bemerkt ausdrücklich „er gelangte nicht bis dorthin", der Name wird alſo urſprünglich nur zur Angabe der Richtung des Zuges hinzugefügt ſein, welcher übrigens unter allen Umſtänden auch durch das Gebiet der Gatafán gehen mußte.

ferner wurde ihnen und den andern Weibern der Gläubigen vorgeſchrieben, ſich in Gegenwart von Fremden zu verſchleiern u. ſ. w. Das neue Geſetz gegen die Verleumder erhielt rückwirkende Kraft, und ſo mußten ein paar der vorlauteſten Schwätzer die Schläge dulden — darunter auch der unglückliche Leibpoet, der indeß hiefür, wie für weitere Unannehmlichkeiten, die ihm von Seiten Ssafwâns widerfuhren, durch ein reichliches Trinkgeld entſchädigt wurde.

Die Grenze zwiſchen Selbſtbetrug und wiſſentlicher Täuſchung anderer Leute iſt bekanntlich häufig ſehr unbeſtimmt; ſo mag Mohammed ſich ſelbſt wirklich eingebildet haben, Gottes Willen zu verkündigen, als er die Reglements für ſeinen Harem feſtſetzte. Uns iſt eine ſo unwürdige Anſchauung von dem Weſen des Höchſten faſt widerwärtiger als bewußter Betrug, wenngleich wir nicht vergeſſen dürfen, daß Mohammeds Gottesbegriff von Hauſe aus kein ſehr hoher oder klarer ſein konnte. Es iſt jedenfalls ſehr unangenehm charakteriſtiſch für ſeine ſpäteren Jahre, daß er, wenn wir es einmal ſo ausdrücken wollen, auch ſonſt häufig die Gelüſte ſeines Herzens mit den Beſtimmungen ſeines Herren verwechſelte: kurz vorher hatte er ſich durch eine andere Offenbarung, zu nicht geringem Aergerniß ſelbſt frommer Leute, geſtatten laſſen, Seinab, die hübſche Frau ſeines Adoptivſohnes Seid Ibn Hâritha, nachdem dieſer ſich bereitwillig von ihr geſchieden, zu heirathen, und auch ſpäter mußte Allah bei häuslichen Zwiſtigkeiten, die zwiſchen den vielen Nebenbuhlerinnen nicht ausbleiben konnten, gelegentlich ſelbſt ein Machtwort ſprechen. Wir ſchließen hiermit dies traurige Capitel, doch nicht ohne mit einem Worte noch auf die weittragenden Folgen hinzuweiſen, welche dieſe Dinge für die ganze Geſchichte des Islâms nach ſich gezogen haben. Einmal mußte, wie wir ſpäter ſehen werden, Ali es nach Jahrzehnten bitter bereuen, daß er bei der Verhandlung über die Unſchuld der Âïſcha gegen ſie aufgetreten war; dann aber ſind es die Verordnungen, welche Mohammed hier gegeben hat, durch welche die Stellung der Frauen in der mohammedaniſchen Geſellſchaft und damit zum Theil das Schickſal der mohammedaniſchen Welt ſelber beſtimmt worden iſt. Es iſt müßig darüber zu ſpeculiren, was aus beiden geworden wäre, hätten dieſe Verordnungen nicht exiſtirt; aber das iſt auf alle Fälle klar, daß einem Manne, der zur Erhärtung der Untreue ſeiner Frau vier Augenzeugen braucht, nichts übrig bleibt als ſie einzuſperren, beſonders unter einem Volke, welches ſeit Alters das eheliche Band zwar ſtreng zu reſpectiren, aber leicht zu löſen gewohnt war, und deſſen gute Sitten bei der nachherigen Welteroberung bald in die Brüche gehen mußten. Ich kenne in der ganzen Weltgeſchichte keinen handgreiflicheren Beweis für den vielangefochtenen Satz von den kleinen Urſachen und großen Wirkungen, als daß noch im 19. Jahrhundert über 200 Millionen Menſchen von jedem ſittlichen Einfluß edleren weiblichen Weſens ausgeſchloſſen ſind und immer ausgeſchloſſen bleiben müſſen — weil im Jahre 625 ein fahriges vierzehnjähriges Ding von Araberin ein Halsband im Werthe von ein paar Mark verloren hatte.

Wenige Monate ſpäter bekamen die Gläubigen Anderes zu ſchaffen, als ſich über beſagtes Halsband aufzuhalten. Befreundete Choſá'a meldeten gegen Ende 5 (etwa März 627)[1]) den Anmarſch des großen Coalitionsheeres, welches die Koreiſchiten nun wirklich auf die Beine gebracht hatten. Es zählte 10,000 Mann, darunter 4000 Männer von den Koreiſch und deren nächſten Verbündeten mit 300 Pferden und 15 Kamelen, unter dem Befehle Abu Sſofjâns, der auch das Obercommando führte, ſofern von einem ſolchen bei der Eiferſucht der Beduinen auf ihre Freiheit die Rede ſein konnte; jedenfalls bildeten daneben die Gatafân mit den Aßad ſowie die Sſoleim durchaus ſelbſtändige Heerhaufen. Der Marſch ſcheint diesmal ziemlich ſchnell von Statten gegangen zu ſein; Mohammed behielt kaum eine Woche Zeit, ſeine Vorbereitungen gegen den Anſturm zu treffen. An eine Feldſchlacht wagte bei der Ueberzahl der Gegner insbeſondere wegen der üblen Erinnerungen vom Ochod kaum Jemand zu denken. Die Stadt ſelbſt war nach drei Seiten leicht genug zu vertheidigen, weil die Mauern der Häuſer faſt überall unmittelbar aneinander ſtießen und die wenigen Lücken bald ausgefüllt werden konnten; das genügte, da Kriegsmaſchinen den Mekkanern nicht zur Verfügung ſtanden. Im Norden aber war die Stadt offen, und ein Theil der Ebene mußte auch in das Vertheidigungsgebiet einbezogen werden, um für die 3000 Mann, auf welche ſich die vereinigten Muslime und Heuchler beliefen, Raum zum Lagern zu ſchaffen. Unter Mohammeds Leuten befand ſich ein Perſer, Namens Sſalmân, welcher durch widrige Schickſale als Sklave nach Medina verſchlagen und dort, als er den Islâm annahm, freigekauft worden war. Der Mann hatte die Welt geſehen, und theilte dem Propheten nun den merkwürdigen Kniff mit, daß man draußen, um ſich insbeſondere vor Reiterangriffen zu ſchützen, einen breiten Graben auszuheben pflege. So etwas hatte man in Arabien noch nicht gehört; aber die Sache war einleuchtend, ganz Medina ſchaufelte um die Wette, und in ſechs Tagen war ein Graben fertig, welcher das ungedeckte Terrain vollkommen abſchloß; davon heißen die folgenden Kämpfe um Medina „der Grabenkrieg".

Kaum war die Befeſtigung vollendet, als auch ſchon die Verbündeten vor der Stadt erſchienen. Das neue, „unarabiſche" Vertheidigungsmittel erregte bei ihnen nicht weniger Entrüſtung als Staunen; ſie ſchalten über die Feigheit der Muslime, die aber waren froh, ſich hinter ihrem Graben einigermaßen in Sicherheit fühlen zu dürfen. Zwar ließen es die Ungläubigen nicht an Verſuchen fehlen, denſelben zu überſchreiten, aber die Mediner hielten Tag und Nacht unausgeſetzt Wache. Es war ein mühſeliger Dienſt, beſonders als der Frühlingsanfang abſcheuliches Wetter brachte; aber man vermochte doch immer, die anſtürmenden Feinde mit Pfeilſchüſſen zurückzuweiſen. Nur einmal glückte es einer Anzahl mekkaniſcher Reiter, an einer ſchmalen

---

1) Nach der gewöhnlichen Rechnung Februar; aber verſchiedene Umſtände zeigen, daß es bereits etwas ſpäter war.

und nicht gehörig bewachten Stelle hinüberzuſetzen; anſtatt aber die gewonnene Stellung einfach zu halten und eiligſt Verſtärkungen heranzuziehen, ließ ſich der alte Amr Ibn Abd mit Ali in einen Zweikampf ein; als der mit dem Falle Amrs endigte, hielten die Koreiſchiten die Sache vorläufig für erledigt und gingen ganz harmlos wieder über den Graben zurück. So zog ſich die Belagerung in die Länge, ſehr zum Unbehagen beider Theile, die gleichmäßig unter der kalten Witterung litten; nur waren die Verbündeten ſchlechter daran, inſofern ſie bei ihrer Ankunft die Getreidefelder bereits abgemäht[1]) vorgefunden hatten, und nunmehr die Verproviantirung Schwierigkeiten zu machen anfing: man hatte ja auf eine ſo lange Dauer des Krieges nicht gerechnet. So verſuchte man denn auf andere Weiſe der Stadt beizukommen. Gewiß ſchon früher hatte man durch Vermittlung der Nadír von Cheibar mit dem letzten der mediniſchen Judenſtämme, den Benu Koreiza, Verhandlungen über ihren Beitritt zu der Coalition angeknüpft; jetzt wurden dieſe von Neuem aufgenommen und ſchienen erwünſchten Verlauf zu nehmen. Es war das einzig Vernünftige, was die Juden thun konnten, daß ſie dieſe Gelegenheit benützten, Mohammed den Garaus zu machen. Sie ſtanden nicht beſſer zu ihm, als ihre inzwiſchen vertriebenen Glaubensgenoſſen geſtanden hatten, und konnten ſich kaum noch in der Hoffnung wiegen, daß er ſeinen Vertrag mit ihnen mehr reſpectiren würde, als er mit Jenen gethan hatte. Dazu lag ihr Quartier ſüdöſtlich von Medina grade an einer Stelle, wo die Stadt am ſchlechteſten zu vertheidigen war; ſo hatten ſie den Schlüſſel zu Mohammeds Heerlager in der Hand. Trotzdem konnten ſie ſich zu offener Parteinahme nicht gleich entſchließen, nahmen aber die Eröffnungen der Verbündeten günſtig auf. Der Prophet erſchrak aufs Aeußerſte, als er Wind von den Verhandlungen bekam; ſchleunigſt traf er ſeine Maßregeln. Er ſchickte einige ſeiner angeſehenſten Leute, von Aus wie von Chaſradſch, an die Juden, ſie zu bedrohen; da ſie ausgeſprochenem üblen Willen begegneten, ordnete er Vorbereitungen zum Schutze der Stadt an, welche freilich den ohnehin ſo anſtrengenden Dienſt am Graben noch mehr erſchwerten. Gleichzeitig aber wußte er unter den Gatafán einen zweideutigen Menſchen zu gewinnen, den No'eim Ibn Mas'úd; der ging nun zwiſchen den Juden und den Verbündeten hin und her und wußte auf geſchickte Weiſe Zwietracht zu ſäen, ſo daß bald Keiner dem Andern mehr traute, und die Verhandlungen ſich ohne Reſultat hinzogen. Ferner ſetzte er ſich heimlich mit Ojeina, dem Scheiche der Gatafán, in Verbindung und bot ihm für den Abzug ſeiner Leute die Hälfte der bevorſtehenden Dattelernte von Medina. Hier verhinderte der Widerwille ſeiner kriegeriſcher geſinnten Anhänger gegen eine ſolche Demüthigung den Abſchluß. Aber das Hin- und Herdiplomatiſiren machte die Verbündeten mißtrauiſch gegen einander; dazu erhoben ſich immer heftiger die Frühjahrsſtürme, die zahlreichen Thiere der Belagerer hatten nichts zu freſſen, litten unter dem ſchlechten Wetter und drohten einzugehen. Die Muslime ihrerſeits ließen an Wachſamkeit nicht nach; ſo ſchwand raſch jede Ausſicht, den Zweck des Kriegszuges zu erreichen, und eines Nachts faßten Mekkaner, Gatafán und Sſoleim nacheinander den Entſchluß, die Sache aufzugeben. Andern Morgens zogen ſie ab; Abu Sſofján ſchrieb dem Propheten noch einen groben Brief, in welchem er den Graben als eine unwürdige Kriegsliſt bezeichnete, es iſt aber kaum anzunehmen, daß er damit großen Eindruck gemacht haben wird.

---

[1]) Dies geſchieht in jener Gegend heute noch im März oder April, während die Dattelernte im Juli anfängt.

Der Krieg war ziemlich unblutig geweſen: nicht mehr als fünf von den Gläubigen und zwei von den Heiden hatten den Tod gefunden, je einer auf beiden Seiten lebensgefährliche Wunden empfangen. Aber er hätte ein grauſiges Nachſpiel. An dem Mittage, deſſen Morgen die Verbündeten abziehen ſah, übergab Mohammed die Kriegsfahne dem Ali, und ließ durch Bilál ausrufen, das Nachmittagsgebet ſolle im Quartier der Koreiza gehalten werden. Vor förmlichem Vertragsbruch waren die Juden zwar im letzten Augenblick noch zurückgeſcheut; aber ihre Verhandlungen mit den Feinden Medinas lagen am Tage, und dem Propheten hätte ein geringerer Vorwand genügt, ſich der gehaßten Feinde ſeiner Lehre zu entledigen. Die Koreiza waren tapfere Leute, und mit ihren 600 Mann hätten ſie es am Ende verſuchen dürfen, ſich durchzuſchlagen. Vielleicht meinten ſie, die Bedingungen des Nadír (S. 129) immer noch erlangen zu können, und griffen daher vorläufig noch nicht zum Aeußerſten: nach einigen Plänkeleien ſchloſſen ſie ſich in ihre Feſtung ein und ließen ſich belagern. Der Mangel an Lebensmitteln zwang ſie nach etwa 14 Tagen, Verhandlungen anzuknüpfen. Mohammed aber forderte jetzt Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Sein Bote, Abu Lobába, war ein Außite, alſo alter Bundesgenoſſe der Juden: als ſie ihn fragten, ob er wohl meine, daß Mohammed ihnen das Leben ſchenken werde, ſagte er officiell „ja“, zog aber gleichzeitig den Zeigefinger über ſeinen Hals. Der Prophet war über dieſen gefährlichen Anfall von weltlichem Anſtandsgefühl ſehr böſe, und der arme Abu Lobába mußte ſchwere Kirchenbuße thun, ehe er zu Gnaden angenommen wurde; den Juden blieb nichts übrig, als ſich zu ergeben oder ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Sie wählten das erſtere, vermuthlich in der Hoffnung, daß ihre früheren Verbündeten, die Aus, ſie losbitten würden, wie vor zwei Jahren die Keinoká von den Chaſradſch gerettet worden waren. Mohammed konnte nicht direct nein ſagen, damit die Aus ſich nicht gegen ihre alten Rivalen zurückgeſetzt fühlten; aber die Vernichtung der Juden war ihm beſchloſſene Sache, und er fand zu ihrer Ausführung ein Mittel von geradezu diaboliſcher Perfidie, worauf es ja dieſen Feinden Allahs gegenüber nicht ankam. Der Häuptling der Aus, Sſá'ad Ibn Mo'ádh, ein eifriger Knecht Gottes, lag auf den Tod an einer Wunde, welche er während der Belagerung erhalten; er wußte, daß er ſterben müſſe, und war voll Ingrimms gegen Alle, die in dem Grabenkriege wider ihn geſtanden, auch gegen die „verrätheriſchen“ Juden. Das war ſeinen Stammgenoſſen nicht bekannt, und als Mohammed ihnen anbot, den Gefangenen das Urtheil von ihrem Oberhaupte ſprechen zu laſſen, waren ſie's zufrieden. Sſá'ad entſchied, daß die Männer getödtet, Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft und ihre Habe vertheilt werden ſolle. Andern Morgens wurde der Spruch vollzogen; den ganzen Tag währte die widerwärtige Schlächterei, denn es waren über 600 Juden, welche den Tod für ihren Glauben erlitten. Ein einziger rettete ſich durch Uebertritt zum Jslám das Leben; die andern ſtarben, Mann für Mann unter Bethätigung eines Heldenmuthes, den man nach ihrer vorherigen ängſtlichen Haltung kaum erwartet hätte. Die Frauen und Kinder wurden Sklaven; eine ſchöne Jüdin, Reihána, fiel dem Propheten als Antheil zu, der ſie zum Jslám bekehren ließ und dann in ſeinen Harem aufnahm. Wenige Tage nachher folgte der grauſame Richter Sſá'ad ſeinen Opfern in den Tod.

Um die Handlungsweiſe des Propheten nicht einer allzu harten Beurtheilung auszuſetzen, muß ich hinzufügen, daß ihm nach altarabiſchem Kriegsrecht die Tödtung der gefangenen Juden, da ſie bedingungslos capitulirt hatten, ohne allen Zweifel zuſtand. Was uns bei dieſen Vorgängen ſo peinlich berührt, die Verbindung ſchonungsloſer Härte und Hinterliſt mit dem Namen des Höchſten, dafür hatten Mohammed und die Seinen ſo wenig ein Gefühl, als dem katholiſchen oder proteſtantiſchen Ketzerrichter das Schauerliche ſeines Thuns klar geweſen iſt, wenn er im Namen Gottes die Leiber der Menſchen brannte, um ihre Seelen zu retten. Dieſe Leute hatten überhaupt keine Nerven, am wenigſten die des neunzehnten Jahrhunderts. Trotzdem iſt ſolche Grauſamkeit ſonſt nicht im Charakter des Mohammed, der z. B. kurz nachher einen großen Fortſchritt in der Civiliſation ſeines Volkes herbeiführte, indem er verbot, Gefangene vor ihrer Tödtung zu verſtümmeln und zu martern; es iſt ja aber bekanntlich ganz etwas Anderes, einen Juden als einen Menſchen vor ſich zu haben, und wir kennen von früher (S. 104. 117) die Gründe des beſonderen Haſſes, der ihn gegen die Kinder Jsrael beſeelte.

Viertes Capitel.

Des Propheten letzte Jahre und der Sieg ſeiner Religion.
Das Lehrſyſtem des Islams.

Der Grabenkrieg und die Vernichtung der Koreiza bezeichnen eine ähnliche Wendung in der Geſchichte Mohammeds wie die Schlacht bei Bedr. Hatte dieſe ihn aus einem heimathloſen Flüchtling zu einem Heeresfürſten gemacht, den man nicht mehr verachtungsvoll bei Seite zu ſchieben im Stande war, ſo bezeugt der ergebnißloſe Verlauf des Coalitionsfeldzuges, daß ſeine Gegner auch bei Zuſammenraffung aller ihrer Kräfte ihm wenigſtens auf ſeinem eigenen Boden nicht mehr gewachſen ſind. So geben ſie ſich auch keine Mühe, den Verſuch etwa zu wiederholen; jeder Einzelne verſucht noch ſo lange zu widerſtehen als irgend möglich, hofft auch wohl dabei auf irgend eine Wendung des Kriegsglückes, aber zur Fortſetzung der einzig verſtändigen Politik gemeinſamer Abwehr wird ſo gut wie nichts unternommen. Die Beduinen verlaſſen ſich auf die Weite und Unzugänglichkeit ihrer Weideländer, die Juden auf die Feſtigkeit ihrer Thürme, die Mekkaner verſuchen noch das heilige Gebiet zu decken, aber keiner wagt von Neuem angriffsweiſe vorzugehen: ſo konnte Mohammed ſich in Ruhe einen nach dem andern vornehmen und ſie alle der Reihe nach abthun. Er hat das mit der Meiſterſchaft eines gewiegten Politikers beſorgt, der frei von jeder Abhängigkeit von Leidenſchaften oder Vorurtheilen in kühler Ruhe die Mittel abwägt und bald mit Strenge gefährliche Bewegungen zu unterdrücken, bald dem nur der Form wegen noch ſich ſträubenden Gegner goldene Brücken zu bauen verſteht. Seine Kunſt, durch Theilen der feindlichen Kräfte ſie alle zu beherrſchen, erinnert an die geriebene Politik des alten Rom; auch in dem Beſtreben, überall noch den Großartigen zu ſpielen.

Das Jahr 6 (627) hindurch finden wir ihn bemüht, von dem nun bedingungslos ſeiner Herrſchaft untergebenen Medina aus nach allen Seiten hin Vorſtöße zu unternehmen, um ſich bei den Beduinen Centralarabiens von Neuem in Reſpect zu ſetzen und auf dieſe Weiſe nach Oſten und Nordoſten ſich den Rücken zu decken, damit er alsdann ungeſtört ſeinen lieben Landsleuten im Süden und den Judenſtädten im Norden ſich widmen könnte; gleichzeitig werden aber auch dieſe durch verſchiedene kleine Neckereien in Athem erhalten, bis die Zeit zu gründlichem Durchgreifen gekommen iſt. So erfahren wir von einer ganzen Menge von Streifzügen gegen die verſchiedenen Theilſtämme der Gatafân, Aßad und Hawâſin, welche der Natur der

Sache nach weniger direct zu großen Erfolgen, als mittelbar zur Einſchüchterung der unruhigen Nachbarn führen. Nebenbei wird eine mekkaniſche Karawane abgefangen, die Benu Sſá'ad in Fadak, welche im Verdachte von Zettelungen mit den Juden von Cheibar ſtanden, überfallen und gezüchtigt, der Häuptling der letzteren, Oßeir, durch einen der immer bereiten Sendlinge verrätheriſch aufgehoben und ermordet. Sehr intereſſant wäre es, wüßten wir über einige andere Unternehmungen genaueren Beſcheid, welche anzudeuten ſcheinen, daß ſchon damals Mohammed damit umging, über die Grenzen Arabiens hinaus ſeine Fäden zu ſpinnen. Er hatte, ſeitdem er den Mekkanern die Handelsſtraße nach dem Norden abgeſchnitten, ſeine Mediner ſelbſt Karawanen nach Syrien ſchicken laſſen; grade in dieſem Jahre mußten die Feſára, ein Theilſtamm der Gatafán, gezüchtigt werden, weil ſie eine ſolche gar nicht weit nördlich von der Stadt zu plündern gewagt. Kurz vorher war, ſo berichtet die Tradition, eine andere Razzia ebenfalls nach dem Norden erforderlich geweſen, um die Ausraubung eines Geſandten zu rächen, welchen Mohammed nach Syrien zum byzantiniſchen Kaiſer Heraklius geſchickt haben ſoll, der eben mit ſeinem entſcheidenden Feldzuge gegen die Perſer beſchäftigt war. Ueber den Zweck der Geſandtſchaft, die vermuthlich nicht ſowohl dem Kaiſer als dem Präfecten von Paläſtina gegolten hat, wiſſen wir gar nichts; ebenſowenig über einen etwaigen Zuſammenhang derſelben mit einem Zuge, welcher ein paar Monate ſpäter nach Dúmat el-Dſchandal (S. 132 A. 1) unternommen wurde. Die chriſtliche Bevölkerung dieſer Oaſe ſtand, wie es ſcheint, ſeit alter Zeit in Verbindung mit den chriſtlichen Elementen des Reiches von Hira; damit ſtimmt auch, daß ihr Häuptling, obwohl ſie dem reinarabiſchen Stamme der Kelb angehörte, den Königstitel führte. Er ſoll ohne Widerſtand ſich dem Befehlshaber der Muslime gefügt und Tributzahlung verſprochen haben; thatſächlich unterworfen wird das Ländchen aber erſt bei weitem ſpäter (ſ. unten S. 165.)

Inzwiſchen nahte das Ende des Jahres 6 (Frühjahr 628) und mit ihm die Zeit des mekkaniſchen Pilgerfeſtes heran. Es hatte wie immer in dem mittelſten der aufeinanderfolgenden heiligen Monate Dhu'l-ká'ada, Dhu'l-hiddſcha und Moharram[1]) ſtattzufinden; aber ſchon im Dhu'l-ká'ada, in welchem der Markt von Madſchánna (S. 130) ſtattfand, pflegten viele der Araber auch nach Mekka zu kommen, um die ſogenannte „Beſuchsfahrt“ zu vollziehen, d. h. die kleinere Wallfahrt, welche auf den Beſuch der heiligen Oertlichkeiten Mekkas ſelbſt beſchränkt war, während die größere, der eigentliche Hadſch, die Proceſſion nach Arafát und Mina (S. 82) einſchloß. Es war kurz vor Anfang dieſes Monats, als Mohammed ſeinen Gläubigen verkündete, er habe im Traume die Wallfahrt vollzogen und die Schlüſſel zur Ká'aba ausgeliefert erhalten; man ſolle ſich zum Antritte der Beſuchsfahrt rüſten, von Waffen aber nur das Schwert mitnehmen, es ſei ein friedliches Unternehmen.

---

[1]) Von dieſen bilden die zwei erſtgenannten das Ende des Jahres, der dritte den Anfang des nächſtfolgenden. Der vierte heilige Monat, der Radſchab (S. 107), iſt der ſiebente der Reihe, welche vollſtändig lautet: Moharram, Sſáfar, Rabí I, Rabí II, Dſchumáda I, Dſchumáda II, Radſchab, Scha'abán, Ramadán, Schawwál, Dhu'l-ká'ada, Dhu'l-hiddſcha.

Es iſt kaum glaublich, daß der Prophet blos auf einen Traum hin einen ſo ſchwerwiegenden Entſchluß gefaßt haben ſollte; ſo naiv iſt er damals kaum mehr geweſen. Er muß irgend welche beſonderen Gründe zu der Annahme gehabt haben, die Koreiſchiten würden den Grundſatz, daß in den heiligen Monaten Jedermann unbeläſtigt Mekka und die Ká'aba beſuchen durfte, auch ihm gegenüber reſpectiren. Welcher Art aber dieſe Gründe geweſen ſein mögen, darüber fehlt in der Tradition jede Andeutung. Je mehr ſeit Aenderung der Kibla (S. 105) die Ká'aba ſichtbarer Mittelpunkt ſeiner Gemeinde und alſo ihr Beſitz Endziel ſeines Strebens iſt, um ſo größer war das Intereſſe der Mekkaner, ihn von der heiligen Stätte fernzuhalten. Das mußte er wiſſen, und ich glaube nicht, daß er ſelber bei ſeinen Landsleuten damals noch den unbegrenzten Reſpect vor den alten Sitten des Landes vorausgeſetzt haben wird, den er ſelbſt alles Mögliche gethan hatte ihnen auszutreiben. Wenn wir nun ſehen, wie nachher von den erſten Männern Mekkas wirklichen Eifer für die Fortſetzung des Widerſtandes nur noch Wenige zeigen, die beſonderen Grund zu perſönlicher Feindſeligkeit gegen den Propheten haben, z. B. Íkrima, Sohn des bei Bedr getödteten Abu Dſchahl; wie ferner bei den Verhandlungen, auf die wir gleich kommen werden, nicht Leute von Machſúm oder Omaija, ſondern von den Benu Ma'iß, einem ſonſt wenig hervortretenden Theilſtamme der Koreiſch, die Hauptrolle ſpielen; wie Abu Sſofján, früher die Seele jedes gegen Mohammed gerichteten Unternehmens, auf einmal gleichſam in einer Verſenkung verſchwunden iſt; wie bald nachher einer der erſten unter den Machſúm, Chálid Ibn El-Walíd, offen zum Islám übertritt — wenn wir alles das erwägen, ſo möchte uns der Argwohn aufſteigen, daß die Klügeren unter den Mekkanern ſeit dem Grabenkriege die Nutzloſigkeit fortgeſetzten Widerſtandes eingeſehen und Eröffnungen Mohammeds, welche er durch ſeinen Oheim Abbás und Andere ihnen ſtets zu machen in der Lage war, das Ohr geliehen haben könnten. Man hätte ſich dann etwa, um die Mekkaner an das Wiedererſcheinen des verhaßten Menſchen in der Stadt zu gewöhnen, zunächſt über den Vollzug der Beſuchsfahrt während des Landfriedens geeinigt, und erſt im Augenblicke der Ausführung wäre der Unwille der Volksmenge und der Haß der perſönlichen Feinde des Propheten ſo nachdrücklich hervorgebrochen, daß für diesmal die klugen Leute es nicht hätten wagen dürfen, von Nachgiebigkeit zu reden. Es iſt aber von allem Dieſem nichts bezeugt; man wird indeß den Verſuch nicht mißbilligen können, die Thatſachen einigermaßen zu erklären, welche wir nunmehr zu berichten haben.

Es waren ungefähr 1500 Mediner und Aslamiten (S. 130), welche am 1. Dhu'l-ká'ada den Marſch nach Mekka antraten. Ohne Zwiſchenfall — der heilige Monat war ja angebrochen — gelangte man bis Osfán, etwa 10 Meilen

NW. von Mekka; dort aber erhielt der Prophet die unwillkommene Kunde, die Koreiſchiten hätten auf die Nachricht ſeines Anrückens ſich und ihre in der Nähe wohnenden Bundesgenoſſen mobil gemacht, nördlich von der Stadt ein Lager bezogen und ihre Reiterei auf der Straße nach Osfán weit vorgeſchoben. Um vorläufig möglichſt nahe an die Stadt heranzukommen, ſchwenkte Mohammed rechts ab, umging den Reiterpoſten und gelangte bis Hodeibija, an der Grenze des heiligen Gebietes, wo die Stellungen der Mekkaner begannen; dort richtete er ſich häuslich ein. Die Choſá'a, ſeine alten Freunde und regelmäßigen Spione, von denen ein Theil hier bereits zum Islám bekehrt erſcheint, unterrichteten ihn genau von Allem, was in der Stadt vorgegangen war, und wovon wir eben leider die Hauptſache nicht wiſſen; durch ſie begann er nun diplomatiſche Verhandlungen, ſeinen friedlichen Einzug in Mekka zu ermöglichen. Er trat zuerſt energiſch auf, erklärte, daß er im Nothfall auch den Kampf nicht ſcheuen werde, um zur Ká'aba zu gelangen; übrigens ſei er geneigt einen Waffenſtillſtand auf längere Zeit mit den Koreiſchiten abzuſchließen auf der Grundlage, daß in Zukunft ihre Karawanen überall frei paſſiren dürften, er aber den anderen Arabern gegenüber freie Hand behielte. Verſchiedene Geſandte gingen hin und her, ohne daß man ſich einigen konnte: endlich ſchickte Mohammed ſeinen Schwiegerſohn Othmán ab, während er gleichzeitig einigen Anderen geſtattete, ihre Verwandten in Mekka zu beſuchen. Othmán fand im Lager immer noch kein Entgegenkommen und hielt es für zweckmäßig in die Stadt hinabzuſteigen, um auch dort mit dem und jenem zu ſprechen, vor allen vermuthlich mit ſeinen Verwandten aus dem Hauſe Omaija. Als drei Tage vergingen, ohne daß er oder einer von den Uebrigen zurückkam, dagegen das Gerücht ſich zu verbreiten anfing, die Koreiſchiten hätten ihn getödtet, wurde die Lage ſehr ernſt. Unter keinen Umſtänden hätte Mohammed ſich die Ermordung eines Geſandten, der noch dazu ſein Schwiegerſohn war, bieten laſſen können; ſo wurden einige vagabundirende Mekkaner aufgefangen und als Geißeln feſtgeſetzt. Darauf begannen die zunächſtſtehenden Koreiſchiten zu ſcharmützeln — der Ausbruch eines allgemeinen Kampfes ſchien unmittelbar bevorzuſtehen.

Die Gläubigen waren ohne Schutzwaffen, allein auf ihre Schwerter angewieſen; zudem hatte der Prophet den Zug als einen rein friedlichen angekündigt. Auf ſeine Fluchtgenoſſen und die alten Anßár konnte er ſich trotzdem verlaſſen; ob die ſpäter zum Glauben Gekommenen ſich in gleicher Weiſe verpflichtet fühlten, in der unvorhergeſehenen kritiſchen Lage bei ihm auszuharren, ſtand nicht ohne Weiteres feſt. So ließ er ſeine Schaaren um einen großen Baum zuſammentreten, unter welchen er ſelbſt ſich hingeſtellt, und nahm ſie durch Handſchlag (S. 89) in Pflicht, ihn nicht im Stiche zu laſſen. Der Ruhm, zu dem es nachmals gereichte, an dieſer „Huldigung des Wohlgefallens"[1]) theilgenommen zu haben, zeigt deutlich, wie genau

---

1) Nämlich des Wohlgefallens, welches Gott daran nahm.

man gewußt hat, was damals auf dem Spiele ſtand. Indeß lag auch den Koreiſch nichts an einem Kampfe, deſſen Ausgang bei der verzweifelten Tapferkeit der Muslime auch für ſie nicht zu berechnen war; ſie ſchickten nun ſelbſt den Sſoheil Ibn Amr aus dem Hauſe Ma'iß nebſt zwei Genoſſen, den von Mohammed vorgeſchlagenen Vergleich abzuſchließen mit der Maßgabe, daß er und die Seinen in dieſem Jahre umkehren müßten, daß aber im nächſten ihnen der Zutritt zur Kâ'aba auf drei Tage geſtattet werden ſolle. Als die Bedingung unter den Muslimen bekannt wurde, geriethen die Eifrigen, Omar an der Spitze, außer ſich vor Wuth, und hätten beinahe dem Mohammed den Gehorſam gekündigt; er bedurfte des Aufgebotes ſeiner ganzen Autorität, um die Verhandlung ohne gewaltſame Störung oder Mißhandlung der Geſandten zu Ende zu führen. Ganz beſonders erregte es die Entrüſtung der Gläubigen, daß die Koreiſch, wie es zum Dictiren des Vertrages kam, ſich weigerten, an die Spitze deſſelben die muslimiſche Formel „Im Namen Allahs des barmherzigen Erbarmers" zu ſetzen, oder die Bezeichnung Mohammeds als „des Geſandten Gottes" zu genehmigen, und ſie wurden an ihrem Propheten vollſtändig irre, als er ruhig dem Ali, welcher bei dieſer Gelegenheit Schreiberdienſte verrichtete, zuwinkte, dem Begehren der Heiden zu willfahren. Auch abgeſehen davon war das merkwürdige Document, wie es endlich zu Stande kam, in der That geeignet, ſelbſt ruhiger Denkenden ſchweren Anſtoß zu geben; es lautete folgendermaßen:

„In Deinem Namen, o Allah! Dies ſind die Bedingungen, unter welchen Frieden ſchließt Mohammed, Abdallah's Sohn, mit Sſoheil, dem Sohn des Amr. Sie ſind übereingekommen, den Krieg zwiſchen den Betheiligten ruhen zu laſſen zehn Jahre, in welchen die Betheiligten beiderſeits Sicherheit genießen ſollen und Jeder den Andern in Frieden laſſen wird, mit der Maßgabe, daß, wenn einer von den Koreiſch zu Mohammed kommt ohne die Bewilligung deſſen, welcher eine legitime Autorität über ihn hat, er ihn an ſie ausliefert, wenn aber einer aus der Umgebung des Mohammed zu den Koreiſch kommt, ſie ihn nicht auszuliefern brauchen. Ferner ſoll zwiſchen uns aufrichtige Ehrlichkeit walten und keine heimliche Feindſeligkeit noch Hinterliſt ſtatthaben. Ferner, wenn einer [von den übrigen Stämmen] Vertrag und Bündniß mit dem Mohammed eingehen will, mag er es eingehen, und wenn einer Vertrag und Bündniß mit den Koreiſch eingehen will, mag er es eingehen. Ferner ſollſt du[1] dies Jahr unſer Gebiet räumen, ohne zu uns nach Mekka hereinzukommen; ferner, wenn das Jahr herum iſt, werden wir vor deiner Ankunft [die Stadt] räumen, dann kannſt du mit deinen Gefährten einziehen und drei Tage darin verweilen, mit der Bewaffnung deſſen, der auf einer Reiſe iſt, die Schwerter in den Scheiden, nicht darfſt du mit anderweitigen [Waffen] einziehen."

---

[1] So in der Ueberlieferung, alſo haben die Mekkaner den Vertrag dem Ali in die Feder dictirt.

Als nach Unterzeichnung des Documentes die Mekkaner ſich entfernt hatten, befahl Mohammed, die mitgebrachten Opferthiere zu ſchlachten und die zum Schluß der Wallfahrtsceremonien übliche Scheerung des Haupthaares vorzunehmen. Darin lag die Anerkennung, daß trotz des für diesmal verhinderten Beſuches der heiligen Oertlichkeiten die Wallfahrt ihrem religiöſen Inhalte nach giltig vollzogen ſei: kein Wunder, daß gerade die, welche felſenfeſt auf jedes Wort des Geſandten Gottes zu bauen ſich gewöhnt, zu ſolcher Anerkennung ſich außer Stande fühlten. Es mußte eine augenblickliche Anwandlung ungöttlicher Schwäche ſein, wenn der Prophet, welcher den Einzug in Mekka deutlich vorhergeſagt, mit der ſchwachen Ausrede, der verkündete Erfolg ſei nur aufgeſchoben, unverrichteter Dinge umkehren wollte, wenn er an Stelle des immer und immer von Neuem gepredigten unabläſſigen Krieges gegen die Ungläubigen jetzt einen Waffenſtillſtand abſchloß unter Bedingungen, wie ſie demüthigender kaum gedacht werden konnten. So vollzogen ſie erſt nach wiederholter Aufforderung, und nachdem er ſelbſt das Beiſpiel gegeben, widerhaarig und zum Theil unvollſtändig die befohlenen Handlungen und begaben ſich mißmuthig auf den Rückweg.

Bald aber ſollten ſie inne werden, wie Recht Abu Bekr gehabt hatte, als er dem ungeſtümen Omar mahnend zugerufen: „Halte dich eng an ſeinen Steigbügel, denn er iſt der Geſandte Gottes!" War der Vertrag auch zweifellos das Ergebniß einer Zwangslage, in welche Mohammed ſich wider Erwarten gebracht ſah, er hatte ſie mit einer überlegten Selbſtbeherrſchung ohne Gleichen zu einem diplomatiſchen Meiſterſtreiche ausgenützt. Die Koreiſchiten, welche geglaubt hatten, von den Vortheilen des Vertrages ſich den Löwenantheil zu ſichern, hatten ſchließlich nichts davon, als das billige Vergnügen, eine ſehr kleine Weile damit prahlen zu können; Mohammed, der ſcheinbar Benachtheiligte und Gedemüthigte, ſah binnen Kurzem ſich als den unbeſtrittenen Herrn der Lage. Für ihn war es ein ganz unſchätzbarer Gewinn, daß die Mekkaner überhaupt auf gleichem Fuße mit ihm verhandelt, durch Abſchluß des Vertrages ihn als ſich ſelber gleichberechtigt anerkannt hatten. Damit war officiell der Makel des vaterlandsflüchtigen Fremdlings von ihm genommen; es ſtand nun Jedem frei, ſich als ſeinen Anhänger oder Bundesgenoſſen zu bekennen, ohne dabei gegen die altarabiſchen Begriffe der Stammesehre zu verſtoßen. Der Vortheil war für ihn ein ähnlicher, wie er in unſeren Zeiten einer revolutionären Erhebung zu Theil wird, welcher es gelingt, von den Großmächten als kriegführende Macht anerkannt zu werden; nur daß er dieſe Anerkennung auch noch von denen erlangte, gegen welche ſeine Empörung gerichtet war. Sofort erklärten ſich nun die unmittelbaren Grenznachbarn Mekkas, die Choſá'a, wie ſie bisher ſchon heimlich zu ihm gehalten hatten, offen als ſeine Bundesgenoſſen, während die ganz dicht neben ihnen hauſenden Bekr (von den Kinánaſtämmen zwiſchen Mekka und der Küſte) ſich zu den Koreiſch ſchlugen; damit war ihm, ſofern es zwiſchen dieſen unruhigen und ſeit Alters verfeindeten Leuten ſelten an Reibungen fehlte, ein casus belli zu beliebiger Zeit ſo gut als ſicher. Und ſelbſt die ſcheinbar ſo nachtheilige Clauſel, welche ihn verpflichtete, Anhänger auszuliefern, die ohne Bewilligung ihrer legitimen Vorgeſetzten nach Medina überliefen, ſchlug bald zu ſeinen Gunſten aus. Abu Baßir, ein Mann von den Thakif, welcher ſich in Mekka als Schutzgenoſſe des Hauſes Sóchra angeſiedelt hatte und von ſeinen Schutzherren wegen ſeiner Neigung zum Islám eingeſperrt worden war, brach aus und kam glücklich nach Medina. Die Sóchra ſchickten zwei Leute mit einem Briefe, auf welchen Mohammed die Auslieferung des Mannes nicht verweigern konnte. Aber unterwegs ergriff dieſer eine günſtige Gelegenheit, den einen der beiden zu erſchlagen und nach der Seeküſte zu entfliehen. Dort fanden ſich bald Haufen von anderen Flüchtlingen zu ihm, welche aus gleicher Veranlaſſung aus Mekka entwiſcht waren, zuſammen etwa 70: mit denen fiel er nun über die Karawanen der Koreiſchiten her und richtete ſolchen Schaden an, daß ſie den Mohammed ſelber um's Himmels willen erſuchen mußten, in die Aufhebung des verhängnißvollen Paragraphen zu willigen. Nun war Jeder frei, die Stadt zu verlaſſen und nach Medina zu gehen. Die Machtloſigkeit der Mekkaner, das Fortſchreiten des Isláms zu hindern, war damit von Neuem glänzend erwieſen, die reiche Beute, welche Mohammeds Feldzüge den Muslimen einbrachten, wirkte als unwiderſtehliches Lockmittel auf viele Leute, Weiterblickende ſahen den baldigen Triumph des Propheten über alle ſeine Feinde voraus: ſo kam es, daß in den 22 Monaten nach Hodeíbija ſich die Zahl ſeiner Anhänger mehr als verdoppelte. Unter den von allen Seiten unter die Fahne des Glaubens Eilenden befanden ſich Chálid Ibn El-Walid von den Machſúm, der Sieger vom Ochod, der bedeutendſte Feldherr, und Amr Ibn El-Áßi, der geriebenſte Politiker des nachmaligen arabiſchen Reiches.

Die ungeahnten Folgen des Vertrages mußten die, ſo in blindem Unmuthe dagegen geeifert, auf's Aeußerſte beſchämen, das Vertrauen auf die Weisheit des Geſandten Gottes in den Seinen bis zur Unerſchütterlichkeit ſteigern. Ehe ſie hervortraten, war es indeß nothwendig, die Gläubigen für den ſcheinbaren Mißerfolg zu entſchädigen. Daß zu dieſem Zwecke die Judenhetze fortgeſetzt wurde, verſtand ſich von ſelbſt. In Medina war Niemand von dem Unglücksvolke mehr vorhanden; aber im nördlichen Hidſchás wohnte noch eine zahlreiche und wohlhabende israelitiſche Bevölkerung, deren Mittelpunkt das aus drei wohlbefeſtigten Quartieren beſtehende Cheibar war, die aber auch die anſehnlichen Orte Wádi'l-Kora und Fadak inne hatte. Wir wiſſen (vgl. oben S. 132 u. 140), daß Mohammed durch Ermordung ihrer Häupter Abu Ráfi und Oßeir und durch die Züchtigung der Benu Sſá'ad bei Fadak dort bereits vorgearbeitet hatte; jetzt beſchloß er ihre gänzliche Unterwerfung. Mit 1400 Mann und 200 Pferden brach er bald nach der Rückkehr von Hodeíbija im Moharram 7 (April oder Mai 628) auf. Die Juden waren nicht im Zweifel geweſen, daß nunmehr die Reihe bald an ſie kommen werde, hatten aber im Vertrauen auf die Feſtigkeit der zum Theil auf hohen Felſen gelegenen Thürme, welche die Stärke von Cheibar ausmachten, ſowie auf die Hilfe von 4000 der Gatafán, welche ſie bereits an ſich gezogen, den Sicherheitsdienſt vernachläſſigt, ſo daß es dem Mohammed gelang, ſie nach eiligem Nachtmarſch in der Morgenfrühe zu überraſchen. So konnte, wenn ſie überhaupt daran gedacht hatten, von einer Feldſchlacht keine Rede ſein; ſie mußten ſich in ihre Feſtungen zurückziehen. Das war aber nichts für die Gatafán, die als echte Beduinen freien Raum gebrauchten, im Falle der Niederlage eilends in ihre Steppen zurückzujagen; zudem ſcheint ihnen Mohammed allerhand Zuſagen gemacht zu haben: ſo verließen ſie die Juden, noch ehe die Belagerung ernſtlich begonnen hatte. Die Muslime beſaßen zunächſt keine Kriegsmaſchinen, mit denen ſie in die Mauern und Thürme hätten Breſche legen können, und eine mühſame und langweilige Aushungerungscampagne ſchien ihnen bevorzuſtehen. Uebellaunig befahl Mohammed, die Palmenpflanzungen vor der Stadt niederzuhauen (vgl. S. 129), ließ ſich indeß von dem immer verſtändigen Abu Bekr bewegen, der ſchon begonnenen Ausführung Einhalt zu thun. Da wies ein Verräther die ſchwache Stelle in der Befeſtigung des Quartiers, vor welchem die Muslime ſich gelagert hatten. Zwar machten ſich die Juden bei dem Eindringen der Feinde eilends davon in das nächſtgelegene ihrer Forts; aber in einem Verſtecke fand man Kriegsmaſchinen, und wenn dieſe auch kaum zu wirklicher Verwendung kamen, ſank das Vertrauen der Juden auf die Uneinnehmbarkeit ihrer Burgen natürlich dadurch erheblich. Wiederholt verſuchten ſie nun Ausfälle, die aber ſtets zurückgeſchlagen wurden; unter verſchiedenen Wechſelfällen wurden ſie gezwungen einen ihrer Thürme nach dem andern aufzugeben. In dem letzten und ſtärkſten hielten ſie ſich noch 14 Tage, ohne weiter zum Kampf hervorzukommen; endlich, als Mohammed damit umging, es mit den ſeinen Leuten noch ungewohnten Kriegsmaſchinen zu verſuchen, erklärten ſie ſich bereit zu capituliren. Sie erhielten freien Abzug mit Weibern und Kindern unter der Bedingung, daß ſie außer der Kleidung, die ſie auf dem Leibe trugen, ihre ſämmtliche Habe auslieferten; wer etwas zu hehlen verſuchte, ſolle vogelfrei ſein. Trotzdem behielt der Häuptling der Juden, Kinána, der Sohn Abu Ráfi's (S. 132), den alten Schatz ſeiner Familie zurück; als er dem Mohammed denuncirt wurde, ließ er ihn mit ſeinem Bruder zur Erpreſſung weiterer Geſtändniſſe foltern und dann hinrichten, was ihn nicht verhinderte, kurz nachher die hübſche Wittwe des armen Juden zu heirathen. Die Beute war ungewöhnlich reich; ſie wurde nach Gewohnheit vertheilt, das Land aber, da es unthunlich ſchien die Kräfte des Islám's durch Anſiedlung von Gläubigen fern von Medina zu ſchwächen, den Juden zu fernerer Bebauung „ſo lange Gott wolle" mit der Maßgabe überlaſſen, daß ſie die Hälfte des Ertrages ablieferten.

Der Sieg über Cheibar wäre dem Propheten beinahe theuer zu ſtehen gekommen. Eine Jüdin, Namens Seinab, deren männliche Anverwandte ſämmtlich in dem Kriege umgekommen waren, verſuchte ihren Tod zu rächen. Eines Abends brachte ſie ein geſchlachtetes Schaf als Geſchenk, das ſie mit einem ſtarken Gifte eingerieben hatte; Mohammed nahm es an und ließ es für ſich und einige Gäſte zubereiten. Das Gift verrieth ſich ihm indeß beim erſten Biſſen durch den üblen Geſchmack; er ſpie es aus und kam mit dem Leben davon, während einer der Tiſchgenoſſen, der ſchon etwas davon heruntergeſchluckt hatte, ſtarb. Auch er ſelbſt glaubte bis an ſein Lebensende die Wirkung des Giftes zu ſpüren, und ſchrieb ihm, jedenfalls mit Unrecht, ſeine letzte Krankheit zu.

Nach der Bezwingung ihres befeſtigten Hauptortes wagten die übrigen Juden Nordweſtarabiens kaum noch die Gegenwehr fortzuſetzen: ſo gut wie ohne Vertheidigung ergaben ſich Wádi'l-Kora und Fadak, wahrſcheinlich auch jetzt ſchon das noch entferntere Teimá. Eins ſeiner Ziele hatte Mohammed erreicht: kein Jude in Arabien wagte mehr, die Hand gegen ihn zu erheben oder anders als im vertrauteſten Kreiſe der Glaubensgenoſſen ſeinen Anſpruch auf die Prophetie zu beſtreiten. Die nächſten Monate vergingen unter weniger bedeutenden Streifzügen gegen die Beduinen, insbeſondere die Hawáſin und Gatafán; ſo kam der Dhu'l-ká'ada 7 (etwa Februar 629) und mit ihm die Zeit für die „Beſuchsfahrt" heran, welche diesmal den ungehinderten und feierlichen Einzug des Propheten zu den heiligen Stätten Mekkas herbeiführen ſollte. Sie ging ohne ſtörenden Zwiſchenfall von Statten: als das Heer der Muslime, welches außer den Männern von Hodeibija noch erhebliche Schaaren neuer Pilger einſchloß, in Stärke von 2000 Mann die Grenze des heiligen Gebietes erreicht hatte, verließ die bewaffnete Mannſchaft¹) Mekkas die Stadt und zog ſich auf die umliegenden Berge zurück. Man begreift das Gefühl der Genugthuung, mit welchem Mohammed, jetzt ſchon als unumſchränkter Herr eines großes Theiles von Arabien, an der Spitze ſeiner unbeſieglichen Schaaren den Einzug in die Stadt hielt, aus welcher er vor ſieben Jahren als mittelloſer Flüchtling ſich heimlich hatte davon machen müſſen. Niemand durfte gegenwärtig ihn und die Seinen mehr „vom heiligen Hauſe zurückhalten", in ruhiger Sicherheit vollzogen die Gläubigen die altehrwürdigen Gebräuche. Danach gab es mancherlei friedlichen Verkehr mit den zurückgebliebenen Mekkanern; insbeſondere finden wir den Propheten in beinahe zärtlichen Beziehungen zu ſeinem weltklugen Ohme Abbás. Der alte Schlaukopf fand es in Vorausſicht der ſpäteren Ereigniſſe an der Zeit, in der Umgebung ſeines inzwiſchen ſo wohlgerathenen Neffen ſich und den Seinen ein warmes Plätzchen zu ſichern: ſo vermittelte er, daß Mohammed die Meimúna heirathete, ſeine verwittwete Schwägerin, die bis dahin in ſeinem Hauſe gewohnt hatte, und welche der Prophet nun ohne Widerſtreben ſeinem Harem hinzufügte, da auch ihm daran gelegen ſein mußte, immer neue Fäden nach Mekka hinüberzuſpinnen.

---

1) So iſt es zu verſtehen, wenn es heißt „die Koreiſchiten" hätten Mekka verlaſſen — wir finden ja ſofort den Mohammed im Verkehr mit den Städtern.

Die vertragsmäßigen drei Tage waren um; da nahte Sſoheil, der auch diesmal als Sprecher der Koreiſch erſcheint, zur Räumung der Stadt aufzufordern. Mohammed meinte, man könnte ja erſt noch zuſammen die Hochzeit der Meimúna feiern; aber Sſoheil traute der liebenswürdigen Einladung nicht und beſtand auf buchſtäblicher Erfüllung des Vertrages. So zogen denn die Muslime am vierten Tage ab. Die „Vervollſtändigungsfahrt"[1] war beendet, der Traum des Propheten zur Hälfte wahr geworden. Wie eifrig er aber die drei Tage benützt hatte, die Erfüllung der andern Hälfte vorzubereiten, das zeigten die von jetzt ab immer häufiger werdenden Uebertritte von Männern aus den verſchiedenſten, zum Theil aus hochangeſehenen Familien Mekkas nach Medina: Chálid und Amr (S. 145) verſpürten eben jetzt in ſich die göttliche Erleuchtung, und mancher Andere mit ihnen.

„Die Menſchen wollen die Dinge immer beſchleunigen, aber Gott läßt ſie reif werden", pflegte der ruhige Abu Bekr ſpäter zu äußern, wenn er von Hodeibija ſprach; das war auch die Anſicht des großen Politikers, den wir immer deutlicher in Mohammed erkennen. Während nicht blos aus der alten Heimath, ſondern aus den verſchiedenſten Stämmen der Halbinſel fortwährend neue Rekruten in ſeinem Hauptquartiere zuſammenfloſſen, und das viele Beten, Steuerzahlen und ſonſtige Beſchwerden der ungewohnten Frömmigkeit, welche dem echten Araber zunächſt ſehr wider den Strich gingen, der guten Sache wegen auf ſich nehmen lernten, wartete er ruhig ab, bis der Augenblick kam, wo ihm Mekka wie eine reife Frucht in den Schoß fallen mußte. Aber in der Zwiſchenzeit konnte er nicht müßig ſein, das wäre gegen die Natur des Islâms geweſen; war doch auch außerhalb des Hidſcháſ die Welt noch voller Ungläubigen. Wir haben bereits (S. 140) einer Nachricht Erwähnung gethan, derzufolge Mohammed im J. 6 (627) einen Geſandten an den Kaiſer Heraklius geſchickt hätte. Noch vor dem Auszuge nach Cheibar (Frühjahr 628), heißt es in der Ueberlieferung weiter, ließ der Prophet Briefe ausfertigen an den Kaiſer Heraklius, an den byzantiniſchen Präfecten von Aegypten, an den Gaſſaniden Hárith VII. (oben S. 16) und an Chosrau Parwéſ, den Schah von Perſien. Er forderte ſie auf, von ihren falſchen Götzen zu laſſen und ſich dem Geſandten Allahs zu unterwerfen: man kann ſich denken, was ein derartiges Anſinnen ſeitens eines obſcuren Araberhäuptlings auf Heraklius — wenn der Brief ihm überhaupt zugekommen iſt — für einen komiſchen Eindruck gemacht haben muß: hatte er doch eben (April 628) die jahrhundertelangen Kriege zwiſchen Perſien und Byzanz durch entſcheidende Siege beendet, dem griechiſchen Reiche alle jemals an Perſien verlorenen Provinzen zurückgewonnen. Wenig ahnte der mächtige Fürſt, daß kaum acht Jahre ſpäter die Horden jenes zweifelhaften Abenteurers die Hälfte ſeines aſiatiſchen Beſitzes ihm für immer entreißen, als hilfloſen Flüchtling ihn nach Conſtantinopel zurückjagen ſollten. Der Perſer hat den ihm beſtimmten Brief nicht mehr erhalten; in dem Augenblick, wo er geſchrieben wurde, befand er ſich kaum noch unter den Lebenden. Aber ſchon früher hatte er von allerhand Bewegungen im Innern Arabiens gehört und Badhân, ſeinen Statthalter in Jemen (S. 29), beauftragt, Näheres darüber zu erkunden. Der nun ſoll Geſandte nach Medina geſchickt, und auf deren Bericht hin ſich dem Islâm zugewandt haben. Natürlich iſt das vor der Eroberung Mekkas ganz unwahrſcheinlich. Alle dieſe Verhandlungen ſind höchſt unklar; feſt ſteht nur, daß der Aegypter dem Mohammed als Geſchenk unter Anderem zwei ſchöne Sklavinnen geſchickt hat. Ihren Namen Mâriat[1]) und Schirîn nach ſtammen dieſe aus Meſopotamien, von wo ſie ja aber leicht nach Aegypten verkauft ſein konnten. Mohammed nahm die erſtere in ſeinen Harem auf, wenn auch nicht als legitime Gattin. Dieſer zur Seite kennt der Orient ſeit den Zeiten der Sara und Hagar Sklavinnen als Nebenfrauen; auch bei den Arabern gab es ſolche Verhältniſſe, und Mohammed ſanctionirte ſie in der Weiſe, daß jeder Gläubige — abgeſehen vom Propheten, der an keine beſtimmte Zahl gebunden war — höchſtens vier Gemahlinnen, aber Sklavinnen ohne Beſchränkung ſich halten darf. Auf die Legitimität der Kinder hat die Stellung der Mutter keinen Einfluß, die Anerkennung ſeitens des Vaters ſichert auch dem Sohne der Sklavin das Recht der Ebenbürtigkeit. So war denn Mohammeds Freude unbeſchreiblich, als nach Ablauf eines Jahres Mâriat ihm, dem ſeit dem Tode der Chadîdſcha Kinder nicht mehr geboren waren, einen Sohn ſchenkte. Er nannte ihn Ibrahîm (Abraham), mit dem Namen des Erzvaters, deſſen reinen Glauben auf Erden wiederherzuſtellen er ſich berufen glaubte; aber ein Jahr vor ſeinem eigenen Tode mußte er das Knäblein ſterben ſehen.

---

[1] Omrat el-kadá, wörtlich „die Beſuchsfahrt der Vollendung".

Außer dieſem ſpäten häuslichen Glück ſollte ihm aus ſeinen Briefen an die fremden Fürſten wenig Gutes kommen. Wir wiſſen nichts über etwaige weitere Verhandlungen mit Byzantinern und Gaſſaniden; aber im Rabî I 8 (etwa Juli 629) wurde, ſo hören wir, an der ſyriſchen Grenze eine Schaar von 15 Mann — die vielleicht als Kundſchafter ausgeſandt waren — von feindlichen Truppen, vermuthlich gaſſanidiſchen Grenzwächtern, überfallen und bis auf einen niedergemacht; etwa um dieſelbe Zeit auf griechiſchem Gebiete ein Bote, der einen Brief an den Commandanten von Boſtra, der griechiſchen Hauptfeſtung des Oſtjordanlandes, tragen ſollte, gefangen und enthauptet[2]): es konnte den Gaſſaniden nicht paſſen, wenn die Stämme des inneren Arabiens Miene machten, ſich in die Verhältniſſe der Grenzdiſtricte zu miſchen. Ganz ſicher iſt jedenfalls, daß im Laufe deſſelben Jahres (Dſchumâda I = September 629) unter dem Befehle des Adoptivſohnes des Propheten, Seid Ibn Hâritha, ein Heer von 3000 Mann nach dem Norden abging. Die

---

[1]) Das iſt nicht Maria, ſondern eine Nebenform von Martha.

[2]) Möglicherweiſe ſind beide Vorgänge identiſch; doch hat man auch vermuthet, daß der Untergang der 15 Mann eine Epiſode des folgenden Krieges von Mûta geweſen ſei.

Entfernung von Medina bis an das Moabiterland öſtlich vom todten Meere beträgt in der Luftlinie etwa 110 deutſche Meilen, und wenn es auch ſehr wahrſcheinlich iſt, daß Mohammed von den militäriſchen Mitteln, über welche Heraklius gerade um dieſe Zeit verfügte, auch nicht annähernd eine Vorſtellung gehabt hat, ſo wußte man doch, daß die Griechen vor Kurzem den Perſern große Niederlagen beigebracht hatten, und konnte eine Expedition in ſo entlegene Gebiete um ſo weniger leicht nehmen. So erhielt Seid in Dſchá'afar, Abu Talib's Sohn (alſo einem Vetter des Propheten), und dem Chaſradſchiten Ibn Rawácha Erſatzmänner für den Fall, daß ihm ein Unglück zuſtoßen ſollte. Die gaſſanidiſchen Grenztruppen waren auf der Hut; ſchon wenige Meilen nördlich von Medina hatte man ein Scharmützel mit einer von ihrem Häuptling Schorachbil ausgeſandten Streifſchaar zu beſtehen. Auf die von ihr gebrachten Nachrichten über die Stärke des feindlichen Heeres wich Schorachbil aus; ſo gelangten die Muslime bis Múta, einem Orte nahe der Südſpitze des todten Meeres. Hier ſtießen ſie aber auf das inzwiſchen zuſammengezogene Hauptheer der Byzantiner. Die Gläubigen fochten mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit, aber ſie waren der vielleicht zehnfachen3) Uebermacht nicht gewachſen, und als ſie nach einander Seid, Dſchá'afar und Ibn Rawácha hatten fallen ſehen, wandten ſie ſich zur Flucht; mit Mühe gelang es Chálid, welcher den Feldzug mitgemacht, ſie zum Stehen zu bringen und einen geordneten Rückzug auf Medina zu ermöglichen. Dort empfing man „die Ausreißer von Múta" mit Schmähungen und Vorwürfen; aber Mohammed ſah ein, daß unter den Umſtänden ein günſtigerer Verlauf des Feldzuges kaum möglich geweſen wäre, und verbot ſie deswegen fürder zu ärgern; dem Chálid gab er für die Rettung des Heeres den Ehrennamen „Gottesſchwert". Damit aber die Stämme zwiſchen Medina und der ſyriſchen Grenze nicht zu übermüthig würden, ſandte er den Amr Ibn El-Áßi zu einer Razzia nach dem Norden, und etwas ſpäter ging es wieder gegen die Gatafán und Andere. Viel Ueberredung war wenigſtens für die centralarabiſchen Beduinen nicht mehr nöthig, ſie zur Anerkennung des Propheten zu bewegen: was aus ihren bisherigen Bundesgenoſſen, den Juden, geworden war, ſahen ſie, und daß auf Seiten der Mekkaner nichts mehr, bei Mohammed aber ſehr viel zu verdienen war, leuchtete ihnen allmählich auch immer klarer ein. So erklärten ſich im Laufe des Jahres 8 (629) die meiſten Theilſtämme der Gatafán und ſogar die Sſoleim für ihn, die noch vor Kurzem einen Trupp von 50 Muslimen überfallen und erſchlagen hatten; und gerade jetzt, wo ſeine Macht in ſo reißender Schnelligkeit anwuchs, hatten auch die Koreiſchiten die Güte, ihm den casus belli, deſſen er bedurfte, um den Vertrag von Hodeibija loszuwerden, in erwünſchteſter Weiſe zu liefern.

Wir kennen bereits (S. 144 f.) das Mißverhältniß zwiſchen den um Mekka

---

1) Genaueres weiß man über die Zahl der Feinde nicht; die Araber reden von 100,000 Mann, was natürlich Unſinn iſt. Die byzantiniſche Armee war aus arabiſchen Grenzſtämmen und kaiſerlichen Truppen gemiſcht.

herum wohnenden Choſá'a und Bekr, welche als Bundesgenoſſen jene Mohammeds, dieſe der Mekkaner in den Friedensvertrag eingeſchloſſen waren. Nun hatte ein Choſá'ite einen von den Bekr durchgeprügelt, weil er Spottverſe auf den Mohammed gemacht; das ärgerte die Bekriten ſehr, und eines Tages im Scha'abán 8 (Dec. 629) überfielen eine Anzahl von ihnen bei Nacht einen Trupp der Choſá'a und richteten ihn übel zu. Unter den Angreifern ſollen ſich auch ein paar Koreiſchiten befunden haben: jedenfalls iſt es wahrſcheinlich, daß die mekkaniſche Kriegspartei unter Sſoheil dahinter ſteckte. Sie mochte allmählich ſo gut wie Abu Sſofján einſehen, daß Mohammeds Stärke langſam bis zur Unwiderſtehlichkeit wuchs, wird aber daraus den umgekehrten Schluß als jener gezogen haben, nämlich daß es die höchſte Zeit ſei, einen letzten Verſuch zur Rettung der Stadt zu machen. Wenn ihre Führer aber gehofft hatten, durch eine raſche That einen Krieg zu entzünden, in welchem Mekka ſiegen oder mit Ehren untergehen ſollte, ſo hatten ſie ohne die alte Läſſigkeit ihrer Volksgenoſſen gerechnet. Die Maſſe der Bevölkerung dachte nicht daran, ſich auf die Nachricht von dem Friedensbruch wie ein Mann zur Wahrung ihrer Freiheit gegen den zu erwartenden Angriff Mohammeds zu erheben; im Gegentheil war die Beſtürzung allgemein, man wollte von Sſoheil und ſeinen Tollköpfen nichts wiſſen und drang in Abu Sſofján, daß er nach Medina ginge und die Sache friedlich in's Gleiche zu bringen ſuchte. Der ſprach ſich äußerſt bedenklich aus, erklärte ſich aber bereit die Reiſe anzutreten; als er das, merkwürdiger Weiſe erſt zwei Tage ſpäter, that und in Medina eintraf, waren die Choſá'a natürlich längſt dageweſen und hatten Alles nach ihrer Weiſe vorgetragen. Vergeblich ſtrengte er ſich mehrere Tage hindurch an, von Mohammed und ſeiner Umgebung beruhigende Zuſicherungen zu erhalten; im Gegentheil bekam er, da jenem daran liegen mußte, die Koreiſch recht in Angſt zu verſetzen, überall drohende Aeußerungen zu hören.[1] Kaum hatte er Medina verlaſſen, als die in der Stadt befindlichen Truppen ſofort in Marſchbereitſchaft geſetzt, ſämmtliche übergetretene Beduinen zur Heeresfolge aufgefordert wurden. Die ſtießen denn auch bald zu den Muslimen, theils noch in der Stadt, theils auf dem Marſche, wie es am beſten paßte; auch die Sſoleim waren dabei, und von den Gatafán wenigſtens einige. Früher, beim Grabenkrig, waren ſie mit den Mekkanern gegen Mohammed gezogen, jetzt ging es mit Mohammed gegen Mekka: freilich hatte ſich inzwiſchen der Wind gedreht.

Mohammed hatte Alles gethan, das Ziel des Marſches im Ungewiſſen zu laſſen, damit die Koreiſchiten, wenn möglich, keine Zeit zu Rüſtungen behielten. Indeß wird man auf keiner Seite ſich über ſeine Abſichten ſehr haben täuſchen laſſen. Wenigſtens kamen auf dem halben Wege ſchon einige von den Mekkanern an, die plötzliche Anwandlungen von Frömmigkeit verſpürt hatten, unter ihnen vor Allen der brave Oheim Abbás, dem vermuthlich die in den folgenden Ereigniſſen zu ſpielende Rolle nunmehr ſeinen Platz in der Nähe Mohammeds anwies; und wenn uns auch ausdrücklich verſichert wird, bis zur Ankunft des muslimiſchen Heeres hätten die übrigen Koreiſchiten, obwohl ſie Schlimmes ahnten, doch keine ſichere Kunde erhalten, ſo wird das immerhin nicht von allen gelten dürfen. Außer der Kriegspartei wurden wohl nur Wenige durch Mohammeds Schnelligkeit überraſcht.

---

[1] Wenigſtens officiell — was daneben etwa im Stillen mit ihm verhandelt wurde (vgl. S. 141. 153), wiſſen wir nicht.

Es war etwa Mitte Ramadán 8 (Anfang Januar 630),[1] als das muslimiſche Heer in Marr Ez-Zachrán, fünfviertel Meilen nordweſtlich von Mekka, ſein Lager aufſchlug. Am Abend leuchteten, ſo heißt es, die Feuer tauſendfach von den Bergen, und ihr Glanz warf Entſetzen in die Herzen der Koreiſchiten. Sie ſchickten den Abu Sſofján auf Kundſchaft aus; durch eine merkwürdige Fügung des Himmels lief der auf halbem Wege dem Abbás in die Arme, welcher ſich in ſeiner Beſorgniß um das Schickſal der Stadt im Falle einer gewaltſamen Eroberung aufgemacht hatte, die Mekkaner von der Nutzloſigkeit weiterer Gegenwehr zu überzeugen. Seine Mittheilungen machten auf den „Erzfeind des Islâms" einen ſolchen Eindruck, daß er ſich entſchloß, den Abbás zu begleiten, nachdem dieſer für ſeine perſönliche Sicherheit die Bürgſchaft übernommen hatte. Spät Abends kam man zum Mohammed; ein Theil der Nacht verging unter Verhandlungen. Anderen Morgens redete der Prophet dem Heiden noch einmal recht nachdrücklich ins Gewiſſen; der meinte denn auch, er ſähe ſchon ein, daß es mit den Götzen nichts wäre, denn ſonſt hätten ſie ihm doch am Ende geholfen; nur über die Frage der göttlichen Inſpiration des Mohammed habe er noch leiſe Zweifel. Die verſchwanden indeß, als Abbás ihn aufmerkſam machte, daß es ihm unter ſolchen Umſtänden leicht an den Kragen gehen könnte, und ſo bequemte er ſich dazu, das vollſtändige Glaubensbekenntniß (S. 64 A. 2) abzulegen. Nun wurde ihm Sicherheit für ſich und Alle bewilligt, welche ſich beim Einmarſch der Truppen in ſeinem Gehöfte befinden würden; darauf begleitete ʿAbbás ihn zurück. Unterwegs machte er mit ihm auf einem Bergvorſprunge Halt, wo er die Schaaren der Gläubigen überſchauen konnte, die ſich bereits in Bewegung geſetzt hatten und nun vorüberzogen — Beduinen, Anßár und Fluchtgenoſſen, zehntauſend Krieger in Allem, ein unüberwindliches Heer. In dem bis vor ſieben Jahren ſo verachteten Plebejer hatten ſich die Herren von Mekka doch ſtark verrechnet; aber nicht ohne Ironie meinte jetzt der unverbeſſerliche Ariſtokrat zu ſeinem Begleiter: „Dagegen können wir freilich nicht an; das Königthum deines Neffen iſt ja recht anſehnlich geworden!" „Red' dich nicht um den Hals, ein Prophet iſt er ja!" „Mir auch recht."

Die Anekdote ſieht nicht unwahrſcheinlich aus; auch daß Abu Sſofján anſtandshalber auf die Anwendung eines ſanften Druckes gewartet haben mag, bis er förmlich übertrat, iſt wohl zu glauben. Aber durch einen Zufall iſt er ſchwerlich in Mohammeds Gegenwart gerathen, und daß nachher, abgeſehen von einer kleinen Zahl tapferer Männer, die Koreiſchiten ruhig dem Einzuge des feindlichen Heeres zuſahen, kann doch ebenſowenig auf das Zureden des faſt gleichzeitig erſt zurückkehrenden Abu Sſofján geſchehen ſein, wie man es erklärlich finden wird, daß ſie nicht einmal die Päſſe beſetzt hatten, durch welche der Weg nach der Stadt führte. Wir müſſen aus Allem ſchließen, daß ſchon vor Ankunft des Mohammed die Vornehmen entſchloſſen waren, ſich auf leidliche Bedingungen zu ergeben, und daß es der Kriegspartei, den Íkrima, Sſoheil, Sſafwán nicht gelang, mehr als einen kleinen Bruchtheil der Mannſchaften um ſich zu ſammeln, während die anderen ſich bei der Komödie beruhigten, welche die großen Herren ihnen vorzuſpielen für gut fanden. Jedenfalls ſteht ganz feſt, daß Mohammed keinen Widerſtand mehr erwartete; ausdrücklich erhielten die Anführer der Truppen, welche von allen vier Seiten in die Stadt einzurücken ſich anſchickten, den Befehl, Niemand zu tödten, der ſich nicht mit den Waffen in der Hand widerſetzte. So erfolgte die Beſetzung der verſchiedenen Quartiere in ganz friedlicher Weiſe; nur Chálid Ibn El-Walîd ſtieß, wie er an der Spitze der Beduinen durch das Südthor hereinkam, auf die Handvoll Unverſöhnlicher, welche eben ſich anſchickte, die Stadt zu verlaſſen, ſei es um draußen den Kampf neu zu eröffnen, ſei es um die Flucht nach Südarabien zu ergreifen. Sie wurden nach kurzem Gefechte zerſprengt — Mekka lag willenlos zu des Propheten Füßen.

---

[1] Der Tag ſteht nicht feſt. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung fiel der Einzug in Mekka auf den 20. Ramadán = 10. Januar; aber dieſes Datum iſt nicht einwandsfrei.

Die Bedingungen der Uebergabe, wie ſie, wenn unſere Vorausſetzung richtig iſt, zwiſchen Abu Sſofján und Mohammed verabredet worden waren, ergeben ſich leicht aus den folgenden Ereigniſſen: Mekka gab ſeinen Widerſtand auf und ſtellte ſeine Mannſchaften in den Dienſt des Islâms, dafür wurde ſeinen Bewohnern Leben und Beſitz gewährleiſtet, gleicher Antheil mit den Muslimen an aller in Zukunft gemeinſam zu erſtreitenden Beute geſichert. Unmittelbare Annahme des Islâms ward nicht gefordert, doch von den meiſten bald, von den übrigen im Laufe der Zeit vollzogen. Natürlich blieb ſie bei der überwiegenden Mehrzahl rein äußerlich; vor Allen behielt die ariſtokratiſche Partei ihre weltlichen Geſinnungen und Beſtrebungen auch innerhalb des Islâms bei. Sie hatten vom Propheten nichts wiſſen wollen, weil er ihren Handel im Anfang zu ſtören, nachher zu vernichten gedroht hatte. Nunmehr hatte ſich gezeigt, daß auf ſeiner Seite mehr zu verdienen war: ſo war man ſchließlich froh, noch rechtzeitig ſich der neuen Firma anſchließen zu können, deren religiöſe Gewohnheiten man als Aushängeſchild mit benutzte, ohne es im Uebrigen ernſt damit zu nehmen. Umgekehrt war Mohammed am Beſitze der Ká'aba nicht blos, ſondern an der Gewinnung neuer Machtmittel für die Ausbreitung des Glaubens zu viel gelegen, als daß er die Aufrichtigkeit des Glaubensbekenntniſſes dieſer Neubekehrten mit beſonderer Genauigkeit hätte prüfen ſollen. Im Gegentheil, ſich und ſeinen Zielen die früheren Feinde auf alle Weiſe geneigt zu machen, benutzte er jede Gelegenheit, wo er ihnen gefällig ſein, durch Complimente und reiche Geſchenke „ihre Herzen gewinnen“ konnte, wie der officielle Ausdruck lautete. So verſtärkt er in der That auf das Nachdrücklichſte die Wucht der materiellen Kräfte ſeines Reiches; aber er verſchmilzt die neuen Elemente nicht mehr mit dem Geiſte des Islâms und duldet das Weiterbeſtehen einer heidniſch-weltlichen Geſinnung, die ſpäter ſeinem Werke ſchweren Schaden zugefügt hat. Zu den bereits vorhandenen zwei ungleichen Beſtandtheilen der Gemeinde, den wahrhaft Gläubigen — der mediniſchen Partei, wie wir ſie nennen können — und den ſtets unzuverläſſigen und particulariſtiſchen Beduinen, tritt jetzt als dritte die mekkaniſche Partei, den erſteren durch ihre Vernachläſſigung der religiöſen Intereſſen, den anderen durch ihr zielbewußtes Feſthalten an der einmal gewonnenen ſtaatlichen Einheit entgegengeſetzt.

Es ſind die auseinanderſtrebenden Richtungen dieſer Parteien, welche die Geſchichte des Islâms in ſeiner arabiſchen Periode beſtimmen: vorläufig ordnen ſie ſich aber in dienſtbefliſſener Botmäßigkeit den Beſtimmungen Gottes durch ſeinen Geſandten unter, welcher ihre augenblickliche Einigung herbeigeführt hat. Mekka ſieht unthätig zu, wie der Prophet, nachdem er unter dem lauten „Allah iſt groß!“ ſeiner Truppen auf ſeiner Kamelin El-Kaßwa feierlich den ſiebenmaligen Umgang um die Kâ'aba gehalten, ſiebenmal den heiligen ſchwarzen Stein mit ſeinem Stabe berührt hat, die Götzenbilder umſtürzen und zertrümmern läßt, welche das Haus Gottes bis dahin entweiht haben. Willig lauſcht die Volksmenge den befehlenden Worten, durch welche er im Namen Gottes die Heiligkeit des Stadtgebietes und alle Vorrechte, welche daran haften, beſtätigt, nicht weniger aber die allgemeine Gleichheit der Menſchen vor Gott und ihre Verpflichtung betont, den kirchlichen und ſtaatlichen Ordnungen des Islâms nachzuleben; ja ohne Widerſtreben gehorchen Alle der Weiſung, die in den Häuſern gehaltenen Götzenbilder von ſich zu thun. Dafür ſpricht dann aber auch der Prophet ſeine Anhänglichkeit an die Vaterſtadt, ſeine Anerkennung ihrer Herrlichkeit ſo uneingeſchränkt aus, daß ſchon die Leute von Medina in Sorge gerathen, ob er nicht damit umgehe, ſie zu verlaſſen und in die alte Heimath zurückzugehen. Doch er weiß, daß in ihr die ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft nicht ſind: „Ich lebe, wo ihr lebt, und ſterbe wo ihr ſterbt“ — da waren ſie denn beruhigt.

Wenige, nur etwa 10 oder 12 Perſonen wurden von dem allgemeinen Frieden ausgenommen, weil ſie bei verſchiedenen Gelegenheiten ſich gegen Mohammed oder die Seinigen thätlich vergangen, Spottverſe auf ihn verbreitet oder ſonſt etwas Schweres verübt hatten; aber auch von dieſen wurden nur vier hingerichtet, die übrigen begnadigt. Selbſt den Häuptern der Kriegspartei, Sſoheil, Íkrima und Sſafwân, geſchah nichts, ja die beiden letzteren, welche ſich nach dem Treffen mit Châlid geflüchtet, wurden unter Zuſicherung voller Amneſtie zurückgeholt; wir finden ſie ſpäter unter den beſten Degen des Islâms. Nur ein Mißton ſtörte die allgemeine Harmonie; daß er vernommen wurde, war aber nicht Mohammeds Schuld, ſondern des

Chálid. Unter nichtigem Vorwande nahm er um einer verjährten Blutrache willen den Stamm Dſchadhima, der nicht weit ſüdlich von Mekka hauſte und ſeine Unterwerfung bereits erklärt hatte, in verrätheriſcher Weiſe gefangen und ließ die Wehrloſen zum Theil, trotz des lauten Proteſtes der ihn begleitenden Fluchtgenoſſen und Anßár, von ſeinen Beduinen niedermetzeln. Es war ein flagranter Bruch des Verbotes, an Gläubigen noch Blutſchuld aus dem Heidenthum zu rächen, dabei eine nutzloſe Grauſamkeit, wie ſie freilich der größte Feldherr und abſcheulichſte Menſch des erſten islamiſchen Jahrhunderts nur zu viele auf dem Gewiſſen hat. Aber Mohammed wußte, was er an dem „Schwerte Gottes“ hatte; er gab ihm einen Verweis und beließ ihn in ſeinem Commando, bezahlte auch ſelbſt das Blutgeld, welches für die getödteten Dſchadhima ihren Verwandten gebührte.

Inzwiſchen waren beunruhigende Nachrichten anderer Art nach Mekka gelangt. Die Stämme der Hawáſin, ſo hörte man, ſeien in unruhiger Bewegung und ſchienen Feindliches im Sinne zu haben. Mit zweien derſelben war Mohammed ſchon früher unſanft in Berührung gekommen: mit den Thakif, welche in und um Táïf im Oſten von Mekka hauſten und den Propheten kurz vor der Flucht ſo ſchimpflich zurückgewieſen hatten (S. 79f.), und mit den Ámir von Sſá’ßa’a, deren Häuptling Ibn Tofeil die Ermordung der Glaubensboten im Jahre 4 (625) zur Laſt fiel (S. 127f.). Sie und die anderen Theilſtämme mußten erwarten, das nächſte Ziel der muslimiſchen Waffen zu werden, nachdem die Grenznachbarn der Ámir, die Sſoleim, ſich den Medinern angeſchloſſen hatten. So hatten ſie, nach glaubhaften Berichten ſchon vor der Einnahme Mekkas, ſich angeſchickt, dem Angriffe zuvorzukommen. Jedenfalls finden wir kaum 14 Tage nach derſelben ihre Schaaren bereits in Stärke von 20,000 Mann in der Nähe von Táïf gelagert: ein Heer, das aus den zum Theil weit auseinanderliegenden Weidegebieten in ſo kurzer Zeit kaum hätte zuſammengezogen werden können. Ihrem Anmarſch führte Mohammed am 6. Schawwál 8 (etwa Ende Januar 630) mit einer Siegesgewißheit, die er beinahe zu bereuen gehabt hätte, ſeine Truppen entgegen. Ihre Zahl war um 2000 Mekkaner gewachſen; nicht blos Abu Sſofján, auch die kurz vorher begnadigten Führer der Kriegspartei, wie Íkrima und Sſafwán, leiſteten dem neuen Herrn ihrer Stadt Heeresfolge. Am 9. Abends erhielt man durch Späher Kunde, daß die Hawáſin in geringer Entfernung bei El-Autás lagerten. Sie ſtanden unter dem Befehle des Málik Ibn Auf vom Stamme Naßr; Viele hatten Weiber und Kinder mitgebracht, die im Rücken des Heeres gelagert blieben, um den Muth der Kämpfer aufs Höchſte zu entflammen. Sehr geſchickt hatte Málik einige Reiterabtheilungen in das enge Thal von Honein vorgeſchickt, welches ihn von den Muslimen trennte; dort lagen ſie in den Seitenſchluchten verſteckt, um im geeigneten Momente über die Feinde herfallen zu können. Der Plan gelang: als in der frühen Dämmerung eines trüben und regneriſchen Wintertages Mohammeds gewöhnliche Vorhut, die Beduinen unter Chálid, eben bis zur Mitte des Engpaſſes vorgerückt waren, brachen auf einmal die Feinde von links und rechts hervor. Die Beduinen, gewohnt ſolchem plötzlichen Ueberfall möglichſt ſchnell auszuweichen und noch nicht von der islamiſchen Disciplin im Standhalten geſchult, warfen ihre Thiere herum und jagten rückwärts, riſſen die gleich unzuverläſſigen Mekkaner mit ſich fort und verwickelten ſogar die Kerntruppen der Anßár in ihre Flucht. Einen Augenblick ſah Mohammed ſich der Gefahr ausgeſetzt, mit wenigen Getreuen, welche ihn zu decken ſuchten, abgeſchnitten zu werden; aber mit der gleichen Unerſchrockenheit, wie einſt am Ochod, zog er ſein Schwert und rief ſeinen Medinern zu: „Hierher, Männer vom Baume!“[1] Neben ihm ſtand ſein Oheim Abbás; der hatte eine weithallende Stimme, und ließ nun den gleichen Ruf über die wogenden Haufen der Flüchtlinge hin ertönen. Mehr bedurfte es nicht, die Hilfsgenoſſen an ihre Pflicht zu erinnern: „Zu Dienſten! Zu Dienſten!“[2] ſcholl es zurück, und wie mit plötzlichem Rucke ſtand die Schlacht. Allmählich kamen denn auch die anderen Ausreißer wieder heran. Sich in den Steigbügeln ſeines Maulthieres aufrichtend, ſah Mohammed dem Kampfe zu: „Jetzt iſt der Ofen heiß geworden“ meinte er mit einem Wortſpiele auf den Namen des Ortes[3], und bald wurde es den Hawáſin zu warm darin. Die Thakíf, die ihre Weiber zu Haus gelaſſen hatten, gedachten zuerſt der Sicherheit, welche ſie hinter den Mauern von Táïf finden konnten; die anderen wehrten ſich beſſer, konnten aber das Feld nicht halten. Bald war das mächtige Heer zerſprengt; wer Weib und Kind mitgenommen hatte, ſuchte noch das Lager bei Autás zu vertheidigen, auch das aber wurde raſch überwältigt, und 6000 Weiber und Kinder nebſt 24,000 Kamelen und einer unendlichen Zahl von Schafen und Ziegen erbeutet. Dagegen hatte die Verfolgung keine erhebliche Wirkung: die Ssoleím erinnerten ſich recht zur Unzeit, daß ſie entfernte Verwandte der Hawáſin waren, und wollten nicht einhauen. Dazu deckte Málik mit ſeinen Naßriten tapfer den Rückzug, ſo lange es gehen wollte; dann entkam auch er glücklich nach Táïf.

Der Ort lag an der Grenze Südarabiens und ſeine Bewohner hatten, ſcheint es, von der bei ihren Nachbarn heimiſchen Kunſt des Feſtungsbaues ſo viel gelernt, daß ihre Stadt den ſolches Krieges ungewohnten nordarabiſchen Stämmen ernſtlichen Widerſtand leiſten konnte. Um ſo wichtiger war es, dem Siege einen raſchen Handſtreich auf den Platz folgen zu laſſen, bevor die aus der Schlacht Entkommenen ſich darin eingerichtet haben würden. So ließ denn Mohammed die Beute eilig in das benachbarte Thal von Dſchiarána ſchaffen, wo ſie gelagert und mit Wachen umſtellt wurde; er ſelbſt rückte eilig weiter vor Táïf. Aber er kam doch zu ſpät: Málik hatte die Stadt ſchon erreicht, der es weder an Vertheidigung noch an Lebensmitteln fehlte. So blieb nur der förmliche Angriff übrig. Zu ſeiner Durchführung knüpfte man Verhandlungen mit den etwas ſüdlicher wohnenden

---

1) Damit erinnerte er ſie an den Schwur von Hodeíbija (S. 142). 2) lebbeík! lebbeík! — der alte Ruf der Pilger, welche mit ihm noch heute Allah ihre Ergebenheit bezeugen. 3) El-autás bedeutet „die Oefen“.

Benu Daus an, einem jemeniſchen Stamme, der in der Handhabung von allerlei Belagerungswerkzeug für erfahren galt. Sie ließen ſich gern bereit finden, eine Wurfmaſchine und Schirmdächer gegen die Stadt zu führen; aber die Leute von Tâïf waren auch nicht ungeſchickter im Feſtungskriege, ſie warfen glühende Eiſen auf die Geräthe, ſo daß ſie in Brand geriethen und es unmöglich wurde, den Angriff durchzuführen. Nachdem die Belagerung etwa 14 Tage gedauert, wurde ſie aufgehoben: Gott wollte, ſah man, auch dieſe Sache erſt reifen laſſen, die Beduinen verlangten immer gieriger nach der Beute von Honein, und einer von den Kinâna, den alten Bundesgenoſſen Mekkas, meinte, als der Prophet ihn über den Fall befragte: „Fuchs im Loch — wenn du Zeit haſt auf ihn zu warten, faßt du ihn, wenn du ihn läßt, ſchadet er dir nicht.“ So brachen denn die Muslime wieder auf, unverrichteter Sache, doch ohne Mißſtimmung: ſollte es doch jetzt an die Beutevertheilung gehen. Als man indeß Dſchi'arâna erreichte, zeigte ſich, daß Mohammed inzwiſchen ſeine eigenen Geſichtspunkte darüber gefaßt hatte. Die Maſſe der Gefangenen und der Güter war ſo groß, daß es auf genaues Innehalten der ſonſtigen Regeln wohl nicht anzukommen ſchien;[1] ſo verwandte Mohammed denn ſehr erhebliche Summen Geldes und eine große Anzahl von Kamelen zu wahrhaft fürſtlichen Geſchenken an die vornehmen Mekkaner und die Häuptlinge der Beduinen, deren „Herzen zu gewinnen“ ihm beſonders wünſchenswerth ſchien. Von den Weibern und Kindern verſchenkte er vorläufig nur einige wenige: da es wahrſcheinlich war, daß ſich die Hawâſin an ihn wenden würden, die Ihrigen auszulöſen, wollte er ein ſo treffliches Pfand für weitere Unterhandlungen nicht gern aus den Händen geben. Als indeß alles Uebrige vertheilt war, mußte er ſchon zur Verloſung der Gefangenen übergehen; kaum war aber dieſe beendet, als endlich die Abgeſandten der Hawâſin ankamen. Ihre Landsleute, erklärten ſie, ſeien bereit, den Widerſtand aufzugeben und zum Islâm überzutreten,[2] aber Mohammed möge ihnen dann auch ihre Weiber, Kinder und Güter zurückgeben. Dem Propheten mußte um ſo mehr an dem Zuſtandekommen eines Vergleiches liegen, als Tâïf unbezwungen geblieben war und nach ſeinem Abzuge leicht der Herd eines neuen Krieges werden konnte, wenn es nicht jetzt gelang, die beſiegten aber keineswegs vernichteten Hawâſin für den Glauben zu gewinnen. Somit erklärte er den Abgeordneten, Alles könne er ihnen aus Rückſicht für die Muslime nicht zurückgeben, es ſtehe ihnen aber frei, zwiſchen ihren Angehörigen und ihrer Habe zu wählen. Sie erklärten ſich zufrieden, wenn ſie Weiber und Kinder zurückerhielten, und bis auf einige der ſtets unerſättlichen Beduinen, die mit Kamelen entſchädigt werden mußten, ließen ſich auf Mohammeds Verwendung die Muslime auch willig finden, die Gefangenen ohne Löſegeld herzugeben. Mit denen zogen die Geſandten dann befriedigt ab; gleichzeitig aber nahmen ſie eine Botſchaft an den noch in Táïf weilenden Málik, ihren bisherigen Häuptling, mit: ſeine Angehörigen wie auch ſeine Güter ſeien unverletzt für ihn aufbewahrt und zu ſeiner Verfügung, wenn er ſich bei dem Propheten einfinden und zum Islám übertreten wolle. Auf dieſe Mittheilung verließ Málik in der That heimlich die Stadt und leiſtete die verlangte Huldigung; dafür wurde er über die Hawáſinſtämme geſetzt, welche in der Nähe von Táïf hauſten. Die nun begannen, Muslime die ſie geworden waren, ihre bisherigen Bundesgenoſſen mit Raubzügen heimzuſuchen und ſie vollſtändig in Schach zu halten, ſo daß Mohammed ohne jede Sorge Táïf ſich ſelbſt überlaſſen konnte, in der ſicheren Erwartung, daß ſeine Bewohner und ihre Stammgenoſſen von den Thakif mit der Zeit ſchon mürbe werden würden.

---

[1] Allerdings behauptet die gewöhnliche Tradition, daß er die im Folgenden erwähnten Geſchenke aus dem für Gott vorwegzunehmenden Fünftel (S. 114) beſtritten habe, doch iſt der abweichende Bericht, wie er im Text vorausgeſetzt wird, glaubhafter. Auch hätten die getreuen Anṣâr ſchwerlich gemurrt, wenn ihnen nicht der Antheil geſchmälert worden wäre, den ſie von Rechts wegen beanſpruchen durften.

[2] Die Tradition berichtet einſtimmig, daß ſie dabei ſich auf ihre Verwandtſchaft mit Mohammed beriefen, der als kleines Kind zu einer Frau von den Benu Sâ'ad, einem Theilſtamme von Hawâſin, zum Nähren ausgethan geweſen ſein ſolle; auch ein Zuſammentreffen des Propheten mit ſeiner damaligen Milchſchweſter Scheimâ wird bei dieſer Gelegenheit berichtet. Das werden nach dem oben S. 44 Geſagten ſpätere Ausſchmückungen ſein.

Hatte er ſo mit ſeinem gewöhnlichen diplomatiſchen Geſchick die Nachtheile der vergeblichen Belagerung wett gemacht, durch die weitgehende Befriedigung ihrer Habſucht die Beduinen und Mekkaner in höchlichſt gute Laune verſetzt, ſo ſollte er doch Dſchi'arána nicht ohne die Erinnerung verlaſſen, daß es ihm, der jeder Sache ein geiſtliches Mäntelchen umzuhängen für nöthig hielt, nicht ziemte, allzuviel weltlichen Rückſichten Einfluß auf ſeine Politik zu gewähren. Bei dem maaßloſen „Herzengewinnen“ waren ſeine alten Getreuen, die Mediner, mit ihrem Beuteantheil ſo empfindlich zu kurz gekommen, daß ſelbſt ihnen die Sache etwas ſtark vorkam. „Beim Kampf“, ſo begannen ſie zu murren, „ſind wir ſeine Leute, aber bei der Vertheilung ſind es die Koreiſchiten; wir möchten wohl wiſſen, ob das von Gott ausgeht — dann müßten wir uns beruhigen — oder von ihm ſelber, dann würden wir Genugthuung verlangen.“ Die Leute hatten eigentlich Recht; ſo wurde denn auch Mohammed ſehr böſe, ließ ſie Alle zuſammenkommen und hielt ihnen eine Strafpredigt, in welcher er zwar rückhaltlos anerkannte, was ſie für ihn gethan, aber auch hervorhob, was ſie ihm verdankten. „Iſt's Euch nicht recht, daß Jene Schafe und Kamele davontreiben, ihr aber den Boten Gottes in eure Heimath zurückführt? Ja, bei dem, in deſſen Hand Mohammeds Seele iſt, wäre nicht die Hidſchra,1) ich rechnete mich ſelbſt zu den Hilfsgenoſſen; und wenn die ganze Welt nach einer Seite ginge und die Hilfsgenoſſen gingen nach der andern, ich ginge mit den Hilfsgenoſſen. O Gott, ſei gnädig den Hilfsgenoſſen und den Söhnen der Hilfsgenoſſen und den Söhnen der Söhne

---

1) D. h. wäre nicht meine Geburt in Mekka und meine Flucht von dort nothwendig geweſen.

der Hilfsgenoſſen!“ Da weinten die Männer, bis ihre Bärte naß wurden, und ſprachen: „Wir ſind zufrieden, o Bote Gottes, mit Loos und Antheil!“ Er wußte, wie er mit ſeinen Leuten zu reden hatte: aber das Uebelwollen zwiſchen Medinern und Mekkanern ſchaffte er damit nicht aus der Welt. So lange er lebte und ſo lange nach ihm die kräftigen Hände Abu Bekrs und Omars das Staatsruder führten, wucherte es nur im Verborgenen weiter; aber ſeinem Schwiegerſohne, dem ſchwächlichen Othmân, ſollte es noch das Leben koſten, den mächtigen Aufſchwung des Islâms durch jahrelange Bürgerkriege lähmen.

Von ſolchen finſteren Geſchicken fiel aber noch kein Schatten auf den Glanz der Gegenwart. In ganz Arabien war nach der friedlichen Einfügung Mekkas in den Verband des Glaubensſtaates keine Macht übrig, welche dem Uebergewichte Medinas ſich hätte entziehen können. Obwohl Mohammed der Einwohnerzahl nach um dieſe Zeit wohl noch nicht über mehr als ein gutes Drittel des Landes gebot, war der Eindruck der Unwiderſtehlichkeit, welchen die ununterbrochenen Erfolge der letzten Jahre überall hervorriefen, ſo ſtark, die Unfähigkeit der in hunderte von ungeordneten Gemeinweſen zerſplitterten Stämme zu einheitlicher Zuſammenfaſſung ihrer Kräfte ſo ausgeſprochen, der Anreiz der vom Gerücht gewiß noch übertriebenen Beutevertheilungen auf die Habgier der Beduinen ſo wirkſam, daß faſt ohne Ausnahme bis in die entlegenſten Bezirke die einfache Aufforderung des Propheten genügte, das Volk zum Anſchluß an die neue Ordnung der Dinge zu bewegen. Das Verfahren dabei war faſt in allen Fälle daſſelbe. Auf die Botſchaft des Geſandten Gottes erſchienen die Häuptlinge der einzelnen Stämme zu perſönlicher Verhandlung in Medina. Dort harrte ihrer der huldreichſte Empfang: man ſchmeichelte dem Stolze der Wüſtenſöhne durch Anbequemung an ihre nicht immer ſehr höflichen Manieren, durch Complimente über ihre adlige Abkunft, die Vorzüge ihres Stammes, den Ruhm ihrer Thaten; man befriedigte ihre Habſucht durch reiche Geſchenke aus dem jetzt ſtets wohlgefüllten Schatze; man beruhigte ihre Eiferſucht auf den eigenen Einfluß durch ausdrückliche Beſtätigung ihrer Autorität über die bisherigen Stammgenoſſen, kurz, man ließ es an keiner Verlockung fehlen, welcher eine geſchickte Diplomatie die egoiſtiſchen Triebe ungebildeter Menſchen auszuſetzen vermag. In der Sache war Mohammed dabei um ſo unbeugſamer: allen Verſuchen, von den ſcheinbar ja auch ziemlich einfachen Pflichten, welche der Islâm auferlegte, nur einen Deut abzuhandeln, ſetzte er ſein unveränderliches Nein entgegen. Ablegung des Glaubensbekenntniſſes, welches die Verwerfung des Götzendienſtes, die Unterordnung unter die Autorität des Propheten ausſprach, Verpflichtung zum fünfmaligen täglichen Gebet, und Zahlung der „Armenſteuer“, d. h. Abführung des Zehnten vom Einkommen in die Staatscaſſe (vgl. S. 101) — das waren die immer gleichen Forderungen, von welchen ihm auch die zäheſten Araber — und Araber können ſehr zähe ſein — nichts abzwacken konnten. Während dieſer Verhandlungen, welche die Jahre 9 und

10 (630—631) beinahe gänzlich ausfüllen, ward dann ab und zu, um die Unterwerfung einzelner Stämme zu beſchleunigen und den guten Willen der andern zu erhöhen, eine und die andere kriegeriſche Expedition ins Werk geſetzt, wie ſie auch wohl nöthig wurden, wenn die überall hin entſandten Steuerempfänger einmal nicht mit der wünſchenswerthen Begeiſterung aufgenommen wurden. Das waren aber ganz vereinzelte Fälle; erſt zu Anfang 11 (632), nachdem allmählich in weiteren Kreiſen die Unbequemlichkeit der kirchlichen und Staatsordnungen und die Laſten der Beſteuerung drückender empfunden wurden, fing eine ſtärkere Reaction des arabiſchen Volksthums an ſich vorzubereiten. Bis dahin iſt der Verlauf der Einverleibungen ein glatter und deswegen einförmiger, aus dem nur wenige Einzelheiten Hervorhebung verdienen.

Zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und Centralarabien hauſten die mächtigen Benu Temím, von denen einzelne Theilſtämme weit nach Weſten vorgeſchoben erſcheinen. Einem von dieſen, den Benu Amr, kamen muslimiſche Steuerempfänger nahe, welche die Choſaïten nördlich von Mekka zehnteten: aus Beſorgniß, ſie möchten dieſe mißliebige Thätigkeit auch auf ihr Gebiet ausdehnen, eilten die Amriten herbei und trieben ſie mit gewaffneter Hand von dannen. Ojeina, der Scheich der zu den Gatafán gehörigen Feſára, war mit Vergnügen bereit, ſie dafür zu züchtigen: mit fünfzig ſeiner flinken Beduinen fiel er über ſie her, nahm etwa 50 Männer, Weiber und Kinder gefangen und ſchleppte ſie nach Medina. Sie zu löſen, ſchickten die Temím eine Deputation in die Stadt. Das waren grobe und hochmüthige Kerle: ſie ſtellten ſich bei der Moſchee auf und begannen mit ungebührlichem Pochen nach Mohammed zu ſchreien und als er endlich, das Mittagsgebet zu leiten, aus dem Hauſe der Áïſcha hervortrat, ſich an ihn zu drängen. Er ging, freundlich lächelnd, aber wortlos, an ihnen vorüber, und erſt als das Gebet vollzogen war, gab er ihnen Gehör. Nach dem Gebrauch der Wüſte ſtand nun einer auf und hielt eine ſchöne Rede, in welcher er ſein Volk als den edelſten, wohlhabendſten und zahlreichſten aller öſtlichen Stämme pries. Mohammed kannte die Beduinen und wußte, daß man ihnen auf ihre eigene Weiſe imponiren mußte: ſo winkte er denn einem ſeiner Leute, der nun mit dem Lob des Boten Gottes und ſeiner Anhänger den Mund noch viel voller nahm. Darauf trug der Hauptdichter der Temím, Eſ-Sibrikán, einige kunſtvolle Verſe vor, die wiederum von der Größe ſeines Volkes handelten, aber auch den gelang es Mohammeds Leibpoeten, Haſſán Ibn Thábit, aus dem Stegreif mit noch ſchöneren Wendungen zu überbieten, ſo daß die Leute merkten, wie dieſem Propheten, der nicht blos direct mit Allah verkehrte, ſondern auch über die begabteſten Redner und Dichter verfügte, in der That Niemand gewachſen war. So fügten ſie ſich denn, erklärten ihre Unterwerfung, und bekamen ihre Gefangenen zurück. Gleichzeitig aber erſchien ein Korán, welcher für die Zukunft alles Drängen und Schreien in Gegenwart des Propheten unterſagte.

Sehr weſentlich war es, daß auch ein paar andere berühmte Dichter in dieſer Zeit ſich bekehren und den großen Einfluß ihrer Begabung der Sache des Glaubens zu Gute kommen ließen. Mohammed konnte keine Verſe machen und daher weder die Poeſie noch die Poeten recht leiden; wehe aber dem, welcher eine ſo bedenkliche Gabe gar noch in den Dienſt des Satans ſtellte — uns iſt ſchon mehr als einer begegnet, der ein Epigramm auf den Propheten mit dem Leben bezahlen mußte (S. 120 u. 154). So war denn, als der Islám ſich überall hin verbreitete, Ká'ab, der Sohn des berühmten Soheir (S. 8. 42) aus dem Stamme Moſeina, in großer Gefahr: ſelbſt ein äußerſt begabter Dichter, hatte er die bei geiſtreichen Leuten leider ſo häufige Neigung zum Unglauben, und als ſein Bruder Bodſcheir ſich, wie die meiſten der Moſeina, zum Islám bekehrt hatte, machte er ſich in einigen ſehr ſpöttiſchen Verſen darüber luſtig. Aber Mohammed ſprach darauf hin das Todesurtheil über ihn aus, und ſeit dem andern Ká'ab, der einem ähnlichen zum Opfer gefallen war (S. 120), wußte man, daß in ſolchem Falle Niemand vor dem Dolche eines beliebigen Fanatikers ſicher war. Wohl oder übel mußte Ká'ab, welchen Bodſcheir von dem drohenden Unheil benachrichtigt, den Entſchluß faſſen, ſich dem Propheten auf jede Gefahr hin in die Arme zu werfen. Verkleidet kam er nach Medina und ſtahl ſich in die Moſchee, wo er Mohammed im Geſpräch mit einer Anzahl Gläubiger fand. „Geſandter Gottes", ſprach er ihn an, als es ihm gelungen war, ſich bis zu ihm durchzuſchleichen, „Ká'ab Ibn Soheir iſt da, von dir Verzeihung zu erflehen, als ein Bereuender, Gläubiger: würdeſt du ihn gnädig aufnehmen, wenn ich ihn dir brächte?" „Ja!" „Ich bin Ká'ab." Unwillig über die gegen den Propheten angewandte Liſt, ſprang einer von den Anßár hinzu, ihn zu tödten; aber jener beſtätigte die Begnadigung. Zum Dank trug Ká'ab nun ein herrliches Lobgedicht auf den Boten Gottes vor, welches er verfaßt hatte;[1] als er zu dem Verſe gekommen war

„Ein Schwert iſt der Geſandt', ein uns zum Licht geſchicktes,
Von Gottes Schwertern ein geſtähltes, ein gezücktes —"

zog der alſo Gefeierte ſeinen grünen Mantel von den Schultern und warf ihn dem beglückten Dichter zu. Man heißt davon das Gedicht „das Mantelgedicht". Dem Ká'ab war das Geſchenk des Propheten ſo werth, daß er es nicht hergeben wollte, als der Chalife Moáwija ihm 10,000 Dirhems dafür bot; erſt nach des Dichters Tode konnte der Fürſt das koſtbare Gewand von den Erben für 20,000 gewinnen. Als eines der werthvollſten Beſitzthümer wurde es nun im Schatze der Beherrſcher der Gläubigen erſt in Damaskus, dann in Bagdad aufbewahrt, bis es im J. 656 d. H. (1258 Chr.) bei der Eroberung der Stadt durch die Tataren verbrannt wurde. Freilich wird der „Mantel des Propheten" in Conſtantinopel im Palaſte des Sultans heute noch gezeigt, aber die Echtheit des Stückes dürfte nicht geſicherter ſein, als die des heil. Rockes in Trier.

---

[1] Ueberſetzt in Rückerts Hamâſa I, S. 152.

Verhältnißmäßig ſpät, erſt nach dem Tode des argen Ámir Ibn Tofeil (S. 155), gaben ſich die Benu Ámir von Sſá'ßa'a; aber bereits früher hatte der alte Abu'l-Bará, den wir ſchon vor Jahren dem Islám geneigt ſahen, ſeinen Neffen Lebíd, einen von den größten Dichtern der Araber, Verfaſſer einer Mo'állaka (S. 41f.), zur Huldigung nach Medina geſandt. Weniger leicht war es, den Erben eines anderen großen Namens zum Uebertritt zu bringen. Der angeſehene Stamm der Taij, nordweſtlich von Medina in dem Gebiete der berühmten beiden Gebirgszüge Adſcha und Sſelma wohnend, war, inſoweit er ſich nicht zum Chriſtenthum bekannte, dem Dienſte eines höchſt üblen Götzen, Namens Fuls, ergeben; als nun die Taijiten, ſeit der Eroberung von Cheibar Grenznachbarn der Muslime, ſelbſt nach dem Uebergange von Mekka keine Miene machten ſich zu bekehren, wurde im Jahre 9 (Mitte 630) Ali abgeſandt, den Tempel mitſammt dem Götzen zu vernichten. Der berühmte Fürſt der Taij, Hátim der Freigebige (S. 41), war längſt todt: ſeinem Sohne Adí, der an der Spitze eines der Theilſtämme ſich befand, gelang es noch eben nach Syrien zu entkommen, aber eine Schweſter hatte er zurücklaſſen müſſen, die nun mit anderen Gefangenen nach Mekka geſchleppt wurde. Sie war eine kluge Perſon und wußte vom Propheten ihre Freilaſſung zu erlangen; dann reiſte ſie nach Syrien und bewegte ihren Bruder zur Rückkehr und Unterwerfung. Mohammed ſetzte ihn wiederum über ſeinen Stamm, und ſeitdem hielt Hátims Sohn treu zu der Sache des Glaubens, auch als ſpäter die meiſten der Araber wieder abfielen.

Ende 9 (630) waren denn auch die Thakíf in und um Táïf mürbe geworden: Málik (oben S. 158) hatte mit ſeinen Hawáſin ihnen ſo übel mitgeſpielt, daß Niemand mehr wagen konnte die Stadt zu verlaſſen, und die Leute durch den Verluſt des größten Theiles ihrer Kamele und ſonſtigen Viehes, welches ihnen von den Weideplätzen vor den Mauern ohne Unterlaß weggeraubt ward, faſt an den Bettelſtab gebracht wurden. So ſchickten ſie endlich Geſandte nach Medina; die fanden ſehr freundliche Aufnahme, ja der Prophet ſelbſt geruhte ſie in der Glaubenslehre zu unterrichten. Sie zeigten ſich auch ganz gefügig; aber das gemeine Volk in Táïf, meinten ſie, hinge in ſehr hartnäckiger Verſtocktheit an der Lát, ihrer alten Göttin; wenn man die noch drei Jahre ſtehen laſſen könnte, wäre es eher möglich, die Leute allmählich an die göttliche Wahrheit zu gewöhnen. Mohammed war aber, und ganz mit Recht, in dieſem Punkte überhaupt unerbittlich; und nun gar der Lát, mit der ihm in Mekka ein ſo übles Verſehen paſſirt war, Nachſicht erweiſen! Vergeblich handelten die guten Táïfiten um ihren Götzen, wie Abraham um die Gerechten Sodoms, aber nicht zwei, nicht ein Jahr, nicht ſechs, nicht einen Monat Friſt konnten ſie ihr auswirken; nur das wurde ihnen gewährt, daß ſie das Bild nicht eigenhändig zu zerſtören brauchten. Ein früherer Landsmann, Mogíra Ibn Schó'oba, der längſt Muslim geworden, hieb es zuſammen; als die Göttin ſich das gefallen ließ, ohne den Frevler zu vernichten, ſahen die guten Leute ein, daß es mit ihr doch nichts war, und weigerten ſich nicht länger des Uebertrittes.

Zu den Stämmen, welche ihre Deputationen ſchickten, gehörten auch einige, die wenigſtens äußerlich bis dahin ſich zum Chriſtenthum bekannt hatten. So die Benu Hanifa, ein Theilſtamm der Bekr von Wäïl (S. 3), welcher damals in dem fruchtbaren Jemáma, dem ſüdöſtlichſten Theile Centralarabiens, hauſte. Unter ihren Abgeſandten befand ſich ein kluger Mann, Namens Maslama,[1] der nicht unbeachtet all' das Neue, was ein Beduine in Medina zu hören und zu ſehen bekam, an ſich vorübergehen ließ; nur zu bald ſollte Mohammed erfahren, daß der unſcheinbare Menſch, der wie hunderte von Anderen ſeine Huldigung dargebracht und ſeine Geſchenke bekommen hatte, mehr als zu gut ſich über das Weſen ſeiner Prophetie zu unterrichten im Stande geweſen war. — Nicht alle Chriſten Arabiens indeß zeigten ſich bereit, ihren Glauben ſo leichthin aufzugeben. Die Männer von Nedſchrán, die unter den jüdiſchen Königen von Jemen trotz der ſchwerſten Verfolgungen nicht aufgehört hatten, an Chriſto feſtzuhalten, wollten auch jetzt vom Islám nichts wiſſen. Vergeblich erſchöpfte der Prophet ſeine ganze Ueberredungskunſt an ihrem Biſchof Abu'l-Hárith und ihrem Fürſten Abd-el-Meßich,[2] welche zu perſönlicher Vorſtellung nach Medina gekommen waren; ſie blieben unerſchütterlich und ſo mußte ſich Mohammed an einem Vertrage genügen laſſen, welcher ihnen gegen Zahlung eines beträchtlichen Tributes die Freiheit der Religionsübung gewährleiſtete.

Neben all' den Verhandlungen, welche in dieſen zwei Jahren ſämmtliche Stämme Arabiens bis an das perſiſche und indiſche Meer der Oberhoheit Mohammeds unterſtellten, haben wir nur einer kriegeriſchen Unternehmung in größerem Stile Erwähnung zu thun, deren Verlauf zudem ein unblutiger war. Natürlich war über den großartigen Erfolgen daheim die Niederlage von Múta unvergeſſen geblieben, und auch abgeſehen vom militäriſchen und religiöſen Ehrenpunkte erforderte es die politiſche Nothwendigkeit, daß den im Norden von Medina bis an die ſyriſche Grenze zeltenden Stämmen durch eine nachdrückliche kriegeriſche Machtentfaltung für die Dauer Reſpect eingeflößt würde. Amrs Streifzug in jene Gegenden (S. 150) hatte doch eben nur für den Augenblick genügt; jetzt wußten die ſyriſchen Kaufleute ſemitiſcher Race, die mit ihren Producten, beſonders Oel und feinem Mehl, den Markt in Medina zu beziehen pflegten, wieder viel von unruhiger Bewegung unter den Araberſtämmen zu berichten, welche den Fahnen der Gaſſanidenfürſten zu folgen gewohnt waren; ja, Kaiſer Heraklius ſelber, hieß es, ſammle in Emeſa ein großes Heer, zu welchem jene Araber nur die Vorhut bildeten. Solche Nachrichten konnten weder dem Mohammed noch ſeinen Gläubigen Furcht einflößen; und ſelbſt den religiös gleichgiltigen Mekkanern und Beduinen hatte ſich bereits ſo viel von dem Fanatismus des Erfolges mitgetheilt, daß ſie vor der Ausſicht eines Krieges mit den Rúm1) keineswegs zurückſchreckten. Ein großes Unternehmen blieb ein ſolcher, das hatte Múta gezeigt, unter allen Umſtänden; ſo that man in Medina Alles, eine überwältigende Heeresmacht zuſammenzubringen, wie ſie Arabien noch nicht geſehen hatte. Nicht Alle freilich, welche der Prophet ins Lager berief, zeigten ſich willig. Es war mitten im Sommer (Rabí I oder II des Jahres 9, etwa Juni—Juli 630) und eine drückende Hitze; die Ausſicht, dabei über 100 deutſche Meilen zu marſchiren, nicht ſehr verlockend. Während daher die Eifrigen der Aufforderung Mohammeds folgend nicht blos ihre Perſon, ſondern auch große Theile ihres Vermögens für „den Weg Gottes" zur Verfügung ſtellten, zeigten ſich Andere ſaumſelig und ſuchten nach mehr oder minder fadenſcheinigen Entſchuldigungen, vom Zuge wegzubleiben. Vor Allen natürlich die Heuchler mit dem alten Abdallah Ibn Ubaij an der Spitze; die entband er gerne von der Theilnahme. Auch bei mancherlei merkwürdigen Zufällen, durch welche diesmal eine Anzahl ſonſt nicht läſſiger Jünger verhindert wurden, drückte der Geſandte Gottes eine Auge zu; nur die Beduinen, die unter keinen Umſtänden ſich an willkürliche Behandlung des Dienſtes gewöhnen durften, erhielten keinen Ausſtand. So kam denn ſchließlich doch ein Heer von 30,000 Mann und 10,000 Pferden zuſammen; damit durfte man es ſchon wagen, den Griechlein unter die Augen zu treten. Es ſollte aber diesmal ſo weit nicht kommen. Denn, ſo wird uns berichtet, als die Truppen nach beſchwerlichem Marſche bis in die Nähe der Grenze gelangt waren, vernahm man, die Anſammlungen feindlicher Haufen im Oſtjordanlande hätten ſich verlaufen, und auch vom Kaiſer ſei für längere Zeit nichts zu befürchten. Wir ſind nicht in der Lage, die Richtigkeit dieſer Angaben oder die Gründe zu beurtheilen, welche den Mohammed von dem unter ſolchen Umſtänden beſonders naheliegenden Verſuche abgehalten haben, durch eine kräftige Razzia in das byzantiniſche Gebiet die als Zweck des Zuges offen angekündigte Rache für Múta zu nehmen. Ich möchte vermuthen, daß die Strapazen des langen Marſches für den nun über Sechzigjährigen doch zu anſtrengend geweſen ſind, als daß er ſich eine weitere Fortſetzung deſſelben hätte zumuthen können. Jedenfalls machte er in Tabúk Halt, dem etwa 70 Meilen von Medina entfernten letzten anſehnlichen Orte vor der Grenze, und begnügte ſich, von dort aus mit dem (jedenfalls bis dahin unter byzantiniſcher Oberhoheit ſtehenden) chriſtlichen Fürſten Johannes von Aila2) und den jüdiſchen

---

[1] Die Ueberlieferung nennt ihn Moßeilima, das iſt aber nur eine in tadelndem Sinne ſpäter gebildete und angewandte Verkleinerungsform des eigentlichen Namens.

[2] Zu deutſch „Knecht des Meſſias", d. h. Chriſti.

---

1) Bekanntlich liebten es die Byzantiner, ſich als Römer zu bezeichnen, wie ja auch wir vom Oſtrömiſchen Reiche ſprechen. Daher ſind denn auch für die Orientalen die Rúm in erſter Linie die Byzantiner; von den alten Römern, den Lateinern, wie beſſer Unterrichtete ſie wohl zu nennen pflegen, wiſſen ſie recht wenig und verwechſeln alle Augenblicke ſie mit den Byzantinern, wie dieſe mit den Altgriechen.

2) Jetzt Akaba, an der nördlichen Spitze des öſtlichen Armes des Rothen Meeres, dicht neben der Sinai-Halbinſel.

Bewohnern einiger ſüdlich von letzterer Stadt an der Küſte gelegenen Oertlichkeiten Verträge abzuſchließen, in welchen ihnen gegen Zahlung eines Tributes Duldung und Schutz von Seiten der Muslime zugeſagt wurden. Nach zwanzigtägigem Aufenthalt in Tabúk trat Mohammed mit dem Gewalthaufen den Rückmarſch an, und traf ein paar Wochen ſpäter wieder in Medina ein, während eine auserwählte Schaar von 420 Reitern unter Chálids Befehl noch zu einem anderen Unternehmen weiterging. Ungefähr 40 Meilen nordöſtlich von Tabúk lag mitten in der Wüſte die Oaſe Dúmat-el-Dſchandal (vgl. S. 132 Anm. 1). Schon vor drei Jahren (6 = 627) war ſie der gewöhnlichen Ueberlieferung zufolge tributpflichtig geworden (S. 140); iſt dies richtig, ſo haben vermuthlich nach der Schlacht bei Múta, welche den Einfluß des Isláms im Norden auf längere Zeit empfindlich ſchwächte, die chriſtlichen Vaſallen der Perſer im ehemaligen Reiche von Hira von Neuem auf dieſen Vorpoſten übergegriffen. Jedenfalls wird uns jetzt ein anderer „König" dort genannt, Ukeidir, der ſich natürlich zum Chriſtenthume bekennt. Es gelang den unvermuthet heranſtürmenden Beduinen des Chálid, den mit wenigen Begleitern auf der Jagd befindlichen Fürſten abzufangen; er wurde nach Medina geſchleppt, nach Abſchließung eines Unterwerfungsvertrages aber wieder zu den Seinen entlaſſen.

Daſſelbe Jahr 9 brachte vor ſeinem Ende (Anfang 631) dem Propheten noch eine gewiß ſeit lange herbeigeſehnte Erleichterung durch den Tod des Abdallah Ibn Ubaij. Längſt hatte der einſt mächtigſte Mann in Medina ſich daran gewöhnen müſſen, Schritt für Schritt dem zu weichen, welchen er als einen ſcheinheiligen Emporkömmling haßte. Nicht ohne eigene Schuld: ſeine Scheu, den einmal mit dem Mohammed abgeſchloſſenen Vertrag zu verletzen, artet in dem Augenblick, wo er die nicht minder durch Vertrag ſeinem Schutze zugewieſenen Juden von den Keinoká und Nadir in Stich läßt, in unmännliche Schwäche aus, eine Schwäche, welche durch die Gebundenheit an den alten Stammzuſammenhang mit den Hilfsgenoſſen des Propheten erklärlich, doch nicht vollkommen entſchuldbar wird. Was er aber darin gefehlt, das hat er ſchwer gebüßt: die tägliche Bitterkeit, mit welcher das Aufkommen des Plebejers aus Mekka dem Fürſten der Chaſradſch die Seele füllen mußte, das unaufhaltſame Herabſinken zu der kümmerlichen Rolle des einflußloſen Mißvergnügten, der höchſtens ab und zu die Fauſt in der Taſche zu ballen wagte, unthätig und grollend zuſehen mußte, wie Andere zu Hunderten ſich Ehre und Reichthum gewannen, kurz das ganze Elend einer gefallenen Größe bis zu dem unrühmlichen Tode auf einem troſtloſen Krankenlager — das iſt ein Schickſal geweſen, an dem wir auch heute nicht ohne Mitgefühl vorübergehen. Mohammed war klug genug, ihm die letzte Ehre zu erweiſen und ihn durch perſönliche Abhaltung des Gebetes über dem Grabe als Muslim anzuerkennen: gleich nachher aber erſchien ein Korán, in welchem weitere Fürbitten für Heuchler unterſagt, ſie alſo den Ungläubigen gleichgeſtellt werden. Sie haben es ſich geſagt ſein laſſen und ſich gern oder ungern dem Islám gefügt: ſeit Abdallahs Tode hören wir nichts mehr von ihnen, die letzten Regungen der Selbſtändigkeit in Medina ſind erloſchen.

Aber auch im übrigen Arabien ſchien es nun an der Zeit, die Zügel ſtraffer anzuziehen, damit die Unterwerfung auch der entfernteren Stämme, deren Deputationen bis Ende 10 eine nach der anderen in der Hauptſtadt zu erſcheinen fortfuhren, beſchleunigt, jede Unbotmäßigkeit, jeder Unglaube beſeitigt würde. Bisher hatte die Zulaſſung auch der heidniſchen Wallfahrer zum mekkaniſchen Feſte, die man nicht gleich nach der Einnahme der Stadt zu verbieten gewagt, dem Götzendienſte noch immer einen Schein der Gleichberechtigung verliehen. Der Prophet, der ſolche Nachſicht jedenfalls nicht durch ſeine perſönliche Anweſenheit dabei noch in ausdrückliche Billigung zu verwandeln für gut fand, begnügte ſich im J. 8 (630) mit der Beſuchsfahrt, die er nach der Beutevertheilung von Dſchi'arána vollzog; im J. 9 (631) hielt er ſich vollkommen von Mekka fern, ſandte aber mit dem an ſeiner Statt von Abu Bekr geführten Pilgerzuge der Mediner den Ali mit, den aus allen Gegenden Arabiens zuſammenſtrömenden Wallfahrern eine Verordnung kund zu thun, welche beſtimmt war mit dem Heidenthume endgiltig aufzuräumen. Am letzten Tage des Feſtes, nach der Vollziehung des feierlichen Opfers im Thale von Mina, verkündigte er dem ganzen Volke die feierliche „Losſagung Gottes und ſeines Boten von den Götzendienern", wie ſie uns zu Anfang der 9. Sſure des Koráns erhalten iſt. Kein Ungläubiger — das iſt der weſentliche Inhalt — ſoll fürder zu dem heiligen Gebiete behufs Vollziehung der Wallfahrtsbräuche Zutritt haben. Die Verträge, welche der Prophet mit Ungläubigen geſchloſſen, bleiben bis zum Ablauf der vereinbarten Giltigkeitsdauer in Kraft, ſofern jene ſie pünktlich zu erfüllen fortfahren; wer keinen ſolchen Vertrag für ſich aufzuweiſen vermag, hat nur die Wahl zwiſchen Annahme des Isláms und dem Vernichtungskriege. Bis Ablauf der heiligen Monate haben Solche Zeit, unbehelligt ihre Heimath aufzuſuchen; ſpäter werden ſie angegriffen, wo ſie ſich betreffen laſſen.

Es ſind dieſe denkwürdigen Beſtimmungen, welche bis heute die Stellung des Islâms zu den Bekennern anderer Religionen regeln. Die Chriſten und Juden, die auf muslimiſchem Gebiete wohnen, ſind vertragsmäßig geſchützt, ihre Religionsübung wird geduldet, wenn ſie den Bedingungen nachleben, welche der Prophet in ſeinen Verträgen mit den Chriſten von Nedſchrán und Aila, den Juden von Cheibar und dem Norden feſtgeſetzt und der Chalife Omar ſpäter nach den großen Eroberungen auf die neuen Gebiete angewandt hat. Sobald ſie ſich weigern, denen nachzukommen, insbeſondere den ihnen auferlegten Tribut zu zahlen, haben die Muslime ſie bis zur Vernichtung oder Bekehrung zu bekriegen. Wirklicher Götzendienſt wird überhaupt nicht geduldet, die Heiden müſſen unter allen Umſtänden gezwungen werden, den Islám anzunehmen. Reicht die Kraft der Muslime nicht aus, dieſe Beſtimmungen durchzuſetzen, ſo können ſie mit den Ungläubigen allenfalls Waffenſtillſtand auf gewiſſe Zeiträume ſchließen — wie der Prophet bei Hodeibija

— aber dann ruht eben nur die Verpflichtung zum „heiligen Kriege“ ſo lange, bis es möglich wird, ihr von Neuem zu genügen. Nur wem es unbekannt iſt, daß dieſe erſten Grundſätze des muslimiſchen Staatsrechtes zu den unerſchütterlichen Glaubensnormen des Islams gehören, kann bis heute an die Möglichkeit wirklicher Gleichberechtigung von Andersgläubigen innerhalb eines mohammedaniſchen Staatsweſens glauben, oder ſich einbilden, einem ſolchen ſei durch Nachahmung von abendländiſchen Einrichtungen aufzuhelfen, welche als Verſtöße gegen jene Grundſätze jedem Gläubigen ein Greuel ſind. Alle „Verträge“ und „Verfaſſungen“, die eine mehr ſelbſtgefällige als erleuchtete Diplomatie z. B. den Türken in unſerem Jahrhundert abgeſchmeichelt hat, ſie wider ihren Willen mit dergleichen zu beglücken, ſind nicht das Stück Papier werth, auf dem ſie geſchrieben ſtehen, und dienen den mohammedaniſchen Staatsmännern ſelbſt nur als neuer Beweis für die Thorheit der Ungläubigen, die ſich mit Redensarten abſpeiſen laſſen, welche für einen Rechtgläubigen jedes vernünftigen Sinnes entbehren.

Die von Ali vollzogene „Losſagung“ hatte die gewünſchte Wirkung: nur in ein paar vereinzelten Fällen wurde es nöthig, kleinere Streifzüge, z. B. nach Südarabien, zu unternehmen, dieſen oder jenen widerwilligen Stamm zur Vernunft zu bringen, und als das Ende des Jahres 10 (Anfang 632) herannahte, konnte der Prophet ſich ſagen, daß bis an die fernſten Grenzen Arabiens ſeine Lehre zur Herrſchaft gelangt war. Ohne die Beſorgniß, bei dem heiligen Hauſe noch einem Ungläubigen zu begegnen, konnte er ſich fünf Tage vor dem Anfang des Dhu'l-hiddſcha, des Wallfahrtsmonates, auf die Pilgerreiſe begeben, die erſte und letzte, welche er in vollem Glanze, an der Spitze ſeiner Getreuen, im Bewußtſein, das Ziel ſeines Wirkens erreicht zu haben, begehen durfte: die Abſchiedswallfahrt nennen ſie die Bekenner ſeiner Religion noch heute. Da man ſpäter befliſſen war, der heiligen Gebräuche möglichſt genau in derſelben Weiſe zu pflegen, wie er ſie bei dieſer Gelegenheit geübt hatte, ſo iſt Alles, was er dabei that und ſagte, mit beſonderer Sorgfalt überliefert und aufgezeichnet worden; es iſt aber nicht erforderlich, an dieſer Stelle ausführlich bei den Einzelheiten zu verweilen, da weiter unten über das Wallfahrtsfeſt im Zuſammenhange des mohammedaniſchen Lehrſyſtems noch zu handeln ſein wird.

An dem zweiten der drei Tage, welche die Pilger nach Beendigung der Feierlichkeiten noch in Mina zu verweilen pflegen, hielt Mohammed an die verſammelte Gemeinde eine Anſprache, in welcher er einmal, um in die Feier des hl. Feſtes für die Zukunft Ordnung zu bringen, endgiltig die Berechnung des Jahres nach 12 reinen Mondmonaten verordnete, d. h. alſo, unter Aufhebung des früher üblichen Sonnenjahres mit Schaltmonaten, das noch heute bei den Muslimen geltende Mondjahr einführte,¹) dann aber die Haupt-

---

1) Daſſelbe beträgt genau zwölf Mondumläufe, alſo je nachdem 354 oder 355 Tage; ſind es 355, ſo wird dem letzten Monat (Dhu'l-hiddſcha) ein Schalttag zugelegt. Dieſe Einrichtung, die natürlich lediglich der Unerfahrenheit Mohammeds in

pflichten der Religion nochmals zuſammenfaßte und den Gläubigen einſchärfte. Alle Muslime ſind Brüder, das Leben und Vermögen jedes einzelnen ſoll dem andern heilig ſein, keine Blutſchuld aus der Zeit des Heidenthums darf mehr gerächt werden. Die Ehe iſt unverbrüchlich, das Familienvermögen bleibt unter allen Umſtänden den geſetzlichen Erben geſichert. Die Weiber, welchen Keuſchheit und Gehorſam obliegt, ſollen dafür gut behandelt und gepflegt, die Sklaven geſchont und für ihre Vergehen nicht getödtet, ſondern höchſtens verkauft werden. — Das ſind die Hauptſätze, welche aus dieſer Abſchiedsrede auf uns gekommen ſind; und ſie ſtellen uns in aller Kürze den großartigen Fortſchritt vor Augen, welchen der Islám dem altarabiſchen Leben gegenüber unter allen Umſtänden bezeichnet. Aufrichtung einer ſtaatlichen Ordnung an Stelle des Krieges Aller gegen Alle, Sicherung des Beſitzes vor Raub und Willkür, Regelung, wenngleich unvollkommene, der Ehe und Erbfolge, Schutz der Sklaven gegen die Grauſamkeit ihrer Herren, Gleichheit aller Muslime vor dem Geſetz — endlich, hätte er noch hinzufügen können, die Abſchaffung barbariſcher oder unſittlicher Gewohnheiten, wie des Lebendigbegrabens der Neugeborenen — das ſind Leiſtungen, auf welche der Islám in der That ſtolz ſein darf, und mit Recht kann eine freilich nicht zweifellos begründete Ueberlieferung bei derſelben Gelegenheit dem Mohammed die Worte in den Mund legen: „Wahrlich, ich habe meine Sendung erfüllt." Und der Löſung ſeiner Lebensaufgabe ſollte nun auch das Ende des Lebens ſelbſt nur zu bald folgen.

Als er zu Ende des Jahres 10 (Frühjahr 632) nach Medina zurückkehrte, ſchien nichts Außergewöhnliches die nun ſcheinbar in jeder Weiſe gefeſtigte Ordnung der Dinge ſtören zu ſollen. Allerdings waren eben in Südarabien Unruhen ausgebrochen, die aber durch Ungeſchick und Uneinigkeit der Empörer ihren bedenklichen Charakter raſch verloren; nicht gefahrdrohender ſchien es zu ſein, daß um dieſelbe Zeit von Maslama oder Moßeilima (S. 163 N. 1) ein unverſchämter Brief eintraf, in welchem der Häuptling der Benu Hanifa erklärte, daß er in Jemáma die gleiche Stellung einzunehmen entſchloſſen ſei, welche Mohammed in Nordarabien ſich geſchaffen; dieſer Anmaßung durfte man hoffen auf dem Wege diplomatiſcher Verhandlungen die Spitze abzubrechen. Daß gleichzeitig auch unter den Benu Aßad im fernen Oſten eine Gährung von bedrohlichem Umfange ſich vorbereitete, konnte man in Medina noch nicht wiſſen; ſo lag kein Grund vor, von einem neuen Unternehmen abzuſtehen, welches Mohammed ſeit der Rückkehr von dem Zuge nach Tabúk plante. Es galt, dieſe Heerfahrt mit erneutem Nachdruck zu wiederholen, den Krieg nun endgiltig über die Grenzen Arabiens hinaus

---

den chronologiſchen Verhältniſſen entſprungen, hat für die Mohammedaner ſelbſt den Uebelſtand, daß ihre Monate und alſo auch ihre Feſte in etwa 33 Jahren immer einmal der Reihe nach durch ſämmtliche Jahreszeiten gehen, für uns die Unbequemlichkeit für die Zurückführung auf unſere Daten, daß jedes mohammedaniſche Jahr etwa 11 Tage kürzer iſt als das unſrige, was für je hundert Jahre ungefähr drei Jahre Unterſchied ergiebt. — Ueber die Monate ſ. S. 140, Anm. 1.

auf das byzantiniſche Gebiet hinüberzuſpielen. Den Zweck der Rüſtungen, welche am 27. Sſáfar 11 (25. Mai 632) angeordnet wurden, bezeichnete deutlich die am folgenden Tage vollzogene Ernennung des Befehlshabers: mit Uebergehung aller bewährten älteren Führer ward die Führung des Zuges Oßáma übertragen, dem Sohne des gegen die Byzantiner bei Múta gefallenen Seid, deſſen Niederlage und Tod zu rächen eigentlich ſchon im vorigen Jahre die Abſicht geweſen war. Da wurde am 29. Sſáfar (Mittwoch, 27. Mai 632) Mohammed plötzlich von einem ſtarken Fieberanfall heimgeſucht, der indeß raſch vorüberging, ſo daß er Donnerstag, den 1. Rabi I (28. Mai) die feierliche Ueberreichung der Fahne an Oßáma zu vollziehen im Stande war; in El-Dſchorf, eine kleine Meile nördlich von Medina, befahl er das Lager aufzuſchlagen, in welchem ſich nun von allen Seiten raſch die Truppen zu ſammeln begannen. Aber während dieſe kriegeriſchen Vorbereitungen in Gang kamen, trat das Fieber von Neuem mit doppelter Stärke auf, und bald nahm die Krankheit einen beunruhigenden Charakter an. Worin ſie eigentlich beſtand, wird ſich ſchwer feſtſtellen laſſen, da die uns überkommenen Beſchreibungen der Symptome verſchiedener Deutungen fähig ſind; man hat auf Bruſtfellentzündung gerathen, einem hervorragenden Forſcher aber, der gleichzeitig im Oriente längere Zeit als Arzt geweilt hat, will das Leiden deutlich als Wechſelfieber erſcheinen, welches in dem nicht ſehr geſunden Klima des feuchten Thalgrundes von Medina noch heute faſt keinen Fremden verſchont und die mekkaniſchen Einwanderer auch ſonſt vielfach heimgeſucht hat. Daß Mohammed ſelbſt die Krankheit auf das in Cheibar genoſſene Gift (S. 147) zurückführte, iſt von keinem Gewicht; jedenfalls hat das Hauptſymptom derſelben in einem Fieber beſtanden, welches ſich ſtellenweiſe zu äußerſter Heftigkeit ſteigerte. Seine Conſtitution war, wie die mancher nervös reizbarer Perſonen, wenn nicht ſtark, ſo doch ſehr zähe, und ſo hatte er, abgeſehen von den früher beſchriebenen Nervenzufällen, an acuten Krankheiten kaum jemals gelitten. Nunmehr indeß, wo er doch ungefähr 63 Jahre alt geworden, mochten die inneren und äußeren Anſtrengungen und Kämpfe, die er ſeit Jahrzehnten faſt ununterbrochen durchzuführen gehabt, die Kraft ſeines Organismus erſchöpft haben. Er ſelbſt war von Anfang der Krankheit auf das Schlimmſte gefaßt, und bald konnte ſich auch ſeine Umgebung nicht verhehlen, daß er in äußerſter Gefahr ſchwebte. Mit jener Kraft der Selbſtbeherrſchung, die wir ſchon mehr als einmal bei ihm anzuerkennen gefunden, ſuchte er auch jetzt ſeinen Pflichten nachzukommen, ſo lange es die ſinkenden Kräfte irgend geſtatten wollten. Nur die gewohnte Abwechslung im Beſuche der Wohnungen ſeiner verſchiedenen Frauen gab er bald auf und blieb im Hauſe der Áïſcha; aber dabei fuhr er fort, die Gebete zu leiten, und beſchäftigte ſich ununterbrochen mit den Vorbereitungen zum ſyriſchen Feldzuge. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß unter den Medinern über die Ernennung des jungen und unerfahrenen Oßáma Unzufriedenheit herrſche; ſo raffte er ſich zu einer Ermahnungsrede an die Gemeinde auf, in welcher er ſeine Wahl rechtfertigte und die Leute zu willigem Gehorſam anwies. Er ſchloß, ſo wird uns berichtet, mit den Worten: „Nun hat Gott einem von ſeinen Knechten die Wahl gelaſſen zwiſchen dieſer Zeitlichkeit und dem, was bei Ihm iſt, und er hat gewählt was bei Gott iſt.“ Abu Bekr, der allein den Sinn der Worte verſtand, brach in Thränen aus und rief: „Nein! wir wollen uns und unſere Söhne für dich hingeben!“ — aber Mohammed ſagte: „Laß ſchon gut ſein!“ — und zog ſich in Áïſchas Haus zurück. Die Anſtrengung war zu viel für ihn geweſen, er mußte es aufgeben, der Gemeinde weiter vorzubeten; wie ſchon früher bei der Wallfahrt vom J. 9, beauftragte er den Abu Bekr mit ſeiner Vertretung. Seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab; ſeine Gedanken begannen ſich mit Fieberphantaſien zu miſchen: als er am Sonntag, den 12. Rabí I (7. Juni 632) nach Papier und Schreibzeug verlangte, ſeine letztwilligen Beſtimmungen zu dictiren, hielt es Omar bereits für nöthig, von der Erfüllung ſeines Wunſches abzuſehen, damit keine verkehrten Anordnungen der Sache des Glaubens Schaden bringen könnten. In der Nacht vom Sonntag zum Montag ließ die Gewalt des Fiebers nach, und in der Morgenfrühe ſchien erhebliche Beſſerung eingetreten. „Die Gläubigen waren,“ ſo erzählte ſpäter ein Augenzeuge, „am Montag beim Frühgebet; da hob ſich der Vorhang und öffnete ſich die Thüre, welche Áïſchas Haus mit der Moſchee verband. Der Bote Gottes kam hervor und trat auf die Thürſchwelle: faſt hätten ſich die Gläubigen in ihrem Gebete unterbrochen vor Freuden, als ſie den Boten Gottes ſahen: ſie glaubten nun aus aller Noth zu ſein. Er aber winkte ihnen: „Bleibt bei eurem Gebet!“ — und es lächelte der Bote Gottes voll Genugthuung, wie er ſie ſo ernſt in ihrem Gebete erblickte; ich habe niemals den Boten Gottes ſchöner geſehen als in dieſem Augenblicke. Dann wandte er ſich zurück, und die Leute kehrten in der Meinung heim, daß er von ſeinem Leiden geneſen ſei; auch Abu Bekr begab ſich nach ſeiner Wohnung im Sſunch“ (S. 94). Es war das letzte Aufflackern der Lebensflamme geweſen; kaum auf ſein Lager zurückgekehrt, fing er wieder an zu fiebern — der Todeskampf begann. Stoßſeufzer und kurze Worte zur Áïſcha, welche die Hand des Sterbenden hielt, wechſelten in ungeordneter Folge. Gegen Mittag fühlte Áïſcha die Hand ſchwer werden, der Blick fing an zu wandern; noch ein leiſer Ausruf: „Nein — die erhabenen Genoſſen im Paradieſe“ — dann wurde Alles ſtill. Mohammed war todt.

Die zwölfhundertjährige Geſchichte des Islâms iſt ein beredter Commentar zu der Bedeutung des Lebens, welches kurz nach der Mittagsſtunde des 8. Juni 632 (13. Rabí I 11) ſo geendigt hat; um ſo mehr dürfen wir darauf verzichten, über dieſe Bedeutung uns an dieſer Stelle in ausführlichere Erwägungen zu vertiefen. Nur einen kurzen Blick noch mag es geſtattet ſein, ehe wir an die Darſtellung der weiteren Geſchicke ſeines Werkes gehen, auf die bei aller Fremdartigkeit anziehende, und doch bei aller Größe wieder abſtoßende Geſtalt des merkwürdigen Mannes zu werfen. Hätten wir in ihr nur den Propheten von Mekka, oder den Staatsmann und Herrſcher von

Medina zu würdigen, ſie wäre uneingeſchränkter Bewunderung werth. Seine feurige Begeiſterung für Gottes Sache, ſeine unverzagte Ausdauer im Bekenntniß zu der religiöſen Idee unter Jahrzehnte langer Verfolgung und Trübſal muß Jeden, der für ſelbſtloſes Suchen nach der Wahrheit überhaupt Verſtändniß beſitzt, mit aufrichtiger Theilnahme erfüllen; und der politiſchen Einſicht, der gewaltigen Macht über die Gemüther der Menſchen, der Selbſtgewißheit und Beharrlichkeit, welcher es gelang, den in jeder Weiſe berechtigten Plan der allmählichen Unterwerfung und Einigung der arabiſchen Stämme im islamiſchen Staate durchzuführen, wird Niemand gerechte Anerkennung verſagen können. Und iſt dieſe Durchführung nicht ohne manche Gewaltſamkeit und Hinterliſt gelungen, ſo darf man doch nur in ganz wenigen Fällen dem Mohammed nutzloſe Rachgier und in keinem blutdürſtige Grauſamkeit vorwerfen — ſelbſt die Abſchlachtung der armen Juden war zweifellos eine Maßregel politiſcher Berechnung, und er kann mit den 600, wie man treffend hervorgehoben hat, gegen die 4500 Sachſen nicht aufkommen, welche der chriſtliche Held Karl der Große an der Aller hinrichten ließ. Und legt man erſt den Maßſtab deſſen an, was ſonſt im Orient vor und nach Mohammed üblich geweſen iſt, ſo muß er für einen morgenländiſchen Herrſcher geradezu milde genannt werden. Was uns ſchließlich trotzdem gegen ihn empört, iſt, daß er auch in ſeiner mediniſchen Zeit eben nicht als bloßer Herrſcher, ſondern als der Bote Gottes gelten will, daß er in verhängnißvollem Selbſtbetrug den Namen des Höchſten zum Aushängeſchilde für politiſche, ja ſchließlich für ganz perſönliche Zwecke oftmals unlauterer Art zu mißbrauchen für erlaubt hält, Zwecke, welche ſelbſt unbedenkliche Staatsmänner heutzutage nur durch eine traurige Nothwendigkeit zu entſchuldigen wagen. Wer ſich bemüht, an den halbwilden Araber des ſiebenten Jahrhunderts nicht allzu unbillige Anforderungen zu ſtellen, wird auch hier über die Frage nach der Höhe der ſittlichen Schuld zweifelhaft ſein; aber für unſere moderne Empfindung iſt und bleibt eine Perſönlichkeit ſolcher Art ſchließlich doch widerwärtig, und alle ſeine guten Eigenſchaften, die oft zartfühlende Freundlichkeit im Umgange, die Treue in der Anhänglichkeit an Solche, denen er Dank ſchuldete, das immer wache Bewußtſein der Pflichten ſeines hohen Amtes können ihm unſere Theilnahme immer nur auf Augenblicke ſichern, auch wenn wir der unheilvollen Schwäche vergeſſen, die ihn gerade in ſeinen ſpäteren Jahren vor jedem glatten Frauengeſicht ſeiner perſönlichen Würde vergeſſen ließ.

So widerſpruchsvoll aber Mohammeds Charakter durch jene traurige Entſtellung ſeiner Anfangs ſo achtungswerthen Züge geworden iſt, ſein Werk war ein großes, im Vergleich zu dem, was vor ihm beſtand, bewunderungswürdiges: und doch ſchien es einen Augenblick in das friſche Grab nachſtürzen zu ſollen, welches am Tag nach dem Tode im Hauſe der Áïſcha für die Ueberreſte des Propheten Arabiens gegraben wurde. Es iſt dem ſcharfſichtigen Politiker kaum zuzutrauen, daß er mit den Huldigungsdeputationen der Jahre 9 und 10 (630—631) das ganze Land nun endgiltig und ohne Rückfälle dem Islâm gewonnen geglaubt hätte; es konnte ihm nicht verborgen ſein, daß dieſe Huldigung wenigſtens in ſehr zahlreichen Fällen dem mächtigen Herrſcher, dem freigebigen Kriegsfürſten, nicht dem Geſandten Gottes dargebracht war. Aber das letzte Lächeln, mit welchem er von ſeiner betenden Gemeinde Abſchied genommen hat, kann der nicht minder begründeten Ueberzeugung entſprungen ſein, daß dem unbezwinglichen Glaubensmuthe ſeiner Mediner keine Aufgabe zu ſchwer fallen werde, welche die Zukunft ihm zu ſtellen beſtimmt ſein möchte. Und ſo iſt denn die gewaltige Empörung Altarabiens gegen das Joch des Islâms, welche nach ſeinem Tode einen Augenblick alle Errungenſchaften ſeines Lebens in Frage zu ſtellen ſchien, in Wahrheit nur ein Epilog zu der Geſchichte dieſes Lebens ſelbſt, ihre Bewältigung die Krönung des Sieges, der mit der Einnahme von Mekka bereits entſchieden war.

Es bedarf keiner langen Erörterungen, zu erweiſen, daß der Islâm mit ſeinem anſpruchsvollen Ceremonialgeſetz, ſeiner Forderung unbedingten Gehorſams gegen die aus dem Prophetenthume immer deutlicher ſich entwickelnde Staatsregierung, ſeiner Auflage eines geregelten Steuerſyſtems denjenigen arabiſchen Stämmen, welche nicht ausnahmsweiſe für ſeine rein religiöſe Seite empfänglich waren, bei näherer Bekanntſchaft im höchſten Grade widerwärtig ſein mußte. Andererſeits zeigte der bis dahin unerhörte äußere Erfolg, welchen das Religionsſtiften dem Mohammed eingebracht hatte, ehrgeizigen Menſchen einen neuen und vielverſprechenden Weg zur Erlangung politiſchen und militäriſchen Einfluſſes. So iſt es kein Wunder, daß jene Anfänge der Unbotmäßigkeit, von welchen wir ſchon oben (S. 168) gehört, von Leuten ausgingen, die ebenfalls in der Rolle von Propheten auftraten; ganz ſelbſtverſtändlich aber, daß auf die Nachricht von dem Tode Mohammeds der bis dahin unter der Oberfläche glimmende Brand an den verſchiedenſten Stellen in lichten Flammen aufſchlug, welche mit Windeseile auf die entfernteſten Theile des Landes überſprangen und bald fünf Sechſtel von ganz Arabien ergriffen hatten. Es waren drei Stellen, die als die eigentlichen Herde des Aufſtandes zu gelten haben: Jemen im Süden, Jemâma im Oſten und das Gebiet der Benu Aßad im Nordoſten.

In Jemen hatte ſich verhältnißmäßig früh, wahrſcheinlich bald nach der Eroberung Mekkas, der perſiſche Reſident Badhân der Autorität Mohammeds untergeordnet (S. 149). Seine eigene Stellung, die ſich lediglich auf die verhältnißmäßig nicht ſehr zahlreichen Abkömmlinge der nach Südarabien geſchickten Perſer (oben S. 28 f.) und auf einige perſönliche Beziehungen ſtützte, war keine ſtarke; vom Mutterlande, welches ſeit dem Tode König Chosraus (627) und der gleichzeitigen Niederlage gegen die Byzantiner unter Heraklius den Reſt ſeiner Kräfte im Bürgerkriege vergeudete, hatte er nichts zu hoffen, von den ſeit Alters verfeindeten Abeſſiniern auf der andern Seite des Meeres (S. 28) Alles zu fürchten — ſo war es in der That für ihn das Klügſte, durch Anſchluß an die kräftig aufſtrebende neue Macht Medinas ſich einen Rückhalt zu ſichern. Seiner Gewohnheit nach hatte ihn Mohammed in ſeiner Stellung als Oberherr von ganz Jemen und Nedſchrán belaſſen, nach ſeinem Tode (etwa Anfang 632) indeß ſeinen Sohn Schachr auf den mittleren Theil des Landes mit der Hauptſtadt Sſan'á beſchränkt, die Nebenprovinzen wie Nedſchrán und Saba entweder anderen einheimiſchen Fürſten oder von Mekka geſchickten Statthaltern untergeordnet. Dabei fühlten ſich manche von den Häuptlingen des alten Adels durch Uebergehung zurückgeſetzt, auch mochten die Anſprüche der muslimiſchen Steuerempfänger vieler Orten Unzufriedenheit erregen; ſo gelang es denn, wahrſcheinlich kurze Zeit vor Mohammeds Tode, dem Aswad Ibn Ká'ab vom Stamme Ans, indem er ſich für einen Propheten wie Mohammed ausgab, mit Erfolg die Fahne des Aufſtandes zu erheben. Er bemächtigte ſich raſch des ganzen Nedſchrán, viele angeſehene Stammhäupter fielen ihm zu. So konnte er einen Handſtreich auf Sſan'á wagen, welcher die Stadt in ſeine Hände brachte. Schachr wurde getödtet; ſeinen Einfluß auf ſich überzuleiten heirathete Aswad die Wittwe des erſchlagenen Fürſten, und breitete nun ſeine Herrſchaft über einen großen Theil Südarabiens aus. Aber auch er hatte — wir wiſſen nicht ob mit oder ohne eigene Schuld — das Unglück, ſeinen Untergebenen zu mißfallen; die Abkömmlinge der Perſer waren ihm natürlich von vorn herein feindlich geſinnt, die muslimiſchen Beamten der Nachbardiſtricte hetzten auf jede mögliche Weiſe gegen ihn, und ſchließlich fiel er als Opfer einer Verſchwörung, welcher ſeine nur widerwillig zu dem verabſcheuten Ehebunde gezwungene Gemahlin hilfreiche Hand lieh. Die Ueberlieferung ſetzt das Ende des merkwürdigen Mannes, dem ſie alles mögliche Schlimme nachzuſagen weiß, in die Nacht vor dem Tode Mohammeds; ſchwerlich mit Recht. Jedenfalls war ſein Sturz das Signal zu einer vollſtändigen Anarchie in ganz Südarabien, in welcher Perſer und Südaraber, Heiden und Anhänger des Islâms mit einander ringen, bis es endlich möglich iſt, die muslimiſchen Waffen auch in dieſe entlegenen Provinzen zu tragen.

Denn vorläufig fanden ſie in anderen Theilen der Halbinſel übergenug zu thun. Wir kennen bereits (S. 168) die Anſprüche, welche noch bei Mohammeds Lebzeiten Moßeilima dieſem gegenüber erhoben hatte. Die Tradition, allen dieſen Empörern natürlich mehr als abhold, häuft auf den Häuptling der Benu Hanifa alle Schmähungen, deren fromme Eiferer fähig ſind; ſeinen Namen hat ſie verdreht (S. 163 N. 1) und mit dem Beiſatze „der Lügenprophet“ verunziert, je länger je mehr die ſchmutzigſten Dinge ihm zur Laſt gelegt. Das iſt natürlich Alles vollkommen unglaubwürdig, aber außer dieſen Verleumdungen wiſſen wir eben nichts von ihm, und können daher nicht entſcheiden, ob er, vielleicht im Zuſammenhang mit dem früheren chriſtlichen Bekenntniſſe ſeines Volkes (S. 163), einer aufrichtigen Religioſität Jünger zu werben oder wirklich nur perſönlichem Ehrgeize zu fröhnen befliſſen geweſen iſt. Auch der Inhalt der Lehre, welche jetzt er im

Gegenſatze zum Islám verkündete, iſt aus den geradezu lächerlichen Verzerrungen, in welchen ſie bei den mohammedaniſchen Schriftſtellern umläuft, nicht mehr zu erkennen; was man allenfalls als begründet anſehen könnte, iſt eine Neigung zur Askeſe, welche an das Hanifenthum von Leuten wie Abu Ámir (S. 101) erinnern, dem „Lügenpropheten“ alſo nur zur Ehre gereichen würde. Aber genauer unterrichtet ſind wir nur über den Erfolg ſeiner Predigt, welche ſein Volk dem, wenn überhaupt, ganz äußerlich angenommenen Islám ſchon vor dem Tode ſeines Stifters entfremdet hatte und jetzt die Tauſende1) von Kriegern des Stammes, eines der kräftigſten von den Bekr Ibn Wáïl, um ihn ſcharte, bereit, die wiedergewonnene Freiheit von dem mediniſchen Joche aufs Aeußerſte zu vertheidigen.

War der Abfall der im innerſten Mittelpunkte der Halbinſel zeltenden Hanífa auch für ihre öſtlichen und ſüdlichen Nachbarn in Bachrein und Omán bis zum perſiſchen und indiſchen Meere das Signal, die muslimiſchen Vorbeter und Steuerempfänger mit Schimpf und Schande davonzujagen, ſo hatte die gleiche Wirkung auf die im Nordoſten und Norden Medinas lebenden Beduinen das Auftreten Toleichas (S. 127), des Gegenpropheten der Aßad (S. 168). Er iſt von den drei oder vier ernſtlichen Concurrenten Mohammeds derjenige, welcher die Sache am naivſten, man möchte ſagen gemüthlichſten auffaßte. Im Predigen und Verkündigen von ſogenannten Offenbarungen im Stile des Koráns, wie er ſie als Zeichen des Prophetenthums ab und zu doch auch von ſich geben mußte, war er entſchieden ſchwach, und hat ſich ſpäter noch ſelbſt über dieſe Leiſtungen luſtig gemacht. Aber er hatte das Glück, ſeinen Leuten, als ſie einmal in der Wüſte unter bedrohlichem Waſſermangel litten, nach dem Beiſpiele des Moſes, wie er behauptete in Folge göttlicher Erleuchtung, eine Quelle nachweiſen zu können: das genügte den Aßaditen, welche in ihm ſtets den tapferen Häuptling geehrt hatten, nun auch ſeine prophetiſchen Anſprüche für begründet zu halten. Auf die Nachricht von Mohammeds Tode folgten ſie ohne Weiteres ſeiner Aufforderung zu offener Empörung; gleichzeitig ſchickte er Boten an die zwiſchen dem Gebiete der Aßad und Medina hauſenden Feſára, Abs und Dhobján, die Theilſtämme der Gatafán, ſowie an die Taijiten, ſie gleichfalls zum Aufſtande zu reizen. Die meiſten von dieſen ſchwankten einen Augenblick, was ſie thun ſollten. Freilich ſchien eine gewaltige Uebermacht die Muslime zu bedrohen, aber gerade die Medina benachbarten Stämme waren zu oft Zeugen der Tapferkeit und der Erfolge Mohammeds und der Seinen geweſen, als daß ſie nicht über den Ausgang einer etwaigen Erhebung hätten Zweifel hegen ſollen. Ojeina, der Häuptling der Feſára, der Muſterbeduine wie er ſein ſoll, konnte der Verſuchung zu neuen Raubzügen nicht widerſtehen und ſtieß mit 700 Reitern zum Toleicha; die Taij waren getheilt, da Hátims Sohn Adi treu zum Islám ſtand (S. 162) und ſeine Leute an

---

1) Ueber die ungefähre Anzahl vgl. unten N. 1) zu S. 180.

ihm hingen — ſo beſannen ſich denn auch die Anderen gerade ſo lange, bis es zu ſpät war. Abs und Dhobján aber meinten, man könne es ja vorläufig mit Unterhandlungen verſuchen; die Muslime würden ſeit dem Ableben ihres Propheten wohl beſcheidener geworden ſein und ſich von den unbequemen Seiten des Islâms ſo viel abhandeln laſſen, daß man mit ihnen dann gut auszukommen im Stande ſein werde. So ſchickten ſie Geſandte nach Medina, die Fortdauer ihres Bekenntniſſes zum Glauben anzubieten, wenn ihnen der Zehnte, die „Armenſteuer“ (S. 159) erlaſſen würde.

Medina war allerdings, ſo ſchien es, in einer Zwangslage, welche die Ablehnung ſolches Anſinnens kaum zuließ. Die beiden Gatafánſtämme lagerten bei Dhu'l-Kaſſa, kaum einen Tagemarſch öſtlich von der Stadt, und bei Abrak, etwa doppelt ſo weit in das Nedſchd hinein, alſo in bedrohlichſter Nähe. Das Hauptheer der Gläubigen war, den letzten Befehl des ſterbenden Propheten zu erfüllen, unter Oßámas Führung nach der ſyriſchen Grenze abgerückt; brauchte man ſomit vom Norden nichts zu befürchten, hielt ſich im Süden Mekka, deſſen Bewohner von einem Siege der Beduinen nichts zu hoffen hatten, ruhig, und warteten im Südoſten die Hawáſin und Sſoleim vorläufig noch ab, wie ſich der Wind drehen würde, ſo war doch das ganze übrige Arabien in vollem Aufſtande und konnten zunächſt die Abs und Dhobján binnen 24 Stunden über das von ſeinen Vertheidigern entblößte Medina herfallen. So drangen denn alle zurückgebliebenen alten Gefährten des Propheten, den ſonſt ſo energiſchen Omar an der Spitze, in den Abu Bekr, der inzwiſchen die Nachfolge Mohammeds angetreten hatte, den Forderungen der Beduinen nachzugeben. Aber davon wollte der alte Mann nichts hören: den Zehnten, welcher auf ausdrücklichem Befehle Gottes durch den Propheten beruhte, nachlaſſen, was für ein Gedanke! Nicht aus irgend welchen politiſchen Erwägungen, lediglich in dem einfältigen, felſenfeſten Glauben an die Göttlichkeit jedes Wortes, das im Korán offenbart war, lehnte Abu Bekr das Anſinnen der Geſandten mit den Worten ab: „Und wenn ihr auch nur das Halfter eines gezehnteten Kamels weigert, werde ich euch darum bekriegen!“ Der Erfolg gab der Feſtigkeit des unbeugſamen Greiſes Recht. Der Abweiſung ihres Vorſchlages folgte der Angriff der Feinde binnen drei Tagen; aber die paar Muslime waren auf ihrer Hut und bereiteten den Beduinen einen ſo warmen Empfang am Thore, daß ſie, die auf einen immerhin nur unter großen Verluſten durchzuführenden Straßenkampf nicht vorbereitet waren, ſchleunigſt Kehrt machten. Die baldige Rückkehr größerer Maſſen war vorauszuſehen; ihr zuvorzukommen machte ſich die kleine Schaar der Gläubigen noch am ſelben Abend auf den Weg nach Dhu'l-Kaſſa, und fiel im Morgengrauen über das Lager der nichtsahnenden Beduinen her, die nach ihrer Art (S. 111) das Heil in ſchleuniger Flucht ſuchten, nicht ohne manchen der Ihrigen ſchlaftrunken dem Säbel der kühnen Mediner zum Opfer fallen zu ſehen.

Ueber den Zuſammenrottungen und dem Hin- und Herziehen der verſchiedenen Stämme waren etwa zwei Monate vergangen; ſo kehrte denn kurz nach dem Treffen von Dhu'l-Kaſſa bereits Oßáma mit dem Heere zurück. Ob und wo er überhaupt die byzantiniſche Grenze überſchritten hat, wiſſen wir nicht, jedenfalls iſt es zu keinem größeren Zuſammenſtoß mit kaiſerlichen Truppen gekommen: immerhin waren die auf die Nachricht von Mohammeds Ende gleichfalls unruhig gewordenen Stämme des nordweſtlichen Arabiens wenigſtens theilweiſe zur Ordnung gebracht und nicht unbeträchtliche Beute gewonnen worden. Nun war Medina ſicher, und ſofort gingen die Muslime zum Angriff über. Vor Allem galt es die nächſte Umgegend der Stadt von der Rebellion zu ſäubern; Abu Bekr ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze der gegen die Ungläubigen von dem alten Kampfesmuthe beſeelten Schaaren der getreuen Fluchtgenoſſen und Anßár, und im September 632 (Dſchum. II 11) ſchlug er die immer noch bei Abrak gelagerten Abs und Dhobján ſo gründlich, daß ſie eilends ihr Gebiet räumen mußten. Ihre zerſprengten Haufen flüchteten zu Toleicha; Abu Bekr erklärte ihre Weidegründe der Gemeinde verfallen, und wandte ſich nun, da Medinas näherer Umkreis von den Feinden befreit war, der gewaltigen Aufgabe zu, Landſchaft für Landſchaft des ganzen Arabiens dem Islám von Neuem zu unterwerfen. Ein Erlaß verkündete den abgefallenen Stämmen, daß ſie augenblicklich ihre Unterwerfung zu erklären hätten, wenn ſie Amneſtie für ihre Unbotmäßigkeit zu erhalten gedächten; wer in der Empörung verharre, werde nachſichtslos bekriegt, die Männer getödtet, Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht werden. Der Verordnung Nachdruck zu geben war es natürlich vor Allem nothwendig, entſcheidende Schläge gegen die Hauptrebellen, die „falſchen Propheten“ zu führen, daneben aber auch Diverſionen nach anderen Seiten zu machen, um möglichſt die Vereinigung der Aufſtändiſchen zu größeren Maſſen zu verhindern. So wurden denn alle verfügbaren Streitkräfte in kleinere Einzelheere getheilt, welche nach verſchiedenen Richtungen auseinanderzugehen und ihre beſonderen Aufgaben zu löſen hatten. Ueber die Anzahl und Größe derſelben ſind wir ſehr ſchlecht unterrichtet, wie denn überhaupt mit dem Tode Mohammeds unſere Nachrichten auf einmal überaus dürftig werden: ſo wichtig es für die Gläubigen geweſen war, Alles, was der Prophet geſagt und gethan, als Regel und Vorbild für die Gemeinde treulich im Gedächtniß aufzubewahren und auf die Nachkommen fortzupflanzen, ſo wenig dachte Jemand daran, ſich um Thatſachen zu kümmern, welche für den noch unentwickelten hiſtoriſchen Sinn des Volkes in der erſten Zeit höchſtens den Werth von Anekdoten oder Familienerinnerungen hervorragender Geſchlechter hatten. Wir müſſen uns alſo mit einigen feſtſtehenden Hauptdaten begnügen. Im Süden herrſchte allgemeine Anarchie, um ſo weniger aber war von dort unmittelbare Gefahr zu befürchten, und ganz naturgemäß ſehen wir hier auch die muslimiſchen Waffen zuletzt eingreifen. Im Norden war nach Oßámas Rückkehr der große Stamm der Kodá'a aufgeſtanden: gegen ihn wurde eine Abtheilung unter Amr, dem Sohne des Áßi geſandt, der ſchon bei Lebzeiten des Propheten in dieſen Gegenden Krieg geführt hatte (S. 150). Am wichtigſten waren der Nordoſten und Oſten: jener, wo Toleicha mit Ojeina ſein Unweſen trieb und auch von den Taijiten nur ein Theil treu geblieben war (S. 174), dieſer, von dem ſtarken Heere Moßeilimas gedeckt, das ſich wie eine Scheidewand zwiſchen Medina und den ganzen Südoſten ſchob. So bekam denn Chálid Befehl, ſich gegen Toleicha zu wenden, indeß Íkrima (S. 154) und Schorachbil, zwei tüchtige Kriegsmänner, den Moßeilima zugewieſen erhielten. Abu Bekr ſelbſt blieb mit den älteſten und bewährteſten Anhängern Mohammeds, wie Omar, Alí, Talcha, Sobeír zurück: kam es doch jetzt darauf an, im Mittelpunkte des Isláms diejenigen, welche die nächſte Umgebung des Propheten gebildet hatten, wie eine Art Regentſchaftsrath bei einander zu halten, damit die volle Autorität der erſten Bekenner in keiner Sache des Glaubens und der Staatsverwaltung vermißt würde, oder gar durch die Abordnung einzelner derſelben an entferntere Orte ſich Nebencentra bildeten, welche der nothwendigen Zuſammenfaſſung aller Kräfte leicht abträglich werden konnten. So finden wir hier, wie ſpäter unter Omar, mit dem Befehl über die Heere vielfach Leute betraut, die verhältnißmäßig ſpät zu Mohammed übergetreten ſind und, wenn Krieger erſten Ranges, dabei häufig genug durchaus weltlich geſinnt erſcheinen. Aber ſo lange die Intereſſen ſolcher Männer mit dem Zuge der kriegeriſchen Ausbreitung des Glaubens zuſammenfielen — und das war noch für mehr als ein Jahrzehnt der Fall —, war es ja auch ganz gleichgiltig, ob „das Schwert Gottes" ſich aus dem Korán etwas machte oder nicht.

Chálid trat mit ſeiner Mannſchaft, kaum über 2000 Mann, aber Kerntruppen, darunter ganze Schaaren bewährter Fluchtgenoſſen und Anßár, etwa im October 632 (11 d. H.) den Marſch an, zunächſt in das Gebiet der Taijiten, die, wenn auch zum Theil abtrünnig, doch immer noch nicht ſchlüſſig geworden waren, ob ſie mit ihrem Nachbar Toleicha gemeinſame Sache machen ſollten oder nicht. Sie ließen ſich aber bei Chálids Ankunft von Adí Ibn Hátim (S. 174) bald überzeugen, daß es beſſer ſei, zum Islám zurückzukehren, und verſtärkten nun das kleine Heer mit der achtbaren Zahl von 1000 wackeren Kriegern. Chálid konnte ſie gebrauchen; außer den Aßad folgten dem Toleicha ja bereits die Feſára, Abs und Dhobján, alſo ſämmtliche maßgebende Theilſtämme der Gatafán. So gab es einen heißen Tag, als bei Boſácha, einem Brunnen im Gebiete der Aßad, die Heere aufeinanderſtießen. Aber es war nun einmal keine Disciplin in den Beduinen. Toleicha war dem Ojeina, wie es ſcheint, mit ſeinen prophetiſchen Grimaſſen ſchon lächerlich geworden: da hatte, wenn denn einmal Prophet geſpielt werden mußte, der alte Räuberhauptmann doch einen anderen geſehen —; als der Kampf am hitzigſten wüthete, machte er mit ſeinen 700 Feſáraleuten ſich auf einmal davon, und die Anderen allein konnten den Tag nicht halten. Toleicha floh in die ſyriſche Wüſte, die Aßad unterwarfen ſich gutwillig und erhielten Pardon, in welchen ſchließlich auch der verunglückte Prophet eingeſchloſſen wurde, als er ſich ſpäter, wiederum gläubiger Muslim geworden, zu den Seinen zurückfand. Auch Ojeina hatte Glück: da er das Wegelagern nicht laſſen konnte, machte er ſich kurze Zeit nachher an der Spitze eines verwegenen Haufens von allerlei zuſammengelaufenem Volk ſchon wieder unnütz; Chálid, der nach der Schlacht von Boſácha noch zur Ordnung der Verhältniſſe im Gebiete der Aßad geblieben war, ſprengte die Bande auseinander, und dabei wurde Ojeina gefangen und nach Medina transportirt. Er wußte ſich geſchickt herauszulügen, oder vielmehr, Abu Bekr wußte, daß ſolche Leute im Felde gegen Byzantiner und Perſer unbezahlbar waren; ſo ließ er ihn laufen. Dem treueſten Bekenner Mohammeds ging eben das Intereſſe des Glaubens über Alles, ſelbſt über die Gerechtigkeit, die ſonſt einen Grundzug im Weſen des gewiſſenhaften Mannes bildete. Das zeigte ſich gleich noch in einem andern Falle.

Chálid hatte ſeine nächſte Aufgabe erfüllt. Taij, Gatafán und Aßad waren beruhigt, Medina alſo im Nordoſten vollkommen frei; ja auch die Sſoleim und Hawáſin, welche einſtweilen den Ausgang dieſer Kämpfe abgewartet, zögerten nun nicht länger, ihrer plötzlich erneuten Anhänglichkeit an die Sache des Glaubens Ausdruck zu geben, und damit waren auch wenigſtens die näheren Gebiete des Oſtens und Südoſtens wiederum geſichert. Das „Schwert Gottes" konnte alſo weiter ausgreifen. Hinter den Aßad wohnten die Hauptabtheilungen des großen Stammes der Temim. Die Freundſchaft, welche ſie auf dem unſicheren Boden der Dichtkunſt von Mohammeds Leibpoeten (S. 160) mit dem Islám geſchloſſen, hatte den Tod des Propheten auch nicht überdauert. Einige von ihnen hatten es allerdings auf die Nachricht von Abu Bekrs Sieg bei Dhu'l-Kaſſa für zweckmäßig gehalten, die rückſtändigen Steuern nach Medina zu ſchicken — daran ließ ſich ja ihre Rückkehr zum Glauben am beſten erkennen —, die meiſten indeß blieben unbotmäßig; ja die Benu Jarbú, einer ihrer Theilſtämme, der von dem ſchon im Heidenthume berühmten Krieger Málik Ibn Noweira geführt wurde, hatten ſich inzwiſchen ſogar einer eigenen Prophetin zugewendet, der Sſadſchách, welche dieſem Stamme entſproſſen und bis dahin in Meſopotamien unter dortigen Chriſten von den Benu Taglib und anderen Araberſtämmen gewirkt hatte. Dieſe waren ſeit der Auflöſung des Königreiches von Hira (S. 21 f.) ſtets in unruhiger Bewegung; jetzt folgten manche von ihnen der wahrſcheinlich von den Perſern gedrängten Sſadſchách in ihr Heimathland, wo ihr bei den Stammgenoſſen Aufnahme und Nachfolge zu Theil wurde. Die anderen Temimiten wollten aber von der Prophetin nichts wiſſen: ſo gab es Reibungen, bei welchen die Jarbú den Kürzeren zogen, ſo daß Sſadſchách ſich genöthigt ſah, bei den ihrem Volke benachbarten Hanifa einen Rückhalt zu ſuchen. Dazu mußte ſie natürlich Verhandlungen mit dem Propheten der Letzteren, dem Moßeilima, anknüpfen, welche auf eine Vereinigung der beiderſeitigen religiöſen Bewegungen gezielt haben werden. Der Verlauf derſelben iſt ſehr dunkel, die unwürdigen Einzelheiten, die ſich bei ſpäteren mohammedaniſchen Schriftſtellern darüber finden, natürlich gänzlich unglaubwürdig; es ſteht nur feſt, daß Sſadſchách ſchließlich das Land verließ und nach Meſopotamien zurückkehrte. Inzwiſchen hatte von der anderen Seite Chálid bereits die Weideplätze der Temím heimgeſucht und von den übrigen Theilſtämmen derſelben friedliche Unterwerfung erlangt, ſo daß Málik nun zwiſchen den Medinern und Moßeilima in der Klemme war. Verſtändiger Weiſe entſchloß er ſich, den Widerſtand aufzugeben, entließ ſeine Krieger und begab ſich ſelbſt nach Hauſe. Dem Chálid aber war damit nicht gedient; hatte er ſich ſchon auf die Beute gefreut oder lag ſonſt ein Grund vor, der ihn gegen Málik verſtimmte, oder hielt er es einfach für zweckmäßig ein Exempel zu ſtatuiren — er ließ im Lande ſengen, morden und rauben; dabei brachten denn ſeine Leute eines Tags auch einen Haufen Gefangener angeſchleppt, unter denen ſich Málik ſelbſt befand. Obwohl ihm bezeugt wurde, daß er keinerlei Widerſtand geleiſtet und von Neuem das Bekenntniß zum Islám abgelegt hatte, übergab ihn Chálid doch mit den Uebrigen einer Abtheilung von ſeinen Beduinen, welche in der folgenden Nacht den Gefangenen ohne Weiteres die Köpfe abhieben. Es war ganz dieſelbe Geſchichte, wie mit den Benu Dſchadhíma (S. 155). So entbrannten denn auch hier die angeſehenſten der Mediner im Heere von Zorn über die abermals an Gläubigen begangene Blutthat; Abu Katáda, ein geachteter Hilfsgenoſſe, begab ſich mit dem Bruder des Gemordeten, dem berühmten Dichter Mutammim, nach der Hauptſtadt und verklagte den Chálid bei Abu Bekr. Zur Verantwortung herbeigerufen erklärte dieſer den Vorgang als ein allerdings höchſt bedauerliches Mißverſtändniß; weil in der Nacht eine üble Kälte geherrſcht, habe er dem Poſten ſagen laſſen, man ſolle die Gefangenen warme Kleider anziehen laſſen. Die Kinána-Beduinen, welche den Dienſt verſahen, hätten nun, weil in ihrem Dialekte das Wort für „wärmen“ beinahe wie „tödten“ klinge, den Befehl verkehrt aufgefaßt und ganz wider ſeinen Willen die armen Leute geköpft. Es gehört viel guter Wille dazu, der Ausrede (welche uns unwillkürlich an das „Verſehen“ bei der Ermordung des Herzogs von Enghien erinnert) Glauben zu ſchenken; ſo trat denn Omar, der vor Allem die Indisciplin nicht leiden konnte, mit der ihm eigenen Energie für die Abſetzung und ſtrenge Beſtrafung des grauſamen Heerführers ein, der noch dazu — wie er dem erlauchten Beiſpiele des Propheten folgend auch ſonſt liebte — die Gemahlin des eben Ermordeten zur Ehe gezwungen hatte. Abu Bekr indeß nahm auch diesmal das Verfahren des Geſandten Gottes zur Richtſchnur: er that, als glaubte er an den Kinánadialekt, und ertheilte dem Chálid nur einen Verweis wegen der übereilten Heirath.

Der Grund für die Milde des ſonſt an ſo folgerichtiges Handeln gewöhnten Mannes liegt auf der Hand: eben (etwa Ende 11 = Anfang 633) hatte er die Nachricht erhalten, daß Íkrima (S. 177), der in ehrgeiziger Kampfluſt ſeinem Kameraden Schorachbil unbedacht vorauszueilen befliſſen geweſen, in einem Gefechte mit Moßeilima und ſeinen Hanifa den Kürzeren gezogen habe. Die Scharte mußte ſchleunigſt ausgewetzt werden; Íkrima erhielt mit einem derben Verweiſe den Befehl, ſeitwärts um Jemáma herum ſich nach Omán herunterzuziehen, wo ſich kein erheblicher Widerſtand erwarten ließ, und an ſeiner Stelle mußte Chálid mit den Kerntruppen, die ſich gegen Toleicha ſo glänzend bewährt hatten, aus dem Gebiete der Jarbú in das unmittelbar daranſtoßende Land der Haníſa anrücken, ſich mit Schorachbil vereinigen und den Oberbefehl übernehmen. Nach einigen Vorpoſtengefechten kam es an der Grenze von Jemáma, bei Akrabá, wohin Moßeilima nach dem Erfolge gegen Íkrima vorgerückt war, zur Entſcheidungsſchlacht, der ſchwerſten, die jemals innerhalb der Grenzen Arabiens geſchlagen worden iſt. Chálid wußte den Ehrgeiz ſeiner Leute zu entzünden: Fluchtgenoſſen, Anßár und Beduinen mußten in geſonderten Haufen fechten, damit der Wetteifer zwiſchen ihnen jeden ſeine Kräfte zum Aeußerſten anſpannen ließ. Trotzdem wich die Linie der Gläubigen, als die Uebermacht der Haníſa[1]) mit gewaltigem Stoße auf ſie traf; aber der Eifer für den Glauben, die Beſchämung über die einen Augenblick gezeigte Schwäche, welche ſchon den Hohnreden der Beduinen begegnete, trieb vor Allen die Mediner zu unerhörten Anſtrengungen. So gelang es die mächtigen Schaaren der Feinde erſt aufzuhalten, dann allmählich ſelbſt zurückzudrängen. Immer mehr geriethen ſie ins Wanken; da, ihre ſichere Niederlage vor Augen ſehend, werfen ſie ſich in einen großen parkähnlichen Garten, an welchen ihr Heer ſich gelehnt hatte, und deſſen hohe, mit einem ſtarken Thor verſehene Mauer Schutz gegen den Anſturm der Muslime verſpricht. Einen Augenblick ſehen dieſe ſich aufgehalten; da läßt ſich ein tapferer Chaſradſchite, El-Bará Ibn Málik, neben dem Thore auf die Mauer heben, ſtürzt ſich hinunter zwiſchen die Feinde und wirft das Thor auf. Nun ſtrömen die Sieger unaufhaltſam herein und richten ein furchtbares Blutbad an. Moßeilima ſelbſt ſtarb hier, von dem Speere des Negers Wachſchí getroffen, der einſt am Ochod den Hamſa getödtet, jetzt aber längſt ſeine gefürchtete Waffe gegen die Feinde des Glaubens richtete; mit dem „falſchen Propheten“ fielen die Erſten ſeines Volkes — den „Garten des Todes“ heißt noch die ſpäte Ueberlieferung den Ort, in welchem die unglücklichen Haníſa ſich wie in einer Falle ſelbſt gefangen hatten. Freilich hatten auch die Muslime ſchwere Verluſte zu beklagen: allein von den Fluchtgenoſſen und Anßár waren faſt 700 gefallen, darunter Omars Bruder Seid und eine große Anzahl von Anderen aus den älteſten Genoſſen des Propheten, den beſten Kennern der Offenbarung.

War aber der Sieg theuer erkauft, er hatte die Entſcheidung über das Schickſal nicht nur der Haníſa, vielmehr des arabiſchen Volkes überhaupt beſiegelt. Die vom Stamme Moßeilimas übrig waren, hatten ſich in ihre

---

1) Beſtimmte Zahlen von einiger Verläßlichkeit liegen uns nicht vor; die, welche den Haníſa beigelegt werden (40,000, von denen 14,000 in der Schlacht gefallen ſein ſollen), ſind arg übertrieben. Man wird vielleicht 4000 muslimiſche Streiter gegen etwa das Doppelte der Haníſa zu rechnen haben.

Burgen geworfen, und es gelang ihnen, ſich durch Capitulation das Leben zu retten. Damit war auch dieſes kräftige Volk dem Islâm zurückgewonnen. Es iſt wieder eine natürliche Folge des arabiſchen Particularismus, daß mit dem Augenblick, wo ein Stamm als ſolcher wieder zu den Muslimen ſich rechnet, er ohne Hintergedanken ſeine Waffen gegen die Heiden zu richten beginnt, deren Sache eben noch die ſeine geweſen war. So hatten die Taijiten, nachdem ſie drauf und dran geweſen, ſich den Aßad unter Toleicha anzuſchließen, ſchon bei Boſâcha gegen dieſelben gefochten, und ſo ſchwellte jeder weitere Erfolg die Heere der Sieger und beſchränkte doppelt die Ausſichten der Empörung, über deren Ende ſchon jetzt kein Zweifel ſein konnte. Bereits vor der Schlacht am Garten des Todes hatte Íkrima unter den mehr dem Handel als dem Kriege ergebenen Leuten von Omân Fortſchritte gemacht; er und Andere unterwarfen jetzt nach einander die Landſchaften des Südens, während auch Bachrein, der Küſtenſtrich des perſiſchen Meerbuſens, endgiltig gewonnen ward. Dabei kam der nationale Gegenſatz zwiſchen den zahlreich dort wohnenden Perſern und den arabiſchen Stämmen zu Hilfe: die mächtigen Benu Bekr von Wâïl, ſeit Alters in Fehde mit den perſiſchen Vaſallen in Hira und Bachrein ſelbſt (vgl. S. 22), verbanden ſich jetzt nach einigen Zwiſchenfällen, unter dem Einfluſſe des geachteten Häuptlings Mothanna von dem Theilſtamme der Scheibân, mit den muslimiſchen Truppen und liehen bei der Eroberung des Landes bis nahe der Euphratmündung hilfreiche Hand.

Endlich, gegen Ende 11 (Frühjahr 633), war denn auch die Zeit gekommen, wo der Anarchie in Jemen ein Ziel geſetzt werden konnte. Dem Íkrima, der von Oſten her, Stamm für Stamm unterwerfend, auf Aden rückte, kam von Medina her Mohâdſchir mit einem neuen Heere entgegen. Die nationale Partei der Südaraber hatte die islâmfreundlichen Perſer (S. 172f.) inzwiſchen gänzlich unterdrückt; kaum war das aber geglückt, als ihre Häupter auf gut arabiſch ſelbſt mit einander zu zanken begannen. Es waren beſonders zwei: Keis, der Sohn des Abd Jagûth vom Stamme Murâd, und Amr Ibn Mâ'adikârib von den Madhchidſch, die Beide ſchon früher unter Aswad eine Rolle geſpielt. Vorzüglich der Letztere war ein Araber nach der Art der alten Wüſtenläufer (S. 39), Räuberhauptmann und Dichter in einer Perſon, ein berühmter Haudegen und ebenſo ſchlau wie von einer wahrhaft verblüffenden Unverſchämtheit.[1]) Als der ſah, daß die Geſchichte bedenklich wurde, fiel er eines Tages über ſeinen geweſenen Freund und Bundesgenoſſen Keis her, nahm ihn gefangen und erſchien mit ihm in Mohâdſchirs Lager, durch Auslieferung des Andern ſich ſelbſt auf alle Fälle zu retten. Mohâdſchir ſchickte die beiden würdigen Genoſſen in Feſſeln zum Abu Bekr; der aber konnte, wie wir ſchon beim Ojeina ſahen (S. 178),

---

1) Eine geradezu reizende Geſchichte von ihm findet man in Rückerts Morgenländ. Sagen u. Geſch. (vgl. S. 40 Anm. 1) II, 17.

ſolche Leute gebrauchen und begnadigte ſie, wofür ſie denn auch gegen die Perſer wacker mitgefochten haben. Aber man begreift, daß ein Widerſtand, der von Aufrührern dieſer Art geleitet wurde, den Heeren der Muslime gegenüber nicht von Dauer ſein konnte; ſowohl Jemen wie die Küſte des Rothen Meeres überhaupt war bald von den zuſammenhangsloſen Banden geſäubert und die Ordnung überall hergeſtellt. Einen gefährlichen Aufſtand gab es nur noch in Hadramaut, wohin die Benu Kinda, nachdem ſie ihren Traum eines arabiſchen Großſtaates ausgeträumt (S. 18f.), ſich zurückgezogen hatten. Freie und ſtolze Männer, hatten ſie dort zu einem der geachtetſten Stämme ſich entwickelt; nun aber ſollten ſie durch die Treuloſigkeit ihres eigenen Fürſten ein ſchreckliches Ende finden. Ihr Häuptling, El-Áſch'ath Ibn Keis, ein tüchtiger Krieger, aber einer der gemeinſten Verräther, die je die Sonne beſchienen hat, war im J. 10 (631) unter denen geweſen, die ſich dem Mohammed zur Huldigung geſtellt hatten. Um ihn an die Sache des Islâms zu feſſeln, hatte der Prophet ihm eine Schweſter Abu Bekrs zur Frau gegeben, ihm indeß vorläufig nicht geſtattet, ſie nach Hadramaut mitzunehmen; er ſolle ſpäter wiederkommen, ſie abzuholen. Als Mohammed ſtarb, dachte der Kindite nicht daran, dieſe Verwandtſchaft mit dem Nachfolger des Propheten ernſt zu nehmen; im Gegentheil fiel er über die Muslime im Lande, welche ſeinen Stamm freilich beim Steuereinnehmen arg gedrückt hatten, her und brachte ſie in ſchlimme Bedrängniß. Mit Mühe hielten ſie ſich, bis nun Mohádſchir und Íkrima ihnen endlich zu Hilfe kamen. Da wandte ſich das Blatt. Die Kinditen wurden geſchlagen; Áſch'ath warf ſich mit den Seinen in eine feſte Burg. Als aber die Belagerung andauerte und er jede andere Hoffnung abgeſchnitten ſah, wurde er am eigenen Volke zum Verräther. Er ließ ſich mit Íkrima in Verhandlungen ein: wenn ihm und neun Andern, die er aufſchreiben werde, das Leben geſichert ſei, wolle er die Burg übergeben. Mohádſchir, der das Obercommando führte, ließ ihn die Liſte bringen und drückte als Beſtätigung ſein Siegel darunter; aber in der Eile hatte Áſch'ath vergeſſen, den eigenen Namen mit hinzuſetzen. Als nun die Muslime in die Burg eindrangen, tödteten ſie, wie Abu Bekrs Erlaß (S. 176) vorgeſchrieben, die überrumpelten Vertheidiger bis auf jene neun. Áſch'ath, deſſen Namen auf der Liſte nicht gefunden wurde, ſollte nach dem gerechten Befehle Mohádſchirs mit den Opfern ſeines Verrathes ſterben; aber Íkrima bewog den Mitfeldherrn doch, die Entſcheidung dem Abu Bekr zu überlaſſen. So wurde jener denn in Feſſeln nach Medina geſandt. Dem Abu Bekr wäre es lieber geweſen, wenn man den ehrenwerthen Schwager einfach in Hadramaut geköpft hätte; nun aber war er da, ſpielte den reuigen Muslim und machte die Rechte des Ehebundes geltend, welchen der Bote Gottes ſelbſt geſchloſſen. Es blieb dem alle Anordnungen Mohammeds grundſätzlich auf das Aengſtlichſte befolgenden Herrſcher nichts übrig, als dem Verräther gründlich die Wahrheit zu ſagen, dann aber ihn zu begnadigen. Man wird zu melancholiſchen Betrachtungen über den Weltlauf verleitet, wenn man bedenkt, welches unerhörte Glück dieſem Burſchen aus der Falle geholfen, die er ſich ſelbſt gelegt, nur zu dem Zwecke, möchte man glauben, daß er, wie wir ſpäter ſehen werden, am eigenen Schwiegerſohn des Propheten ſein Verrätherhandwerk in einer verhängnißvollen Stunde von neuem üben könnte.

Mit der Bezwingung der Kinditen endigt der erſte Abſchnitt der islamiſchen Geſchichte: die Entſtehung des neuen Glaubens und die Zuſammenfaſſung ſämmtlicher Stämme Arabiens zu religiöſer und nationaler Einheit. Da es ausſchließlich die Religion iſt, welche dieſe Zuſammenfaſſung bewirkt hat, da ebenſo ausſchließlich ſie den Rechtstitel bildet, auf welchem die ſpätere Unterwerfung der halben Welt durch die Araber beruht, ſo iſt und bleibt die Nationalität ihr untergeordnet, beſteht der Patriotismus des Arabers in ſeiner Anhänglichkeit an den Islâm. So kann von dem Augenblicke an, wo die gläubigen Nachfolger des Propheten ſeinem Gebote folgend die geeinte Volkskraft zur weiteren Ausbreitung des Glaubens gegen die fremden Nationen entfeſſeln, auch für die im Herzen ungläubig bleibenden Araber keine Rede mehr davon ſein, nochmals vom Islâm offen abzufallen, dem Islâm, deſſen Bekenntniß die arabiſchen Herren von ihren chriſtlichen oder jüdiſchen Unterthanen ſchied — das Heidenthum hört ja mit der erfolgten Eroberung von ſelbſt auf zu exiſtiren. Die weltliche Geſinnung bleibt freilich noch bei der Mehrzahl und führt bald ſelbſt zu erbitterten inneren Kämpfen; aber das officielle Bekenntniß wird davon nicht berührt und die inneren Kräfte der neuen Religion behalten freies Spiel, ſich langſam wenn nicht alle, ſo doch die meiſten der neuen Elemente zu aſſimiliren, welche das Schwert bis jetzt in Arabien, bald in allen Ländern vom atlantiſchen Ocean bis an den Indus dem Islâm unterworfen hat. Es wird in dem Augenblicke, wo wir uns anſchicken, dieſe Entwickelung des Mohammedanismus zur Weltreligion darzuſtellen, an der Zeit ſein, in einem raſchen Ueberblick über ſeine Glaubens- und Pflichtenlehre das nochmals zuſammenzufaſſen und zu ergänzen, was wir in der Geſchichte ſeines Entſtehens nach den vielfach zufälligen Anläſſen und Wendungen im Leben ſeines Stifters nur vereinzelt andeuten konnten. Wir greifen dabei inſofern etwas vor, als das orthodoxe Lehrſyſtem in ſeiner abgerundeten Geſtalt natürlich das Werk von Jahrhunderten theologiſcher Arbeit iſt, ſind aber zu ſolchem Vorgreifen dadurch berechtigt, daß wohl keine Dogmatik die von der Ueberlieferung gegebenen Grundzüge des Glaubens in ſo folgerichtiger Weiſe durchgeführt und weitergebildet hat, als die mohammedaniſche.

Freilich iſt es nicht das Bekenntniß aller islamiſchen Völker, welches in dieſer Dogmatik ſich darſtellt. Seit dem Riß, welcher ſchon im Jahre 40 d. H. (661) die mohammedaniſche Welt in die zwei mehr und mehr auseinanderfallenden Hälften der Sſunniten und Schiiten getheilt hat, giebt es kein einheitliches Lehrſyſtem mehr. Aeußerlich wird der Unterſchied beider dadurch bezeichnet, daß ſich die Schiiten weigern, die meiſten jener Ausſprüche des Propheten als echt und bindend anzuerkennen, welche nicht im Korán, ſondern nur in der Sſunna,1) der mündlichen Ueberlieferung, erhalten ſind, und deren ſich die Rechtgläubigen bedienen mußten, um die richtige Erklärung des heiligen Buches ſicher zu ſtellen und die zahlreichen Lücken auszufüllen, welche ſich in einer Glaubenslehre, die man aus den Sätzen des Koráns allein herzuſtellen unternommen hätte, bei dem zufälligen Charakter der einzelnen Offenbarungen nothwendig finden mußten. Iſt dieſe Ueberlieferung nun in der That zwar im Weſentlichen, nicht aber überall glaubwürdig, ſo wurde ſie doch von den Schiiten nicht etwa aus einem geſteigerten Wahrheitsbedürfniß oder den Grundſätzen kritiſcher Forſchung, ſondern nur deswegen verworfen, weil ſie zu den Umdeutungen des Schriftwortes nicht paßte, welche der Secte das Mittel zur Einführung von allerhand fremden Elementen in den Islám bieten mußten. Dieſe fremden Elemente, vor allen die myſtiſchen und pantheiſtiſchen Ideen, welche den Perſern im Blute lagen und dem indogermaniſchen Volke den ſemitiſchen Islám Anfangs ſo unſchmackhaft erſcheinen ließen, ſind der eigentlich treibende Grund für die Religionsſpaltung geweſen und bilden geradezu den Kern des Schiitismus, der vom orthodox mohammedaniſchen Standpunkt aus in der That als eine dem urſprünglichen Sinne der islamiſchen Glaubenslehre fremde Ketzerei zu gelten hat. Wir ſind darum nicht nur berechtigt, ſondern verpflichtet, uns im Folgenden ausſchließlich an die ſſunnitiſche Dogmatik zu halten; von den Schiiten wird ſpäter ausführlicher zu handeln ſein.

Wir kennen bereits die bis zur Nüchternheit einfachen Glaubensſätze, welche auf den erſten Anblick den eigentlichen Kern des Isláms darſtellen. „Kein Gott außer GOtt und Mohammed der Bote GOttes“ — dazu kommt als drittes nur noch die Auferſtehung und das jüngſte Gericht. Originell erſcheint davon eigentlich nur die Behauptung, daß Mohammed der Bote Gottes ſei. Aber der mohammedaniſche Gott und die mohammedaniſche Auferſtehung ſind ſchließlich doch auch etwas Anderes, als Chriſten oder Juden ſich darunter vorzuſtellen pflegen.

Was zunächſt den Gottesbegriff angeht, ſo habe ich bereits früher betont, daß Mohammed ſeiner ganzen Geiſtesanlage, ſeinen Lebensſchickſalen und ſchließlich auch ſeinen moraliſchen Schwächen zufolge Gott wohl als den über alle irdiſchen Begriffe erhabenen, ewigen, allmächtigen Schöpfer der Welt, den „Herrſcher am Tage des Gerichtes“, nicht aber als den Heiligen und Gerechten erkannt hat. Auch die Dogmatik anderer Religionen verſchmäht es, für ihre Sätze und die Pflichtgebote ihrer Ethik andere Gründe anzuführen als die göttliche Offenbarung; aber jede bemüht ſich doch ſonſt, den Willen

---

1) Vgl. unten S. 189.

Gottes gleichzeitig als den Inbegriff alles deſſen zu erweiſen, was der Menſch ſich nur als gerecht und heilig, ja als gütig und liebevoll vorzuſtellen vermag. Der Gott des Korâns ſtraft den Unglauben ohne alles Erbarmen, ja mit wirklicher Genugthuung, wie der rachſüchtige Araber eine perſönliche Beleidigung ahndet; und er giebt ſeine Verordnungen, nicht weil ſie heilig und gerecht ſind, ſondern weil es ihm ſo gefällt. Selbſt die ſpätere Schultheologie, ſo achtungswerthen Scharfſinn ſie in der Geſtaltung des Lehrſyſtems entwickelt, erlahmt vor der Aufgabe, ein Princip in den Ausdrücken des göttlichen Willens zu finden, welche von den höchſten Anforderungen an die Aufopferungsfähigkeit ſeiner Gläubigen bis herunter zur Beſchönigung des Kämpfens im heiligen Monat und der Ordnung des jeweilig letzten Haremsſkandales des Propheten reichen und in ihrer widerſpruchsvollen Ungleichheit und ihrer Confuſion der Begriffe keine Rechtfertigung haben als die eines tyranniſchen Abſolutismus: car tel est notre plaisir. Der ſtarre perſönliche Gottesbegriff des ſpäteren Judenthums wird hier bei weitem überboten; kein Wunder, daß noch heute der Muslim zu ſeinem Gotte kein rechtes Herz faſſen kann. Er vermag in ihm nicht den himmliſchen Vater zu lieben, nur den ſtrengen Herrn zu fürchten, deſſen augenblickliche Launen Niemand vorherſehen noch vermeiden kann. Bei aller Furchtbarkeit hatte der Gott des Korâns doch wenigſtens für ſeinen Propheten milde und tröſtende Worte gehabt: der Gott der ſpäteren Dogmatik iſt auch ſeinen Gläubigen gegenüber ein Tyrann, ein rechter Arabergott, welchen aus ſeiner Schrift herauszuleſen das harte Volk nur zu leicht Veranlaſſung nahm. Ihm gegenüber bezeichnet ſich der Menſch folgerichtig als „der Sklave“ und nichts weiter; und ſolcher Stellung entſpricht es ganz natürlich, daß auch die Fähigkeit des Menſchen, Gottes Barmherzigkeit zu erlangen, durchaus in das Belieben des Herrn geſtellt erſcheint. Wir kennen die Gründe (S. 71), welche ſchon den Propheten annehmen ließen, Gott ſelbſt habe von Ewigkeit her beſtimmt, wer von den Menſchen zum Glauben und zur Seligkeit gelangen, wer im Unglauben verſtockt bleiben und die ewige Verdammniß ernten ſolle; es iſt auch bereits angedeutet worden, daß Mohammed bei der Unbeſtimmtheit ſeiner Begriffe hierüber nicht zu voller Klarheit gekommen iſt. So finden ſich neben Aeußerungen, die auf eine abſolute Gnadenwahl hinweiſen, im Korân doch auch Stellen, aus welchen ſich auf den freien Willen des Menſchen ſchließen läßt; da iſt es denn nicht zu verwundern, daß im Laufe der Ausbildung des theologiſchen Syſtems gerade an dieſem Punkte Zweifel und Meinungsverſchiedenheiten laut geworden ſind. Im Allgemeinen überwog in den erſten Jahrhunderten in den mehr weltlich geſinnten Kreiſen wie unter den mit griechiſchen und perſiſchen Ideen in Berührung kommenden Gebildeten die freiere Anſchauung; als aber unter den ſpäteren Abbaſſiden das Araberthum durch eben jene fremden Elemente auch äußerlich in ſeiner Exiſtenz ſich bedroht zu fühlen anfing, bekam eine ſtrengere Richtung das Uebergewicht, welche mit der Härte des Gottesbegriffes Ernſt zu machen und dementſprechend auch das

Dogma der Vorausbeſtimmung des Menſchen zum Glauben oder Unglauben, zum Heil oder zum Verderben in voller Schroffheit hinzuſtellen anfing. In der rein verſtandesmäßigen Art, welche der Semite wiſſenſchaftlichen Fragen entgegenzubringen pflegt, und der zufolge Araber wie Juden beiſpielsweiſe in der Mathematik ſo Großes geleiſtet haben, liegt es begründet, daß ſich dieſe Lehre der abſoluten Prädeſtination raſch zu jenem Fatalismus weiterentwickelt hat, der ſeitdem einen der bekannteſten und weſentlichſten Grundzüge der mohammedaniſchen Weltanſchauung bildet, ja den islamiſchen Völkern geradezu in Fleiſch und Blut übergegangen iſt.1) Dieſe Entwicklung iſt dadurch beſchleunigt worden, daß nach Abnutzung des arabiſchen Volksthumes die Geſchicke des Mohammedanismus von den Türken beſtimmt worden ſind, zu deren Vorzügen geiſtige Regſamkeit nicht gehört, welchen alſo die Klarheit und Einfachheit der fataliſtiſchen Lehre beſonders zuſagen mußte; und ſeitdem dann über die meiſten Länder des Orients der Mongolenſturm hingebrauſt iſt, überall phyſiſches und geiſtiges Leben verwüſtend und ertödtend, iſt faſt durchgängig der an ſich mit energiſchem Handeln ſehr verträgliche Fatalismus zu jener trägen Unthätigkeit entartet, welche uns heutzutage die Zukunft insbeſondere der Türkei ſo gut wie hoffnungslos erſcheinen läßt.

Die Unklarheit des koräniſchen Gottesbegriffes hat noch an einer anderen Stelle zu Streitigkeiten unter den Theologen geführt. Als Mohammed (ſchwerlich ſchon zu Anfang ſeiner prophetiſchen Thätigkeit) mit dem chriſtlichen Dogma der Dreieinigkeit bekannt wurde, empfing er davon den Eindruck des Tritheismus; es entſpricht ganz der eben berührten Art des ſemitiſchen Geiſtes, daß er nicht einſah, warum gerade in der Dogmatik das Einmaleins nicht gelten ſollte. Dem gegenüber hat er dann aufs Stärkſte betont, daß es nur einen Gott gebe — „Sprich: Es iſt GOtt einer, der ewige Gott; er hat nicht gezeugt und iſt nicht gezeugt und nicht iſt ſeines Gleichen einer“ (Sſure 112); und gerade durch ſolche Hervorhebung des „nicht iſt ſeines Gleichen einer“ iſt der Gedanke der abſoluten Erhabenheit, der unnahbaren Entfernung, faſt möchte man ſagen Entfremdung Gottes von allem Menſchlichen noch geſteigert worden, den wir ſchon in dem Verhältniſſe des Herrn zum Sklaven ausgedrückt fanden. Nun war aber Mohammed in abſtractem Denken nicht geübt genug, um ſich das rein geiſtige Weſen Gottes anders als zu dem Bilde eines Menſchen vergröbert vorſtellen zu können. So iſt denn im Korán von Gottes Händen und Angeſicht die Rede; Moſe bittet den Herrn „Laß mich ſehen, daß ich dich anſchaue“ — und dergleichen mehr, womit ja der Prophet übrigens der bildlichen Ausdrucksweiſe der Schriften Alten

---

1) Die geläufige Vorſtellung iſt bekanntlich, daß die Schickſale jedes Menſchen von Ewigkeit her ihm zugetheilt und im Himmel aufgeſchrieben ſind. Daher ſpricht der Türke noch heute von ſeinem Kismet („Zugetheiltes“, „Loos“), begegnet der Araber einem Unglücksfalle mit ſtoiſchem mukaddar „[es war ſo] vorherbeſtimmt“ oder mektúb „[es ſtand] geſchrieben“.

und Neuen Teſtamentes gewiſſermaßen folgte, obwohl man nicht zweifeln kann, daß er ſtark anthropomorphiſtiſchen Vorſtellungen in der That gehuldigt hat. Andererſeits konnte er es auch nicht laſſen, zur eindrucksvollen Bezeichnung gerade der Erhabenheit, Ewigkeit und Allmacht des Höchſten immer nach neuen Bezeichnungen zu ſuchen, daher er denn Gottes Weſen durch eine große Anzahl von Eigenſchaftswörtern, wie mächtig, weiſe, vergebungsreich, allwiſſend u. dergl. zu beſchreiben unternimmt. Den inneren Widerſpruch, welcher zwiſchen beiden Anſchauungsweiſen ſtattfindet, überſahen die folgerichtiger denkenden Theologen nicht; es lag im Weſen der Dinge, daß die Freiſinnigen alle die Aeußerungen, welche Gott menſchliche Eigenſchaften beizulegen ſchienen, bildlich verſtanden oder ſo gut es gehen wollte wegzuerklären verſuchten, die Orthodoxen der hierbei unzweifelhaft oft genug unterlaufenden Verflüchtigung des Schriftſinnes entgegentraten und Alles möglichſt wörtlich verſtanden wiſſen wollten. Dabei kamen die Erſteren von ſelbſt dazu, das Anſehen des Korâns herabzudrücken, die Anderen, es zu übertreiben, Beide aber in dieſem Streite „über die Eigenſchaften Gottes“ ſich unmaßen zu erhitzen. Beſonders die Rechtgläubigen hatten freilich einigen Grund dazu: man kann nicht leugnen, daß ihren Gegnern bei der Leugnung aller göttlichen Eigenſchaften, zu welcher ſie allmählich getrieben wurden — z. B. auch ſolcher wie Weisheit, Gerechtigkeit u. dergl. —, allmählich jeder beſtimmtere Inhalt des Gottesbegriffes abhanden kam und ſie in den Pantheismus hineinzuſteuern drohten. Als dann ſchließlich auch hier die Orthodoxie das Uebergewicht bekam, vermochte ſie den Widerſpruch, aus welchem der ganze Streit hervorgegangen war, doch nicht wirklich auszugleichen — ſollte der Gottesbegriff nicht vermenſchlicht werden, ſo mußte man die „Eigenſchaften“, die nun einmal nicht geleugnet werden durften, möglichſt dem menſchlichen Verſtändniß entrücken, alſo am Ende auch zu leeren Worten machen: denn wenn Gott gerecht iſt, aber in einer Weiſe, wie ſie der Menſch ſich nicht vorzuſtellen vermag, ſo bleibt für den Sklaven eben wieder nur der Herr übrig, nach deſſen Weſen jener nicht zu fragen, deſſen Befehle er mit Zittern abzuwarten, mit pünktlichem, mechaniſchem Gehorſam auszuführen, dem er ſein ganzes Sein in rückhalts- und willenloſer Hingabe (islâm S. 66) anheimzuſtellen hat.

Zwei Vorzüge ſind der mohammedaniſchen Anſchauung vom Weſen Gottes nicht abzuſprechen. Einmal iſt ſie, wenn faſt durchweg negativer Art, gerade deswegen ſo einfach, wie die keiner anderen Religion; das erklärt die Siege, welche der Islâm nicht blos äußerlich durch das Schwert ſeiner Bekenner, ſondern vielfach auch über die Herzen der ihm Unterworfenen davongetragen hat, ja bei ungebildeten Völkern noch jetzt in weit höherem Grade davonträgt, als beiſpielsweiſe das Chriſtenthum. Zweitens verleiht der Fatalismus, die Ueberzeugung, daß Niemand etwas begegnen kann, was nicht von Ewigkeit feſtgeſetzt iſt, Niemand dem, was für ihn geſchrieben ſteht, zu entgehen oder an ſeinem Schickſal das Geringſte zu ändern vermag, dazu das Bewußtſein, als Muslim weit über der Maſſe der Ungläubigen zu ſtehen, deren ſcheinbar herrlichſte irdiſche Erfolge ſie doch nur ins Höllenfeuer zu führen beſtimmt ſind — verleiht dieſer Fatalismus dem Mohammedaner jene Würde in jeder Lebenslage, jene ruhige Faſſung im Unglück, die einſtimmig von Allen anerkannt wird, welche längere Zeit mit den Bekennern des Islâms gelebt haben. In dieſer Beziehung verdient der Islâm in der That eine Religion für Männer zu heißen.

Das zweite Dogma, die Prophetie, erfordert keine langen Auseinanderſetzungen. Mohammed hat den Sündenfall aus dem Alten Teſtament übernommen: die Menſchen, ſo lehrt er weiter, vor den Folgen der allgemeinen Sündhaftigkeit zu warnen, ſie zur Abwendung von allem Böſen, insbeſondere aber vom Götzendienſt, und zur Rückkehr zum reinen Monotheismus zu mahnen, hat Gott jedem Volke zu beſtimmten Zeiten Propheten geſandt, welchen er durch den Engel Gabriel ſeinen Willen kund giebt, ſeine Offenbarungen inſpirirt. Dieſe Offenbarungen ſtellen ſich in den heiligen Schriften dar, welche z. B. den Juden und den Chriſten in Thorah, Pſalter und Evangelium zu Theil geworden ſind. Der vorletzte Prophet iſt Jeſus; er wie ſeine Vorgänger haben das Kommen des Mohammed vorhergeſagt, nach welchem kein Prophet mehr erſcheinen wird. Mohammed iſt zunächſt zu den Arabern, aber mit der Beſtimmung entſandt, daß ſeine Wiederherſtellung der von den Juden und Chriſten verfälſchten reinen, alten Lehre, der Religion Abrahams, wie ſie mit Vorliebe genannt wird, allgemeine Geltung erhalte, der Islâm alſo über die ganze Welt ausgedehnt werde. Mohammed iſt an ſich nur ein Menſch, wie alle Anderen,[1] wie auch Jeſus geweſen iſt; aber er iſt zum Träger der letzten und endgiltigen Offenbarung auserſehen, welche Gott durch ihn im Korân niedergelegt hat. Inſofern dieſer den Sinn der früheren Offenbarungen herſtellt und ſie den veränderten Zeitbedürfniſſen entſprechend ergänzt, iſt er für ſich allein die abſolute Offenbarung, das ausſchließlich giltige göttliche Geſetz, deſſen pünktliche Erfüllung die oberſte Pflicht jedes Gläubigen ausmacht. Es iſt eine natürliche Folge der Zuſpitzung des Begriffes von Gottes Allmacht auf die allgemeine Vorherbeſtimmung, daß die orthodoxe Richtung den Korân allmählich für ungeſchaffen und von Ewigkeit her bei Gott vorhanden erklärte, wogegen die

---

[1] Dies wird im Korân wiederholt kräftig hervorgehoben, und ebenſo wiſſen wir, daß er ſelbſt für ſich weder Sündloſigkeit noch etwa übernatürliche Eigenſchaften, wie die eines Wunderthäters, in Anſpruch nahm. Es iſt aber in der Werthſchätzung ſeines Werkes naturgemäß begründet, daß auch die Stellung ſeiner Perſon je länger je mehr übertrieben wird. Schon hundertfünfzig Jahre nach ſeinem Tode weiß die Tradition unzählige Wunder von ihm zu berichten — Beiſpiele von der Art dieſer Mythenbildung habe ich oben S. 45 und 85 f. gegeben — und wenn auch die ſpätere Dogmatik dem Wortlaute des Korâns gegenüber theoretiſch ſeine Sündloſigkeit nicht wohl behaupten kann, ſo kommen die Lobſprüche, welche ihm als „der vorzüglichſten der Creaturen" geſpendet werden, doch ziemlich auf etwas Aehnliches hinaus. Jedenfalls wird heutzutage kein rechtgläubiger Muslim wagen, ſeine Wunderthätigkeit und an Sündloſigkeit grenzende moraliſche Vortrefflichkeit in Zweifel zu ziehen.

Freiſinnigen am Geſchaffenſein auch des göttlichen Wortes feſthielten. Da aber in jedem Falle ſämmtliche Lehren und Verordnungen des Korâns directe Ausflüſſe der Offenbarung darſtellen, ſo bilden auch diejenigen Beſtimmungen, welche ſich auf das bürgerliche und ſtaatliche Leben beziehen, Theile des Religionsgeſetzes und ſind als ſolche unveränderlich (vgl. S. 166 f).

Während nun der Wortlaut des Korâns, wie wir ihn noch heute beſitzen, auch für die moderne Kritik in allem Weſentlichen als authentiſch gelten muß, iſt das Verſtändniß deſſelben nicht in gleicher Weiſe von vorn herein geſichert. Vieles iſt an ſich dunkel oder vieldeutig, noch zahlreichere Stellen erhalten ihre Bedeutung erſt durch die geſchichtliche Veranlaſſung, bei welcher ſie geoffenbart wurden. Allen dieſen Schwierigkeiten begegnet die mohammedaniſche Theologie dadurch, daß ſie mit größter Sorgfalt alle Berichte über Aeußerungen und Handlungen des Propheten geſammelt hat, welche von Augen- und Ohrenzeugen ausgegangen und, die erſten hundert Jahre ausſchließlich mündlich, weiter überliefert ſind. Wir erfahren aus dieſen Erzählungen, wie der Prophet ſelbſt dieſe oder jene Stelle des Korâns verſtanden wiſſen wollte, auf welche Ereigniſſe und Perſonen die einzelnen Stücke ſich beziehen, zu welcher Zeit ſie offenbart worden ſind. Daneben aber hat dieſe Ueberlieferung uns eine große Menge von Lehren und Verordnungen Mohammeds erhalten, die er ſelbſt nicht als directe göttliche Offenbarung, ſondern nur in ſeiner Eigenſchaft als Leiter der Gemeinde hat ergehen laſſen, die aber ſeinen erſten, überall auf das Genaueſte ſeinem Beiſpiele nachtrachtenden Anhängern die willkommene Grundlage zur Ergänzung der korâniſchen Geſetzgebung in ſolchen Fällen gegeben haben, wo im Schriftworte ſelbſt ein beſonderer Fall nicht vorgeſehen war. Dieſe Tradition, die Sſunna (S. 184), bildet ſomit die nothwendige Erklärung und die Anwendung des göttlichen Wortes auf die Dinge des täglichen Lebens und iſt nächſt jenem die Hauptquelle, aus welcher Theologen und Juriſten — und die Thätigkeit beider fällt nach dem oben Geſagten im Islâm ſo gut wie vollſtändig zuſammen — die Elemente zu ihren Lehrſyſtemen ſchöpfen. Die beſonders infolge des langen Feſthaltens an der mündlichen Ueberlieferung überaus zahlreichen Fälſchungen von dem echten Kerne der Tradition zu ſcheiden iſt die Aufgabe der Traditionsforſchung, welche hiernach einen der erſten Plätze in dem Syſteme der mohammedaniſchen Wiſſenſchaften einnimmt.1)

Mit jener beſonderen Vorliebe für Dinge, die man weder überhaupt noch aus den Offenbarungsquellen wiſſen kann, welche das Kennzeichen einer

---

1) Freilich ſtimmen ihre Regeln mit denen unſerer hiſtoriſchen Kritik wenig überein, ſo daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ganz unglaubliche Geſchichten, Wundererzählungen, tendenziöſe Entſtellungen der Thatſachen in jedem Augenblicke unterlaufen; aber daneben findet ſich auch eine Fülle werthvollen Materials, das von der Spreu zu ſondern in den meiſten Fällen für die abendländiſche Wiſſenſchaft keine unlösbare Aufgabe darſtellt.

gewiſſen Richtung der ſcholaſtiſchen Theologie auch bei uns bildet, verweilt die mohammedaniſche Dogmatik bei der Lehre von den letzten Dingen, dem dritten Glaubensſatze des Islâms. „Der Menſch iſt Gottes und muß zu ihm zurückkehren“ iſt dieſes Satzes einfachſte Form; doch hat allerdings der Korân ſelbſt hier bereits mancherlei ziemlich ins Einzelne gehenden Vorſtellungen vielfach recht grobſinnlicher Art Worte geliehen. Für die Menſchen iſt die jenſeitige Welt unſichtbar, in welcher Gott und die Engel thronen; aber ihre Wirklichkeit wird in grauenvoller Weiſe ihren Leugnern klar, wenn am jüngſten Tage die Poſaune die Schläfer aus ihren Gräbern ruft, wenn ſie in unabſehbaren Reihen vor Gottes Thron erſcheinen, wenn die Wage ſichtbar wird, auf welcher jedes Menſchen Thaten abgewogen werden, wenn ſeine beiden Schreiberengel das Buch herzubringen, in welches ſie das Soll und Haben des Sünders eingetragen haben. Es führt eine Brücke (ssirât) über den Höllengrund hinan zum Paradieſe, ſchmaler als ein Zwirnsfaden und ſchärfer als die Schneide eines Schwertes; über die müſſen die Seelen hinweg, und je nach dem Urtheile, welches der Höchſte über ſie gefällt hat, ſieht der Erlöſte ſich im Augenblick auf der andern Seite, während die Verdammten hinunter in die Hölle fallen, ewig darin zu bleiben. Die Freuden des Paradieſes werden bekanntlich mit großer Breite geſchildert: hier iſt der auf Erden verbotene Wein geſtattet, warten die ſchönſten Jünglinge den in ſchattigen Lauben an Strömen lebendigen Waſſers gelagerten Gläubigen auf, harren ihrer als Gemahlinnen die ſchlanken „Großaugen“[1] — woneben aber doch für weniger materielle Naturen auch das „Sehen des Antlitzes Gottes“ als höchſtes Ziel der Glückſeligkeit verheißen wird. Sehr übel geht es natürlich den Verdammten in der Hölle: ſie leiden unter Flammenpein oder furchtbarer Kälte, ihre Nahrung beſteht aus eklen und giftigen Stoffen, und Höllenwächter verhindern jedes Entrinnen. Alle dieſe Vorſtellungen ſind nun von den Späteren ins Maßloſe übertrieben und ausgeſchmückt worden; wir haben ganze Bücher, die nichts enthalten als eine ausführliche Schilderung alles deſſen, was am jüngſten Tage vor ſich gehen wird. Es iſt aber nicht die mythenbildende Kraft des Volksgeiſtes, ſondern die lendenlahme Phantaſie der Gelehrten, welche ſich hier in geſchmackloſen Erfindungen breit macht; ſo lohnt es nicht uns dabei aufzuhalten. Nur eines Zuges will ich Erwähnung thun, der allgemein in den Glauben der Menge übergegangen iſt: daß ſchon hienieden nach dem Begräbniſſe auf kurze Zeit die Seele in den Körper zurückkehrt, um von den beiden Engeln Nakir und Munkar[2] nach ihren

---

1) Die ſogen. „Huris“, über welchen Namen zu vgl. S. 65 Anm. 2. — Uebrigens haben, einem verbreiteten Vorurtheil entgegen, auch die gläubigen Weiber Antheil an der Seligkeit, und wenngleich den männlichen Bewohnern des Paradieſes die Wahl ihrer weiblichen Genoſſinnen freiſteht, ſo wird doch in ſie das Vertrauen geſetzt, daß ſie ihr gläubiges Ehegemahl auch im Jenſeits gern zu ſich nehmen werden.

2) Beide Namen ſind urſprünglich Eigenſchaftswörter, welche eine Perſon oder Sache als peinlich und widerwärtig bezeichnen.

irdiſchen Thaten ausgefragt und, falls ſie Böſes verſchuldet hatte, durch Peinigung des Körpers vorweg geſtraft zu werden.

Die Anforderungen, welche an die Seelen beim jüngſten Gerichte ſelbſt geſtellt werden, ſind vollkommen beſtimmt nur nach der negativen Seite: kein Ungläubiger darf jemals hoffen dem Höllenfeuer zu entgehen. Dagegen ſichert das Bekenntniß zum Islâm allein nur den Märtyrern, welche „auf dem Wege Gottes“ im heiligen Kriege fallen oder ſonſtwie, während ſie feſt im Glauben waren, unverſehens oder unſchuldig umkommen, ohne Weiteres den Eintritt ins Paradies; die andern müſſen doch eine Anzahl guter Werke, insbeſondere aber die Fürbitte des Propheten ſelbſt für ſich haben, um für ihre Sünden das nöthige Gegengewicht auf der Wage zu erlangen. Hier haben die Theologen eine ganze Anzahl von Beiſpielen aufgeſtellt, aus denen ſchließlich meiſt wieder nur hervorgeht, daß die Sache unſicher iſt, und Alles auf die Barmherzigkeit Gottes ankommt. Immerhin kann der Muslim deſſen gewiß ſein, daß mit dem Glaubensbekenntniß die Hauptſache gethan iſt, und daß er, wenn ſein Conto nicht allzuſchwer belaſtet gefunden wird, hoffen darf, dem „Bankerott“ — wie Mohammed als alter mekkaniſcher Kaufmann den Zuſammenbruch alles irdiſchen Unrechts beim jüngſten Gericht genannt hat — im Jenſeits zu entgehen.

Ebenſowenig als im ſpäteren Judenthume ſtehen in der Anſchauung des Korâns die *religiöſen Pflichten* mit den eigentlichen Glaubenslehren in einem innern Zuſammenhange, und gleich ſehr wie in jenem tragen ſie alle den Charakter äußerlicher Geſetzlichkeit. „Was befohlen iſt, wird ausgeführt“ heißt es im Islâm wie bei unſerm Militär. Ob dabei das Befohlene eine Verpflichtung von hohem moraliſchen Werthe iſt, wie etwa das Gebot der Ehrlichkeit gegen andere Leute, oder eine rein ceremonielle Vorſchrift, wie die Nothwendigkeit der Waſchung vor dem Beginn des Gebetes, iſt ganz gleichgiltig. Man iſt ehrlich, wie man ſich wäſcht, weil es ſo im Korân ſteht und man die Folgen des Ungehorſams am jüngſten Tage ſchwer würde zu bereuen haben. Inſofern dieſer Standpunkt der Geſetzlichkeit mit der Anſchauung von Gott als dem willkürlich gebietenden Herrn übereinſtimmt, iſt freilich ein Zuſammenhang vorhanden, aber doch nur ein formaler: aus dem Quell der religiöſen Seelenſtimmung *als ſolcher* fließt beim Muslim, wenigſtens der Theorie nach, keine Handlung von direct ſittlichem Werthe, dieſer kommt nur der etwa dabei waltenden Abſicht des Gehorſams gegen die Befehle Gottes zu. Daß auch bei den Muslimen, und nicht weniger als in anderen Bekenntniſſen, es von Natur und Geſinnung *gute* Menſchen giebt, die recht handeln wie die Tanne grade wächſt, ändert natürlich an dem theologiſchen Syſtem nichts, ja das letztere iſt doch ſchon überall ſo in die Anſchauung des Volkes übergegangen, daß es z. B. nicht zu viele Mohammedaner geben dürfte, die ſich, mögen ſie gegen ihre Glaubensgenoſſen die ehrlichſten Leute ſein, ein Gewiſſen daraus machen würden, einen Ungläubigen zu betrügen. Man möge ſich daher nicht wundern, wenn in dem nun folgenden Ueberblick über die Pflichtenlehre des Islâms recht verſchiedenartige und für uns ungleichwerthige Dinge zuſammengeworfen erſcheinen: es iſt charakteriſtiſch für den Islâm, daß grade die Gebote, welche als die unverbrüchlichſten gelten, die fünf kanoniſchen „Pfeiler der Religion", ausſchließlich das Ritualgeſetz und die Steuerverordnungen umfaſſen.

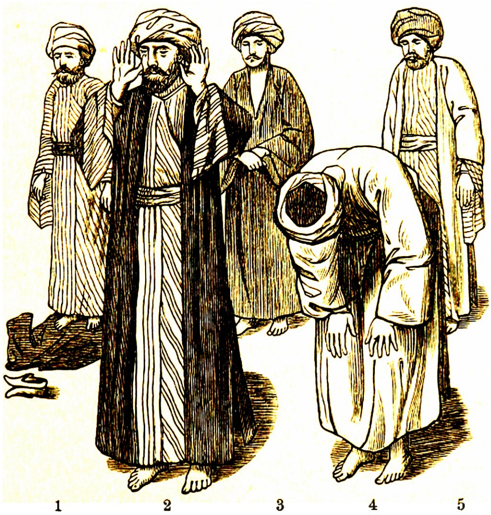
Als erſte kanoniſche Pflicht der Gläubigen gilt die Reinigung. Sie beſteht in Waſchungen, welche zur Vorbereitung auf das Gebet und die ſonſtigen religiöſen Handlungen, dann aber auch zur Aufhebung von Befleckungen und Berührungen dienen, durch welche der Menſch, um einen auf das jüdiſche Ritual bezüglichen Ausdruck zu gebrauchen, levitiſch unrein wird. Solche erfolgen durch die natürlichen Entleerungen des Körpers und die Berührung von Dingen, welche das Geſetz für unrein erklärt, z. B. Wein, Aas oder der Perſon eines Ungläubigen. Wie eigentlich alle Ceremonien des Islâms haben dieſe Waſchungen die ſymboliſche Bedeutung nicht mehr, welche ihnen in anderen Religionen (vgl. S. 100) inne gewohnt hat; ſie dienen einfach dazu, den Menſchen ſo herzuſtellen, wie ihn Gott haben will, wenn er mit ihm in Verbindung treten ſoll. Es giebt zwei Arten von Waſchungen: die gewöhnliche, kleinere, bei welcher das Geſicht und die Hände bis an die Ellenbogen, die Füße bis an die Knöchel gewaſchen werden, und die nach kleineren Befleckungen, vor jedem Gebet und des Morgens beim Aufſtehen vorzunehmen iſt, und die größere, welcher der ganze Körper in gewiſſen Fällen unterzogen werden muß, z. B. der einer Frau, die ein Kind geboren hat, der eines Verſtorbenen vor dem Begräbniß u. ſ. w. — Iſt kein Waſſer zu beſchaffen, ſo kann die Reinigung auch in einer Abreibung mit Sand beſtehen.

Die zweite und vornehmſte, auch der Zeit nach vor allen anderen vom Propheten verordnete kanoniſche Pflicht iſt das Gebet. Es kann nach dem Bisherigen nicht Wunder nehmen, daß nicht die vertrauliche, obwohl ehrfurchtsvolle Rede des gläubigen Menſchen zu ſeinem himmliſchen Vater, ſondern die ſcheue Bewunderung der unfaßbaren göttlichen Majeſtät, die zitternde Verehrung des ſtrengen Herrn Himmels und der Erden den Inhalt des muslimiſchen Gebetes bildet. Und da es dem Menſchen nicht geſtattet werden kann, etwa mit unpaſſenden Worten oder Geberden dem Höchſten gegenüberzutreten, ſo beſteht das Gebet aus einer Reihe von durchaus feſtſtehenden Formeln, unter gelegentlicher Einfügung von Sſuren des Korâns, die in ebenfalls ganz beſtimmten, regelmäßig wechſelnden Stellungen des Körpers hergeſagt werden. Das Ganze dieſer Formeln und Stellungen heißt eine Tour (rék'a), und jedes Gebet muß zum Mindeſten aus zwei Rék'as beſtehen. Dem Werke[1]) eines berühmten Orientaliſten, der ſelbſt lange im Orient gelebt hat, entnehme ich die bildliche Darſtellung zweier Rék'as, indem ich zu jeder durch die entſprechende Ziffer angezeigten Stellung die zugehörigen Worte angebe; ich erinnere dabei, daß der Betende mit dem Geſicht die Richtung

---

1) E. W. Lane, An Account of the Manners and Customs of the Modern Egyptians 5th Ed. 2 voll. London 1871. Vol. I, p. 95.

(kibla, S. 104) nach Mekka einzuhalten hat, welche man im Zweifelsfalle durch einen Blick auf einen zu dieſem Zwecke angefertigten kleinen Taſchenkompaß feſtzuſtellen pflegt. 1. Der Betende ſagt, innerlich und unhörbar, daß er in ſo und ſo viel Rek'as das und das (Morgen-, Abend- u. ſ. w.) Gebet zu leiſten beabſichtigt — 2. „Gott iſt groß"1) — 3. die erſte Sure des Koráns2); danach eine weitere geringen Umfangs, gewöhnlich die 112. (S. 186), oder ein paar Verſe aus einer anderen, dann „Gott iſt groß" — unter gleichzeitigem Uebergang zu 4. „[Ich bekenne] die Vollkommenheit meines Herrn, des Großen" (3 Mal), „Gott wolle hören, der ihn preiſt. Unſer Herr, der Preis iſt Dein" —



Poſituren des Gebetes.

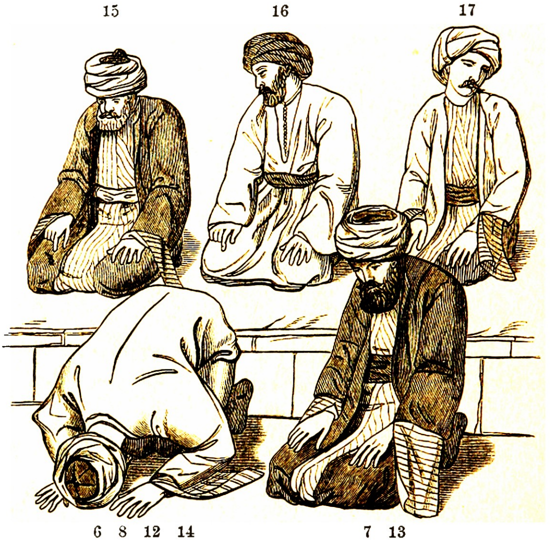
5. „Gott iſt groß" (auf die Knie ſinkend:) „Gott iſt groß" — 6. „die Vollkommenheit meines Herrn, des Allerhöchſten" (3 Mal) — 7. „Gott iſt groß"

---

1) Alláhu ákbaru, der auch als Kriegsgeſchrei bekannte Ausruf, der genauer mit „Gott iſt der größte", nämlich das größte aller exiſtirenden Weſen, wiederzugeben iſt.

2) Die man nicht unpaſſend „das Vaterunſer der Mohammedaner" genannt hat. Sie lautet: „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers. Der Preis iſt Gottes, des Herrn der Welten, des barmherzigen Erbarmers, des Herrſchers am Tage des Gerichtes. Dich beten wir an und von Dir erflehen wir Hilfe. Führe uns auf dem graden Pfade, dem Pfade Jener, welchen du Gnade ſchenkſt, denen du nicht zürnſt und die nicht in der Irre wandeln. Amen." — Ich bemerke dazu, daß es für den Mohammedaner eine Blasphemie wäre, zu ſagen „Preis ſei Gott", weil er glauben würde, ſich dadurch das Recht einer Beurtheilung des göttlichen Weſens anzumaßen — der Menſch iſt nur im Stande, die unbezweifelbare Thatſache auszuſprechen, daß jeglicher Preis, der überhaupt denkbar iſt, Gott und niemand anders angehört. Ich glaube, die Anſchauung iſt folgerichtig und würdig.

(auf die Knie ſinkend:) „Gott iſt groß“ — 8. „die Vollkommenheit meines Herrn, des Allerhöchſten“ (3 Mal, dann unter Erheben des Kopfes:) „Gott iſt groß“. Damit iſt eine Rék'a beendigt; der Betende erhebt ſich und begiebt ſich ſofort wieder in die dritte Poſition, von welcher aus dann die zweite Rék'a (hier durch 9—14 bezeichnet) ohne Unterbrechung folgt. Nach jeder zweiten und ſtets nach der letzten Rék'a folgt noch 15. „Der Preis iſt Gottes, und das Gebet und die guten Werke. Friede ſei über dir, o Prophet, und die Barmherzigkeit Gottes und ſeine Segnungen. Friede ſei über uns und über den Knechten Gottes, den Gläubigen“ — 16. das Glaubensbekenntniß:



Poſituren des Gebetes.

„Ich bezeuge, daß kein Gott iſt außer Allah, und ich bezeuge, daß Mohammed ſein Knecht und ſein Geſandter iſt.“ Nach der letzten Rék'a endlich iſt das ganze Gebet dadurch abzuſchließen, daß der Betende 17. über die rechte Schulter blickend ſagt: „Friede ſei über euch, und die Barmherzigkeit Gottes“, und dieſelben Worte, über die linke Schulter blickend, wiederholt — mit Bezug, wie es heißt, auf die beiden Schreiberengel (S. 190), welche hinter ihm ſtehen, oder auf die Geſammtheit der betenden Gemeinde. — Perſönliche Bitten an Gott dürfen nur vor 17 eingeſchoben werden; dagegen iſt es verdienſtlich, nach jeder zweiten, bezw. der letzten Rék'a noch Sſuren des Koráns herzuſagen, und die verſchiedenen Gebetsformeln, ſowie die „ſchönen Namen Gottes“[1] in mannigfacher Abwechslung vielfach zu wiederholen, genau wie bei den Katholiken, mit welchen die Muslime dabei auch den Gebrauch des Roſenkranzes gemein haben.

---

[1] d. h. die im Korán vorkommenden, ſpäter noch verſchiedentlich vervollſtändigten Bezeichnungen der göttlichen Eigenſchaften, wie weiſe, barmherzig u. ſ. w. (ſ. S. 187).

An gewöhnlichen Tagen iſt dies Gebet zu vollziehen 1. zwiſchen Anbruch des Tages und Sonnenaufgang (4 Rék'as); 2. um Mittag (8 R.); 3. Nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang (6 R.); 4. Abends, von Sonnenuntergang an (5 R.); 5. am Spätabend, zu Anfang der Nacht (6 R.). Beſonders fromme Leute halten auch noch ein freiwilliges Gebet mitten in der Nacht. Eine Verbindung zweier Gebete iſt unzuläſſig; die Gebetsſtunde verkündet der Ausrufer[1]) von den Thürmen (Menârets) der Moſcheen (vgl. S. 105). Natürlich muß ein ſolcher eine gute Stimme haben; mit Vorliebe nimmt man übrigens Blinde dazu, welche nicht von oben in das Innere der Harems ſehen können.

Am Freitag erhält das Mittagsgebet den Charakter eines öffentlichen Gottesdienſtes. Auf den Gebetsruf, vor welchem ſich die Gemeinde bereits in der Moſchee verſammelt hat, folgen zunächſt zwei Rék'as, welche Jeder für ſich betet; dann nach einer von ein paar Moſcheedienern ausgeführten Art Liturgie die Chotbe, eine von der Kanzel gehaltene Anrede des Vorbeters, des Imâm, welche in Ermahnungen, reichlich mit Korânverſen untermiſcht, beſteht und einigermaßen einer, allerdings ſehr abgekürzten Predigt ähnlich ſieht. Hierauf ein ſtilles Gebet (wie S. 194 unten), nach welchem der Imâm die Kanzel abermals beſteigt, um die zweite Chotbe zu halten. Sie entſpricht etwa dem allgemeinen Kirchengebet des proteſtantiſchen Gottesdienſtes und umfaßt Glaubensbekenntniß, Fürbitten für Mohammed und ſein Haus, die beſonders um den Islâm verdienten erſten Bekenner, wie für alle Gläubigen überhaupt, für den Sieg der islamiſchen Waffen u. ſ. w., ganz beſonders aber auch für den regierenden Fürſten, der ja im mohammedaniſchen Staate wenigſtens urſprünglich gleichzeitig geiſtliches und weltliches Oberhaupt iſt, und deſſen Anerkennung durch die Gemeinde in dieſer Fürbitte ausgedrückt liegt. Nach der Chotbe ſtellt ſich der Imâm vor das Mechrâb[2]), die in der Mitte der Wand befindliche Niſche, welche die Kibla bezeichnet, und verrichtet, ohne die Worte hörbar zu articuliren, ein Gebet von zwei Rék'as, welches die Gemeinde genau im gleichen Tempo der Bewegungen nachmacht. — Im Uebrigen gilt der Freitag nicht als Feiertag; man geht vor und nach dem Gottesdienſt ſeinen Geſchäften nach.

Man ſieht, die verwickelten und ſo oft zu wiederholenden Ceremonien ſind keine geringe Laſt für den Gläubigen; ſie werden aber ganz allgemein mit größter Pünktlichkeit erfüllt und haben in der erſten Zeit des Islâms zweifellos außerordentlich dazu beigetragen, den Arabern Ordnung und Disciplin beizubringen. Die Haltung des Mohammedaners dabei iſt noch heute

---

deren man gewöhnlich 99 (alſo mit dem Namen Allah gerade 100), ſonſt aber auch noch viel mehr zählt.

1) mu'éddhin; nach türkiſcher Ausſprache mu'esin, auch mu'ezzin geſchrieben. Der Gebetsruf heißt adhân (asân). 2) Das ch rauh zu ſprechen wie in auch.

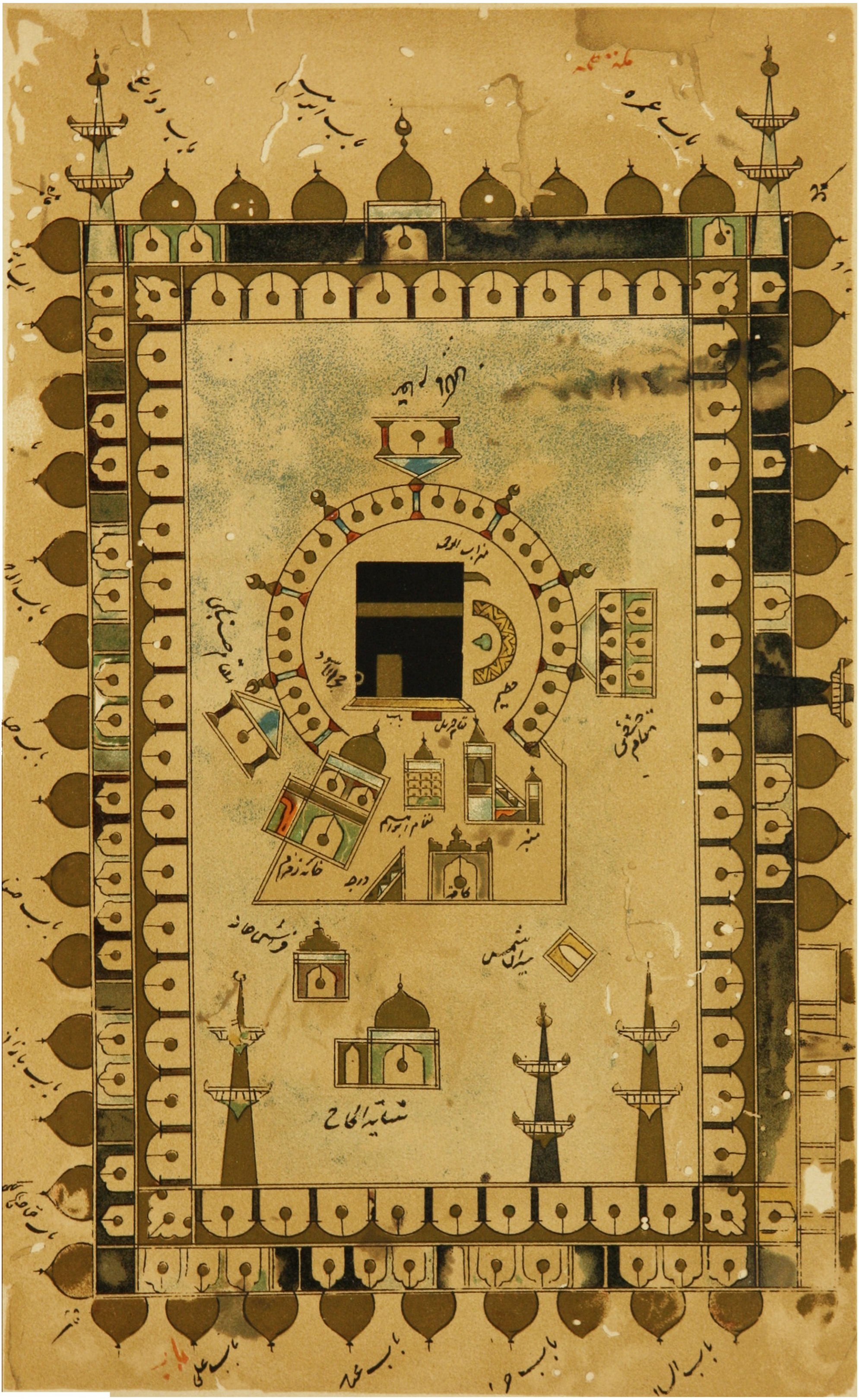
die einer würdigen Ruhe; von einem frommen Aufſchwung der Seele iſt aber, wenn man von einigen myſtiſchen Secten und gelegentlichen perſönlichen Ausnahmen abſieht, dabei nicht die Rede: das Gebet iſt eben eine von Gott verordnete, keineswegs leichte oder angenehme Pflicht, die wie ein nothwendiges Geſchäft erfüllt wird, um die Bilanz im himmliſchen Rechnungsbuche in Ordnung zu halten. Angenehm wird Manchen aber die wiederum wahrhaft männliche Weiſe berühren, welche die Privatgefühle und beſonderen Anliegen des Einzelnen hinter der Aufgabe des Preiſes der göttlichen Majeſtät vollkommen zurücktreten läßt. Der Muslim weiß, daß alle ſeine Geſchicke durch Gottes Allmacht im Voraus geregelt ſind; wozu den Höchſten mit nutzloſen Bitten und Klagen beläſtigen? So iſt auch das Privatgebet in der Regel nur der Ausdruck der vollkommenen Hingabe, des Islâm.

Die dritte religiöſe Hauptpflicht beſteht im Halten der Faſten, d. h. dem Verzicht auf Speiſe und Trank wie alle ſonſtigen Genüſſe, z. B. Wohlgerüche, Bäder und heutzutage auch Tabakrauchen, den Tag über, d. h. von der Morgendämmerung bis Sonnenuntergang, während des ganzen Monats Ramadân (vgl. S. 140). Als Mohammed dieſes Faſten einführte (S. 104), fiel der Ramadân in den December; bei der allmählichen Verſchiebung des Mondjahres (S. 167) geht er aber binnen 33 Jahren durch alle Jahreszeiten, und ſo oft er in die Sommerzeit fällt, iſt das Faſten in der That eine ſchwere Entbehrung für den Muslim. Denn wenn auch Perſonen weltlicher Geſinnung wohl im Geheimen dagegen ſündigen, wird das Gebot von allen wirklich Gläubigen, und das iſt im Orient doch die große Mehrzahl, ſtreng gehalten, und man kann ſich vorſtellen, was es heißt, unter der glühenden Sonne Aegyptens oder Indiens einen ganzen langen Sommertag zu verbringen, ohne die Lippen auch nur mit einem Tropfen Waſſers zu netzen. Die Nächte hindurch entſchädigt man ſich möglichſt, trotzdem wartet Jeder mit Sehnſucht auf das Ende des Monats. Die Nacht vor dem 27. Tage desſelben gilt als heilig: es iſt leilet-el-kadr, „die Nacht der Beſtimmung“, d. h. der göttlichen Berufung Mohammeds zu ſeinem Prophetenamt durch die Offenbarung der 96. Sure (oben S. 53). Am erſten Tage des folgenden Monats Schawwâl macht ſich die Freude über das Ende der Entbehrungszeit in dem Feſte der Faſtenbrechung (bei den Türken der kleine oder Zucker-Bairâm, bei den Arabern „das kleine Feſt“) Luft, welches drei Tage dauert und mit großen Luſtbarkeiten verbunden iſt, ſo daß es wenigſtens äußerlich dem „großen Feſte“ (unten S. 203) voranſteht. — Ledig ſind der Verpflichtung zu faſten nur kranke Perſonen, Reiſende und Soldaten auf dem Marſche; doch haben ſie die verſäumten Tage nachzuholen. Außerdem giebt es eine Reihe von anderen Zeiten, zu welchen das Faſten zwar nicht geboten, aber doch verdienſtlich iſt.

Noch ſchwerer als das Faſten drückt den Gläubigen die vierte kanoniſche Pflicht, die der Wallfahrt. Als Mohammed den Beſuch des alten Nationalheiligthums unter die Obliegenheiten ſeiner Religion aufnahm, dachte er

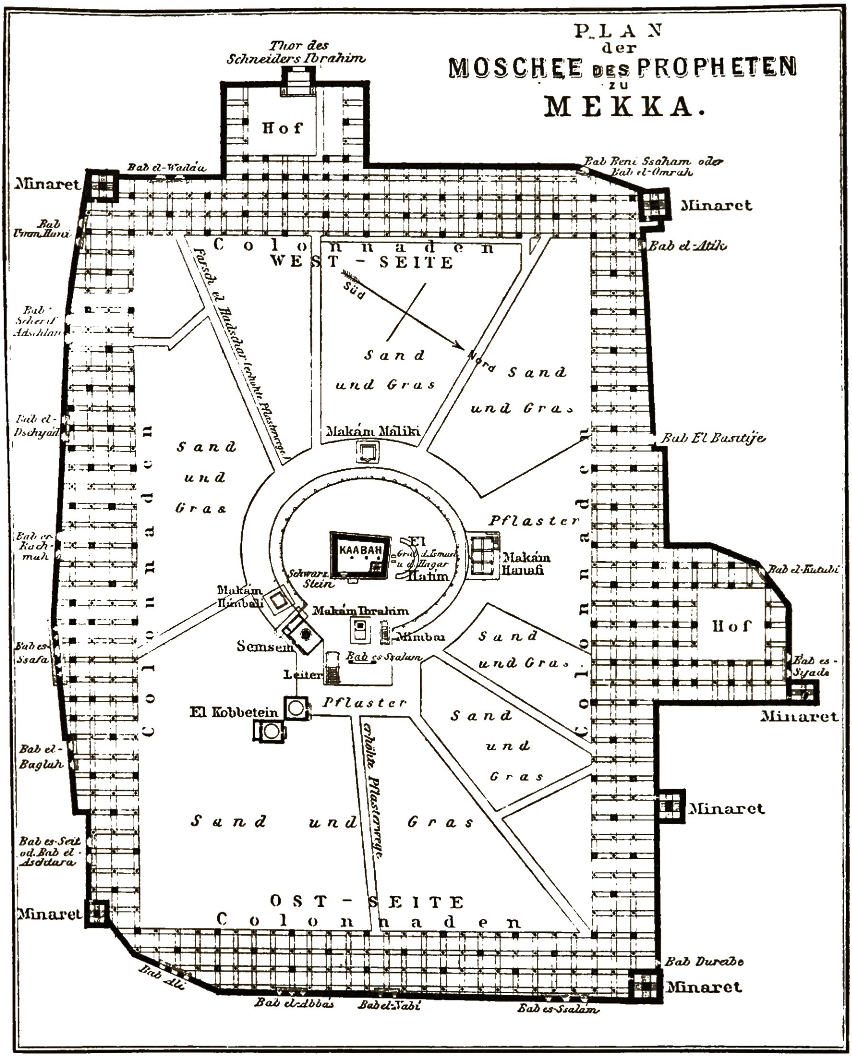
Die Moſchee von Mekka mit der Kaba.

Facſimile in Originalgröße aus dem perſiſchen Pilgerbuch ‘Futûḥ el-ḥaramain’ von Muḥjî, verfaßt im J. d. H. 911 (1505 n. Chr.), nach einer Handſchrift auf Baumwollenpapier aus dem J. d. H. 984 (1576), im Beſitz des Herrn Charles Moldehnke zu Newyork.


باب العمره
باب ابراهیم
میزاب الرحمه
حجر الاسود
حطیم
باب
مقام جبریل
مقام حنبلی
مقام حنفی
مقام ابراهیم
منبر
خانه زمزم
سقایة الحاج
باب علی

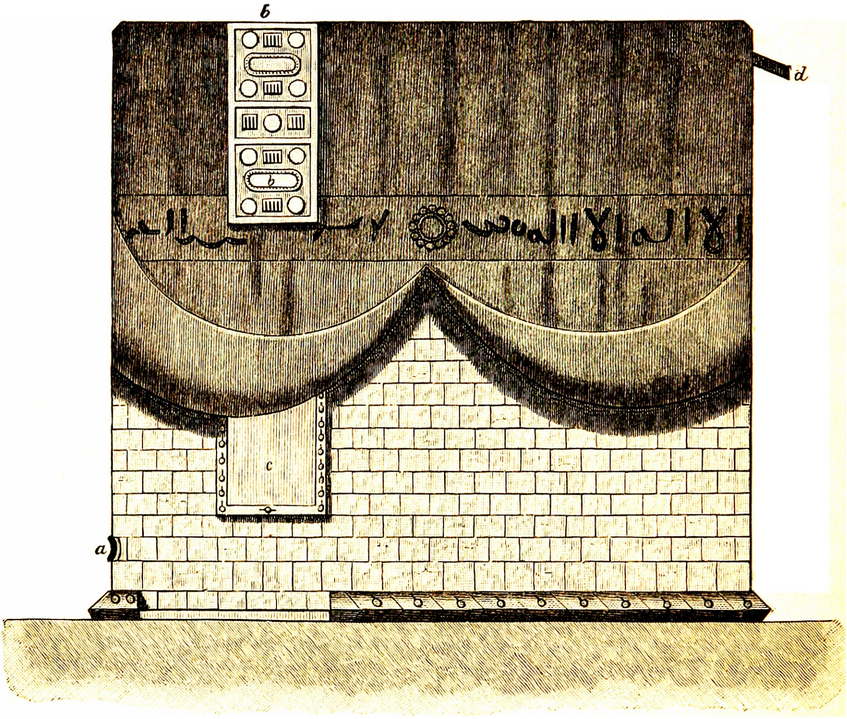
tr. Kunſt-Anſt v. Aug. Kürth, Leipzig.

wahrlich nicht daran, daß in ſpäteren Zeiten tauſende von Muslimen um der Theilnahme an dem mekkaniſchen Feſte willen viele hundert Meilen über Gebirge und Wüſten zu wandern, über Oceane zu ſchiffen haben würden. Es giebt keinen größeren Beweis für den bitteren Ernſt, mit welchem der Mohammedaner ſeine religiöſen Pflichten auffaßt, als daß von Millionen von Menſchen jeder einzelne wenigſtens einmal in ſeinem Leben, und wohnte


PLAN
der
MOSCHEE DES PROPHETEN
ZU
MEKKA.
Thor des Schneiders Ibrahim
Hof
Bab el-Wadáu
Minaret
Bab Umm Hani
Bab Scherif Adschlan
Bab el-Dschyad
Bab er-Rachmah
Bab es-Ssafa
Bab el-Baglah
Bab es-Seit od. Bab el-Aschtara
Minaret
Bab Ali
Bab el-Abbas
Bab el-Nabi
Bab es-Ssalam
Bab Durebe
Minaret
Minaret
Minaret
Bab es-Syade
Hof
Bab el-Kutubi
Bab El Basitije
Bab el-Atik
Minaret
Bab Beni Ssaham oder Bab el-Omrah
Colonnaden
WEST-SEITE
Süd
Nord
Sand und Gras
Sand und Gras
Farsch el Hadschar (erhöhte Pflasterwege)
Sand und Gras
Makám Máliki
Colonnaden
KAABAH
El Hatim
Grab d. Ismael u. d. Hagar
Schwarz. Stein
Makám Hanafi
Pflaster
Makám Hanbali
Makám Ibrahim
Mimbar
Semsem
Bab es-Ssalam
Leiter
El Kobbetein
Pflaster
Sand und Gras
Sand und Gras
erhöhte Pflasterwege
Sand und Gras
Colonnaden
OST-SEITE
Colonnaden

Plan der Moſchee des Propheten zu Mekka.

er auf Java oder in den Steppen Mittelaſiens oder an der Küſte des atlantiſchen Meeres, ſich in Mekka einfindet, dieſem Gebote zu genügen. Selbſt arme Leute in großer Zahl betteln ſich bis zu der heiligen Stadt durch, friſten als Laſtträger oder ſonſt durch gemeine Arbeit ihr Leben bis zum Ende der heiligen Tage und betteln ſich dann wieder, ſofern ſie nicht länger dort bleiben ſich noch etwas Geld zu verdienen, in die Heimath zurück.



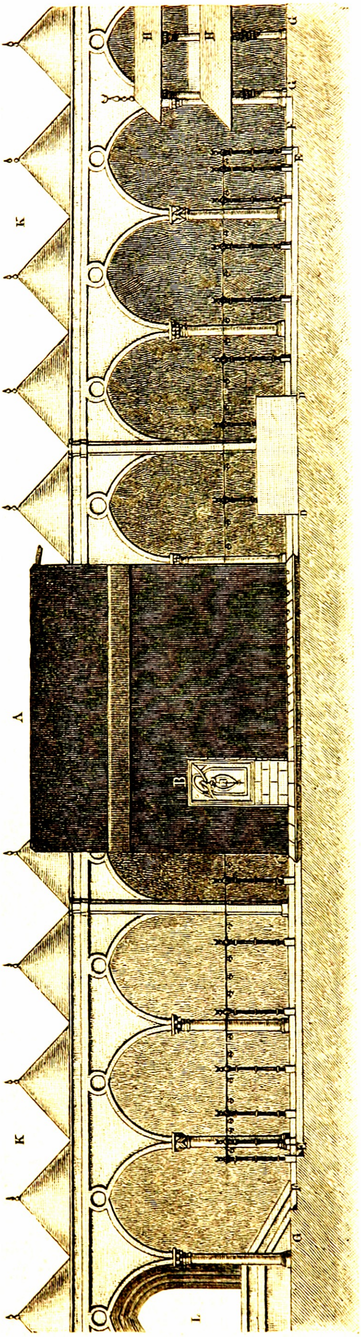
Anſicht der Ká'aba mit hochgezogener Decke, nach Ali Bey.

a. Schwarzer Stein. b. Der verzierte Vorhang der Thür. c. Thür. d. Waſſerrinne.

Einige Rechtslehrer geſtatten freilich einen Stellvertreter zu ſenden, und alle erkennen gewiſſe Abhaltungsgründe, wie Mittelloſigkeit, Krankheit, Unfreiheit und dergleichen, als ſtichhaltig an; und in neuerer Zeit, wo doch ſelbſt im Islám die Kraft des Glaubens anfängt ſchwächer zu werden, benutzt wohl ſchon die bei weitem größere Hälfte aller Mohammedaner ſolche Hinterthüren, ſich um die beſchwerliche Reiſe zu drücken. Aber trotzdem zählen die Schaaren nach Zehntauſenden,[1] die alljährlich im Monate Dhu'l-Hiddſche zur Begehung des Feſtes beiſammen ſind. Das Erſte, was der Pilger zu thun hat, wenn er das von Grenzſteinen eingefriedigte Weichbild Mekkas betritt, iſt die Anlegung des Pilgergewandes (ichrâm). Daſſelbe beſteht aus zwei Stücken beliebigen Zeuges, von denen eins um die Lenden geſchlagen, das andere um die Schultern geworfen wird; dazu ſind blos noch Sandalen geſtattet, auch das Haupt muß unbedeckt bleiben, ſelbſt wenn das Feſt in die heißeſte Sommerzeit fällt. Unmittelbar nach der Ankunft in Mekka iſt der Beſuch der Kâ'aba vorzunehmen. Das heilige Haus, welches im Laufe der Jahrhunderte durch allerhand aus verſchiedenen Veranlaſſungen nothwendig gewordene Neubauten und Reparaturen gegen ſeine urſprüngliche Geſtalt doch nur unweſentlich verändert worden iſt, beſteht in einem nicht ganz regelmäßigen Steinwürfel von ungefähr[1]) 40 Fuß Länge, 30 Fuß Tiefe

---

[1] Burckhardt ſchätzte 1814 die Zahl der auf der Ebene am Arafát lagernden Menſchen auf 70 000.



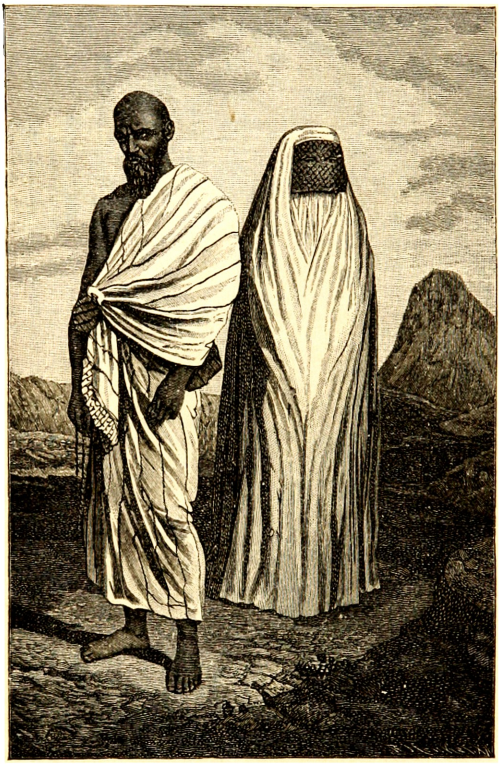
Anſicht der Kâ'aba, nach Ali Bey.

A Die Kâ'aba vollſtändig verhüllt. **B** Die Thür. **C** Der ſchwarze Stein. **DD** Al Hatim. **EE** Das geſenkte Steinpflaſter, auf welchem die Kâ'aba ſteht; um daſſelbe vergoldete Pfeiler, zwiſchen denen Lampen aufgehängt ſind. **FF** Der ſchmale innere Umgang. **GG** Das äußere Steinpflaſter. Auf der nordweſtlichen Seite iſt dieſes Pflaſter bis zu den Colonnaden fortgeſetzt. **H** Makâm Hanafi. **KK** Die ſüdweſtliche Seite der Colonnaden, wie ſie hinter der Kâ'aba geſehen wird. **L** Das Thor Ibrahims des Schneiders.

---

1) Die genauen Maße kennen wir nicht. Seit dem Jahre der „Losſagung" koſtet es jedem Ungläubigen das Leben, wenn er ſich auf dem heil. Gebiete betreffen läßt. Es iſt daher nur wenigen muthigen Reiſenden (in unſerem Jahrhundert Burckhardt, Burton und v. Maltzan) dadurch gelungen den Zutritt zu erhalten, daß ſie als Mohammedaner reiſten;

und 35—40 Fuß Höhe, macht aber auf das Auge den Eindruck eines vollkommenen Kubus. Seine vier Seiten ſind mit einem ſchwarzſeidenen herabhängenden Stoffe bedeckt, der wie ein Vorhang theilweiſe in die Höhe gezogen werden kann, das Dach aber frei läßt; ihn zu liefern iſt ein Vorrecht des Sultans als Nachfolgers des Propheten. Die Kâ'aba ſteht ungefähr in der Mitte eines etwa 200 Schritt langen und 150 Schritt breiten freien Platzes, auf welchem ſich nur noch ein paar kleine Nebengebäude befinden, und der von einer Nachts mit tauſenden von Lämpchen erleuchteten dreidoppelten Colonnade umgeben iſt. Das Innere der eigentlichen Kâ'aba diente vor Mohammed zur Aufſtellung von Götzenbildern; jetzt ſcheint es leer zu ſein. Die Ecken zeigen ungefähr nach den vier Himmelsgegenden, an der öſtlichen befindet ſich, etwa vier bis fünf Fuß über der Erde eingemauert, der berühmte *ſchwarze Stein*, ein Oval von etwa 7 Zoll im Durchſchnitt darſtellend, mit einer wellenförmigen Oberfläche. Ob es ein Meteorſtein, ein Lavaſtück oder etwas Anderes iſt, hat man bisher nicht feſtſtellen können, vorzüglich, da die Oberfläche durch die Millionen von Küſſen der Pilger ſo abgenutzt iſt, wie die Zehe St. Peters in Rom. Jedenfalls hat er im alten Mekka die Rolle eines Heiligthums geſpielt, wie ſolche gerade in der Geſtalt von Steinen auf ſemitiſchem Boden überall häufig ſind;1) Mohammed hat ihn dann, als er das Pilgerfeſt unter die Einrichtungen des Islâms aufnahm, mit beibehalten, ohne die Art ſeines Anſpruches auf die Verehrung der Gläubigen näher zu beſtimmen, und ſo erregt er noch heute



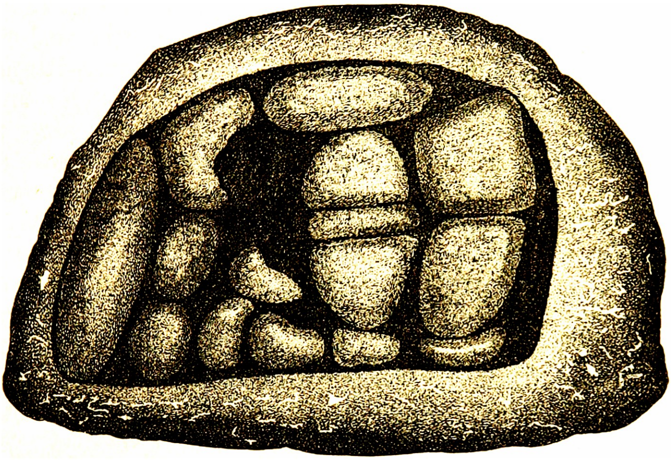
Pilgercoſtume.

---

um der Gefahr der Entdeckung zu entgehen, mußten ſie natürlich jedes Aufſehen vermeiden und konnten daher ihre Beobachtungen nur mit großer Vorſicht, genaue Meſſungen aber gar nicht vornehmen.

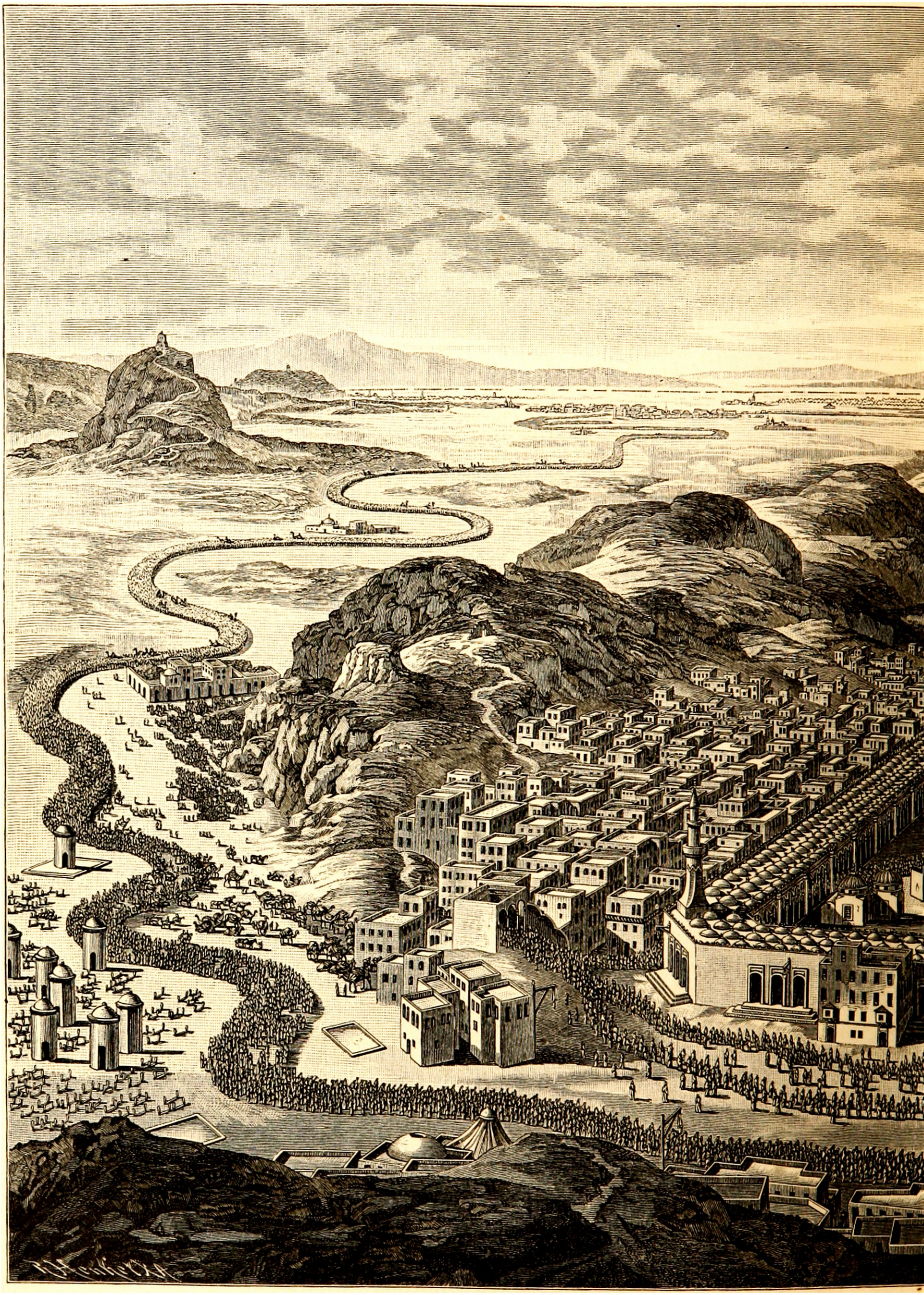
1) Man erinnere ſich des heiligen Steines Jakobs in Bethel, 1. Moſ. 28, 18.

in den Pilgern die innigſten religiöſen Gefühle, ohne daß Jemand eigentlich ſagen könnte, weshalb. — Die Entſtehung der Ká'aba wird auf Adam zurückgeführt; nach der Sündfluth iſt ſie von Abraham (Ibrahím) wieder aufgebaut, von den Heiden dann aber durch Götzendienſt entweiht worden, bis Mohammed zur Herſtellung des Glaubens geſandt wurde. — Von den Nebengebäuden iſt das merkwürdigſte das Brunnenhäuschen des Semſem. Dies iſt die Quelle, welche den Stammvater der Nordaraber, Ismael, mit ſeiner Mutter vor dem Verſchmachten rettete (1. Moſ. 21, 19); ihr Waſſer iſt nach ungläubigen Begriffen ſehr ſchlecht, in Wahrheit aber gegen alle Krankheiten mindeſtens eben ſo gut als das von Lourdes und wird von den Pilgern mit Begeiſterung getrunken, ſobald ſie der erſten Pflicht genügt haben, ſieben Mal um die Ká'aba herumzugehen und dabei jedes Mal den ſchwarzen Stein zu küſſen. Der Umgang heißt der Tawáf; ihm hat der Sſá'aj zu folgen, der Lauf zwiſchen Sſáfa und Márwa. Das ſind zwei erhöhte Punkte, von welchen der erſtere, etwa 50 Schritt von der Südoſtſeite der Moſchee, durch drei kleine offene Bogen, zu welchen man auf drei ſteinernen Stufen aufſteigt, der andere, 600 Fuß von jenem entfernt, nur durch eine gleichfalls auf Stufen zu erſteigende Platform bezeichnet wird. Der Weg zwiſchen beiden muß raſchen Schrittes ſieben Mal zurückgelegt werden, ſo daß man bei Marwa endigt; während deſſelben hat der Wallfahrer ebenſo, wie beim Tawáf, fortwährend Gebete herzuſagen. Iſt er außerhalb der Zeit des großen Wallfahrtsfeſtes, alſo zur Omra („Beſuchsfahrt"; S. 140) gekommen, ſo hat er ſeiner Pflicht genügt, darf ſich das ſeit dem Anlegen des Ihrám nicht einmal mit dem Kamm berührte Hauptthaar ſcheeren laſſen und den Ihrám mit der gewöhnlichen Kleidung vertauſchen. Danach (gewöhnlich erſt

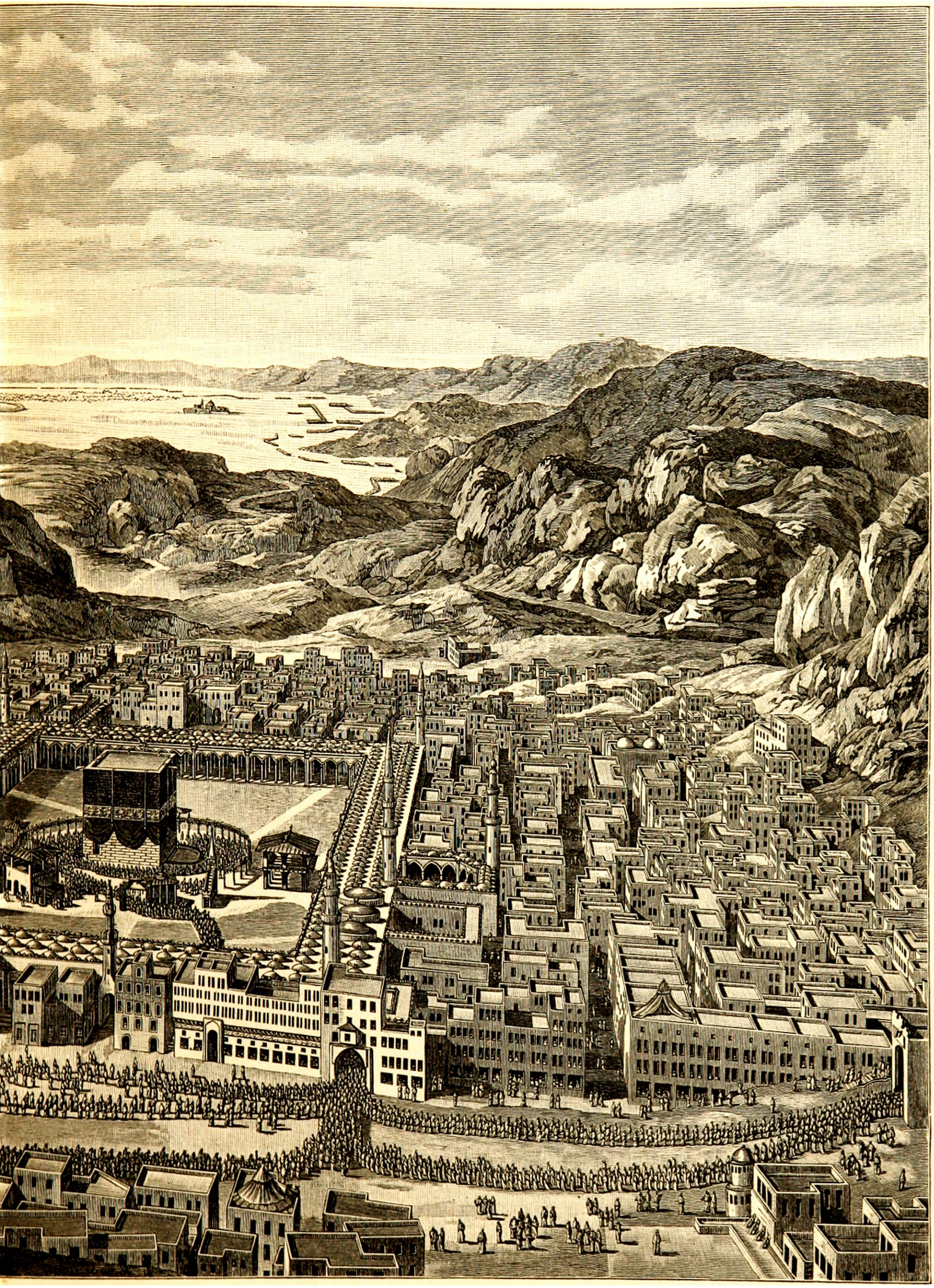


Der ſchwarze Stein an der Ká'aba zu Mekka.

am andern Tage) pilgert er noch bis zu einer $1\frac{1}{2}$ Stunden von der Stadt liegenden kleinen Kapelle, wo er zwei Rék'as (S. 193) betet. Auf dem ganzen Rückwege ſingt er laut fromme Ausrufe ab, welche mit dem bekannten Lebbeik, Allahumma, Lebbeik („Dir zu Dienſten, o Allah, dir zu Dienſten!" — vgl. S. 156 A. 2) beginnen; in Mekka folgt noch einmal Tawáf und Sſá'aj, dann iſt die Beſuchsfahrt vollendet. Anders das große Wallfahrtsfeſt, der Haddſch. Wenn bei dieſem die aus allen Ländern zuſammengeſtrömten Haufen der Pilger (Háddſchi's) den erſten Tawáf und Sſá'aj vollbracht haben, machen ſie am 8. des Monats Dhu'l-Hiddſche ſich in gemeinſamem Zuge auf den Weg durch das Thal von Mina (vgl. S. 82) an der Moſchee Múſdalifa vorbei nach der großen Ebene am Fuße des Berges Arafát, eines etwa drei Meilen weſtlich von Mekka (S. 82) ungefähr 200 Fuß über die Umgebung emporragenden Granithügels, wo ſie ſpät Abends oder am andern Morgen (dem 9.) ankommen. Auf dem Gipfel des Berges, wo der Tradition zufolge der Engel Gabriel den Adam zuerſt unterrichtet hat, wie er ſeinen Schöpfer anbeten ſolle, pflegen die Pilger zwei Rék'as zu beten; auf der halben Höhe nimmt am Nachmittag ein Imám ſeinen Stand, vor den dichtgedrängten Schaaren eine Predigt (Chotbe) zu halten, die genau bis Sonnenuntergang dauern muß, und deren kurze Pauſen durch Lebbeikrufe der Haddſchis ausgefüllt werden. Noch denſelben Abend verläßt die Pilgerkarawane Arafát wieder und gelangt auf dem Rückwege bis Múſdalifa, woſelbſt ſie übernachtet. Um die Morgendämmerung des 10. beginnt der Imám hier eine neue Predigt; mit dem Sonnenaufgang ſchließt er und leitet hierauf das eigentliche „Feſtgebet", nach deſſen Ende der Zug bis zum Thale von Mina weitergeht. Hier lagert man ſich von Neuem; dann ſammeln die Wallfahrer ſich am öſtlichen Eingang des ziemlich engen, von Oſt nach Weſt auf Mekka zu ſtreichenden Thales vor einer Art Säule oder Altar, auf welchen jeder Einzelne ſieben kleine Steinchen zu werfen hat; dieſelbe Ceremonie wird bei einer ähnlichen Säule in der Mitte und an einer dritten Stelle am Ausgang des Thales wiederholt, in Nachahmung, ſagen die Theologen, von Abrahams Beiſpiel, der auf das Anrathen des Engels Gabriel hier einſt den Teufel, als er ihm den Durchgang verſperren wollte, auf ſolche Weiſe verjagt hat. Darauf folgt das Opfer, der feierliche Schlußact des Feſtes: jeder Gläubige erſteht von den Beduinen, welche hiefür mit großen Heerden zur Stelle ſind, ein Schaf und ſchneidet dieſem, nach der Richtung der Ká'aba gewendet, mit den Worten „Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers! Gott iſt groß!" den Hals durch. Damit ſind die eigentlichen Feſtceremonien beendet, man legt den Ihrám ab und läßt ſich ſcheeren, wie bei der Beſuchsfahrt, verweilt aber noch zwei Tage (den 11. und 12.) in Mina, um an jedem Mittag die Ceremonie des Steinchenwerfens zu wiederholen. Am 12. Nachmittags findet die Rückkehr nach Mekka ſtatt, wo noch einmal Tawáf und Sſá'aj zu vollziehen ſind; dann mag jeder Haddſchi nach Belieben ſich auf die Heimreiſe begeben.



Anſicht von Mekka in der zweit



en Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Entſtehung der heiligen Bräuche, welche weit in die Heidenzeit hinaufreichen muß, iſt ebenſo unbekannt, wie die etwaige ſymboliſche Bedeutung der einzelnen Handlungen — abgeſehen von denen, welche einfache Huldigungsceremonien ſind, wie das Küſſen des ſchwarzen Steines, und dem Opfer, deſſen urſprüngliche Bedeutung natürlich, wie überall, entweder die einer Darbringung der Erſtlinge des Jahres oder die eines Verſöhnungsopfers geweſen iſt. Davon weiß aber der Muslim auch nichts mehr; er iſt befriedigt in dem Bewußtſein, daß er genau Alles ausführt, was Gott in den Urzeiten dem Abraham und dann wieder dem Mohammed offenbart hat: und — wie ſich von Leuten erwarten läßt, welche ſo große Opfer gebracht haben, um die heiligen Stätten zu ſchauen — die religiöſe Inbrunſt, welche bei dem Feſte zum Ausdruck kommt, iſt bei ſehr Vielen eine ganz außerordentliche. Selbſt einer der wenigen Europäer, denen es gelungen iſt, ſich unbemerkt unter die Schaaren der Andächtigen zu miſchen, bekennt ſich von dem Eindruck erſchüttert, welchen das „Dir zu Dienſten, o Gott, Dir zu Dienſten“ aus dem Munde dieſer Tauſende von bußfertigen und erlöſungsbedürftigen Menſchen auf ihn gemacht hat.

Auch für diejenigen Muslime, welche nicht ſelbſt den Haddſch mitbegehen, ſind die drei Tage vom 10. bis 12. Dhu'l-Hiddſche geheiligt: überall in der mohammedaniſchen Welt werden ſie als „das große Feſt“ (bei den Türken Korbán Beirám „das Opferfeſt“) durch Schlachtung des Opferthiers, Gebet u. ſ. w. begangen; als Volksfeſt allerdings erſcheint es neuerdings von dem „kleinen Feſte“ (S. 196) etwas in den Schatten geſtellt.

Sehr überhandgenommen haben ſchon ſeit Jahrhunderten allerhand Wallfahrten (Sijáret) perſönlicher Natur zu den Gräbern von Heiligen (Weli), d. h. Männern von berufener Frömmigkeit, Märtyrern u. dergl., auch zu den in der Regel natürlich unechten Grabſtätten alter Propheten und Gottesmänner vormohammedaniſcher Zeit, z. B. des Abraham zu Hebron; wie denn überhaupt in manchen Gegenden (z. B. in Marokko und Algier) der Heiligencultus mehr, als dem urſprünglichen Charakter des Mohammedanismus entſpricht, der ausſchließlichen Anbetung Allahs Eintrag zu thun anfängt.

Ueber die Entſtehung der fünften kanoniſchen Pflicht, der Armenſteuer, aus dem von Anfang im Korán gebotenen Almoſengeben an die Armen iſt bereits oben S. 64 berichtet, ebenſo auch S. 101 angedeutet worden, daß ſie, ſeitdem die muslimiſche Gemeinde ſich zu einem großartigen Staatsweſen zu entwickeln begonnen, durchaus den Charakter einer Staatsſteuer angenommen hat. Ihre Höhe ſoll in der Regel den Betrag von $^1/_{40}$, alſo $2^1/_2\,\%$ vom beweglichen und unbeweglichen Vermögen, welches auf Grund eines zwölfmonatlichen ſicheren Beſitzes einzuſchätzen iſt, nicht überſchreiten, ihr Ertrag der Armenpflege und dem „Wege Gottes“, d. h. der Sache des Glaubens, zu Gute kommen. Der Willkür orientaliſcher Deſpoten und der Unredlichkeit der Steuerempfänger ſind dabei aber, insbeſondere heut zu Tage, Thür und Thor geöffnet. Uebrigens floß in der alten Zeit der geringſte Theil der Staatseinnahmen aus dieſer Quelle; Kriegsbeute und Beſteuerung der unterworfenen Völkerſchaften brachten bei Weitem mehr ein, wie ſich in einem ſpäteren Abſchnitte unſerer Darſtellung zeigen wird.

Mit den fünf kanoniſchen Pflichten iſt die Zahl der religiöſen Obliegenheiten des Muslims bei Weitem nicht erſchöpft, wenngleich ſie für die unverbrüchlichſten und unerläßlichſten gehalten werden. Ich hebe aus der großen Zahl der ſonſtigen Vorſchriften, welche nach S. 92 ja das geſammte ſtaatliche und bürgerliche Leben in ihren Bereich ziehen, noch ein paar der wichtigſten Gruppen hervor.

Das Verhältniß zu den Ungläubigen iſt nach S. 166 ein nothwendig feindliches, ja wenn möglich kriegeriſches; und jeder Krieg gegen dieſelben iſt als ſolcher religiöſe Pflicht — dschihád, heiliger Krieg.[1] Er iſt gegen alle Götzendiener unbedingt, gegen Juden und Chriſten dann zu führen, wenn ſie eine dreimalige Aufforderung, zum Islám überzutreten, abgelehnt haben. In dieſem Falle ſind nach der Beſiegung die Männer zu tödten, Frauen und Kinder zu Sklaven zu machen. Wer im heiligen Kriege fällt, gilt als Blutzeuge des Glaubens und iſt des Paradieſes ſicher. Es iſt übrigens den Muslimen geſtattet, mit Juden und Chriſten Capitulationen nach dem Muſter der von dem Propheten in einigen Fällen bewilligten abzuſchließen; vergl. darüber S. 166.

Sehr genau halten alle Gläubigen, welche auf Frömmigkeit Anſpruch erheben wollen, die Speiſe- und Trankgeſetze, in welchen wir vielfach die Beſtimmungen des Alten Teſtamentes wiederfinden. Als unrein und vom Genuſſe auszuſchließen gelten alle crepirten oder nicht durch Schlachtung getödteten Thiere (ausgenommen auf der Jagd erlegtes Wild), ebenſo aber das Blut von Geſchlachtetem, wie auch alles ſonſt (z. B. durch Berührung ſeitens eines Ungläubigen) Verunreinigte; ferner das Fleiſch gewiſſer Thiere, insbeſondere von Raubthieren, Hunden, Katzen und Schweinen. Von den Getränken ſind alle berauſchenden unterſagt: wenngleich im Korán (2, 216) der Wein allein genannt wird, ſo beziehen die meiſten Gottesgelehrten, wie es in der That dem Sinne der Stelle entſpricht, das Verbot auch auf andere Getränke, deren Genuß dieſelbe Wirkung hat. Weltlicher Geſinnte ziehen natürlich eine freiere Deutung vor, und genießen Dattelwein oder gewiſſe Arten Bieres ohne Umſtände; öffentlich Wein zu trinken wagen indeß ſelbſt heut zu Tage nur ganz wenige, und Trunkenheit kann durch Peitſchenhiebe beſtraft werden. Im Geheimen wird aber ſeit Alters gerade gegen dieſe Beſtimmung ſtark geſündigt, und in einigen Perioden, wie unter den Omaijaden und erſten Abbaſſiden, wo die oberen Stände überhaupt recht üppig zu leben gewohnt waren, hat man ſich gar nicht daran gekehrt. Mit dem Weine zugleich hat der Korân das Hazardſpiel verboten; auf anderweitige Aeußerungen des Propheten wird das Verbot des Spielens überhaupt und der Muſik zurückgeführt, an welches ſich indeß nur ſehr fromme Leute binden. Dagegen wurde die ebenfalls nur in der Tradition erhaltene Beſtimmung, nach welcher es nicht erlaubt iſt, Bilder lebender Weſen anzufertigen, bis in unſere Zeit ſtreng gehandhabt, wodurch bekanntlich der eigenthümliche Charakter der mohammedaniſchen Baukunſt in hohem Grade mit beſtimmt worden iſt; jetzt hat die Photographie angefangen, Lücken hineinzureißen.

---

[1] Es iſt alſo nichts Beſonderes, wenn man beim Ausbruch irgend eines Krieges zwiſchen der Türkei und beiſpielsweiſe den Ruſſen in den Zeitungen lieſt, der Scheich-ul-Islám habe den „heiligen Krieg“ gepredigt, die Fahne des Propheten entrollt u. ſ. w. Das verſteht ſich, ſobald es gegen Ungläubige oder Ketzer geht, eben ganz von ſelbſt.

Die Beſchneidung der Neugeborenen iſt eine weit über Mohammed hinaufgehende Sitte der Araber. Der Islâm hat ſie beibehalten und ſie iſt jetzt als Zeichen der Zugehörigkeit zur Gemeinde ſo nothwendig wie bei den Juden, oder wie die Taufe bei den Chriſten; ſie wird erſt im fünften oder ſechſten Lebensjahre vorgenommen und als Familienfeſt begangen.

Die auf die Ehe bezügliche Geſetzgebung bezeichnet freilich der Willkür der heidniſchen Zeit gegenüber immerhin einen Fortſchritt, iſt aber durch die Sanctionirung der Polygamie für die mohammedaniſchen Völker vielfach nachtheilig geweſen. Freilich darf man hier nichts übertreiben. Wenn die Ehe nach unſeren Begriffen dem Mohammedaner allzuleicht gemacht wird, ſo iſt auf der anderen Seite nicht zu leugnen, daß im Allgemeinen vor wie nach der Verheirathung unter den Muslimen unendlich viel weniger Unſittlichkeit zu finden iſt, als im Abendlande. Da ferner ausdrücklich beſtimmt iſt, daß Niemand mehr Frauen nehmen darf, als er ſtandesgemäß zu unterhalten vermag, ſo beſchränkt ſich die große Maſſe des Volkes naturgemäß mit ſeltenen Ausnahmen auf eine einzige. Aber es iſt doch zuzugeben, daß bei der Leichtigkeit der Scheidung und infolge der Erlaubniß, zu den vier legitimen Gemahlinnen beliebig viele Sklavinnen (nicht freie Mädchen) als Nebenfrauen zu nehmen, die mohammedaniſchen Ehebeſtimmungen weder einem geordneten Familienleben günſtig, noch für die Erhaltung der Volkskraft in den oberen Claſſen der Geſellſchaft förderlich ſind. Auch die ſociale Stellung der Frau iſt durch die Vorſchriften des Korâns (vgl. S. 133 f.) eine untergeordnete geworden,[1]) und die Beſtimmung, daß bei der Eheſcheidung ihr der Brautſchatz verbleiben muß, gewährt ihr doch nur einen unvollkommenen Schutz, weil der Mann immerhin das Recht hat, ſie ganz nach Belieben fortzuſchicken, ſobald es ihm paßt. Allerdings iſt die Ausübung dieſes Rechtes an mancherlei Formalien geknüpft, die wohl geeignet ſind, Uebereilungen zu verhüten oder wieder gut zu machen; aber dem beſtimmten Willen des Mannes gegenüber iſt die Frau machtlos. Sehr wichtig auch in hiſtoriſcher Beziehung

---

1) Es ſei indeß daran erinnert, daß ihre Herabwürdigung zu einer Haremsgefangenen nicht eigentlich im Geiſte des Islâms liegt, und eine allmähliche Verbeſſerung ihrer Stellung ohne die S. 133 behandelten Zufälligkeiten, welche ſo ungeeignete Verordnungen zur Folge hatten, nicht ausgeſchloſſen geweſen wäre. Das mit dem Haremsweſen ſo eng zuſammenhängende Eunuchenthum nimmt erſt unter den ſpäteren Omaijaden nach chriſtlich-byzantiniſchem Muſter überhand.

iſt es, daß die Legitimität der Kinder nicht von der Stellung ihrer Mutter, ſondern von der Anerkennung ſeitens des Vaters abhängt; iſt dieſe ausgeſprochen, ſo iſt das Kind der Sklavin dem der legitimen Frau vollkommen gleich, insbeſondere auch in allen vermögensrechtlichen Beziehungen und bei der Vertheilung der Erbſchaft. Dieſe muß allen männlichen Kindern zu gleichen Theilen zufallen, ohne Bevorzugung eines Einzelnen, ſofern nicht die Andern zuſtimmen, und ohne Abgabe von Legaten, welche zuſammen mehr als ein Drittel des Vermögens betragen würden. Töchter erhalten in der Regel die Hälfte deſſen, was ihren Brüdern zukommt.

Viel anerkennenswerther ſind die Beſtimmungen über die Sklaverei, welche der Islám zwar nicht abgeſchafft, wohl aber in vieler Beziehung gemildert hat. Freilich verſteht ſich von ſelbſt, daß Mohammeds menſchenfreundliche Abſichten von der Willkür nicht blos despotiſcher Fürſten, ſondern hartherziger und grauſamer Herren überhaupt nur zu oft durchkreuzt worden ſind und noch durchkreuzt werden; aber das iſt in chriſtlichen Ländern bis in die neueſte Zeit ja nicht anders geweſen. Wer ſei es durch Gefangennahme im Kriege, ſei es durch Kauf, Erbſchaft oder Schenkung in den Beſitz eines Sklaven gekommen iſt, kann allerdings über deſſen Perſon und Arbeitskraft verfügen, iſt aber verpflichtet, ihn gut zu behandeln (vgl. S. 61). Nimmt er eine Sklavin als Nebenfrau in ſeinen Harem auf und erhält er von dieſer Nachkommenſchaft, ſo darf er ſie nicht mehr weggeben, und bei ſeinem Tode wird ſie frei. Auch ſonſt iſt es ein gutes Werk, einen Sklaven freizulaſſen; und der letztere iſt im Stande ſich loszukaufen, wenn er dem Herrn ſei es vor, ſei es nach der Freilaſſung eine dieſem genehme Loskaufsſumme zu bieten vermag. Der Freigelaſſene bleibt allerdings als Client in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe zu ſeinem früheren Herrn.

Wenig Bemerkenswerthes bietet das Strafgeſetz. Der Mörder verfällt dem Tode; fahrläſſige oder unabſichtliche Tödtung wird durch Entſchädigung der Hinterbliebenen und ſonſtige Bußen geſühnt. Körperbeſchädigungen können dem Schuldigen nach dem Grundſatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" heimgezahlt werden; doch kann er ſich mit einer Geldentſchädigung löſen. Diebſtahl ſoll, wenn der Gegenſtand nicht ganz geringfügig iſt, mit Abhauen der rechten Hand, im Rückfall durch fortgeſetzte Verſtümmelung oder längere Gefangenſchaft beſtraft werden. Auf Ehebruch ſtehen 100 Peitſchenhiebe, iſt der Schuldige ein Ungläubiger, welcher eine Muslimin verführt hat, der Tod. Gottesläſterung und Läſterung Mohammeds oder der früheren Propheten, wie Moſes und Chriſtus, gilt für die ſchwerſte Sünde und hat Todesſtrafe zur Folge; ebenſo der Abfall vom Islám, wenn der Betreffende in ſeiner Abtrünnigkeit verharrt.

Schließt das Religionsgeſetz des Isláms, wie aus dem Obigen erſichtlich, eine unendliche Maſſe von Einzelbeſtimmungen in ſich, welche andere Religionen, wenn wir vom Judenthume abſehen, der ſtaatlichen Geſetzgebung zu überlaſſen pflegen, ſo vermiſſen wir im Korân eine kurze Zuſammenfaſſung der hauptſächlichſten ſittlichen moraliſchen Vorſchriften, wie ſie z. B. die zehn Gebote darſtellen. Es fehlt nicht an gelegentlichen Ermahnungen zu ſittlichem Handeln, beiſpielsweiſe zur Ehrlichkeit im geſchäftlichen Verkehr u. dergl.; aber das Bedürfniß der Aufſtellung einiger weniger allgemeiner Grundſätze, aus denen ſich für das Gewiſſen des Einzelnen alles Weitere ergiebt, kennt der Islâm nicht. Ihm iſt nicht das Handeln, ſondern das Glauben die Hauptſache, und jeder Befehl Gottes, welchen er durch ſeinen Propheten offenbart hat, als ſolcher verbindlich, ohne Rückſicht auf ſeinen etwaigen Zuſammenhang mit anderen Beſtimmungen. So würde denn ein Muslim auch einen Unterſchied zwiſchen Religioſität und Sittlichkeit kaum begreifen, vor Allem aber niemals zugeben, daß es vor Gott verdienſtlicher ſein könnte, ein ehrlicher Mann zu ſein, als Gebet und Waſchungen pünktlich zu vollziehen. Macht aber dieſe unterſchiedsloſe Vereinigung ritueller, moraliſcher und juriſtiſcher Vorſchriften, in welcher die erſteren, wie etwa bei den Phariſäern, ſogar in vorderſter Linie ſtehen, ferner die Verquickung monotheiſtiſcher Weltanſchauung in der Form von halb verſtandenen jüdiſchen und chriſtlichen Lehrſätzen mit den religiös an ſich werthloſen Ueberreſten arabiſcher Nationalgewohnheiten einen wenig erfreulichen Eindruck, ſo iſt ſie doch gerade in der Zeit ihrer Entſtehung nicht ohne Grund von ſo außerordentlicher Wirkung geweſen. Nicht in der oft unvernünftigen, bisweilen geradezu kindiſchen Manier, in welcher Mohammed ſeine heilige Schrift aus den Fetzen verſtümmelter Ueberlieferungen anderer Religionen zuſammenflickte, liegt das Geheimniß ſeines Erfolges: daß er es verſtand, ſeine Religion — gleichviel wo ſie herſtammte — den Vorurtheilen der Araber anzupaſſen, ohne doch ihre Grundlehren aufzugeben, das iſt das Kunſtſtück geweſen, deſſen meiſterliche Vollbringung ſein Hauptverdienſt darſtellt. Es iſt ihm erſt allmählich geglückt, aber eigentlich iſt ſein „Rückfall ins Heidenthum“ (S. 67 f.) nichts als das Vorſpiel zu der Erhebung der Kâ’aba zur Kibla und zur Aufnahme des Haddſch unter die Zahl der „Pfeiler des Glaubens“. So iſt denn, was den Islâm von den anderen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, nicht blos negativ die Ablehnung beſtimmter, insbeſondere chriſtlicher Dogmen, ſondern die Anlehnung des Monotheismus an das arabiſche Volksthum, welche äußerlich durch die Ceremonien des Haddſch, innerlich durch die beſondere Wendung des Gottesbegriffes, wie ich ſie oben zu ſchildern verſuchte, bezeichnet wird. In dem Augenblicke, wo es dem Propheten der Araber gelungen iſt, auf dem Boden dieſer neuen Religion ſein Volk zu einigen, muß dieſes beginnen, mit der ganzen Gewalt ſeiner urwüchſigen, unverbrauchten Kräfte gegen die benachbarten Völker anzudrängen, deren äußerlich wenigſtens zum Theil noch glänzende, innerlich ſeit lange vermorſchte und untergrabene Staatsweſen auf den erſten Stoß zuſammenzuſtürzen beſtimmt ſind. Es iſt die Geſchichte dieſer faſt beiſpielloſen Kataſtrophe, die wir nunmehr ins Auge zu faſſen haben.

Zweites Buch.

Die legitimen Chalifen.

Erſtes Capitel.

Das Chalifat.

So gefährlich die letzte Krankheit des Propheten ſich von vornherein angelaſſen hatte, das Ende war doch nach der ſcheinbaren Beſſerung des Zuſtandes am Morgen des Todestages ſelbſt mit unerwarteter Schnelligkeit eingetreten. Der größte Theil der Gemeinde hatte ſich nach dem Gottesdienſte zerſtreut; ſogar Abu Bekr war nach ſeiner Wohnung in der Vorſtadt zurückgekehrt. Fátime, die Tochter des Propheten, fehlte ebenfalls am Todtenbette ihres Vaters: ihr Mann Alí war ſeit der Halsbandgeſchichte (S. 133 f.) mit der Áïſcha verfeindet, in deren Hauſe Mohammed lag; ſo mochten beide ſich auf gelegentliche Krankenbeſuche beſchränkt haben. Nur Omar weilte neben der Áïſcha an ſeinem Lager, als er den letzten Seufzer that. Ihn aber traf die Wucht des Ereigniſſes wohl nicht unvorbereitet. Vorſorglich hatte er ſchon am Tage vorher es zu vereiteln gewußt, daß man dem Wunſche des Kranken nach Schreibmaterial Folge gab (S. 170); es iſt nicht anzunehmen, daß er ſich der Gedanken über die Forderungen entſchlagen hätte, welche das Eintreten des gefürchteten Ereigniſſes an die Umgebung des Propheten ſtellen mußte. Aber was er ſich auch überlegt oder mit Abu Bekr verabredet haben mochte, es war ſo raſch zu Ende gegangen, daß nichts hatte vorbereitet werden können, die öffentliche Ordnung oder gar die ſofortige Uebertragung der Herrſchaft auf ein geeignetes Mitglied der Gemeinde zu ſichern. Und doch war die letztere nicht im Stande, den Mangel einer allgemein anerkannten Leitung auch nur einen Augenblick zu ertragen. Dem Befehle Gottes aus dem Munde des Propheten zu gehorchen hatten ſich Fluchtgenoſſen wie Anßár gewöhnt; aber dieſer Mund war für immer verſtummt, konnte nicht mehr den eiferſüchtigen Ehrgeiz bannen, mit welchem die Mediner auf die Söhne Mekkas, die Haſchimiten[1]) auf die aus anderen Familien ſtammenden nächſten Rathgeber

---

[1]) D. h. die Angehörigen der Familie Haſchim, zu welcher Mohammed ſelbſt gehört hatte, insbeſondere ſein Vetter Alí und ſein Oheim Abbás mit ihren Verwandten und perſönlichen Anhängern.

Mohammeds, wie Abu Bekr und Omar, blicken mußten. Daß in den Händen der letzteren, die in alle politiſchen Geſichtspunkte des Propheten eingeweiht, ja auf viele derſelben von maßgebendem Einfluſſe geweſen waren, die Sache des Islâms auch ferner am beſten aufgehoben ſein würde, war unbeſtreitbar; ebenſo ſicher aber auch, daß der perſönliche Egoismus kräftiger und rückſichtsloſer Naturen, wie ſie in jenen verſchiedenen Kreiſen zu Hunderten vorhanden waren, in einem ſo entſcheidungsvollen Augenblicke rein ſachlichen Ueberlegungen kaum zugänglich ſein konnte.

Und dabei fehlte es an jeder Autorität, ſolchem Egoismus die Waage zu halten. Freilich hatte der ſterbende Religionsſtifter den Seinen im Korân eine Richtſchnur von untrüglicher Sicherheit für Glauben und Handeln hinterlaſſen. Aber die Vorſchriften des göttlichen Buches bildeten keine planvolle Einheit: nur wie das Bedürfniß des Tages dazu gedrängt hatte, war die Ordnung der kirchlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe durch einzelne Satzungen herbeigeführt worden; kein Wort fand ſich darin, auf welches man ſich für die Regelung der Nachfolge hätte berufen können. Ebenſowenig hatte Mohammed während ſeiner Krankheit eine unzweideutige Verfügung getroffen: daß er den Abu Bekr, wie früher bei der Leitung der Pilgerkarawane (S. 166), ſo auch jetzt bei dem Vorbeten in der Moſchee mit ſeiner Vertretung beauftragt hatte, fiel wenig ins Gewicht, wenn man bedachte, daß er ſeiner Zeit das wichtige Losſagungsdecret (S. 166) in Mekka doch nicht von jenem, ſondern von dem ausdrücklich zu dieſem Zwecke ihm beigeordneten Ali hatte verleſen laſſen. So war es unmöglich, die Löſung anders als in dem alten Herkommen des arabiſchen Volkes zu ſuchen. Dieſem nun war der uns in ſolchen Fällen nächſtliegende Grundſatz der Erblichkeit fremd; nicht einmal unter dem Einfluſſe der byzantiniſchen und perſiſchen Oberhoheit in Gaſſan und Hira hat er feſte Wurzel faſſen können, geſchweige denn unter den an ſchrankenloſe Freiheit gewöhnten Stämmen der eigentlichen Halbinſel. Es kommt ja nicht ſelten vor, daß nach dem Tode eines durch Tapferkeit und Reichthum ausgezeichneten Häuptlings die Wahl der Stammesälteſten auf den Sohn desſelben fällt; aber das geſchieht doch eben nur da, wo perſönliches Anſehen oder die Intereſſen des Stammes dafür entſcheiden, und ohne daß auch nur der leiſeſte Zwang nach dieſer Richtung ſich geltend machen könnte. Mohammed aber hatte nicht einmal einen Sohn hinterlaſſen; genoß auch Fâtime als das einzige überlebende ſeiner Kinder hohe perſönliche Verehrung, ſo war ſie doch ein Weib und konnte für ihren Gatten Ali einen ernſtlichen Anſpruch außerhalb des engen Kreiſes der Haſchimiten und weniger anderer perſönlicher Anhänger nicht zur Geltung bringen.

Wer unter ſo zweifelhaften Verhältniſſen am ſchnellſten zu handeln wußte, hatte ohne alle Frage einen erheblichen Vorſprung. Trotz der von Mohammed mehr als einmal verkündeten Gleichberechtigung aller Gläubigen waren einſtweilen, ſo lange dieſe Gleichberechtigung ſich noch nicht auf den Schlachtfeldern Perſiens und Syriens praktiſch vollzogen hatte, die Leute von

Medina, Fluchtgenoſſen, Anßár, und wer ſonſt in letzter Zeit in der Umgebung des Propheten einen Platz gefunden, die Herrſchenden, die Maſſe der arabiſchen Stämme die Beherrſchten; es verſtand ſich von ſelbſt, daß nur die erſteren an der Wahl des neuen Herrſchers ſich betheiligten, ganz abgeſehen von der Unmöglichkeit damit zu warten, bis etwa Abgeordnete aus allen Theilen des Landes zuſammenberufen werden könnten. Wem es alſo gelang, in Medina eine vollendete Thatſache am erſten zu ſchaffen, der hatte die meiſten Ausſichten auf Erfolg. Es war vorauszuſehen, daß nach dem Bekanntwerden der Trauerpoſt ſofort die verſchiedenen Gruppen der Bevölkerung ſich ſammeln würden; ſo kam für Omar Alles darauf an, die Verbreitung der Nachricht ſo lange zu hindern, bis er wenigſtens Abu Bekr und eine erhebliche Zahl der übrigen Fluchtgenoſſen um ſich hatte. Während daher ein Eilbote Áïſchas ihren Vater herbeiholte, begab ſich Omar unter die vor dem Hauſe noch bei der Moſchee weilenden Gläubigen, zu denen die Kunde bereits gedrungen war, und erklärte, nur einige Heuchler (S. 103) bildeten ſich ein, der Bote Gottes ſei todt; das ſei eine Lüge, er ſei nur, wie einſt Moſe, ſeinem Volke auf vierzig Tage entrückt, nach deren Ablauf er wiederkehren und Alle mit dem Tode beſtrafen werde, die da wähnten, er ſei geſtorben. Während er darüber ſich des Weiteren erging, kam Abu Bekr. Er überzeugte ſich, daß die unerwartete Kunde nur zu wahr ſei: „O du, für den ich Vater und Mutter dahingegeben hätte, wie warſt du mir theuer im Leben, wie biſt du mir theuer im Tode!“ — damit küßte er die bleiche Stirn deſſen, der ihm nicht nur Gottes Bote, ſondern dazu auch der älteſte und treueſte Freund geweſen war. Dann aber, der gebieteriſchen Pflicht eingedenk, vor Allem die Zukunft des Werkes zu ſichern, welchem das nun erloſchene Leben gedient hatte, trat er eilends zu der harrenden Menge hinaus, gebot dem Omar Schweigen, und an einige Stellen des Koráns erinnernd, welche den Heimgegangenen als einen Menſchen wie alle andern bezeichnen, ſprach er: „Wer den Mohammed angebetet haben ſollte, der wiſſe, daß Mohammed todt iſt; wer aber Gott angebetet hat — Gott iſt lebendig und ſtirbt nimmermehr!“

Mochte Omar an die Wahrheit ſeiner Verſicherung ſelbſt geglaubt haben, oder nicht, jedenfalls hatte ſie die beabſichtigte Wirkung verfehlt. Wie ein Lauffeuer war die Kunde im Nu in alle Quartiere Medinas gedrungen: während aber die meiſten Fluchtgenoſſen ſofort der Moſchee zueilten, die Augenzeugen zu befragen und zu vernehmen, was die Führer im Sinne hätten, ſtrömten die Aus und Chaſradſch nach einer Verſammlungshalle, in welcher beſondere Stammesangelegenheiten auch ſonſt berathen zu werden pflegten; eine dritte kleinere Gruppe fand ihren Mittelpunkt im Hauſe der Fátime, wo um Alí und Abbás bald die übrigen Haſchimiten und einige andere Freunde ſich ſchaarten. Obwohl unter dieſen ſich Talcha und Eſ-Sobeir befanden, zwei der erſten und angeſehenſten Gläubigen, war ihre Zahl doch zu gering, als daß ſie hätten verſuchen können, ſofort mit Nachdruck aufzutreten. Aber die peinlichſte Ueberraſchung bemächtigte ſich der vor Áïſcha’s

Hauſe auf Abu Bekrs und Omars weitere Maßregeln harrenden Fluchtgenoſſen, als ſich plötzlich das Gerücht verbreitete, die Anṣâr ſeien bereits in großer Anzahl beieinander und eben drauf und dran, aus ihrer eigenen Mitte einen neuen Herrſcher zu wählen. Hier war Eile geboten: ſchleunigſt machten ſich die beiden Vertrauten des Propheten mit den mekkaniſchen Getreuen auf den Weg. Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit im Verſammlungshauſe an: Sſá'ad Ibn Obáda, ſeit des Ibn Ubaij Tode der erſte Mann der Chaſradſch, hatte bereits in einer kurzen Rede ausgeführt, wie die Nachfolge des Geſandten Gottes Niemand gebühre als denen, welche ihm aus Noth und Bedrängniß geholfen, dem Islám den Sieg erkämpft hätten, und obwohl einzelne Stimmen ſich erhoben, die einſeitiges Handeln ohne Rückſicht auf die älteſten Bekenner des Glaubens mißlich fanden, ſo ging doch die allgemeine Neigung dahin, ſofort dem Sſá'ad zu huldigen. Da traten die Fluchtgenoſſen herein, an ihrer Spitze Abu Bekr, Omar und der wegen ſeiner Frömmigkeit und Milde allgemein geachtete Abu Obeida. Zuerſt nahm Abu Bekr das Wort: in ruhiger und freundlicher Rede die Verdienſte der Männer von Medina voll anerkennend machte er doch geltend, daß nur aus der Zahl der erſten Gefährten des Propheten das künftige Oberhaupt der Gemeinde gewählt werden könne. Ihm erwidernd ſchlug der Chaſradſchite El-Mundhir vor, es möge doch jede von beiden Parteien ſich einen eigenen Führer wählen: als Omar dem gefährlichen Anſinnen mit der ihm eigenen Energie heftig widerſprach und betonte, daß niemals die übrigen Araber einem Führer gehorchen würden, der nicht vom Stamme des Propheten ſei, fing der Wortwechſel an ſich zu erhitzen. Abu Obeida mahnt die Anṣâr zur Verträglichkeit: da ſpringt zur Beſtürzung ſeiner Volksgenoſſen der Chaſradſchite Beſchir, einer der Siebenzig von der Ákaba (S. 88 f.) und eifriger Glaubensheld, auf und erklärt ſich offen für die Anſprüche der Mekkaner. Abu Bekr benutzt ſofort den Augenblick der allgemeinen Verwunderung: „hier“, ruft er, „ſind Omar und Abu Obeida, wen ihr von beiden wollt, dem huldigt!“ Beide lehnen ab und dringen auf ihn ein: er ſelbſt, welchem der Prophet ſeine Vertretung beim Gebete aufgetragen, ſei der Würdigſte; während er noch einen Augenblick ſchwankt, ſtürmt der raſche Beſchir vor und giebt ihm den leiſen Schlag auf die Rechte, welche den Arabern das Zeichen der Huldigung iſt. Die Chaſradſch ſind empört; andererſeits haben die Auſiten nur mit heimlichem Mißvergnügen zugeſehen, wie ihre alten Nebenbuhler um die Herrſchaft in Medina ſich von Neuem an die erſte Stelle zu ſchieben verſuchen, und ſchlagen ſich trotz ihrer Minderzahl auf Abu Bekrs Seite. Ueberall her drängt man ſich um die Führer, in der Verwirrung wird Sſá'ad, der krank auf ſeinem Bette ſich hat in die Verſammlung tragen laſſen, faſt zertreten, und nur Abu Bekrs Dazwiſchentreten bewahrt ihn vor Mißhandlung durch den leidenſchaftlichen Omar. Der Streit droht in offenen Kampf überzugehen: da ſtürmen plötzlich neue Schaaren von Gläubigen herein. Es ſind die Männer vom Stamme Aslam, die im Weichbilde von Medina hauſen; von den Chosá'a, Verwandten der Koreiſch, abſtammend und vom Propheten in den letzten Jahren gefliſſentlich bevorzugt (S. 130) kommen ſie, kaum daß ſie die Nachricht erhalten haben, zur Unterſtützung ihrer mekkaniſchen Freunde herbeigeeilt. Die Chaſradſch ſehen ſich in der Minderzahl; es gelingt den Ruhigeren beider Parteien die Hadernden zu trennen, und Abu Bekr kann ungeſtört die weiteren Huldigungen entgegennehmen.

Es waren nicht Viele, die es gerathen fanden, dem neuen Herrſcher die Anerkennung weiter zu verſagen. Daß Sſá'ad es nicht verſchmerzen konnte, noch im letzten Augenblicke um den ihm bereits winkenden Erfolg betrogen zu ſein, iſt begreiflich; er hielt ſich von da ab im Hintergrunde und ging ſpäter nach Syrien, wo er 637 ſtarb. Auch die Haſchimiten und ihre Freunde waren mäßig erbaut von der raſchen Wendung der Dinge, durch welche ſie verhindert wurden, ihre Anſprüche überhaupt zur Verhandlung zu bringen. Es war wohl nur eine Folge von Ali's grollendem Zögern, daß Abu Bekr ſich veranlaßt ſah, der Fátime das Erbtheil der liegenden Gründe vorzuenthalten, welche der Prophet in Cheibar und Fadak beſeſſen hatte, und die jetzt für Staatseigenthum erklärt wurden; umſoweniger aber konnte ſich ihr Mann nun dem rückſichtsloſen Nebenbuhler fügen. Erſt als Fátime ſechs Monate ſpäter ſtarb, machte er ſeinen Frieden mit der Regierung. Der alte Abu Sſofján hielt die Gelegenheit für günſtig, durch berechnete Widerſetzlichkeit ſich mit ſeinen Omaijaden behufs „Gewinnung der Herzen" (S. 154) in Erinnerung zu bringen: er wurde mit Leichtigkeit durch Verleihung eines wichtigen Commandos an ſeinen Sohn Jeſíd gewonnen. Dagegen ſühnten die Chaſradſch ihre Schuld, wenn es eine war, wiederum durch Bethätigung ihres alten Patriotismus: die Gefahr, in welche der Staat bald darauf durch die arabiſche Revolution gerieth, fand ſie Mann für Mann auf dem Poſten; ſie waren nicht die Leute, um des eignen Vortheils willen die Sache des Glaubens im Stich zu laſſen. Ihre aufopfernde Geſinnung hat Mohammeds Staat vor dem Schickſal bewahrt, dem Alexanders des Großen Weltreich verfallen war.

Aber nur, ſolange dieſe Geſinnung in den maßgebenden Kreiſen der Gemeinde lebendig war, konnten die mißlichen Folgen eines Verhältniſſes ausbleiben, welches ſchon diesmal zu ſo bedenklichen Schwierigkeiten geführt hatte. Bei dem Mangel jeder feſten Thronfolgeordnung war auch ſpäter die freiwillige Huldigung der einflußreichſten Perſönlichkeiten der einzige Rechtstitel, auf welchen die Herrſcher ſich zu ſtützen vermochten, das heißt, der islamiſche Staat war allem Elend und allen Gefahren von vornherein ausgeſetzt, welche die unvermeidlichen Begleiter jedes Wahlkönigthums ſind. Zu einem freilich kleinen Theile aufgewogen wurden ſie in unſerem Falle durch den gleichzeitig conſervativen und freiheitsliebenden Sinn der Araber, der ſich vielleicht einem beſonders angeſehenen Fürſtengeſchlecht beugen, niemals aber jedem beliebigen neuen Emporkömmling unterwerfen mochte. Nur ſo erklärt es ſich, daß in dem immerhin zweihundertjährigen Zeitraume der arabiſchen Weltherrſchaft nur zweimal eine gewaltſame Uebertragung der höchſten Würde auf eine neue Dynaſtie ſtattgefunden hat. War aber dadurch immerhin eine gewiſſe Continuität der Regierungsweiſe geſichert, ſo blieb die Perſonenfrage bei der großen Fruchtbarkeit der beiden Familien der Omaijaden und Haſchimiten faſt immer in einer ganz gefährlichen Weiſe ſtreitig. Diejenigen, auf welche es bei jedem Thronwechſel ankam, waren in der älteſten Zeit die angeſehenſten der alten Gefährten Mohammeds, ſpäter die Inhaber der einflußreichſten Hofämter und die oberſten Militärchefs. Dieſe aber vertraten wieder nicht blos ihre eigenen, ſondern auch die Intereſſen ihrer Familien und Stämme. Da nun der vom Islâm nur einſtweilen gebändigte Stammparticularismus der Araber nach dem Uebergange der Herrſchaft auf die ganz weltlich geſinnten Omaijaden jedesmal von Neuem in's Kraut ſchoß, ſobald nicht perſönliche Begabung des Fürſten ihn niederzuhalten vermochte, ſo wiederholten ſich bei abnehmender Kraft der Dynaſtie auf dem größeren Welttheater nur zu bald die Wirren, welche in der vorislamiſchen Zeit die Herſtellung einer ſtaatlichen Ordnung in Arabien ſelbſt verhindert hatten. Und dazu kam noch ein Weiteres. Bei dem natürlichen Uebergewicht, welches in jedem noch nicht überciviliſirten Volke das Alter über die Jugend beſitzt, waren auch die Araber geneigt, ſich das Stammhaupt vor Allen aus den bejahrteren Volksgenoſſen zu küren: ſo verlieh denn auch nachher das Seniorat in der Familie immer einen natürlichen Anſpruch auf die Thronfolge. Damit aber ſtand das ebenfalls natürliche Streben jedes Regierenden, die Herrſchaft auf den eigenen Sohn zu vererben, in unlösbarem Widerſpruch. Die Türken ſpäter haben dieſen Widerſpruch mit der ihnen eigenen Vorliebe für Einfachheit und Gründlichkeit des Verfahrens bekanntlich noch bis in unſer Jahrhundert hinein auf die Weiſe beſeitigt, daß jeder neu zur Regierung kommende Sultan ſeine jüngeren Brüder erdroſſeln ließ. Die arabiſchen Chalifen ſind auf dieſen Gedanken nicht recht gekommen, ſondern haben ſich, wo ſie etwas in derſelben Richtung zu thun wünſchten, begnügt, ſchon bei Lebzeiten unter Ausſchluß von Brüdern und Oheimen dem älteſten Sohne huldigen zu laſſen. Das war aber natürlich nur ſo lange praktiſch, als die Ergebenheit gegen die Dynaſtie bei Höflingen und Generalen die egoiſtiſchen Sonderintereſſen und den Hang zur Intrigue in den Hintergrund drängte, d. h. eben nicht ſehr lange. Und als dann noch am Schluß des erſten Jahrhunderts das ſcheußliche Eunuchenthum aus dem chriſtlichen Byzanz eingeführt wurde, nahmen Umtriebe und Verſchwörungen im Palaſte kein Ende mehr.

Wenig aber dachte man in Medina an die Möglichkeit ſolcher Entwicklungen, als man am Abend des 8. Juni 632 froh war, die neue Regierung unter Dach und Fach gebracht zu haben. Von Allem, was hätte geſchehen können, entſprach die Wahl Abu Bekrs am meiſten, vielleicht ſogar allein den Anforderungen der Lage. Man war gewohnt, dem Worte Gottes im Korân und den Befehlen des Geſandten Gottes zu gehorchen: daneben gab es keinerlei Autorität. Bei Lebzeiten Mohammeds waren Befehlshaber immer nur zur Ausführung von ganz beſtimmten einzelnen Aufträgen ernannt worden, nach deren Erledigung ſie einfach in die Reihe der gleichberechtigten Gläubigen zurücktraten. Wer jetzt die Leitung des Gemeinweſens übernahm, konnte auf Gehorſam nur rechnen, wenn er in Allem und Jedem genau den Spuren des Propheten folgte, in jedem Falle ebenſo handelte, wie man es von jenem gewohnt war. Für Abu Bekr hatte es ſchließlich doch entſchieden, daß er, wie es Omar in der Wahlverſammlung ausſprach, noch vom Propheten ſelbſt zu ſeinem Stellvertreter beim gemeinſamen Gebet in der Moſchee ernannt worden war: das Gebet aber ſei die Hauptſache in der Religion. Leichter konnten nun jetzt die übrigen Gemeindeangelegenheiten der Hauptſache folgen, als es möglich geweſen wäre eine neue Autorität zu ſchaffen, die auch nicht zum Schein ſich auf eine Verordnung des Propheten ſelbſt zu ſtützen vermochte; aber eine neue Autorität war es daher auch nicht, die ſich in der Perſon Abu Bekrs darſtellte, er blieb eben in etwas weiterem Sinne, was er ſeit einigen Tagen geweſen war — der Stellvertreter des Geſandten Gottes, chalîfatu rassûli ’llâhi — nichts weiter bedeutet der ſchlichte Titel Chalife; die märchenhaften Vorſtellungen unbegrenzter Machtfülle und Herrlichkeit, welche noch heute kindlicher Anſchauung den Chalifen von Bagdad als Dritten im Bunde neben Kaiſer und Papſt erſcheinen laſſen, ändern nichts daran, daß er lediglich als lieutenant de l’islamisme ſich bezeichnen darf. Freilich geben die Dinge den Namen im Laufe der Zeit andere Bedeutung, und wenn es auch ſchon Abu Bekrs Nachfolger für angezeigt hielt, die wachſende Selbſtherrlichkeit des Gemeindehauptes durch Hinzunahme des weiteren Titels emîru ’l-mûminîna „Befehlshaber der Gläubigen“ leiſe zu betonen, der beſcheidene Name Chalife gewann doch für die Herrſcher des Islâms eine immer ſteigende Bedeutung, eine Bedeutung, welche es heute noch dem Türkenſultan räthlich macht, an ihm, den ſeine Vorfahren vor Jahrhunderten durch eine rechtliche Fiction ſich angeeignet, mit Nachdruck feſtzuhalten.

Denn wer auf mohammedaniſchem Boden als Stellvertreter des Boten Gottes anerkannt wird, vereinigt in ſich die Würde des weltlichen und des geiſtlichen Oberhauptes. Es iſt an ſeinem Orte (S. 92) genugſam ausgeführt, wie die Verhältniſſe Arabiens den Propheten dazu drängten, ſeine Kirche gleichzeitig als Staat zu begründen; wir haben auch bereits (S. 203) geſehen, wie ein grundſätzlicher Unterſchied zwiſchen religiöſem Pflichtgebot und ſtaatlicher Geſetzgebung im Islâm nicht beſteht, und ſind uns endlich auch darüber klar geworden (S. 183), daß Patriotismus und Bekenntniß zum Glauben hier zuſammenfallen. So iſt der Chalife nicht weltlicher Fürſt etwa wie früher der Papſt in ſeinem Kirchenſtaate, oder geiſtliches Oberhaupt wie jetzt der König von Sachſen als Landesbiſchof ſeiner evangeliſchen Unterthanen: man denke ſich die Macht der römiſch-katholiſchen Hierarchie mit der Wucht des abſoluten Staates Ludwigs XIV. vereinigt, alſo ein Gemeinweſen, wie es Calvin in Genf, Cromwell in England für kurze Zeit praktiſch hergeſtellt, und wie es in Rußland theoretiſch noch beſteht, ſo wird man einen annähernden Begriff erhalten, über welche Mittel die lieutenants des Geſandten Gottes verfügten.

Verfügten freilich unter einer ganz beſtimmten Bedingung und doch auch dann nicht ohne jede Schranke. War ihre Würde nicht die von Königen oder Prieſtern, ſondern die höhere von Imâmen[1]), welche die Befugniſſe jener beiden in ſich vereinten: noch höher als die Befehle der Stellvertreter Mohammeds ſtand immer das lautere Wort Gottes, im Korân den Gläubigen als ſicherer Wegweiſer für Glauben und Handeln dargeſtellt; höher auch, was der Prophet perſönlich durch Wort oder Beiſpiel den Seinen zur Nachahmung empfohlen hatte. Sobald alſo der Chalife etwas that, was von dieſer Norm abwich, ſetzte er ſich in den Augen ſeiner wirklich gläubigen Unterthanen, ſo weit ſie irgend folgerichtiger Ueberlegung fähig waren, in Widerſpruch zu derſelben Autorität, welche allein ihm den Gehorſam ſeines Volkes ſicherte. Hielt er die weltliche Macht feſt genug in den Händen, dieſen Gehorſam auch weiter zu erzwingen, als Imâm konnten ihn die Frommen und Eifrigen trotzdem nicht mehr anerkennen, ſondern mußten die erſte Gelegenheit ergreifen, dem Einfluſſe des Gottloſen ſich zu entziehen und das Imamat demjenigen zu übertragen, deſſen Anſprüche auf die höchſte Würde nunmehr berechtigt erſchienen. So war die ungeſtörte Ausübung der doppelten Herrſchaft nur ſo lange möglich, wie die überwiegende Mehrzahl der Muslime von dem Eindrucke beherrſcht wurde, daß der Chalife in der That genau nach dem Worte Gottes und dem Beiſpiele des Propheten regierte. Eine Schranke fand aber ſelbſt in dieſem Falle die Macht des Chalifen in der Freiheitsliebe des kräftigen Volkes, deren Empfindlichkeit auch Mohammed geſchont hatte, wo es die Intereſſen des Glaubens irgend geſtatteten, und vor deren Ausbrüchen ſeine Nachfolger um ſo weniger ſicher waren, je weitere Kreiſe mit äußerlichem Bekenntniß zum Glauben noch die alte weltliche Geſinnung verbanden.

Auch in dieſen beiden Beziehungen war die Wahl Abu Bekrs die glücklichſte, die überhaupt getroffen werden konnte. Wie ihm bei Lebzeiten Mohammeds jedes Wort des Propheten ein Evangelium geweſen war, ſo blieb er nun auf's Aengſtlichſte befliſſen, in Allem und Jedem genau dem nachzuleben, was Jener geſagt und gethan hatte, in der unerſchütterlichen Ueberzeugung, daß ſolchem Handeln der Erfolg nicht fehlen könne. Wir haben bereits geſehen, wie er in dieſem Glauben die Kraft fand, ſelbſt im Augenblicke der höchſten Gefahr den abſchüſſigen Weg des Compromiſſes mit den empörten Beduinen zu meiden und damit die bedingungsloſe Niederwerfung des Aufſtandes zu ermöglichen. Vielleicht noch wichtiger aber war es, daß ſeine durchaus im Sinne und nach dem Worte des Propheten geführte Regierung in der That auch dem ſpitzfindigſten Glaubenseiferer keine Handhabe zum Tadel oder gar zu frommer Unbotmäßigkeit gewährte. So gewöhnte man ſich unmerklich daran, dem Befehle des Chalifen als ſolchen zu folgen; dadurch aber erſtarkte die neue Würde ſo raſch, daß ſchon der nächſte Herrſcher es wagen durfte, überall aus eigenem Gutdünken zu neuern, wo nicht allzu klare Vorſchriften Gottes oder des Propheten ihm entgegenſtanden. — Nicht minder aber war Abu Bekrs ruhige Bedächtigkeit am Platze, wo es galt, den ſchwierigen Zeiten zu Liebe ſtörrigen Araberköpfen einmal nachzugeben, ohne doch die Würde des Herrſchers ſchädigen zu laſſen. Omar hätte dem Chálid, deſſen widerwärtige Perſönlichkeit ihm mit Recht tief verhaßt war, mehr als einmal für ſeine Schandthaten das Urtheil geſprochen: Abu Bekr wußte, daß für den verzweifelten Araberkrieg das Schwert Gottes nicht zu entbehren war, und ging dem Eigenwillen des gewaltthätigen Mannes mit geſchickter Wahrung ſeiner Autorität aus dem Wege.

---

[1]) imâm „Vorſteher" iſt zunächſt der, welcher der Gemeinde beim Freitagsgottesdienſt vorbetet (ſ. S. 195). Das that in Medina regelmäßig Mohammed ſelbſt, nach ihm der jeweilige Chalife an dem Orte, wo er reſidirte; Imâm im engeren Sinne iſt daher der techniſche Ausdruck für das legitime Oberhaupt der ganzen islamiſchen Gemeinde.

So ſteht Abu Bekr zwiſchen Mohammed, dem Stifter des Isláms, und Omar, dem Organiſator des Weltreiches, gleichberechtigt mitten inne als der gewiſſenhafte, feſte und kluge Begründer des Chalifates, dem es gelang, die Würde der Stellvertreter des Geſandten Gottes bei der Geſammtheit der Gemeinde als die legitime Fortſetzung des Prophetenamtes zur Anerkennung zu bringen und dadurch erſt die Zukunft des Glaubens zu ſichern. So führen denn er und ſeine drei unmittelbaren Nachfolger Omar, Othmán und Ali, welche auf dem von ihm geſchaffenen Rechtsboden ſtehen geblieben ſind, nicht grundlos den Ehrentitel der legitimen Chalifen¹). In ihnen ſtellt ſich die patriarchaliſche Zeit des Isláms dar. Vor Allen Abu Bekr ſelbſt (reg. 8. Juni 632 — 22. Auguſt 634 = 11—13 d. H.) und Omar (22. Aug. 634—3. Nov. 644 = 13—23) haben in ihrer Lebensweiſe wie in der Behandlung der bald rieſig anſchwellenden Staatsgeſchäfte ſich niemals von der Einfachheit und Unbefangenheit losgeſagt, mit welcher auch Mohammed das ausgeprägte Gleichheitsgefühl ſeiner Landsleute zu ſchonen befliſſen war. Nach wie vor ſeiner Erhebung zum Chalifen blieb Abu Bekr in ſeiner kleinen Vorſtadtwohnung, ſuchte er, dem ja ein perſönliches Einkommen durch keine Verordnung des Propheten zugewieſen war, mit ſeinen mäßigen Privatmitteln ſich zu behelfen; und mögen die zahlreichen Anekdoten, die von Omars Anſpruchloſigkeit und Härte gegen ſich ſelbſt umlaufen, auch großentheils erfunden ſein, daß ihm auch als Herren eines Weltreiches von der alten Frugalität nichts abhanden gekommen iſt, ſteht ohne jeden Zweifel feſt. Ebenſo blieb es beim Alten zwiſchen den Herrſchern und den übrigen erſten Gefährten Mohammeds: ſie umgaben den Chalifen als Rathgeber, deren Meinung bei wichtigen Angelegenheiten mit Achtung gehört wurde, ohne daß ihr doch ein ausſchlaggebender Einfluß auf die Entſchlüſſe des Stellvertreters eingeräumt zu werden brauchte, auf den ja nach der Meinung aller Gläubigen die ganze

---

¹) al-chulafâ'u 'r-râschidûna „die den graden Weg wandelnden Chalifen", d. h. die nicht, wie die Omaijaden, durch widerrechtliche Uſurpation den Thron erſchlichen haben.

Machtfülle des Propheten übergegangen war. Gerade dies Verhältniß der erſten Chalifen zu den alten Genoſſen des Propheten iſt für dieſe Zeit von höchſter Wichtigkeit: erforderte es außerordentlichen Takt von Seiten der erſteren, ſo ergab es den unſchätzbaren Vortheil für die Regierung, daß die ganze moraliſche Autorität des Islâms an dem einen Punkte in Medina concentrirt blieb, und daß Leute wie Talcha und Sobeir, von der Nothwendigkeit ihres Verweilens in der Reſidenz überzeugt, niemals nach den großen Commandoſtellungen an der Spitze der islamiſchen Heere verlangten. Die konnten ohne jede Rückſicht nach dem Beiſpiele des Propheten mit Leuten beſetzt werden, welche eine hervorragende militäriſche Begabung dafür geeignet machte, ohne daß gleichzeitig ihre Gewalt über die Gemüther der Gläubigen aus einer anderen Quelle, als dem jederzeit widerrufbaren Auftrage des Chalifen beſtanden hätte.[1] So erklärt es ſich, daß von den Feldherren der islamiſchen Heldenzeit nur zwei, Abu Obeida und Sſá'ad Ibn Abi Wakkâß, beides zuverläſſige Leute ohne gefährlichen Ehrgeiz, gleichzeitig der nächſten Umgebung des Propheten angehörten; ſo erklärt es ſich auch, daß ein Mann von der egoiſtiſchen und gewaltthätigen Art Châlids unweigerlich im Augenblicke des gewaltigſten Sieges ſelbſt den Commandoſtab niederlegen mußte, als ihm der Abſetzungsbefehl Omars zu Händen kam.

Konnte auch dieſe patriarchaliſche Regierungsweiſe der rechten Wirkung leicht verfehlen, wenn die höchſte Gewalt ſich nicht in den Händen ſo ſeltener Männer befand: für dieſe erſte Zeit war ſie aus den angeführten Gründen die einzig mögliche. Aber mit der Ruhe und Selbſtloſigkeit, welche dazu gehörte, die Autorität des Chalifates in ſtürmiſcher Zeit auf ſolcher Grundlage aufzubauen, mit der Feſtigkeit, die er den Gefahren der arabiſchen Empörung entgegenſtellte, verband Abu Bekr auch die vorausſchauende Klugheit, welche die ungeſtörte Fortſetzung ſeines Werkes zu ſichern vermochte. Der Noth des Lebens, welches die erſten Bekenner des Islâms durchzukämpfen gehabt hatten, war der Prophet ſelbſt frühzeitig erlegen; die neuen Aufregungen des ungleichen Kampfes gegen die Empörung rieben nun auch ſeinen nächſten Freund in kurzer Zeit auf; er zählte, wie jener, kaum 63 Jahre, als ihn ſeine letzte Krankheit, ein hitziges Fieber, ergriff. Da er ſein Ende herannahen fühlte, verſammelte er die alten Genoſſen noch einmal um ſich; er fand ſie bereit zu ſchwören, daß ſie demjenigen huldigen würden, den er ſelbſt ihnen als ſeinen Nachfolger bezeichnen werde. Als ſie den Eid geleiſtet, ernannte er Omar; ruhig konnte er bald darauf am 22. Dſchumada II 13 (23. Auguſt 634) die Augen ſchließen, da er in der Hand des gewaltigen Stürmers und Drängers des Islâms das Werk wohl aufgehoben wußte, zu dem er ſelbſt ſofort nach der Niederwerfung des Aufſtandes ſeine und ſeines Volkes geſammte Kräfte angeſpannt hatte: die Ausbreitung des Islâms über die Grenzen der Halbinſel hinaus — wie er glaubte und ſtrebte, bis an's Ende der Welt.

---

[1] Vgl. oben S. 213 f.

Zweites Capitel.

Die großen Eroberungen.

Wir wiſſen, daß ſchon Mohammed Einleitungen getroffen hatte, ſeinem Glauben nach den Arabern auch die übrigen Völker, zunächſt die benachbarten Perſer und Byzantiner zu gewinnen. Sein Brief an den Schah von Perſien (S. 148 f.) hatte keine weiteren Folgen nach ſich gezogen, die Botſchaften und Recognoscirungen nach dem ſüdlichen Syrien erſt zu der Niederlage bei Múta (S. 150), ſpäter immerhin zum Anſchluß der Grenzbezirke bis nach Aila hinauf geführt. Von da aus einen neuen ernſtlichen Vorſtoß nach dem Oſtjordanlande zu verſuchen war das Heer beſtimmt geweſen, welches Mohammed im Augenblicke ſeines Todes bei Medina verſammelt hatte: nach ſeinem Grundſatze, in Allem genau den Weiſungen des Propheten zu folgen, hatte auch Abu Bekr trotz des bereits drohenden Abfalles der centralarabiſchen Stämme die Truppen unter dem Befehle Oßámas (S. 169) nach dem Norden abrücken laſſen — nicht ohne die gleichzeitige Ueberlegung vielleicht, daß es den Anßár heilſam ſein möchte, wenn ſie zunächſt Gelegenheit erhielten, fern von der Hauptſtadt ſich über ihren Mißerfolg bei der Chalifenwahl etwas zu beruhigen. Eine größere Ausdehnung des Zuges aber verbot natürlich die bedenkliche Lage Medinas inmitten der aufrühreriſchen Beduinen: ſo kehrte Oßáma ſchon nach zwei Monaten zurück, ohne mehr als höchſtens eine Demonſtration gegen die byzantiniſche Grenze gemacht zu haben. Man erinnert ſich, wie heiße Arbeit die Truppen von da ab im Innern Arabiens gefunden hatten: nun war nach dreivierteljährigem ununterbrochenen Kampfe die Ordnung hergeſtellt, der Glaube herrſchte von Neuem über die ganze Halbinſel hin. Mancherlei blieb im Einzelnen zu thun, bis überall Gottesdienſt und Beſteuerung vollkommen geregelt war, und allmählich erſt gewöhnten ſich die Stämme beſonders der entlegeneren Gebiete, auf den Ruf des Chalifen zur Heeresfolge nach Medina aufzubrechen. Vielleicht wären trotz des harten Strafgerichtes, welches über die Abtrünnigen hereingebrochen war, hie und da im Laufe der Zeit neue Gedanken der Unbotmäßigkeit in den ſtörrigen Araberköpfen aufgekommen, hätte nicht Abu Bekr jede paar Tauſend Mann, die im Laufe der Unterdrückung des Aufſtandes verfügbar wurden, an die Grenze geworfen, in der begründeten Ueberzeugung, daß jeder Erfolg nach außen, jede Nachricht eines gelungenen Beutezuges die wie immer gegen ihre Beſieger erbitterten Stämme Mittel- und Südarabiens zu täglich bereitwilligerem Anſchluß an ſo hoffnungsvolle Unternehmungen vermögen werde. Wir dürften in der ebenſo kühnen und conſequenten als andererſeits doch vorſichtigen Kriegspolitik, welche die taſtenden Verſuche des gealterten Propheten vom erſten Schritte an weit hinter ſich läßt, ohne Zweifel den Einfluß des thatkräftigen, immer vorwärts drängenden Omar finden, ſelbſt wenn es nicht ausdrücklich bezeugt wäre, daß Abu Bekr in allen ſolchen Dingen ohne Weiteres dem Rathe des jüngeren Genoſſen zu folgen gewohnt war. Jedenfalls bildete dieſe Kriegspolitik das nothwendige Gegenſtück zu der Bändigung des Aufſtandes: erſt auf den Schlachtfeldern Perſiens und Syriens verſchmolzen Sieger und Beſiegte von Boſácha, vom Garten des Todes und von Jemen zu jenem mächtigen Heeresganzen, das in unwiderſtehlichem Anprall die halbe Welt aus den Fugen warf. So trafen auch hier die politiſchen Beweggründe mit dem Befehle Gottes, die Ungläubigen zu bekämpfen, wo man ſie finde, in ſchickſalsvoller Weiſe zuſammen.

Zwei mächtige Wogen ſind es geweſen, in welchen die Sturmfluth der arabiſchen Eroberung über die Lande in Oſt und Weſt dahinbrauſte. Die erſte wurde eben jetzt durch den Befehl des Chalifen entfeſſelt: ſie überſchwemmte Perſien bis an den Oxus, Syrien, Meſopotamien, Armenien und Theile von Kleinaſien bis gegenüber Konſtantinopel, Aegypten und den Nordrand Afrikas bis über Karthago hinaus, und wurde nur durch die in den letzten Jahren der Regierung Othmáns (24—35 = 644—655) ausbrechenden inneren Wirren in's Stocken gebracht. Der erſte Bürgerkrieg (35—41 = 655—661) verhinderte nicht allein jeden neuen Fortſchritt, ſondern brachte naturgemäß ſogar Einbußen an mehr als einer der gewonnenen Grenzen; und der neue Anlauf zur Eroberungspolitik, den Moáwija (41—60 = 661—680) nach Wiederherſtellung der Ordnung zu nehmen anfing, ward durch den nach ſeinem Tode ausbrechenden zweiten Bürgerkrieg (60—80 = 680—699) wiederum gehemmt. Dann aber, nachdem Abdelmelik (65—86 = 685—705) endlich die Herrſchaft der omaijadiſchen Dynaſtie geſichert, überfluthet unter der machtvollen Herrſchaft El-Walids (86—96 = 705—715) das arabiſche Volksthum in einer zweiten Woge nochmals Länder und Völker, im Oſten bis über die Grenzen Indiens und Turkeſtans, im Norden bis an den Kaukaſus und vor die Mauern von Konſtantinopel, im Weſten bis an das Atlantiſche Meer und hinauf tief in das Frankenreich, wo erſt Karl Martell in der Schlacht von Tours und Poitiers (114=732) ihm Schranken ſetzt. Damit hat die große Bewegung ihren Höhepunkt überſchritten; neue, ſchlimmere Zwiſtigkeiten im Innern lähmen die Kraft der Dynaſtie, und der aus ſeiner tiefen Erniedrigung erwachende nationale Geiſt des perſiſchen Volkes beginnt ſeinen ſtillen, aber unabläſſigen Kampf gegen die arabiſche Herrſchaft, der mit dem Ruin beider Völker zu endigen beſtimmt iſt.

Die Seele der erſten großen Eroberungskriege und der Organiſator des Weltreiches, das in ihnen aus dem bisher von allen civiliſirten Völkern verachteten Barbarenlande Arabien erwuchs, iſt Omar. Was in den erſten Jahren

Othmâns noch erreicht wird, gleicht nur dem Weiterrollen des Steines, welchen eine kräftige Hand geſchleudert hat; der ſchwache Nachfolger des großen Fürſten hat keinen Antheil daran, die Feldherren, welche ihm noch einige Siege erfechten, ſind faſt ſämmtlich Männer von Omars Wahl. In Medina, welches er nur einmal auf kurze Zeit verließ, um in dem eroberten Jeruſalem die Verhältniſſe Syriens perſönlich zu ordnen, ſaß der Gewaltige im Mittelpunkt der nach allen Seiten hin ausſtrahlenden Heereszüge, ſeine Feldherren mit ſtarker Hand bald zügelnd, bald antreibend, immer ihnen ſcharf auf die Finger ſehend, ohne doch ihre Thatkraft durch willkürliche Einmiſchung in das Einzelne der Kriegführung zn lähmen; ſorgfältig die Kräfte meſſend, über welche jeder verfügte, das ehrgeizige Vorwärtsſtürmen dieſer mit den Erfolgen immer waghalſiger werdenden Wüſtenrenner zügelnd, bis die ältere Eroberung durch Feſtungsbau und Beruhigung der Einwohner geſichert war; dabei mehr klug als wohlgeſinnt gegen die Unterworfenen, die als Ungläubige Nachſicht nicht verdienten, die gewonnenen Landſchaften ſo organiſirend, daß ſie dem Staatsſchatze wie den einzelnen Muslimen brav ſteuerten und unter dem Drucke ihrer arabiſchen Beſatzungen ſicher im Zaume gehalten würden. Auch ſonſt wurde in dieſen Kriegen natürlich mit den Feinden nicht ſänftlich gefahren: „er tödtete (die waffenfähigen Männer) und führte gefangen fort (die Weiber und Kinder)“ iſt bei den arabiſchen Hiſtorikern ſelbſt der ſtete traurige Refrain bei jeder gewaltſamen Eroberung eines befeſtigten Ortes. Das kam aber damals eben überall vor; um ſo leidlicher war die Behandlung der Leute, wenn ſie freiwillig ſich ergaben. Mit Ausnahme des blutdürſtigen Châlid hat kein arabiſcher Feldherr, ſo viel wir wiſſen, ſeinen Schild mit unſchuldigem Blute befleckt, und jene ſyſtematiſchen, barbariſchen Verwüſtungen ganzer Landſtriche, an die ſich Perſer und Byzantiner während ihrer jahrhundertelangen erbitterten Fehden allmählich gewöhnt hatten, ſind den Arabern immer fremd geblieben.[1] Hart ohne jede menſchliche Rückſicht, wo ſie es für nöthig hielten, andernfalls aber voll läßlicher, verachtungsvoller Duldung gegen die Beſiegten, haben ſie doch im Ganzen die herrlichen Länder, die ihnen zur Beute fielen, bei Weitem weniger geſchädigt, als ſpäter Türken oder gar Mongolen.

Unſere Darſtellung dieſer gewaltigen Kataſtrophe wird es verſuchen, jeden einzelnen der großen Eroberungszüge von Anfang bis zu Ende im Zuſammenhange zu verfolgen: doch wird es nöthig ſein, einen nach Jahren geordneten Ueberblick vorauszuſchicken, der eine Anſchauung von der unglaublichen Schnelligkeit der nach allen Seiten faſt gleichzeitig erfolgenden Ausbreitung zu gewähren vermag. Unter Abu Bekr beginnen die erſten Vorſtöße nach Südpaläſtina und in die Euphratniederung, wo im J. 12 (633) Hira ſchon für eine Weile beſetzt wird; unter Omars Regierung wird 14 (635) Damaskus erobert, 16 (637) ganz Babylonien mit Kteſiphon, der Reſidenz des Perſerreiches, gewonnen und bis an das mediſche Gebirge geſichert, 17—19 (638—640) die ſtarken ſyriſchen Feſtungen eingenommen, gleichzeitig Meſopotamien und Chuſiſtan unterworfen. In die Jahre 19 und 20 (640—641) fällt die Eroberung Aegyptens und die Beſetzung von Moßul, durch welche Meſopotamien nach Norden gedeckt wird; 21 (642) bringt die Erſtürmung von Alexandria nebſt weiterem Vordringen nach Weſten bis Barka (Cyrene), dazu nach Ueberſteigung des mediſch-perſiſchen Grenzgebirges den Zuſammenbruch der letzten perſiſchen Hauptmacht bei Nihawend; 22 (643) wird das hierdurch bis Rei (Teheran) gewonnene Terrain wiederum in der nördlichen Flanke durch Eindringen nach Adherbeidſchán (perſiſch Armenien) geſichert, in Nordafrika Tripolis eingenommen; 23 (644) finden wir außer der ſchon vorher überflügelten Feſtung Hamadan (Ekbatana) auch Ispahan überwältigt und im Nordoſten die Grenze von Choraßán erreicht. So gebot Omar gegen Ende ſeines Lebens, abgeſehen von Arabien ſelbſt, über Nordoſtafrika und Aegypten, Syrien, Meſopotamien, Babylonien und die weſtliche Hälfte von Perſien, alſo über eine Ländermaſſe etwa von dem Umfange Deutſchlands und Oeſterreich-Ungarns zuſammen. Nur im Süden und Oſten Perſiens hielt ſich, während zu Anfang der Regierung Othmáns 27 (648) das Gebiet von Karthago, 28 (649) die Inſel Cypern fiel, König Jeſdegerd noch bis zum Jahre 29 (650), wo der Fall Ißtachrs (Perſepolis), der uralten Hauptſtadt des perſiſchen Stammlandes, den Muslimen die übrigen Provinzen des Reiches öffnete: danach erſtreckte ſich im J. 30 (651) das Gebiet des Islám s vom Oxus bis über die große Syrte hinaus in einem Geſammtumfange, der ſchon etwa der Hälfte Europas gleichkam.

---

[1] Vgl. die Inſtructionen Abu Bekrs an die ſyriſchen Truppen unten S. 249.

Stellen dieſe Eroberungen eine Umwälzung dar, wie ſie bei ähnlicher Ausdehnung in ſolcher Schnelligkeit die Welt ſeit den Tagen Alexanders nicht geſehen hatte, ſo drängt ſich um ſo nachdrücklicher die Frage nach den Urſachen auf, welche dieſe ungeheuren Erfolge möglich gemacht haben. Alexander der Große hat die unbehilflichen Maſſen der Perſerheere mit dem Keile ſeiner eiſernen Phalanx zerſprengt, und umgekehrt konnten in der Völkerwanderung die Germanen mit der endloſen Ueberzahl ihrer mächtigen Leiber die noch ſo kunſtvoll bewaffneten und geführten Heere des ſchwächlich gewordenen Römervolkes erdrücken; hier aber iſt die Maſſe wie die Ueberlegenheit in Bewaffnung und Kriegskunſt auf Seiten der Griechen und Perſer. Allerdings haben wir keine genügenden Anhaltspunkte, um auch nur mit annähernder Sicherheit die Zahl der Kämpfer feſtzuſtellen, welche das islamiſche Arabien gegen die Ungläubigen in Oſt und Weſt ausgeſandt hat. Zwar ſcheinen die Ziffern, welche uns für die erſten Heere überliefert ſind, einigermaßen zuverläſſig; was wir aber durchaus nicht wiſſen, iſt der Umfang der Nachſchübe, welche zweifellos von Zeit zu Zeit aus Arabien auf die verſchiedenen Kriegsſchauplätze abgerückt ſein müſſen, um die Lücken zu füllen, welche die zum Theil ſehr blutigen Schlachten, noch mehr aber die Garniſonirung der eroberten Landſchaften in den zu weiterem Vorrücken verfügbaren Truppenbeſtand reißen mußten. Ebenſo fehlt uns jede zuverläſſige Grundlage zur Anſtellung ſtatiſtiſcher Berechnungen. Man könnte wohl ſich erinnern, daß die Kriegsſtärke des deutſchen Heeres ungefähr $^1/_{30}$ der Bevölkerungsziffer beträgt, und könnte meinen, daß bei einem kräftigen Naturvolke etwas mehr, ſagen wir $^1/_{20}$, zu rechnen wäre; danach würde, wenn man die innerhalb der 20 Kriegsjahre nachwachſende Generation auf das Dreifache ſchätzte und annähme, daß Arabien damals (wie nach oberflächlicher Anſetzung noch heute) 5 000 000 Einwohner gehabt hätte, die waffenfähige Mannſchaft des ganzen Landes auf 250 000 Mann, der Geſammtbetrag der für die Eroberungszüge von Anfang bis zu Ende verwendbaren Mannſchaft auf etwa eine Million ſich belaufen haben. Damit würde es leidlich ſtimmen, daß im J. 36 = 657 die ſämmtlichen an der Schlacht von Sſiffîn theilnehmenden Truppen aus Syrien, Meſopotamien, Babylonien und einigen Theilen Arabiens und Perſiens 150 000 Mann zählten — wenn man wenigſtens berückſichtigt, daß die Eroberer ſich in den neuen Provinzen in der erſten Zeit unverhältnißmäßig raſch vermehrt haben. Trotzdem iſt dieſe ganze Rechnung in hohem Grade willkürlich; berückſichtigt man aber, daß nach Allem, was wir wiſſen, die Muslime im J. 15 (636) außerhalb Arabiens kaum mehr als 80 000 Mann auf den Beinen gehabt haben können, ſo wird man jene Ziffern eher zu hoch[1]) als zu niedrig finden können und als ziemlich ſicher feſthalten dürfen, daß noch unter Othmân die Geſammtzahl der von Oſtperſien bis Karthago verſtreuten Heere des Islâms nicht mehr als etwa 250—300 000 Mann ausmachte. — Noch unſicherer ſind die Vermuthungen, die ſich über die Machtmitttel der Gegner aufſtellen laſſen. Natürlich zeigen die arabiſchen Berichte überall das Beſtreben, die Zahl der Feinde auf das Ungeheuerlichſte zu übertreiben, und wenn man hört, wie viel Unglückliche in den größeren Schlachten dem Schwerte der Gläubigen zum Opfer gefallen ſind, ſo wird man unwillkürlich an Falſtaffs Männer in Steifleinen erinnert. Von perſiſcher Seite haben wir über dieſe Dinge gar keine Ueberlieferung, es fehlt alſo jede Möglichkeit der Controle; aus den kärglichen Angaben der Byzantiner über den ſyriſchen Krieg können wir aber

---

1) Wem freilich an hohen Ziffern gelegen iſt, der könnte ſie auf andere Weiſe, aber ebenfalls mit Hilfe der gefälligen Statiſtik, auch herausbringen. Bei uns kommen auf 1000 Köpfe der Bevölkerung etwa 200 Männer im Alter von 20—50 Jahren; da hätten wir alſo auf 5 Millionen Araber 1 Million in dieſem waffenfähigen Alter. Davon wären nun aber abzuziehen nicht blos die Invaliden, ſondern auch ſämmtliche Sklaven, Juden, Chriſten, die in den arabiſchen Kämpfen Gefallenen und alle Anderen, die aus irgend einem Grnnde dem Aufgebote, welches ja nicht gleichmäßig durch directen ſtaatlichen Zwang durchgeführt wurde, nicht gefolgt ſind. Zur Beſtimmung dieſer Kategorien fehlt uns jeder Anhalt, wogegen es eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit hat, daß zwiſchen zwei kriegstüchtigen Völkern, eine ungefähr übereinſtimmende Anſpannung der Wehrkraft vorausgeſetzt, ſich die Unterſchiede in Verfaſſung, Lebensweiſe Sitte u. ſ. w. einigermaßen gegenſeitig compenſiren möchten. Ich betone aber nochmals, daß alle ſolche Rechnungen ſehr willkürlich ſind, und daß ſich die im Text gegebene eben nur durch ihre leidliche Uebereinſtimmung mit den wenigen ſicheren Daten, die wir zur Verfügung haben, empfiehlt.

wenigſtens entnehmen, daß in der Schlacht am Hieromax etwa 80 000 Byzantiner, Armenier und chriſtliche Araber gegen 25—30 000 Muslime[1]) geſtanden haben; da nun Kaiſer Heraklius kurz vorher, allerdings nur mit Hilfe der Chaſaren, die Saſſaniden gründlich geſchlagen und ihr Reich bis in die Grundfeſten erſchüttert, da ferner ſeitdem unaufhörliche Bürgerkriege den perſiſchen Staat noch mehr zerrüttet hatten, ſo möchte ich kaum glauben, daß ſelbſt bei Kadeſia oder Nihawend Jeſdegerd über 100 000 Mann oder gar noch mehr geboten hätte. Immerhin treffen alle ſolche Angaben oder Vermuthungen dahin zuſammen, daß gerade in dieſer erſten entſcheidenden Zeit die Muslime faſt immer eine mindeſtens doppelte Uebermacht zu bekämpfen hatten.

Daß ſie trotzdem faſt aus allen Schlachten als Sieger hervorgingen, iſt man gewohnt, dem religiöſen Fanatismus zuzuſchreiben, welcher die Jünger des Propheten beſeelte. Wir nehmen ihrer in der That beiſpielloſen Tapferkeit und Todesverachtung nichts von der gebührenden Anerkennung, wenn wir uns ſagen, daß hierdurch allein eine ſo ununterbrochene Reihe von Siegen ſich nicht erklärt, dürfen auch nicht vergeſſen, daß erſt allmählich jener Fanatismus in ihren Reihen allgemein ward: die Beutegier, welche in den erſten Kämpfen gewiß der Hälfte von allen den mangelnden Glauben erſetzen mußte, konnte doch erſt nach den glänzenden Erfolgen in jene eigenthümliche Art halbreligiöſer wilder Begeiſterung übergehen, die beiſpielsweiſe auch den napoleoniſchen Soldaten für ſeinen petit caporal erfüllt hat. Wir müſſen daher wenigſtens einen Theil der Urſachen doch wohl auf der Gegenſeite ſuchen. Und da mag hier bereits kurz angedeutet werden, was im Einzelnen ſpäter auszuführen iſt: daß es nämlich gerade in den großen Entſcheidungsſchlachten bei Perſern und Byzantinern an einheitlicher Leitung gefehlt hat. Den Kampf bei Kadeſia mußte, ſo heißt es, der perſiſche Oberfeldherr wider ſeine beſſere Ueberzeugung auf den Befehl ſeines Königs liefern; am Hieromax aber war das griechiſche Heer geradezu in drei Lager getheilt, welche einander voll Argwohns und üblen Willens gegenüberſtanden. Dieſe Spaltungen nun, welche bei der unvergleichlichen Disciplin der Muslime doppelt verderblich wirken mußten, waren nur Symptome tiefliegender Krankheiten, welche am Marke des perſiſchen wie des byzantiniſchen Reiches zehrten. Von Anfang ihrer Herrſchaft über Perſien an wurde die Dynaſtie der Saſſaniden in der Verwaltung ihres Staates vielfach beſchränkt durch die Rückſicht, welche ſie auf die mächtige Hierarchie der Magier und auf den hohen Adel nehmen mußte. Seit

---

1) Letztere Ziffer beruht allerdings ganz auf der arabiſchen Ueberlieferung; bedenken wir indeß, daß Mohammed für den Zug nach Tabûk im J. 9 (630) nur etwa 30 000 zuſammenbekam, ſo wird man im J. 14 (635), wo doch Arabiens Leiſtungsfähigkeit erſt im Begriffe war ſich zu entwickeln, mehr als 30 000 in Syrien und etwa 40 000 in Perſien kaum erwarten dürfen. Später wachſen die Zahlen dann ganz naturgemäß ſchneller in Folge des Anſchluſſes der chriſtlichen Araberſtämme und der weiteren Ausdehnung der Nachſchübe aus dem Innern der Halbinſel.

nun, vom Ende des ſechſten Jahrhunderts an, die Dynaſtie in ſich geſpalten war, Palaſtrevolution auf Palaſtrevolution[1]) folgte, konnte es nicht ausbleiben, daß unter dieſen Wirren, in welche Geiſtlichkeit und Vornehme natürlich mit verwickelt wurden, die ſchon in den byzantiniſchen Kriegen ſchwergeprüfte militäriſche Kraft des Reiches noch mehr litt, während die großen Vaſallen beſonders in den öſtlichen Grenzprovinzen immer ſelbſtändiger wurden. Wir können dieſe Vorgänge, die bis in das erſte Jahr der arabiſchen Invaſion hineinſpielen, aus den ſpärlichen Notizen griechiſcher, ſyriſcher und arabiſcher Schriftſteller nur im Allgemeinen erſchließen; es iſt aber ganz ſelbſtverſtändlich, daß zumal bei der allzugroßen Jugend König Jeſdegerds die Regierung in Kteſiphon nicht im Stande war, im Handumdrehen eine Ordnung zu ſchaffen, welche innerhalb der eilig gegen die Araber zuſammengerafften Heere jede Spur ſo tiefgehender Mißſtände verwiſcht hätte. Dazu ſtellte die perſiſche Heerverfaſſung eine Art Landwehrſyſtem dar, welches für jedes Truppenaufgebot einen erheblichen Zeitraum erfordern mußte und einer ſtraffen Handhabung der Disciplin kaum ſehr förderlich ſein konnte. Anders lagen die Dinge in Byzanz. Die inneren Zwiſtigkeiten, welchen auch dieſer Staat durch die Revolution des Phokas[2]) verfallen war, hatten doch das feſte Gefüge der Verwaltung nicht ſo weit erſchüttern können, daß es nicht der feſten Hand des Heraklius gelungen wäre, das Reich in kurzer Zeit wieder einigermaßen leiſtungsfähig zu machen. Aber hier feſſelten Diverſionen äußerer Feinde den größten Theil der Kräfte; war auch der vielhundertjährige Widerſtand der Saſſaniden gebrochen, ſo drängten doch auf der Balkanhalbinſel Avaren und Slaven immer mehr gegen die Griechen an, während der perſiſche Feldzug ſelbſt die Mittel des Kaiſers arg erſchöpft hatte. Dazu kam nun, daß die byzantiniſche Herrſchaft in den morgenländiſchen Provinzen — Aegypten, Syrien, Meſopotamien — mehr als unbeliebt war. Der ſchonungsloſe Steuerdruck und der bureaukratiſche Hochmuth der griechiſchen Verwaltung wurden von der in ihrer Mehrzahl nicht einmal äußerlich gräciſirten ſyriſchen und koptiſchen Bevölkerung ſchwer empfunden; und, was das Schlimmſte war, eben jetzt hatte Kaiſer Heraklius durch wohlgemeinte kirchliche Maßregeln (er wollte nämlich zwiſchen ſtreitenden Theologen gütlich vermitteln) das religiöſe Gefühl dieſer ſtammfremden Bevölkerung auf das gefährlichſte gereizt.[3]) So iſt es kein Wunder, daß in dieſen Gebieten Niemand gegen die Araber den Finger rührte, ja die Bevölkerung vielfach ſogar dem Landesfeinde verrätheriſch Vorſchub leiſtete; es iſt ein deutlicher Fingerzeig, daß auf die genannten Provinzen der Erfolg der Muslime beſchränkt blieb, Kleinaſien zwar gelegentlich verwüſtet, aber niemals lange gehalten werden konnte, und an den feſten Mauern von Byzanz ſpäter arabiſche Heere von der vierfachen Stärke desjenigen ſcheiterten, welches jetzt die Eroberung Syriens in kurzer Friſt vollendete.

---

[1]) Vgl. Juſti's Geſchichte des alten Perſiens (Nr. 2 dieſer Sammlung) S. 234—239.
[2]) Vgl. Hertzbergs Geſchichte der Byzantiner (Nr. 54 dieſer Sammlung) S. 40. 42 f.
[3]) S. das Nähere bei Hertzberg a. a. O. S. 47—49.

Verlieren ſomit bei näherer Betrachtung die Thaten der Gläubigen den Nimbus des Wunderbaren, der ſo viele hiſtoriſche Ereigniſſe zu Unrecht umgiebt, ſo haben wir um ſo uneingeſchränkter anzuerkennen, daß kaum je ein junges Volk mit der ihm angeborenen, hier noch durch religiöſe Beweggründe geſteigerten Tapferkeit ein ſolches Verſtändniß für die Erforderniſſe des großen Krieges und eine ſolche Gewandtheit verbunden hat, den Gegnern abzuſehen, was dieſe vermöge ihrer alten Civiliſation in militäriſcher Beziehung voraus hatten. Mit inſtinctivem Zufahren und blitzähnlicher Schnelligkeit warfen ſie ſich zwiſchen die Heerhaufen der an zögerndes und taſtendes Kriegführen gewöhnten byzantiniſchen Generäle, ſchlugen ſie einzeln die Aufgebote der perſiſchen Provinzen, deren Geſammtheit ſie niemals gewachſen geweſen wären. Ueberraſchendes Auftauchen, wo Niemand darauf gefaßt ſein kann, iſt ja immer der Grundzug beduiniſcher Kriegführung geweſen, und die Grenzprovinzen der beiden Großmächte wußten von manchem verwüſtenden Raubzug der beiderſeitigen arabiſchen Vaſallenfürſten zu erzählen; aber entſcheidenden Einfluß auf den Verlauf militäriſcher Operationen hatten dieſe Razzias faſt niemals ausgeübt. Nun kam zu der Schnelligkeit der Bewegung auch noch die ungeahnte Fähigkeit dieſer Wüſtenräuber, ſtrategiſche Gedanken zu erfaſſen und folgerichtig durchzuführen, vor Allem aber die muſterhafte Disciplin des Jslâms, in welche ſich auch die erſt jetzt hinzutretenden Mittel- und Südaraber mit einer kaum zu erwartenden Bereitwilligkeit gefügt haben müſſen. Und andrerſeits nahmen dieſelben Leute, welche noch vor zehn Jahren einen ſimplen Graben als ein unüberwindliches Vertheidigungsmittel angeſehen und vier Jahre darauf vor den gewiß nicht ſehr kunſtvollen Mauern des kleinen mittelarabiſchen Tâïf ſich nicht zu helfen gewußt hatten, bald eine byzantiniſche Feſtung nach der andern und gründeten wenig ſpäter ſelbſt befeſtigte Waffenplätze in Perſien, als ob ſie niemals etwas Anderes gewohnt geweſen wären. Dagegen hüteten ſie ſich weislich, Einrichtungen von ſo zweifelhaftem Werthe nachzuahmen, wie jene Elephantenſchwadronen, an welchen die Perſer mit nationalem Eigenſinn noch immer feſthielten, nachdem ſchon vor beinahe tauſend Jahren die Alexanderſchlachten ihre militäriſche Unbrauchbarkeit dargethan hatten.

Geiſtige wie körperliche Beweglichkeit, friſche Begeiſterung bei ſtraffer Disciplin, militäriſche Begabung ohne die Abhängigkeit von ſchulmäßiger Routine bei der Minderzahl, Schwerfälligkeit, Uneinigkeit und neben vielfach tapferem Sinn doch eine gewiſſe geiſtige Lahmheit bei der an äußeren Mitteln reicheren Uebermacht — es iſt ein ähnliches Verhältniß, wie etwa bei den franzöſiſchen Revolutionskriegen, und ſomit auch der entſprechende Ausgang hier nicht auffallender, als dort: nur daß uns bei der zeitlichen Entlegenheit der Ereigniſſe und der Unvollkommenheit der Ueberlieferung das Einzelne minder durchſichtig erſcheint.

Nach der Schlacht am Garten des Todes hatte der tapfere Mothanna Ibn Háritha an der Spitze zahlreicher Schaaren der Benu Bekr von Wáïl, welche damals in der Nordoſtecke Arabiens ſaßen, den bis dahin unter perſiſchem Einfluſſe ſtehenden Küſtenſtrich von Bachrein unterwerfen helfen; damit war man (Ende 11 = Anfang 633) bis an die Grenze des eigentlichen Perſerreiches gekommen. Da es im arabiſchen Lande für die kriegs- und beuteluſtigen Beduinen nichts mehr zu thun gab, beſannen ſie ſich darauf, daß ſie in dieſen Gegenden jenſeits der Grenze früher mehr als einmal gute Beute gemacht, ja nach dem Sturze der Lachmiden dem perſiſchen Vogte von Hira vor noch nicht 25 Jahren eine gehörige Niederlage beigebracht hatten (S. 22). Vielleicht hatten ſie auch gehört, daß draußen in Perſien einmal wieder Alles drunter und drüber ging, der neue König Jeſdegerd, welcher gegen Ende 632 zur Regierung gekommen, noch mit den Anhängern ſeines unmündigen Nebenbuhlers Hormiſd V.[1]) und anderen Gegnern im Streit lag[2]). So benutzten ſie die günſtige Gelegenheit, in den Spuren ihrer Väter zu wandeln, und Mothannas erfolgreiche Raubzüge im Mündungsgebiete des Euphrat kamen bald zu den Ohren des Chalifen. Da man ihm die Tüchtigkeit des Mannes rühmte, ſo beauftragte er ihn officiell, möglichſt viele ſeiner Stammgenoſſen zu ſammeln, und ſich mit dieſen unter das Commando Chálids zu ſtellen, deſſen Kräfte durch die inzwiſchen erfolgte vollſtändige Beruhigung Mittelarabiens verfügbar geworden waren. Er hatte ſeine bei Akrabá ſtark mitgenommenen Schaaren aus den wieder zum Islám zurückgekehrten Stämmen auf 10000 Mann verſtärken können, zu welchen nun Mothanna mit 8000 Bekriten ſtieß. Mit dieſen brach Chálid Ende 11 (Anfang 633) nahe der Euphratmündung in das perſiſche Gebiet ein. Die Araber bezeichnen die große Ebene des Euphrat und Tigris, d. h. Babylonien nebſt Chaldaea, den flachen Theil von Meſopotamien und die Landſtreifen zwiſchen beiden Flüſſen und der ſyriſchen Wüſte auf der einen, dem mediſchen Gebirge auf der andern Seite als das Sſawád[3]) oder das Irák[4]).

---

1) Juſti, Geſchichte des alten Perſiens (Nr. 2 dieſer Sammlung) S. 238. — Die chronologiſchen Anſätze, auf welche ſich die Darſtellung der arabiſchen Invaſion ebd. S. 239 gründet, haben inzwiſchen eine Aenderung erfahren, welche meine aus dieſem Grunde etwas abweichende Erzählung zu berückſichtigen hatte.

2) Jeſdegerd war damals übrigens ſelbſt noch ſehr jung: nach einigen Angaben 15 oder 16, wahrſcheinlich aber erſt 8 Jahre. Beſonders wenn das letztere richtig iſt, war an eine ſelbſtſtändige Regierung des Königs alſo damals nicht zu denken. Da wir aber nicht wiſſen, wer ihn bevormundete, ſo werde ich auch im Weiteren der Kürze wegen Jeſdegerd ſagen, wo es genauer heißen müßte, die Großen, unter deren Einfluſſe J. ſtand. — Von den Vorgängen bei der Thronbeſteigung Jeſdegerds wird unten S. 232 noch die Rede ſein.

3) Etwa „Schwarzland“ — wegen der dunkleren Farbe der überall von Saaten und Bäumen begrünten Landſchaft im Gegenſatze zu dem weißlichgelben Ton der Wüſte, ſagen die Philologen.

4) Die Erklärung des Namens iſt ſtreitig, vielleicht bedeutet er das Saumland am Rande der beiden Flüſſe oder der Wüſte. — Die Geographen machen übrigens einen Unterſchied zwiſchen Sſawád und Irák, der aber für uns von keiner Bedeutung iſt. Dagegen muß erwähnt werden,

Damals wie noch ein paar Jahrhunderte nachher durch ein uraltes, hochvollkommenes Canalſyſtem nach allen Seiten bewäſſert, war es eins der fruchtbarſten, wenn nicht das fruchtbarſte Land der Welt; grade um dies gegen die räuberiſchen Anfälle der Wüſtenräuber ſchützen zu helfen, hatten die Perſer den Grenzſtaat von Hira organiſirt. Man konnte nun verſuchen, erſt dieſe Hauptſtadt der chriſtlich-perſiſchen Araberſtämme zu nehmen, um von da aus über den Euphrat zu ſetzen: doch entſchied ſich Abu Bekr dafür, den Chálid direct in die Südſpitze des Sſawád eindringen zu laſſen, während gleichzeitig eine weitere Abtheilung unter Ijád weiter öſtlich durch die Wüſte auf Hira rückte, als Diverſion gegen einen Stoß, der von dort auf Chálids Flanke leicht geführt werden konnte. Im Anfange ging Alles nach Wunſch.[1]) In Folge der früheren Raubzüge Mothannas hatte der perſiſche Statthalter von Südbabylonien, Hormiſd, bereits Truppen aufgeboten, mit denen die Araber bei Kázima, zwei Tagereiſen vor dem ſpäteren Baßra, zuſammenſtießen. Was uns über die Einzelvorgänge in dieſer wie in allen Schlachten der alten Zeit berichtet wird, iſt eine ungeordnete Sammlung von Zügen vielfach anekdotiſcher Färbung und zweifelhafter Zuverläſſigkeit; weder von den Stellungen der beiderſeitigen Heere noch von der taktiſchen Durchführung der Kämpfe können wir uns jemals ein auch nur einigermaßen deutliches Bild machen. Jedenfalls wurden die Perſer geſchlagen (Moharram 12 = März 633), obwohl ſie nach der allerdings ſehr zweifelhaften Angabe der arabiſchen Hiſtoriker zum Theil mit Ketten aneinandergeſchloſſen waren; daher nennt man dies erſte Teffen „die Kettenſchlacht"[2]). Hormiſd ſelbſt fiel, wie es heißt von Chálids Hand; reiche Beute war der Lohn des Sieges. Zum erſten Male ſah man hier eines jener koſtbaren Diademe, welche die perſiſchen Großen zu tragen pflegten, mit ganzen Reihen werthvoller Steine geſchmückt, wie ſie vordem kaum ab und zu in einzelnen Stücken als Raritäten von kaum erſchwinglicher Koſtbarkeit ihren Weg in das Innere Arabiens gefunden hatten. Vorläufig gebührte derartiges noch dem Staatsſchatze[3]); auch ein erbeuteter Elephant wurde nach Medina geſchickt, zu höchſtem Erſtaunen der

---

daß man politiſch häufig auch die nordweſtliche Hälfte von Perſien zum Irák gerechnet hat, mit dem ſie eine Zeit lang adminiſtrativ verbunden war; das iſt dann aber das „perſiſche Irák" im Gegenſatze zu dem „arabiſchen Irák" oder dem „Irák" ſchlechtweg.

1) Die Geſchichte des erſten Feldzugs gegen die Perſer bis zum Abmarſch Chálids nach Syrien iſt ſehr unſicher, und der Verſuch einen Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Nachrichten herzuſtellen, welchem ich mich in der obigen Darſtellung anſchließe, keineswegs als endgiltig geglückt zu betrachten. 2) Wie die Franzoſen die Monatsdaten (18. Brumaire, 2. December u. ſ. w.), ſo lieben es die Araber charakteriſtiſche Nebenumſtände oder Vorkommniſſe zur Bezeichnung hiſtoriſch wichtiger Tage zu verwerthen; vgl. den Tag der Halíma S. 16. Später werden uns zahlreiche Benennungen verwandter Art begegnen. 3) In denſelben wurde nach wie vor der fünfte Theil der gemachten Beute abgeliefert, wie dies Mohammed verordnet hatte (S. 114).

Bevölkerung, die nie ſo ein Thier geſehen hatte, daher denn einige mäßiger begabte Weiber allen Ernſtes in Zweifel geriethen, ob das auch ein Geſchöpf Gottes oder etwa eine künſtliche Erfindung ſei. Die Männer im Felde draußen wurden bald andere Dinge gewohnt. Keck war das ganze Heer nach der Kettenſchlacht über den Euphrat geſetzt und plünderte den ſüdlichen Theil des Zweiſtromlandes, überall Feinde erſchlagend, Weiber und Kinder fortführend — wohlgemerkt, ſoweit ſie den Kreiſen der perſiſchen Großgrundbeſitzer, Beamten und Polizeiſoldaten angehörten; die friedlichen Bauern, hier meiſt aramäiſcher, alſo ſemitiſcher Abkunft, ließ man einſtweilen ruhig auf ihren Hufen — ſo klug war Châlid gleich, die Henne nicht wegen der goldenen Eier abzuſchlachten. Daß ſie nicht zu fett wurde, iſt ſpäter mit großer Kunſt verhütet worden, wie wir an ſeinem Orte ſehen werden. — So ging es weiter in's Land hinein, Mothanna mit ſeinen Bekriten, welche die Gegend am beſten kannten, immer voran. Bei Madhâr kam er unvermuthet einem neuen Heerhaufen in den Weg, der ſchon auf die erſte Nachricht von dem Friedensbruche der Araber unter Führung eines Feldherrn aus dem Hauſe Kâren, einem der edelſten und mächtigſten der perſiſchen Adelsgeſchlechter, zur Züchtigung der frechen Eindringlinge aus der Reſidenz abgegangen war und unterwegs die Flüchtlinge aus der Kettenſchlacht aufgenommen hatte. Châlid kam mit dem Gewalthaufen gerade noch zur rechten Zeit, ſeinen Lieutenant herauszuhauen und die bereits drohende Niederlage in einen Sieg zu verwandeln. Inzwiſchen aber hatten königliche Befehle bereits neue Truppen nach Babylonien beordert; auch von den unter dem Statthalter von Hira ſtehenden chriſtlichen Arabern wie aus den im Zweiſtromlande ſelbſt zeltenden Beduinen waren ſtarke Abtheilungen herangezogen, unter ihnen ebenfalls Bekriten von Wâïl, welche die Abneigung gegen den Islâm, daneben wohl auch die Erinnerung an frühere Stammkriege[1]) gegen ihren Volksgenoſſen Mothanna in's Feld rief. Bei Wâladſcha, in der Nähe des großen Verbindungsarmes zwiſchen Euphrat und Tigris, der von Norden nach Süden Babylonien ziemlich in der Mitte durchſchneidet, kam es von Neuem zur Schlacht. Die arabiſchen Berichte ſchreiben auch hier dem Châlid den Sieg zu; ob ganz mit Recht, möchte ich dahingeſtellt laſſen[2]). Jedenfalls hätte ihm auch eine volle Niederlage der Feinde nicht erlaubt, den Vormarſch fortzuſetzen; in ſeiner linken Flanke begann ein Wetter aufzuziehen, deſſen Entladung ihm leicht verderblich werden konnte.

---

[1]) Da die großen Stämme naturgemäß in kleinere Gruppen zerfallen, ſind bei der zerſplitternden Natur des arabiſchen Particularismus innere Kriege zwiſchen Theilſtämmen derſelben Abkunft gar nichts Seltenes; vgl. den oben S. 5 ff. geſchilderten Krieg zwiſchen Abs und Dhobjân, die beide zu den Gatafân gehörten. Die Bekriten hatten ſeit dem Ende des vierzigjährigen Krieges (S. 5) ſich allmählich nördlich gezogen, und ſtarke Abtheilungen über den Euphrat nach Meſopotamien geſandt, wo ſie in den Verband der unter perſiſcher Oberhoheit zeltenden Beduinen aufgenommen worden waren.

[2]) Die Rückzugsbewegung, welche der Schlacht folgt, würde ſich auch im Falle eines Sieges durch die inzwiſchen erfolgte Anhäufung feindlicher Truppen in Châlids Flanke erklären; auffällig iſt aber unter allen Umſtänden, daß wir hier gar nichts von gemachter Beute hören.

Wir hörten bereits, daß zur Sicherung eben dieſer von Hira aus leicht zu gefährdenden Flanke Ijád von der Mitte des nördlichen Arabiens her eine Diverſion zu machen beſtimmt war. Zwiſchen ihm und Hira nun lag die Wüſte, deren Oaſen ſeit Alters von den chriſtlichen Benu Kelb beſetzt gehalten wurden. Die von ihnen in Dúmat el-Dſchandal wohnten, hatten ſich im J. 9 (630) nach dem gezwungenen Uebertritt ihres Königs Ukeidir äußerlich dem Islám angeſchloſſen, nach Mohammeds Tode aber wie ihre heidniſchen Landsleute das Joch wieder abgeworfen. Als darauf das Mißlingen des arabiſchen Aufſtandes auch ihre Lage bedenklich erſcheinen ließ, zogen ſich, wie es ſcheint, die Kelbiten mit Ukeidir allmählich weiter nördlich hinauf nach dem Euphrat zu; dort ſtießen Schaaren aus den ebenfalls chriſtlichen Stämmen der Bachrá und Tenúch, welche am Nordrande der ſyriſchen Wüſte und in Meſopotamien unter gaſſanidiſcher Oberhoheit lebten, und endlich auch einige direct gaſſanidiſche Truppen zu ihnen; in Syrien ahnte Niemand etwas davon, daß auch dort für das nächſte Jahr der Einbruch der Muslime bevorſtand, hielt es aber gerade im Hinblick auf die zunehmenden Bewegungen im Norden der Halbinſel wohl für zweckmäßig, die vor dem Anmarſch des Ijád ausweichenden Glaubensgenoſſen zu unterſtützen. Ijád wird dieſen nachgezogen ſein, um ſich erſt die Flanke frei zu machen, nachher dann von Norden her auf Hira zu rücken; aber es gelang ihm wohl nicht, der Uebermacht in dem ſchwierigen Wüſtenterrain Herr zu werden, wenigſtens finden wir ihn noch im Radſchab 12 (October 633) bei Dúmat el-Hira[1] feſtgenagelt, einem weit nordweſtlich von Hira gelegenen Orte. So waren die Kräfte der Statthalterſchaft Hira für die Perſer verfügbar geblieben, und es war möglich, von dort aus weitere Maſſen von Arabern nach dem Süden zu ſchicken. Bei dem Orte Olleis am Euphrat vereinigten dieſe ſich mit neuen königlichen Truppen aus der Reſidenz und den Reſten des Heeres von Wáladſcha, und ſtanden nun (Sſafar 12 = Mai 633) auf dem rechten Euphratufer bereits ziemlich im Rücken des inzwiſchen auf der linken Seite weiter raubenden Chálid. Aber bei der erſten Nachricht mußte dieſer die Größe der Gefahr durchſchauen: raſch kehrte er um, ging über den Euphrat zurück und griff die noch bei Olleis ſtehenden Feinde an. Der Kampf war ſchwer, der Ausgang lange zweifelhaft, ſo daß Chálid ſeinem Gotte gelobte, wenn er ihm den Sieg verleihe, ſolle der Fluß[2] Blut ſtatt Waſſer ſtrömen. Die Schlacht wurde gewonnen. Nun ließ Chálid überall die Flüchtlinge aufgreifen, das Waſſer des Flüßchens abſperren und die Gefangenen zu Hunderten abſchlachten. Natürlich gerann das Blut und man mußte doch ſchließlich wieder Waſſer hineinlaſſen, um das Gelübde einigermaßen zu erfüllen; davon behielt das Gewäſſer den Namen des „Blutfluſſes“.

---

[1] Nicht Dúmat el-Dſchandal, mit welchem der Ort hier wie anderwärts ſeit alter Zeit verwechſelt wird, zum Schaden des Verſtändniſſes beſonders dieſes Feldzuges.

[2] Wohl einer der Canäle, welche nahe dem Euphrat nach allen Seiten das Land durchſchnitten.

Der Weg nach Hira war jetzt offen; im Anfang zu Lande, ſpäter auf Booten durch die Canäle, welche bis an die Stadt führten, gelangte das Heer vor die alte Reſidenz der Lachmiden: bei ihrem Schloſſe Chawarnak (S. 17) wurde das Lager aufgeſchlagen. Die Stadt war befeſtigt und die Beſatzung hätte ſich ſchon eine Weile halten können. Aber der perſiſche Statthalter hatte ſich davongemacht und die aramäiſchen Chriſten, welche die Mehrzahl der Bewohner bildeten, zogen es nach kurzer Gegenwehr vor, zu capituliren. Von ihrem Glauben wollten ſie nicht laſſen; ſo wurde ihnen der Tribut auferlegt, welchen die „Schriftbeſitzer“ als Preis der Duldung zu zahlen hatten (S. 166). Im Laufe des Sommers nahm Chálid auch die beiden übrigen Feſtungen, welche die Perſer weſtlich des Euphrat noch beſetzt hielten, Ambár am Fluſſe ſelbſt und Ain Tamr[1]) am Nordoſtrande der ſyriſchen Wüſte. Auffällig iſt, daß wir hier ſo wenig wie bei der Beſetzung von Hira weiteren Verſuchen der Perſer begegnen, von Kteſiphon aus einzugreifen. Vielleicht lähmten neue Unruhen die Kraft der Regierung, oder es mochte nothwendig erſcheinen, zahlreichere Truppenmaſſen aus den mittleren Provinzen heranzuziehen: das erforderte um ſo mehr Zeit, als die großen Vaſallen im Innern des Reiches ſchwerlich ohne Weiteres zur Heeresfolge bereit waren. Die unmittelbare Gefahr für die Reſidenz war zudem ſeit Olleis beſeitigt, da Chálid es nun doch für beſſer hielt, erſt das ganze Land weſtlich des Euphrat zu unterwerfen, ehe er ſich wieder zwiſchen beide Ströme hineinwagte; die chriſtliche Grenzprovinz aber zeitweilig aufzugeben, ſobald ernſtliche Gründe dafür ſprachen, konnte für den König natürlich keinem Bedenken unterliegen. Daher capitulirte die perſiſche Beſatzung von Ambár ohne Weiteres auf freien Abzug, den ihnen Chálid bereitwillig gewährte; die Abtheilung von den Benu Taglib dagegen, welche in Ain Tamr ſaß, gehörte zufällig zu den Anhängern der Prophetin Sſadſchách (S. 178 f.) und weigerte die Uebergabe; die Leute wurden ausgehungert und nach der ſchließlichen Einnahme des Ortes ſammt und ſonders abgeſchlachtet.

In dieſe Zeit (Sommer und Herbſt 633 = 12) muß auch die Bewältigung der um Dúmat el-Hira angeſammelten Schaaren der Kelbiten und ihrer Bundesgenoſſen fallen. Man wird dieſen Ort nach Allem, was ſich aus den Umſtänden erſchließen läßt, im Nordweſten von Hira zu ſuchen haben. Näheres über ſeine Lage aber iſt uns nicht bekannt. Wir können daher nicht wiſſen, ob die Ueberlieferung im Rechte iſt, wenn ſie Chálids Zug dorthin erſt nach dem Fall von Ain Tamr berichtet: wir müßten dann annehmen, daß die Kelbiten den Ijád ziemlich weit nach Norden hinaufgelockt hätten. Iſt dies unrichtig und Dúma näher an Hira heran zu verlegen, ſo muß auch ſeine Unterwerfung vor der Einnahme von Ambár und Ain Tamr ſtatt-

---

1) „Dattelquelle“.

gefunden haben. Jedenfalls hatte Ijád bis in den Sommer 633 (12) nichts Erhebliches gegen die Kelb ausgerichtet, und befand ſich trotz einer inzwiſchen unter El-Walid Ibn Okba zu ihm geſtoßenen Hilfsſchaar in recht bedenklicher Lage, als Chálid auf die ihm gewordene Botſchaft eben noch zu rechter Zeit heranrückte. Von zwei Seiten gleichzeitig angegriffen, erlitten die Feinde eine entſcheidende Niederlage; Ukeidir fiel zum zweiten Male in die Hände der Muslime und ward als Abtrünniger getödtet. Auch in dem Orte ſelbſt, der gewaltſam erſtürmt wurde, wüthete das Schwert Gottes in gewohnter Weiſe; die Kelbiten draußen kamen durch Zufall zu einer Capitulation, welche ihren Streitern das Leben ſicherte.

Der Landſtrich zwiſchen Strom und Wüſte war nun in ſicherem Beſitz der Muslime. Zwar wiederholten ſich ein paar Mal Verſuche der chriſtlichen Beduinen zu beiden Seiten des mittleren Euphrat, das Blutbad von Ain Tamr zu rächen; aber Streifſchaaren Chálids, die bald hier, bald dort auftauchten und überall ſchreckliche Strafgerichte abhielten, ſchüchterten ſie allmählich ein. So konnten die Muslime von Hira aus den Euphrat wieder überſchreiten. Die ſchwachen perſiſchen Abtheilungen, welche das Zweiſtromland im Augenblick beſetzt hielten, vermochten ihnen keinen ernſtlichen Widerſtand zu leiſten; und ſelbſt als ſich der Wachtpoſten der Byzantiner am mittleren Euphrat mit den alten Feinden zuſammenthat, um endlich der immer drohender werdenden Verwirrung an der gemeinſamen Grenze ein Ziel zu ſetzen, zeigte ein hitziges Treffen bei El-Firád nur, daß die Gläubigen auch Byzantiner und Perſer vereint zu ſchlagen im Stande waren. So beherrſchte Chálid gegen Ende des Jahres 12 (Anfang 634) beide Ufer des Euphrat und konnte jeden Augenblick von der Stelle des Stromes aus, wo ſich ihm der Tigris auf ungefähr zehn deutſche Meilen nähert, binnen drei Tagen vor Kteſiphon rücken. Das aber verbot der Chalife. Eben hatten ſich von Medina drei Heerſäulen in Bewegung geſetzt, welchen die Eroberung Paläſtinas und Syriens zur Aufgabe geſtellt war: ehe man ſicher wußte, daß ſie dieſer ebenſo gewachſen waren, wie Chálid und Mothanna der ihrigen, ſchien es nicht räthlich, die beiden Hauptmaſſen der islamiſchen Streiter außer jeder Möglichkeit gegenſeitiger Verbindung zu ſetzen. Chálid bemühte ſich nicht, ſeinen Unwillen über den ihm auferlegten Zwang zu verbergen; aber der Erfolg rechtfertigte die Vorſicht des Abu Bekr. Nach den erſten Erfolgen kam der Vormarſch der ſyriſchen Abtheilungen in's Stocken und ihre Führer ſahen ſich genöthigt, um Verſtärkungen zu bitten; ſo erhielt denn Chálid zu Anfang des Rabi' I 13 (Mai 634) Weiſung, mit 3000 Reitern ſchleunigſt nach Syrien abzurücken. Wüthend über den Befehl, welchen er Omars Mißgunſt und dem Beſtreben zuſchrieb, ihn um die Früchte ſeiner Siege zu bringen, mußte er doch gehorchen; er machte ſich auf den Weg, nachdem er den Oberbefehl über die zurückbleibenden Truppen dem Mothanna übergeben, welcher vorläufig Hira als Hauptquartier beibehielt.

Inzwiſchen aber hatte man in Kteſiphon von Neuem Zeit und Mittel gefunden, die Vertreibung der Muslime aus ihrer gefährlichen Stellung in's Auge zu faſſen. Auch die Nachricht von dem Abmarſche des gefürchteten Chálid mit einem beträchtlichen Theile ſeines Heeres mußte ermuthigend wirken; ſo machte ſich denn ein Heer unter dem Befehle eines andern Hormiſd gegen Híra auf. Aber Mothanna erhielt rechtzeitig Kunde von dem Herannahen des Feindes: er marſchirte ihm entgegen und ſchlug ihn bei den Ruinen von Babylon (13 = 634) nach hartnäckigem Kampfe, in welchem der arabiſche Held mit eigner Hand einen der furchtbaren Kriegselephanten tödtete. Aber der Erfolg täuſchte ihn nicht über das Mißliche der Lage, in welcher er mit ſeinen unzureichenden Kräften einen Landſtrich von mindeſtens 60 Meilen in der Länge decken ſollte. Somit eilte er nach Medina, um beim Chalifen perſönlich wegen der nöthigen Verſtärkungen vorſtellig zu werden — er traf den Abu Bekr auf dem Todtenbett, aber Omar, der ſofort das Ruder des Staates ergriff, beeilte ſich, dem Verlangen des bewährten Führers nachzukommen. Der in Ausſicht geſtellten Hilfe froh,. kehrte dieſer nach Híra zurück; aber natürlich verging einige Zeit, ehe die neue Aushebung beendet war, und als der zum Feldherrn ernannte Abu Obeid die Grenze des Irák erreichte, fand er an derſelben den Mothanna mit ſeinen Leuten ſchon wieder vor: ſie hatten die Euphratlinie ſchleunigſt räumen müſſen, um der Gefahr gänzlicher Vernichtung auszuweichen.

Aus dem Dunkel und der Verwirrung, welche uns faſt überall die Einſicht in die Begebenheiten und Zuſtände der letzten Saſſanidenzeit unmöglich machen, tritt jetzt allmählich eine Geſtalt hervor, die wir zum Mindeſten in ihren allgemeinen Umriſſen etwas deutlicher zu unterſcheiden vermögen. Es iſt Ruſtem, Sohn des Ferruch-Hormiſd, Iſpehbeden[1]) der großen Oſtprovinz Choraßán. Der Vater hatte ſich in die Thronſtreitigkeiten der letzten Jahre gemiſcht und war dabei durch Mord umgekommen; ihn zu rächen ſoll der Sohn mit Heeresmacht gegen die Reſidenz gezogen ſein, die gerade regierende Königin geſtürzt und dem ſchon vorher von Empörern in Iſtachr (Perſepolis) als Gegenkönig aufgeſtellten Jeſdegerd zur Alleinherrſchaft geholfen haben (vielleicht Anfang 633). Jedenfalls erſcheint er von jetzt an als derjenige, welcher die Leitung des Reiches und den Oberbefehl gegen die Araber in Händen hat — ſoweit natürlich die Verhältniſſe eines nach allen Richtungen von Intriguen und perſönlichen Feindſchaften unterwühlten Hofes dies geſtattet haben können. Er ließ durch das Zweiſtromland ein Aufgebot der waffenfähigen Mannſchaft ausſchreiben, während gleichzeitig königliche Truppen in zwei Abtheilungen ausgeſandt wurden. Eine davon rückte unter Befehl des Dſchabán über den Euphrat auf Híra, die andere, unter Narßé, nahm in der Landſchaft Kaskar[1]) Stellung. Mothanna zog vorſichtig ſeine verſtreuten Poſten an ſich und ging auf den heranrückenden Abu Obeid zurück; am Saume der Wüſte vereinigten ſich beide Heere, über welche nun, nach Omars Beſtimmung, Abu Obeid den Oberbefehl übernahm. Es wäre beſſer geweſen, ihn dem Mothanna zu laſſen: aber der Bekrite war ein nicht eben ſehr koranfeſter Beduine, der erſt nach dem Tode Mohammeds den Islâm angenommen hatte,[2]) ſo mochte ihn Omar den Leuten nicht als Oberbefehlshaber aufdrängen. Abu Obeid war ein tapferer Mann; er ſchlug erſt den Dſchabân in der Nähe von Hira, ſetzte den Flüchtlingen, die ſich auf das Heer des Narßé zurückgezogen, nach und beſiegte dann auch den Letzteren, welcher immer noch in Kaskar ſtand, gründlich. Aber Ruſtem ſcheint jetzt allmählich ſchon über die Kräfte mehrerer Provinzen des großen Reiches geboten zu haben: kurz nach dieſen Kämpfen marſchirte ſchon wieder ein mächtiges Heer von Kteſiphon direct auf Hira. Die Muslime mußten eilends aus ihrer weit nach Süden vorgeſchobenen Stellung über den Euphrat zurück: wo bei dem Orte Koß en-Nâtif[3]) die große königliche Straße von Kteſiphon nach Hira den Strom mittelſt einer Schiffbrücke kreuzte, lagerten ſie am weſtlichen Ufer, als Bachman, der perſiſche Feldherr, auf der anderen Seite erſchien (Ramadân 13 = Nov. 634). Er kannte den renommiſtiſchen Zug in der Tapferkeit ſeiner Gegner: mit ſcheinbarer Großmuth ließ er dem Abu Obeid die Wahl, ob man ſich rechts oder links des Stromes ſchlagen wolle, und der heißblütige Araber ging in die Falle. Gegen den Rath ſeiner verſtändigeren Umgebung marſchirte er über die Brücke, die Schlacht mit dem Rücken gegen den Fluß zu ſchlagen. Aber auf der andern Seite ſtanden die Perſer; er fand keinen Raum ſeine Kräfte zu entwickeln, und als er mit tollkühnem Wagniß gegen die ſeinen Weg ſperrende Elephantenſchwadron Bachmans anſtürmte, wurde er von einem der mächtigen Thiere ergriffen und mit den Füßen zertreten. Der Tod des Führers wirkte lähmend auf die Truppen; ſie zum Muthe der Verzweiflung aufzurütteln hatte ein Stammgenoſſe Abu Obeids auch noch den unglücklichen Einfall, die Verbindung zwiſchen dem Ufer und der Brücke zu durchhauen, ſo daß dieſe abzutreiben anfing. Da bemächtigte ſich der Muslime vollends Schrecken: ſchaarenweiſe ſtürzten ſie ſich in den Fluß, und jedenfalls wäre das ganze Heer in den Euphrat geworfen

---

[1]) Ispehbed iſt die ſpätere Ausſprache des Wortes Spâh-pat „Heer-Herr“, welches die höchſte militäriſche Würde des Saſſanidenreiches bezeichnet, dann aber auch, etwa unſerem Markgraf entſprechend, den großen Vaſallen, welche die ferner liegenden Provinzen ziemlich ſelbſtändig zu verwalten pflegten, beigelegt wird.

---

1) In Südbabylonien, um Wâladſcha (S. 228). — Die Abſicht bei der Zweitheilung war wohl, daß Dſchabân den Hauptſtoß gegen Hira führen ſollte, während Narßé Südbabylonien gegen eine etwaige Diverſion der Muslime deckte. Durch das kluge Ausweichen Mothannas wurde der Plan vereitelt, deſſen Ausführung auch vielleicht zu langſam erfolgte.

2) Zwar wurde in dieſen Kriegen noch Niemand nach der Correctheit ſeiner Katechismusbegriffe gefragt, wohl aber weigerten ſich die Leute, unter ſolchen Stammfremden zu dienen, welche ſich nicht mit einigem Rechte zu den „Genoſſen des Propheten" rechnen durften. Das war ein Titel, dem ſich Jeder beugen konnte, ohne ſich etwas zu vergeben; aber einem Beduinen gehorchen, der ſo einfach aus einem beliebigen Winkel Arabiens dahergeſchneit kam, dazu verſtand ſich außer ſeinen eigenen Stammgenoſſen Niemand gerne.

3) Nahe den Ruinen von Babylon.

worden, hätte ſich nicht Mothanna mit ſeinen Bekriten den Perſern todesmuthig entgegengeworfen und den Tag wenigſtens ſo lange gehalten, bis die Brücke wieder feſtgemacht war; dann deckte er trotz einer ſchweren Wunde, welche ein feindlicher Lanzenſtich ihm beigebracht, auch noch den Rückzug.

War ſo das Heer wenigſtens vor gänzlicher Vernichtung bewahrt, ſo hatte es doch in dieſer „Brückenſchlacht“ 4000 Mann auf dem Kampfplatze oder in den Wellen des Euphrat zurücklaſſen müſſen; 2000 andere ſollen in ihrer Angſt die Flucht bis nach Medina fortgeſetzt haben. Daſelbſt ſchämten ſie ſich ſehr; Omar war klug genug, ſänftlich mit ihnen zu fahren. Mindeſtens hätten ſie einſehen können, daß ſie für den Beduinen nicht zu ſchade waren. Der wußte ſich aber zu helfen, noch bevor die Flüchtlinge mit dem neuen Aufgebot, welches Omar ſofort mit der größten Energie zuſammenbringen ließ, nach dem Irâk zurückkamen. Freilich war es ſein Glück, daß Bachman, wie es heißt durch die Nachricht von neuen Unruhen in Kteſiphon nach der Reſidenz zurückgerufen, ſeinen Sieg nicht weiter verfolgte; aber er ſelbſt ließ es an nichts fehlen, um die Lücken ſeines kleinen Heeres ſchleunigſt zu füllen. Ziemlich weit euphrataufwärts, ſchon auf byzantiniſchem Gebiete, zeltete der Araberſtamm der Benu Namir: den gelang es, trotzdem er ſich zum Chriſtenthum bekannte, zum Anſchluß an das muslimiſche Heer zu bewegen. So wurde das Land weſtlich des Stromes wieder geſichert, und als dann die umfangreichen Verſtärkungen aus Medina heranrückten, konnte Mothanna, dem Omar nun verſtändiger Weiſe den Oberbefehl ließ, wieder zuverſichtlich dem Feinde die Spitze bieten. Der zog eben (14 = 635) von Neuem heran: die ſtreitenden Großen in Kteſiphon mochten ſich inzwiſchen wieder einmal für eine Weile vertragen haben, und ein Abkömmling der Michrân, eines der ſieben vornehmſten perſiſchen Adelsgeſchlechter, rückte mit 12000 Mann über den Euphrat. Mothanna blieb ruhig hinter einem der weſtlichen Euphratcanäle bei Boweib in der Nähe von Hira ſtehen, und ließ diesmal den Perſern den Vortritt. Michrân ſcheint die Anzahl der Muslime unterſchätzt und nur auf die ſchwachen Reſte von der Brückenſchlacht gerechnet zu haben; er beging denſelben Fehler wie Abu Obeid, ging angeſichts des feindlichen Heeres über den Canal und griff die auf der anderen Seite ihn erwartenden Araber an. Die Perſer ſchlugen ſich diesmal beſonders tapfer; trotzdem neigte ſich der Sieg, beſonders durch die wackere Haltung der Namir, auf die Seite der Gläubigen. Die Niederlage der Feinde zu vollenden, ließ Mothanna durch eine Streifſchaar die Brücke hinter ihnen zerſtören. Das wäre ihm beinahe übel bekommen: des Rückzuges beraubt warfen ſich die Perſer mit dem Muthe der Verzweiflung den Nachdrängenden entgegen und brachten den Kampf noch einmal zum Stehen. Mothanna machte ſich ſpäter Vorwürfe über die neuen Verluſte, welche die Muslime erlitten; doch endigte die Schlacht mit der gänzlichen Vernichtung des feindlichen Heeres, von dem faſt Niemand entkam.

Die empfindliche Niederlage zeigte deutlich, daß mit halben Maßregeln gegen die ungewohnte Hartnäckigkeit nichts auszurichten war, mit welcher das freche Araberdolk ſeine in früheren Zeiten ja auch oft genug vorgekommenen Streifzüge jetzt unabläſſig wiederholte: ſo entſchloß ſich Ruſtem zu umfangreichen Rüſtungen, um ein Heer von unwiderſtehlicher Uebermacht zuſammenzuziehen, welches dem läſtigen Grenzkriege mit einem Schlage ein Ende machen ſollte. Wir haben bereits mehrfach angedeutet[1], daß bei dem Zuſtande des perſiſchen Reiches ein ſolches Unternehmen mit vielen Schwierigkeiten verbunden war: ſomit kann es nicht Wunder nehmen, wenn über ein Jahr verging, ehe die aus den Provinzen zum Theil weit her zu berufenden neuen Aufgebote in und um die Reſidenz eintrafen. Die Araber benutzten dieſe Friſt nur zu gründlich. Das ganze Zweiſtromland mit dem Delta des Euphrat und Tigris, etwa achtzig Meilen von der Spitze des perſiſchen Meerbuſens aufwärts, durchſtreiften ihre plündernden Reiterſchaaren, eine Stadt nach der andern beſetzten ſie, bis an den Tigris oberhalb Kteſiphons; und gleichzeitig machten ſie einen Anfang, das eroberte Land dauernd militäriſch zu ſichern, indem ſie an dem jetzt Schatt-el-Arab genannten Hauptarme des vereinigten Euphrat-Tigris die Feſtung Baßra[2] gründeten. Der große Strom iſt dort noch für Seeſchiffe zugänglich, und der Ort daher der Mittelpunkt für den ganzen Seeverkehr des islamiſchen Reiches geworden, beſonders ſeit ihn die Gründung von Bagdad unter den Abbaſſiden zum natürlichen Hafen der Chalifenreſidenz machte. Vorläufig ſollte hier, wo ſchon die Perſer in dem benachbarten Choreiba ein Caſtell und Arſenal gehabt hatten, eine Burg geſchaffen werden, die Arabien und Südbabylonien vor Einfällen aus Chuſiſtán und dem perſiſchen Stammlande ſchützte; die Hut des wichtigen Poſtens, der 800 Mann Beſatzung erhielt, wurde dem Mogira Ibn Schó'oba (vgl. S. 162) übertragen.

Um die Mitte des Jahres 15 (Sommer 636) meldete der ſtets vorſichtig ausſchauende Mothanna nach Medina, daß um Kteſiphon (oder Madáïn, wie die Araber die Stadt nennen) Truppenanſammlungen in ungewöhnlichem Umfange ſtattfanden. Die große Reichsarmee Ruſtems fing an, allmählich vollzähliger zu werden; vor ihren nunmehr ſich zwiſchen Euphrat und Tigris zeigenden Spitzen zog der kluge Araber nach ſeiner Gewohnheit ſeine Reiter von allen Seiten zurück und concentrirte ſich langſam weichend wieder auf Hira, die erbetenen Verſtärkungen hinter der Deckung des Euphrat erwartend. Omar entſchloß ſich alle Kräfte aufzubieten; große Schaaren von Südarabern, welche er ſich nunmehr ſchon mit zu verwenden traute, ſetzten ſich nach dem Irák in Marſch, gottloſes Volk darunter, das nur dem Zwange folgend ſich dem Islám unterworfen hatte, aber von der früheren perſiſchen Herrſchaft in Jemen her wußte, daß Kteſiphon mehr Schätze barg, als ein Beduine ahnen konnte; daran begeiſterten ſich Leute wie der alte Räuberhauptmann Amr Ibn Ma'adikárib (S. 181) und der heilloſe Verräther El-Aſch'ath Ibn Keis (S. 182) faſt ebenſo, wie die frommen Gefährten des Propheten an der Ausſicht auf das Paradies. Dieſer Nachſchub wurde unter das Commando eines der älteſten und treueſten Genoſſen Mohammeds geſtellt, des Sſá'ad Ibn Abi Wakkáß, der gleichzeitig, da gegen Mothanna ſich die ſchon früher erhobenen Bedenken (S. 233) von Neuem geltend machten, den Oberbefehl über das ganze Heer erhielt. Nachdem er ſein Hauptquartier zwiſchen Hira und der Wüſte aufgeſchlagen und dort den vor Ruſtem immer weiter zurückgegangenen Mothanna aufgenommen hatte, blieb er auf des Letzteren Rath ſtehen, die Perſer an ſich herankommen zu laſſen; der kluge Bekrite kannte die Größe der Gefahr, und Sſá'ad war verſtändiger als Abu Obeid vor der Brückenſchlacht. Schaar um Schaar ſtießen die Araber, welche Omar überall her auf das Irák dirigirte, zum Heere; es war für die Perſer verhängnißvoll, daß am 20. Auguſt 636 das byzantiniſche Hauptheer im Oſtjordanlande in Trümmer geſchlagen war, und alle auf der Halbinſel neu Ausgehobenen nunmehr für den perſiſchen Krieg verfügbar wurden. Auch die Beſatzung von Baßra unter Mogira ward zu Sſá'ad abcommandirt, und nach Syrien erging der Befehl, ſofort nach dem in Kurzem zu erwartenden Falle von Damaskus die im J. 12 (634) dem irakiſchen Heere entliehenen 3000 Mann wieder zurückzuſchicken.

---

[1] Vgl. insbeſondere S. 224. 230.

[2] Nach dem ſcharfen ß klingt im Arabiſchen leicht ein faſt unmerklicher dumpfer Vokalanſtoß nach, daher die bei Engländern und Franzoſen, zum Theil auch bei uns übliche Schreibung Bassora. Balſora iſt Unſinn.

Der gute Rath, den Mothanna dem neuen Oberbefehlshaber ertheilt, ſollte das letzte Verdienſt ſein, welches dieſer große Feldherr ſich um die Sache des Islâms erwarb. Seine Kräfte waren durch die maßloſen Anſtrengungen der vier Kriegsjahre erſchöpft, in welchen er kaum einen Augenblick zur Ruhe gekommen war und überall die ſchwierigſten und verantwortungsvollſten Poſten eingenommen hatte; zahlreiche Wunden — die von der Brückenſchlacht war ihm nie ordentlich geheilt — gaben ihm den Reſt. Er ſtarb vor der Schlacht, die ſein Werk zu vollenden beſtimmt war. Sſá'ad brachte ſeinem Andenken die Huldigung, daß er nach Ablauf der geſetzlichen Friſt ſeine Wittwe Sſelma heirathete, jedenfalls um den Einfluß des todten Helden auf die ihn vergötternden Beduinen für ſich ſelbſt zu gewinnen; zeigte er dadurch, daß er genau wußte, was Mothanna geleiſtet, ſo haben es Andere um ſo mehr an gerechter Würdigung fehlen laſſen. In der Ueberlieferung iſt der Beduine über den Gefährten des Propheten mit begreiflicher, uns aber geradezu ſchmachvoll dünkender Weiſe vernachläſſigt worden; erſt die neuere Forſchung[1]) iſt dem Manne wieder gerecht geworden, deſſen Feldherrngröße kaum hinter der Chálids zurückſteht, und deſſen Geſtalt dabei nach Allem, was

---

1) Ich ergreife gern die Gelegenheit, hier den berühmten engliſchen Geſchichtſchreiber Sir William Muir zu nennen, der mit dem ihn auch ſonſt auszeichnenden klaren und gerechten Blick für die Eigenſchaften hiſtoriſcher Perſönlichkeiten die Verdienſte Mothannas zuerſt wieder in das rechte Licht geſtellt hat (Annals of the Early Caliphate. London 1883. S. 139f.).

wir wiſſen, von den tiefen Schatten frei iſt, welche Wildheit und Grauſamkeit auf den Charakter des „Schwertes Gottes" werfen. Nicht minder kühn als vorſichtig hat er ſeine Schlachten ſtets gewonnen, und wo fremder Unbedacht zum Schlimmſten zu führen drohte, durch ſchnell entſchloſſenes Eingreifen mit Aufopferung der eigenen Perſon das Heer vor dem Untergange gerettet und den Rückzug gedeckt; durch blitzſchnelles Vordringen jeden möglichen Vortheil erhaſchend, in zögerndem Weichen dem übermächtigen Feinde aus dem Wege gehend hat er es fertig gebracht, drei volle Jahre lang die ganze trotz der inneren Wirren noch immer wuchtige Macht des großen Perſerreiches mit ſtellenweiſe lächerlich geringen Mitteln in Schach zuhalten, bis der Fall der byzantiniſchen Herrſchaft in Syrien ſeinem Fürſten die Mittel ſchaffte, wenige Monate ſpäter noch auf einem zweiten Kriegsſchauplatze den Hauptſchlag zu führen. Die ganze Oberflächlichkeit muslimiſcher Geſchichtsbetrachtung zeigt ſich darin, daß ſie an ſolchem Helden kaum mehr zu rühmen findet, als daß er bei den Ruinen von Babylon den großen Elephanten todtgeſchlagen hat.

Vor dem Anmarſch des Reichsheeres hatte Mothanna Hira räumen müſſen, nach deſſen Beſetzung Ruſtem ſein Lager in der Nähe der Stadt bei dem Orte Kadeſia aufſchlug. Hier lagerte er volle vier Monate unthätig den Muslimen gegenüber, die ihre Reihen täglich durch neuen Zuzug aus Arabien verſtärkten. Es wird berichtet, der perſiſche Feldherr habe den ganzen Feldzug mit großem Widerſtreben erſt dann begonnen, als die Klagen der Einwohner des Zweiſtromlandes über die von den Beduinen ungehindert nach allen Seiten hin ins Werk geſetzten Plünderungszüge ſo dringend wurden, daß König Jeſdegerd und die andern Großen des Reiches über ſolcher Schmach die Geduld verloren und ein directer königlicher Befehl die Armee in Marſch ſetzte. Vermuthlich erwartete Ruſtem noch weitere Aufgebote der Landwehren aus den entfernteren Provinzen; damit wäre auch die ſonſt unbegreifliche Stockung ſeines Vormarſches gegen Sſá'ad erklärt. War es aber im Anfang den Perſern nachtheilig geweſen, daß ſie in Chálids Invaſion allzulange nur einen der ſeit alters üblichen arabiſchen Beutezüge hatten ſehen wollen, dem ſie mit geringer Anſtrengung beizukommen dachten, ſo führte ſie jetzt das Beſtreben, durch Anhäufung erdrückender Truppenmaſſen jeden Widerſtand zu brechen, geradezu ins Verderben. Denn abgeſehen von der Unſicherheit, welche die Einmiſchung des Hofes in Ruſtems Kriegsführung zur Folge haben mußte, erhöhte ſeine Unthätigkeit angeſichts der täglich zahlreicher werdenden Araber die Zuverſichtlichkeit derſelben — daß dann noch gerade im Augenblick der ſchwankenden Entſcheidung die ſyriſchen Truppen ankamen, bleibt eine jener Schickſalsfügungen, denen Menſchen und Staaten ohne Wahl noch Widerſtand unterworfen ſind.

Es waren die beſten Kräfte zweier großen Nationen, welche ſich im J. 16 (637)[1] bei Kadeſia gegenüberſtanden — hier, um das ruhmreiche, alte Saſſanidenbanner aus Leopardenfell geſchaart, die vornehme perſiſche Ritterſchaft mit ihren gepanzerten Schwadronen, dreißig Kriegselephanten voraus, von einem für die Araber zahlloſen Heere umgeben; in der Mitte der Éranspáhpat (Reichsfeldherr) Ruſtem auf koſtbarem Throne, die Thaten ſeiner Helden zu ſchauen, wie einſt Xerxes am attiſchen Strande gegenüber Salamis; dort ganze Schaaren der älteſten und nächſten Gefährten des Propheten, darunter 99, die bei Bedr (S. 110), 310, die beim Treueſchwur von Hodeibija (S. 142), und 300, die bei der Einnahme von Mekka zugegen geweſen waren.[1] Es wird beſonders hervorgehoben, wie Sſá'ad das Heer organiſirt habe. Die Eintheilung der Stämme konnte natürlich nicht geändert werden, ſollte es auch nicht, da der ehrgeizige Wettſtreit zwiſchen ihnen ein Haupthebel der Tapferkeit war; innerhalb derſelben aber wurden, um die Leichtigkeit der taktiſchen Bewegungen zu fördern, je zehn Mann unter den Befehl eines beſonderen Führers geſtellt. Der Oberfeldherr war durch ein leidiges Mißgeſchick verhindert, am Kampfe theilzunehmen: eine üble Krankheit zwang ihn, auf dem Walle von Kodeis, einer kleinen Feſtung an einem der Euphratcanäle, lagernd ſeine Befehle zu ertheilen; das war den Arabern gar nicht recht, ſie liebten es ihren Feldherrn mitten im Kriegsgetümmel zu ſehn, und hatten das vom Sſá'ad, einem „tapferen, pfeilfrohen Manne", beſonders erwartet. Vielleicht iſt es gerade gut geweſen, daß er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den Gang der Schlacht richten konnte, die bei ſolchen Heeresmaſſen[2] doch kaum leicht zu überſchauen war. Ueber den Verlauf der Kämpfe ſind wir leider wieder äußerſt mangelhaft unterrichtet; aus der bunten Maſſe der Ueberlieferungen kann man ſich natürlich Einzelheiten genug ausſuchen, mit welchen ſich ein leidlicher Zuſammenhang herſtellen läßt. Wenn es daneben aber nicht einmal feſtſteht, ob die Schlacht drei oder vier Tage gedauert hat, wenn gleich der Anfang derſelben in den älteſten Quellen auf zwei einander ſchlechthin ausſchließende Weiſen erzählt wird, wenn man in den verſchiedenen Berichten das deutliche Beſtreben ſieht, bald dem, bald jenem Helden das Verdienſt des ausſchlaggebenden Eingreifens zu ſichern,[3])

---

[1] Das genaue Datum ſteht nicht feſt.

---

1) Eine andere Ueberlieferung nennt die kleineren Zahlen 70, 120, 120. 2) Allerdings iſt die Zahl der Kämpfenden auf beiden Seiten hier noch unſicherer als gewöhnlich. Gerade die älteſten und ſonſt verläßlichſten Quellen bieten hier gänzlich unmögliche Ziffern, z. B. 120 000 Perſer gegen 9—10 000 Araber. Letztere Zahl iſt vielleicht nur irrthümlich auf den Geſammtbetrag bezogen und ſtellt möglicher Weiſe eine alte Angabe über die Menge der von Sſá'ad ſelbſt aus Medina mitgebrachten Truppen dar. Vertrauenswürdiger erſcheint eine andere Notiz, welche die Araber auf 38 000, die Perſer auf 60 000 Mann ſchätzt; allerdings findet ſie ſich erſt bei einem ſpäteren Schriftſteller, dem wir aber doch auch ſonſt häufig gute Nachrichten auch aus der älteren Zeit verdanken. Ein ziemlich gleichzeitiger armeniſcher Hiſtoriker beziffert die Kopfzahl der Perſer auf 80 000, und das dürfte der Wahrheit nahe kommen. 3) Charakteriſtiſch iſt, daß gerade in der älteſten Zuſammenſtellung dieſer Ueberlieferungen der Name des Mannes, welchem ſpäter ſo gut wie einſtimmig die Hauptthaten zugeſchrieben werden, gar nicht vorkommt.

ſo wird man ſich dazu neigen müſſen, auf ſolche willkürliche Conſtructionen zu verzichten. Was im Allgemeinen feſtſtehen dürfte, iſt die anfängliche Ungleichheit des Kampfes, der trotz alles Heldenmuthes ſich nicht zu Gunſten der Araber entſcheiden will und ſelbſt durch die am zweiten oder dritten Tage erfolgte Ankunft der ſyriſchen Truppen nur eben zum Stehen gebracht wird. Dann folgt eine denkwürdige Nacht, in welcher durch zufälliges Aufeinanderſtoßen mitten im Dunkel ſich an einem Ende des Schlachtfeldes ein verwirrter Kampf entſpinnt, deſſen Lärm auf die Gemüther der von ferne Lauſchenden einen unauslöſchlichen Eindruck hervorruft — „die Nacht des Getöſes“ heißt ſie bis auf den heutigen Tag. Beim Morgengrauen wird der Streit wieder allgemein; ein heftiger Sturmwind erhebt ſich und wirft den Perſern Sandwolken ins Angeſicht; im Verzweiflungskampfe fällt Ruſtem,1) und nun iſt der Sieg für die Araber entſchieden.

Unter all den ruhmreichen Tagen, welche die Geſchichte der Heldenzeit des Islâms ſchmücken, iſt der „Tag von Kadeſia“ dem Araber am meiſten an's Herz gewachſen. Es iſt für ihn der Tag, der endgiltig den Sieg des Islâms über die Welt des Unglaubens entſchieden, der nach der Vorausſagung des Propheten das weiße Haus der Chosroen ſeinen Gläubigen zur Beute geliefert hat. So hat die Tradition denn gerade dieſen Tag mit einem reichen Sagenkranze geſchmückt, in anderer und erfreulicherer Weiſe als die Schlachttage des Geſandten Gottes ſelbſt. Iſt es bei dieſen meiſt nur die lendenlahme Phantaſie wunderſüchtiger Theologen, die mit ihren abgeſchmackten Märchen um ſich wirft oder gläubig die prahleriſchen Erfindungen lügenhafter Heuchler wiederholt, ſo fühlen wir uns inmitten der Heldenſagen von Kadeſia wieder von dem friſchen Morgenhauche kräftiger Wüſtenluft umſpielt, der uns aus den welt- und kriegsfreudigen Liedern der vorislamiſchen Poeten entgegenwehte. Da iſt der wilde Mogira Ibn Schô'oba, der, vor der Schlacht zu ergebnißloſer Verhandlung zu Ruſtem geſandt, im Stolze des freien Arabers, zum Entſetzen der perſiſchen Ritter, geradeswegs den Thron hinanſteigt, um ſich neben den Reichsfeldmarſchall zu ſetzen, der ja nicht mehr iſt, als er ſelbſt. Da iſt Âßim Ibn Amr mit ſeinen Temimiten, die ſich den furchtbaren Elephanten entgegenwerfen, die Kornaks mit Pfeilen erſchießen und die Gurte der Sättel zerſchneiden, daß die auf ihnen befeſtigten Thürmchen mit der Mannſchaft drinnen herabſtürzen und die gereizten, führerloſen Thiere ſich gegen das eigene Heer wenden. Da iſt El-Ka'akâ, Sohn des Amr vom ſelben Stamme Temîm, der Lieblingsheld der ſpäteren Sage, der an der Spitze des Vortrabes der ſyriſchen Truppen im verhängnißvollſten Momente den Streitern Gottes zu Hilfe kommt und Wunder der Tapferkeit verrichtet, bis er allein dreißig Perſer erſchlagen hat; da iſt

---

1) „Und Gott tödtete den Ruſtem; man hat ſeinen Leib mit Hieben und Stichen bedeckt gefunden, ohne daß jemand ſagen konnte, wer ihn getödtet“ ſagt unſere älteſte Quelle. Natürlich fanden ſich dann eine ganze Maſſe Leute, die es geweſen waren; ſpäter iſt das Ende des tapferen Kriegers durch kindiſche Märchen verunglimpft worden.

Toleicha, der einſt verunglückte Prophet der Benu Áßad, der mit einer Handvoll Leuten bei Nacht mitten in das feindliche Lager einbricht und die Verfolger einen nach dem andern erſchlägt. — Prächtig macht ſich auch Amr Ibn Ma'adikárib, der wegelagernde Haudegen Jemens: keck ſprengt er gegen die Reihen der perſiſchen Reiter an, hebt mit gewaltiger Fauſt den erſten beſten davon vom Pferde und vor ſich in den Sattel, indem er ruft: „Das bin ich, der Vater des Thaur1); macht's ebenſo!" Dann haut er einem Elephanten den Rüſſel ab, und ſchreit ſeinen Leuten zu: „Immer an die Rüſſel mit euren Säbeln, am Rüſſel ſchlägt man den Elephanten!" — Abu Michdſchan2) vom Stamme Thakif war kein empfehlenswerther Muslim: während das Heer noch den Perſern gegenüber lagerte, trank er Wein und wurde deswegen auf Befehl des gottesfürchtigen Feldherrn gegeißelt und eingeſperrt, wie es der Prophet verordnet. Als aber der Kampf begann, bettelte er ſo lange bei der vertrauten Sklavin3) Sſá'ad's, bis ſie ihn hinaus ließ und ihm das eigene Pferd des kranken Führers gab, nachdem er gelobt, ſofort beim Ende des Kampfes ſich wieder in dem Gefängniß einzuſtellen. So rennt er denn gegen die Perſer an, bahnt ſich einen Weg weit hinein und tödtet den großen weißen Elephanten, das königlichſte Thier der ganzen Schaar4). Sſá'ad ſah den kühnen Reiter; kopfſchüttelnd meinte er: „Das Pferd iſt mein Pferd, die Gangart Abu Michdſchans!" Als die Schlacht vorbei war, kam der pünktlich zurück, ſich wieder feſſeln zu laſſen; Sſá'ad aber ließ ihm die Bande ſchleunigſt abnehmen und ſagte: „Des Weines wegen werde ich dich nicht wieder geißeln laſſen nach dem, was ich von dir geſehen habe!" Der echte Araber bleibt keine Antwort ſchuldig: „So werde ich keinen wieder trinken," verſprach der gebeſſerte Sünder.

Der Streit war hart geweſen, die Verluſte der Muslime beliefen ſich faſt auf den dritten Theil des ganzen Heeres. So mußte Sſá'ad den Rückzug der Feinde unbehelligt laſſen, und ſeinen Truppen einige Zeit für die nothwendige Erholung gewähren. Dann ward Hira beſetzt und nun ging es wieder unaufhaltſam vorwärts über den Euphrat. Zweimal noch ſtellten die Perſer ſich in Babylonien den Siegern entgegen, beide Male vergeblich; ſo mußten ſie das Zweiſtromland räumen. Während Kteſiphon noch beſetzt blieb, ſuchten ſie aus dem Innern des Reiches neue Truppen heranzuziehen; aber die Verſtärkungen kamen zu langſam, als daß an eine ernſtliche Vertheidigung der Reſidenz hätte gedacht werden können. Sieben Städte5), ſagen die arabiſchen Schriftſteller, waren es, die auf beiden Ufern des Tigris die Reichshauptſtadt bildeten: es ſind Kteſiphon und ſeine zum Theil auf der gegenüberliegenden Stätte des alten Seleucia erbauten Vororte, die ein nicht ganz einheitliches Ganzes ausmachten. Auch die Hälfte weſtlich vom Tigris

---

1) Vgl. oben S. 69 Anm. 1. 2) ch hinter dem i rauh zu ſprechen, wie in auch. 3) Oder nach Anderen ſeiner Frau Sſelma (S. 236). 4) Welches übrigens ſelbſtverſtändlich auch noch von mehreren Anderen umgebracht worden iſt. 5) „Die Städte" bedeutet daher auch der arabiſche Name El-Madáïn.

war befeſtigt, und es bedurfte einer mehrmonatlichen Belagerung, während deren mancher Ausfall der Beſatzung den Muslimen das Leben ſauer machte, bis ſie unhaltbar wurde. Eines Tages fand man ſie geräumt; während indeſſen die Araber noch längere Zeit durch Mangel an Fahrzeugen auf dem diesſeitigen Ufer feſtgehalten wurden, verließ der Hof den dreihundertjährigen Sitz der Saſſanidenherrſchaft und flüchtete mit dem jungen König, welcher damals vielleicht erſt dreizehn Jahre zählte, nach dem feſten Holwân im mediſchen Gebirge. Unmittelbar darauf fand ſich ein Verräther bereit, dem Ssá'ad eine Furth durch den Tigris zu weiſen: trotzdem hohes Waſſer ſie ſo gut wie unpaſſirbar machte, ſtürzten die waghalſigen Reiter Âßims des Temimiten ſofort ſich in die reißende Fluth. Ein Haufe folgte dem andern; es gelang den kräftigen Roſſen die Wogen zu beſiegen, die perſiſchen Wächter am andern Ufer niederzuwerfen — da gaben die unter dem Befehle des Michrân in der Stadt noch lagernden Truppen ſich verloren und ſuchten eilig ihr Heil in der Flucht. Kteſiphon lag zu den Füßen der arabiſchen Eroberer.

„Das ſchätzereiche Kteſiphon" hat es unſer Dichter geheißen, und unglaublich fürwahr mußte den halbbarbariſchen Beduinen die Menge der Schätze vorkommen, die ihren gierig raubenden Händen verfallen waren. Hatte auch der Staatsſchatz an gemünztem Gelde größtentheils nach Holwân mitgerettet werden können, ſämmtliche Koſtbarkeiten der perſiſchen Krone, der reichſten der damaligen Welt, fanden ſich im Königspalaſte vor und wurden die Beute der Sieger. Auf neunhundert Millionen Dirhems¹) wurde bei der amtlichen Theilung der Werth des geplünderten Gutes geſchätzt, und mit offenem Munde ſtanden die Söhne der Wüſte vor den Wundern einer raffinirten Cultur, die ſich ihren Augen darboten. Die Reichskrone, der Königsmantel, der Thronſeſſel, unzählige koſtbare Waffen, alles von Gold und Edelſteinen funkelnd, dazu die merkwürdigſten Raritäten, wie ein lebensgroßes ſilbernes Kamel mit einem goldenen Reiter, ein Pferd von Gold mit Edelſteinen als Zähnen und Augen, vor Allem aber der weltberühmte große Staatsteppich aus dem großen Saale, in welchem der König, ſeine Gewaltigen, ſeine Weiber und Kebsweiber zu trinken pflegten.²) Siebenzig Ellen lang und ſechszig breit war das Prachtſtück; es ſtellte einen Garten dar mit ſilbernen Wegen auf goldenem Grunde, mit Wieſen aus Smaragd, Bächen aus Perlen, Blüthen und Früchten aus den verſchiedenſten Edelſteinen. Das Alles verlieh Allah nun ſeinen Gläubigen, die längſt zu der Erkenntniß gekommen waren, daß zu dem ewigen Heile auch zeitlicher Gewinn der Lohn der wahren Gottesfurcht ſein werde. Daneben aber blieb der Stolz des Arabers nicht unempfindlich für den edleren Reiz ſolcher Beute, wie die Rüſtungen und Schwerter waren, welche dem großen Chosrau Anoſcharwân, dem berüchtigten Gegenkönig Bachrâm Tſchobîn³),

---

1) S. über den Werth dieſer Münze oben S. 100 Anm. 1. 2) Daniel Cap. 5 V. 3. 3) S. Juſti, Geſchichte des alten Perſiens (Nr. 2 dieſer Sammlung) S. 207. 234.

dem römiſchen Kaiſer, dem Chakán (Herrſcher) der Türken jenſeit des Oxus, dem Könige des indiſchen Grenzlandes und dem gefürchteten No'mán V. von Hira[1]) gehört hatten. Die Schwerter Chosraus und No'máns wurden mit dem großen Teppich an den Chalifen geſandt. Der pflegte keine Gelage abzuhalten, und in ganz Medina war, die Moſchee vielleicht ausgenommen, ſchwerlich ein Raum groß genug, ihn darin auszubreiten; ſo war Omar in Zweifel, was er mit dem Ding anfangen ſollte. Der praktiſche Ali meinte, man beſitze ja eigentlich ſo recht nur, was man ſelbſt verbrauche: ſo wurde der Teppich zerſchnitten und vertheilt; Ali ſelbſt bekam auch ein Stück, das er nachher für 20 000 Dirhems verkaufte.

Zu ſolchen Koſtbarkeiten kamen nun ferner alle die Geräthe und Stoffe, welche eine vielhundertjährige Civiliſation einer reichen Bevölkerung zum Bedürfniſſe macht. Wie rathlos in vielen Fällen die Söhne des Naturvolkes allen den Herrlichkeiten gegenüberſtanden, an welche ſie ſich nachher nur zu bald gewöhnen ſollten, darüber haben wir eine Anzahl von Anekdoten, von denen es geſtattet ſein mag, ein paar der charakteriſtiſchſten anzuführen. Ein Araber fand einen Sack mit Kampher, der für Arzneien und Parfümerien beliebt und in jener Zeit noch außerordentlich theuer war. Er hielt es für Salz und würzte ſich eine Suppe damit; da ſie ihm wenig ſchmeckte, fand er das Zeug unbrauchbar und glaubte noch ein gutes Geſchäft zu machen, als es ihm gelang ein altes Hemde, an dem es ihm gerade gebrach, von einem wohlwollenden Menſchen dafür einzuhandeln. Ein nicht minder echter Beduine aber war der, welcher für einen Edelſtein von ſeltener Koſtbarkeit, den er hatte mitgehen heißen, ſich von einem Händler tauſend Dirhems zahlen ließ; als man ihn nachher fragte, weshalb er nicht mehr genommen, antwortete er traurig: „Ja, hätte ich gewußt, daß es noch eine größere Zahl als Tauſend giebt[2]), ſo würde ich dieſe verlangt haben!“ — Solche Verluſte ließen ſich aber tragen, denn nicht weniger als 12 000 Dirhems betrug der Beuteantheil, der auf jeden Einzelnen bei der officiellen Verwerthung der abgelieferten Güter kam; und dabei war ſeit der Schlacht von Kadeſia die Kopfzahl des Heeres ſchon bis auf 60 000 Mann in die Höhe gegangen.

Sie fanden übrigens ziemlich ſchnell Anderes zu thun, als Geld einzunehmen, dieſe Sechzigtauſend. Nicht umſonſt hatte der perſiſche Hof den Staatsſchatz mit nach Holwán genommen. Er wollte mit dem Verluſte ſeiner Reſidenz noch nicht die ganze Partie aufgegeben haben; ſo wurden in und um die Feſtung zu den Trümmern des Reichsheeres ſo viel als möglich neue Landwehren zuſammengezogen. Allmählich wagten die Perſer ſich dann von Holwán aus wieder etwas vor, das Thal des Dejálafluſſes hinab, welcher

---

1) Oben S. 21. 2) Im Arabiſchen iſt 1000 die letzte Zahl, die ein eigenes Wort hat, die größeren müſſen durch Zuſammenſetzung (1 Million = 1000 mal 1000) gebildet werden.

dicht oberhalb Kteſiphons in den Tigris geht. Sſá'ad ſandte ihnen ſeinen Neffen **Háſchim** mit 12 000 Mann entgegen;[1] bei **Dſchalúla**, etwa fünfzehn Meilen von der Hauptſtadt, kam es zur Schlacht (Ende 16 = Ende 637 oder Anfang 638); ſie endete abermals mit der Niederlage der königlichen Truppen. Durfte ſich der Hof trotzdem in dem feſten Holwán noch eine Weile ſicher fühlen, ſo blieb das Land bis an das mediſche Gebirge doch von nun an im unbeſtrittenen Beſitz der Muslime, und bald ſtieg als Zeichen ihrer Herrſchaft in Madâïn die erſte Moſchee des eroberten Landes empor.

Weiter nach Süden allerdings trat erſt etwas ſpäter Ruhe ein. Hier zieht die Ebene ſich von den Euphratmündungen ab noch ziemlich weit nach Oſten, ehe ſie durch ein Hügelland, dann allmählich durch die höheren Gebirge abgeſchloſſen wird, welche die Grenze der **Perſis** (Fars), des alten Stammlandes der Nation, darſtellen. **Chuſiſtán**, ſo heißt jene Ebene nebſt dem Hügellande, wehrte ſich nach der Einnahme von Kteſiphon noch über ein Jahr lang. Der Fürſt des Landes, **Hormuſán**, war einer der thatkräftigſten unter den perſiſchen Großen; nachdem er aus der Schlacht von Kadeſia ſich gerettet, ſetzte er in ſeiner Provinz den von Baßra aus nachdringenden Muslimen hartnäckigen Widerſtand entgegen. Einmal (16 = 637) beſiegt, empörte er ſich im folgenden Jahre wieder, zog die Araber von einer Feſtung des Landes nach der andern hinter ſich her, und wurde erſt gefangen, als es jenen gelang, ſich der Stadt **Tuſter** (jetzt Schuſchter) durch Verrath zu bemächtigen, in welcher er ſeine letzte Zuflucht geſucht hatte, und aus der er nun keinen Ausweg mehr zu finden wußte. Durch ſeinen früheren Treubruch hatte er das Leben verwirkt; ſo bewilligte ihm der arabiſche Feldherr **Abu Múßa el-Áſch'ari** die Capitulation nur mit dem Vorbehalt, daß Omar ſelbſt über ſein Schickſal entſcheiden ſollte. In Medina angekommen, ward er vor den Chalifen geführt. „Siehſt du nun ein, Hormuſán", fuhr er ihn an, „was aus dem Truge und was aus der Sache Gottes wird?" „Omar", erwiderte der kluge Perſer, „ſo lange ihr und wir im Heidenthume lebten, und Gott ſich nicht zwiſchen uns miſchte, haben wir euch beſiegt; jetzt, wo er mit euch iſt, beſiegt ihr uns." „Was für Grund oder Entſchuldigung haſt du, daß du einmal über das andere dich empörſt?" „Ich fürchte, du willſt mich tödten laſſen, bevor ich's noch ſagen kann." „Das brauchſt du nicht zu fürchten." Darauf bat Hormuſán um einen Trunk Waſſers; als er ihm aber in einem gewöhnlichen Holzbecher gereicht wurde, ſprach er: „Und wenn ich vor Durſt ſterben müßte, ich könnte aus dergleichen nicht trinken!" Da brachte man ihm ein anſtändiges Gefäß; aber wieder zögerte er und ſagte: „Ich fürchte, daß ich während des Trinkens getödtet werden ſoll!" „Nichts haſt du zu beſorgen, bis du es getrunken haſt." Da ſchüttet Jener das Waſſer auf die Erde; und als Omar, die Bewegung für eine unwillkürliche

---

1) Da die Perſer ſchwerlich den Angriff gewagt hätten, wenn ihr Heer nicht ziemlich zahlreich geweſen wäre, ſo iſt dieſe Ziffer wohl zu niedrig.

Folge der Angſt haltend, befiehlt, ihm einen neuen Becher zu bringen und nicht ihm Tod und Durſt zu einen, ſpricht er: „Ich bedarf des Waſſers nicht, ich wollte mir damit nur die Begnadigung ſichern.“ „Ich laſſe dich aber tödten!“ „Du haſt mich ja begnadigt!“ „Du lügſt!“ — Omar war wüthend über den ihm geſpielten Betrug, und es bedurfte des wiederholten Zeugniſſes der Umſtehenden, um ihm begreiflich zu machen, daß ſein Wort allerdings verpfändet war. Endlich fand er ſich bereit, es einzulöſen, wenn Hormuſán zum Islám überträte. Dazu verſtand der ſich gern; der Chalife behielt ihn bei ſich in Medina, und hatte keinen Grund, ſeine Nachſicht zu bereuen, weil ihm der Perſer mit ſeiner Kenntniß des Heimathlandes nun manchen klugen Rath zu geben vermochte. Lange ſollte aber der liſtige Mann ſich des wiedergewonnenen Lebens nicht mehr freuen; als im J. 23 (644) ein perſiſcher Chriſt den Omar ermordete, gerieth Hormuſán, vermuthlich unſchuldig, in den Verdacht der Mitwiſſenſchaft und ward von Omars Sohn getödtet.[1]

Die Zwiſchenfälle des Krieges in Chuſiſtan, mochten ſie auch das Schwert des Chalifen noch eine Weile in Thätigkeit erhalten, waren doch nicht der Art, daß ſie ihn hätten in der friedlichen Beſchäftigung ſtören können, welcher nach der Einnahme von Kteſiphon ſeine Hauptſorge gewidmet war: der Organiſirung der großen neuen Provinzen, welche dem Islám in Perſien und nun auch bereits in Syrien zugewachſen waren. Schon in das J. 17 (638) fällt die Anlage der neuen Stadt, welche künftig den Hauptort des muhammedaniſchen Perſiens bilden ſollte, da Madáïn mit ſeiner zwar ſchnell ſich vermindernden, vorläufig aber doch noch ſehr beträchtlichen perſiſchen Bevölkerung nicht zu dem paßte, was der Mittelpunkt der neuen Verwaltung nach Omars Plan werden mußte: ein arabiſches Heerlager. Es kam dazu, daß der kluge Chalife es liebte, ſeine Feldherren und Statthalter möglichſt unter ſeiner kräftigen Hand zu behalten; ſo war es ihm bedenklich, die beiden großen Ströme zwiſchen Medina und dem Sitze einer ſo anſehnlichen Provinzialregierung zu haben, und da Hiras Chriſtenvolk eines ſolchen Vorzuges auch nicht würdig erſchien, befahl er die Anlage einer neuen befeſtigten Stadt zwiſchen dieſem Orte und dem Euphrat, welche Kúfa genannt wurde. Dort ſchlug nun Sſá'ad Ibn Abi Wakkáß ſein Hauptquartier auf inmitten eines großen Reſerveheeres, aus welchem je nach Bedürfniß die Truppen der mit kriegeriſchen Aufträgen verſehenen Unterſtatthalter der verſchiedenen Grenzbezirke verſtärkt werden konnten. Auch Baßra blieb dem neuen Vororte untergeordnet; wie von dieſem aus die Regierung der perſiſchen Lande geführt wurde, haben wir ſpäter in anderem Zuſammenhange zu betrachten.[2].

Es war vermuthlich nicht allein der Wunſch, vor Allem ungeſtört die Verhältniſſe des Irák zu ordnen, welcher den Befehl Omars veranlaßte, daß einſtweilen der Vormarſch nach Oſten einzuſtellen ſei. Zwiſchen dem Sſawâd und dem inzwiſchen ebenfalls eroberten Syrien fehlte im J. 17 (638) noch das Verbindungsſtück des nördlichen Meſopotamiens zwiſchen Rakka und Moßul; erſt als dies (bis zum J. 20 = 641) hinzugekommen und damit eine directe Unterſtützung der in Perſien ſtehenden Truppen von Syrien aus für den Nothfall geſichert war, mochte es räthlich erſcheinen weiterzugehen. Dazu drängte nun freilich bald auch gebieteriſch die Nachricht, daß König Jeſdegerd, welcher das ſeit der Niederwerfung von Chuſiſtan vor Umgehung vielleicht nicht mehr ſicher genug ſcheinende Holwán im J. 19 (640) verlaſſen hatte, im Innern des eigentlichen Perſiens von Neuem rüſte. Man durfte nicht abwarten, bis er mit einem Heere die Gebirgspäſſe hinter ſich hatte und in die kaum beruhigte Ebene einfiel; ſo ordnete nun der Chalife ſelbſt an, daß zwei Drittel des Heeres von Kúfa nebſt den in Baßra entbehrlichen und den an der Grenze ſelbſt verfügbaren Truppen unter dem Befehle des No'mán, Sohnes Mukarrins,[1] ſich aufmachten, um den Perſern zuvorzukommen. Ueber den Verlauf dieſes Unternehmens ſind wir leider wieder ſehr ſchlecht unterrichtet. Das Datum, welches bei den Arabern ſelbſt zwiſchen den Jahren 19, 20 und 21 ſchwankt, ſcheint jetzt auf 21 (642) feſtgeſtellt werden zu können; vermuthlich aber ſchon früher haben die Muslime ſich in Holwán feſtgeſetzt, welches nach Jeſdegerds Flucht leicht capitulirte. Beim Beginn des Feldzuges finden wir ſie bereits im Beſitze des noch öſtlicher gelegenen Karmaßin, ſo daß ſie die Päſſe über den ſchwierigſten Theil des Gebirges in ihrer Gewalt hatten. Bei Nihâwend, ſüdlich von Hamadan (Ekbatana), ſtießen ſie auf den Feind unter Féroſán, einem alten und bewährten Feldherrn. Die Perſer waren auch hier in der Ueberzahl (wahrſcheinlich etwa 60 000 gegen 40 000 Muslime), und der Ausgang des heißen Kampfes, der ſich über zwei bis drei Tage ausdehnte, lange zweifelhaft. No'mán ſelbſt fiel; aber ſeinem von Omar ſelbſt im Voraus beſtimmten Stellvertreter Hudheifa Ibn El-Jemán neigte ſich endlich der Sieg, wie die Araber meinen, durch den Erfolg einer Kriegsliſt, welche der ſchlaue Toleicha gerathen, nach einer andern Quelle durch die rechtzeitige Ankunft neuer Verſtärkungen.

---

[1] Ich habe die Erzählung faſt wörtlich dem arabiſchen Geſchichtſchreiber entlehnt, um dem Leſer die Vergleichung mit der poetiſchen Geſtalt zu ermöglichen, die ihr Platen und Schwetſchke in ihren Romanzen „Harmoſan“ und „Hormuſan“ gegeben haben.

[2] Vgl. das nächſte Capitel.

Wie dem auch ſei, mit dem Ende der Schlacht war das Schickſal Perſiens beſiegelt. Soweit es überhaupt möglich war, von den Unterfürſten Heeresfolge zu erlangen, waren bei Nihâwend alle Kräfte des Landes noch einmal zuſammengefaßt worden. Nicht als ob ein gemeinſames Aufgebot der großen Oſtprovinzen Kirmán, Sſedſcheſtán und Choraßán nicht noch einmal zahlreiche Truppen zu liefern vermocht hätte. Aber die Satrapen dieſer Länder waren ſeit dem Verfalle der Saſſanidendynaſtie von der Regierung in Kteſiphon allmählich ſo gut wie unabhängig geworden; von dem

---

[1] Nach Anderen war er Sohn eines Amr und Mukarrin der Name des Großvaters.

Kriegsſchauplatze im Norden durch die unwegſamen Gebirge am Rande des Kaspiſchen Meeres, in der Mitte durch die große Salzwüſte, im Süden durch die von den Arabern noch kaum betretene Perſis getrennt ahnten ſie kurzſichtig nichts von der ihnen ſelbſt drohenden Gefahr, während kein patriotiſches Gefühl der Zugehörigkeit zu den weſtlichen Provinzen ſie drängte, den um die Exiſtenz dort kämpfenden Landsleuten zu Hilfe zu eilen. Wenige Jahre nur ſollten ſie ihre eingebildete Sicherheit genießen. Nach der Schlacht von Nihâwend war einheitlicher Widerſtand der mittelperſiſchen Länder nicht mehr möglich. Die auseinandergeſprengten Landwehren konnten nichts, als ſich in die feſten Städte Mediens und der Perſis werfen und die einzelnen Orte möglichſt lange zu halten ſuchen. In Medien waren freilich dieſe Kämpfe bald vorbei: das ſiegreiche Heer der Muslime ergoß ſich zu raſch über die nächſtliegenden Bezirke. Schon im J. 22 (643) waren Rei (Teherán) und Kúmis, Kaſwín und Sendſchán ſowie das nordweſtlich davon nach Armenien hinüberleitende Land Adherbeidſchán in den Händen der Eroberer, 23 (644) Hamadán (Ekbatana), in demſelben oder im folgenden Jahre außer Kumm und Kaſchán auch das wichtige Ispahan. Es war nach der Schlacht Jeſdegerds Zufluchtsort geweſen: nun mußte er von Neuem vor den ihn verfolgenden Muslimen davoneilen, nach Ißtachr (Perſepolis), der uralten Hauptſtadt des perſiſchen Stammlandes. Hier belagerte ihn Abu Múßa vergeblich; wie die ganze Perſis, führte auch ihr Vorort einen wahren Verzweiflungskampf gegen die fremden Eindringlinge. Immer wieder empörten ſich die kaum unterworfenen Thäler des rauhen und vielfach unwegſamen Gebirgslandes, und als Ißtachr ſelbſt im J. 28 (648/9) capitulirt hatte, weigerten die Bewohner kurz nachher von neuem den Gehorſam; die Stadt mußte 29 (649/50) nochmals gewaltſam erobert werden. Inzwiſchen war auch der Südrand des Kaspiſchen Meeres in Angriff genommen worden. In den Felſenklüften der ſchroffen und äußerſt ſchwer zugänglichen Randgebirge hauſten hier kräftige Bergvölker, Deilemiten und Leute von Tabariſtán und Gorgán, die geſonnen waren, ihre bisher unter der perſiſchen Oberhoheit der That nach uneingeſchränkt behauptete Freiheit theuer zu verkaufen. Seit dem J. 25 (646) ſchlugen ſich die Araber mit ihnen herum, und ſchon vor dem Falle von Ißtachr hatte der Ispehbed (S. 232) von Tabariſtán dem Könige eine Zuflucht in ſeinem Lande angeboten. In verhängnißvollem Irrthum ſchlug Jeſdegerd die Einladung aus; er mochte es noch ſcheuen, ſich in den entlegenen Bergen zu begraben, und hielt es nicht für ausſichtslos, die Satrapen der Oſtprovinzen um Hilfe anzugehen. Mit den Reſten ſeines ritterlichen Gefolges ſchlug er ſich erſt nach Kirmán, dann nach Sſedſcheſtán, endlich nach Choraßán durch, jenem alten Grenzlande Irans, deſſen Fürſt auch über die jenſeits des Oxus in die Türkenländer vorgeſchobenen Gebiete verfügte. Ueberall fand der flüchtige König äußerlich glänzende Aufnahme, ſo lange er nicht als Herrſcher Gehorſam und Mittel zur Fortſetzung des Krieges heiſchte: that er das, wies man ihm die Thür, wie es vor tauſend

Jahren in dieſen ſelben Ländern ſeinem gleich unglücklichen Vorgänger Darius geſchehen war. Und bis zuletzt ſollten die Geſchicke der beiden ſich in derſelben Weiſe erfüllen. Wie die andern, weigerte ſich auch der unbotmäßige Vaſall von Choraßán, ſeinem rechtmäßigen Oberherrn zu willfahren. Um den läſtigen Dränger, der außer dem Grenzlande des Reiches ſeiner Väter keine Zuflucht mehr hatte, loszuwerden, hetzte er einen der türkiſchen Nachbarfürſten gegen den eigenen König auf; in den Kämpfen, welche ſich daraus in der Nähe von Merw entſpannen, verlor Jeſdegerd ſeine wenigen Getreuen bis auf den letzten Mann. Er ſelbſt entkam nach Merw, aber die Stadt ſchloß ihm die Thore. Ein Müller, deſſen Mühle in der Nähe an dem Fluſſe Mirgáb ſtand, nahm ihn auf; doch Mörder, von dem verrätheriſchen Satrapen geſandt, ſpürten ihn in ſeinem Schlupfwinkel auf und tödteten ihn (31 = 651/2)[1]. Das war das Ende des letzten Saſſaniden, deſſen Vorfahren vierhundert Jahre lang vom Oxus bis über den Euphrat geherrſcht hatten: im jugendlichen Alter von wahrſcheinlich nicht mehr als 28 Jahren mußte er auf die elendeſte Weiſe ein Leben beſchließen, das ſeit dem zarten Kindesalter nur eine Kette von unverdientem Mißgeſchick geweſen war. Aber ſein Volk hat ihn nicht ganz vergeſſen: noch heute datirt die kleine Schaar der Parſen Indiens, die Nachkommen der um dieſe Zeit vor dem Islám geflüchteten treuen Anhänger der nationalen Religion Zoroaſters, ihre Zeitrechnung vom 16. Juni 632, dem erſten Tage des Jahres, in welchem König Jeſdegerd zur Regierung kam.

Die Satrapen der Oſtprovinzen brauchten auf den Lohn ihrer ſelbſtſüchtigen Beſchränktheit nicht lange zu warten. Ibn Ámir, der Statthalter Othmáns in Kufa, hatte dem fliehenden Jeſdegerd ſofort nachſetzen laſſen, und bald nachdem es ſeinen König ſchnöde von dannen gewieſen, ſah Kirmán auch das Heer der Muslime innerhalb ſeiner Grenzen. Nicht ohne Zwiſchenfälle unterwarfen die arabiſchen Feldherren vom J. 29 (649/50) ab dieſe und die benachbarten Provinzen bis an den Oxus im Norden, Balch[2], Herát und Serendſch im Oſten. Natürlich aber ſind die Eroberungen hier nicht vom erſten Augenblicke an ſo geſichert geweſen, wie etwa die im Irák oder Syrien. Es konnte keine Rede davon ſein, dieſe ausgedehnten Ländergebiete etwa mit großen Heerlagern nach der Art der von Baßra und Kufa zu belegen: dazu hätte die dreifache Truppenzahl nicht ausgereicht. Wie die einzelnen Städte erſtürmt oder durch Capitulation eingenommen, die zugehörigen Landſtriche beſetzt wurden, erhielten die Bevölkerungen, beziehungsweiſe ihre Fürſten und Vornehmen, die meiſt auf beſtimmte Steuerzahlungen hinauslaufenden Unterwerfungsbedingungen vorgeſchrieben; zum Eintreiben dieſer Abgaben, zum Unterricht der Bevölkerung im Islám — der Feuerdienſt der Zoroaſtrier wurde je länger je mehr als Götzendienſt verabſcheut und ſpäter in den meiſten Gegenden ganz unterſagt — wurden geeignete Perſönlichkeiten unter ſchwacher militäriſcher Bedeckung zurückgelaſſen; dann zog der Gewalthaufe der Muslime weiter. Es liegt auf der Hand, daß die gerade in den öſtlicheren Gegenden von ſtarker nationaler Abneigung gegen die fremden Eroberer durchdrungene Bevölkerung bei der erſten Gelegenheit die Vorbeter und Steuerſammler davonzujagen verſucht war. Dazu kam, daß ein großer Theil von Choraßán, noch mehr die Gegenden am Südrand des Kaspiſchen Meeres vermöge ihrer Gebirgsnatur und des Unabhängigkeitsſinnes ihrer Bewohner zu fortwährenden, beſonders auf dem letztgenannten ſchwierigen Terrain meiſt in Form von endloſen Guerillakriegen verlaufenden Aufſtänden geradezu vorausbeſtimmt erſcheinen: ſo bilden dieſe Provinzen zuerſt einen ziemlich unſicheren Beſtandtheil, ſpäter ein Element der Auflöſung in dem Organismus des Chalifenreiches.

---

[1] Ueber die Einzelheiten von Jeſdegerds Untergang giebt es ſehr verſchiedene Berichte, von welchen der im Text gegebene der wahrſcheinlichſte iſt.

[2] ch rauh zu ſprechen, wie in auch.

Wenn Abu Bekr ſchwerlich ahnte, was er that, als er Mothanna und Chálid zu ihren Streifzügen in das Irák ermächtigte, iſt auf der andern Seite, nach Syrien zu, ſeine Kriegspolitik vom erſten Augenblicke an eine vollkommen zielbewußte geweſen. Es galt hier, den von dem Propheten ſelbſt gewieſenen Pfad weiter zu gehen: den erſten, von ihm ſelbſt vorbereiteten Schritt hatte Oßámas Heer unter dem Zwange des arabiſchen Aufſtandes nur halb gethan, um für den Augenblick die Gewiſſen zu beruhigen, den kaum bis an die byzantiniſche Grenze vorgeſchobenen Fuß nach äußerlicher Erfüllung der auferlegten Pflicht ſogleich wieder zurückgezogen. Sobald alſo die große Empörung beſiegt und die Ruhe überall auf der Halbinſel hergeſtellt war (Anfang 12 = 633), mußte der Chalife bedacht ſein, den letzten Willen Mohammeds nicht mehr dem bloßen Buchſtaben, ſondern dem wahren Sinne nach auszuführen. Während daher Chálid mit ſeinen Beduinen einſtweilen die ganz von ſelbſt aus dem Araberkriege herausgewachſene Grenzfehde gegen das Irák als eine Art nebenſächlichen Unternehmens fortſetzen durfte, ergingen Ende 12 (Anf. 634) Aufrufe aus der Hauptſtadt nach Mekka, dem Hidſcháſ, Centralarabien und Jemen zu neuem Kriege gegen die Ungläubigen Syriens. Anfang 13 (April 634) war das Heer wiederum in El-Dſchorf bei Medina (S. 169) organiſirt. Es ſollte in drei Abtheilungen zu je 3000 Mann von Chálid Ibn Sſa'íd1), Schorachbil (S. 177ff.) und Amr Ibn El-Áßi (S. 145. 150) geführt werden; da aber der erſtere ſich Abu Bekrs ſtändigem Rathgeber Omar durch abfällige Aeußerungen mißliebig gemacht, wurde er wieder abgeſetzt und mußte ſich begnügen, in untergeordneter Stellung dem Heere zu folgen. An ſeine Stelle trat Jeſíd,

---

1) Wohl zu unterſcheiden von dem berühmten Chálid Ibn Walíd. Beide ſind ſchon von den arabiſchen Hiſtorikern verwechſelt worden, daher denn Ibn Sſa'íd in der gewöhnlichen Ueberlieferung einen gänzlich ungerechtfertigten Antheil an der Eroberung Syriens zugeſprochen erhält.

ein Sohn des alten Abu Sſofján, welcher ſeine correcte Haltung nach Mohammeds Tode (S. 212) bezahlt haben wollte und überhaupt befliſſen war, ſeinen Leuten einflußreiche Poſten zu verſchaffen — nachdem er einmal Muslim geworden war, behandelte er als alter mekkaniſcher Kaufmann den Glauben als ein Geſchäft, bei dem jede Gelegenheit, etwas für ſich und das Haus Omaija zu verdienen, nach Möglichkeit benutzt werden mußte; ſo verſäumte er nicht, dem Jeſíd, vorläufig als Freiwilligen ohne beſonderes Commando, noch einen ſeiner andern Söhne, den Moáwija, mitzugeben, für den ſich, wenn die Sache gut ging, im eroberten Lande leicht auch etwas Paſſendes finden mochte; ja, um den Vorgängen ſelbſt nahe zu bleiben, ſcheute ſich der mehr als Achtzigjährige nicht, ſeine eigene Perſon nochmals den Strapazen eines Feldzuges auszuſetzen, in welchem er natürlich eine hervorragende Rolle nicht mehr ſpielen konnte. Vor dem Abmarſch ertheilte Abu Bekr den Truppen folgende Inſtructionen: „Leute,“ ermahnte er ſie, „ich habe zehn Dinge euch zu empfehlen, welche ihr genau beobachten müßt. Täuſchet Niemand und ſtehlet nicht, handelt nicht treulos und verſtümmelt Niemanden, tödtet weder Kinder noch Greiſe noch Weiber, beraubt die Palme nicht ihrer Rinde noch verbrennt ſie, ſchlagt nicht die Fruchtbäume ab und zerſtört nicht die Saatfelder, tödtet nicht Schafe noch Ochſen noch Kamele außer für euren Lebensunterhalt. Ihr werdet Geſchorene finden — ſchlagt ſie mit dem Säbel auf die Tonſur; ihr werdet auch Leute in Zellen (d. h. Einſiedler) finden — laßt ſie in Ruhe, damit ſie in der Erfüllung ihrer Gelübde fortfahren.“[1]) Man wird nicht leugnen können, daß für damalige Zeiten dieſe Verhaltungsmaßregeln ſehr menſchlich genannt werden müſſen; ſie wurden in der Hauptſache auch befolgt, und dieſe Milde des Auftretens verſchaffte den Arabern ſofort die Zuneigung der ihren byzantiniſchen Herren wenig gutgeſinnten Syrer. Zu den allgemeinen Urſachen, welche die Verſtimmung der Einwohnerſchaft veranlaßten (oben S. 224), kam damals noch eine nothwendige, aber von äußerſt üblen Folgen begleitete Maßregel des Kaiſers Heraklius: durch den perſiſchen Krieg waren allerdings das Anſehen und die alten Grenzen des oſtrömiſchen Reiches wiederhergeſtellt, gleichzeitig aber der Staatsſchatz in einer Weiſe erſchöpft worden, daß der Kaiſer befehlen mußte, die Soldzahlungen an die unter den Gaſſaniden (S. 13 ff.) ſtehenden chriſtlich-arabiſchen Grenztruppen einzuſtellen. Point d'argent, point de Suisse gilt aber ſeit Alters bei Allem, was Araber heißt, ohne Unterſchied der Confeſſion; ſo wurde das wichtigſte Element der Bevölkerung grade in dem Augenblick zur Unzuverläſſigkeit aufgereizt, wo es auf ſeine Treue in erſter Linie ankam.

Aus denſelben Sparſamkeitsrückſichten hatte Heraklius, deſſen Kräfte gleichzeitig an den verſchiedenſten Grenzpunkten ſeines weiten Gebietes in Anſpruch genommen waren (S. 224), in Paläſtina und Syrien, die er außer jeder Gefahr glauben mußte, ſo gut wie gar keine eigenen Truppen ſtehen. So konnte es kommen, daß die über die Vorenthaltung ihres Soldes empörten gaſſanidiſchen Hilfsvölker den in der ſtarken Feſtung Caeſarea reſidirenden Statthalter des Kaiſers, Sergius, einfach umbrachten; und ſo begreift es ſich, daß die unbedeutenden Abtheilungen der drei muslimiſchen Feldherren zunächſt ohne viel Widerſtand zu finden in Südpaläſtina einrücken konnten. Ein paar tauſend Griechen, auf welche ſie ſüdlich vom todten Meere ſtießen, wurden mit leichter Mühe zerſprengt, die Grenzſtreifen des Landes bis Gaza am Mittelländiſchen Meer und bis gegen das Haurángebirge im Nordoſten in Beſitz genommen. Inzwiſchen hatte Abu Bekr nicht verſäumt, alle Truppen, welche in Arabien weiter verfügbar wurden, nachzuſchicken, darunter eine neue ſelbſtändig organiſirte Abtheilung unter Abu Obeida: mit dieſen ſtieg die Kopfzahl der ſyriſchen Heere allmählich bis auf 24000. Trotzdem wagte ſich Amr, der als der älteſte der vier die Oberleitung hatte, noch nicht tiefer ins Land hinein. In der That war die Bogenlinie von ungefähr 45 deutſchen Meilen, in welcher ſeine Mannſchaften von Gaza um das todte Meer herum bis in die Nähe der Feſtung Boſtra zerſtreut ſtanden, viel zu ausgedehnt; nun vernahm er, daß Heraklius im Norden bereits ein größeres Heer unter dem Befehle ſeines Bruders Theodoros verſammle, dem gegenüber die vereinzelten Schaaren der Muslime in einer recht bedenklichen Lage ſich befunden hätten. Vorſichtig, wie der alte Fuchs war, zog ſich Amr auf dieſe Nachricht von Gaza bis an die Spitze des todten Meeres zurück, wo er mit ſeinen drei Mitfeldherren in directer Verbindung bleiben und die Ankunft der neuen Verſtärkungen erwarten konnte, um welche er in Medina bereits ſehr dringlich gebeten hatte.

---

[1]) Die Einſiedler erinnerten den Muslim an die Asketen, die man vor dem Islám in Nordarabien gekannt und welche Mohammed als Hanífen mit beſonderer Rückſicht behandelt hatte (oben S. 52. 83).

Hier aber war guter Rath theuer; die geſammelten Truppen befanden ſich bereits ſämmtlich in Syrien, ein neues Aufgebot zu erlaſſen hätte viel zu viel Zeit erfordert. So entſchloß ſich Abu Bekr, den Chálid Ibn El-Walíd mit 3000 Reitern aus dem Irák abzucommandiren. Der Befehl koſtete ihn, der an dem perſiſchen Grenzkriege nur ein untergeordnetes Intereſſe nahm und die dortigen Verhältniſſe nicht ſo genau überſchaute, bei weitem weniger, als Chálid der Gehorſam. Ihn zu weigern, konnte ihm aber nicht einfallen (vgl. S. 217); es blieb ihm alſo nichts übrig, als den unerwünſchten Auftrag mit jener rückſichtsloſen Energie anzugreifen, welche ihn ſchon ſo oft unter den ſchwierigſten Verhältniſſen zu Sieg und Ruhm geführt hatte. Die Botſchaft des Chalifen hatte ihn bei Ain Tamr getroffen (S. 230f.); nachdem er den Oberbefehl an Mothanna übergeben, machte er ſich im Rebí I 13 (Mai 634) mit der vorgeſchriebenen Anzahl ſeiner bewährteſten Beduinen auf den Marſch. Ain Tamr liegt etwa in der Mitte des ſchmalen Landſtreifens, der ſich zwiſchen dem Euphrat und der Wüſte von der Spitze des perſiſchen Meerbuſens bis zu der großen Biegung des Stromes hinaufzieht; um von da nach Syrien zu kommen, hätte er den Fluß entweder aufwärts oder abwärts gehen müſſen, bis er an die große

Straße von Meſopotamien nach Damaskus oder an einen gangbaren Weg zwiſchen dem Irák und Dumat el-Dſchandal kam. In beiden Fällen war er gezwungen, einen rieſigen Bogen zu machen; da Eile geboten war, zog er das unerhörte Wagniß vor, von Korákir, dem letzten Brunnen des Euphratlandes, nach Sſowa in der Nähe von Tadmor (Palmyra) quer durch die Wüſte zu gehen — ein Ritt von fünf Tagen und fünf Nächten, in welchen keine Möglichkeit war, auch nur einen Tropfen Waſſers zu erhalten. Durch kluge Maßregeln, deren Verdienſt einem mit der Wüſte wohlbekannten Mann vom Stamme Taij, dem Ráfi Ibn Omeír zugeſprochen wird, erreichte er es, ohne zu große Belaſtung der Thiere die nöthige Waſſermenge mitführen zu können. Die Wüſte hat nicht Weg noch Steg, verirrte ſich das Heer, ſo war es immer noch verloren; aber Ráfi war ein zuverläſſiger Führer, und zu rechter Zeit langte man in Sſowa an. Von dort ging es über Tadmor auf der kaiſerlichen Straße nach Damaskus weiter; unterwegs gab es noch ein kleines Scharmützel mit byzantiniſchen Truppen, auf welche man von ungefähr ſtieß und die höchſt erſtaunt geweſen ſein mögen, auf einmal hier im Norden feindliche Araber zu finden — dann war Damaskus erreicht. Die chriſtlichen Bewohner der ſyriſchen Hauptſtadt waren gerade bei der Feier des Pfingſtfeſtes (12. Juni 634); doch unternahm Chálid, der vor Allem die Vereinigung mit den vier andern Feldherrn herbeiführen mußte, nur eine Recognoscirung in dem fruchtbaren Thale, welches die Gartenſtadt umgiebt. Nach Einigen freilich hätte er bei dieſer Gelegenheit ſchon Verhandlungen mit dem Herrn der Stadt[1]) angeknüpft; doch iſt das nicht zweifellos. Jedenfalls eilte er raſch nach Süden und erreichte ungefährdet Boſtra, vor welchem Jeſid, Schorachbîl und Abu Obeída lagen. Der Commandant der Feſtung zeigte ſich geneigt zu capituliren; da indes keine Rede davon ſein konnte, in dieſen Gegenden weiter zu verweilen, ſo lange das byzantiniſche Heer von Südpaläſtina aus den Muslimen den Rückzug nach Arabien abzuſchneiden im Stande war, ſo begnügte ſich Chálid mit den mündlichen Zuſicherungen, die ihm bereitwillig ertheilt wurden, und rückte mit den drei andern Feldherrn zu Amr weiter, welcher immer noch ſeine Stellung an der Südſpitze des todten Meeres beibehalten hatte.

Das Hauptquartier der Byzantiner wie früher der Römer in Paläſtina war Caeſarea. Amrs Marſch auf Gaza hatte ihnen die Abſicht der Muslime gezeigt, weſtlich vom todten Meere in das Land einzudringen; ſo war das griechiſche Heer folgerichtig von Caeſarea nach Süden marſchirt, den Feinden einen erneuten Vorſtoß zu wehren. Chálid hatte andererſeits, obwohl der ältere Amr den Oberbefehl über die vereinigten Truppen zunächſt wenigſtens der Form nach behielt, mit gewohnter Energie die Kriegführung in Zug gebracht und war, auf die Nachricht vom Anrücken der Byzantiner von Gaza ablaſſend, dieſen entgegengezogen. Bei Adſchnadein, dem Jar-

---

1) D. h. wohl dem Biſchof, vgl. unten S. 253.

muth des Alten Teſtamentes,¹) 3½ Meile ſüdweſtlich von Jeruſalem, ſtießen am 28. Dſchumáda I 13 (30. Juli 634) die Heere aufeinander.²) Zuverläſſige Angaben über den Verlauf der Schlacht haben wir nicht; ſie endete mit der Niederlage des Theodoros, welcher ſeinen zerſprengten Kriegern die Sorge überließ, wie ſie am beſten in Sicherheit kamen. Er ſelbſt floh zum Heraklius nach Emeſa zurück; der Kaiſer, vermuthlich über die Niederlage ſeines Bruders entrüſtet, ſchickte ihn nach Konſtantinopel und begab ſich ſelbſt nach Antiochia, von dort aus die Zuſammenziehung eines neuen großen Heeres eigener und armeniſcher Truppen zu leiten, während die Reſte von Theodoros' Schaaren ſich über den Jordan auf das ſtark befeſtigte Damaskus zurückzogen.

Die Nachricht von dem erſten großen Siege der Gläubigen war die letzte irdiſche Freude, welche Abu Bekr genießen ſollte; kurz nach ihrer Ankunft ging er zu ſeines Herrn Nähe ein. So wenig Omar den Chálid leiden konnte, war er doch viel zu klug, ſeiner Abneigung Einfluß auf den Gang des Krieges einzuräumen; im Gegentheil verordnete er, daß jener den Feldzug ſelbſtändig fortſetzte, während Amr einſtweilen in Paläſtina zurückbleibe, die Früchte des gewonnenen Sieges zu ernten. Bald nach der Schlacht hatten ſich Gaza und andere Städte Judaeas ergeben; dann waren die Muslime weiter gen Norden gezogen, hatten Neapolis (Sichem) und Sebaſtia (Samarien) genommen; während nun Amr die Eroberung von Judaea und dem Samariterlande vervollſtändigte, ging Chálid nach Galilaea weiter. Dort ſtieß er bei Beißán (Scythopolis, Bethſean) auf eine Abtheilung griechiſcher Truppen, vermuthlich aus den Reſten der Armee Theodoros' und den Garniſonen der nächſtgelegenen Städte beſtehend. Sie hatten durch Ziehen von Dämmen das Jordanthal in einen Sumpf verwandelt; trotzdem gelang es den Arabern, ſie über den Fluß zu drängen und bei dem am andern Ufer gelegenen Fichl (Pella) gründlich zu ſchlagen (28. Dhu'lká'ada 13 = 23. Jan. 635). Die Stadt fiel nach dem Kampfe ſofort den Siegern in die Hände, ebenſo das nahegelegene Tiberias und mehrere andere Plätze, die zum Theil mit Gewalt erſtürmt wurden. Die Unterwerfung der Provinz zu vollenden ließ Chálid auch hier einen ſeiner Unterfeldherren, den Schorachbil, zurück; er ſelbſt drängte durch das Land Baſan nach Damaskus und dem Norden weiter. Während ſeine ſchnellen Reiter, wie es ſcheint, auf ihren nach allen Seiten gerichteten Streifzügen ſchon im Januar 635 im Norden bis Emeſa vordrangen, fiel am 1. Moharram 14 (25. Febr. 635)

---

1) Joſua, Cap. 5, 23 u. ö. — Der Name Jarmuth iſt noch in der erſten Araberzeit gebräuchlich geweſen, und hat durch Verwechslung mit dem Jarmuk (unten S. 255) eine große, erſt neuerdings von de Goeje glücklich beſeitigte Verwirrung in die ganze Geſchichte des ſyriſchen Feldzuges gebracht.

2) Ihre Kopfzahl läßt ſich nur für die Muslime mit 25—30 000 Mann einigermaßen beſtimmen; den Griechen ſchreibt der arabiſche Hiſtoriker die üblichen 100 000 zu. Mehr als die Hälfte wird es keinesfalls geweſen ſein.

plötzlich eine Schaar von 4000 Byzantinern über eine Abtheilung her, welche unter dem Befehle ſeines Namensvetters Chálid Ibn Sſa'id bei Merdſch es-Sſoffar[1]) ſtand; es entſpann ſich ein hitziges Gefecht, in dem Ibn Sſa'id ſelbſt das Leben verlor. Die Schlappe verzögerte die Fortſetzung der Operationen etwa 14 Tage, welche Chálid vermuthlich dazu benutzte, durch neue Recognoscirungen nach verſchiedenen Seiten ſich vor Wiederholung ſolcher unliebſamen Vorfälle zu ſichern; dann ſchloß er (16. Moharram 14 = 12. März 635) Damaskus, deſſen Beſatzung nicht mehr wagen durfte, den Arabern im offenen Felde entgegenzutreten, ein. Die Belagerung zog ſich in die Länge, die Muslime waren im Feſtungskriege den Griechen bei weitem nicht gewachſen; ſo mußten ſie ſich wahrſcheinlich in der Hauptſache auf das Aushungern der großen Stadt beſchränken, in welcher es an Vorräthen nicht mangelte. Andererſeits war Heraklius mit der Organiſirung ſeines neuen großen Heeres noch lange nicht fertig; die uns (vgl. S. 249) bekannte Knappheit ſeiner Mittel verzögerte die Anwerbungen, und mit überlegenen Kräften, das war ihm nun klar, mußte er auftreten, wenn er des Erfolges ſicher ſein wollte. So konnte er an einen Feldzug zum Entſatze des wichtigen Ortes nicht denken und mußte ſich begnügen, den Vahan, welcher mit den armeniſchen Hilfsvölkern bereits zur Stelle war, ſo weit vorzuſchicken, daß er die in und um Emeſa ſich unnütz machenden Streifſchaaren vertreiben (Mai 635) und Verſuche unternehmen konnte, die Belagerer hie und da zu beunruhigen. Dabei kam es in einem Hohlwege der großen Straße von Damaskus nach Emeſa zu einem Scharmützel; es war nicht von Bedeutung, veranlaßte die Muslime aber, etwas nördlich von der Stadt, wo die Straße aus den Bergen in die Ebene trat, ein Fort zu errichten, welches Störungen von dieſer Seite abzuwehren geeignet war. Endlich im Redſcheb 14 (Aug.-Sept. 635) fiel Damaskus. Der Verdacht liegt vor, daß die chriſtliche Geiſtlichkeit der Stadt, welche gegen Heraklius wegen ſeiner kirchlichen Maßregeln (S. 224) äußerſt verſtimmt war, bei der Uebergabe eine mehr als zweideutige Rolle geſpielt hat (vgl. S. 251 Anm.), wenngleich ſich aus den verworrenen Berichten, die einerſeits von einer Capitulation, andererſeits von gewaltſamem Eindringen der Araber zu reden wiſſen, der wirkliche Vorgang nicht genau ergründen läßt. Jedenfalls erhielten die Einwohner ganz ungewöhnlich günſtige Bedingungen zugebilligt: nur zur Steuerzahlung wurden ſie verpflichtet, alle ihre Kirchen ſollten im ungeſtörten Beſitze der Chriſten verbleiben. Nach der Einnahme der Stadt verfuhr Chálid wie bisher; er ließ den Jeſid mit einigen Truppen als Beſatzung zurück, während er ſelbſt weiter ging. Vahan mit ſeinen Armeniern mußte ihm wohl auf den Befehl des Heraklius ausweichen; ſo konnte er zwiſchen Libanon und Antilibanon nordwärts marſchirend Baalbek und vielleicht noch andere Orte beſetzen. Das Volk zeigte ſich überall freundlich geſinnt; es war froh, der kleinlichen

---

[1] „Vogelwieſe“; ein viel genannter Ort etwa eine Tagereiſe von Damaskus.

Bedrückungen der byzantiniſchen Beamten ledig zu werden, und hatte allen Grund, das milde Auftreten der Muslime zu loben, deren unbekannte Religion kaum ſo widerwärtig erſcheinen mochte, wie die officielle Ketzerei ihrer bisherigen Herren ihnen längſt geworden war. Es vergaß dabei, daß nur ſelbſtgeſchaffene Freiheit von Dauer zu ſein pflegt.

Sehr weit nach Norden indeß mochten ſich die Araber doch nicht vorwagen; in Emeſa waren bereits zahlreiche kaiſerliche Truppen verſammelt, und allmählich näherten ſich auch die Rüſtungen des Heraklius ihrem Abſchluß. Es war ihm endlich gelungen, ein Heer von achtunggebietender Menge zuſammenzubringen; nach den eigenen Angaben der byzantiniſchen Geſchichtſchreiber zählte es 80 000 Mann. Es ſtand wieder unter einem Theodoros, dem Sakellarios[1] des Kaiſers; er befehligte ſelbſt die 40 000 Mann kaiſerlicher Truppen, welche den Kern des Heeres bildeten. Die andere Hälfte beſtand aus den Armeniern unter Vahan und den chriſtlichen Arabern des Gaſſanidenfürſten Dſchábala Ibn El-Eiham (S. 17), der in Folge der wieder aufgenommenen Soldzahlungen ſich von neuem zur Heeresfolge bequemt haben mochte. Aber ſtattlich wie das Heer ſich darſtellte, es fehlte ihm der innere Zuſammenhang. Zwiſchen dem Sakellarios und Vahan war kein gutes Verhältniß; dieſer ſcheint an der Spitze ſeiner Armenier Selbſtändigkeitsgelüſte empfunden zu haben, welche dem Oberbefehlshaber unleidlich ſein mußten: Eiferſüchteleien nahmen kein Ende. Noch bedenklicher ſtand es mit dem Gaſſaniden; auf dieſe Leute, das wußten die Kaiſerlichen aus langer Erfahrung, war mit Beſtimmtheit nur zu rechnen, wenn es etwas zu plündern gab: und doch wagte man nicht auf ihre Hilfe zu verzichten, die nur zu leicht in die Wagſchaale der Gegner geworfen werden konnte.

Einſtweilen freilich mußte der Druck ſo großer Maſſen, nachdem ſie endlich (Anfang 15 = Febr. 636) ſich in Bewegung geſetzt hatten, den Muslimen ſogleich fühlbar werden. Chálids oft bewährte Kühnheit war ſtets mit Umſicht gepaart, zu dem bevorſtehenden Hauptſchlage wollte er alle irgend verfügbaren Kräfte bei einander haben; ſo ging er vor den andringenden Griechen langſam zurück, überall ſeine Vorpoſten und Streifſchaaren an ſich ziehend. Selbſt Damaskus gab er auf, damit er im Falle einer Niederlage nicht zu weit von Arabien entfernt war, und zog ſich nach dem Jordan herunter, hinter dem er im ungünſtigſten Falle Deckung finden konnte. Man darf nicht bezweifeln, daß auch wenigſtens der größte Theil der noch unter Amr ſtehenden Truppen zu ihm ſtieß. Zeit dafür ließ ihm der Sakellarios reichlich; es dauerte ein halbes Jahr, bis das erſte Gefecht bei Dſchábija, zwiſchen Damaskus und dem See Genezareth, ſtattfand (13. Dſchumáda II 15 = 23. Juli 636). Mit ihm beginnt eine Reihe von Kämpfen, die ſich faſt über einen vollen Monat hingezogen haben müſſen, über deren Einzelheiten wir aber nur wenige glaubwürdige Angaben beſitzen. Die zwei dürftigen Notizen byzantiniſcher Hiſtoriker wie die zahlreicheren und vielfach ſehr ausführlichen Darſtellungen der Araber ſind nur darin einig, daß ſie die ganzen Ereigniſſe auf einen oder zwei Schlachttage zuſammenhäufen, deren Verlauf aber auch nicht annähernd in Uebereinſtimmung berichtet wird. Manche Züge wiederholen ſich hie und da und ſind gewiß echt, die Reihenfolge läßt ſich unter keinen Umſtänden herſtellen. Da hören wir von einer Schlappe des Sakellarios, nach welcher die armeniſchen Hilfsvölker ſich empören und ihren Führer Vahan zum Kaiſer ausrufen; von dem Uebertritt eines Theiles der chriſtlichen Araber zu den Muslimen; dann wieder von einem heftigen Kampf zwiſchen dieſen und den Griechen, bei welchem die letzteren ſiegen und bis zu den Lagerzelten der Araber vordringen, ſo daß ſelbſt die bei dem Troß befindlichen Weiber zu den Waffen greifen müſſen. Jedenfalls fand der letzte Entſcheidungskampf am 12. Redſcheb 15 (20. Aug. 636) bei dem Dorfe Jakûßa ſtatt. Es liegt in dem Winkel, welcher durch die Vereinigung des Hieromax (arab. Jarmûk) mit dem Jordan zwiſchen beiden Flüſſen und dem See von Genezareth gebildet wird, auf einem von den Schluchten des erſteren zerriſſenen Terrain, durch welches die Hochebene nördlich des Fluſſes ſich zu dieſem herabſenkt. Wir haben keinen Grund dem Berichte des Griechen zu mißtrauen, nach welchem ein heftiger Wind den Kaiſerlichen Staubwolken entgegentrieb[1] und dadurch die nach allem Vorhergegangenen vielleicht ohnehin nicht allzu feſte Haltung der Byzantiner ins Schwanken brachte. Sie müſſen ſich trotzdem gut geſchlagen haben, wenigſtens die Fußtruppen; die Muslime geben für ſich ſtarke Verluſte zu, und der Tod des Sakellarios ſelbſt zeigt, daß er wenigſtens ſeine Schuldigkeit that. Schließlich aber wurden ſeine Leute die Schluchten des Hieromax herabgedrängt, und nun begann ein Morden, dem kaum einer entrann. Die Reiterei hatte bei dem Eintreten der ungünſtigen Wendung die Flucht ergriffen und zerſtreute ſich, den feſten Plätzen Damaskus, Caeſarea, Jeruſalem, ja Antiochia zueilend; aber der Kern des Heeres, die kaiſerliche Infanterie, war vernichtet. Heraklius ſah für die nächſte Zukunft kein Mittel, in Syrien ſelbſt neue Truppen auszuheben; ſo ging er nach Conſtantinopel, von dort aus die Wiedereroberung Paläſtinas zu betreiben.

---

[1] „Säckelmeiſter“; natürlich nur als Titel eines der oberen Hofbeamten aufzufaſſen. — Die Araber nennen wieder viel höhere Ziffern für das griechiſche Heer; die geringſte Angabe iſt 100 000 Mann, von denen 12 000 chriſtliche Araber, 12 000 Armenier geweſen wären.

Einſtweilen aber hatten die Araber hier und in ganz Syrien freie Hand, wo nicht die Mauern feſter Städte ihnen noch eine Weile zu ſchaffen machten; ſolche mit Kriegsmaſchinen regelrecht zu beſtürmen verſtanden ſie, welche vor neun Jahren bei der Einnahme von Cheibar das erſte Belagerungswerkzeug geſehen, den Bau und die Anwendung deſſelben in der Zwiſchenzeit kaum geübt hatten, in dieſer erſten Zeit natürlich bei weitem nicht ſo gut, als die im Feſtungskriege geſchulten Byzantiner ſich zu vertheidigen wußten.

---

[1] Wie den Perſern bei Kadeſia (oben S. 239).

So dauerte es eine ganze Weile, bis die ſtärkeren Plätze eingenommen wurden, und es iſt uns kein Fall bekannt, in welchem der Erfolg eines gewaltſamen Angriffs die Eroberung entſchieden hätte. Die weniger bedeutenden Orte unterwarfen ſich ohne weitere Umſtände, ſobald die muslimiſchen Schaaren ſich zeigten; aber die wurden, zum größten Theile wenigſtens, bis Ende des J. 15 (636) noch vor Damaskus zurückgehalten, welches zum zweiten Male monatelang belagert werden mußte, ehe die nach der Wiedereinnahme durch den Sakellarios in die Stadt gelegte Beſatzung, die ſich im Anfang tapfer gewehrt zu haben ſcheint, zur Capitulation zu bewegen war. In Folge deſſen wurden ſchließlich etwas weniger günſtige Bedingungen gewährt als die früheren; die Einwohner mußten einige Kirchen und die Hälfte des großen Johannesdomes für den muhammedaniſchen Gottesdienſt hergeben, erfreuten ſich im Uebrigen aber doch jetzt ebenfalls leidlicher Behandlung. Nun waren die Kräfte der Araber frei, und es ging ſchnell weiter vorwärts. Allerdings nicht mehr unter dem Befehle des großen Kriegers, welchem auch hier der Sieg zu danken geweſen war. Nach der Uebergabe von Damaskus eilten dem Befehle des Chalifen gemäß die Truppen, mit denen Chálid ſeinen berühmten Wüſtenmarſch ausgeführt, in das Irák zurück (S. 236. 239), wo ſie bei Kadeſia noch die Entſcheidung des anderen großen Feldzuges herbeiführen ſollten; für ihren ruhmreichen Anführer gab es dort neben Ssá'ad Ibn Abi Wakkáß keine Stelle mehr. In Syrien aber mochte ihm Omar das Commando ebenſowenig laſſen; die Hauptaufgabe des Kriegers war dort gelöſt, die des Verwaltungsbeamten begann, und für ſie mochte ihm der rückſichtsloſe und wilde Charakter des „Schwertes Gottes“ ungeeignet erſcheinen, ſelbſt wenn ſein alter Widerwille gegen den Schlächter der Dſchadhíma und Jarbú nach den unvergleichlichen Leiſtungen der letzten Jahre ſich gemildert hatte. Kurz vor oder nach der Einnahme von Damaskus traf bei dem Heere das Schreiben des Chalifen ein, welches Chálid ſeines Oberbefehles enthob und denſelben auf den ziemlich energieloſen, aber ruhigen und milden Abu Obeida übertrug. Der abgeſetzte Feldherr konnte eine unwillige Aeußerung nicht unterdrücken: „Omar“, ſo meinte er, „hat mich zum Haupte Syriens ernannt, als es ihm Sorge machte; jetzt aber, wo Syrien friedlich da liegt und zu Korn und Honig geworden iſt, ſetzt er mich ab und ernennt einen andern Statthalter.“ Trotzdem weigerte er ſich nicht, bis an ſeinen im J. 21 (642) in Emeſa erfolgten Tod unter den Männern weiter zu dienen, welche bisher ihm gehorcht hatten, ſei es daß er ſich für den Fall eines Thronwechſels zur Uebernahme einer neuen wichtigen Rolle bereit halten wollte, ſei es daß er gelegentlich der gleich zu erwähnenden Anweſenheit Omars in Paläſtina mit dieſem, der ihm Anerkennung ſeiner militäriſchen Erfolge kaum geweigert haben wird, ſich verſöhnt hat. Man könnte das Letztere anzunehmen geneigt ſein, da ziemlich ſicher überliefert iſt, daß er bei ſeinem Tode den Chalifen zum Erben einſetzte; aber wir müſſen uns doch hüten, die eigenthümliche Größe der beiden Männer aus Stahl und Stein durch Vorausſetzung ſentimentaler Anwandlungen zu ſchädigen. Und ſolche Größe werden wir dem grimmigen Degen des Isláms doch nicht abſprechen können. Er hat zu den Naturen gehört, deren Feldherrngenie zugleich der ganze Inbegriff ihres geiſtigen Lebens iſt; wie Napoleon hat er Anderes als den Krieg nicht gekannt, nicht kennen wollen, von menſchlichen Empfindungen oder gar Rückſichten keine Ahnung gehabt. Aber wie dem größten Soldaten der Neuzeit hat auch ihm von den militäriſchen Tugenden keine gefehlt, vor allen nicht die, überall ſelbſt zu handeln, niemals ſich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, ſtets in ſeinen Untergebenen das Gefühl der vollkommenen Sicherheit lebendig zu erhalten. Einer ſo gewaltigen Kriegernatur können wir jetzt kaum gerecht werden; aber wir müſſen zugeben: war er nur an der Spitze ſeiner Beduinen groß, da iſt er groß geweſen wie keiner.

Faſt ungeſtört konnten in den folgenden Jahren die arabiſchen Feldherren die Früchte des Sieges einheimſen. Der alte Kriegsheld Heraklius freilich dachte nicht daran, ſich bei dem Spruche der launiſchen Glücksgöttin zu beruhigen, der faſt in demſelben Augenblicke, wo er den Erbfeind ſeines Volkes endgiltig zu Boden geworfen, zu Gunſten eines kaum geahnten, verachteten Feindes den ſchwer errungenen Siegespreis und das Dreifache dazu ihm aberkannt hatte. Freilich machte er ſich keine Illuſionen; als er Syrien verließ, nahm er das heilige Kreuz, welches er vor wenig Jahren im Triumphzuge von Kteſiphon nach Jeruſalem zurückgeholt, mit ſich nach Conſtantinopel. Aber wenn er auch, kränklich wie er in ſeinen letzten Jahren war, die perſönliche Betheiligung an einem neuen Feldzuge nicht ins Auge faſſen konnte, ſo wollte er doch ebenſowenig davon wiſſen, daß eine ſeiner ſchönſten Provinzen, ja die heiligſten Stätten des Chriſtenthumes ſelbſt ohne Weiteres in den Händen der Ungläubigen bleiben ſollten. So wurden auf ſeinen Befehl zur See von Conſtantinopel und Alexandria Truppen nach Antiochia geſchafft, die unter dem Befehle des Thronfolgers Conſtantin einen neuen Angriff auf die Araber unternehmen ſollten (17 = 638). Aber es gelang nur für eine kurze Weile, dem unkräftigen Abu Obeida die bereits unterworfenen Bezirke von Haleb und Kinnesrin wieder abzunehmen; eine von Omar angeordnete Diverſion irakiſcher Truppen nach Meſopotamien genügte, die zu den Griechen geſtoßenen chriſtlichen Araber dieſes Landes zum Rückzuge zu veranlaſſen, und gleich darauf erlitten auch die kaiſerlichen Truppen eine Niederlage, welche ſie zwang ſich wieder in Antiochia einzuſchließen. Von da ab hören wir lange Zeit nichts von weiteren Verſuchen der Byzantiner auf die ſyriſchen Gebiete, deren vollſtändige Einnahme nun ohne erhebliche Zwiſchenfälle ſtattfinden konnte, ſoweit ſie nicht ſchon vorher erfolgt war. Das Heer der Muslime war nach der Uebergabe von Damaskus wieder in die urſprünglichen vier Haufen auseinandergegangen. Die theilten ſich nun in die einzelnen Landſchaften; Abu Obeida ſelbſt beſetzte den Norden, Amr begann Jeruſalem zu belagern, Schorachbil und Jeſid eroberten die phöniziſchen Küſtenſtädte. Im Weſentlichen löſten die Feldherren dieſe Aufgaben ſchon im Laufe des

Jahres 16 (637), und ſo konnte Omar ſchon vor dem Ende deſſelben die Reiſe nach Syrien unternehmen, deſſen Angelegenheiten perſönlich zu ordnen er ſich vorgenommen hatte. Während er in Dſchâbija, wo die erſten Kämpfe vor der Entſcheidungsſchlacht am Hieromax begonnen hatten und ein alter Palaſt der gaſſanidiſchen Fürſten bequemen Aufenthalt bot, den ſeiner Befehle harrenden Syrern die Geſetze dictirte, denen von jetzt ab die unterworfenen Völkerſchaften des Chalifates gehorchen ſollten, während er die Verträge mit den chriſtlichen Araberſtämmen abſchloß, welche dieſe zum Theil dem Islâm gewannen, zum Theil wenigſtens dem Staate einigermaßen einfügten, wurde die Belagerung von Jeruſalem eifrig fortgeſetzt, und im J. 17 (638) die Uebergabe erzwungen. Es mochte der ſehnliche Wunſch des Chalifen geweſen ſein, die heilige Stadt der Juden und Chriſten, die Stätte ſo vieler, von den undankbaren Menſchen nur mißkannter und verfälſchter Offenbarungen und Gnadenerweiſungen Gottes, an welcher der Prophet durch ein göttliches Wunder nur einmal im Geiſte ſein Gebet hatte verrichten dürfen (S. 86), nun mit den eigenen, leiblichen Augen zu ſchauen. Er hielt ſeinen Einzug, wie die muslimiſchen Schriftſteller berichten, in der Demuth und Einfachheit, welcher der alte Gefährte Mohammeds auch als Herr eines großen Reiches ſich niemals entäußern mochte: auf einem Kamel reitend in einem unanſehnlichen alten Mantel von Kamelshaaren, wie einer der abgeriſſenen Beduinen, die man wohl früher auf den ſyriſchen Märkten lungernd erblickt hatte, erſchien den verwunderten Bewohnern Jeruſalems der neue Herrſcher, ihnen, die ſie auch den geringſten Unterpräfecten der Byzantiner, wievielmehr einen hochpreislichen Patrikios oder gar den ſiegreichen Kaiſer Heraklios ſelbſt in goldſchimmernder Rüſtung auf geſchmücktem Streitroſſe die Straßen der heiligen Stadt pomphaft hatten durchmeſſen ſehen. Mit Stolz weiſen die arabiſchen Geſchichtſchreiber auf die demüthige Einfachheit dieſes Auftretens hin, welches die übrigen während des Aufenthaltes in dem eroberten Lande ſchon etwas mehr verwöhnten Muslime beſchämte. Anders freilich ſtellt es ſich den Byzantinern dar: „Er zog ein in die heilige Stadt," berichtet ein ſpäterer Chroniſt, „gekleidet in Gewänder von Kamelshaaren, beſtaubt, den Ausdruck ſataniſcher Heuchelei auf dem Geſicht. Er verlangte den Tempel der Juden zu ſehen, welchen Salomo hatte bauen laſſen, um daraus einen Betort für ſeine eigenen Gottesläſterungen zu machen. Sophronios[1]) rief, als er ihn ſah: Das ſind fürwahr die Greuel der Verwüſtung in dem Heiligthume,[2]) von welchen Daniel geweiſſagt hat! Und der Glaubensheld weinte über das chriſtliche Volk reichliche Thränen. Als nun Omar in der Stadt war, forderte ihn der Patriarch auf, aus ſeiner Hand ein linnenes Gewand und ein Hemde entgegen zu nehmen; aber er weigerte ſich, ſie anzulegen. Mit Mühe bewog er ihn ſie zu tragen, bis ſeine eigenen Kleider gewaſchen waren; dann gab er ſie dem Sophronios zurück und zog ſeine wieder an.“

---

[1]) Der damalige Patriarch von Jeruſalem. Er ſtarb, kurze Zeit nach der Uebergabe der Stadt, im März 638. [2]) Daniel, Cap. 9 V. 27, nach der griechiſchen Ueberſetzung.

Aber die Genugthuung, in dem Mittelpunkte der Abgötterei ſelbſt den wahren Glauben zur Herrſchaft gebracht zu ſehen, mußte theuer bezahlt werden. Vielleicht noch im Jahre 17 (638), wenngleich mit voller Gewalt erſt 18 (639) brach im Gefolge des Krieges in Paläſtina und Syrien die Peſt aus. Sie wüthete am meiſten in Emmaus und ſeiner Umgegend, aber in entſetzlicher Weiſe auch in den andern Theilen des Landes. Unter den 250000 Opfern, die ihr gefallen ſein ſollen, befanden ſich drei von den ſiegreichen arabiſchen Feldherren: Abu Obeída, Schorachbil und zuletzt auch Jeſíd, welchen Omar zum Nachfolger Abu Obeídas ernannt hatte. An ſeine Stelle ſetzte der Chalife ſeinen Bruder Moáwija, welcher ihn als Freiwilliger in den Feldzug begleitet hatte (S. 249) und nun über vierzig Jahre lang die Provinz regieren und zum Kerne einer lange Zeit unüberwindlichen Hausmacht für die Familie Omaija geſtalten ſollte. Er war damals ein Mann von etwa 40 Jahren, der bis dahin kaum Gelegenheit gehabt hatte ſich beſonders hervorzuthun und, wie früher Jeſíd, ſeine einflußreiche Stellung nur dem Wunſche des Chalifen dankte, die weltliche mekkaniſche Partei mit Abu Sſofján an der Spitze bei guter Laune zu erhalten, wie andererſeits die Frommen die Genugthuung hatten, in Sſá'ad Ibn Abi Wakkáß einen der älteſten Gefährten des Propheten als Statthalter Perſiens in Kúfa zu ſehen. Eigene militäriſche Begabung ſcheint Moáwija nicht eben in hervorragendem Maße beſeſſen zu haben; aber wie er ſich ſpäter als den ſchlauſten Politiker ſeiner Zeit bewährte, ſo verſtand er, ſcheint es, von Anfang, ſich die richtigen Leute auszuſuchen, und brachte auch zu kriegeriſchen Unternehmungen eine unermüdliche Zähigkeit mit, welche ſich durch anfänglichen Mißerfolg niemals entmuthigen ließ. So hat er denn auch, ſobald es irgend die Verhältniſſe zuließen, ſein ganzes Leben hindurch die Eroberungen ſeines Volkes nach allen Seiten über die Grenzen der gewonnenen Provinzen auszudehnen verſucht.

Zunächſt blieb in Syrien ſelbſt, nachdem Antiochia bereits im J. 17 (638) ſeine Thore geöffnet, noch Caeſarea einzunehmen übrig. Schon Amr und nach ihm Jeſíd hatten die Belagerung betrieben (18 = 639); Moáwija ſetzte ſie fort, aber erſt im Schawwál 19 (Oct. 640) gelang es, die ſtarke Feſtung durch Verrath eines Juden zu nehmen. Damit war die Unterwerfung von ganz Syrien beendet. Inzwiſchen aber war Ijád (S. 229) im J. 18 (639) von Nordſyrien aus über den Euphrat gegangen, und bemächtigte ſich nun bis 20 (641), meiſt ohne Anwendung von Gewalt, der Städte Meſopotamiens; die in demſelben Jahre von der irakiſchen Armee aus bewirkte Eroberung von Moßul brachte dieſe Erwerbungen zum ſicheren Abſchluß. Sofort ging es nach Norden weiter, wo das von inneren Streitigkeiten zerriſſene Armenien eine leichte Beute für die Eindringlinge zu werden verſprach. Das unglückliche Land hat, ſo alt ſeine Geſchichte iſt, mit dem benachbarten Meſopotamien das Schickſal getheilt, der Zankapfel zwiſchen übermächtigen Nachbarſtaaten zu ſein, und iſt über den Eingriffen von außen, welchen Parteiungen im Innern mit verzweifelter Regelmäßigkeit entſprachen, trotz der bis heute in ſo ausgeprägter Weiſe erhaltenen Nationalität ſeines Volkes zu eigener unabhängiger ſtaatlicher Organiſation eigentlich niemals gekommen. Bis auf die letzten Zeiten des Saſſanidenreiches hatten ſich Perſer und Byzantiner um das armeniſche Gebiet geſtritten; ſeit dem großen Siege des Heraklius erhielt es ſeine Geſetze wieder von Conſtantinopel aus, bei der ſteten Uneinigkeit der Großen aber, welcher die allzuweit entfernte Centralregierung nicht wirkſam zu ſteuern vermochte, war es auch in dieſer letzten Zeit kaum zur Ruhe gekommen. So begegneten die Araber nur vereinzeltem und ſchlecht geleitetem Widerſtande, als ſie im J. 21 (642) unter Habib Ibn Máslama durch das Thal des oberen Euphrat nach dem Wanſee hinüber vorbrachen. Sie zogen an der Weſt- und Nordſeite um den See herum, am Ararat vorbei in das Thal des Araxes, nahmen die damalige Hauptſtadt des Landes, Dwin, mit Sturm (6. Oct. 642 = 6 Dhu'lká'ada 21), und zogen mit reicher Beute und zahlloſen Gefangenen ab. Im nächſten Jahre (22 = 643) wiederholten ſie den Einfall in drei Heerhaufen, die bis nach Georgien hinein wieder große Verwüſtungen anrichteten, deren einer jedoch von einem der angeſehenſten Großen Armeniens, dem von Kaiſer Conſtans mit dem Heerbefehl betrauten Theodoros dem Reſchtunier, eine ſtarke Schlappe erlitt. In Verbindung mit den in demſelben Jahre in Adherbeidſchán eingedrungenen Abtheilungen des irákiſchen Heeres (S. 246) wurden die Streifzüge auch in den nächſten Jahren fortgeſetzt[1], bis der im J. 29 (650) zwiſchen dem Kaiſer und den Arabern geſchloſſene Waffenſtillſtand ein paar Jahre Ruhe brachte.

In der Zwiſchenzeit hatte nämlich Moáwija verſucht, auch zur See gegen die Byzantiner vorzugehen. Der vorſichtige Omar hatte nichts davon hören wollen, daß man, was kaum je in Arabien erhört war, das Leben der Glaubenskämpfer den unſicheren Fluthen des Meeres anvertraute; unter Othmán wurde das anders. Moáwija, dem es an der phöniziſchen Küſte weder an Schiffsmaterial noch an Seeleuten fehlte, ließ im J. 27 oder 28 (648 oder 649) eine Flotte ausrüſten, die er durch eine Anzahl dem Statthalter von Aegypten, Ibn Abi Sſarch, entliehener Fahrzeuge verſtärkte, und ſetzte nach Cypern über. Die Hauptſtadt der Inſel, Conſtantia, das alte Salamis, ward erſtürmt und von Grund aus zerſtört, der Bevölkerung, ſoweit ſie nicht in die Gefangenſchaft geſchleppt wurde, ein ſtarker Tribut auferlegt. Auch das auf einem Eiland dicht am ſyriſchen Geſtade liegende, ſtark befeſtigte Aradus, welches noch in den Händen der Griechen war, konnte er nun angreifen. Zunächſt freilich wollte es ihm nicht gelingen, in die Mauern der Stadt Breſche zu legen; indeß kehrte er im folgenden Jahre (29 = 650) zurück und zwang die Beſatzung zu capituliren. Hierauf begann er, Streifzüge nach Kleinaſien unternehmen und insbeſondere Cilicien und Iſaurien verheeren zu laſſen; da gerieth Kaiſer Conſtans in Angſt um die Sicherheit ſeiner Reſidenz und verſtand ſich zu einem Uebereinkommen mit Moáwija, in welchem er gegen Zahlung eines Tributes einen dreijährigen Frieden bewilligt erhielt.

---

[1] Das Einzelne iſt hier wieder ſehr unſicher, die Griechen, Araber und Armenier widerſprechen einander und zum Theil ſich ſelbſt überall. Ich habe mich bemüht, die verhältnißmäßig ſicherſten Zeugniſſe meiner Darſtellung zu Grunde zu legen.

Als im J. 32 (653) dieſer Waffenſtillſtand ablief, war in Armenien die Sorge um die ſicher zu erwartende Wiederholung der arabiſchen Raubzüge groß. So zog es Theodoros der Reſchtunier vor, durch freiwillige Uebergabe die drohende Gefahr zu beſeitigen: er ſchloß mit Moáwija einen Vertrag, welcher den Armeniern äußerſt günſtige Bedingungen zugeſtand und den Muslimen vorläufig nur eine Art Oberhoheit über das Land ſicherte. Sofort aber erhob ſich die den Byzantinern zugethane Partei, brachte mit Hilfe griechiſcher Truppen den Reſchtunier arg ins Gedränge und zwang dadurch Moáwija zu neuem Eingreifen. Wieder unter Habib Ibn Máslama drängten die Heerhaufen der Muslime über die Grenze, vertrieben die Byzantiner und unterwarfen das ganze Gebiet bis an den Kaukaſus. Gleichzeitig ging von Adherbeidſchán aus Sſelmán Ibn Rabí'a ebenfalls in nördlicher Richtung vor; der überſchritt gar den Paß von Derbend, zwiſchen dem Gebirge und dem Kaspiſchen Meer, und drang in das Gebiet der jenſeits wohnenden Chaſaren ein, in welchem er aber von dem kriegeriſchen Volke ſammt ſeinem Heere vernichtet wurde, ſo daß nur Wenige nach unſäglichen Mühſalen durch den Kaukaſus ſich zurückretten konnten. Kein viel günſtigeres Ende nahm eine andere, wie es ſcheint großartigere, Unternehmung Moáwijas ſelbſt: ein Kriegszug nach Conſtantinopel, den er zu Waſſer und zu Lande mit erheblichen Kräften ins Werk ſetzte[1], nachdem ſein Admiral Abu'l-Á'awar das bei Ablauf des Waffenſtillſtandes von Byzanz aus zur Empörung angeſtachelte Cypern wiederum unterworfen hatte. Die Araber gelangten allerdings, nachdem ſie Rhodus eingenommen hatten, bis Chalcedon; aber dort zerſtreute ein Sturm die Flotte und vernichtete eine große Zahl der Kriegsſchiffe, ſo daß ſie unverrichteter Sache umkehren mußten (32 = 653). Trotz dieſer Mißerfolge hielten ſich die Muslime in Armenien ſelbſt bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges (36 = 657); dann aber mußte Moáwija, der alle ſeine Truppen nothwendig für ſich gebrauchte, den unſicheren Beſitz einſtweilen aufgeben, und im J. 38 (658) fand er ſich ſogar genöthigt, vom Kaiſer einen mehrjährigen Waffenſtillſtand für einen bedeutenden Tribut zu erkaufen. Auch hier bringen eben die inneren Wirren für eine Weile Alles ins Stocken.

Als im J. 18 nach Abu Obeidas Tode Jeſid mit dem Statthalterpoſten in Syrien betraut wurde, lag Amr Ibn El-Áßi ſchon eine ziemliche Weile vor Caeſarea. Es ſcheint ihm nicht gepaßt zu haben, ſeinen früheren Untergebenen jetzt als Oberbefehlshaber über ſich zu haben; wenigſtens hören wir, daß er das Commando über den größten Theil der Belagerungstruppen bis zur Ankunft Jeſids an ſeinen Sohn abgegeben, ſich ſelbſt aber mit nur 3500 Mann ohne Wiſſen und Willen des Chalifen nach der ägyptiſchen Grenze davon gemacht habe. Omar war nicht der Mann, irgend welche Unbotmäßigkeit zu dulden: er ſchickte einen Befehl hinter dem eigenwilligen Feldherrn her, daß er, falls er nicht etwa ſchon die Grenze überſchritten habe, ſofort Halt machen ſolle. Aber der Bote traf den Amr erſt in El-Ariſch, auf ägyptiſchem Boden, und ſo durfte er den Zug fortſetzen. Er hatte ihn in dem Beſtreben unternommen, ſich die ſelbſtändige Statthalterſchaft, mit welcher es in Syrien nichts geworden, nunmehr in dem Lande der Pharaonen zu ſuchen: und dies war allerdings für die muslimiſche Eroberung faſt noch reifer, als Syrien ſich eben gezeigt hatte. Allerdings hatte Kaiſer Heraklius grade in Aegypten den Grund zu ſeiner eigenen Größe gelegt, von hier aus den Kampf gegen den ſcheuſäligen Phokas mit ganzer Kraft aufgenommen.[1] Aber die frühere Anhänglichkeit der Bevölkerung war ſeit den Religionsedicten geſchwunden,[2] der Patriarch Cyrus, der Vertreter der kirchlichen Richtung des Hofes, in dem ſtreng monophyſitiſchen Lande verhaßt; dazu ſpalteten auch hier, wie in der Reſidenz, Officiere und Verwaltungsbeamte ſich in die feindlichen Parteien der Blauen und Grünen,[3] die ſich auf jede mögliche Weiſe befehdeten und nur allenfalls darin übereinkamen, der Bevölkerung möglichſt das Leben ſauer zu machen. So iſt es nicht wunderbar, daß der Widerſtand, welcher hier dem Eindringen der Mohammedaner entgegentritt, noch lahmer, die Neigung der koptiſchen Bevölkerung, ſich den Fremden in die Arme zu werfen, noch ausgeſprochener erſcheint, als es ſchon in der Nachbarprovinz der Fall geweſen. Freilich müſſen wir auch hier uns an dem allgemeinen Eindruck und ein paar dürftigen Thatſachen genügen laſſen, weil ſich aus den unzuſammenhängenden und weit auseinandergehenden Berichten von Griechen, Kopten und Arabern ein zuverläſſiges und einigermaßen überſichtliches Bild nicht gewinnen läßt.

---

[1] Die Byzantiner erwähnen außer der Eroberung von Rhodus (653 oder 654) nur eine Seeſchlacht auf der Höhe von Lykien im J. 655, welche mit einem Siege der Araber endete; die im Text gegebene Darſtellung folgt zwei alten orientaliſchen Quellen.

Schon der Zeitpunkt des Anfanges von Amrs Zug iſt nicht mehr auszumachen. Die Araber verlegen ihn ins J. 18 oder 19 (639. 640), wohin man ihn ſchon wegen der Theilnahme des Feldherrn an der bis 17 (638) dauernden Belagerung von Jeruſalem[4] ungefähr verweiſen möchte — andererſeits aber ſcheinen wir aus den uns freilich in ſehr unvollkommener Form vorliegenden Aufzeichnungen eines ägyptiſchen Zeitgenoſſen der Eroberung ſelbſt beinahe ſchließen zu müſſen, daß der Angriff ſchon ein Jahr früher ins Werk geſetzt worden ſei. Feſt ſteht nur, daß im J. 19 (640) die Araber unter Amr ſich mit den griechiſchen Generalen in Aegypten herumſchlagen, und daß ihr Weg ſie an dem ſchwer zugänglichen Nildelta vorbei nach dem mittleren Theile des Landes geführt hat, wo ſie die fruchtbare Ebene des Fluſſes und das Faijûm, die Umgebung des alten Mörisſees, plündern. Der Oberbefehlshaber der Griechen, Johannes, Herzog von Barka, war im Kampfe geblieben; trotzdem gelang es dem Amr nicht, entſcheidende Fortſchritte zu machen, weil Theodoſius und Anaſtaſius, die Häupter der Militär- und Civilverwaltung Aegyptens, in Babylon, dem alten Memphis, an der Spitze beträchtlicher Maſſen von kaiſerlichen Truppen ſeine allzu ſchwachen Kräfte in Schach hielten. Er ſah ſich genöthigt, Omar um Hilfe zu bitten, und da nun einmal die Ehre der muslimiſchen Waffen auf dem Spiele ſtand, ſandte ihm der Chalife auch ſofort 4000 Mann unter dem Befehle Eſ-Sobeirs, eines der angeſehenſten Gefährten des Propheten, der bis dahin ſtets als Vertrauensmann in der unmittelbaren Nähe des Herrſchers verweilt hatte (vgl. S. 217). Ungefähr um dieſelbe Zeit wie dieſer kam auch Theodorus nach Aegypten, der neue Obergeneral, welchen Kaiſer Heraklius zum Erſatze des gefallenen Johannes abgeſandt hatte. Theodoſius und Anaſtaſius waren nicht ſehr geneigt, ihre Autorität mit ihm zu theilen, und dachten ihn durch einen großen Erfolg in den Hintergrund zu drängen: ſo ließen ſie ſich von dem liſtigen Amr aus Babylon herauslocken und bei Heliopolis ſchlagen, wo der arabiſche Feldherr mit dem dritten Theile ſeines Heeres ſtehen geblieben war, während er die beiden andern Drittel auf Umwegen den Byzantinern in den Rücken hatte marſchiren laſſen. Die Niederlage der Unvorſichtigen war vollſtändig; mit Mühe wurde die Citadelle von Babylon gehalten, die Stadt ſelbſt fiel den Muslimen in die Hände (20 = 641), welche dadurch freie Hand erhielten, einige nilaufwärts gelegene Bezirke ſowie das Faijûm in Beſitz zu nehmen. Es folgen nun zwei Jahre der entſetzlichſten Verwirrung, in welcher das unglückliche Land die ſchwerſten Leiden zu tragen hatte. Vom erſten Augenblicke der Invaſion hatten die monophyſitiſchen Kopten in vielen Gegenden mit den Fremden, den Feinden der verhaßten griechiſchen Herren, ſich befreundet; andere wieder fanden dieſe letzteren immer noch erträglicher als die raubgierigen Beduinen, und ſo begannen hier und da die Aegypter ſelbſt über einander herzufallen und ſich gegenſeitig abzuſchlachten. In Alexandrien, wohin nach der Einnahme von Babylon Truppen und Einwohner in großer Zahl geflüchtet waren, rauften ſich Grüne und Blaue, als hätte Aegypten nie einen Araber geſehen, und der ſüße Pöbel der zuchtloſen Hauptſtadt ließ ſich die ſchöne Gelegenheit zu Schlägereien und Plünderungen nicht entgehen; nur mit der größten Anſtrengung gelang es dem Theodorus, endlich die Ruhe wieder herzuſtellen. Dabei tauchten bald im Delta, bald ſtromaufwärts die Schaaren der fremden Eindringlinge auf, und obwohl die unterägyptiſchen Städte ſich zwiſchen den zahlloſen Flußarmen leicht auch gegen ernſtere Angriffe vertheidigen konnten, ſo gab es doch Verwüſtung und Elend überall. Immerhin kamen die Muslime dabei nicht recht vorwärts, und insbeſondere mußten ſie ſich überzeugen, daß die umfangreichen Feſtungswerke von Alexandria jedes Angriffes ſpotteten, den ſie etwa auf die Stadt zu unternehmen vermochten. Ebenſowenig aber waren die Byzantiner im Stande, außerhalb der feſten Städte noch ſich blicken zu laſſen.

---

[1] Hertzberg, Geſch. d. Byzantiner (No. 54 dieſer Sammlung) S. 42.
[2] Vgl. oben S. 224.
[3] Hertzberg a. a. O. S. 78.
[4] Wenn man von Caeſarea gänzlich abſähe, wozu man allenfalls berechtigt wäre.

Zur Vollendung des Unglückes, welches über das byzantiniſche Reich hereingebrochen war, hatte nun am 11. Februar 641 auch noch Kaiſer Heraklius ſein vielbewegtes Leben geendet. War er in den letzten Jahren ſeines Lebens, man kann ſagen ſeit der Schlacht am Hieromax, von Krankheit und Unglück gebeugt nur der Schatten des mächtigen Kriegsfürſten geweſen, welcher mehr als einmal den Staat gerettet und von Neuem durch ungewohnte Siege gefeſtigt hatte: ſein Tod ließ zu allem Andern auch noch innere Wirren ausbrechen, welche die letzten Kräfte des Reiches lähmten.1) Der erſte Nachfolger des Heraklius, der kränkliche Conſtantin III., hatte allerdings dem Theodorus nach Alexandria melden laſſen, daß er ihm in Kurzem neue Hilfstruppen ſenden werde, als aber der junge Kaiſer ſchon im Mai 641 ſtarb und Herakleonas den Thron beſtig, fühlte ſich die Regierung in der Vorahnung der drohenden Revolution doch ſchon ſo unſicher, daß es gerathen ſchien, mit Aegypten ein für allemal ein Ende zu machen, anſtatt die Reſidenz und die benachbarten Provinzen noch mehr von Truppen zu entblößen. In Conſtantinopel befand ſich damals Cyrus, der Patriarch von Alexandrien. Er muß ein verſtändiger Mann und guter Beobachter geweſen ſein, der ſich über ſein eignes wie ſeiner Regierung Verhältniß zu den Kopten (S. 262) keiner Täuſchung hingab: jedenfalls hatte er bereits nach den erſten Erfolgen der Araber Berichte an Heraklius eingeſandt, in welchen er geradezu rieth, ſich mit den Barbaren, vielleicht auf der Grundlage einer Tributzahlung, friedlich zu einigen; ja, es wird berichtet, daß er ſich auf eigene Hand an Amr gewendet habe, um die Bedingungen zu erfahren, welcher dieſer etwa zu ſtellen beabſichtige.2) Heraklius, ſo heißt es, war darüber ſehr erzürnt, forderte den Patriarchen vor ſich nach der Hauptſtadt und ſetzte ihn unter lebhaften Vorwürfen gefangen. Als nun die Rückſicht auf ſeine eigne Sicherheit den Herakleonas zwang, von weiteren militäriſchen Unternehmungen in Aegypten abzuſehen, ließ er zunächſt den Theodorus aus Alexandrien kommen; und als dieſer, wie Cyrus, ſein Gutachten dahin abgab, daß die vorhandenen Mittel nicht ausreichten die Provinz zu halten, wurden Beide mit dem Auftrage zurückgeſandt, unter möglichſt erträglichen Bedingungen Frieden zu

---

1) S. das Nähere bei Hertzberg, Geſch. d. Byzantiner (No. 54 dieſer Sammlung) S. 53.

2) Die arabiſchen Hiſtoriker berichten Aehnliches von einem Kopten, welchen ſie El-Mukaukis nennen und als Oberhaupt der Aegypter bezeichnen. Hier iſt die Thatſache des Entgegenkommens, welches die Kopten den Eroberern zeigten, mit den auf ganz andere Beweggründe zurückgehenden Verhandlungen des Cyrus zuſammengeworfen, und ſchließlich (wie bei Damaskus, S. 251) der Biſchof mit dem Statthalter verwechſelt. Der Name El-Mukaukis harrt noch der Erklärung; vermuthlich ſteckt ein arg verderbter byzantiniſcher Titel oder ein koptiſches Wort darin.

ſchließen.1) Am 17. September 641 (20) trafen ſie wieder in Alexandrien ein; da aber inzwiſchen die Empörung in Conſtantinopel ausgebrochen und Herakleonas geſtürzt war, mochten ſie es einſtweilen noch nicht für thunlich halten, Verhandlungen anzuknüpfen, bevor die Abſichten der neuen Regierung bekannt waren. Aber die konnte im Augenblick ebenfalls nichts für Aegypten thun: der elfjährige Conſtans II. war noch in ſeiner Hauptſtadt von Gefahren umgeben, dazu ſchlug man ſich mit den Longobarden in Italien, ſo ließ man im Orient die Dinge gehen wie ſie wollten. Als am 25. März 642 (17. Rabi II 21) die Citadelle von Babylon capitulirt hatte, und damit auch für die bisher verſchont gebliebenen Ortſchaften die Gefahr wuchs, begann Cyrus ernſtliche Verhandlungen, und im October 642 (Dhu'l-hiddſche 21) ward der Friedensvertrag abgeſchloſſen. Die Byzantiner verpflichteten ſich, ſogleich einen feſt beſtimmten Tribut zu entrichten, nach Ablauf von elf Monaten alle Truppen aus dem Lande zu ziehen und niemals wieder ein Heer nach Aegypten zu ſchicken; dagegen verſprachen die Araber, die Chriſten im Beſitze ihrer Kirchen wie ihrer eigenen Verwaltung zu laſſen und ſich unter keinen Umſtänden in ihre Angelegenheiten zu miſchen.2)

War es für die griechiſche Regierung eine Unmöglichkeit, grade jetzt erhebliche Streitkräfte an die orientaliſchen Provinzen abzugeben: eine Schmach blieb es immer, daß ſie ſich dazu verſtand, die nach ſo mancher Einbuße doch noch ſo reiche und feſte Stadt Alexanders des Großen ohne Schwertſtreich aufzugeben. Die Einwohner geriethen außer ſich vor Wuth, als ſie das ihnen drohende Schickſal vernahmen, und hätten den Cyrus beinahe umgebracht; aber von dem ohnmächtigen Mutterlande aufgegeben konnten oder wollten ſie nicht daran denken, Leben und Vermögen im ungleichen Kampfe um die Freiheit zu wagen. So mußten ſie es denn eben tragen, daß am 29. September 643 (9. Dhu'lká'ada 22) nach dem vertragsmäßigen Abzug der byzantiniſchen Truppen die arabiſchen Barbaren einrückten und ſich in dem prächtigen

---

1) Die Zuſammenhänge zwiſchen den ägyptiſchen Angelegenheiten und den Verhältniſſen in der Hauptſtadt hat zuerſt Ranke (Weltgeſchichte V, 1, 148) aufgeklärt. Mit dem ſicheren Blicke des echten Hiſtorikers erkennt er, wie Herakleonas und ſeine Mutter Martina ſich ſcheuen mußten, die ihnen feindlich geſinnten Truppen, welche bei Chalcedon lagerten, nach Aegypten zu ſenden, wie ſie aus der Darſtellung des Cyrus ſchloſſen, daß es möglich ſein werde, von Amr, der gewiſſermaßen in den Dienſt des Kaiſers zu treten ſchien, Aegypten für dieſen einſtweilen verwalten zu laſſen, und wie ſich unter dieſem Geſichtspunkte die auf den erſten Blick ſo befremdliche Ermächtigung des Cyrus zu Verhandlungen mit Amr von ſelbſt erklärt.

2) Da es ſich um einen Vertrag handelt, ſo iſt die Milde der Bedingungen nicht auffallend; allerdings ſind ſie von den Muslimen auch keineswegs gewiſſenhaft erfüllt worden. Beſonders die Steuern wurden bald in die Höhe geſchraubt, aber auch ſonſt mancherlei Bedrückung geübt, ſo daß die armen Kopten die neuen Freunde bald ſchlimmer fanden, als die Herren, welche ſie eben losgeworden. Cyrus ſelbſt, hören wir, bemühte ſich vergeblich, von Amr genaue Einhaltung der Vertragsbeſtimmungen zu erlangen, und ſtarb vor Kummer über das von ihm ſelbſt herbeigeführte Schickſal des Landes am 10. April 643.

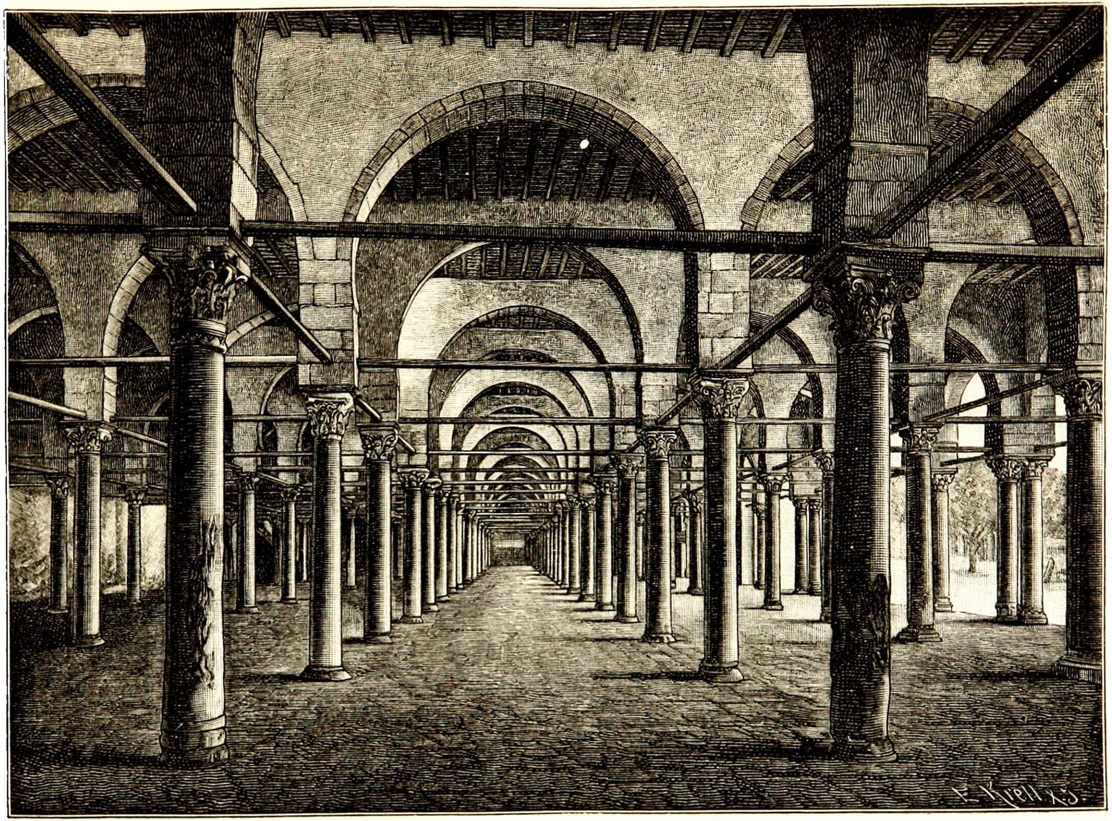
Orte häuslich einrichteten.[1] Wer freilich die Mittel dazu beſaß, ſiedelte doch lieber in Begleitung der kaiſerlichen Behörden nach Conſtantinopel über. Die ganze Bedeutung Alexandrias als Handelsplatz beſtand ja in der Vermittlung zwiſchen Europa und dem Orient, auf einen friedlichen Verkehr mit den Saracenen[2] aber war für lange Zeit kaum zu rechnen: ſo lohnte es dem griechiſchen Kaufmanne nicht, die Herrſchaft der Heiden zu ertragen. Der Verfall der einſt ſo blühenden Großſtadt wurde dadurch vollendet, daß Amrs Abſicht, in ihr ſein Hauptquartier aufzuſchlagen, bei dem Chalifen auf Widerſpruch ſtieß. Wie in Perſien (S. 244) wollte Omar auch hier keinen großen Strom zwiſchen dem Sitze des Statthalters und ſeiner eigenen Reſidenz haben; ſo befahl er, jenen auf das rechte Ufer des Nils zu verlegen, und Amr gründete demzufolge neben den Ruinen des zerſtörten Babylon, wie es heißt an der Stelle, wo bei der Belagerung ſein Zelt geſtanden hatte, eine neue Stadt, welche ebendeswegen El-Foſtât „das Zelt" genannt wurde, das jetzige Alt-Kairo. Dies genügte aber dem umſichtigen Chalifen nicht. Aegypten war die Kornkammer der altrömiſchen wie der byzantiniſchen Welt geweſen, ſeine Wichtigkeit für die Verproviantirung des dürren und unfruchtbaren Arabiens, insbeſondere der heiligen Städte, lag auf der Hand. Aber die Karawanenſtraße über die Sinaihalbinſel und dann ſüdöſtlich bis Medina war lang und unbequem; als daher Omar hörte, daß früher ein Canal den Nil in der Nähe von Babylon mit dem Meerbuſen von Suez verbunden habe, befahl er denſelben herzuſtellen: durch das Rothe Meer konnte man ohne Schwierigkeit die Häfen der arabiſchen Weſtküſte erreichen und ſowohl die Botenverbindung als die Kornlieferungen erheblich beſchleunigen.

Die Muslime faßten ihr den Aegyptern gegebenes Verſprechen, die Verwaltung des Landes in den Händen der Einwohner zu laſſen, ſo auf, daß ſie das arme Volk nicht ſelbſt, ſondern durch Vermittlung von griechiſchen und koptiſchen Ueberläufern bedrückten, welche es verſtanden hatten, ſich lieb Kind zu machen und den maßgebenden Einfluß in den einzelnen Regierungsbezirken an ſich zu reißen. „Dieſe Leute," ſo klagt der zeitgenöſſiſche Chroniſt, „liebten die Heiden und verabſcheuten die Chriſten; ſie zwangen dieſe, den Muslimen Futter für ihre Thiere zu bringen, und forderten von ihnen, daß ſie Milch, Honig, Früchte, Lauch und vieles Andere noch außer den gewöhn-

---

[1] Nach den arabiſchen Berichten, welche dieſe erſte friedliche Einnahme von Alexandria mit der ſpäter zu erwähnenden Eroberung nach dem Aufſtande vom J. 25 zuſammenzuwerfen ſcheinen, wären die Muslime mit Gewalt eingedrungen und hätten demgemäß übel in der Stadt gehauſt. Das iſt aber nach den zeitgenöſſiſchen Aufzeichnungen irrig; beſtimmt unwahr die bekannte Erzählung von der auf Omars Befehl erfolgten Verbrennung der alexandriniſchen Bibliothek, die von keinem älteren arabiſchen oder byzantiniſchen Autor bezeugt iſt und zum erſten Male bei einem Schriftſteller des 13. Jahrhunderts auftaucht, dazu in mehr als einer Beziehung an innerer Unwahrſcheinlichkeit leidet.

[2] So heißen die Araber jetzt wie ſchon vor dem Islâm bei den abendländiſchen Schriftſtellern; die Herkunft des Namens iſt noch unaufgeklärt, die Ableitung vom arabiſchen scharki „öſtlich" unter allen Umſtänden falſch.



Inneres der Moſchee des Amr zu Alt-Kairo.

lichen Leiſtungen aufbringen ſollten. Die Aegypter führten dieſe Befehle aus, da ſie in fortwährender Angſt lebten. Man zwang ſie, den Canal des Trajan,1) welcher ſeit langer Zeit verkommen war, wieder auszugraben, um das Waſſer von Babylon bis in das Rothe Meer zu leiten. Das Joch, unter dem ſie die Aegypter hielten, war ſchwerer als das, welches Israel von dem Pharao auferlegt worden war, den Gott mit gerechter Strafe heimſuchte, indem er ihn mit ſeinem Heere in das Rothe Meer ſtürzte, nachdem er die Aegypter durch viele Plagen gezüchtigt, an Menſchen wie am Vieh. Möge Gottes Strafe dieſe Ismaeliten treffen, und möge er ihnen thun, wie er dem alten Pharao gethan hat! Unſerer Sünden wegen geſtattet er, daß ſie uns ſo behandeln. Aber in ſeiner Langmuth wird unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus auf uns ſchauen und uns erretten; und dazu hoffen wir, daß er die Feinde des Kreuzes vernichten wird, wie es geſchrieben ſteht in dem wahrhaftigen Buche." — Das Gebet des armen Biſchofs Johannes von Nikiu, der Solches gegen Ende des ſiebenten Jahrhunderts ſchrieb, iſt nicht erhört worden; nach den Arabern kamen die Türken, neuerdings machen ſich auch wieder Chriſten dort zu ſchaffen, das Loos der Kopten aber iſt heute wie damals — Steuerzahlen und Canalgraben. —

Trotzdem Omar ſeinen Willen bekommen hatte, war er doch mit Amr dauernd unzufrieden; er hatte ihn, wahrſcheinlich nicht mit Unrecht, im Verdachte, daß er nicht alle Gelder, welche den Aegyptern abgenommen wurden, pünktlich nach Medina ablieferte. Es gab eine ſehr gereizte Correſpondenz2) zwiſchen dem ſtrengen Chalifen und ſeinem klugen Haushalter, der vergeblich verſuchte, ſich Freunde mit dem ungerechten Mammon zu machen, indem er den Boten des Chalifen beſtach, welcher gekommen war, den Finanzen etwas auf den Grund zu ſehen. Der Mann war ehrlich und wies das Schweigegeld zurück; Omar aber ſetzte dem Amr wenigſtens in Oberägypten einen Unterſtatthalter, der ihm nicht gewogen war, in der Perſon des Abdallah Ibn Abi Sſarch. Ganz entfernen wollte er jenen wohl nicht, weil er ſich mit Eifer und Erfolg bemühte, die muslimiſchen Waffen immer weiter nach Weſten zu tragen. Vielleicht noch vor der Beſetzung von Alexandria,3) welche dem Amr ja ſchon 642 (21) vertragsmäßig zugeſichert war, nahm er die Pentapolis, die alte Cyrenaïca mit dem Hauptorte Barka, ohne Widerſtand in Beſitz; im nächſten Jahre (22 oder 23 = 643 oder 644) wurde

---

1) Dieſer Kaiſer hatte den ſchon in altägyptiſcher Zeit angelegten Suezcanal erneuert und die Abzweigung nach Babylon herſtellen laſſen, welche jetzt für die Araber von Wichtigkeit war.

2) Deren Echtheit allerdings nicht ganz ſicher iſt.

3) Dieſe ſetzen die Araber in das J. 21 (642), nach den ägyptiſchen Nachrichten fand ſie erſt Sept. 643 (Ende 22; ſ. oben S. 265) ſtatt. Wenn daher jene nachher die Eroberung von Tripolis meiſt unter dem J. 22 erwähnen, ſo kann es zweifelhaft ſein, ob man auch hier ein Jahr zulegen oder annehmen ſoll, daß Amr gleich nach Abſchließung des Friedensvertrages (Ende 642) ſich nach der Pentapolis aufgemacht habe. Uebrigens findet ſich auch in arabiſchen Quellen, wenngleich weniger gut bezeugt, das Jahr 23 (644) für Tripolis überliefert.

nach einigen untergeordneten Kämpfen Tripolis durch Okba Ibn Náfi gewonnen, der vorher ſchon Sawila im Lande Feſán zur Uebergabe gebracht hatte. Damit war die Grenze erreicht, welche Omar einſtweilen für zuläſſig hielt; bei ſeinen Lebzeiten mußte es dabei verbleiben, weil er hier wie immer ſich vor jedem Abenteuer ſcheute, ſo lange die bisher gewonnenen Länder noch nicht vollkommen geſichert ſchienen. Unter der Regierung des Othmán aber bekamen die Araber vorläufig in Aegypten ſelber wieder zu thun. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung hatte der Chalife den Amr ſeines Statthalterpoſtens entſetzt und dem Ibn Abi Sſarch, der ſein Milchbruder war, ganz Aegypten unterſtellt. Als aber im J. 25 (646) von Conſtantinopel, wo inzwiſchen die Verhältniſſe ſich gebeſſert hatten, der byzantiniſche Feldherr Manuel mit einer großen Flotte vor Alexandria erſchien, mit Hilfe einer ſofort ausbrechenden Empörung die Muslime aus der Stadt vertrieb und in das Delta einrückte, ſchien es doch räthlich, auf den Feldherrn zurückzugreifen, deſſen Name bei Kopten und Griechen gefürchtet und der mit der Beſchaffenheit des Landes am meiſten vertraut war. In der That löſte Amr, ſobald er den Oberbefehl wieder übernommen hatte, ſeine Aufgabe mit Geſchick und Erfolg. Die Byzantiner hatten die Bewohner von Unterägypten, welche unter dem Drucke der arabiſchen Herrſchaft ihre anfängliche Begeiſterung für die neuen Verhältniſſe längſt verloren, ja zum Theil die Rückkehr der kaiſerlichen Truppen mit Freuden begrüßt hatten, trotz alledem thörichter Weiſe als Feinde behandelt und das Land entſetzlich zu verwüſten angefangen. So blieb den unglücklichen Kopten nichts übrig, als ſich ihrer Haut zu wehren, und Amr konnte eine Weile gemächlich zuſehen, wie Griechen und Aegypter ſich herumſchlugen, bis die erſteren ſo weit geſchwächt waren, daß er ihnen mit leichter Mühe eine Niederlage beibrachte. Dem fliehenden Heere nachſetzend, drang er mit ihm zugleich in Alexandria ein: die Byzantiner, ſo viele ihrer vermochten die Schiffe zu gewinnen, machten ſich eilends davon, die Stadt aber verfiel einer ſchonungsloſen Züchtigung für den Abfall, den ſie gewagt hatte. Nachdem endlich dem Morden und Brennen Einhalt gethan war, ließ Amr die Feſtungsmauern nach der Landſeite einreißen und damit jede Möglichkeit eines wiederholten Aufſtandes entfernen; der Ort ſelbſt aber hat ſich Jahrhunderte lang von dieſer Verwüſtung nicht erholt.

Kaum hatte Amr ſeine Schuldigkeit gethan, als der Chalife ihn ſchon wieder gehen hieß: wenigſtens ſprach er die Abſicht aus, ihn zwar an der Spitze des Heeres zu belaſſen, die Finanzverwaltung aber auf Ibn Abi Sſarch zu übertragen. Das war nichts für den redlichen Amr: „Da hielte ich ja,“ meinte er, „die Kuh bei den Hörnern, während der Emir ſie mölke;“ er lehnte ab, und der Chalife übertrug nun die Regierung der Provinz ungetheilt an jenen. Er beging damit etwas Schlimmeres als eine Undankbarkeit, nämlich einen Fehler, der ſpäter mit zu ſeinem Untergange und zur empfindlichen Schädigung des Islâms beigetragen hat; aber vorläufig zeigte ſich der neue Statthalter allerdings ſeinem Poſten in jeder Weiſe gewachſen.

Zunächſt ſah er ein, daß eine gründliche Abwehr weiterer Angriffe der Byzantiner unmöglich war, ſo lange die Araber keine Schiffe beſaßen; wie Moáwija in Syrien legte er ſich alſo auf die Herſtellung einer Flotte, und war ſchon im J. 28 (649) im Stande, jenem bei der Eroberung von Cypern zur See kräftige Unterſtützung zu gewähren. Noch mehr aber fand er ſeine Vorausſicht belohnt, als ſpäter[1]) in der That eine neue griechiſche Flotte vor Alexandria erſchien: die Tapferkeit der Muslime bewährte ſich auch auf dem ungewohnten Elemente, und die Feinde wurden zurückgeſchlagen. Nicht weniger bemüht zeigte Ibn Abi Sſarch ſich für die weitere Ausbreitung des Islâms in Afrika. Nach einigen vorbereitenden Streifzügen untergeordneter Bedeutung machte er ſich im J. 27 (647/8) mit einem direct von Medina her auf 20 000 Mann verſtärkten Heere über Barka und Tripolis gegen das Gebiet von Karthago auf. Daſſelbe war bis zum Jahre vorher von dem Patrikios Gregor für den Kaiſer Conſtans verwaltet worden; da aber hatte der ehrgeizige Mann die Gelegenheit ergriffen, der ſchwachen Regierung in Byzanz den Gehorſam zu weigern, ja wahrſcheinlich ſich ſelbſt zum Kaiſer ausrufen zu laſſen. Dem fiel nun Ibn Abi Sſarch ins Land; bei einem Orte, welchen die Araber Akúba nennen, kam es zur Schlacht, in welcher die Barbaren wiederum den Sieg davontrugen. Sie beeilten ſich nun, das Land nach allen Seiten zu plündern, bis die Einwohner ſich entſchloſſen, für eine ſchwere Summe — 300 Centner[2]) Goldes, fabeln die Späteren — und durch das Verſprechen jährlicher Tributzahlung den Abzug der Muslime zu erkaufen. Abdallah, der Sohn des Eſ-Sobeir, welcher ſich unter den mediniſchen Truppen befand, wurde mit der Siegesnachricht zum Chalifen entſandt. Seine Erzählungen erregten allgemeines Staunen; ſpäter pflegte er ſich zu berühmen, daß er den Gregor mit eigener Hand getödtet habe. Die Wahrheit dieſer Verſicherung müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen, da wir nicht ſicher unterrichtet ſind, was aus dem Patrikios geworden iſt. Hat er ſeine Niederlage überlebt und, wie von Einigen überliefert wird, ſelbſt den Friedensvertrag mit den Muslimen abgeſchloſſen, ſo iſt es mit ſeinem Kaiſerthum doch zu Ende geweſen: wir finden ſpäter, wo die Araber ins Land zurückkehren, keine Spur mehr von ihm. Einſtweilen freilich hören wir überhaupt nichts weiter aus dieſen Gegenden — die inneren Wirren beginnen auch hier den Siegeslauf des Islâms zu hemmen.

---

[1]) Die Angaben ſchwanken zwiſchen den Jahren 31—34 (651—655); wenn die S. 261 gegebene Anſetzung des zwiſchen Mo'áwija und dem Kaiſer geſchloſſenen Waffenſtillſtandes auf 29—32 (650—653) richtig iſt, ſo würde für unſere Seeſchlacht Ende 32 = Sommer 653 nicht unwahrſcheinlich ſein.

[2]) Etwa 38 Millionen Mark.

Drittes Capitel.

Die Organiſation des Staates und der Bürgerkrieg.

„Bekämpft die, welche nicht an Gott und den jüngſten Tag glauben noch für verboten halten, was Gott und ſein Geſandter verboten haben, noch die wahre Religion bekennen, nämlich die eine Schrift empfangen haben1), bis ſie Kopfſteuer zahlen, bereitwillig und als demüthige Unterthanen" — ſo hatte Gott durch den Propheten in der Losſagungsſure (oben S. 166) den Gläubigen geheißen, und demgemäß war denn auch den Chriſten von Nedſchrán (S. 163) nur gegen Zahlung eines anſehnlichen Tributes Leben und Beſitz gewährleiſtet worden. Ferner hatte Mohammed einerſeits bei der Capitulation der Ibn Nadír (S. 129) die Regel aufgeſtellt, daß Gebiete, welche nicht durch gewaltſame Eroberung, ſondern durch freiwillige Uebergabe in die Gewalt der Muslime kamen, von der allgemeinen Beutevertheilung ausgeſchloſſen wurden, andererſeits ſpäter nach der Erſtürmung von Cheibar (S. 146) den jüdiſchen Einwohnern ihre Grundſtücke zu weiterer Bebauung mit der Maßgabe gelaſſen, daß ſie gewiſſe Theile des Ertrages abliefern mußten. Zu dieſen Einnahmen kam für Mohammed, beziehungsweiſe für den Staatsſchatz, noch der Fünfte von aller gemachten Beute (S. 114) und die als „Armenſteuer" von den Gläubigen ſelbſt zu leiſtende Abgabe (S. 203).

Das waren die Grundſätze und Präcedenzfälle, deren richtige Anwendung auf die eroberten Provinzen Omars Hauptſorge bilden mußte, als ſich das Bedürfniß herausſtellte, denſelben eine endgiltige Organiſation zu geben. Mit Ausnahme weniger Bezirke von geringerem Umfange konnten die neuen Gebiete als gewaltſam eroberte angeſehen werden; ſomit hatte Omar die Wahl, ob er den Grund und Boden zunächſt des Irák, Syriens und Aegyptens als Beute unter die einzelnen Gläubigen vertheilen oder aber nach dem Muſter von Cheibar zur Staatsdomäne machen wollte, auf welcher die bisherigen Eigenthümer als Nutznießer gegen Zahlung eines beſtimmten Satzes vom Einkommen belaſſen wurden. Der Chalife entſchied ſich nach einigem Schwanken für das Letztere: wir müſſen ſagen, daß es von ſeinem Standpuncte aus das einzig Richtige war. Die Araber hatten in unglaublich kurzer Zeit eine Ländermaſſe in Beſitz genommen, deren Einwohnerzahl mindeſtens das Dreifache ihrer

---

1) D. h. die Juden und Chriſten, mit denen man aber auch die perſiſchen Zoroaſtrier wenigſtens in Bezug auf ihre bürgerlichen Verhältniſſe gleichgeſtellt hat. Das paßte dem Omar beſſer, und es fand ſich auch bald Jemand, der etwas damit Uebereinſtimmendes vom Propheten gehört haben wollte.

eigenen Volksmenge betrug. Sollte die Herrſchaft der Minderheit über eine in Kurzem noch verhältnißmäßig zunehmende Mehrzahl, die noch dazu über ſehr bedeutende Entfernungen vertheilt war, auch nur einigermaßen Dauer verſprechen, ſo mußten Eroberer und Unterworfene möglichſt geſchieden und in jenen der kriegeriſche Geiſt und das Gefühl der Ueberlegenheit, gleichzeitig aber auch die leichte Beweglichkeit erhalten bleiben, welche die großen Siege des Isláms überhaupt möglich gemacht hatten. Das ließ ſich aber nur erreichen, wenn der Araber blieb, was er war: der an keine Scholle gebundene, ſtets nur im Kriegslager ſich wirklich heimiſch fühlende Muslim, der voller Verachtung auf die Ungläubigen herabſchaute, welchen er die bürgerlichen Beſchäftigungen überließ und die ihn, den Herrn, zu ernähren hatten. Demgemäß traf Omar, unter Ergänzung der aus dem erwähnten Präcedenzfalle ſich ergebenden allgemeinen Regel, folgende Beſtimmungen. Die Grundbeſitzer in den eroberten Gebieten behielten ihre Güter, mußten aber außer der von allen Ungläubigen zu tragenden Kopfſteuer — dschiſja — und beſtimmten Quartierlaſten noch eine nach dem Umfange ihres Beſitzes zu bemeſſende Grundſteuer — charádsch — entrichten. Durchgeführt wurde dieſe Maßregel zuerſt im Irák, welches nach der Eroberung förmlich vermeſſen und kataſtrirt ward; dagegen blieben in Syrien wenigſtens die Chriſten vorläufig vom Charádſch befreit, zum Lohne für den Vorſchub, welchen ſie den Arabern bei der Eroberung geleiſtet hatten. Vorbehaltlich des ſtaatlichen Eigenthumsrechtes durften die Nutznießer ihre Beſitzungen verkaufen; da die urſprünglich eingeſchätzte Steuerſumme ohne Rückſicht auf den etwaigen Wechſel des Ertrages für alle Zeit maßgebend blieb, brauchte der Staat kaum ein Intereſſe an der Perſon des jeweiligen Inhabers zu nehmen. Herrenloſe Ländereien, z. B. die in Folge der Auswanderung griechiſcher Magnaten frei gewordenen Lehensgüter in Syrien, wurden zu Gunſten der Staatscaſſe verpachtet. Bei alledem aber wurde von Omar als unverbrüchliches Geſetz eingeſchärft, daß kein Muslim außerhalb Arabiens ſelbſt Grundbeſitz erwerben oder Ackerbau treiben durfte. Die aus den Steuern und der Kriegsbeute beſtehenden Staatseinnahmen ſollten ausſchließlich zum Nutzen der Muslime verwendet werden; dafür konnten ſie auf eigenen Grund und Boden um ſo leichter verzichten, als die Bebauung deſſelben vermöge der hohen Grundſteuer in der Hauptſache doch ihnen zu Gute kam. Denn eigentliche Staatsausgaben in unſerm Sinne kannte man in Medina kaum: die Ausrüſtung des Kriegers war deſſen Sache, die Localverwaltung in den unterworfenen Gebieten überließ man den Bewohnern, Aufgaben des Staates auf dem Gebiete des Gemeinnützigen oder gar des Bildungsweſens ahnte man nicht, ſomit blieben eigentlich nur die für kriegeriſche Zwecke verſchiedener Art nöthigen Aufwendungen, welche mit einem verhältnißmäßig ſehr kleinen Theil der Einnahmen beſtritten werden konnten. Die aber waren ungeheuer: aus dem Irák allein floſſen jährlich 100 Millionen Dirhems nach Medina. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß die Ueberſchüſſe vertheilt werden mußten; um nun in dieſe

Vertheilung und gleichzeitig in die ganze Finanzverwaltung Ordnung zu bringen, richtete Omar im J. 20 (641) nach byzantiniſchem Muſter einen Diwán,1) d. h. einen Oberrechnungshof ein, der genau über Soll und Iſt der Einnahmen Buch zu führen und gleichzeitig, nach Stämmen und Familien geordnet, eine genaue Liſte aller Muslime aufzuſtellen hatte, welche vermöge ihrer Theilnahme am Kriege gegen die Ungläubigen ein Recht auf den Mitgenuß der von dieſen eingezogenen Gelder beſaßen.2) Auf Grund dieſes Materiales ward dann ein feſtes Syſtem von Jahrgehalten entworfen, welche an die einzelnen Muslime, beziehungsweiſe deren Angehörige gezahlt werden ſollten. Die Beträge wurden nach den Verdienſten abgeſtuft, welche Jeder um die Sache des Glaubens ſich erworben hatte; die Aufforderung, ſich ſelbſt an die Spitze der Liſte zu ſtellen, lehnte Omar beſcheiden ab und wies dieſen Ehrenplatz der Lieblingsfrau des Propheten, Áïſcha, an, welcher damit jährlich 12000 Dirhems zufielen. Die übrigen Wittwen des Geſandten Gottes bekamen jede 10000; ebenſoviel die Mitglieder der Familie Háſchim (S. 44), welche bei Bedr auf Mohammeds Seite mitgefochten, und ſo ging es herunter, im Weſentlichen nach dem Grundſatze, daß Diejenigen vorangeſtellt wurden, welche den Glauben früher angenommen und bei den Haupttagen des Islám zugegen geweſen waren.

Das gleiche Beſtreben, zwiſchen Siegern und Beſiegten eine unüberſteigbare Scheidewand aufzurichten, zeigen eine Anzahl weiterer Vorſchriften, welche Omar bei ſeiner Anweſenheit in Syrien den Bewohnern des Landes gab, beziehungsweiſe unter die Bedingungen für die Capitulation von Jeruſalem aufnahm. Darin war den Andersgläubigen verboten, das Buch Gottes zu mißbrauchen, den Propheten zu ſchmähen oder den mohammedaniſchen Cultus zu verſpotten; ferner eine muslimiſche Frau zu berühren, einen Gläubigen zum Abfall zu verführen, ſowie ſeinem Gut oder Leben nachzuſtellen; endlich die Feinde des Islâms zu unterſtützen oder ihren Spionen Unterſtand zu gewähren. Jede Verletzung dieſer Beſtimmungen ſollte die ſofortige Aufhebung des Vertrages zur Folge haben, d. h. den Uebertreter vogelfrei machen; bei geringerer Strafe wurde außerdem noch verordnet, daß die Nichtmuslime in der Kleidung ſich von den Arabern zu unterſcheiden hätten, daß ihre Wohngebäude die Häuſer der Gläubigen nicht überragen dürften, daß ſie nicht laut vor den Muslimen ihre Nakús3) ſchlagen oder ihre Schrift recitiren, nicht öffentlich Wein trinken, oder Kreuze oder Schweine zum Aergerniß der Mohammedaner blicken laſſen ſollten, daß ſie laute Begräbnißfeierlichkeiten vermieden, und endlich weder Waffen zu tragen noch auf Pferden zu reiten ſich erlaubten; nur Mauleſel oder Eſel wurden ihnen verſtattet. Unter der Vorausſetzung, daß ſie dieſe Bedingungen erfüllten, Kopf- und Grundſteuer pünktlich zahlten, gewährleiſteten ihnen die Muslime Leben und Güter, ließen ihnen ihre Kirchen und Kreuze, und verſprachen der Ausübung religiöſen

---

1) Vgl. zu dem Worte oben S. 42 Anm. 1. 2) Es ſind, beiläufig, dieſe Liſten, auf welche die oben S. 33 erwähnten Geſchlechtsregiſter der arabiſchen Stämme zurückgehen. 3) S. oben S. 105 Anm. 1.

Zwanges und ſonſtiger Beläſtigungen ſich zu enthalten, und ſie gegen jeden äußern Angriff zu ſchützen.

Man ſieht, dieſe Regeln für die Behandlung der Andersgläubigen ſind von einer für das ſiebente Jahrhundert geradezu ſtaunenswerthen Milde. Freilich ſind ſie nicht immer und überall gleich pünktlich ausgeführt worden. Es kam hier und da wohl vor, daß die Beſtimmungen über die Kleidungsunterſchiede nicht mit voller Strenge gehandhabt und auch ſonſt den Schutzgenoſſen, wie man die Nichtmohammedaner zu nennen pflegte, freundlichere Rückſicht gezeigt wurde, als geboten war. Das begegnete weniger den Juden, welche die Muslime nach dem Beiſpiele des Propheten ganz beſonders verachten, als den Chriſten, die zu manchen Zeiten und in vielen Gegenden durch Reichthum und Kenntniſſe Einfluß gewonnen haben. Häufiger iſt aber der Natur der Sache nach der umgekehrte Fall. Schon oben (S. 266) begegneten wir der Klage des ägyptiſchen Biſchofes, daß ſeinen Volksgenoſſen über die Vertragsbeſtimmungen hinaus drückende Laſten aufgelegt wurden, und je länger je mehr finden wir die Vorſchriften über den Charâdſch auch in ſolchen Gebieten ſchonungslos durchgeführt, welchen durch Capitulation Erleichterungen zugeſichert waren; ganz beſonders aber mußten es die Schutzgenoſſen ſchwer empfinden, daß bei der Einſchätzung von Kopf- und Grundſteuer oft mit einer unbilligen Härte verfahren wurde, zu welcher die Geringfügigkeit der von den Muslimen zu tragenden Sätze der Armenſteuer in gehäſſigem Gegenſatze ſtand. Dazu kam, daß die urſprünglich in beſtimmter Weiſe eingeſchränkten Laſten der Einquartierung und Verpflegung muslimiſcher Truppen und Reiſenden ſich thatſächlich nur zu oft bis zur Unerträglichkeit ſteigerten: ſo wurde hier überall die grundſätzliche Scheidung zwiſchen den arabiſchen Herren, welche kämpften und genoſſen, und den Unterworfenen, welche arbeiteten und zahlten, immer ſchärfer ausgeprägt.

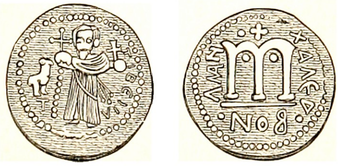
Ganz in derſelben Richtung wirkte aber das von Omar aus den Gepflogenheiten des Propheten wieder mit kluger Anpaſſung an die neuen Verhältniſſe entwickelte Syſtem der Heerverfaſſung und Verwaltung. Wenn Mohammed irgend einem ſeiner Leute zur Ausführung eines kriegeriſchen Unternehmens das Commando über eine Anzahl von Gläubigen gegeben hatte, ſo war dieſer für die Zeit ſeines Auftrages für ſeine Untergebenen der Stellvertreter des Propheten, dem ſie kraft ſeiner Vollmacht zu gehorchen und der ihnen vorzubeten hatte. Das blieb ſo auch unter den Chalifen, nur daß die Streifſcharen Heere geworden waren und ihre Anführer neben ihrer militäriſchen Aufgabe auch dafür zu ſorgen hatten, daß die Steuern pünktlich von den Schutzgenoſſen eingezogen wurden. Auch war es natürlich nicht mehr möglich, alle Kräfte des Reiches in Medina concentrirt zu halten, im Gegentheil erforderte es die Fortſetzung des heiligen Krieges gegen die Ungläubigen, daß ſtändige Hauptquartiere in den eroberten Provinzen eingerichtet wurden, von welchen aus die einzelnen Heere weiter vorgehen konnten. Ganz folgerichtig war man nun auch hier beſtrebt, die arabiſchen Truppen von den Eingeborenen getrennt zu halten: ſo wurden ſie, was ja auch für die Schlagfertigkeit erwünſcht war, nicht in viele Einzelgarniſonen zerſplittert, ſondern große ſtehende Lager eingerichtet, deren Befehlshaber natürlich auch für die Schutzgenoſſen der betreffenden Bezirke die oberſte Autorität darſtellten, alſo, wenn wir den Vergleich mit unſeren Verhältniſſen machen wollen, commandirende Generäle und Regierungspräſidenten in einer Perſon waren. Solcher Hauptquartiere, welche gleichzeitig Regierungsſitze darſtellten, gab es in jeder Provinz eines, nämlich in Syrien Damaskus, im Irâk (nebſt den bis dahin weiter nach Oſten gemachten Eroberungen) Kûfa, in Aegypten Foſtât. Je nach den Umſtänden hingen von dieſen Mittelpunkten nun Unterbezirke ab, in deren Hauptſtädten ebenfalls Standquartiere ſich befanden: das waren in dieſer erſten Zeit neben Kûfa Baßra, neben Damaskus Himß[1]) (Emeſa), Ordonn (d. h. die Jordanprovinz) mit dem Vororte Tiberias, und Filaſtin (Paläſtina) mit Ludd (Lydda), ſpäter Ramla als Regierungsſtadt. Die Truppencommandanten dieſer Bezirke zweiter Ordnung ſtanden natürlich unter dem Oberbefehlshaber der betreffenden Provinz; doch gingen ihnen nicht ſelten auch directe Weiſungen des Chalifen zu, beſonders während der Dauer des ſyriſchen und perſiſchen Krieges, welche eine einheitliche Leitung von Medina aus verlangten. Wir bemerken ſofort, daß nur in Syrien dieſe Standquartiere in die alte Hauptſtadt und ſonſtige bereits vorhandene Orte gelegt wurden: die Syrer hatten der arabiſchen Eroberung ſolchen Vorſchub geleiſtet, daß man von ihnen nichts zu fürchten brauchte; aber für das Irâk wurden in Baßra und Kûfa zwei ganz neue Plätze geſchaffen, welche zunächſt lediglich als ſtehende Lager erſcheinen, dann aber freilich raſch ſich zu großen Städten entwickeln. Ueberall aber an dieſen und anderen Orten, die eine vorübergehende oder ſtändige Garniſon von dem Hauptquartier aus erhielten, wurden die Truppen feſt bei einander gehalten und geriethen mit der Bevölkerung in keinen näheren Verkehr, zu dem ja freilich auch bei den alljährlich ſich wiederholenden Kriegszügen häufig genug ſogar die Gelegenheit gefehlt hätte.

Es iſt ſchon angedeutet (S. 272), daß die Muslime mit der Civilverwaltung der eroberten Länder ſich wenig oder gar nicht befaßten. So etwas hatte es in Arabien nicht gegeben und die Araber brauchten es auch nicht. Alles was ſie nöthig hatten, waren Steuerliſten und Kataſter, die mit Hilfe zurückgebliebener byzantiniſcher und perſiſcher Beamten leicht herzuſtellen waren. Danach bemaß man, mehr oder weniger willkürlich, wie wir geſehen haben (S. 274), was jeder Bezirk, jeder Ort an Grundſteuer aufzubringen hatte: für den Betrag war nicht der Einzelne, ſondern die Gemeinde ſolidariſch haftbar, mochte ſie ſehen, wie ſie das Geld von den Steuerpflichtigen zuſammenbekam. Dafür redeten die Muslime aber, ſolange die Zahlungen pünktlich einliefen, weder in die kirchliche, noch in die communale Selbſtver-

---

1) Das i des Namens Himß wird ziemlich dunkel geſprochen; man findet daher auch Hömß oder gar Homß geſchrieben.

waltung hinein; nur wenn etwa der Dorfälteſte oder der Diöceſanbiſchof über Aufſätzigkeit ihrer Untergebenen klagten, pflegte die Regierung einzugreifen, in der Regel natürlich im Sinne der weltlichen oder geiſtlichen Behörde, deren Anſehen ja die Botmäßigkeit der Unterthanen am beſten verbürgte. Natürlich unterlagen dieſe Organe der Selbſtverwaltung der Aufſicht und der Beſtätigung der mohammedaniſchen Statthalter, deren Belieben es anheimgeſtellt war, den einzelnen Bezirken, wenn ſie es für zweckmäßig hielten, ſelber chriſtliche Vögte zu ſetzen — wie das z. B. Amr in Aegypten gethan hat (S. 266). So gab es auch hier Willkür genug; doch hat man ſich im Allgemeinen gehütet, die Leute in dieſer Beziehung allzuviel zu beläſtigen, ſchon weil man gar keine Luſt hatte, ſich mit den verwickelten Angelegenheiten der inneren Verwaltung, von denen man doch nichts verſtand, überflüſſige Arbeit zu ſchaffen. Wo es nicht zu umgehen war, eigene Behörden einzuſetzen, wie bei der Finanzverwaltung und beim Münzweſen, ließ man Alles möglichſt, wie es unter der muſterhaft geſchulten byzantiniſchen und perſiſchen Bureaukratie geweſen war. So wurden beiſpielsweiſe die Rechnungsbücher von Syrern und Perſern in der früheren Weiſe und in der einmal gewohnten Sprache weiter geführt, auch die Münzen mit griechiſchen und perſiſchen Aufſchriften — ſogar mit Beibehaltung der Kreuze und Bilder — fortgeprägt, kurz man ließ, ſo weit es irgend zuläſſig erſchien, die alten Staatsmaſchinen ruhig weiter gehen; nur das Geld mußte reichlich fließen, das war ſelbſtverſtändlich.



Kupfermünze des Châlid Jbn El-Walîd, geſchlagen zu Tiberias etwa 15 d. H. (636).
Avers: Bild des byzantiniſchen Kaiſers mit Kreuz und bekreuzter Weltkugel, links daneben ein Widder(?), rechts die Inſchrift *TIBEIIA* (ſtatt *TIBEPIA*).
Revers: Jn der Mitte das Münzzeichen *M* mit einem Kreuz darüber, rechts daneben *XAΛEΔ* (= Châlid), darunter *NOB*, links *ΛΛAN* (vielleicht ſteht *BO ZAMN* ſtatt *BO ZAIMAN* = Abu Suleimân, welches der Vorname Chalids iſt).

War der Oberbefehlshaber der Provinz, der Statthalter, wie wir ihn paſſend nennen dürfen, ſomit der Sorge um die Civilverwaltung ziemlich enthoben, ſo nahm ihn ſeine Stellung nach andern Seiten hin um ſo mehr in Anſpruch. Es iſt immer von Neuem zu betonen, daß, wie der Stellvertreter des Propheten die volle Autorität des Letzteren auf dem ſtaatlichen und kirchlichen Gebiete ausübt, ſo auch die Statthalter des Chalifen nicht allein als Heerführer, ſondern auch als Vorbeter und Richter den ihrer Obhut anvertrauten Mitgliedern der Gemeinde vorzuſtehen haben. Wie der Herrſcher in Medina ſelbſt leiten ſie den Freitagsgottesdienſt, in deſſen Chotbe ſie die Fürbitte für das Staatsoberhaupt als Zeichen ihrer gehorſamen Ergebenheit verrichten, und wie früher vor „Gott und ſeinen Geſandten“ (S. 96), ſind jetzt alle Streitigkeiten zwiſchen den Gläubigen vor den Vertreter des Chalifen zu bringen. Man begreift aber leicht, daß in den umfangreichen Statthaltereibezirken, in welchen es auch an Rechtsfragen zwiſchen Gläubigen und Schutzgenoſſen nicht fehlen konnte, eigene richterliche Behörden bald um ſo mehr vermißt wurden, als die Statthalter ja faſt immer auf Feldzügen abweſend waren: es wurden daher ſchon von Omar ſelbſt neben dieſen eigene Richter (Kadis) beſtellt, welche mit der zunehmenden Regelmäßigkeit in der Beſorgung der öffentlichen Angelegenheiten immer zahlreicher werden, bis in ſpäterer Zeit faſt jeder Ort ſeinen eigenen Richter beſitzt. Seine Entſcheidungen ſchöpft dieſer natürlich aus dem Korân und den in der Ueberlieferung erhaltenen Präcedenzfällen aus dem Leben des Propheten; daß ſolche Rechtſprechung beſonders im Anfang vielfach mangelhaft ſein mußte, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt, wie die Unfreiheit der richterlichen Thätigkeit der Verwaltung gegenüber. Denn beim Statthalter blieb immer die nur durch Befehle des Chalifen zu beſchränkende Obergewalt, die an beſtimmte Competenzen nicht gebunden war und oft genug in willkürlichſter Weiſe ausgeübt wurde, wenigſtens den Andersgläubigen gegenüber — der Muslim ließ ſich ungerechte Behandlung nicht gefallen und ſcheute ſich nie, einen unangenehmen Vorgeſetzten beim Chalifen zu verklagen, der ſeinerſeits, wenn er klug war, auf den Freiheitsſinn der Araber ſorgfältige Rückſicht nahm.

Ganz demſelben Beſtreben, die Herrſchaft des Islâms und der Muslime über die eroberten Länder innerlich zu feſtigen und nach außen deutlich hervortreten zu laſſen, entſtammen ſchließlich noch ein paar einzelne Maßregeln: die Vertreibung der Juden und Chriſten aus Arabien und die Einführung eines eigenen mohammedaniſchen Kalenders. Letztere fand im J. 16 (637) ſtatt; es heißt, daß Omar geſchwankt habe, ob er die Jahre von der Geburt oder von der Berufung des Propheten zählen ſolle, auf Alis Rath aber habe er ſich für die Flucht entſchieden (vgl. oben S. 92). Den ungleichartigen griechiſchen, ſyriſchen und perſiſchen Kalendern gegenüber lag die Schaffung einer neuen Aera ſehr nahe, ſobald ſich das Bedürfniß einer Datirung der zahlreichen von Medina aus in die Provinzen gehenden Verordnungen herausſtellte; daß man bald überall dem Gebrauch der hauptſtädtiſchen Canzlei folgte, war ſelbverſtändlich und es hat wohl kaum eines beſonderen Befehls des Chalifen bedurft, ſeinem Beiſpiele die Nachahmung zu ſichern1)). Bildet aber dieſe Art zu datiren nur eine folgerichtige Ergänzung der ſchon von Mohammed ſelbſt verfügten Zeiteintheilung nach Mondjahren, ſo ſcheint jener andere Schritt auf den erſten Blick den ausgeſprochenen Abſichten des Propheten zuwiderzulaufen. Dieſer ſelbſt hatte ja mit den Chriſten in Nedſchrân und den Juden von Cheibar die Verträge abgeſchloſſen, durch welche ſie gegen Zahlung von Tribut oder Ertragsſteuer im Beſitze ihres Grundes und Bodens „ſo lange es Gott gefalle“ belaſſen wurden: und jetzt erhielten zuerſt die Chriſten, bald nachher (etwa 20 = 641) die Juden den Befehl, Arabien zu räumen und ſich in der Nähe von Kûfa, beziehungsweiſe in Syrien anzuſiedeln. Omar wird ſich auf den Standpunkt geſtellt haben, daß jene Zugeſtändniſſe Mohammeds nur als vorläufige Bewilligungen für die Zeit auf-

---

1) Ueber den Namen Hidſchra ſ. oben S. 92 Anm. 1; über die Art und Eintheilung des mohammedaniſchen Jahres S. 167 Anm. 1.

zufaſſen ſeien, wo außerhalb Arabiens den Muslimen noch kein Land zur Verfügung ſtand: im Geiſte Mohammeds handelte er gewiß, als er den Grundſatz verkündete, daß in Zukunft kein Andersgläubiger in dem Entſtehungslande der wahren Religion geduldet werden ſolle. Er meinte dieſes auf ſolche Art zu der eigentlichen Burg des Islâms und der arabiſchen Herrſchaft zu machen, zu dem größten und unerſchöpflichſten jener Heerlager, welche er überall inmitten der unterjochten Völkerſchaften gegründet hatte.

Es iſt merkwürdig, daß gerade dieſe Maßregel, welche Jahrhunderte lang, ja in gewiſſer Beziehung bis auf den heutigen Tag rückſichtslos durchgeführt worden iſt, aus verſchiedenen, übrigens ſehr naheliegenden Gründen geographiſcher und hiſtoriſcher Natur den von dem klugen Chalifen beabſichtigten Zweck verfehlt hat, während die übrigen von ihm eingeführten Ordnungen, die faſt alle nur ganz kurze Zeit unverändert in ſeinem Sinne beſtanden, Wirkungen von geradezu unauslöſchlicher Nachhaltigkeit ausgeübt haben, ſo daß man beiſpielsweiſe ohne große Uebertreibung ſagen kann: es ſind nur die Reſte der alten Organiſation Omars, welche bis heute das baufällige Staatsweſen des türkiſchen Reiches noch vor dem Einſturz bewahren. Es iſt nicht ſchwer, dieſem ſcheinbaren Widerſpruche auf den Grund zu kommen.

Wenn man die Richtung bezeichnen will, in welcher ſich Omars grundlegende Verordnungen bewegen, ſo kann man ſie einen Verſuch zur Organiſirung eines religiös-militäriſchen Communismus auf nationaler Grundlage nennen. Den Communismus hat nicht Omar, ſondern Mohammed erfunden, deſſen Grundſatz von der Gleichheit aller Muslime freilich auch nichts weiter iſt, als ein neuer Ausdruck für das echt demokratiſche Selbſtgefühl, welches dem freien Araber bis heute im Blute liegt. Allerdings hatte der Prophet Gott, d. h. ſich, das Recht vorbehalten und nicht ohne Widerſpruch (vgl. S. 158) durchgeſetzt, neben der allgemeinen Beutevertheilung einzelne Perſonen durch beſondere Geſchenke auszuzeichnen, und nicht minder hat Omar bei der Feſtſtellung der Jahrgehalte (S. 273) gewiſſe Abſtufungen angeordnet; aber der Grundſatz, daß alle Staatseinnahmen den gemeinſamen Beſitz ſämmtlicher Muslime bilden und nach Abzug der im öffentlichen Intereſſe erforderlichen Ausgaben vertheilt werden, iſt ebenſo klar communiſtiſch, wie die bei den erſten Chriſten allerdings in edlerem Sinne auftretende Anſchauung, nach welcher es heißt: „Keiner ſagte von ſeinen Gütern, daß ſie ſein wären, ſondern es war ihnen Alles gemein.“[1]) Nun hatte freilich bei den Muslimen dieſe Anſchauung mehr als ein großes Loch. Für das Recht auf einen Antheil an dem Reinertrage des Staatsweſens entſchied der Theorie nach das Bekenntniß zum wahren Glauben; und Omar hat es nachdrücklich ſeinen Statthaltern eingeſchärft, daß jeder Neubekehrte ſofort in den Genuß der Jahresdotation einzutreten habe. Allerdings war dem hierin liegenden Antriebe zum Uebertritt durch die andere Verordnung, nach welcher kein Gläubiger in den

---

1) Apoſtelgeſch. Cap. 4 V. 32.

eroberten Provinzen Grund und Boden beſitzen durfte, ein vielfach wirkſames Gegengewicht angehängt. Nur den armen Leuten konnte es unter ſolchen Umſtänden äußeren Gewinn bringen, wenn ſie den Glauben ihrer Beſieger annahmen; wer unbewegliches Eigenthum ſein nannte, ſtand ſich in der Regel trotz der hohen Steuern doch beſſer, wenn er dem Glauben ſeiner Väter treu blieb, und ſo finden wir insbeſondere die größeren Grundbeſitzer Perſiens bis tief in die ſpäteren Jahrhunderte hinein als die eigentlichen Hüter und Bewahrer nationalen Glaubens und nationaler Sitte in mehr oder weniger verhülltem Gegenſatz zum Islám. Immerhin aber waren die Vortheile, welche ſich den Renegaten boten, gerade in der erſten Zeit recht beträchtliche: man konnte ſie in der Steuerverwaltung, wo es auf Kenntniß der örtlichen Verhältniſſe und der Landesſprache ankam, wohl gebrauchen, und der Einfluß ſolcher Stellungen war nicht weniger beträchtlich, als die mehr oder minder ungeſetzlichen Einnahmen, welche ſich daraus ziehen ließen. Nehmen wir dazu, daß Perſiens alte Religion wie das orientaliſche Chriſtenthum grade damals im tiefſten Verfalle ſich befanden, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn der Islám grade in der erſten Zeit, insbeſondere vor dem Wiedererwachen eines kräftigen Nationalgefühls unter den Perſern, reißende Fortſchritte in den eroberten Ländern gemacht hat. Das ging nun eine Weile ganz gut: wer Muslim wurde, trat ſeinen Grundbeſitz an die zurückbleibenden Inſaſſen ſeines bisherigen Wohnortes ab, die übernahmen die Bebauung und zahlten die Grundſteuer weiter. Trotzdem aber entſtand durch jede Bekehrung für den Staatsſchatz eine Mindereinnahme durch den Verluſt der Kopfſteuer und eine Mehrausgabe durch die Zahlung des Jahrgehaltes, und es mußte ein Zeitpunkt kommen, wo dies Verhältniß die Staatsfinanzen aus dem Gleichgewicht brachte: in der That ſah Haddſchádſch, der Statthalter des Chalifen Abdelmélik über Irák und Perſien, ſich ſchon im Jahre 81 (700) genöthigt zu verordnen, daß in Zukunft die Neubekehrten die Kopfſteuer weiter zahlen müßten. Er war aber nicht der erſte, einen von Omars Hauptgrundſätzen aufzugeben; zwei andere waren ſchon bald nach dem Tode des Chalifen ſelbſt in die Brüche gegangen. Wir wiſſen (S. 154), daß Mohammed in dem Beſtreben „die Herzen zu gewinnen" einflußreichen Leuten unter ſeinen bisherigen Feinden ſeit der Einnahme von Mekka erhebliche Geſchenke zu machen pflegte. Als nun unter Othmán (23—35 = 644—656) eben die Leute ans Ruder kamen, welche der Prophet ſelbſt an ſolche beſonderen Einnahmen gewöhnt hatte, wußten ſie den ſchwächlichen Herrſcher bald dahin zu bringen, daß er dem und jenem ſtatt des ihm gebührenden einfachen Jahrgehaltes unverhältnißmäßig höhere Beträge anwies, zum größten Aergerniß der Uebrigen, welche ſich dadurch zurückgeſetzt und benachtheiligt ſahen. War hiermit die geſetzmäßige Gleichberechtigung aller Muslime durchbrochen, ſo hatte es noch weit bedenklichere Folgen, daß gleichzeitig auch das Verbot des Grundbeſitzes nicht mehr durchgeführt wurde. Der Araber iſt von Hauſe aus habſüchtig wie kaum ein Anderer, und mit der Gabel des Islâms war ihm ſeine Natur um ſo weniger auszutreiben, als man zur Ausbreitung des neuen Glaubens grade an die Raubſucht der Beduinen appellirt hatte. So lag denn bereits Omar in ſtetem Kampfe mit ſeinen Statthaltern, von denen kaum einer geſonnen war, die Kuh lediglich für die Staatscaſſe zu melken; und wenn der ebenſo ehrliche als rückſichtsloſe Herrſcher den Eifer in Durchführung ſeiner Grundſätze ſo weit trieb, daß er ſowohl dem Amr als dem Sſá'ad verbot, ſich in ihren Hauptquartieren auch nur eigene Häuſer zu bauen, ſo hatte Othmán weder die Macht noch den Willen, ſeinen Leuten ſcharf auf die Finger zu ſehen. Das hatte die natürliche Folge, daß nicht allein bei der Steuerverwaltung ſofort, und zwar vor Allem von den Statthaltern ſelbſt, rieſig geſtohlen wurde, ſondern bald auch Niemand mehr Bedenken trug, ſich mit oder ohne Bewilligung des Chalifen Staatsgüter anzueignen, von denen höchſtens der Form wegen ein niedriger Pachtſchilling bezahlt wurde, an welchen aber in jedem Falle die Machthaber und ihre Freunde ſich auf das Unverſchämteſte bereicherten.

Noch an einer anderen Stelle ſollte Omars demokratiſch-communiſtiſche Verfaſſung ſich als ein Traum erweiſen: nicht einmal die ideelle Gleichberechtigung aller Muslime ließ ſich der Brutalität der Thatſachen gegenüber aufrecht erhalten. Wie jedes jugendkräftige Volk empfanden auch die Araber eine natürliche Abneigung gegen die Angehörigen fremder Nationen; und dieſe Abneigung ſteigerte ſich bei ihnen durch die ebenſo natürliche Verachtung des Siegers gegen den Beſiegten. So fanden die Neubekehrten unter den Perſern und Syrern bald heraus, daß ſie mit der Annahme der arabiſchen Religion noch lange nicht den Arabern gleichgeachtet wurden. Mußten ſie doch nach altarabiſchem Brauche, um in die Gemeinſchaft der Eroberer aufgenommen zu werden, ſich irgend einem Stamme anſchließen; und ſolche Ueberläufer fremder Abkunft waren ſchon vor dem Islám den eigentlichen Mitgliedern des Stammes niemals ganz gleich geachtet worden. Hier nun kamen ſie den auf ihr echtes Araberblut ſtolzen Wüſtenſöhnen kaum beſſer vor, als freigelaſſene Sklaven, und ſahen ſich, wie dieſe, auf die Stellung von Clienten (S. 206) angewieſen, die zu ihren Schutzherren ſtets in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe blieben, mindeſtens aber von ihnen ſtark überſehen wurden. Im Laufe der Zeit gelang es perſönlicher Tüchtigkeit auch unter ſolchen Umſtänden wohl, ſich geltend zu machen; aber ganz vergeſſen ließ ſich die untergeordnete Stellung des Clienten wenigſtens in der älteren Zeit nicht: es iſt bezeichnend, daß ſogar Tárik, der Eroberer Spaniens, als Client des Múßa, dem er allerdings früher als Sklave gedient hatte, ſich von ſeinem Schutzherrn körperliche Mißhandlung gefallen laſſen mußte.

So kurze Zeit nun aber das Syſtem Omars ſeinem vollen Umfange nach in Uebung geweſen iſt, es hat unter dem Drucke ſeines energiſchen Willens die einander widerſtrebenden religiöſen Grundſätze und nationalen Eigenſchaften lange genug in dieſelbe Richtung gezwungen, um die Herrſchaft des Isláms und der Araber über die unterworfenen Völkerſchaften für Jahrhunderte zu feſtigen. Die Scheidung zwiſchen dem Gläubigen, der gebietet, und dem Ungläubigen, der gehorcht und für den Herrn arbeitet, iſt einmal durchgeführt; die Form kann ſich im Einzelnen ändern, der Inhalt, der Geiſt des Staatsweſens bleibt und iſt noch heute in allen echt mohammedaniſchen Ländern derſelbe. Sehr viel dazu beigetragen hat freilich die Heeresverfaſſung, welche auch in der Form lange Zeit keinem Wechſel unterworfen worden iſt. Wo nur die Muslime Krieger ſind, die Ungläubigen nicht einmal Waffen tragen dürfen, muß naturgemäß der Mannesſtolz auf der einen, der Knechtsſinn auf der andern Seite im Laufe der Generationen immer feſter wurzeln, die Kluft zwiſchen den beiden Schichten der Bevölkerung immer weiter auseinander klaffen. Und als ſchließlich grade unter dem zunehmenden Drucke dieſes Verhältniſſes die große Mehrzahl der Unterworfenen ſich dem Islâm zuwendet, hat in der Zwiſchenzeit die Kraft der arabiſchen Race ſich erſchöpft, neue jugendſtarke Völker legen Siegern und Beſiegten des Islâms ein gemeinſames Joch auf und übernehmen es ihrerſeits, die Grundſätze Omars auf andere Nationen, ſei es in Indien, ſei es in Kleinaſien und auf der Balkanhalbinſel, anzuwenden.

Aber vor ihrem ſchließlichen Niedergange war den Arabern noch eine Zeit unermeßlicher Erfolge und höchſten Glanzes beſtimmt. Wenn man freilich auf das Ende ſieht und die Wirkungen ihrer religiöſen und politiſchen Herrſchaft nach heutigen Zuſtänden bemißt, ſo wird man geneigt ſein, in der Entſtehung des Islâms ein Unglück für die Menſchheit zu ſehen. In der That waren es nichts weniger, als humane Rückſichten, welche Omars Geſetzgebung dictirten. Ich betone es gern von Neuem, daß zweckloſe Grauſamkeit dem Sinne des Arabers ebenſo fern liegt, als ihm in den Sinn kommt, ſeine Religion Leuten aufdrängen zu wollen, welche durch Gottes Beſtimmung ſo blind ſind, daß ſie die Erhabenheit derſelben nicht zu erkennen vermögen: aber dieſe verächtliche Duldung Andersgläubiger, mag ſie uns zehnmal erträglicher dünken als die gewaltſame Bekehrungswuth chriſtlicher Glaubenseiferer, ſchließt doch ein, daß eben die Exiſtenz der Schutzgenoſſen nicht an ſich, ſondern lediglich inſoweit einen Werth hat, als die Gläubigen auf die Erträge ihrer Arbeit angewieſen ſind. Nun waren die Araber freilich, um ein bereits angezogenes Gleichniß zu wiederholen, nicht ſo thöricht, die Henne kurzweg zu ſchlachten, welche ihnen die goldenen Eier legte; aber ſie ſind auch nicht im Stande geweſen, die wirthſchaftlichen Verhältniſſe der eroberten Länder mit ihren eigenen Anſprüchen in Einklang zu bringen. Sie waren viel zu klug, um nicht bald einzuſehen, daß ein ſo von beſtimmten Culturmethoden abhängiger Betrieb, wie die Landwirthſchaft des Irâk und Aegyptens, eigenwilliges Dazwiſchenfahren ebenſo wenig wie gänzliche Vernachläſſigung ertrug, und fingen z. B. etwa fünfzig Jahre nach der Eroberung an, ſich um die Herſtellung der in den Kriegsjahren aus Noth, nachher aus Unverſtand vernachläſſigten Bewäſſerungsanlagen Babyloniens zu kümmern; aber was ſie nicht einſahen, war die Verkehrtheit ihres Steuerſyſtems, das weniger vermöge der abſoluten Höhe der Abgaben, als durch den falſchen Grundſatz, dieſelben wenigſtens der Regel nach ohne Rückſicht auf die wirklichen Einnahmen nach Kopfzahl und Bodenfläche einzuſchätzen und dieſe Schätzung immer unverändert beizubehalten, allmählich auch die reichſten Provinzen ausſaugen mußte, beſonders wenn in manchen Gegenden häufige Kriege die Bevölkerung ohnehin ſtarken Verluſten ausſetzten. Wurden nun die Einwohner jedes Bezirkes auch noch für die von ihnen geforderte Steuerſumme ſolidariſch haftbar gemacht (S. 275), alſo in den Ruin eines Einzelnen immer gleich alle ſeine Nachbarn mit hineingezogen, ſo iſt es kein Wunder, daß wir von einem ziemlich frühen Zeitpunkte an ein ſtetiges Abnehmen der Steuererträge beobachten können. Was dabei aber nicht abnahm, waren die Bedürfniſſe des Hofes und der Beamten, und die allmähliche Entwickelung großartiger Handelsthätigkeit unter den Abbaſſiden vermochte nicht, die mit reißender Schnelligkeit zunehmende Verarmung des Landvolkes aufzuwiegen. Das mußte natürlich ein Ende mit Schrecken nehmen, um ſo mehr, als in der ſpäteren Abbaſſidenzeit die Auflöſung des Reiches durch mannigfache ſonſtige Beweggründe gefördert wurde. Man kann nicht gerade behaupten, daß Omars Idee, die Muslime von den Ungläubigen ernähren zu laſſen, den endgiltigen Ruin Vorderaſiens herbeigeführt hat. Das iſt ſchließlich der Mongolenſturm geweſen — Aegypten, welches dieſer nicht berührt, wäre bei vernünftiger Wirthſchaft heute noch ganz leiſtungsfähig. Daß aber die Araber durch den Raubbau, den ſie mit ihrem Steuerſyſtem getrieben, dieſen Ruin vorbereitet und damit gleichzeitig ihrer eigenen Herrſchaft das Grab gegraben haben, iſt zweifellos.

Immerhin haben ſie aber doch etwas mehr geleiſtet, als auf Koſten ihrer Mitmenſchen ein paar hundert Jahre gut zu leben. Wir haben im Laufe unſerer Darſtellung bereits mehr als einmal hervorheben müſſen, wie gänzlich verrottet und heruntergekommen der Islâm die orientaliſchen Provinzen des griechiſchen Reiches und den Staat der Saſſaniden gefunden hat. In beiden eine wohlgeſchulte, aber greiſenhafte, nach den Bedürfniſſen des Volkes niemals fragende Bureaukratie, unhaltbare kirchliche Verhältniſſe, eine vielfach raffinirte, aber von keinen höheren geiſtigen Regungen belebte Civiliſation. Da ſchlug nun hinein wie ein Wetterſtrahl das arabiſche Volk, jugendfriſch und kräftig, mit den Fehlern und Vorzügen einer egoiſtiſchen und barbariſchen, aber geſcheiten und bildungsfähigen Race, und als Träger einer Religion, die bei aller nationalen Beſchränktheit ihrer Grundbegriffe doch für die chriſtlichen Monophyſiten der anſtößigen Zweigötterei ein Ende machte, die Perſer von dem Joche einer alle Laſter des Staatskirchenthums an ſich tragenden Hierarchie befreite. Das brachte neues Leben in die alten Länder; ſelbſt das Aergerniß, welches religiöſe oder nationale Treue an den gewaltthätigen Eindringlingen nehmen mußte, diente zu heilſamer Aufrüttelung. Und nun das geſunde Blut des Naturvolkes, mit welchem die ſchläfrigen Reſte der Perſer, Aramäer und Kopten aufgefriſcht wurden! Die Polygamie (vgl. S. 204 f.) in Verbindung mit den fortwährenden Kriegszügen in die verſchiedenſten Gegenden hat die Vermehrung der Araber in den eroberten Ländern in einer ſonſt kaum dageweſenen Art und Weiſe beſchleunigt, und durch die Beſtimmung, daß es für die Legitimität der Abkunft nur auf den Vater, nicht auf die Mutter ankommt, iſt überall die Entſtehung von Miſchlingsracen gefördert worden, welche an einigen Stellen, z. B. in Weſtperſien und ſpäter in Spanien, ſich in einer ſehr glücklichen Weiſe entwickelt haben und das arabiſche Grundelement durch die Beimiſchung fremden Blutes mehr ergänzt als entartet zeigen. Freilich konnten auch die Araber nicht über ihren eigenen Schatten ſpringen: die echtſemitiſche Beſchränktheit ihrer religiöſen und politiſchen Begabung hat den Völkern des Mittelalters vielfach ſchwere Laſten aufgelegt und heutzutage iſt der Islám, abgeſehen von unciviliſirten Völkern, die ihn noch gut brauchen können, ein Hinderniß für jeden Fortſchritt, jede Wiederbelebung. Trotzdem iſt es ein großer Irrthum, zu meinen, es wäre im Morgenlande beſſer gegangen, wenn Mohammed nie exiſtirt hätte. Als die Araber kamen, waren die Perſer gerade beſchäftigt, ſich gegenſeitig aufzueſſen, das orientaliſche Chriſtenthum hatte ſeine vollendete Unfähigkeit, in dieſen Gegenden civiliſatoriſch zu wirken, ſeit Jahrhunderten dargethan; will man überhaupt die Geſchichte nicht einfach als den Kampf ums Daſein auffaſſen, in welchem der Stärkere *immer* Recht hat, ſo muß man geſtehen: es war gerade ſo ein Segen, daß hier die Araber den Boden für eine neue und trotz aller Mängel im Mittelalter doch einzig daſtehende Civiliſation herſtellten, wie es ein Segen war, daß die Germanen das alte römiſche Reich in Stücke ſchlugen. Sehr ſänftlich ging es allerdings in beiden Fällen nicht zu; während aber die Germaniſirung des Abendlandes bald zu einem, ich leugne es nicht, recht geſunden Winterſchlaf der betheiligten Völker geführt hat, ſind die flinken und liſtigen Semiten gewiſſermaßen die Saat für eine glänzende, wenn auch kurzlebige Frühlingsblüthe geweſen, welche doch auch für die Menſchheit nicht ohne dauernde Früchte blieb. Anſtatt auf den Islám zu läſtern, weil er ſich ſchnell erſchöpft hat, ſollten wir ihm dankbar ſein, daß er für uns der Vermittler griechiſcher Wiſſenſchaft und morgenländiſcher Bildung zu einer Zeit geweſen iſt, wo das Königreich Deutſchland zu dem Chalifat von Cordova etwa in dem Verhältniſſe ſtand wie heutzutage Rußland zu Frankreich.

Omar war im J. 23 (644) noch kaum an der Schwelle des Greiſenalters angelangt;[1] ſeine kräftige Natur hatte zudem beſſer als die Mohammeds und Abu Bekrs den Anſtrengungen und Sorgen des gemeinſamen wechſelvollen Lebens widerſtanden: da raffte ihn mitten in dem großen Werke der Ausbreitung und Feſtigung des Isláms ein gewaltſamer Tod plötzlich dahin. Grade war er von der Wallfahrt nach Mekka, die er alljährlich ſelbſt zu leiten pflegte, zurückgekehrt; wie häufig, mochten einige ſeiner Statthalter zu perſönlicher Verhandlung mit dem Chalifen in der Reſidenz eingetroffen ſein.[2]

---

[1] Die Angaben über ſein Alter ſchwanken zwiſchen 54 und 66 Jahren; da er bei ſeinem Anſchluß an den Propheten noch ziemlich jung geweſen zu ſein ſcheint, wird er jetzt nicht über 60 gezählt haben.

[2] Es handelt ſich im Folgenden um einen

Unter ihnen befand ſich El-Mogira Ibn Schó'oba, ſeit kurzem Statthalter von Kufa. Er war ein energiſcher, aber gewiſſenloſer und habſüchtiger Menſch; ſo war es kein Wunder, daß ein chriſtlicher Perſer, Namens Feróſ, der als Kriegsgefangener ſein Sklave geworden war und den er eben in Medina bei ſich hatte, eines Tages, als der Chalife über den Marktplatz ging, an dieſen herantrat, ſich über ſeinen Herrn zu beſchweren: „O Beherrſcher der Gläubigen, hilf mir gegen den Mogira Ibn Schó'oba, denn ich habe ſchwere Abgabe zu entrichten!" Jener antwortete: „Und wie hoch iſt deine Abgabe?" Er ſprach: „Zwei Dirhems täglich." „Was iſt dein Handwerk?" „Ich bin Zimmermann, Steinhauer und Schmied." Der Chalife meinte: „Ich halte deine Abgabe nicht für ſchwer im Verhältniß zu dem, was du verſtehſt; übrigens habe ich gehört, daß du zu ſagen pflegſt, wenn du wollteſt, könnteſt du eine Mühle machen, die mit Wind mahlt?"[1] „Ja," ſagte Jener. Sprach Jener: „So mache mir ſo eine Mühle." „Wenn ich geſund bleibe, ſo werde ich dir eine Mühle machen, von welcher die Leute in Oſt und Weſt reden ſollen!" Damit drehte er dem Chalifen den Rücken; der ſprach ruhig zu ſeinen Begleitern: „Ich glaube, der Sklave hat mir da drohen wollen" — und ging nach Hauſe. Als er aber am nächſten Morgen in die Moſchee kam, den Leuten vorzubeten, drängte Feróſ ſich mitten durch die Haufen der Gläubigen auf ihn zu und verſetzte ihm mit einem zweiſpitzigen Dolche, deſſen Griff in der Mitte war, ſechs Stiche, darunter einen unbedingt tödtlichen in den Unterleib. Dann hieb er mit dem Dolche rechts und links um ſich, bahnte ſich einen Weg durch die entſetzte Menge und verſchwand. Obeidallah, einer von Omars Söhnen, traf ihn ein paar Tage ſpäter und tödtete ihn, wie es heißt, mit Frau und Tochter, die er bei ſich hatte; ebenſo den Hormuſán (S. 244) auf den vermuthlich unbegründeten Verdacht hin, daß er um die That gewußt habe.

Indeſſen lag Omar auf ſeinem Schmerzenslager, deſſen Qualen er mit gelaſſener Standhaftigkeit trug. Er wußte, daß er ſterben müſſe, und freute ſich, als er hörte, daß es eines Ungläubigen Stahl ſei, der ihn getroffen. Seine einzige Sorge war die Lage, in welche der Islám durch ſein Abſcheiden gerieth, und die Wahl des Nachfolgers, auf deſſen Fähigkeit zur Leitung des Staatsweſens bei den mit dem Umfange immer wachſenden Schwierigkeiten der Regierung mehr als je Alles ankam. Omar kannte die Gefahren,

---

Sklaven des Mogíra, der nur in der Begleitung ſeines Herrn nach der Hauptſtadt gekommen ſein kann. Das Verhältniß zwiſchen beiden iſt in unſerem Falle ſo zu denken, daß Mogíra den Sklaven ſelber Arbeit ſuchen ließ, von deren Ertrage er die erwähnte Summe abzuliefern hatte. Man darf dabei nicht vergeſſen, daß die Herren durchaus freies Verfügungsrecht über ihre Sklaven haben, aber verpflichtet ſind, dieſelben gut zu behandeln (oben S. 206). Es handelt ſich alſo hier nicht um die Kopfſteuer, ſondern um eine private Rechtsfrage.

[1] Bei allen Erfolgen draußen war Medina doch eine Kleinſtadt, in welcher die Anweſenheit eines kunſtfertigen Perſers leicht Geſprächsgegenſtand werden konnte. — Windmühlen kannte man in Arabien nicht; der obere, bewegliche Mühlſtein wird dort noch heute mit der Hand gedreht.

welche der Gemeinde drohten, ſehr genau: das hatte ſein energiſches Auftreten ſeinen Statthaltern gegenüber gezeigt. Er war überzeugt, daß nur das Feſthalten an den Traditionen Mohammeds und Abu Bekrs dieſe Gefahren beſchwören könne, und bot daher die Nachfolge dem Abderrachmán[1] Ibn Auf an, einem der älteſten Gefährten des Propheten, dem er die für die höchſte Würde vor Allem nothwendige Selbſtloſigkeit zugetraut zu haben ſcheint. Abderrachmán hatte ſich in den Kriegen des Propheten als ein tapferer Mann gezeigt; von ſeinen ſonſtigen Eigenſchaften wiſſen wir nicht viel. Daß er uneigennützig dachte, zeigte er ſofort, indem er vor der ihm zugemutheten Verantwortung zurückſchrak und das Chalifat ablehnte. Einen anderen an ſeiner Statt zu beſtimmen, wollte Omar ſich nicht entſchließen;[2] vielmehr verſammelte er zu Abderrachmán noch vier andere der bewährteſten Genoſſen Mohammeds, den Alí, Othmán, Sobeir und Sſá'ad Ibn Abi Wakkáß um ſein Lager und gab ihnen auf, binnen drei Tagen einen Herrſcher zu wählen; wenn Talcha, der eben von Medina abweſend war, bis dahin zurückkehre, ſolle er ebenfalls zugezogen, ſonſt aber ohne ihn vorgegangen werden. Dann traf er die letzten Verfügungen für ſeine Familie, ließ ſich von der Áïſcha zuſichern, daß er in ihrem Hauſe neben dem Propheten und Abu Bekr begraben würde, und ſtarb, der Barmherzigkeit ſeines Herrn vertrauend, am 26. Dhu'l-Hiddſche 23 (3. Nov. 644).

Von den drei Gründern des Islâms, dem religiös-begeiſterten Mohammed, dem kindlich gläubigen Abu Bekr und dem thatkräftigen Omar, zeigt der Letztere die, menſchlich genommen, mächtigſte und ausdrucksvollſte Geſtalt. Wie er vom erſten Augenblicke ſeines Beitrittes zu der kleinen Schaar der Gläubigen durch ſein männliches und ungeſcheutes Auftreten vor allem Volk dem Islám die rechte äußere Haltung giebt und den Reſpect der Gegner erzwingt, ſo iſt er bis an ſein Ende ſtets der Mann der That geweſen, der Mohammeds Gedanken und Worte nach Außen zur Geltung gebracht hat. Würde man daher Unrecht thun, wollte man das Verdienſt des lebendigen Erfaſſens und der glücklichen Anpaſſung der religiöſen Idee an die Bedürfniſſe des Volkes dem Mohammed abſprechen, ſo wird man ebenſowenig beſtreiten dürfen, daß ohne Omar der Islám vielleicht in Arabien für den Augenblick ſiegreich, aber niemals die Religion einer halben Welt und die Grundlage einer mächtigen Staatenbildung geworden wäre. Es iſt im Obigen mehrfach hervorgehoben, daß Omar auch als Organiſator des Reiches eigene ſchöpferiſche Gedanken wenig hervorgebracht, meiſt nur die Folgerungen aus den Grundſätzen Mohammeds gezogen hat: aber die Weiſe, wie er das gethan, zeigt nicht blos die Macht eines ungewöhnlich kräftigen Willens, ſondern auch den ſicheren Inſtinct, dem häufiger als einer umfaſſenden Bildung oder methodiſchem Nachdenken die Bedürfniſſe der Zeit ſich offenbaren, und der in Folge deſſen eigentlich den wahren Staatsmann erſt macht. Dazu beſaß er die ſeltenen Herrſchertugenden einer ſtrengen und unparteiiſchen Gerechtigkeit, eines ſcharfen Blickes und einer glücklichen Hand bei der Auswahl ſeiner Werkzeuge[1]), endlich einer ſeltenen Fähigkeit der Selbſtverleugnung, wo es galt, perſönliche Empfindungen dem Wohle des Ganzen unterzuordnen. Auf weltlichen Glanz oder Genuß hat er ſo wenig Werth gelegt wie Abu Bekr. Die Einfachheit ſeines Auftretens und ſeines Verkehrs mit den Gläubigen war ebenfalls noch echt patriarchaliſch. Er war ein geborener Herrſcher, deſſen Energie, wie bei ſolchen Männern unvermeidlich iſt, bis zur Rückſichtsloſigkeit ging und einen Zug der Härte nicht verleugnen konnte. Am fühlbarſten wurde ſie natürlich den Schutzgenoſſen, und die Geſchichte ſeines Mörders iſt ein deutliches Beiſpiel der kühlen Nichtachtung, welcher die Intereſſen dieſer Ungläubigen bei ihm begegneten: das aber iſt die Anſchauung ſeines ganzen Volkes, ich möchte ſagen der ganzen Zeit, welche auch im Abendlande zahlreiche und bisweilen mit weit größerer Rohheit ausgeführte Völkermißhandlungen kennt. Allerdings fragte er auch nach Leben und Wohlbefinden der Gläubigen nichts, wenn es darauf ankam, beſtimmte Ziele zu erreichen; aber niemals iſt es mit ihm bis zur Empfindungsloſigkeit oder gar zur Freude am vergoſſenen Blute gekommen. Vielmehr hat die Ueberlieferung neben einer ganzen Menge von Anekdoten, welche beſonders die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe ins Licht zu ſetzen beſtimmt ſind, uns mehrere Züge aufbewahrt, die uns den gewaltigen Herrſcher auch menſchlich näher bringen.

---

[1] Der Name bedeutet „Knecht des Erbarmers" wie Abdallah „Knecht Gottes", Obeidallah „Knechtchen (d. h. demüthiger Knecht) Gottes".

[2] Weshalb, iſt uns nicht bekannt. Ich vermuthe, daß er die Beiden, welche die nächſten Anſprüche zu haben ſchienen, Alí und Othmán, für ungeeignet hielt und es doch für unberechtigt oder mit Rückſicht auf die Stimmung der Gläubigen für gefährlich anſah, die Häupter der beiden anſehnlichſten Familien zu übergehen, nachdem ſein Verſuch, in Abderrachmán einen nach beiden Seiten unparteiiſchen Mann zu ernennen, geſcheitert war.

Es iſt eine bekannte Geſchichte, wie er mit ſeinem Freigelaſſenen Aslam eines Abends nach dem Dunkelwerden in einer einſamen Gegend vor der Stadt ein Feuer in der Ferne leuchten ſieht, an welchem ſie beim Näherkommen eine Frau mit weinenden kleinen Kindern um einen über dem Feuer hängenden Topf kauernd finden. „Friede ſei mit euch, ihr bei dem Feuer,“ ſprach der Chalife. „Auch über dir Frieden,“ erwiderte das Weib. „Soll ich herzutreten?“ „Tritt heran, wenn du es recht meinſt, ſonſt laſſ' es.“ Da trat er neben ſie und fragte: „Was beginnt ihr hier?“ „Nacht und Kälte halten uns feſt.“ — „Und was jammern dieſe Kindlein?“ „Hunger.“ — „Und was iſt in dieſem Topfe?“ „Ich habe nichts ſie zu beſchwichtigen, daß ſie in Schlaf kommen; ſo halte ich ſie hin und mache ſie glauben, daß ich ihnen etwas koche, damit ſie einſchlafen. Richte Gott zwiſchen uns und Omar!“ Der Chalife ſprach: „Ja gute Frau, wie ſoll Omar von euch wiſſen?“ „Meinen Mann hat er in den Krieg geſchickt, da iſt er umgekommen, und nun habe ich mit den Kleinen nichts zu eſſen. Er aber, der mit dem Regimente über uns betraut iſt, kümmert ſich nicht um uns.“ Da wandte ſich, ſo erzählte Aslam ſpäter, Omar zu mir: „Komm mit!“ ſagte er. Eilenden Fußes gingen wir nach der Stadt in das Vorrathshaus; dort zog er ſelbſt einen Sack mit Mehl heraus, ſteckte einen Klumpen Fett mit hinein und ſprach: „Hilf mir das auf den Rücken!“ Ich ſprach: „Ich will das gerne zwei, drei Mal für dich tragen!“ Er aber erwiderte: „Wirſt du auch ſtatt meiner meine Laſt tragen am Tage der Auferſtehung[1]), du Thor?“ So lud ich ihm den Sack auf, und eilenden Fußes gingen wir zurück, bis wir bei der Frau wieder ankamen. Er warf die Laſt neben ihr auf den Boden, nahm von dem Mehl und Fett heraus, indem er dabei immer zu ihr ſagte: „Laß mich nur, das iſt meine Sache; ich werde es ſchon ordentlich machen.“ Und gab ſich daran, das Feuer unter dem Topfe anzublaſen, daß ich zwiſchen den Strähnen ſeines langen Bartes hindurch den Rauch aufwirbeln ſah, bis er mit dem Kochen fertig war. Darauf nahm er den Topf vom Feuer, ließ die Frau ihre Schüſſel daneben halten und ſchüttete von dem Brei hinein, indem er ſprach: „Jetzt gieb ihnen zu eſſen, ich werde nachfüllen;“ und ſo ließ er nicht ab, bis ſie ſatt geworden waren. Dann überließ er ihr den Reſt und ſtand auf, und ich mit ihm. Nun begann ſie ihm Gottes Lohn zu wünſchen, daß er ſich ihrer ſo anders angenommen, als der Beherrſcher der Gläubigen; er aber ſagte nur: „Wünſche ihm nichts Schlechtes, denn wenn du zum Beherrſcher der Gläubigen kommſt, findeſt du mich auch da.“ Hierauf trat er zur Seite, blieb aber ihr zugewandt und hockte ſo, ohne ein Wort mit ihr zu reden, bis er ſah, wie die Kinder erſt lachten und ſpielten, dann ſich hinlegten und ruhig einſchliefen; da ſtand er mit einem „Gott Lob!“ auf und ſprach: „Aslam, der Hunger hatte ſie wach gehalten und weinen machen, darum mochte ich nicht weggehen, bis ich dieſen Anblick gehabt.“

---

[1]) Natürlich finden ſich unter ſeinen Officieren und Statthaltern auch ein Paar recht bedenkliche Geſellen, wie der oben erwähnte Mogîra. Aber in den ſchweren Kriegszeiten kam es auf die Tauglichkeit, nicht auf die Tugendhaftigkeit der Leute an; auch Abu Bekr, deſſen Gerechtigkeitsliebe einen noch viel humaneren Charakter zeigt, hat den Châlid trotz ſeiner wilden Grauſamkeit nicht entbehren zu können geglaubt. — Fehlerhaft iſt Omar, ſo weit wir es beurtheilen können, nur einmal im J. 21 verfahren, als er den Sſá'ad abſetzte; ſ. darüber unten S. 291.

Mag das Volk ſeines Helden Bild immer aus dankbarer Erinnerung verſchönt haben, als Leiter der muslimiſchen Gemeinde hatte er ſeine Pflicht auf das Vollſtändigſte erfüllt. So harrte eine ſchwere Aufgabe des Nachfolgers, der ſeiner würdig bleiben wollte, und groß war die Verantwortung der fünf Männer[2]), deren Huldigung dem Herrſcher ihrer Wahl nach des verſtorbenen Chalifen wie ihrem eigenen perſönlichen Anſehen die Anerkennung des Volkes ohne Zweifel ſicherte. Aber mit Ausnahme des Abderrachmân ſtrebte jeder von den Wählern ſelbſt nach dem Chalifate; kein Wunder, daß die

---

1) „Nicht wird eine (mit Sünden) belaſtete (Seele) die Laſt einer andern tragen“ heißt es im Koran Sure 6 V. 164 u. ö.; d. h. am jüngſten Tage hat jeder für ſeine eigenen Werke aufzukommen. 2) Talcha traf in der That erſt nach der Wahl wieder in Medina ein.

beiden erſten Tage mit vergeblichem Hin- und Herreden vergingen. Am dritten mußte ein Ende gemacht werden; Abderrachmán ſchlug alſo vor, man möge ihm, da er ſelbſt keinen Anſpruch erhebe, die ſchließliche Entſcheidung, vor welcher er noch Rückſprache mit Allen nehmen werde, anheimgeben. Da keiner der Viere Ausſicht hatte, auf andere Weiſe ſeinen Zweck zu erreichen, ſtimmten ſie zu. Nun verhandelte Abderrachmán mit jedem einzelnen; dabei ergab ſich, daß von den beiden Schwiegerſöhnen des Propheten, Alí und Othmán, welche vermöge dieſer Verwandtſchaft ohnedies in erſter Reihe ſtanden, jeder für den andern ſtimmen wollte, falls er ſelbſt keine Ausſicht hätte. Dadurch waren ſie von vornherein für die engere Wahl bezeichnet, und da ſich von den beiden Übrigen Sobeir unbedingt für Alí erklärte, während Sſá'ad ſich unbeſtimmt äußerte, aber doch auch lieber Alí als Othmán zu wollen ſchien, ſo ſtand die Sache für letzteren ziemlich ſchlecht. Abderrachmán aber in ſeiner frommen Gewiſſenhaftigkeit wollte möglichſt ſicher gehen; ſo legte er Jedem allein die feierliche Frage vor, ob er im Falle ſeiner Wahl unter den Muslimen wandeln wolle nach dem Buche Gottes und der Weiſe des Propheten und dem Wandel Abu Bekrs und Omars. Das war Othmán bereit zu verſprechen; Alí aber ſagte nur: „Ich will unter euch wandeln nach dem Buche Gottes und der Weiſe des Propheten ſo gut ich's vermag", und als Abderrachmán wiederholt in ihn drang, ſich auch auf das Muſter Abu Bekrs und Omars zu verpflichten, ſprach er: „Neben dem Buche Gottes und der Weiſe des Propheten bedarf es nicht der Grundſätze eines Andern;[1]) du willſt damit nur mich von der Sache ausſchließen!" Da nahm Abderrachmán nochmals den Othmán bei Seite, und als der von Neuem die geforderte Verpflichtung auf ſich nahm, huldigte jener ihm, wie man gewohnt war, durch Handſchlag; am nächſten Tage wurde die Wahl der Gemeinde angekündigt, und ſelbſt Alí weigerte ſich nicht, den neuen Herrſcher anzuerkennen, da er ja wie die Anderen verſprochen hatte, ſich durch Abderrachmáns Entſcheidung binden zu laſſen.

Es wird aus dem Verlaufe unſerer Darſtellung mit genügender Klarheit hervorgegangen ſein, daß von allen möglichen Fehlern, mit welchen der neue Chalife behaftet ſein konnte, keiner unheilvoller zu wirken im Stande war, als gutmüthige Schwäche: und gutmüthige Schwäche vor Allem war der Grundzug im Weſen Othmáns. Es dünkt uns heute unbegreiflich, daß Abderrachmán, den Omar doch für einen verſtändigen Mann gehalten, ſo wenig Menſchenkenntniß beſeſſen haben ſollte. Ueber dreißig Jahre hatte der Schwiegerſohn des Propheten in der unmittelbarſten Umgebung erſt Mohammeds ſelbſt, dann ſeiner Nachfolger gelebt, niemals aber bei irgend einer Gelegenheit ſich durch etwas Anderes ausgezeichnet, als daß er ein ſchöner Mann war. Abderrachmán

---

1) Es iſt nicht unmöglich, daß wenigſtens dieſer letzte Ausſpruch eine von ſpäteren Anhängern des Alí vorgenommene Ergänzung des Vorhergehenden darſtellt. Daß aber die Weigerung Alís, ſich unbedingt an das Beiſpiel ſeiner Vorgänger zu binden, ſeine Wahl vereitelt hat, dürfte als ſicher zu betrachten ſein.

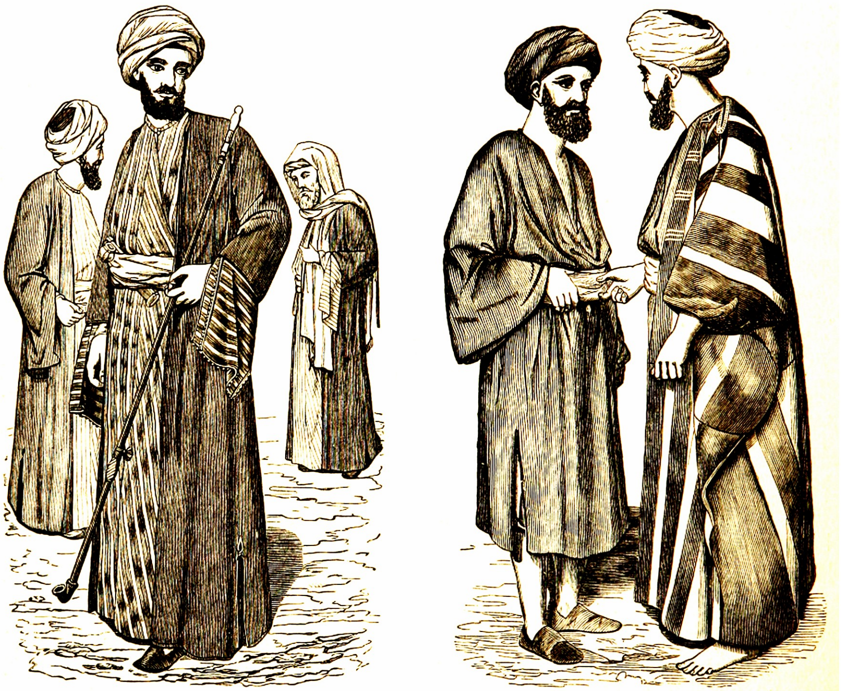
hatte aber den frommen Glauben des echten Muslims; er lebte in der Ueberzeugung, daß es vor Allem darauf ankomme, in den Pfaden weiter zu wandeln, auf denen Allah die Muslime bisher ſichtbarlich geſegnet hatte. Geſchah das, ſo war man des Wohlgefallens Gottes und weiteren Erfolges ſicher; andernfalls war von dem Zorne des Himmels das Schlimmſte zu befürchten — Grund genug, den Othmán vorzuziehen, der in jenem Hauptpuncte bindende Verpflichtungen eingegangen war; was ihm an eigener Kraft fehlte, würde der göttliche Beiſtand erſetzen. Mohammed hatte ſolche Grundſätze den Seinigen oft genug vorgepredigt, wenngleich er ſelbſt wie ſeine Nachfolger ſich wohl hüteten, ihnen Einfluß auf die Behandlung politiſcher Dinge einzuräumen; nun man auch auf dieſem Gebiete damit Ernſt machte, zeigte ſich freilich, daß ſich mit theologiſchen Lehrſätzen ſchlecht Politik treiben läßt. Nicht die Abweichungen von der Weiſe Abu Bekrs und Omars, zu welchen Othmán ſich allerdings auch verleiten ließ, wohl aber die Unfähigkeit, die einander widerſtrebenden Richtungen und Perſönlichkeiten innerhalb des Islâms zu einheitlichem Wirken bei einander zu halten, iſt an dem Untergange des Chalifen und der Umkehrung aller ſtaatlichen Verhältniſſe Schuld, welche das Ende dieſer Regierung bilden.

Die erſten Jahre von Othmáns Herrſchaft, welche im Ganzen vom 1. Moharram 24 (7. Nov. 644) bis 18. Dhu'l-Hiddſcha 35 (17. Juni 656) gedauert hat, deuteten im Allgemeinen nicht auf das Bevorſtehen raſcher oder gar gewaltſamer Umwälzungen im Innern, und nach Außen hin wurden grade jetzt die ſchnellſten und glänzendſten Eroberungen in Oſtperſien wie in Nordafrika vollendet. Aber im Stillen prägten ſich die überall vorhandenen Gegenſätze immer ſchärfer aus. Es war vor Allem die alte Abneigung zwiſchen den wirklich frommen Gläubigen und den weltlich Geſinnten, die in ſtetem Zunehmen begriffen war. Sie beſtand ſeit dem Tage, wo Mohammed, ſeiner überwundenen mekkaniſchen Feinde „Herzen zu gewinnen“, ſeine Getreuen bei der Vertheilung der Beute geſchädigt hatte (S. 158), und war von Abu Bekr und Omar nur durch die ſtrenge Unparteilichkeit in Schranken gehalten worden, mit welcher Fromme und Weltliche gleichmäßig bei der Vertheilung der Führerſtellen wie der Jahresgehälter berückſichtigt und in der Erfüllung ihrer Amtspflichten controlirt wurden. Weder Amr noch Sſá'ad waren vor ſtrengen Verweiſen Omars oder ſogar vor der Entfernung von ihren Poſten ſicher, und wer ſo alle Hände voll zu thun hatte, den Anforderungen des Chalifen zu genügen, mochte wenig Luſt ſpüren, ſich über den Nebenmenſchen aufzuhalten. Auch lag dazu nicht eben viel Grund vor; denn ſobald es ruchbar wurde, daß irgend ein Statthalter ſei es mit Recht oder Unrecht beſchuldigt wurde ſich perſönlich zu bereichern, ſo ruhte Omar nicht, bis er jeden Dirhem herausbekommen hatte, deſſen geſetzmäßige Erwerbung ein Chálid oder Amr nicht darzuthun vermochte. Trotzdem beſtand der Gegenſatz, und daß er gefühlt wurde, zeigt eine merkwürdige Aeußerung, die uns von Chálid überliefert iſt. Als er nach ſeiner Abberufung vom Oberbefehl in Syrien die S. 256 angeführte unwillige Aeußerung gethan, rief einer der Anweſenden: „Das iſt ja Aufruhr!“ „Nein,“ ſagte Chálid, „nicht bei Lebzeiten des Sohnes Chattâb, aber nachher mag ſich einer auf dieſe, der andere auf jene Seite ſtellen!“ Chálid hatte vor Omar dahingehen müſſen, aber der Zeitpunct war nun eingetreten, den er vorausgeſehen hatte. Und gleichzeitig war jetzt durch die großen Eroberungen eine Aenderung aller in Arabien hergebrachten Lebensverhältniſſe eingetreten, welche nur zu ſehr geeignet war, den Widerwillen beider Parteien gegen einander zu ſteigern. Selbſt wenn Alles beim Einſammeln der Steuern und bei der Vertheilung der Jahrgehälter ehrlich zuging, ſah jeder Muslim ſeit der Eroberung des Irâk ſich im Beſitze eines jährlichen Einkommens, wie es früher kaum die reichſten Leute in Mekka gewohnt waren; ebenſo aber lernten die Söhne der Wüſte in den unterworfenen Provinzen, den Sitzen alter, ja raffinirter Civiliſation, in Kurzem eine Menge von Genüſſen kennen, welche der Mehrzahl naturgemäß raſch zu Bedürfniſſen wurden. Mit Kummer und Unwillen bemerkten ſchon in Omars letzten Jahren Männer von ſtrenger Religioſität und asketiſchen Neigungen, daß insbeſondere in den Städten Luxus und Ueppigkeit anfingen, heimiſch zu werden und ſich bald zu wahrem Aergerniß zu ſteigern. Vor Allem nach Mekka ſelbſt, dem Orte, aus dem ja alle die Inhaber der großen Statthalterpoſten ſtammten und in welchem ihre Verwandten großentheils noch hauſten, nahmen die Reichthümer und mit ihnen die üblen Sitten Perſiens raſch ihren Weg und fanden bei dem weltlichen Sinne der Bevölkerung eine bereite Stätte; und Scham und Entrüſtung mußte ſich der frommen Theilnehmer an der Pilgerfahrt bemächtigen, wenn ſie dicht neben den heiligſten Erinnerungen an das Wirken und Leiden des Propheten Leichtſinn und Laſter in jedem Jahre ſchamloſer ihr Weſen treiben ſahen. Selbſt Omars Strenge hätte auf die Dauer dieſe natürliche Entwicklung nicht zu unterbinden vermocht; wie viel weniger Othmâns wohlgemeinte Verordnungen, oder das Beiſpiel einer einfachen und frugalen Lebensweiſe, welches er nicht minder als ſeine beiden Vorgänger der Gemeinde in ehrenwertheſter Genügſamkeit zu geben fortfuhr.

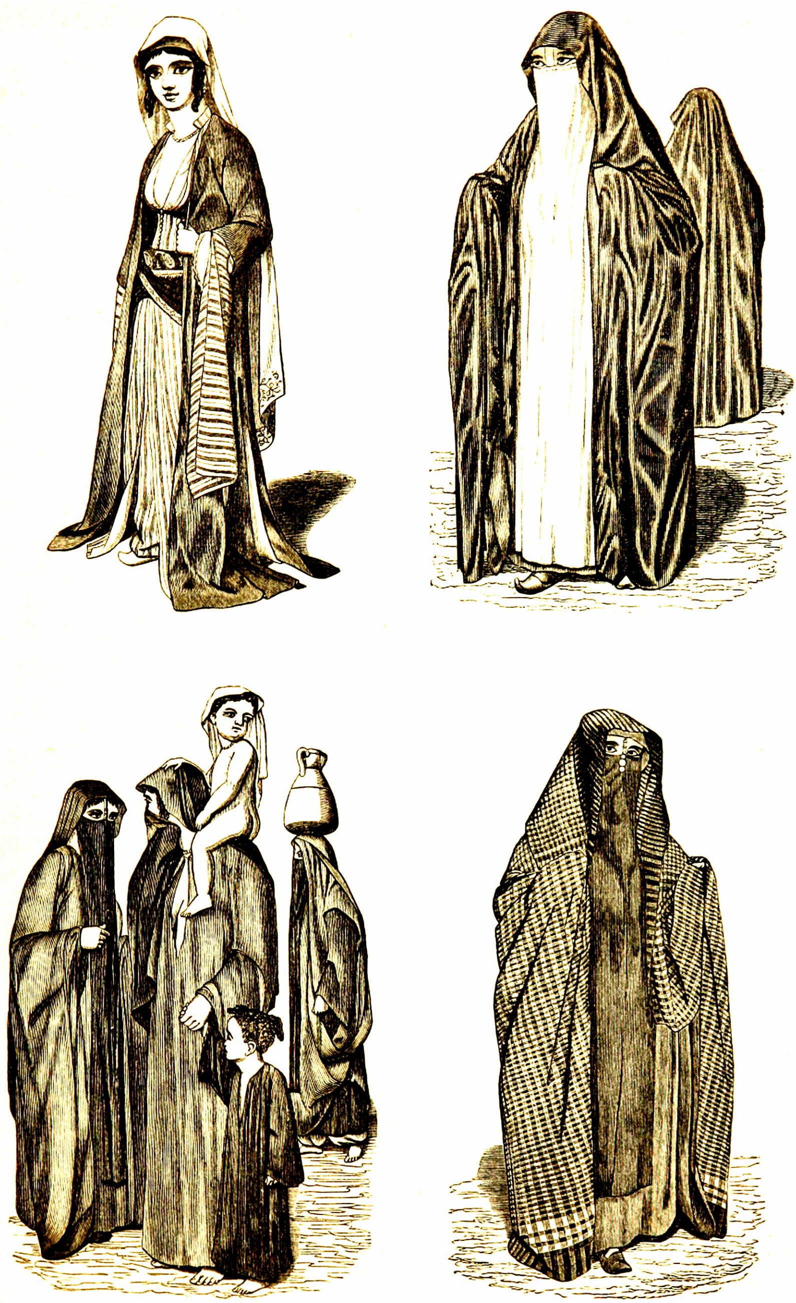
Zu den beiden Parteien der Frommen und Weltlichen kam nun aber bald noch eine dritte, die in voller Selbſtändigkeit allerdings erſt ſpäter auftritt, deren erſte Regungen indeſſen bereits jetzt zur weiteren Verwicklung der Verhältniſſe in unheilvoller Weiſe beitrugen. Vom erſten Augenblicke ihrer Gründung an erſcheinen die beiden Lagerſtädte der irâkiſch-perſiſchen Provinz, Baßra und Kûfa, als Sitz einer unruhigen, launenhaften und aufrühreriſchen Bevölkerung. Den Kern der Einwohnerſchaft von Baßra bildeten alte Beduinen des Chalid, Stammgenoſſen Mothanna's von den Bekr von Wâïl, dazu Temimiten und Andere, endlich auch einige Mediner; in Kûfa, dem Hauptquartiere des Sſâ'ad, finden wir dagegen die nach der Brückenſchlacht angerückten Hilfstruppen aus Südarabien, die Landsleute des Amr Ibn Mâ'adikârib und Aſch'ath Ibn Keis, in der Mehrzahl. Es war viel unbändiges Volk darunter. Schon bei Kadeſia, wo Sſâ'ad durch Krankheit verhindert wurde, im

Handgemenge mitzukämpfen, und ſich begnügen mußte, die Schlacht von ferne zu leiten, hatten ſie Spottverſe auf ihn gemacht, und nach der Gründung von Kúfa hatten ſie bald dies, bald jenes an ihm auszuſetzen. Einem war er bei der Beutevertheilung unbillig verfahren, dem Anderen paßte ſein Richterſpruch nicht, und ein Dritter erklärte, er bete nicht vor, wie ſich's gehöre — was bei einem der älteſten Gefährten des Propheten, welcher das Gebetsexercitium von Anfang ſelber mitgemacht, ganz unglaublich iſt. Omar, der immer auf ſeine Statthalter argwöhniſch war, ließ ſich beſchwatzen, ihn im J. 21 (642) abzuſetzen: ſofern grade damals auf allen Seiten die Heere des Islâms im raſchen Vordringen begriffen waren, ſchien ihm der Verwaltungsposten in Kúfa ſelbſt für den Augenblick wohl unwichtig, und da er andererſeits der im dortigen Hauptquartiere noch ſtehenden Reſervetruppen jeden Augenblick benöthigt ſein konnte, ſcheute er ſich vielleicht, ernſtliche Unzufriedenheit unter denſelben aufkommen zu laſſen. Trotzdem war es entſchieden ein Fehler, daß er den unruhigen Köpfen nachgab, und jedenfalls hatte er ſich ſtark verrechnet, wenn er dachte, ſie überhaupt zufriedenſtellen zu können. Den er ihnen jetzt ſandte, Ammár Ibn Jáßir, war ein ſehr frommer und kluger, aber wenig energiſcher Mann; kaum war er ein Jahr dort, ſo kamen die Kufier ſchon wieder und erklärten, er ſei ein Schwächling und verſtehe nichts von der Verwaltung. Omar ſeufzte: „Wie ſoll ich's den Leuten von Kúfa nur recht machen? Schicke ich ihnen einen energiſchen Menſchen, ſo erklären ſie ihn für einen ſchlechten Kerl, und bekommen ſie einen, der keinen Schneid hat, ſo finden ſie ihn verächtlich!“ Nun fragte er ſie ſelbſt, wen ſie haben wollten, und gab ihnen auf ihren Wunſch den Abu Múßa El-Áſch'ari, der bis dahin Baßra verwaltet hatte (22 = 643); aber nach einem weiteren Jahre hatte der auch einen ganzen Haufen Verbrechen begangen, die ſeine Abberufung in den Augen ſeiner Untergebenen nothwendig machten. Nun ſetzte er ihnen aber einen richtigen Schurken, den Mogira; der hielt ſich trotz der Klagen der Leute bis zum Tode Omars. Wie es heißt, hatte der Chalife ſich inzwiſchen überzeugt, daß Sſá'ad doch der richtige Mann für den ſchwierigen Poſten ſei, und ſeine Wiederernennung beſchloſſen, als der Tod ihn ereilte. Othmán führte die Abſicht ſeines Vorgängers aus, und Sſá'ad erhielt noch einmal die Verwaltung des Landes, welches er ſelbſt erobert; aber nach einem oder zwei Jahren trat ſchon wieder ein Wechſel ein, über welchen gleich näher zu berichten ſein wird.

Ganz ſo ungeberdig wie die Kufier ſcheinen die Bewohner von Baßra in dieſer erſten Zeit nicht geweſen zu ſein; ſpäter aber finden wir ſie von einem ähnlichen Geiſte der Neuerungsſucht und Unbotmäßigkeit beſeelt. Ohne Zweifel hat das unruhige Beduinenblut reichlichen Antheil an dieſer Geſinnung; aber allein daraus kann man ſie doch nicht erklären — auch in Syrien beſtand der größte Theil der Beſatzungstruppen aus Beduinen, und dort waren ſolche Dinge von Anfang an ganz unerhört. Man muß alſo nach anderen Gründen ſuchen, und wird ſie in der verſchiedenen Umgebung zu finden haben, in welche die Eroberer hier und dort hineingeriethen. Die Bevölkerung Syriens beſtand in der Mehrzahl aus ſemitiſchen Verwandten der Araber, den gutmüthigen, geiſtig etwas langſamen und ſtumpfen Aramäern, die an Ruhe und Ordnung gewöhnt ihren neuen Herren niemals Veranlaſſung zur Unzufriedenheit, aber auch ſelten Anregung zu neuen Begriffen oder Anſchauungen gaben; dort waren zudem die Hauptquartiere in alte und ausgebaute Provinzialſtädte gelegt, welche durch die Auswanderung der griechiſchen hohen Beamten und ſonſtigen wohlhabenden Leute ſehr verloren hatten und erſt durch die mohammedaniſchen Garniſonen ſelbſt wieder etwas lebhafter zu werden anfingen. Ganz anders in Baßra und Kûfa. Hier hatte ſich erſt zwiſchen den Zelten, dann zwiſchen den Lehmhütten, endlich zwiſchen den Ziegelhäuſern, welche bald die ausſchließliche Bauart der beiden Städte darſtellten, vom erſten Augenblicke ein buntes Leben entwickelt. Perſiſche Kaufleute und Handwerker waren in großen Schaaren herbeigeſtrömt, jeder Feldzug nach dem Oſten hatte neue Beute, Haufen von Sklaven und Sklavinnen, dazu aber alles mögliche Neue und Fremdartige von Geräthen, Stoffen und Anderem herzugebracht, und im Verkehr mit dem oft betrüge-

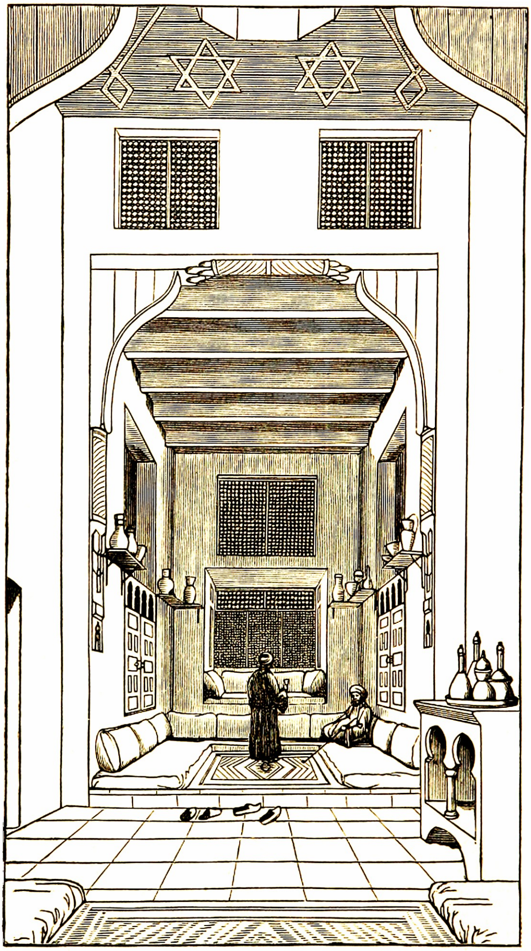


Mohammedaniſche Trachten:
Männer aus den mittleren, höheren und niederen Volksklaſſen.



Mohammedaniſche Trachten:

eine Dame im Hausanzug; Reit- und Promenadenkleidung der Damen; Frauen und Kinder der niederen Volksklaſſen; eine Frau im Ueberwurf.



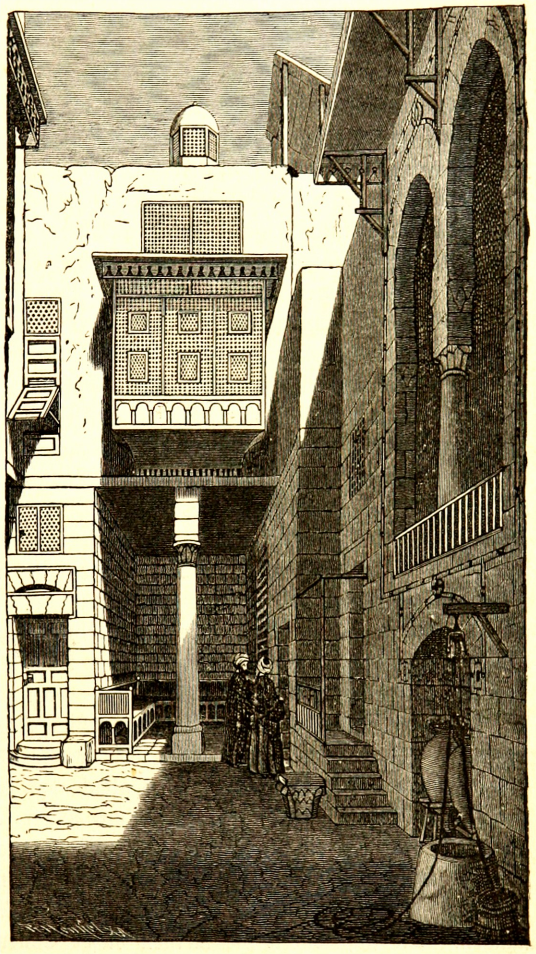
Hauptzimmer eines Privathauſes.

riſchen und hinterhaltigen, aber klugen und liſtigen Perſer ſah auch der ungebildetſte Wüſtenaraber täglich ſeinen Geſichtskreis erweitert. Was Wunder, daß er ſich bald klüger vorkam, als die zu Hauſe in Medina oder gar auf dem Lande Zurückgebliebenen; was Wunder auch, daß perſiſche Begriffe und Anſchauungen mit den Sklaven und Sklavinnen allmählich ihren Weg in die Häuſer der Herren fanden, und wenn nicht dieſe, ſo doch die folgende Generation in hohem Grade zu beeinfluſſen anfingen? Um ſo mehr, als die Mütter dieſer zweiten Generation der Mehrzahl nach Perſerinnen waren, deren Nachkommen neben ungewöhnlichen Vorzügen doch auch die ſchlechten Eigenſchaften mancher Miſchlingsracen, insbeſondere Unzuverläſſigkeit und Charakterloſigkeit in hohem Grade zeigten. Schwerlich hätten ſich dieſe Folgen durch politiſche Maßregeln überhaupt beſeitigen laſſen; die übel angebrachte Nachſicht Omars gegen die launenhaften Einfälle der Kufier aber hatte die natürliche Wirkung, daß den Bewohnern der beiden noch dazu mit reißender Schnelligkeit anwachſenden Städte[1]) der Kamm immer weiter ſchwoll, ſie von ihrer Wichtigkeit und Ueberlegenheit immer überzeugter, ſchweigendem Gehorſam immer abgeneigter wurden. Allerdings haben ſie die zahlloſen Sünden, welche ſie aus dieſer Unbotmäßigkeit, ja Verkehrtheit ihres Sinnes heraus

---

1) Nach mäßiger Schätzung hatte jede von ihnen ums Jahr 50 (670) mindeſtens 150—200 000 Einwohner.

begangen haben und die mehr als einmal zum größten Schaden des Staates und endlich zu ihrem eigenen Verderben ausgeſchlagen ſind, auf andere Weiſe gut gemacht. Wie der unruhigſte, ſind ſie von Anfang der geiſtig regſamſte Theil der arabiſchen Bevölkerung des Chalifenreiches geweſen. Während in Syrien kaum in einzelnen beſchränkten Kreiſen man über den Ideenvorrath des alten Araberthums hinaus kam, während in Medina alles und jegliches Nachdenken der frommen Leute in dem ängſtlichen Beſtreben aufging, genau aufzuſammeln und weiterzuüberliefern, was der Geſandte Gottes jemals in ſeinem Leben geſagt oder gethan, bis aufs Räuspern und Spucken, iſt in Kûfa und Baßra dem unter perſiſchem Einfluß weiter und freier gewordenen Geiſte des Volkes die arabiſch-mohammedaniſche Wiſſenſchaft entſprungen, hervorgerufen durch die Bedürfniſſe des Wechſelverkehrs zwiſchen Siegern und Beſiegten, aber entwickelt und zur Blüthe gebracht doch grade durch die innere Beweglichkeit dieſes ſtets auch im beſſeren Sinne neugierigen und ſchwer zu befriedigenden Geſchlechtes. Sind aber die beiden irakiſchen Städte ſo die eigentlichen Heerde des geiſtigen Lebens dieſer Zeit geweſen, ſo hat ſich ihre politiſche Unbrauchbarkeit, ja Gefährlichkeit allerdings noch früher erwieſen: zwiſchen den Frommen und Weltlichen vorläufig unabhängig in der Mitte ſtehend ſind ſie doch die erſten geweſen, deren leichtſinnige Aufrührerei den Bann des Gehorſams gegen den Stellvertreter des Boten Gottes gebrochen hat.



Hof eines Privathauſes.

Dieſen Verhältniſſen gegenüber bewegte ſich nun der bereits 70jährige Chalife mit einer Harmloſigkeit und einem Mangel an politiſchem Verſtändniß, die man ſich kaum vorzuſtellen im Stande iſt. Obwohl an ſeiner perſönlichen Frömmigkeit nicht der geringſte Zweifel ſein kann, war ſeine Religioſität doch von jener beſchränkten Art, die einen weitergehenden Einfluß auf den natürlichen Menſchen nicht ausübt, ſondern in pünktlicher Erfüllung der gottesdienſtlichen Ceremonien und einem tadelloſen Privatleben aufgeht. Von einer Verpflichtung, den verſchiedenartigen Richtungen innerhalb der Gemeinde ſorglich gerecht zu werden, insbeſondere aber gegen die übrigen Getreuen Mohammeds als die eigentlichen Träger ſeines Geiſtes achtungsvolle Rückſicht zu üben, hatte er keine Ahnung; wohl aber fühlte er ſich auch jetzt als Mitglied der erſten Familie Mekkas, des Hauſes Omaija, als Ariſtokrat dem Plebejervolke gegenüber, mit dem zu Mohammeds und Omars Zeiten auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu verkehren ihm oft ſauer geworden ſein mochte. Wir haben geſehen (S. 75. 97), wie der Prophet vor Allem die alten Begriffe von der Unlöslichkeit des Familien- und Stammverbandes über Bord werfen mußte, um ſeiner Predigt freie Bahn unter allen Arabern zu ſchaffen: die Richtigkeit dieſes Verfahrens muß dem Othmân immer verborgen geblieben ſein. Denn als nun mit ſeiner Erhebung, wie natürlich, die ganze Verwandtſchaft, den alten Abu Sſofjân an der Spitze, ſich an ihn drängte, mit gewohnter Gier Alles an ſich zu raffen beſtrebt, was irgend für Vettern und gute Freunde abfallen wollte, fand der ſchwächliche Herrſcher in ſich weder Einſicht noch Kraft, die Anſprüche ſeiner Familie auf ein halbwegs vernünftiges Maß zu beſchränken. Statt alſo es einfach dabei zu belaſſen, daß ſie in der ſyriſchen Statthalterſchaft Moâwijas einen reichlichen Antheil an den Ergebniſſen der auswärtigen Kriege beſaß, gab er in wenigen Jahren ſämmtliche Obercommandos an Leute vom Hauſe Omaija: Kûfa, wo er 24 (645) vernünftiger Weiſe den Sſâ'ad wieder eingeſetzt hatte, wurde 25 oder 26 (646 oder 647) an El-Walîd Ibn Okba verliehen, Baßra erhielt ſtatt des Abu Mûßa im J. 29 (649/50) Ibn Âmir, was aber bei Weitem das Thörichteſte war, ſogar Amr Ibn El-Âßi ward nicht blos gleich nach dem Regierungswechſel ſeines ägyptiſchen Poſtens entſetzt, ſondern auch ſpäter, als der alexandriniſche Aufſtand (S. 269) ſeine Rückſendung dorthin nöthig gemacht hatte, ſofort nach Beſeitigung der Gefahr auf eine nicht ſehr ſchöne Weiſe zur Aufgabe ſeiner Stellung veranlaßt (oben S. 269), um dem Ibn Abi Sſarch Platz zu machen. An ſich wären die meiſten dieſer Ernennungen nicht zu tadeln geweſen. Abgeſehen von El-Walîd, der im J. 30 (650/51) abberufen und durch den tüchtigen Sſa'îd Ibn El-Âßi, auch einen Omaijaden, erſetzt werden mußte, waren die neuen Statthalter kräftige und intelligente Menſchen: wir kennen bereits des Ibn Abi Sſarch Verdienſte um die Gründung einer Flotte, Ibn Âmirs energiſche Weiterführung der perſiſchen Eroberungen, und Moâwija war erſt recht der richtige Mann an der richtigen Stelle. Aber die ungeſcheute Bevorzugung der eignen Verwandten mußte überall böſes Blut machen; was ſollten nun erſt die Frommen ſagen, wenn ſich darunter Menſchen befanden, wie Ibn Abi Sſarch, welchen der Prophet eines todeswürdigen Verbrechens[1]) wegen nach der Einnahme von Mekka geächtet und erſt ſpäter nicht ohne Bedenken wieder zu Gnaden angenommen hatte; oder El-Walîd, der Sohn jenes gottloſen Okba, der nach der Schlacht von Bedr hatte hingerichtet werden müſſen (S. 114), und der ſelber ein ſo ſchlechter Muslim war, daß er ſchließlich ſogar eines Freitags betrunken zum Gottesdienſte in die Moſchee kam. Daraufhin hatte ihn Othmân freilich ſofort abgeſetzt und ihm derbe Züchtigung angedeihen laſſen: aber ſein Nachfolger Sſa'îd war doch wieder ein Omaijade, und dieſe Leute wurden in allen Provinzen immer unverſchämter in der Plünderung der Staatscaſſen, in der ſchamloſen Begünſtigung ihrer Verwandten und ſonſtigen Anhänger bei der Verleihung von Aemtern und ungeſetzlichen Schenkungen, ja der ebenerwähnte Sſa'îd hatte ſich nicht geſcheut, das Sſawâd, die reichſte Provinz des Chalifates, als „den Garten der Koreiſch"[2]) zu bezeichnen. Dazu kamen die Abweichungen von Omars Vorſchriften hinſichtlich des Grundbeſitzes und der Jahrgehälter (S. 279 f.), durch welche ebenfalls die Omaijaden und ihre Freunde bevorzugt, die Frommen und insbeſondere die nächſten Verwandten und älteſten Gefährten des Propheten ſelbſt benachtheiligt wurden — kurzum, abgeſehen von der Partei der mekkaniſchen Ariſtokraten ſelbſt war alle Welt unzufrieden, und der Haß der Frommen gegen jene nahm täglich zu. Bald konnte der Chalife auch wirklich zweckmäßige Anordnungen nicht mehr treffen, ohne daß Alles ſchrie. Er geſtattete dem Ibn Abi Sſarch, eine Flotte zu bauen — welches gottloſe Abweichen von Omars Weiſe (S. 260)! — Er wollte die Baulichkeiten um die Kâ'aba erweitern und würdiger geſtalten: dazu mußten die umſtehenden Häuſer abgebrochen werden. Als nun einzelne der Beſitzer ſich weigerten, die ihrigen zu einem angemeſſenen Preiſe abzutreten, und in Folge deſſen expropriirt wurden, begann der Lärm von Neuem über die Willkürherrſchaft, ſo daß Othmân in einem Anfalle von Selbſterkenntniß ausrief: „Das läßt euch nur meine Milde wagen! Gleiches hat Omar auch gethan, ohne daß ihr geſchrien habt!" — Bei dem Kriege gegen Armenien im J. 32 (653; vgl. S. 261), zu welchem ſyriſche und irakiſche Truppen zuſammenwirken mußten, hatten ſich Unterſchiede zwiſchen den Faſſungen des Korâns herausgeſtellt, denen man in beiden Heerlagern folgte: es war ja bei der größtentheils mündlichen Ueberlieferung des Wortes Gottes und bei der Unvoll-

---

1) Ibn Abi Sſarch war einer der wenigen Mekkaner, die ſchreiben konnten, und Mohammed hatte ihm daher in Medina mehrfach Offenbarungen dictirt, auf deren ſchriftliche Aufzeichnung es ankam. Dabei hatte Ibn Abi Sſarch bemerkt, daß dem Propheten hie und da kleine Ungenauigkeiten entgingen, wie wenn er z. B. „allwiſſend, weiſe" ſchrieb ſtatt des dictirten „hörend, allwiſſend". Hieraus hatte er den für einen glaubensſchwachen Menſchen allerdings naheliegenden Schluß gezogen, daß es mit der göttlichen Inſpiration Mohammeds doch nicht weit her ſein könne, und war vom Islâm abgefallen.

2) D. h. eben der Omaijaden und ihrer mekkaniſchen Freunde (S. 33).

kommenheit der arabiſchen Schrift gar nicht anders möglich, als daß kleine Abweichungen ſich hie und da allmählich einſchlichen. Die Stimmung zwiſchen Kufiern und Syrern war ohnehin keine allzu ſympathiſche (vgl. S. 292), und ſo hätte es hier beinahe ſchon wegen einiger abweichender Lesarten blutige Köpfe gegeben. Othmán ſah ganz richtig ein, daß ſolche Vorgänge, die ſich leicht wiederholen konnten, bedenkliche Folgen nach ſich ziehen mußten; ſo beſchloß er, eine Sammlung und Aufzeichnung ſämmtlicher Offenbarungen herſtellen zu laſſen, der allein officielle Geltung zugeſprochen werden ſollte. Schon unter Abu Bekrs Chalifat hatte Omar, nachdem in den Kämpfen gegen Moßeilima viele der beſten Koránkenner gefallen waren, aus Beſorgniß vor dem möglichen Untergange einzelner Offenbarungen die Herſtellung eines ſolchen Geſammtexemplars angeregt. Dieſelbe war dem Seid Ibn Thábit übertragen worden, einem verſtändigen und zuverläſſigen Manne, welcher zudem noch dem Mohammed ſelbſt als Secretär gedient hatte; ſeine Arbeit war indeß nur für den Privatgebrauch des Chalifen beſtimmt geweſen. Seid wurde nun von Othmán angewieſen, von Neuem und unter Anwendung aller Vorſichtsmaßregeln ſein Werk in Angriff zu nehmen. Er that es und ſtellte eine Sammlung her, die in der That vermöge der Verwerthung der glaubwürdigſten mündlichen und ſchriftlichen Zeugniſſe den Charakter vollkommener Echtheit und Zuverläſſigkeit erhielt. Von dieſem Urexemplare, welches in Medina verblieb, wurden dann einige genaue Abſchriften genommen und in die Hauptſtädte der Provinzen, vor Allem nach Damaskus, Kúfa und Baßra geſchickt mit der Weiſung, ſie daſelbſt für den Gebrauch der Muslime vervielfältigen, die bisher etwa vorhandenen Privatexemplare aber ſammeln und verbrennen zu laſſen. Es werden deren nicht viele geweſen ſein; leſen konnten von den Arabern die wenigſten, bei den wirklich Gläubigen war es Ehrenſache, möglichſt viele Offenbarungen auswendig zu wiſſen, den Weltkindern aber vertrat ohnehin der Säbel die Stelle der heiligen Schrift. Jedenfalls wurde die Maßregel faſt überall ohne Widerſpruch durchgeführt — das beſte Zeugniß dafür, daß Seid ſeines Amtes mit Gewiſſenhaftigkeit gewaltet hatte, und daß wir in dem Korane Othmáns, der aller ſpäteren Ueberlieferung zu Grunde liegt, wirklich die Worte Mohammeds in einer ſo gut wie urſprünglichen Geſtalt vor uns haben. Aber die Leute von Kúfa mußten es natürlich wieder beſſer wiſſen. Sie hatten unter ſich den Abdallah Ibn Mas'úd, einen der erſten, die ſich in Mekka zum Islám bekannt; der hatte immer für einen guten Kenner der Offenbarung gegolten und hielt ſich ſelber natürlich für den beſten, war zudem beleidigt, daß man dem jüngeren Seid und nicht ihm die Arbeit übertragen hatte. Daß ſchon Omar ebenſo verfahren war, verſchlug nichts, es verſtand ſich für die Kufier von ſelbſt, daß ihr Mann der einzige Sachkenner war; ſo wurde denn eifrig die Beſchuldigung colportirt, Othmáns Text ſei gefälſcht, es fehlten Offenbarungen, welche ihrer Zeit gegen Mohammeds Feinde unter den Omaijaden erſchienen und nun jetzt aus Parteilichkeit für die Familie des Chalifen unterdrückt ſeien, und dergleichen mehr. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle dieſe Anklagen jeder Begründung entbehren. Die älteſten und zuverläſſigſten Genoſſen des Propheten, Leute wie Ali, Talcha, Sobeir, Sſá'ad und Andere, die bereits ſchlecht auf den Chalifen zu ſprechen waren, haben gegen ſeinen Korán nicht die geringſte Einwendung erhoben, und was wir von den abweichenden Lesarten des Ibn Mas'úd wiſſen, zeigt, daß ſie ſo gut wie überall auf die kleinlichſte Buchſtabenklauberei hinauskamen. Später haben ſich denn auch alle orthodoxen Muslime,[1] die Kufier nicht ausgenommen, vollſtändig bei Othmáns Texte beruhigt; aber im Augenblicke wurde über die Verfälſchung des Wortes Gottes ein Gezeter erhoben, welches für die ſpätere mohammedaniſche Theologie die beſten Ausſichten eröffnete, und allmählich auch außerhalb Kúfas an vielen Orten die Abneigung gegen den Chalifen ſteigern half.

Im Jahre 31 (651/2) ſtarb zu Medina Abu Sſofján in dem hohen Alter von 88 Jahren. Er durfte mit dem ihn ſelber jedenfalls befriedigenden Bewußtſein dieſe Welt verlaſſen, daß es ihm gelungen war, ſich und ſeinen Verwandten und Freunden mit Vorausſicht und Klugheit durch die ſchwierigſten Zeiten durchzuhelfen, bis ſie, noch mehr als früher in Mekka, jetzt in dem großen Chalifenreiche überall die erſten Stellen einnahmen und die reichſten Leute waren. Als Othmán dem abgeſchiedenen Oheime[2] das Todtengebet ſprach, war aber die minder befeſtigte als glänzende Macht des Hauſes Omaija bereits an mehr als einer Stelle im Wanken begriffen. Die Empörung der Frommen über das ärgerliche Ueberhandnehmen von Ueppigkeit und Sittenloſigkeit hatte ſchon im Jahre 30 (650/1) einen wegen ſeiner ſtrengen Frömmigkeit hochgeehrten Gefährten Mohammeds, den Abu Dharr, veranlaßt, in Damaskus öffentlich gegen ſolche Gottloſigkeit aufzutreten, die Rückkehr zu frommem Lebenswandel, die Verwendung der erworbenen Reichthümer zu gottgefälligen Zwecken ſtatt zu ſündlichem Luxus zu predigen. Schließlich griff er den Statthalter ſelbſt in ſeinen Reden an; der aber verſtand keinen Spaß, ließ ihn aufgreifen und ſchickte ihn kurzer Hand nach Medina. Der eifrige Mann konnte auch dort nicht aufhören, ſeine asketiſchen Grundſätze zu verkünden; am Thore der Moſchee des Propheten ſtehend donnerte er gegen die Gottloſen, und Jeder wußte, daß die zürnenden Worte Niemand mehr galten als El-Hakam, dem Oheime des Chalifen, der bei des Propheten Lebzeiten und noch ſpäter bis Omars Tode wegen ſeiner Feindſchaft gegen den Islám nach einem kleinen Orte verbannt geweſen war, nun aber ſich in der Umgebung des Chalifen mit neuerworbenen Reichthümern blähte, während ſein Sohn Merwán als der vertrauteſte Rathgeber des Herrſchers verderblichen Einfluß übte. Schließlich hetzte Abu Dharr aber gegen Othmán ſelbſt, indem er die Gemeinde aufforderte, „vorgehen zu laſſen, der bei Gott vorgehe, und dahinten zu laſſen, den Gott dahinten laſſe, und die Herrſchaft und das Erbe in der Familie des Propheten ſtändig zu halten“, d. h. alſo den Alí ſtatt des Othmán zum Chalifen zu erheben. Da riß dieſem endlich die Geduld; er ließ den Abu Dharr kommen, kündigte ihm die Verbannung nach dem nahegelegenen kleinen Orte Rábadha an und fuhr zu dem anweſenden Merwán gewendet fort: „Bringe ihn aus der Stadt und laß Niemand mit ihm reden, bis er draußen iſt!“ So brachte er ihn, heißt es weiter, hinaus auf einem Kamel, mit Frau und Tochter. Zufällig kam er an Alí vorbei, der gerade ſeine beiden Söhne El-Haßan und El-Hußein und den Ammár Ibn Jáßir (S. 291) um ſich hatte; dem küßte er die Hand und begann ein Geſpräch, in welches Alí ſich ohne Weiteres einließ. Als nun Merwán bemerkte: „Der Beherrſcher der Gläubigen hat verboten, daß irgend Jemand mit ihm rede,“ hieb Alí mit ſeiner Peitſche dem Kamele Merwáns über die Schnauze, daß es zurückſcheute, mit den Worten: „Entferne dich, du, den Gott ins Höllenfeuer entfernen wolle!“ Dann begleitete er den Abu Dharr ruhig weiter, indem er nun erſt recht den Abſchied in die Länge zog. Abu Dharr ſtarb bald darauf in Rábadha; aber das Gefühl der Empörung gegen die Weltlichkeit der herrſchenden Partei, welchem er Ausdruck gegeben hatte, lebte unter den Gläubigen fort und richtete ganz naturgemäß die Blicke Aller, welche es mit der Religion ernſt meinten, immer mehr auf das Haus des Propheten: war es doch von denſelben Omaijaden zu Unrecht in den Hintergrund gedrängt, deren Väter einſt den Boten Gottes ſelbſt während der Leidenszeit in Mekka ſo gepeinigt hatten. Mehr und mehr verbreitete ſich ſchon in weiteren Kreiſen Arabiens die Anſicht, das Chalifat gebühre von Rechtswegen dem Alí, als im Jahre 32 (652/3) auf einmal auch an einem ganz anderen Punkte des Reiches dieſelbe Meinung in einer höchſt merkwürdigen Art und Weiſe geradezu dogmatiſch formulirt wurde. Abdallah Ibn Sſába, ein Südaraber jüdiſcher Abſtammung[1], der aber zum Islám übergetreten war, hatte ſich bereits durch Wühlereien in Baßra und Kúfa unmöglich gemacht; nun tauchte er in Aegypten auf und predigte dort eine Lehre, welche durch Berufung auf einen Koránvers[2] den Schein der Rechtgläubigkeit erhielt: wie nach chriſtlicher Meinung der Heiland, ſo werde in Wahrheit der Prophet Mohammed am Ende der Tage wiederkehren, inzwiſchen aber habe ihn der zu vertreten, welcher bei ſeinen Lebzeiten ſein Gehilfe geweſen ſei — wie denn jeder Prophet ſeinen Gehilfen gehabt[3] — und das ſei niemand anders als Alí,

---

[1] Ueber die Schiiten ſ. Bd. 2 dieſes Werkes.

[2] Abu Sſofján war der Vetter von Othmán's Vater Affán geweſen.

---

1) Vgl. über das Judenthum in Südarabien S. 28. 2) Sſure 28 V. 85: „Siehe, der dir den Korán verordnet hat, iſt der dich bringt zu dem Orte der Rückkehr“ d. h. nach Mekka, welches für den von den Ungläubigen verjagten Propheten als Ziel einer ſpäteren Rückkehr bezeichnet wird. Das Wort, welches eigentlich „Ort der Rückkehr“ heißt, bedeutet dann aber auch die Auferſtehung der Todten, und kann natürlich überhaupt für jede Art der Rückkehr genommen werden. 3) Dieſe Anſchauung iſt ſchon älter und ſtützt ſich in erſter Linie auf Verhältniſſe wie das zwiſchen Moſe und Aaron, Jeremia und Baruch, Daniel und ſeinen Genoſſen.

den alſo Abderrachmán um ſein Recht betrogen habe. Dieſe Sätze, in welchen bereits ein Keim des ſpäteren Schiitenthumes liegt, fanden unter den ägyptiſchen Arabern um ſo mehr Anklang, als dort die Unzufriedenheit ohnehin bereits allgemein war: Mohammed, ein Sohn Abu Bekrs, ein ebenſo beſchränkter Fanatiker, wie ſein Vater ein verſtändiger und ruhiger Mann geweſen war, declamirte dort ſeit längerer Zeit über die Verwerflichkeit des Statthalters Ibn Abi Sſarch, über die Gottloſigkeit des Unterfangens, die Gläubigen in Schiffen auf dem Meere fahren zu laſſen (S. 297), und Andere halfen dieſe und ähnliche Beſchwerden eifrig verbreiten.

Noch ſchlimmer wurde inzwiſchen im Irák gewühlt. Hier bedurfte es keiner theologiſchen Tifteleien: die ungeſchickte Gier, mit welcher die Omaijaden und ihre Schützlinge das Land ausbeuteten, der Hochmuth, mit welchem ſie den Siegern von Kadeſia und Niháwend entgegentraten, hatten in Kúfa wie in Baßra den empfindlichen Araberſtolz längſt aufs Aeußerſte gereizt. So ergriff man nicht allein mit dem größten Eifer die Handhabe, welche Othmáns Koránſammlung gegen ihn bot, ſondern erging ſich überall in offnen Schmähungen gegen die Statthalter und ihre Anhänger, ja hie und da kam es bereits zu Thätlichkeiten. Othmán, dem hiervon im Jahre 33 (653/4) Bericht erſtattet wurde, ermannte ſich zu dem Befehl, die Haupträdelsführer zu verhaften und nach Syrien zu ſchicken, wo Moáwijas kräftige Regierung und die Loyalität der gegen die Irákier ohnehin nicht eben wohlgeſinnten (S. 298) Truppen mit unruhigen Köpfen leicht fertig werden ließ. Das geſchah; Moáwija ſperrte ſie ein und behandelte ſie mit ſolcher Nichtachtung und Härte, daß ſie bald mürbe wurden und Beſſerung verſprachen. Dann wurden ſie losgelaſſen, einſtweilen aber noch in Syrien behalten; nur einem, und grade dem gefährlichſten, Málik El-Áſchtar, gelang es, ſich zuerſt nach Medina, dann nach Kúfa zurückzuſtehlen. Dort begann er ſofort, ſeine bedenkliche Rolle weiter zu ſpielen. Othmáns Statthalter Sſa'id Ibn El-Áßi hatte ſich die fortdauernde Gefahr der Lage nicht verhehlt und war zu perſönlicher Rückſprache mit dem Chalifen nach Medina gegangen; ſeine Abweſenheit benutzten Málik und einige Andere — wie es in einem Berichte heißt, aus Medina von Talcha und Sobeir mit Geldſendungen unterſtützt — die Truppen aufzuwiegeln, ſo daß ein großer Theil derſelben bei der Nachricht von der bevorſtehenden Rückkehr des Sſa'id vor die Stadt hinauszog und, wie er mit geringer Begleitung ſich näherte, ihm erklärte, ſie könnten ihn nicht mehr als Statthalter gebrauchen und würden ihn nicht einlaſſen. So blieb ihm nichts übrig, als nach Medina zurückzukehren; Othmáns geringe Energie aber war erſchöpft: vor dem Entſchluſſe, die Unbotmäßigkeit mit Waffengewalt niederzuwerfen, ſchreckte er zurück, und willigte ein, den Kufiern einen andern Statthalter in der Perſon des von ihnen ſelbſt gewünſchten Abu Múßa El-Áſch'ari zu geben, welcher ſeine Amtsführung allerdings damit begann, daß er die Leute zum Gehorſam gegen den Chalifen ermahnte, denſelben zu erzwingen aber weder Neigung noch Kraft beſaß.

Man kann es für ſehr fraglich halten, ob es auch bei größerer Entſchloſſenheit des nun achtzigjährigen Herrſchers noch möglich geweſen wäre die Autorität der Regierung wieder herzuſtellen. Jetzt aber, wo er ſelber ſie aufgab, wuchs der Geiſt des Aufruhrs überall mit unheimlicher Schnelle empor. Die Geſchichte Abu Ḍharrs zeigt, wie feindſelig ſchon vor zwei Jahren in Medina ſelbſt die alten Gefährten des Mohammed dem Chalifen gegenüberſtanden, jetzt wurde ihre Haltung eine gradezu drohende. Daß ſie ein Recht hatten, ſich zurückgeſetzt und benachtheiligt zu fühlen, haben wir geſehen; die Art, wie ſie ihre Verſtimmung zum Ausdrucke brachten, zeigt aber, daß ſie ſchließlich doch nicht die Sache des Glaubens, ſondern in erſter Linie egoiſtiſche Intereſſen im Auge hatten. Bei ruhiger, von ſelbſtſüchtigen Beweggründen freier Ueberlegung hätten ſie einſehen müſſen, daß bei der Ungeberdigkeit der Araber beſonders in Kúfa und Baßra einerſeits, der feſten Stellung Moáwijas in Syrien andrerſeits vor allen Dingen die Autorität des Stellvertreters Mohammeds erhalten bleiben mußte, die einzige, welche es im Reiche überhaupt gab, und an deren Stelle eine andere zu ſetzen Niemand im Stande war. Allerdings mochten Leute von gleichzeitig frommer und freiheitsliebender Geſinnung leicht zu der Anſicht kommen, daß der im Grunde doch nur durch freiwillige Anerkennung ſeitens der Gemeinde erkorene Herrſcher durch Verſtöße gegen das Wort Gottes ſein Amt verwirken könne: aber nur ein Blinder hätte ſich einzubilden vermocht, die weltliche Partei, welche über ſo beträchtliche Machtmittel verfügte, würde ohne einen erbitterten Kampf ſich aus ihrer bevorzugten Stellung verdrängen laſſen. Ein ſolcher aber mußte für immer der Möglichkeit, die verſchiedenen Richtungen in der Gemeinde zu einträchtigem Wirken für den Islám zuſammenzuhalten, ein Ende machen. Und wer durfte denn in Zukunft als Chalife auf den Gehorſam der Unterthanen rechnen, ſobald das Beiſpiel gegeben war, daß eine beliebige Empörerrotte dem Stellvertreter Mohammeds, der noch dazu ſein Schwiegerſohn war, Geſetze vorſchrieb? Von einem Fanatiker wie Mohammed Ibn Abi Bekr oder unruhigen Geiſtern wie Málik durfte man ſolche Ueberlegungen nicht verlangen; aber die Genoſſen und nächſten Verwandten des Propheten, wie Alí, Talcha, Zobeir, hätten ſie anſtellen und ſich dabei klar machen müſſen, daß es um ſo unweiſer war, aufrühreriſchen Bewegungen Vorſchub zu leiſten, als ſeit den Berathungen des Wahlcollegiums nach Omars Tode jeder von ihnen wußte, daß ſeine eigenen Anſprüche im Falle eines neuen Thronwechſels von den Andern beſtritten wurden. Wenn nun dieſe Männer trotzdem ſich verleiten laſſen, durch ſträfliche Connivenz, wenn nicht gar durch geheime Unterſtützung der Aufſtändiſchen zur Erſchütterung des Chalifenthrones beizutragen, ſo läßt ſich das nur aus der Hoffnung erklären, es werde ihnen gelingen, den ſchwächlichen Othmán mit Hilfe der Aufſtändiſchen ſo weit ins Gedränge zu bringen, daß er ſich gezwungen ſähe, ſeine Verwandten fallen zu laſſen und bei ihnen ſelbſt eine Stütze zu ſuchen: ſo wäre der maßgebende Einfluß denen zurückgewonnen worden, welchen er gebührte. Wie falſch dieſe

Rechnung war, zeigte das Ergebniß; weder die frommen Eiferer, noch die perſönlichen Feinde der Omaijaden waren geſonnen, ſich mit halben Maßregeln zu begnügen. Wie dem aber auch war, jedenfalls begannen auch die maßgebenden Perſönlichkeiten Medinas ſchon im Jahre 34 (654/5) dem Chalifen direct entgegenzutreten. Alí erſchien eines Tages bei Othmán und machte ſeinem Schwager, wie er ſagte im Namen des gläubigen Volkes, über die Bevorzugung ſeiner Verwandten heftige Vorwürfe. Dieſer vertheidigte ſich ſo gut er konnte und hielt gleich darauf beim Freitagsgottesdienſt eine Rede an die verſammelte Gemeinde, in welcher er ſich darzuthun bemühte, daß er doch nichts gethan, was nicht auch Omar für erlaubt gehalten. Aber es gelang ihm nicht, die Unzufriedenheit zu beſeitigen; täglich drangen, wenn er über die Straße ging, aufrühreriſche Rufe zu ihm, er ſolle die gottloſen Statthalter abſetzen und den Merwán aus ſeiner Umgebung entfernen. Dazu wollte er ſich nicht verſtehen, ebenſowenig aber traf er genügende Maßregeln zur Herſtellung der Ordnung: daß er Ende 34 (Mitte 655) die Statthalter der verſchiedenen Provinzen nach Medina zuſammenberief, mit ihnen über die Lage des Reiches zu berathen, führte zu keinem Ergebniß, da Jeder etwas Anderes vorſchlug und der Chalife den wachſenden Schwierigkeiten gegenüber nur immer unſchlüſſiger wurde. Er lehnte Moáwijas Anerbieten, ihn mit nach dem ſicheren und ruhigen Syrien zu nehmen, oder aber mit einer größeren Abtheilung zuverläſſiger Truppen Medina zu beſetzen, ab in dem richtigen Gefühl, daß beides zu einem gewaltſamen Ausbruche führen müßte; aber er ſah auch unthätig zu, daß ſeine perſönlichen Feinde, wie Amr Ibn El-Áßi und die als „Mutter der Gläubigen" bei den Frommen ſehr einflußreiche Áïſcha, welche er durch Verkürzung ihres Jahrgehaltes geärgert hatte, die Leute immer mehr gegen ihn aufhetzten.

Da kam plötzlich, etwas nach Anfang der zweiten Hälfte 35 (Anf. 656), eine Anzeige des Ibn Abi Sſarch nach Medina, eine Anzahl der Uebelgeſinnten in Aegypten beabſichtigten, unter dem Vorwande einer „Beſuchsfahrt" (S. 201) nach Mekka ſich auf den Weg nach Arabien zu machen, um dort den Chalifen in ſeiner Reſidenz zu überfallen und zur Abdankung zu zwingen. Sofort erhielt der Statthalter Befehl, das Unternehmen mit Gewalt zu verhindern; während er aber den unter der Führung des Mohammed Ibn Abi Bekr in Stärke von etwa 500 Mann bereits ausgezogenen Verſchworenen nachſetzte, ohne ſie zu erreichen, brach in ſeinem Rücken ein Aufſtand aus, dem ſich bald der größte Theil der ägyptiſchen Truppen anſchloß. Ibn Abi Sſarch war nicht im Stande, ſich auf dem von Othmáns Feinden und den Anhängern des Abdallah Ibn Sſába unterwühlten Boden zu halten, und mußte ſich nach Syrien zurückziehen. Während aber die Rebellen nun ungehindert auf Medina marſchirten, hatten ſich in Folge vorgängiger Verabredungen auch aus Kúfa und Baßra Haufen von einigen hundert Unzufriedenen auf den Weg nach der Reſidenz gemacht, und im Schawwál 35 (April 656) lagerten die Aegypter mit Mohammed Ibn Abi Bekr, die Kufier mit Mâlik El-Aſchtar, und die Baßrier, zuſammen etwa in der Zahl von 1000 Mann, faſt gleichzeitig in drei kleinen Orten wenige Meilen von Medina, und ſchickten Vertrauensmänner nach der Stadt, die Aegypter an Ali, die Kufier an Sobeir, die Baßrier an Talcha, mit dem Erſuchen, ihnen den Eintritt in die Stadt zu vermitteln: ſie beabſichtigten dem Chalifen Vorſtellungen wegen ſeiner Regierungsweiſe zu machen und die Abſetzung einiger Statthalter zu verlangen. So einverſtanden indeß die drei genannten Männer damit ſein mochten, daß ihre Freunde in den Provinzen Lärm genug machten, um den geängſtigten Chalifen ihnen ſelbſt in die Arme zu treiben: daß bewaffnete Schaaren von Empörern in die Hauptſtadt ſelbſt eindrangen, konnte nicht ihren Abſichten entſprechen. Sie wollten ſelbſt das Heft in die Hände bekommen, nicht es Leuten überlaſſen, unter denen ſich mehr als nur einige Hitzköpfe und Fanatiker befanden. So wurde die Bewohnerſchaft Medinas aufgeboten — zum erſten Male ſeit dem Aufſtande der Araber nach dem Tode des Propheten — und das Geſuch der Empörer abgelehnt. Andererſeits wandte ſich angeſichts der drohenden Gefahr Othmân nun wirklich an die Genoſſen des Propheten, und Ali ließ ſich bereit finden, zur Beilegung der Sache Hilfe zu leihen.

Die folgenden Ereigniſſe ſind uns in widerſpruchsvoller und vielfach abſichtlich entſtellter Form überliefert: unſere früheſten Quellen ſtammen aus der Abbaſſidenzeit, wo man die Omaijaden allgemein verabſcheute, und Alles glaubte, Manches erfand, was geeignet war, ſie in zweifelhaften Fällen ins Unrecht zu ſetzen. In dieſen Berichten erſcheint Othmân als ein kindiſcher und thörichter Greis, der unter dem Drucke der Furcht vor den Rebellen alles Mögliche verſpricht, was er dann, beeinflußt von ſeinem böſen Geiſte Merwân, im nächſten Augenblicke widerruft, bis ſogar die Engelsgeduld eines Ali ſich erſchöpft und dieſer dem Schickſal ſeinen Lauf zu laſſen genöthigt wird. Am dunkelſten aber iſt die Geſchichte eines Documentes, welchem bei den entſcheidenden Vorgängen eine verhängnißvolle Rolle zugewieſen wird. Die officielle Darſtellung beſagt, die Aufſtändiſchen ſeien durch Othmâns Verſprechen, die omaijadiſchen Statthalter abſetzen und ſeine ganze Regierungsweiſe ändern zu wollen, befriedigt abgezogen, ſo daß Jedermann die Gefahr vorüber glaubte. Auf dem kaum begonnenen Heimwege nun ſollen die Aegypter einen Boten mit einem amtlichen, das Siegel[1] des Chalifen tragenden Schreiben an den Ibn Abi Sſarch aufgegriffen haben, welches dieſem befahl, die Rädelsführer der Rebellen bei ihrer Rückkehr einzufangen und ihnen die Hände und Füße abhauen zu laſſen. Entrüſtet ſeien dieſe umgekehrt, und da ſie nunmehr überzeugt ſein mußten, daß auf kein Verſprechen des Chalifen Verlaß ſei, hätten ſie die Abdankung deſſelben gefordert. Othmân habe jede Kenntniß von dem Schreiben abgeleugnet, und in der That habe ſich ergeben, daß es von Merwán hinter dem Rücken des Herrſchers aufgeſetzt und abgeſchickt ſei. Auch bei dieſem Sachverhalt mußten die Aufſtändiſchen fortfahren, die Abdankung eines Regenten zu fordern, deſſen Schwäche in ſolcher Weiſe mißbraucht werden konnte: da ſich aber Othmán beharrlich weigerte, dem Thron zu entſagen, beſchloß man ihn dazu mit Gewalt zu zwingen, und dabei haben denn ein paar gewiſſenloſe Frevler den als Schwiegerſohn des Geſandten Gottes unter allen Umſtänden ehrwürdigen und für jeden pflichttreuen Muslim unverletzlichen Herrſcher ermordet.

---

[1] Noch heute werden im Oriente Regierungserlaſſe und ähnliche Documente nicht unterſchrieben, ſondern durch Beidrückung eines Siegels, welches den Namen des Beamten oder der Behörde trägt, vollzogen.

So grundſätzlich alle Einzelheiten dieſer Darſtellung das Streben zeigen, die Leute von Medina der Mitſchuld an dem Königsmorde zu entlaſten und es begreiflich zu machen, daß die alten Gefährten des Propheten keinen Finger rührten, ſeinen nächſten Verwandten zu retten, ſo verfehlt ſie einer unparteiiſchen Betrachtung gegenüber ihren Zweck vollſtändig. Sie bezeugt uns ſelbſt ausdrücklich, daß Ali der Verſicherung Othmáns, er habe um das Schreiben nicht gewußt, Glauben ſchenkte: dann war es aber unter allen Umſtänden ſeine Schuldigkeit, das Leben des Chalifen ſichern zu helfen. Daß er ſich dieſer Verpflichtung entzogen hat, läßt ſich unter keinen Umſtänden rechtfertigen, und ſo ſchwer die Buße geweſen iſt, welche ihm eine gerechte Fügung ſpäter dafür auferlegt hat, er hat ſie reichlich verdient. Um ſo mehr, als der Verdacht vorliegt, daß er nicht einmal an Merwáns Urheberſchaft jenes Schreibens geglaubt hat. Uns muß dieſelbe in jedem Falle äußerſt zweifelhaft erſcheinen. Die Empörer behaupteten, den Träger des Schreibens an einem Orte abgefaßt zu haben, welcher drei Tagereiſen von Medina auf dem Wege nach Aegypten lag; trotzdem waren nicht blos die Aegypter, ſondern gleich darauf auch die Kufier und Baßrier wieder vor Medina angelangt. Das wäre ohne eine vorangegangene Verabredung kaum möglich geweſen; dann war alſo auch das Schreiben verabredet, d. h. von den Aufſtändiſchen gefälſcht. Man hat mit Recht betont, daß es ſchwerlich je gelingen kann, über dieſen Punkt wirklich ins Klare zu kommen; wie aber die verſchiedenſten Einflüſſe zuſammenwirkten, den Untergang des unglücklichen Chalifen herbeizuführen, wie insbeſondere gekränkter Eigennutz maßgebender Perſönlichkeiten ungeſcheut die günſtige Gelegenheit zu kleinlicher Rache wahrnahm, ſehen wir aus einer Geſchichte, die ein keineswegs für Othmán parteiiſch eingenommener Schriftſteller berichtet. Während der Verhandlungen zwiſchen dem Chalifen und den Rebellen war in Medina auch Amr Ibn El-Áßi anweſend; den bat nun, wie es heißt, Othmán eines Tages, ſtatt ſeiner die Kanzel zu beſteigen und eine Rede an das Volk zu halten, in welcher ſeine Regierung möglichſt entſchuldigt würde. Amr entledigte ſich dieſes Auftrages, indem er den Propheten und Othmáns Vorgänger über den grünen Klee lobte, von Letzterem aber nichts zu ſagen wußte, als daß ihn die Leute tadelten und er ſich zu entſchuldigen wünſche: „ſo habet nun," fuhr er fort, „Geduld mit ihm; wer klein iſt, wird ja einmal groß, wer mager iſt, fett; und vielleicht iſt Aufſchub einer zweckmäßigen Handlung beſſer als Uebereilung." Dieſe ziemlich unverblümte Billigung der Empörerei begegnete natürlich der tiefſten Entrüſtung des Chalifen: „Du hetzeſt die Leute ja nur noch mehr gegen mich auf!“ rief er dem falſchen Manne zu, und als dieſer mit ruhiger Unverſchämtheit erwiderte: „Ich habe von dir das Beſte geſagt, was ich wußte“ — ward ihm die bittere Entgegnung: „Ich weiß ſchon, immer, ſeit ich dich aus Aegypten entfernt habe, iſt dein Rock voller Läuſe geweſen!“ —

Es rächte ſich jetzt eben jeder Fehler, welchen der gutmüthige, ſchwache Fürſt jemals begangen hatte. Das Ende zog ſich noch eine Weile hinaus. In der letzten Unterredung zwiſchen Othmán und den von Ali als Vermittler eingeführten Häuptern des Aufſtandes lehnte Jener die Aufforderung abzudanken mit den männlichen Worten ab: „Ich werde das Kleid nicht ausziehen, das Gott mir angelegt hat.“ Die Rebellen gingen zu den Ihren, offen mit nunmehriger Anwendung von Gewalt drohend; trotzdem geſchah weder von Ali noch von Talcha oder Sobeir etwas, die Stadt von Neuem in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen; es ſcheint, daß ſie allerdings aus irgend welchen Gründen die Hoffnung aufgegeben hatten, auf dem Wege gütlicher Verhandlung Othmán zu dauernder Unterordnung unter ihren Einfluß zu gewinnen. Die Schaaren der Aufſtändiſchen drangen nun in die Stadt und begannen die zum größten Theile doch unverhüllter Empörung abgeneigte Einwohnerſchaft zu terroriſiren. Othmán, deſſen moraliſche Kraft in dem Bewußtſein des guten Rechtes ſeiner hohen Würde und in frommer Ergebenheit in den Willen Gottes mit jedem Tage für ſein hohes Alter gradezu bewunderungswürdig wuchs, gab es nicht auf, täglich in der Moſchee der Gemeinde vorzubeten, deren ſtille Andacht nun von dem wüſten Toben der fremden Rotten bei jedem Gottesdienſte auf das Aergerlichſte unterbrochen wurde; ſelbſt körperliche Mißhandlung, welche der alte Mann zu erdulden hatte, ſchreckte ihn von der Erfüllung ſeiner Pflicht nicht ab. Endlich aber trieben die Frevler mit Steinwürfen und Hieben die Beter auseinander und zwangen den Chalifen, ſich in ſein Haus zurückzuziehen. Sein Leben vor directen Angriffen zu ſchützen fand ſich doch eine kleine Anzahl treuer Männer zuſammen, meiſt aus Verwandten und Dienern des Hauſes beſtehend; dazu kamen wenige Andere aus der Stadt. Daß Ali, Talcha und Sobeir jeder einen ſeiner Söhne zu dieſer Schaar, welche nun die Zugänge zu Othmáns Hauſe bewachte, ſtoßen ließ, kann man nur als unwürdige Heuchelei betrachten: war es ihnen wirklich um die Vertheidigung ihres rechtmäßigen Herrſchers zu thun, ſo hätten ſie, die angeſehenſten Gefährten des Propheten, mit leichter Mühe kriegstüchtige Männer genug zuſammenrufen können, um jede Gewaltthat zu verhindern.

Die Aufſtändiſchen, deren eigentlicher Führer Mohammed Ibn Abi Bekr war, wenngleich die äußere Leitung in den Händen eines Anderen lag, begannen nun den Chalifen in ſeinem Hauſe förmlich zu belagern. Vor offenem Blutvergießen ſcheuten ſie ſich einſtweilen, da ſie wohl meinten, durch Aushungern der kleinen Beſatzung Othmán ſchließlich zu bedingungsloſer

Uebergabe zu bringen. Vergeblich ſprach der greiſe Fürſt von dem Dache ſeines Hauſes zum Volke, vergeblich unternahm er es noch einmal Ali zum rettenden Eingreifen zu bewegen; nicht einmal dazu konnte Die, welche ſich die erſten unter den Gläubigen dünkten, ihr Gewiſſen vermögen, daß ſie für die von der heißen Juniſonne gequälten Bewohner des Chalifenhauſes einen Trunk Waſſers von den Belagerern erzwungen hätten. Wie auch das Ende werden mochte, ſie verließen ſich darauf, daß die Rebellen ſchließlich ohne die Autorität der älteſten Gefährten Mohammeds einen dauernden Erfolg bei der Geſammtheit der Muslime nicht zu erringen vermöchten, und vergaßen in ihrer kurzſichtigen Selbſtſucht das Treugelöbniß, welches ſie dem Beherrſcher der Gläubigen geleiſtet. Klug waren nur Áïſcha und der geriebene Amr: Erſtere machte ſich mit der eben jetzt nach Mekka aufbrechenden Pilgerkarawane unter dem Vorwande der heiligen Wallfahrt davon, und Amr ging mit ſeinen zwei Söhnen auf eine Beſitzung, die er in Paläſtina hatte: wer nachher nicht dabei geweſen war, hatte ja freie Hand nach allen Seiten. — Zehn Wochen etwa nach dem erſten Erſcheinen der Aufrührer brachte der 18. Dhu'l-Hiddſcha 35 (17. Juni 656) die Kataſtrophe. Längſt waren Boten in die Provinzen geeilt, die Statthalter zur Vertheidigung des Chalifen aufzurufen: Abu Múßa in Kúfa konnte oder wollte nichts für ihn thun, aber die Omaijaden Ibn Ámir in Baßra und Moáwija in Damaskus hatten ſofort Truppen zum Entſatze marſchiren laſſen, und eben gelangte die Kunde nach Medina, daß beide Abtheilungen wenige Meilen vor der Stadt angelangt waren. Man hat hierbei insbeſondere den Moáwija abſichtlicher Langſamkeit beſchuldigt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er, der ſeit längerer Zeit die Gefahr vorausſah (vgl. S. 303), wenn er mit ſeiner ſonſtigen Energie auf ſelbſtändiges Vorgehen bedacht geweſen wäre und nicht erſt directe Befehle abgewartet hätte, vielleicht zu rechter Zeit hätte kommen können. Dem kühlen Politiker wird hier wie immer der eigne Vortheil in erſter Linie geſtanden haben, und der ließ es wohl räthlich erſcheinen, für den rettungslos unpopulär gewordenen Chalifen ſo wenig als möglich auf's Spiel zu ſetzen; in dem zuverläſſigen Syrien ließ ſich ja der Zeitpunkt in Ruhe abwarten, wo man in der unvermeidlichen Verwirrung der nächſten Zukunft im Trüben fiſchen konnte. Wenn aber die ſpätere Tradition den Moáwija gradezu beſchuldigt, den Tod Othmáns gewollt zu haben, ſo iſt das wieder eine der vielen Verleumdungen, welche ſyſtematiſch gegen die Omaijaden erſonnen und verbreitet worden ſind. Jedenfalls entſchied die Nachricht von der Ankunft der ſyriſchen und baßriſchen Truppen das Verderben des Chalifen. Die Empörer drangen von allen Seiten gegen das Haus vor; der Haupteingang konnte von innen noch verbarrikadirt werden, aber von den Dächern der benachbarten Häuſer fanden einzelne kleinere Schaaren den Weg in den Hof, griffen die Vertheidiger im Rücken an und zerſprengten ſie; dabei ward Merwán durch einen Schwerthieb in den Hals für todt niedergeſtreckt. Dann ſtürmten ſie in das Haus, nach dem Zimmer, in welchem Othmán mit würdevoller Faſſung ſeines

Schickſals harrte. Ungeſtört durch das Toben des Kampfes hatte er in dem Korân, welchen er vor ſich hielt, weitergeleſen und ſich an dem Worte Gottes geſtärkt: „Gott läßt nicht vergehen den Lohn der Gläubigen . . . ſolcher, zu denen die Menſchen ſagen: Sehet, Menſchen haben ſich wider euch zuſammengethan, vor denen fürchtet euch — die aber ſolches nur im Glauben feſtigt, daß ſie ſagen: Unſere Hilfe iſt Gott, bei ihm iſt's wohl aufgehoben!" Als die Mörderbande hereindrang, wagte im erſten Augenblick doch Keiner, ſich an dem greiſen Haupte des Chalifen zu vergreifen. Mit ruhiger Milde wehrte er die vorwurfsvollen Fragen und Beſchuldigungen ab, welche von allen Seiten auf ihn eindrangen, bis der rohe Mohammed, Abu Bekrs unähnlicher Sohn, ihn beim Barte zerrte und anſchrie: „Nun hat dich Gott ſchimpfirt, alter Schwachkopf!"[1] Feſt antwortete der Chalife: „Ich bin kein Schwachkopf, ſondern ich bin Othmân, der Beherrſcher der Gläubigen!" „Nun hilft dir nicht dein Moâwija und der und jener!" — „Sohn meines Bruders, dein Vater wäre nicht der Mann geweſen, die Herrſchaft an ſich zu reißen." „Wenn mein Vater," erwiderte Mohammed, „dich ſolche Handlungen hätte begehen ſehn, ſo hätte er dich der Herrſchaft für unwürdig gehalten; was ich aber von dir will, iſt noch ganz etwas Anderes, als die Herrſchaft an mich reißen!" Da rief der Chalife: „Ich ſuche Beiſtand bei Gott wider dich und flehe um ſeine Hilfe!" Es waren ſeine letzten Worte. Zwar verließ Mohammed das Zimmer, aber Andere fielen jetzt über den Wehrloſen her; ſeinem Weibe Nâïla, die ſich über ihn warf, trennte ein Schwert, welches ſie mit der Hand abzuwehren ſuchte, die Finger ab, und bald ſtrömte das Blut des Schwiegerſohnes und Vertreters des Propheten über die Blätter des heiligen Buches, das er noch im Sterben an ſich gedrückt. Als die nach dem erſten Ueberfall wieder geſammelten Vertheidiger von Neuem in das Haus eindrangen, Rettung zu bringen, war Alles vorüber.

Kaum war das blutige Werk gethan, welches blinder Fanatismus und perſönlicher Haß geplant und ausgeführt, ſchwächliche Beſchränktheit und kurzſichtiger Egoismus geduldet hatten, als die unvermeidlichen ſchweren Folgen ſich allen Betheiligten mit unheimlicher Deutlichkeit vor Augen ſtellten. Auch hier zeigte die vollbrachte That ein anderes Antlitz, als die ungeſchehene. Jetzt auf einmal war es ſowohl Alí, wie Talcha und Sobeír klar, daß in den Verdacht der Mitſchuld kommen mußte, wer das Chalifat aus den Händen der Mörder entgegennahm; und dieſe ſelbſt konnten ſich nicht einbilden, daß irgend Jemand bei der Gemeinde Anerkennung finden würde, den ſie etwa ſelbſt auszurufen unternähmen. Nur wenn die erſten Männer von Medina ſelbſt zu einmüthiger Wahl zu vermögen waren, ſchien es möglich, der eben in Staub und Blut getretenen Herrſcherwürde wenigſtens einen Theil ihres

---

[1] So pflegten Othmâns Feinde ihn zu bezeichnen.

Anſehens zurückzugeben, die mit frevelhaftem Leichtſinn zerriſſenen Bande der Legitimität nothdürftig zuſammenzuflicken. Nur zu bald ſollte ſich die Ausſichtsloſigkeit eines ſolchen Verſuches zeigen; gemacht mußte er aber werden, und weder Málik noch Abu Bekrs Sohn waren die Leute, denen es dazu an Energie gebrochen hätte. Während alſo Alí, welchen die durch Zahl und Leidenſchaftlichkeit am meiſten vermögenden Aegypter an der Spitze des Reiches zu ſehen wünſchten, gleichermaßen wie Talcha, der unter den Baßriern, und Sobeir, welcher bei den Kufiern den meiſten Anhang beſaß, ſich weigerte, das Staatsruder zu ergreifen, drangen die Rebellen fortwährend in die zwiſchen Abſcheu und Furcht vor den Mördern ſchwankenden Leute von Medina, die in jedem Falle nothwendige Wahl ſchleunigſt vorzunehmen. Andererſeits wurde Alí, der von jenen dreien doch als Vetter und Schwiegerſohn des Propheten den erſten Anſpruch und dazu auch den meiſten perſönlichen Anhang beſaß, fortdauernd weiter bearbeitet, bis er ſich endlich bereit erklärte, die Herrſchaft anzutreten, wenn auch Sobeir und Talcha ihm zu huldigen ſich herbeilaſſen wollten. Dazu hatten die nun aber nicht die geringſte Luſt; erſt als auch die Kufier und Baßrier, weil man doch zu einem Ende kommen mußte, ſich auf Alís Seite ſtellten, gaben ſie nach, und ſo nahm acht Tage nach dem Tode Othmáns (25. Dhu'l-Hiddſcha 35 = 24. Juni 656) endlich Alí als Chalife die Mediner und Fremden durch den üblichen Handſchlag in Pflicht. Später behaupteten Talcha und Sobeir, ſie hätten ſich dazu nur unter dem Drucke des Zwanges verſtanden, welchen der energiſche Málik durch ſeine Drohungen auf ſie ausgeübt, und dem entſprechen auch einzelne Ueberlieferungen, nach welchen z. B. Talcha von Málik mit dem Schwerte wie ein widerſpenſtiges Kamel zur Huldigung herangetrieben worden ſei. Das iſt handgreiflich übertrieben, richtig wohl nur die Furcht, welche ganz Medina vor den Säbeln der Königsmörder zittern ließ. Man würde die klägliche Haltung der Leute, die als Hilfsgenoſſen des Propheten einſt den Kampf mit ganz Arabien aufgenommen, von denen ein Talcha am Ochod den Boten Gottes mit ſeinem eigenen Leibe gegen Schaaren von Feinden gedeckt, nicht begreifen, wenn es nicht klar wäre, daß auch hier das Gewiſſen Feiglinge aus Allen gemacht hat.

So war alſo Alí Chalife; nur wenige von den Medinern weigerten ihm den Handſchlag, wie Sſá'ad Ibn Abi Wakkáß, der Eroberer Perſiens, der ſich angeekelt, vielleicht nicht ohne Reue über die eigene Unthätigkeit während der Kataſtrophe, auf ſein Gut in einem Winkel Arabiens zurückzog und ſeitdem von öffentlichen Angelegenheiten nichts hören wollte, bis die ganze Gemeinde wieder unter einem Imám vereinigt ſei. Den Moáwija mochte er als ſolchen ſpäter nicht anerkennen; ſo ſtarb er in ſeiner Einſamkeit faſt vergeſſen im J. 50 (670). Die paar Freunde Othmáns und ſeine omaijadiſchen Verwandten waren gleich nach dem Morde geflohen, unter ihnen Merwán, der ſich von ſeinem Scheintode bald erholt hatte, und No'mán Ibn El-Beſchír, welcher als Wahrzeichen des Todes Othmáns deſſen blutiges Hemd und die abgehauenen Finger der Náïla dem Moáwija nach Syrien brachte. So wurde es in Medina vorläufig ſtill, denn auch die Rebellen machten ſich nun auf den Rückweg in ihre Provinzen; aber es war die Stille vor dem Gewitter. Alí — die nominelle Dauer ſeiner Regierung iſt vom 25. Dhu'l-Hiddſcha 35 (24. Juni 656) bis 17. Ramadán 40 (24. Jan. 661) — begann ſeine Herrſchaft mit einer Maßregel, deren Nothwendigkeit ebenſo auf der Hand lag, wie ihre Unzweckmäßigkeit. Die omaijadiſchen Statthalter, deren Verwaltung den Hauptgrund zu den Beſchwerden gegen Othmán geliefert, konnten unmöglich auf ihren Poſten belaſſen werden; ſo erhielten ſie Abberufungsſchreiben, und gleichzeitig wurden neue Befehlshaber ernannt: Othmán Ibn Honeif für Baßra an Stelle des Ibn Ámir, Ammár Ibn Schiháb ſtatt Abu Múßa für Kúfa, Keis Ibn Sſá'ad für Aegypten, und Obeidallah, ein Sohn des in den letzten Jahren Othmáns verſtorbenen Oheims des Propheten Abbás, für Südarabien: das war bis dahin in den Händen des Já'ala Ibn Munja geweſen, eines gebornen Temimiten, welcher als Schutzgenoſſe einer den Haſchimiten nahe verwandten Familie früher in Mekka gelebt, dann es mit den Omaijaden gehalten hatte. Ibn Ámir, der ſich in Baßra nicht ſicher fühlen konnte, trat ſeinen Poſten dem Ibn Honeif ohne Weiteres ab. Já'ala verſuchte keinen Widerſtand, nahm aber die wohlgefüllte Staatscaſſe mit ſich nach Mekka, wo er bald eine für Alí bedenkliche Rolle zu ſpielen anfing. Keis Ibn Sſá'ad fand bei den Aegyptern vorläufig Anerkennung bis auf eine Anzahl perſönlicher Anhänger des Othmán, die ſich in Charbitá, einem Orte in der Nähe von Alexandria, feſtſetzten: er ließ ſie dort einſtweilen unbehelligt, da ſeine Stellung durch den üblen Willen der Extremen unter Mohammed Ibn Abi Bekr, der ſelbſt Statthalter zu werden gehofft hatte, ohnehin ziemlich ſchwierig wurde. Ammár aber paßte den Kufiern, die ſich unter dem immer geſchmeidigen, jedes energiſche Auftreten ſcheuenden Abu Múßa ſo recht in ihrem Elemente fühlten, gar nicht; als er mit Alís Ernennungsdecret ankam, bedeuteten ſie ihn einfach, ſich ſeiner Wege zu ſcheren. Am wenigſten war natürlich an eine Unterwerfung Moáwijas zu denken, welchem die ſyriſchen Truppen blind ergeben waren. Erſt einen Monat nach der Ankunft von Alís Schreiben ſandte er durch Kabíßa, einen Beduinen von den Gatafán, einen Brief mit der lakoniſchen Aufſchrift: „Von Moáwija an Alí" — als der Chalife aber den Umſchlag öffnete, war er leer. Da ſagte er zu dem Boten: „Was ſteckt dahinter?" Jener erwiderte: „Bin ich meines Lebens ſicher?' und auf die Antwort: „Ja, Geſandte tödtet man nicht" fuhr er fort: „Dahinter ſteckt, daß ich Leute verlaſſen habe, die nur durch Rache zufrieden zu ſtellen ſind." „Rache" — fragte Alí — „an wem?" Der Beduine rief: „An dem Marke deiner Wirbel! Ich habe ſechzigtauſend Mann verlaſſen, die unter dem Hemde Othmáns weinten, das vor ihnen ausgeſtellt iſt und mit dem ſie die Kanzel der Moſchee von Damaskus umhüllt haben!" So war es in der That. Der alte Amr Ibn El-Áßi hatte nicht eben viel Religion; ſeine ganze Dogmatik beſtand eigentlich nur in einem

Glaubensſatze, an welchem er aber dafür mit doppelter Zähigkeit hing, und der lautete: „Es giebt keinen Statthalter von Aegypten außer Amr.“ Das war ſein Land, welches er ſich erobert hatte und in welchem er ſich ſo recht in der Fülle der von geduldigen Kopten einfließenden Steuern hätte wohl fühlen können, wenn ihm dieſe melkende Kuh nicht immer hartnäckig von den ketzeriſchen Chalifen vorenthalten wäre. Auch Alí hatte ſchon wieder die Provinz ihrem rechtmäßigen Inhaber entfremdet: ſo ging der zum Moáwija. Seit Othmáns Tode widerſpruchslos an die Spitze des Hauſes Omaija getreten, hatte der Statthalter Syriens jedenfalls bereits damals ſeine Augen auf ein höheres Ziel gerichtet. Sich dem Alí zu beugen, hätte die eben erſt für die weltliche Partei der alten mekkaniſchen Ariſtokratie errungene Machtſtellung an die frommen Mediner ausliefern heißen; natürlich war daran nicht zu denken. Zum Kampfe zwiſchen den entgegengeſetzten Richtungen mußte es unter allen Umſtänden jetzt kommen; Moáwija war nicht der Mann, ſich den wichtigen Beiſtand entgehen zu laſſen, welchen die öffentliche Meinung dem Verfechter der Legitimität und dem Rächer eines abſcheulichen Verbrechens ſichern mußte. So hatte denn er, der mindeſtens keine beſonderen Anſtrengungen gemacht, das Haupt ſeiner Familie zu retten, ſofort nach der Ermordung des Chalifen die Loſung „Rache für Othmán!“ ausgegeben und direct gegen Alí gerichtet, deſſen zweideutige Haltung während des Aufruhrs ja den Verdacht der Mitſchuld ſchwerlich dem Moáwija ſelbſt, der ſeine Leute kannte, wohl aber weniger ſcharfſichtigen Menſchen nahe legen mochte. Natürlich geſchah nun in Syrien Alles, den Verdacht zur Thatſache zu ſtempeln, und bald glaubte das Volk allgemein an die Wahrheit der Beſchuldigung. Amr aber, der noch vor wenig Monaten durch ſeine Hetzereien die Unzufriedenheit der Mediner geſchürt hatte, beſaß jetzt die Stirn, um Rache an den Mördern des unglücklichen Chalifen eifrig mitzuſchreien; und er, immer der Schlaueſte der Schlauen, hatte auch den ſataniſchen Einfall gehabt, das blutige Hemd und die abgehauenen Finger der Náïla in Damaskus ausſtellen zu laſſen, um die öffentliche Entrüſtung, die unter den heißblütigen Arabern mehr zu bedeuten hat als vielfach anderswo, aufs Aeußerſte zu reizen.

Und während ſo draußen Alles geſchah, die Kraft der omaijadiſchen Partei zu ſtärken, verſagten daheim dem Chalifen grade die Stützen, welche bis dahin als die Grundpfeiler des Reiches gegolten hatten. So ſehr Alí ſich hatte bitten laſſen, ehe er die Huldigung annahm, die Thatſache, daß ſie ſchließlich doch das Werk der Königsmörder war, konnte er nicht ungeſchehen machen, und das unbehagliche Gefühl, ſich treulos und feige benommen zu haben, ſetzte ſich bei allen den Frommen, die nicht grade zu den Fanatikern gehörten, ganz natürlich in Widerwillen gegen den neuen Herrſcher um. Man ſtand mit geſuchter Abſichtlichkeit zur Seite, und wenn auch im Anfang nur Wenige dem Beiſpiel Sſá’ads folgend die Stadt überhaupt verließen, ſo fiel doch das Aufgebot zum Kampfe gegen Moáwija, das Alí auf die unverſchämte Herausforderung erlaſſen mußte, platt auf die Erde: außer den perſönlichen

Anhängern, welche der wegen ſeiner perſönlichen Tapferkeit, ſeiner Wohlredenheit und poetiſchen Begabung immer hoch angeſehene Vetter und Schwiegerſohn des Propheten doch in einiger Anzahl beſaß, wollte Niemand zu den Waffen greifen, obwohl doch Jedermann ſich ſagen mußte, daß es die Omaijaden nicht bei Drohungen würden bewenden laſſen. Dem Ali aber war unter ſeinen mannigfachen Gaben die grade verſagt, auf welche es in ſeiner ſchwierigen Lage vor Allem ankam: die Fähigkeit raſcher Entſchlüſſe. Nach der Ernennung ſeiner Statthalter that er monatelang gar nichts, obwohl er nach den wohlbekannten Verhältniſſen in den Provinzen an mehr als einem Punkte Veranlaſſung zu raſchen Maßregeln gehabt hätte, und jetzt wieder wartete er nur allzu geduldig, ob nicht doch am Ende noch die Mediner ſich zu dem ſyriſchen Feldzuge bereit finden ließen, bis eine Hiobspoſt ihn endlich aus ſeiner Lethargie aufrüttelte.

Die Lauheit der Mediner hatte gezeigt, daß Alis Sache im Volke keine Wurzel mehr beſaß: ſo waren in ſeinen unterlegenen Nebenbuhlern Talcha und Sobeir neue Hoffnungen aufgeſtiegen, daß es doch am Ende möglich ſein werde, ihm die Herrſchaft wieder zu entreißen. Othmán war von Aufrührern geſtürzt, warum ſollte Ali feſter ſtehen? Treu und Glauben waren ja für dies Geſchlecht doch einmal begraben. So gingen die Beiden nach Mekka, unter dem Schutze des mit Aſylrecht begabten heiligen Gebietes eine Erhebung vorzubereiten. In Mekka fanden ſie bereits Áïſcha, welche nach der Kataſtrophe dort geblieben war, und Já'ala nebſt ſeinen ſüdarabiſchen Geldern. Er hatte gar nichts dagegen, mit dieſen eine Rolle zu ſpielen; die „Mutter der Gläubigen" aber kannte keinen größeren Genuß, als auf ihren Todfeind Ali (vgl. oben S. 134) zu ſchimpfen und gegen ihn zu conſpiriren.[1] Das hatte ſie früher auch gegen Othmán gethan; nun ſtellte ſie, deren Frömmigkeit mit einem heilloſen Hange zum Intrigiren ſich nur zu wohl vertrug, ſich ebenſo entrüſtet über das greuliche Verbrechen, wie Amr und Moáwija. Was aber das Merkwürdigſte war, auch eine ganze Anzahl Omaijaden, Merwán an der Spitze, ſchloſſen ſich dieſer Bewegung an. Wir können nicht ſagen, aus welchem Grunde ſie nach der Ermordung Othmáns ſtatt zu Moáwija nach Mekka gingen: vielleicht glaubten ſie in der heiligen Stadt, deren Weichbild durch ein ſtrenge reſpectirtes Aſylrecht ausgezeichnet war, ſchneller in Sicherheit zu kommen, als wenn ſie die im Augenblick von den Rebellen gefährdete Straße nach Syrien einſchlugen; vielleicht aber auch war es von Anfang ihre Abſicht geweſen, an dem alten Sitze des Hauſes Omaija Anhänger für ihre Sache zu ſammeln. Jedenfalls hielten ſie es, als Talcha und Sobeir in Mekka das Heft in die Hände bekamen, für nützlich, vorläufig die in dem Schoße der gläubigen Partei entſtandene Spaltung möglichſt erweitern zu helfen: je mehr Kräfte Ali im Kampfe mit dieſen Gegnern verbrauchte, um ſo ſicherer blieb der Sieg am Ende dem Moáwija. So thaten die Biederen denn, als glaubten ſie an die Aufrichtigkeit der Verſicherung, daß Othmáns Blut an Alí gerächt werden ſolle, und als die Beiden ſammt der Áïſcha mit ungefähr 1000 Mann ſich nach dem Irák aufmachten, durch ihre dortigen Anhänger die zahlreiche Kriegsmacht dieſer Provinz auf ihre Seite zu bringen, zogen die Omaijaden munter an der Spitze des ſeltſam gemiſchten Zuges einher. Der Einzige, der ſich ehrlich zeigte, war Sſa'íd Ibn El-Áßi, Othmáns Statthalter von Kúfa; der höhnte ſeine Familiengenoſſen, als er ſie vor Talcha und Sobeir herreiten ſah, mit den Worten: „Wohin geht ihr denn und laſſet eure Rache auf dem Rücken der Kamele hinter euch?" — indem er verſtändlich genug auf die Mitſchuld jener Beiden an der Empörung gegen Othmán hinwies. Er ſelbſt hatte ihre Heuchelei ſofort erkannt, als ſie auf ſeine Frage, wer denn von ihnen Beiden nach errungenem Siege Chalife werden ſolle, erwiderten: „Wen von uns die Gemeinde wählen wird", ſeiner Aufforderung aber, wenn es ihnen wirklich um Rache für das Blut Othmáns zu thun ſei, doch einem ſeiner Söhne die Herrſchaft zuzuwenden, zweideutig auswichen. Er zog ſich mit ein paar Anderen, die ſeinem Beiſpiele folgten; von der Unternehmung zurück; daß auch nicht allen Theilnehmern recht wohl dabei war, zeigt das Benehmen der Áïſcha, deren ſchlechtes Gewiſſen ſie bei einem mitten auf dem Marſche ihr aufſtoßenden üblen Vorzeichen beinahe zur Umkehr veranlaßt hätte. Doch ließ ſie ſich begütigen, und im Rabí II des J. 36 (Oct. 656) langte das Heer, welches ſich unterwegs durch Zuzug von verſchiedenen Seiten auf 3000 Mann verſtärkt hatte, vor Baßra an. Die Stimmung war hier wie in Kúfa eine ſehr getheilte. An beiden Orten fanden ſich ſchon ſeit längerer Zeit (S. 301. 304) Manche, die perſönlich an Talcha oder Sobeir hingen, und wenn auch grade die, welche ſich an dem Zuge gegen Othmán betheiligt hatten, ſich jetzt, wo jene um Rache für Othmán ſchrien, zu Alí halten mußten, ſo wuchs auf der andern Seite die Partei nach der Ankunft der Beiden unter der wetterwendiſchen Bevölkerung raſch genug. Alís Statthalter Othmán Ibn Honeif benahm ſich trefflich: bei der Unzuverläſſigkeit ſeiner Leute konnte er nicht verhindern, daß die Gegner einen Theil des Ortes beſetzten, aber als ſie von da aus durch öffentliche Reden, die ſie auf dem Hauptplatze der Stadt vor dem Volke hielten, ihren Anhang auszubreiten trachteten, machte er ihnen den Boden mit Eifer und Erfolg ſtreitig, wobei ihm einige andere Verſtändige kräftig beiſtanden. Die Verbündeten mußten unangenehme Wahrheiten einſtecken: die „Mutter der Gläubigen" wurde auf die Verordnungen des Propheten hingewieſen, nach welchen ſie hübſch zu Hauſe ſitzen, nicht aber ſich unter den Männern im Feldlager herumzutreiben hatte, und wenn Talcha und Sobeir gegen die Mörder Othmáns declamirten, fragte man ſie wohl, ob man ihnen die Briefe zeigen ſolle, in denen ſie ſelber gegen den unglücklichen Chalifen gehetzt hätten. In der Stadt war neben den Anhängern der Verbündeten und den Leuten Alís eine neutrale Partei, bei welcher ſchließlich die Entſcheidung lag; die forderte Einholung zuverläſſiger Nachricht, ob wirklich Talcha und Sobeir, wie ſie behaupteten, nur gezwungen dem Ali gehuldigt hätten. So gab es einen Augenblick Waffenſtillſtand; als aber die Boten aus Medina mit der Nachricht zurückkamen, daß auch dort die Anſichten über dieſen Punkt getheilt waren, befand man ſich auf dem alten Fleck. Da überfielen die Verbündeten eines Nachts, von Verräthern begünſtigt, das Haus des Ibn Honeif und nahmen den Statthalter gefangen; ihres Führers beraubt, gaben ſich die Freunde Alis doch nicht, wurden nun aber in dem nach weiteren ergebnißloſen Verhandlungen endlich ausbrechenden offen Kampfe beſiegt. Baßra war nun in den Händen Talchas und Sobeirs: um die Welt endlich an die Aufrichtigkeit ihres Eifers für das Blut Othmâns glauben zu machen, begingen ſie die Abſcheulichkeit, eine ganze Anzahl der Anhänger Alis als Theilnehmer an dem Königsmorde hinrichten zu laſſen, Leute, die ſchließlich doch nicht viel mehr als ihre eigenen Mitſchuldigen waren. Die elende Handlung erwies ſich bald als eine Thorheit, welche ihren Urhebern die gerechte Strafe zuzog. Es waren unter den Getödteten angeſehene Leute, die in naher Verbindung zu einflußreichen Perſönlichkeiten Kúfas geſtanden hatten, und während bisher auch an dem letzteren Orte Ali durchaus nicht über allzu große Schaaren von Anhängern verfügte, ſchlug nun die Stimmung vollſtändig zu Ungunſten der Verbündeten um. Ka'aká, der Held von Kadeſia, äußerte laut ſeine Entrüſtung, und er wie andere angeſehene Männer fingen an dem Abu Múßa El-Áſch'ari, der bis dahin als Statthalter fortdauernde Anerkennung gefunden hatte, entgegenzuwirken. Der war natürlich dem Ali, welcher ihn ſeines Poſtens hatte entſetzen wollen, feindlich geſinnt, und als nun ziemlich gleichzeitig Boten Alis und der Baßrier eintrafen, die Kufier zum Anſchluß an ihre beiderſeitigen Führer aufzufordern, ſuchte er ſeine Leute wenigſtens zur Einnahme einer neutralen Stellung zu vermögen. Wiederholte Geſandtſchaften Alis führten in der That nicht zum gewünſchten Ziele, weil es dem Abu Múßa doch gelang, die Mohammed Ibn Abi Bekr, Málik Ibn Aſchtar und Andere, welche Ali geſchickt hatte, als Königsmörder zu discreditiren. Endlich aber erſchien Alis Sohn El-Haßan in der Stadt: an ſich ein unbedeutender und charakterloſer Menſch genoß er doch als Enkel des Propheten eines gewiſſen Anſehens und war zudem von dem alten Ammár Ibn Jáßir begleitet, der von ſeiner mißglückten Verwaltung unter Omar (S. 291) her die Verhältniſſe in der Stadt kannte. Die Ausſicht, welche Ali eröffnet hatte, daß er Kúfa zum Sitze der Herrſchaft machen werde — wie wenig Boden er in Medina hatte, war ja mehr als deutlich geworden — wirkte jetzt mit der geſchickten Thätigkeit des Ammár und Haßans Perſönlichkeit zuſammen, Ka'aká und ſeine Geſinnungsgenoſſen ſprachen ſich offen für Ali aus, und ſo wurde Abu Múßa bei Seite gedrängt. Er mußte die Stadt verlaſſen und zog ſich für eine Weile grollend zurück, bereit, in jedem Augenblicke ſeiner Verſtimmung Ausdruck zu geben, wozu vorläufig allerdings die Gelegenheit mangelte.

---

[1] „Sie konnte nichts Gutes von ihm ſagen, wenn ſie nur einigermaßen im Stande war, es zu vermeiden", bezeugt ein Zeitgenoſſe.

Denn nun war das Ausſehen der Dinge mit einem Schlage in ſein

Gegentheil umgewandelt. Alí hatte, ſobald er die Nachricht von dem Marſche Talchas und Sobeirs in Medina erhielt, die kümmerliche Schaar ſeiner Anhänger — mehr als 900 waren es nicht — eilig zuſammenraffen müſſen, um den Verbündeten, wenn möglich, im Irâk zuvorzukommen. Aber es hatte immer noch ſo lange gedauert, bis er ſich in Marſch ſetzen konnte, daß Baßra ſchon gefallen war, ehe er die Grenze des Irâk erreichte; als er in Dhú Kár, wo einſt die große Schlacht zwiſchen Benu Bekr und den Leuten von Hira ſtattgefunden (S. 22) anlangte, war Ibn Honeif, von den Verbündeten mit abgeſchorenem Haar, Bart, Brauen und Lidern aus Baßra weggejagt, ihm ſchon mit der böſen Nachricht entgegen gekommen. Stand er aber damals mit ſeinem kleinen Haufen einer zehnfachen Mehrzahl gegenüber, ſo konnte man jetzt mit den 900 Kufiern, die ſogleich in Begleitung des Haßan ſich zu ihm auf den Weg gemacht hatten, und mit mehreren Tauſenden baßriſcher Flüchtlinge und anderer von hie und da allmählich zu ihm ſtoßender Hilfstruppen ſein Heer doch auf 15—20000 Mann ſchätzen, und viel mehr zählten die Verbündeten keinesfalls. Aber grade aus der eigenen Kraft ſchöpfte er die Hoffnung, vielleicht ohne Blutvergießen den Frieden wieder herzuſtellen. Er ſchickte den Ka'aká, während er ſelbſt noch in Dhú Kár blieb, nach Baßra hinein, und wirklich fand dieſer bei den Verbündeten mit ſeinen Vorſchlägen Gehör. So blind perſönlicher Ehrgeiz auch zu machen pflegt, man konnte ſich ſelbſt doch kaum verhehlen, daß es in jeder Weiſe, den äußeren Feinden wie der Gemeinde gegenüber, ein ſchwer zu verantwortendes Unterfangen war, die Waffen der Muslime gegeneinander zu kehren, ſtatt ſie zur Vertheidigung und weiteren Ausbreitung des Glaubens gegen Perſer und Byzantiner vereint zu halten. Vielleicht ließ Alí auch andeuten, man könne ja einen Weg zu gemeinſamer Ausübung der Herrſchaft ſuchen — jedenfalls brachte Ka'aká die Botſchaft, daß die Verbündeten zu unterhandeln geneigt ſeien, wenn Alí ſich bereit zeige, die in ſeinem Heere befindlichen Königsmörder aus demſelben zu verweiſen. Das mußten ſie ſchon verlangen, nachdem ſie die Rache für Othmán mit ſo großem Geräuſch als Zweck des ganzen Kriegszuges ausposaunt hatten. Trotzdem war die Zumuthung ſtark; noch in den letzten Wochen hatten Mohammed Ibn Abi Bekr und Málik El-Aſchtar ſich die größte Mühe gegeben die Kufier für Alí gewinnen zu helfen; ſie jetzt von ſich zu ſtoßen hieß gröblichen Undankes ſchuldig werden. Trotzdem beſchloß Alí, der ſonſt gegen ſeine Anhänger ſich ſtets treu und zuverläſſig bewies, in dieſem Falle alle Rückſichten dem höheren Zwecke nachzuſtellen: indem er ſich von Dhú Kár nach Baßra in Marſch ſetzte, ſchickte er Nachricht voraus, daß er die geſtellte Bedingung annehme, gab auch ſofort den Befehl, daß Alle, die an der Rebellion gegen Othmán theilgenommen hätten, ſich vom Heere ſcheiden und zurückbleiben ſollten. Denen aber war natürlich mit der neuen Wendung der Sache gar nicht gedient; ſie konnten ſich keinen Augenblick verhehlen, daß ſie in Gefahr ſtanden, zur Herſtellung des allgemeinen Friedens geopfert zu werden. So traten ſie denn, während

Alí mit dem Heere weiter zog, in Berathung, was zu thun war, und beſchloſſen nach längerem Hin- und Herreden, wenn es irgend möglich ſei, durch einen unvermutheten Angriff gegen die Verbündeten die Eröffnung eines allgemeinen Kampfes herbeizuführen. So zogen ſie, eine kleine, aber zum Aeußerſten entſchloſſene Schaar[1], hinter Alís Truppen her und lagerten ſich, als dieſer in einer Vorſtadt von Baßra Quartier genommen, bei dem benachbarten Choreiba. Es entwickelte ſich nun für einige Tage ein friedlicher Verkehr zwiſchen Alí und den Verbündeten, nicht minder aber zwiſchen den beiderſeitigen Heeren. Schon glaubte man den Zwiſt beigelegt, Sobeír, heißt es, hatte dem Alí bereits das ausdrückliche Verſprechen gegeben, nicht weiter gegen ihn zu kämpfen — wie vermuthet wird, weil es Erſterem gelungen, ihn gegen Talcha argwöhniſch zu machen und durch Verſprechungen auf die eigne Seite zu ziehen: da fielen plötzlich in der Morgendämmerung eines Tages im Monate Dſchumáda I 36 (Nov. 656)[2] die Königsmörder über eine Abtheilung der Verbündeten, die in Choreiba ſtand, her, und wie ſie gehofft hatten, gelang es ihnen, da man ſofort auf beiden Seiten an muthwilligen Bruch des Waffenſtillſtandes glaubte, die beiden Hauptheere aneinander zu bringen. Aus den verwirrten Nachrichten, die wir über die Schlacht haben, ſcheint hervorzugehen, daß der Kampf, der erſte, in welchem Muslime gegen Muslime ſtanden, ſchwer und erbittert war. Die religiöſe Einigung hatte bis zu einem gewiſſen Grade die alten Stammverbände gelöſt, derſelbe Stamm in manchen Fällen ſeine Angehörigen theils in Baßra theils in Kúfa angeſiedelt: ſo ſtanden nun „Rabí’a gegen Rabí’a, Modar gegen Modar“[3], Helden der Perſerkriege und fromme Koránleſer fochten auf beiden Seiten gleichermaßen gegen einander. Wenig Luſt zum Kampfe hatte freilich Sobeír gezeigt, der von dem friedlichen Abſchluß mit Alí ſich Vieles verſprochen zu haben ſcheint; nun bedurfte es, ſagt man, höhnender Worte ſeines eigenen Sohnes Abdallah (vgl. S. 270), ihn in den Kampf zu treiben. Er verließ ihn früh, nachdem er durch Bewährung der alten Tapferkeit ſeiner Ehre genug gethan, fand aber nicht weit vom Schlachtfelde einen unrühmlichen Tod von der Hand eines fremden Beduinen, welcher durch heimtückiſche Ermordung des eben im Gebet ſeiner Umgebung achtloſen Mannes die Gunſt Alís zu erwerben meinte. Talcha erhielt im Streite eine ſchwere Wunde, an der er verblutete, bevor er noch die Stadt erreichen konnte; ſein Tod und Sobeirs Entfernung minderten die Feſtigkeit des führerlos gewordenen Heeres. Als aber die beginnende Flucht ſeine Schaaren an dem Kamel vorbeidrängte, auf welchem in ihrer Sänfte Áïſcha, „die Mutter der Gläubigen", ſaß, rief ſie mit ſchriller Stimme ihre „Söhne" in den Kampf zurück; das heilige Buch Gottes hoch erhoben ſchritt einer ihrer Getreuen den nachdrängenden Feinden wieder entgegen, während immer wieder Áïſchas Schrei ertönte: „Allah! Allah! Gedenket Allahs und der Rechenſchaft!" So brandeten um die energiſche Gattin des Propheten von Neuem die Wogen des Streites; hoch ragte über den Kämpfenden ihre Kamelſänfte, die zuletzt mit Pfeilen geſpickt war „wie ein Igel mit Stacheln". Selbſt Málik, der ſich eben mit Abdallah Ibn Sobeir tapfer herumgeſchlagen und ihm eine erhebliche Wunde beigebracht, mußte es aufgeben, den Zügel des Kamels zu ergreifen, um welches vor Allen die Leute vom Stamme Dabba wie eine lebendige Mauer ſtanden; als er etwas zurückweichend auf den mächtigen Ka'aká ſtieß und deſſen Frage, ob er nicht umkehren wolle, nur durch Schweigen beantwortete, meinte dieſer, man müſſe die Sache einmal anders verſuchen. Auch auf Alís Seite war einer von den Dabba, der rief ſeinen Volksgenoſſen zu, ſie möchten ihn einmal heran laſſen — als ob er mit ihnen irgendwie verhandeln wollte; ſtatt jedes Wortes aber zertrennte er mit raſchem Schnitte eine Beinſehne des Kamels, daß es zuſammenbrach. Raſch drängte nun Ka'aká mit den Seinen nach, man hob die Sänfte mit der Áïſcha herab, und nun wichen die muthigen Vertheidiger endlich zurück. Alí verbot jede Verfolgung, Tödtung der Verwundeten oder Plünderung der Stadt; auch die Áïſcha, die nach ihrer Gefangennahme, keineswegs dem Mißgeſchicke nachgebend, in zornigen Reden gegen ihren Bruder Mohammed Ibn Abi Bekr und Andere ihrem Unwillen Luft gemacht, wurde ungekränkt nach Mekka entlaſſen, von wo ſie nach dem Ende der Wallfahrt des Jahres nach Medina zurückkehrte.

---

[1] Nach einer Ueberlieferung wären es doch 2500—2600 Mann geweſen. Da bei Othmáns Tode nach den glaubwürdigſten Nachrichten die Zahl der Rebellen nur etwa 1000 betrug, ſo würde man anzunehmen haben, daß ſich hier eine weitere Anzahl von Gleichgeſinnten oder Stammverwandten den Königsmördern angeſchloſſen hatten.

[2] Die verſchiedentlich gemachten Verſuche, den Tag zu beſtimmen, halte ich für ausſichtslos; dagegen dürfte feſtſtehen, daß die auch mehrfach überlieferte Anſetzung der Schlacht auf den Dſchumáda II (December 656) unrichtig iſt.

[3] Modar und Rabí’a ſind die beiden Hauptabtheilungen der ismaelitiſchen (nordarabiſchen) Araber, jene die Gatafán, Hawáſin, Sſoleím, Temím, Hodheil, Aßad, Koreíſch u. ſ. w., dieſe u. A. die Bekr und Taglib umfaſſend.

Der Tod ſeiner Nebenbuhler mehr als der Sieg in der „Kamelsſchlacht" machte den Alí zum unbeſtrittenen Herrn des ganzen Irák, deſſen Bevölkerung ihm nun ohne Widerſtreben huldigte. Da in Arabien wenigſtens an offene Empörung auch nicht mehr zu denken war, ſo blieb Moáwija als der Einzige übrig, welcher dem Chalifen noch den Gehorſam weigerte. So klein indeſſen dem äußeren Umfange nach ſeine Provinz im Vergleich mit Alís Ländergebiete war, in Wirklichkeit verfügte er wenn nicht über ſehr viel mehr, ſo doch über weit ſicherere Mittel als jener. Perſien öſtlich des Tigris war bei der ſteten Nothwendigkeit, die kaum eroberten Gebiete ſtraff im Zaume zu halten, gegenwärtig dem, welcher es beſaß, eine Laſt, keine Hilfe; Aegypten hing mit den übrigen Provinzen kaum zuſammen und mußte ſofort an das davorliegende Syrien verloren gehen, wenn der geringſte Mißerfolg eintrat: ſo waren es neben den Flucht- und Hilfsgenoſſen des Propheten, die zum Kampfe gegen den gottloſen Omaijaden nun doch zahlreicher herbeiſtrömten, eigentlich nur die Irakier, auf welche ſich Alí ſtützen konnte, und deren wetterwendiſcher Geiſt verſprach nicht grade viel zähe Ausdauer. Andererſeits hatte Moáwija, ſobald Alis Ausſichten ſich zu beſſern anfingen, alle ſeine Truppen, unter vorläufiger Aufgabe der unſicheren Grenzdiſtricte Armeniens, an ſich gezogen; und wie ſein Heer an Kopfzahl den Schaaren Alis, wenn auch nicht viel, überlegen war, ſo konnte er auf die Syrer, die er durch ein klug berechnetes Syſtem ſtraffer Disciplin und perſönlicher Rückſichtnahme, vor Allem aber geſchickt angewendeter Freigebigkeit ſeit lange eng an ſich gefeſſelt, unter allen Umſtänden wie auf ſich ſelbſt rechnen. Trotz alledem ſchwankte er einen Augenblick, als um die Mitte des Jahres 36 (Anfang 657) Ali, der nunmehr in Kúfa ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte, ihm die erneute Aufforderung zugehen ließ, er ſolle dem Beiſpiele der Genoſſen des Propheten folgend ihn als Chalifen anerkennen. Es lag deutlich am Tage, daß eine wiederholte Weigerung zu einem Kriege führen mußte, der den Islám in ſeinen Grundfeſten erſchüttern und das eigene Verderben Derjenigen herbeiführen konnte, welche die Sache des Glaubens ihrem Ehrgeize zu opfern wagten. Andererſeits durften die Vertreter der mekkaniſchen Ariſtokratie ſich nicht verhehlen, daß die ganze Arbeit, durch welche die demüthigende Niederlage des Stammes Koreiſch gegen Mohammed zur Herrſchaft der Führer eben dieſes Stammes über das neue Weltreich umgeſchaffen war, vergeblich geweſen wäre, hätte man ſich unterworfen: ſo entſchied ſich Moáwija wie der alte Amr, den er wieder zu Rathe zog und der von da ab die Seele ſeiner Politik darſtellte, für die Fortſetzung des Widerſtandes, immer natürlich mit Beibehaltung des Aushängeſchildes der Rache für Othmán. Klügere Leute glaubten an dieſen Beweggrund freilich ſo wenig wie Moáwija ſelbſt. Er hatte um dieſe Zeit dem Ssá'ad Ibn Abi Wakkáß einen verbindlichen Brief geſchrieben, in welchem er ſeine Erwartung ausſprach, daß vor Allen die ausgezeichneten Männer, die einſt den Othmán gewählt, nun auch ſein Blut rächen hülfen; ſo hätten Talcha, Sobeir und Áïſcha ſchon gehandelt, und ihnen werde ja auch Ssá'ad nun ſich anſchließen. Ssá'ad antwortete trocken, daß Ali ſo gut, ja beſſer ſei wie irgend ein anderer von den Wählern Othmáns; was Talcha und Sobeir angehe, ſo wäre es ihnen beſſer geweſen, wenn ſie zu Hauſe geblieben wären, der „Mutter der Gläubigen“ aber werde Allah Vergebung gewähren. Er verharrte ruhig in ſeiner Zurückgezogenheit.

Beſſer gelang dem Moáwija ein anderer Streich. Aegypten wurde von dem energiſchen, dabei aber verſtändigen Keis Ibn Ssá'ad für Alí verwaltet, der klug genug war, die in Charbitá ſtehenden Gegner des Chalifen (S. 310) unbehelligt zu laſſen, da ſie ihrerſeits ebenſowenig Miene machten, gewaltthätig aufzutreten. Der Mann war dem Moáwija ein Dorn im Auge. Auf einen Brief, in welchem dieſer verſucht hatte, ihn dem Alí abwendig zu machen, hatte Keis mehr wahr als höflich geantwortet: „Du biſt nichts als ein mekkaniſcher Götze: ungern biſt du in den Islám ein-, gern wieder ausgetreten.“ Bereitwillig hatte Moáwija dem Amr die Statthalterſchaft von Aegypten verſprochen und ihm ſelbſt lag daran, die Mittel des einträglichen Landes in die Hand zu bekommen: dazu war es vor Allem nöthig, den Alí zu beſtimmen, daß er ſtatt des Keis einen unbedachten Mann dahin ſchickte, der ſich zu Thorheiten verleiten ließe. Zu dieſem Zwecke wurde auf den Namen des Keis ein Brief gefälſcht, welcher den Ausdruck ſeiner vorgeblichen Freundſchaft für die Rächer Othmáns enthielt, und dieſer mit Oſtentation verbreitet, bis der Chalife Kunde davon erhielt. Die Begabung Alís für mancherlei Dinge erſtreckte ſich leider nicht auf die Politik, in welcher er ein reines Kind war; als der ſeinerſeits in blindem Fanatismus befangene Mohammed Ibn Abi Bekr ihm den „Verrath“ des Keis meldete, fiel er ohne Weiteres in die Schlinge und ließ den tüchtigen Mann eben durch Mohammed ablöſen, der richtig binnen Kurzem ganz Aegypten in die äußerſte Verwirrung brachte. Keis war großmüthig genug, ſeinem Fürſten die Thorheit nachzuſehen; er ſtellte ihm ſein Schwert für den Krieg mit Moáwija zur Verfügung, zu welchem eben jetzt Alís Heer in getrennten Abtheilungen durch Meſopotamien nach Syrien heranzog. Es waren Truppen aus verſchiedenen Provinzen unter ihren Statthaltern, wie El-Aſch'ath Ibn Keis von Adherbeidſchán, Dſcharír Ibn Abdallah von Hamadán, Abdallah Ibn Abbás von Baßra; den Kern des Heeres bildeten über 1000 von den alten Gefährten des Propheten, unter ihnen noch 70, die ſchon bei Bedr mitgefochten hatten, und die Männer von Kúfa, die Eroberer Perſiens. Als man an den Euphrat kam, nahe der Stelle, wo er die große Biegung nach Südoſten macht, erhielt der kühne und rückſichtsloſe, aber zuverläſſige Málik, welcher die widerſpenſtigen Bewohner von Rakka zum ſchleunigen Bau einer Brücke zu nöthigen gewußt, den Oberbefehl über die Vortruppen, die am ſüdlichen Ufer des Stromes bereits Fühlung mit den heranziehenden Truppen Moáwijas bekommen hatten. Trotzdem aber Alís Haufen bald ſämmtlich die Brücke paſſirt hatten, gab er doch den Befehl aus, vorläufig nur etwaige Angriffe abzuwehren: auch hier, wie vor der Kamelſchlacht, wollte er kein Mittel unverſucht laſſen, das Blutvergießen zwiſchen den Muslimen zu vermeiden. So gab es denn nur einzelne Vorpoſtengefechte, von denen eines allerdings ziemlich hitzig wurde. Beide Heere ſtanden in Sſiffín, einem Landſtriche, der im Weſentlichen das ſüdliche Ufer des Euphrats zwiſchen der großen Biegung und Rakka umfaßt und noch heute dieſen Namen führt; hier war es Moáwijas Vorhut unter Abu'l-Á'awar (S. 261) gelungen, die Gegner vom Euphrat wegzumanövriren, ſo daß ſie an Waſſermangel zu leiden anfingen. So mußte Alí die Erlaubniß zum Angriff geben, und es gelang dem Málik mit ſeinen Reitern, von den Fußtruppen des Aſch'ath Ibn Keis unterſtützt, ſich den Weg zum Strome zu bahnen und nun die Leute Moáwijas von demſelben abzudrängen (Anfang Dhu'l-Hiddſcha 36 = Ende Mai 657). Da aber Alí die Entſcheidungsſchlacht noch aufzuſchieben wünſchte, gab er Befehl, jenen das Waſſerholen ohne Einſchränkung zu geſtatten; gleichzeitig ſchickte er nochmals eine Geſandtſchaft an den Moáwija, die abermals ergebnißlos verlief — denn daß Schábath Ibn Rib'i dem Omaijaden dabei ganz einfach ins Geſicht ſagte, ſein ewiges Geſchrei um Rache für Othmán ſei nur für die Dummen berechnet, brachte natürlich ſo wenig Wirkung hervor, wie unangenehme Wahrheiten im Allgemeinen zu thun pflegen. Die Vorpoſten beider Heere begannen von Neuem zu ſcharmützeln, und unter ſolchen unbedeutenden Gefechten verging der letzte Monat des Jahres: „denn,“ ſo heißt es, „ſie ſcheuten davor zurück, die irakiſchen und die ſyriſchen Truppen in ihrer Geſammtheit auf einander ſtoßen zu laſſen, weil ſie davon gegenſeitige Vernichtung und allgemeinen Untergang fürchteten.“ Die Beſorgniß war keineswegs eitel; es waren die beſten Kräfte des Islâms, die hier zu ringen ſich anſchickten, und der Preis des Sieges konnte auch dem Sieger leicht zu hoch werden. So begreift man, daß noch zu Anfang des Jahres 37 (Mitte Juni 657) ein förmlicher Waffenſtillſtand für die Dauer des Monats Moharram zu Stande kam, der zu weiteren Verhandlungen zwiſchen den Führern dienen ſollte: und doch war es ein verhängnißvoller Fehler Alís, ſich einen Aufſchub gefallen zu laſſen, der ſeiner Unentſchloſſenheit ſehr willkommen, ſeinen wirklichen Intereſſen ſo ſchädlich wie möglich war. Es iſt ein neuer Beweis ſeiner vollendeten Unkenntniß der Menſchen, daß er ſich einbildete, den Moáwija noch jetzt auf gütlichem Wege zur Nachgiebigkeit bewegen zu können, und daß er ſich verhehlte, wie gefährlich auf manche Elemente ſeines Heeres die Unthätigkeit und ganz beſonders der friedliche Verkehr mit den Gegnern wirken mußte. Im Allgemeinen war ja eine gewiſſe Abneigung zwiſchen Syrern und Irakiern (vgl. S. 301) ebenſo deutlich vorhanden, wie der Haß der alten Gefährten Mohammeds gegen die weltliche Partei der Omaijaden in alter Stärke fortdauerte; aber die launiſche und eigenwillige Art der Kufier war ſeit Jahren nicht minder bekannt, und dazu ſollte ſich bald genug herausſtellen, daß in ihren Reihen mehr als ein Verräther des Zeitpunktes harrte, wo es lohnte ſich dem Moáwija zu verkaufen. Es iſt freilich bei einer Natur, wie die Alís war, nicht verwunderlich, daß er, der ſeinen zuverläſſigen Keis Ibn Sſá'ad auf eine bloße Denunziation hin aus der Ferne abgeſetzt hatte, unter ſeinen eigenen Augen Untreue nicht für möglich hielt. So gingen den ganzen Monat die Geſandtſchaften hin und her, ſcheinbar mit nichts beſchäftigt als mit möglichſtem Aufwand von Spitzfindigkeiten das leere Stroh der alten Frage zu dreſchen, wer eigentlich an der Ermordung Othmáns ſchuld ſei. Auf Moáwijas Forderung, aus ſeinem Heere vorab die Mörder Othmáns auszuſtoßen, ging Alí diesmal freilich nicht ein, ſo viel hatte er ſeit der Kamelſchlacht doch gelernt; ſelbſt aber that er die vier Wochen auch nichts weiter, während Moáwija und Amr keinen ſeiner Geſandten unverſucht ließen, und durch ihre eigenen Boten in ſeinem Lager Schmeicheleien und Verſprechungen aller Art ausſäeten.

Als am letzten Moharram der Waffenſtillſtand ablief, ſagte Alí den Syrern feierlich ab, und die Heere rüſteten ſich zum Streit. Immer noch zögerte man aber auf beiden Seiten, Alles auf einen Wurf zu ſetzen, und ſo vergingen die erſten Tage (1.—7. Sſafar 37 = 19.—25. Juli 657) mit Gefechten einzelner Abtheilungen, bei denen es an den Zweikämpfen alter Art nicht fehlte, die aber nirgends zu einem allgemeinen Handgemenge führten und weder für die Einen noch für die Andern erkennbare Vortheile brachten. Endlich am Abend des ſiebenten Tages entſchloß ſich Ali, ſeine volle Macht zu entfalten; beim Abendgottesdienſt gab er den Befehl aus, und noch während der Nacht machte ſich Alles fertig. Andern Morgens (Mittwoch den 8. = 26. Juli) rückte das ganze Heer den Syrern entgegen, die nun auch ihre geſammten Schaaren in Bereitſchaft ſetzten. Ali verfolgte bei ſeiner Aufſtellung das Beſtreben, wo es ging, Stammverwandte gegen Stammverwandte kämpfen zu laſſen, alſo die Aſd von Baßra gegen die Aſd von Syrien, die Cháth'am von Kúfa gegen die Cháth'am von Syrien und ſo überall, wo in beiden Heeren Angehörige deſſelben Stammes ſich befanden: über dieſen taktiſchen Anordnungen mochte der größte Theil des Tages vergangen ſein, denn wir hören nur im Allgemeinen, daß an ihm bereits gekämpft worden ſei. Jedenfalls entbrannte erſt am folgenden Morgen (Donnerstag den 9. = 27. Juli) die Schlacht mit ganzer Heftigkeit. Ali ſelbſt, umgeben von den Medinern, den alten Flucht- und Hilfsgenoſſen des Propheten, befehligte das Centrum, den rechten Flügel Ibn Budeil, den linken Abdallah Ibn Abbás, deſſen Reiterei von Málik El-Aſchtar geführt ward. Auch auf der Gegenſeite hielt der Oberfeldherr die Mitte: dort hatte Moáwija ſich ein großes Zelt errichten laſſen, welches die Reiter von Damaskus unter Amr Ibn El-Áßi zu decken beſtimmt waren; auf ſeinem linken Flügel commandirte Habib Ibn Máslama, der Erorberer Armeniens, auf dem rechten der Himjarite Ibn Dhi'l-Kalá; die Vorhut ſtand unter Abu'l-Á'awar, das Fußvolk von Damaskus im Centrum unter Muslim Ibn Okba. Die Stärke der beiden Heere war keinesfalls ſehr verſchieden: den 70 000 Streitern Alis ſtanden höchſtens 80 000 Syrer gegenüber. Auch darin waren ſie gleich, daß jedes einer beſonderen Elitetruppe ſich rühmen konnte: dem Moáwija hatte eine ausgewählte Schaar feierlich geſchworen, zu ſiegen oder zu ſterben, unter den Kufiern aber befand ſich eine Anzahl eifriger Frommer, wegen ihres unabläſſigen Koránſtudiums „die Leſer" genannt, die auch ſonſt zuſammenhielten und nun hier in drei Haufen ſich um Ibn Budeil, Keis Ibn Sſá'ad und den alten Ammár Ibn Jáßir ſchaarten, entſchloſſene Männer, manche von den Königsmördern darunter, die ihren Abſcheu vor Othmán nun mit verdoppelter Stärke auf Moáwija übertragen hatten. Mit einem kräftigen Stoß auf den linken Flügel der Syrer eröffnete Ibn Budeil den Kampf; es gelang ihm den Habib zurückzudrängen und ſich mit ſeinen Leſern einen Weg bis in die Mitte des feindlichen Heeres zu bahnen, ja beinahe das Zelt Moáwijas ſelbſt zu erreichen. Da aber traten die Eidgenoſſen ihnen entgegen und zwangen ſie zum Weichen; auch die Mediner, welche Ali aus dem Centrum zu Hilfe ſchickte, und die überhaupt diesmal ſich nicht beſonders ausgezeichnet haben, vermochten ſich nicht zu behaupten. Inzwiſchen ging es auf dem linken Flügel der Irakier auch nicht ganz nach Wunſch: dort hatten die Südaraber des Ibn Dhi'l-Kalá bedenkliche Fortſchritte gemacht, ſo daß nur die Tapferkeit einiger dort poſtirter Leute von den Rabi'aſtämmen noch aushielt. Da griff Alí ſelbſt ein, ſammelte die Flüchtigen und ſtellte die Schlacht wieder her; nach dem rechten Flügel ſandte er den Málik mit ſeinen Reitern, dem es ebenfalls gelang, die beginnende Flucht aufzuhalten und den mit ſeinen Leſern in höchſter Gefahr befindlichen Ibn Budeil herauszuhauen. Nun ging es rechts wieder vorwärts, bei dem erneuten Anſturm fiel Ibn Budeil, der „wie ein Widder" vor den Seinigen einhergedrängt hatte, aber Málik übernahm ſofort das Commando und vermochte ſelbſt die Eidgenoſſen bis an das Zelt Moáwijas von Neuem zurückzudrängen. Vier Reihen der Tapferen hatte er bereits niedergeworfen: da rief Moáwija nach ſeinem Pferde, und hatte es bereits zur Flucht beſtiegen, als ihm ein alter männlicher Spruch, der ihm zufällig einfiel, das Ehrgefühl ſchärfte, daß er blieb. Amr hatte ihm zugeſehen: „Heute Kriegestanz, morgen Herrſcherglanz", meinte er ruhig. Die Eidgenoſſen thaten ihre Schuldigkeit. Einmal noch gelang es von der andern Seite her einer Schaar von Leſern unter Ammár dicht heranzukommen: „Da biſt du ja, Amr; haſt dein Gewiſſen für Aegypten verkauft, mag's dir Verderben bringen!" rief der trotz ſeines hohen Greiſenalters wie ein Löwe kämpfende Gefährte des Propheten dem Feinde zu, aber ſelbſt das Opfer ſeines Lebens vermochte den Sieg nicht zu entſcheiden. Immer weiter rangen die beiden Heere, ohne daß ein Ende ſich abſehen ließ; da rief Alí, der von fern den Moáwija erblickte, dem Gegner zu: „Weshalb laſſen wir ſich die Leute zwiſchen uns tödten? Her mit dir, ich lade dich vor Gottes Urtheil! Wer von uns den Andern tödtet, behält die Herrſchaft!" Amr redete dem Moáwija zu, die Herausforderung anzunehmen, der aber bedankte ſich: „Du weißt doch," ſagte er, „daß noch Keiner ſich ihm geſtellt hat, den er nicht getödtet hätte"; und als Amr meinte, es ſei doch nicht recht anſtändig, ſich zu drücken, fuhr er ihn ärgerlich an: „Du haſt wohl Luſt, an meiner Stelle zu herrſchen?" In der That war Alís Tapferkeit und Waffenführung allzu bekannt, als daß ſich Moáwija von ſolchem Gange viel Gutes hätte verſprechen dürfen; ſo kann man es ihm kaum verargen, wenn er den ungleichen Zweikampf mied. Selbſt die Nacht trennte jetzt die Streiter nicht: ununterbrochen wurde bis zum Morgen an verſchiedenen Stellen des Feldes weiter gekämpft — die zweite „Nacht des Getöſes"[1], welche die Sieger von Kadeſia zu erleben hatten. Endlich am Morgen des dritten Tages (10. Sſafar = 28. Jan. 657) ſchien die Entſcheidung zu nahen. Málik, dem inzwiſchen der Oberbefehl über den rechten Flügel beſtätigt war, faßte Alles, was er von Reitern unter der Hand hatte, zu einem letzten großen Angriff zuſammen: er warf die ihm gegenüberſtehenden Syrer weit, bis auf ihr Lager zurück; Alí im Centrum, das ſiegreiche Vorſchreiten ſeines Lieutenants wahrnehmend, drängte mit ſeinem Fußvolk gegen Moáwija an, und dieſer gerieth in die höchſte Gefahr, nach der

---

[1] Vgl. oben S. 239.

Zerſprengung ſeines linken Flügels von zwei Seiten umfaßt zu werden. Aber „Krieg iſt ein Betrugsſpiel“ hatte ſchon der Prophet geſagt. Vielleicht war bereits früher für dieſen Fall eine der unwürdigſten Komödien der ganzen Weltgeſchichte vorbereitet worden, die erdacht zu haben wieder Amrs Verdienſt iſt: ſo viele Koráne, als ſich grade auftreiben ließen, wurden an den Lanzen in die Höhe gehalten und den Irakiern entgegengerufen, hier im Buche Gottes ſei der Ausgleich für den Zwiſt unter den Gläubigen zu ſuchen, nicht in gegenſeitiger Ausrottung; man ſolle den Kampf abbrechen und ein Schiedsgericht einſetzen, welches die Anſprüche Alís und Moáwijas nach dem Worte des Höchſten prüfen und Alles ſchlichten werde. So lächerlich ein ſolcher Vorſchlag grade im Augenblicke des bereits entſchiedenen Sieges im Grunde war, ſo nahe der Einwand lag, weshalb er denn nicht vor all' dem Blutvergießen[1]) gemacht worden ſei, verfehlte er doch ſeine Wirkung nicht. Das Anſehen, in welchem die heilige Schrift bei den wirklich frommen Muslimen ſtand, war ein ſo gewaltiges, daß auf ſolche der Gedanke, aus dieſer untrüglichen Quelle die Entſcheidung zu ſchöpfen, unter allen Umſtänden Eindruck machen mußte: hier kam nun hinzu, daß die Leſer nicht blos fromme, ſondern auch von dem alten arabiſchen Unabhängigkeitsgefühl durchdrungene Leute waren, deren demokratiſchem Sinne der Gedanke, die beſten Kenner der Offenbarung als Vertreter der Gemeinde über das Chalifat ſelbſt entſcheiden zu ſehen, etwas äußerſt Anſprechendes haben mußte. So hielten dieſe Leute denn im Kampfe ein; ihrem Beiſpiele aber folgten eine ganze Menge von Andern, deren Beweggründe ganz verſchiedener Art geweſen ſein müſſen: Verräther, die während des Waffenſtillſtandes den Einflüſterungen von Moáwijas Boten Gehör geſchenkt, vielleicht gradezu die Rolle übernommen hatten, welche zu ſpielen ſie jetzt ſich nicht ſchämten. An ihrer Spitze ſtand Niemand anders, als El-Áſch'ath Ibn Keis der Kindite, der Verräther ſeines eignen Volkes (S. 182 f.). Er hatte den Frommen Medinas niemals vergeben, daß er von ihnen ſeines ſüdarabiſchen Königthums entkleidet worden war: nun ergriff er die Gelegenheit, ihnen den Sieg ſtehlen zu helfen und ſich an ſpäter Rache zu letzen. Er machte den Sprecher und drang in Alí, ſchleunigſt den Aſchtar, der auf der anderen Seite weiter kämpfte, zurückzuberufen, ihn ſelbſt aber zu Moáwija zu ſchicken, damit ein Vertrag über das Schiedsgericht zu Stande käme. Vergeblich hatte der Chalife vom erſten Augenblicke an den Leſern vorgehalten, daß man Leute wie Moáwija, Amr, Ibn Abi Sſarch und ihre Genoſſen doch als Feinde des Glaubens und des Koráns ſelbſt genugſam kenne, um ihren Vorſchlag als reinen Trug zu durchſchauen: die blinden Fanatiker und das verrätheriſche Geſindel drängten ſich immer drohender um ihn, ſchon wurden Rufe laut, man werde ihm das Schickſal Othmáns bereiten, wenn er länger zögere — ſo mußte er ſich entſchließen, den Boten an Málik abzuſenden.

---

1) Wir haben keine glaubwürdigen Nachrichten über die Zahl der in dieſen Kämpfen Gefallenen; doch ergiebt ſich aus allen Beſchreibungen der Schlacht, daß die Verluſte auf beiden Seiten ziemlich bedeutend geweſen ſein müſſen.

Der kühne Reiterführer war außer ſich und wollte den Gehorſam weigern; erſt als auch ihm gedroht wurde, man werde den Alí tödten, wenn er die Schlacht nicht abbreche, gab er ſchweren Herzens nach. Als er der Leſer anſichtig wurde, fuhr er ſie ob ihrer Thorheit hart an: der Sieg ſei zudem bereits errungen, ſie ſollten ihn nur auf einen Augenblick zu ſeinen Truppen zurückkehren laſſen, ſo ſei das Verderben der Gottloſen, die nie etwas nach dem Korán gefragt, vollendet. Vergebens; von den Verräthern in ihrem frommen Eigenſinn beſtärkt, verharrten ſie bei ihrem Verlangen, und Alí, durch die Schaaren der Unbotmäßigen von ſeinen perſönlichen Anhängern getrennt, bei aller ſeiner vielbewährten Unerſchrockenheit in der Schlacht doch vor der Drohung des Mordes zurückſchreckend, eines kräftigen Entſchluſſes hier wie leider immer unfähig, ließ ſich dazu bringen, den Áſch'ath zu den Syrern abzuſenden — das heißt, ſich und ſeine Sache verloren zu geben.

Denn hatte er ſich dabei vielleicht noch eingebildet, daß er wenigſtens eine unparteiiſche Zuſammenſetzung des Schiedsgerichtes erwirken könne, ſo ward er ſchleunigſt enttäuſcht. Áſch'ath kam bald mit der Nachricht zurück, man ſei einig, daß jede von beiden Parteien einen Schiedsrichter bezeichnen und dieſe nach dem Korán entſcheiden ſollten, ob dem Alí oder dem Moáwija die Herrſchaft zukomme. Von den Syrern war natürlich Amr ernannt worden: die aufſätzigen Irakier, welche immer noch den Alí in ihrer Gewalt hatten, forderten auf Anſtiften des Áſch'ath, daß er den Abu Múßa el-Áſch'ari wähle, jenen früheren Statthalter des Irák, der bei dem Uebergange der Kufier zu Alí ſeines Poſtens verluſtig gegangen war. Er hatte erklärt, daß er ſich an dem Kriege nicht betheiligen werde; doch liegt der Verdacht vor, daß er mit Moáwija und Áſch'ath unter einer Decke geſteckt hat — wovon die frommen Leſer, die in ihm einen der älteſten Genoſſen des Propheten verehrten, natürlich nichts ahnen konnten. Jedenfalls war er — bei der Hand: er wartete in einem etwas ſüdlich von Sſiffín gelegenen kleinen Orte ab, wie die Dinge ſich entwickeln würden. Natürlich wußte Alí, daß er ſich zu dem Manne nicht eben einer beſonders warmen Vertretung ſeiner Intereſſen zu verſehen hatte; aber wiederum nutzte ſeine Weigerung nichts, ſein Vorſchlag, den Málik abzuordnen, ward mit Hohn zurückgewieſen. Allerdings waren die Truppen Máliks inzwiſchen zurück, aber wieder ſcheute der unentſchloſſene Chalife, das Signal zu einem bewaffneten Zuſammenſtoß zwiſchen ſeinen eigenen Anhängern zu geben und fügte ſich abermals wider beſſeres Wiſſen. Abu Múßa wurde geholt und ein paar Tage ſpäter der ſchriftliche Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem die beiden Schiedsrichter im Monat Ramadán deſſelben Jahres in Dúmat El-Dſchandal, der in der Mitte zwiſchen Syrien und dem Irák liegenden Oaſe in der ſyriſchen Wüſte, zur Fällung ihres Spruches zuſammentreten, die beiderſeitigen Heere aber inzwiſchen in ihre Quartiere zurückkehren ſollten.[1]

---

[1] Die obige Darſtellung entſpricht der, welche bei den arabiſchen Geſchichtſchreibern gäng und gebe iſt. Daneben findet ſich in der erſt kürzlich veröffent-

Wenn man den heilloſen Unſinn bedenkt, welcher darin liegt, daß ein Heer von 70000 unter den Waffen ergrauter Krieger, die doch auch in ihrer großen Mehrzahl keine Dummköpfe waren, auf einen weiten Feldzug auszieht, um eine Partei von bekannten irreligiöſen Tendenzen zu unterdrücken, dann aber in demſelben Augenblicke, wo durch unerhörte Anſtrengungen und Opfer der Sieg errungen iſt, ſich einfach wieder nach Hauſe begiebt, auf die bloße Verſicherung der Gegner hin, daß ſie eigentlich ganz fromme Leute ſeien — wenn man dieſen Unſinn bedenkt, ſo begreift man, daß beim Eintreten ruhiger Ueberlegung die Unzufriedenheit im Heere Alís allgemein war. Die nächſten ſeiner perſönlichen Anhänger, wie Málik, Ibn Abbás und Keis, entzogen ihm, wenngleich ſie über den Verlauf der Sache am meiſten erbittert ſein mußten, ihre Unterſtützung deswegen nicht; aber bedenklich war die Stimmung der übrigen Leute von Kúfa und Baßra. Diejenigen, in welchen vor Allem der Stolz des freien Arabers mächtig war, fanden es elend, daß der Stellvertreter des Propheten ſich vor einem Haufen aufrühreriſcher Geſellen hatte ducken können, weil ihm mit dem Tode gedroht wurde; diejenigen aber, deren unzeitiger Frömmigkeitsanfall die Hauptſchuld an dem kläglichen Ausgange des Feldzuges trug, die kufiſchen Leſer, kamen allmählich doch auch dahinter, daß Abu Múßa, wenngleich Gefährte des Propheten, doch ein recht unſicherer Schiedsrichter war, und daß ſie ſelber am Ende doch von Moáwija und Áſch'ath ſich hatten hinter's Licht führen laſſen. Statt aber hieraus den Schluß zu ziehen, daß ſie eine große Thorheit begangen hatten, und für die Zukunft ſich beſſere Disciplin vorzunehmen, kamen ſie nur ſo weit in der Erkenntniß, daß ſie jetzt die beiden Schiedsrichter verwarfen und von Alí die Aufhebung des Vertrages verlangten. Dazu konnte dieſer ſich natürlich nicht verſtehen; die Folge aber war, daß nun ein Haufen von etwa 12000 Mann ſich von ihm losſagte und den Rückmarſch nach Kúfa getrennt von dem Hauptheere fortſetzte. Es waren ſehr verſchiedene Elemente, die ſich zu dieſer Seceſſion zuſammenfanden: neben einer Anzahl zweideutiger Perſönlichkeiten, denen es eben nur um Unordnung und Gelegenheit zu Raub und Plünderung zu thun war, begegnen wir doch vielen aufrichtigen Anhängern Alís, die an ihm irre geworden waren, ſeit er ſein Leben der Aufrechterhaltung ſeiner

---

lichten Chronik des Ja'akúbi eine andere, die beſonders deswegen Anſpruch auf Beachtung hat, weil ſie die bei ſo vielen Spaltungen in der Gemeinde mitwirkende Stammeseiferſucht in Thätigkeit zeigt, und die ſpätere Haltung der Koránleſer in weniger auffallendem Lichte erſcheinen läßt. Danach wären die letzteren überhaupt bei den Vorgängen bis zur Wahl der Schiedsrichter wenigſtens nicht in erſter Linie betheiligt geweſen, ſondern Áſch'ath hätte die Empfindlichkeit ſeiner ſüdarabiſchen Landsleute im Heere gegen die in Alís Umgebung zahlreicheren Nordaraber, insbeſondere den Málik, aufgereizt. Dann wären alſo jene einfach im Gefolge ihres Stammgenoſſen gegen Alí und Málik auf den Vorſchlag des Schiedsgerichts eingegangen. Indeß kann man der Einſtimmigkeit der ſonſtigen Ueberlieferung gegenüber nicht ohne Weiteres dieſer abweichenden Auffaſſung beipflichten, ſondern muß, bis etwa neues Material bekannt wird, auf Lichtung des Dunkels verzichten, welches über dieſen Vorgängen liegt.

Würde als Chalife vorgezogen hatte — unter ihnen z. B. jenem Schábath, den wir als einen der heftigſten Gegner Moáwijas kennen gelernt haben (S. 319); ferner einer Menge von Beduinen, alten Mitſtreitern aus den Perſerkriegen, die wenigſtens einen kräftigen Herrſcher verlangten, wenn denn ſchon einmal einer ſein mußte, und denen er durch ſeine ſchwächliche Haltung verächtlich geworden war; endlich aber die Leſer ſelbſt, welche den früher gegen Othmán praktiſch durchgeführten Grundſatz, daß der Chalife durch ungöttlichen Wandel und durch Verſtöße gegen das Schriftwort ſein Amt verwirke, nun zum zweiten Male geltend zu machen, bald auch theoretiſch als Glaubensſatz aufzuſtellen begannen. Da es in der Natur der Sache lag, daß unter den zu gemeinſamem Handeln Verbundenen ſich allmählich eine gewiſſe Ausgleichung der Anſichten vollzog, da außerdem ſowohl den Leſern als den Vertretern des kriegeriſch-freiheitsliebenden Beduinenthums dieſelbe demokratiſche Grundanſchauung, im Gegenſatze zu dem Anſpruche des Chalifen auf unbedingten Gehorſam, eigen war, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß dieſe Leute bald dazu kamen, ſich zu einigen klar formulirten Sätzen zu bekennen, welche ſie als eine religiös-politiſche Secte puritaniſcher Richtung charakteriſiren. „Die Herrſchaft ſoll Gegenſtand der Berathung nach dem Siege ſein, die Huldigung iſt nur Gott ſelbſt darzubringen, befohlen wird gut zu handeln, verboten Unrecht zu thun" das ſollte die Richtſchnur für dieſe folgerichtigen Anhänger der Gemeindeſouveränetät ſein, „keine Entſcheidung außer bei Gott"[1]) war ihr Feldgeſchrei. Vorläufig warteten ſie indeß noch ab, wie ſich Alí ferner zu dem Worte des HErren verhalten würde: er ſtand ihnen immer unendlich viel näher als der weltliche Moáwija und konnte ſich vielleicht noch auf den Pfad Gottes zurückfinden. Als die irakiſchen Truppen Kúfa erreicht hatten, lagerten ſich die Mißvergnügten in Harurá, einem benachbarten Dorfe: man hörte ſie mit koraniſchem Ausdrucke ſagen, ſie hätten ſich von den Ungläubigen durch „Ausziehen auf Gottes Weg" getrennt, daher nannte man ſie dann Cháridſchiten, „Auszüglinge"[2]).

Hat man in den Cháridſchiten die Vertreter des arabiſch-islamiſchen Geiſtes in ſeiner ich möchte ſagen abſtracten Reinheit zu erblicken, ſo war der natürliche Gegenſatz, in welchen ſie zu den perſönlichen Anhängern Alís traten, beſtimmt, auch dieſe zu einer feſten Partei zuſammenwachſen zu laſſen, in welcher bald perſiſch-pantheiſtiſche Vorſtellungen mächtig werden und auf dem kaum unterworfenen Boden des Irák und Oſtperſiens ganz neue religiöſe und nationale Entwicklungen vorbereiten ſollten. „Die Partei Alís", schí'at Alí, nannte man ganz einfach Diejenigen, welche die kräftige Ausübung der Herrſchaft durch den einmal erwählten Chalifen, nicht die Unterwerfung deſſelben unter die Gemeindecontrole der Puritaner, verlangten. Dazu gehörten zunächſt die eigentlichen Getreuen, wie Málik und Keis, dann Solche, welche dem Alí als Vertreter der Familie des Propheten anhingen, wie deſſen Vetter Ibn Abbás und ſeine Angehörigen, ferner aber die Bekenner der Lehre Abdallahs des Sohnes Sſába (oben S. 300), welche ja in einer beſonderen Werthſchätzung der Perſon Alís gipfelte, und endlich eine Anzahl Irakier, die aus Abneigung gegen die Syrer und Moáwija ſich zu deren Hauptgegner hielten. Es iſt begreiflich, daß dieſe schí'a des Chalifen nach Argumenten gegen Diejenigen auswar, welche aus irgend einem Grunde von Alí nichts wiſſen wollten. Nun waren die Perſer, in deren Lande man ja lebte und die, auch abgeſehen von Sklaven und Sklavinnen, jedenfalls die Mehrzahl der Civilbevölkerung in den Städten bildeten,[1] aus der Zeit ihrer Selbſtändigkeit her gewohnt, unter einer alten und feſtgewurzelten Dynaſtie zu ſtehen, und lange vor dem Islám hatte man ſich unter dem Einfluſſe pantheiſtiſcher Ideen, welche von Indien her eindrangen, in weiten Kreiſen der Anſicht zugeneigt, der Scháhanſcháh, der mächtige Großkönig des Reiches, ſei eine Verkörperung des göttlichen Geiſtes,[2] welcher vom Vater auf den Sohn übergehend den Herrſcherſtamm beſeele. So war für einen Perſer ein gewähltes Staatsoberhaupt ein Unſinn, und er konnte ſich, auch nachdem er Muslim geworden, nicht gut vorſtellen, daß er ſeinen legitimen Fürſten außerhalb der Nachkommen des Propheten zu ſuchen habe. Man bemerkt auf den erſten Blick, wie ſehr dieſe Anſchauung ſich denjenigen Arabern empfehlen mußte, welche ihrerſeits aus anderen Motiven zu Alí ſtanden, und wie leicht bei gegebener Gelegenheit Perſerthum und Schí'a mit einander verſchmelzen konnten. Vorläufig ſtanden beide nur mittelbar in Verbindung, waren die Mitglieder der Schí'a, die Schiiten („Parteiler"), nichts weiter als eben „die Partei Alís".

---

[1]) Alſo insbeſondere kein Schiedsgericht weltlich geſinnter Menſchen.

[2]) cháridsch iſt arabiſch und bedeutet „herausgehend, ausziehend," cháridschí „ein zu den Ausziehenden Gehöriger".

Im Augenblick war der Gegenſatz zwiſchen Cháridſchiten und Schiiten noch kaum ſichtbar; befanden ſich doch unter den Erſteren einige der bisher leidenſchaftlichſten Anhänger Alís, und noch hatte auch der Chalife die Hoffnung nicht aufgegeben, die Abtrünnigen zurückzugewinnen. Er ſcheint ihnen verſprochen zu haben, daß er in kurzer Friſt — über den Verlauf des Schiedsgerichtes machte er ſich gewiß längſt keine Illuſionen mehr — den Vertrag zerreißen und wieder gegen Moáwija ziehen werde; jedenfalls kehrten ſie nach einiger Zeit in ihre zuſtändigen Quartiere nach Kúfa zurück. Aber die geheimen Verabredungen müſſen, vermuthlich durch unzeitige Offenheit der conſequenten und allmählich immer rückſichtsloſer werdenden Charidſchiten, unter die Leute gekommen ſein, und um böſes Blut zu vermeiden, ſah ſich Alí genöthigt, ſie öffentlich abzuleugnen. Die Mehrzahl blieb trotzdem; aber der eigentliche Kern der Partei, die ehrlichen Fanatiker der puritaniſchen

---

[1] Wir haben ein poſitives Zeugniß, daß zu Alís Zeit auf dem Markte von Kúfa perſiſch geſprochen wurde.

[2] Es iſt bekannt, eine wie große Rolle die Lehre von der Incarnation, der Menſchwerdung Gottes, in der buddhiſtiſchen Religion ſpielt. Der Lama, der Herrſcher von Tibet, gilt ja noch heute für eine Verkörperung des Höchſten.

Grundſätze, ſchieden ſich jetzt endgiltig von dem Unwürdigen, der nun einmal die Sache Gottes von unheiligen Winkelzügen nicht freizuhalten im Stande war, verließen Kúfa und zogen durch Meſopotamien über den Tigris nach Nachrawán, einem Orte etwas nördlich von dem ſpäteren Bagdad, wo ſie ſich lagerten und ſogar einen eigenen Chalifen in der Perſon des Abdallah Ibn Wachb erwählten (10. Schawwál 37 = 21. März 658). Da ſie indeß vorläufig ſich dort ſtill verhielten, ſo ließ ſie der Chalife gewähren, der eben jetzt auch den Spruch des Schiedsgerichtes zu erwarten hatte. Dem Vertrage gemäß waren Amr und Abu Múßa in Dúmat El-Dſchandal im Ramadán 37 (Februar 658) eingetroffen und hatten ihre Verhandlungen inmitten eines Kreiſes angeſehener Perſönlichkeiten wie des Ibn Abbás, Abdallahs des Sohnes Omars, Abderrachmáns des Sohnes Abu Bekrs, und Anderer begonnen, welche vielleicht an die Möglichkeit dachten, bei der Sache irgend eine Rolle zu ſpielen, nach dem Rechten zu ſehen oder für ſich einen Vortheil zu erhaſchen — eine Vertretung der muslimiſchen Gemeinde, deren Qualität bedenklich gegen den Kreis der alten Mediner abſtach: die hielten ſich zumeiſt bei Seite in dem richtigen Gefühl, daß ſeit Othmáns Tode über ſie zur Tagesordnung übergegangen war. Die Geſpräche zwiſchen Amr und Abu Múßa müſſen ſehr ergötzlicher Natur geweſen ſein; unter dem höflichen Vorwande: „Du biſt älter als ich, gehörſt zu den nächſten Gefährten des Propheten, ſprich doch zuerſt deine Meinung aus“ brachte der Schlaukopf ſeinen minder liſtigen Collegen zum Reden, jeden Augenblick bereit, einzuhaken, wo jener ſich eine Blöße gab. Es iſt nicht recht glaublich, daß Abu Múßa in die Falle, die ihm Amr nachher ſtellte, wiſſentlich, etwa durch Moáwija beſtochen, hineingegangen ſei: dem widerſpricht ſeine ſpätere Handlungsweiſe. Er wollte vor allen Dingen dem Alí heimzahlen, daß er ihn aus ſeinem hohen Poſten in Kúfa verdrängt hatte; darum hatte er ſich gern bereit finden laſſen, den Schiedsrichter zu ſpielen. Ebenſowenig aber war es in ſeinem Sinne, wenn Moáwija Alleinherrſcher wurde, deſſen weltlich-gottloſes Weſen dem alten Genoſſen des Propheten doch auch ärgerlich ſein mußte. So redete er denn mit dem Amr in's Blaue hinein über alle möglichen und unmöglichen Candidaten, die man etwa an die Stelle der beiden Gegner ſetzen könnte; natürlich lag dem Amr nichts an einer Einigung hierüber, wohl aber brachte er den alten Schwätzer endlich dahin, daß er als ſeine endgiltige Anſicht ausſprach, man müſſe ſowohl Alí als Moáwija für des Chalifates unwürdig erklären, die Wahl eines Nachfolgers aber der Gemeinde überlaſſen. Vermuthlich hoffte er dabei wieder einen Einfluß auszuüben, welchen ſeine Eitelkeit als ſelbſtverſtändlich vorausſetzte. Aber die Sache kam anders. Amr war von der Weisheit des Gefährten Mohammeds äußerſt entzückt, und erſuchte ihn, Namens des Schiedsgerichtes ſolche dem verſammelten Volke vorzutragen. Das that er denn: nach einer ſchönen Rede über die Noth der Gemeinde ſprach er es als den einſtimmigen Beſchluß der Schiedsrichter aus, daß beider Prätendenten Anſprüche als nichtig zu betrachten ſeien, und ſchloß dann feierlich: „So erkläre ich denn Alí und Moáwija für der Herrſchaft verluſtig; ihr aber nehmet eurer Befugniß wahr und machet zum Herrſcher über euch, wen ihr für würdig haltet.“ Hierauf beſtieg Amr die Kanzel und ſprach: „Ihr habt gehört, was er geſagt hat und wie er ſeinen Mann der Herrſchaft verluſtig erklärt hat; den erkläre auch ich für abgeſetzt, wie er ihn für abgeſetzt erklärt hat, und beſtätige in ſeiner Würde meinen Mann, den Moáwija, weil er der Verwandte des Othmán und ſein Bluträcher und der ſeiner Nachfolge Würdigſte iſt.“ Man kann ſich die Verblüffung der Zuhörer, den Unwillen der Freunde Alís und ganz beſonders die Empörung des düpirten Abu Múßa denken; er brach in laute Scheltworte über Amrs Hinterliſt aus und warf ihm den Koránvers (7, 175) an den Kopf: „Du biſt einem Hunde vergleichbar, dem die Zunge heraushängt, wenn man auf ihn losfährt, und heraushängt, wenn man ihn in Ruhe läßt.“[1] Amr kannte ſeinen Korán auch, wenn er ſich gleich nicht viel nach ihm richtete, und erwiederte ſchlagfertig wie immer (Sſure 62, 5): „Und du biſt einem Eſel vergleichbar, welcher Bücher trägt.“[2] Leider hatten ſie Beide Recht. Dem Abu Múßa wäre es noch beinahe ſchlecht gegangen; die Syrer wollten ſich ſeiner Perſon verſichern, damit er nicht etwa des an ihm geübten Betruges wegen das ganze Schiedsgericht in Verruf brächte, und mit Mühe nur gelang es ihm, ſich nach Mekka in Sicherheit zu bringen. Damit war er abgethan, in die Oeffentlichkeit iſt er nicht wieder getreten.

Ernſt genommen wurde das Gaukelſpiel von Dúmat, abgeſehen von den officiellen Aeußerungen der Syrer, in der That nirgends; höchſtens benutzten es die Leute von Medina als Vorwand, ſich neutral zu verhalten. Während aber Moáwija ſich an allen Orten ſeiner Provinz als Chalifen huldigen ließ, blieb Alí nichts übrig, als den Feldzug nach Syrien von vorn zu beginnen. Noch einmal ſuchte er die Charidſchiten zurückzugewinnen, indem er ihnen ſchrieb, die Schiedsrichter hätten ihres Amtes nicht nach dem Worte Gottes gewaltet, darum ſei nun Alles in den früheren Stand zurückgekehrt und er bereite ſich vor, gegen den gemeinſamen Feind auszurücken: ſo möchten ſie zur Theilnahme an dem Kriege ſich wieder einſtellen. Es war zu ſpät; ſie hatten ſchon ihren eigenen Chalifen gewählt, und antworteten, von ihrem Standpunkte aus ganz richtig, Alís Eifer gelte nur der eigenen, nicht aber Gottes Sache, und wenn er nicht ſelbſt bezeuge, daß er in Unglauben verfallen geweſen, und wahre Reue kundgebe, müßten ſie ihn auch ferner verwerfen. Damit war natürlich die Sache aus; ſelbſt wenn Alí ſich zu ſolchem kläglichen Geſtändniß hätte herbeilaſſen wollen, durfte er es ſeiner Schí'a wegen nicht, bei denen er ſich damit mehr geſchadet hätte, als ihm die Charidſchiten je nützen konnten. So wollte er ſich denn ohne ſie nach Syrien aufmachen, aber ſeine Leute weigerten ſich ihm zu folgen: man könne nicht das Land verlaſſen, ſo lange die Empörer ihr Weſen darin trieben, die nach dem Abzug der Truppen ungeſtraft jeden Unfug begehen könnten. Wenn wir als Sprecher derjenigen, welche dieſe Anſicht geltend machten, wieder den Áſch'ath Ibn Keis finden, ſo möchte uns die Sache verdächtig vorkommen: immerhin aber ſtimmen alle Nachrichten darin überein, daß in der That die Charidſchiten eben verſuchten, in der Umgegend von Nachrawán ſich weiter auszubreiten und für ihre Lehre Propaganda zu machen. Conſequente Fanatiker die ſie waren, zeigten ſie vom erſten Augenblicke an ſich zu jeder Gewaltthat bereit: wer ihnen in den Weg kam, wurde gezwungen, Othmán und Alí feierlich zu verleugnen und zu verfluchen, oder, weigerte er ſich deſſen, einfach getödtet. Derartiges konnte freilich nicht länger geduldet werden; das bereits zu dem ſyriſchen Feldzuge gerüſtete Heer bog zur Seite ab und lag bald den Empörern bei Nachrawán gegenüber. Die friedlichen Verhandlungen, mit denen Alí es hier wiederum verſuchte, mehr noch der Eindruck ſeiner Uebermacht hatten allerdings zur Folge, daß die Mehrzahl ſich davon machte und in die nächſten Bezirke Perſiens und des Irák ſich zerſtreute; nur 1800 blieben hartnäckig und wurden nach kurzem Kampfe bis auf den letzten Mann vernichtet (9. Sſafar 38 = 17. Juli 658).

---

[1] Vergleichung für einen Menſchen, der in Unglauben und Weltlichkeit verſunken ſich um die Offenbarung ſo wenig kümmert, wie ein Hund, dem vor Mattigkeit und Durſt die Zunge zum Halſe heraushängt, um ſeine Umgebung.

[2] Die Wendung iſt urſprünglich auf die Juden gemünzt, welche in den Büchern Moſis eine göttliche Offenbarung haben, aber ſich um deren wirklichen Sinn nicht kümmern.

So geringfügig das Ereigniß vom rein militäriſchen Standpunkte war, es hat für Alí die bedenklichſten Folgen gehabt. Denjenigen Charidſchiten, welche ſich in die benachbarten Provinzen geflüchtet, war der Märtyrertod ihrer fanatiſchen Genoſſen ein Sporn zu neuen Anſtrengungen „auf dem Wege Gottes“; ſie wühlten nun im Stillen, beſonders unter der Landbevölkerung von Chúſiſtán und Fars,[1] die unter dem Drucke des arabiſchen Steuerſyſtems ohnehin unzufrieden war, und bereiteten eine Entwicklung der Secte vor, welche für ein Jahrhundert und darüber faſt jeder Regierung zu ſchaffen gemacht hat und ſchon im Winter 658/9 (38) auch dem Alí durch eine Reihe von kleineren Aufſtänden im ſüdlichen Irák, Chúſiſtán und Fars läſtig geworden iſt. Zwar gelang es ſeinen Streifſchaaren, die Empörer überall zu Paaren zu treiben, und Sijád, der Sohn der Sſumaija,[2] wußte als Statthalter von Fars mit großer Klugheit die verſchiedenen Anführer gegen einander zu hetzen, zum Theil durch Verſprechungen zu ködern, kurz die Ruhe in verhältnißmäßig kurzer Friſt herzuſtellen (39 = 659) — aber dieſe Vorgänge trugen doch reichlich dazu bei, die Kräfte des Chalifen zu zerſplittern, deren Zuſammenfaſſung es mehr bedurft hätte als je. Denn noch ein verhängnißvolles Nachſpiel hatte der Feldzug von Nachrawán gehabt. Die Leute von Kúfa, in der Mitſommerhitze vor den langen Marſch vom öſtlichen Tigris-

---

1) Fars iſt die Perſis, das alte Stammland der Achämeniden, Chúſiſtán liegt zwiſchen Fars und dem ſüdlichen Irák (vgl. oben S. 243). 2) Von ihm wird ſpäter noch ausführlich die Rede ſein müſſen.

ufer bis nach Syrien geſtellt, erklärten, das Jahr genug gethan zu haben, und waren durch keine Vorſtellungen zum Ausharren bei dem feſtgeplanten und dazu unumgänglich nothwendigen Unternehmen zu bewegen. Vielleicht haben auch hier verrätheriſche Umtriebe mitgewirkt: der Hauptgrund der Unbotmäßigkeit lag doch in der tiefen Erſchütterung von Alis Autorität durch alles Vorhergegangene. So wenig, wie einſt in den Kriegen gegen den Propheten, überlegten ſich die bei aller Kriegstüchtigkeit in politiſcher Beziehung ſtets naiven und gedankenloſen Beduinen, daß einem ſo folgerichtig vorgehenden Feinde wie Moáwija gegenüber eine raſche und gewaltige Anſtrengung nöthig ſei, um nicht jeden Erfolg zu verſcherzen; dem Befehle des Chalifen ohne Widerrede zu gehorchen waren ſie noch weniger geſonnen als früher, alſo unterblieb die letzte That, welche den Alí noch hätte retten können.

Denn ſchon hatte ein anderer großer Verluſt auch das Gleichgewicht der äußeren Machtmittel zu ſeinen Ungunſten verſchoben. Mohammed Ibn Abi Bekr war bei der Uebernahme der Verwaltung von Aegypten (36 = 656) durch ſeinen Vorgänger Keis Ibn Sſá'ad noch beſonders auf die Unſicherheit der Verhältniſſe und auf die Nothwendigkeit behutſamer Schonung der Leute von Charbitá (S. 318) hingewieſen: trotzdem hatte der tapfere und energiſche, aber beſchränkte und eigenſinnige Mann ein paar Tauſend Mann ihnen auf den Hals geſchickt, die aber gründlich geſchlagen wurden. Dieſer Mißerfolg von Alís Statthalter war für Alle, welche in Aegypten heimlich noch zu Amr oder Moáwija hielten, das Signal zu offner Erhebung, durch welche Mohammed arg ins Gedränge kam. Der Chalife ſah, daß jener ſeiner Aufgabe nicht gewachſen war, und ſchickte einige Zeit nach der Schlacht von Sſiffín (37 = 657/8) ſeinen beſten Mann, den Málik El-Aſchtar, nach Aegypten. Unglücklicher Weiſe bekam Moáwija Wind von der Sache; er ließ durch ſeine Anhänger in Aegypten den Steuereinnehmer von Kolſum[1]) durch die Zuſage, daß er Zeit ſeines Lebens die Einkünfte des Ortes für ſich behalten dürfe, beſtechen, daß er dem Málik bei ſeiner Ankunft in dem Orte mit einem Honigtranke Gift einflößte, an welchem der tapfere Krieger elend zu Grunde ging. Gleichzeitig drang Amr von Syrien her in das Land ein, Mohammed wurde nach einer Niederlage ſeines Unterfeldherrn von den meiſten ſeiner Anhänger verlaſſen, auf der Flucht ergriffen und getödtet (38 = 658), nachdem Amr bereits als Sieger in Foſtát eingezogen war. Der alte Fuchs hatte nun ſein Lebensziel erreicht; der Verabredung mit Moáwija gemäß richtete er ſich häuslich in ſeiner Lieblingsprovinz ein, deren Verwaltung er ohne beſondere Zwiſchenfälle bis an ſein Lebensende führte. Seine letzten Jahre wollte er in Ruhe verleben; ſo ließ er ſich, auch nachdem Moáwija überall anerkannt war, auf kriegeriſche Unternehmungen nach dem Weſten nicht mehr ein. Er ſtarb den 1. Schawwál 43 (6. Jan. 664), wie die Ueberlieferung beſagt, mit einem ſchlechten Gewiſſen, das ihm ſeine Zukunft im

---

[1]) Es iſt das alte Klysma, das jetzige Suez.

Jenſeits in ſehr zweifelhaftem Lichte erſcheinen ließ. Reichlich verdient hatte er es: ein begabter, witziger und unendlich verſchlagener Menſch, dabei als Feldherr wenn nicht genial, doch tüchtig und erfolgreich, war er mit allen Hunden gehetzt, hatte nie ein anderes Ziel im Auge als ſeinen perſönlichen Vortheil. Iſt ſomit die Geſchichte ſeines Lebens voll der amüſanteſten Epiſoden, weiß man bei allen Gelegenheiten, wo ſeine ſchlauen Einfälle gegen jede Wahrſcheinlichkeit das Ausſehen der Dinge mit einem Schlage veränderten, ſeinen erfinderiſchen Geiſt und ſeine tiefe Menſchenkenntniß nicht genug zu bewundern, ſo bleibt doch ſein gradezu cyniſcher Egoismus, ſeine gänzliche Unfähigkeit, das Edle und Wahre auf ſich wirken zu laſſen, in hohem Grade anſtößig. Bei alledem iſt er ein ſo merkwürdiges, in ſeiner Art claſſiſches Exemplar eines echten Arabers, daß man ſich doch faſt wie ein Philiſter vorkommt, wenn man ſich verpflichtet glaubt ihn abſcheulich zu finden.

Der Verluſt Aegyptens war ein ſchwerer Schlag für Alí. Abgeſehen von den Einnahmen aus dem reichen Lande hatte Moáwija nun ſeine rechte Flanke frei, und konnte ohne Bedenken ſelbſt zum Angriffe übergehen. Bald erſchienen ſyriſche Streifſchaaren an allen Ecken und Enden, in Meſopotamien, Medina und Mekka; ja ſogar Südarabien wurde bereits von den Truppen Moáwijas beläſtigt. Ueber zwei Jahre lang (38—40 = 658—660) ſchlug man ſich in allen Provinzen herum, Mekka und Medina, deren Bewohner ſich gegen beide Prätendenten gleichgiltig verhielten, wechſelten mehr als einmal den Herrn, und die Grenzdiſtricte litten aufs Schwerſte. Bei alledem hielt Alí ſich gut; ſoweit ſeine Kufier irgend auf die Beine zu bringen waren, ermüdete er nicht, immer neue Expeditionen auszuſenden, und machte in der letzten Zeit in Arabien ſogar nicht unweſentliche Fortſchritte. Da fielen eines Freitags, den 15. Ramadán 40 (22. Jan. 661), als der Chalife grade auf dem Wege zum Gottesdienſte in der Moſchee von Kúfa war, drei Charidſchiten[1])

---

1) Auf Grund einer Aeußerung in dem Trauergedichte eines der treueſten Anhänger Alís in Verbindung mit der Notiz eines gleichzeitigen ſyriſchen Chroniſten ſcheint Ranke (Weltgeſch. V, 1, 170) zweifelhaft zu ſein, ob nicht Moáwija den Mörder gedungen haben möge. Ich glaube doch nicht: natürlich freuten ſich die Omaijaden ganz offen über die That, und ſo mochte ein Dichter leicht in ſeiner Erbitterung von Mitſchuld ſprechen, wo er dieſelbe vielleicht nur argwöhnte. Der Syrer ſtand den Ereigniſſen aber fern. Zuzutrauen wäre der Mord dem Moáwija ſchon; hätte er ihn aber, wie den Aſchtars, wirklich auf dem Gewiſſen, ſo würde die Ueberlieferung, die ihm alles mögliche Schlechte nachzuſagen weiß, ganz gewiß ihm die Schuld beigemeſſen haben. Nun aber bezeichnet ſie ohne jede Widerrede den Ibn Muldſcham als einen Charidſchiten; das muß er alſo notoriſch geweſen ſein. Sagenhafte Ausſchmückung wird es dagegen allerdings ſein, wenn berichtet wird, daß Ibn Muldſcham ſich mit zwei Andern verſchworen habe, die Böſewichter Alí, Moáwija und Amr, deren Ehrgeiz die islamiſche Gemeinde zerrütte, alle drei an demſelben Tage umzubringen, ein Anſchlag, welchem die beiden Andern durch Zufälle entronnen ſein ſollen.

mit Schwertern über ihn her, und einer von ihnen, Ibn Muldſcham, brachte ihm eine tödtliche Schädelwunde bei, an welcher er zwei Tage ſpäter (Sonntag, 17. Ramadán 40 = 24. Jan. 661) ſtarb, ein Opfer ſeines Herrſcheramtes, wie ſeine beiden Vorgänger.

Ali iſt in Allem das grade Gegentheil ſeiner beiden Feinde Amr und Moáwija geweſen. Ein aufrichtiger Muslim, ein Anhänger und Freund von nie wankender Treue für den Propheten, eine ehrliche, wie es ſcheint enthuſiaſtiſche Natur, ein begabter Dichter und Redner, ein Krieger von gefürchteter Tapferkeit hat er grade das nicht beſeſſen, was ſeine Zeit von ihm forderte: kräftiges Herrſchertalent und politiſche Einſicht. Was aber das Schlimmſte war: dem kühnen Degen, der ein Thurm war in der Schlacht, fehlte an jedem andern Orte ſelbſt das gewöhnliche Maß von Entſchloſſenheit, und wie er, ſo lange ſie lebte, dem Einfluſſe ſeiner Gemahlin Fátime, der Tochter des Propheten, untergeben war, ſo hat er es auch ſpäter zu keiner inneren Selbſtändigkeit gebracht. So iſt es gekommen, daß er den verhängnißvollen Fehler ſeines Lebens, der einen Schatten auf ſeine übrigens durchaus anſtändige Geſinnung wirft, die Zulaſſung der Ermordung Othmáns, bitter hat büßen müſſen. Indem er die Pflicht der Treue gegen ſeinen unglücklichen Schwager, der ein ſchlechter Regent, aber ſeit empfangener Huldigung immer ſein legitimer Oberherr war, zu wahren unterließ, begab er ſich auf das unreine und ſchlüpfrige Feld der weltlichen Politik, auf welchem ſeine einfache Poeten- und Soldatennatur Leuten wie Amr und Moáwija gegenüber nicht Stand halten konnte. Da war er nur ein halber Menſch, und nichts als Halbheiten hat er ſeitdem ausgeführt. Aber es iſt, als hätte er durch ſeinen traurigen Untergang ſeine Schuld geſühnt. Die folgende Entwicklung der islamiſchen Geſchichte hat es gefügt, daß ſeine Geſtalt bis auf den heutigen Tag für jeden Muslim wie von einem ſonnigen Schimmer verklärt daſteht. Wie Niemand an ſein unſchönes Aeußere[1]) mehr denkt, ſo iſt ſein Antheil an dem Unglück Othmáns längſt vergeſſen. In allen mohammedaniſchen Landen preiſt man ihn als Helden, Dichter und Weiſen; da ſeine eigenen Gedichte und Sprüche meiſt verſchollen ſind, hat man ihm neue in großer Zahl beigelegt, die ſich der größten Beliebtheit erfreuen — ja die eine Hälfte der islamiſchen Gemeinde verehrt in ihm, faſt mehr noch als in dem Propheten ſelbſt, den heiligen Märtyrer von fleckenloſer Reinheit und höchſtem Seelenadel, den grade idealiſtiſch veranlagte Völker als ſozuſagen ſinnlichen Träger ihrer höchſten religiöſen Empfindungen ſich zu ſchaffen pflegen. Sein glücklicher Nebenbuhler hat mit Liſt und Klugheit ein großes Weltreich ſich unterthan gemacht und es mit bewußter Herrſchermacht und überlegenem Verſtande weit beſſer regiert, als Ali jemals im Stande geweſen wäre: aber in den Augen der von Moáwijas Arabern zertretenen Perſer iſt eben dadurch ſein Gegner zum edelſten der Menſchen verklärt, ſein eigner Name zum Fluch geworden. So bleibt der letzte der legitimen Chalifen, mit welchem die patriarchaliſche Epoche des Islâms ſchließt, doch als Alles beherrſchende Geſtalt im Vordergrunde des neuen Zeitalters ſtehen, welches beſtimmt iſt, Volk und Religion der Araber durch die Wechſelwirkungen äußeren Zuſammentreffens mit fremden, insbeſondere perſiſchen Elementen und innerer Strömungen in ungeahnter Weiſe fortzuentwickeln.

---

[1]) Er war, wie merkwürdiger Weiſe ſein Gegner Moáwija auch, trotz ſeiner kriegeriſchen Gewandtheit faſt unförmlich dick.

Drittes Buch.

Die Omaijaden.

Erſtes Capitel.

Moáwija.

Alís Tod fuhr zwiſchen die Krieger des Irák wie ein Blitzſtrahl, der mit einem Schlage die ganze Umgebung erleuchtet und zu den Füßen der Schauenden einen Abgrund enthüllt. Die längſt vorhandene, aber der Läſſigkeit und dem Unbedacht wie in weiter Ferne erſcheinende Gefahr der Unterwerfung unter die verhaßten Syrer erſchien jetzt auf einmal den Männern von Kúfa in unheimlicher Nähe, und nicht ohne Reue konnten ſie der Unbotmäßigkeit und des Eigenſinns gedenken, durch welche ſie den tapferen Chalifen um den Erfolg ſeiner Anſtrengungen gebracht, ſeinem Todfeinde ungewollte, aber wirkſame Unterſtützung geliehen. Nun waren ſie mit einem Male da: die ganzen 40 000, die Alí im Augenblicke ſeines Todes unter ſeinem getreuen Keis Ibn Sſá'ad zuſammengebracht hatte, brannten vor Kriegsluſt, um ſo mehr, als neue Heerhaufen Moáwijas bereits in Meſopotamien einzufallen drohten, und dieſe aufzuhalten in der That die höchſte Zeit war. Hatten aber früher dem Herrſcher die Truppen ſich verſagt, ſo fehlte jetzt den Truppen der Herrſcher. Alí hatte zwei Söhne von der Tochter des Propheten, El-Haßan und El-Hußein, dazu noch eine ganze Anzahl Kinder von anderen Frauen hinterlaſſen. Haßan war der älteſte, ihm huldigte das Heer ſofort nach dem Heimgange ſeines Vaters. Aber er war ein charakterloſer Menſch von der Sorte, bei welcher eine übertriebene Frömmigkeit mit Trägheit und vor Allem Sinnlichkeit Hand in Hand geht: El-Mitlák „der Eheſcheider" war ſein Spitzname, weil er mit den geſetzlichen vier Frauen nur auskam, indem er ſich alle Augenblicke von einer oder der anderen ſchied und eine neue heirathete. Er ſoll es auf dieſe Weiſe im Ganzen auf etwa 70 Frauen gebracht haben; jedenfalls waren Gebet und Harem die einzigen Dinge, welche für ihn Wichtigkeit beſaßen. So iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er gleich, nachdem er die Huldigung empfangen, Verhandlungen mit Moáwija angeknüpft hat: es heißt, daß er ihm einen Brief mit Angabe der Bedingungen, unter welchen er auf das Chalifat zu ſeinen Gunſten zu verzichten bereit war, geſandt habe, während Moáwija gleichzeitig ein im Voraus mit ſeiner Unterſchrift verſehenes weißes Blatt ihm zuſtellen ließ, auf welchem er ſeine Forderungen nach Belieben verzeichnen ſollte. Beide Schriftſtücke erreichten ihre Adreſſe; während aber Haßan nicht zögerte, den Blancowechſel mit dem dreifachen Betrage ſeiner erſten Anſprüche auszufüllen, weigerte ſich Moáwija nachher, mehr zu geben, als jener anfänglich verlangt hatte. Haßan mußte ſich beruhigen, konnte es auch, da er fünf Millionen Dirhems und dazu noch ein ſtattliches Jahrgeld, nebenbei auch Sicherheit für Leben und Eigenthum der Seinigen erhielt. Noch im Laufe dieſer Verhandlungen waren die Syrer in das Irák eingerückt, während Haßan gleich im Anfang mit den Truppen Kúfa verlaſſen, den Euphrat und Tigris überſchritten und ſich bis Madáïn zurückgezogen hatte; um das Heer nicht zu früh argwöhniſch zu machen, ſchickte er nun den Keis mit 12 000 Mann den herannahenden Syrern entgegen, zögerte aber ſelbſt mit dem größeren Theile des Heeres nachzurücken, ſo daß jener bei Meskin, etwa zehn Meilen nordweſtlich von Madáïn, allein gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht der Gegner das Feld nicht halten konnte. Inzwiſchen verbreitete ſich im Lager das Gerücht, er ſei geſchlagen und getödtet; der Unwille der Krieger wandte ſich gegen den unmännlichen Scheinherrſcher, man plünderte ſein Zelt und er mußte eilends in die Stadt fliehen. Das führerloſe Heer zerſtreute ſich, Keis mußte bald darauf (Anfang 41 = 661) ebenfalls den Widerſtand aufgeben — wofür ſich der Tapfere aber trotz glänzender Anerbietungen Moáwijas nicht bezahlen ließ — und ſo befand ſich nach einem kurzen und unblutigen Feldzuge das ganze Irák in den Händen der Syrer. Haßan und Hußein gingen von Kúfa, wo ſie durch ihre Gegenwart die ihres Vaters Todfeinde widerwillig dargebrachte Huldigung des Volkes hatten beſtätigen müſſen, nach Medina zurück, wo Haßan bis zu ſeinem wahrſcheinlich im J. 49 (669) erfolgten Tode[1]) ein beſchauliches und abgeſehen von der Entfaltung einer vielgerühmten Wohlthätigkeit zweckloſes Daſein geführt hat, während ſein Bruder, von Natur thatkräftiger und unternehmender, immerhin auch nichts weiter thun konnte als abzuwarten, ob noch einmal auch ſeine Zeit zu kommen beſtimmt ſei.

Danach ſah es nun freilich für lange Jahre nicht aus. Moáwija (reg. 41—60 = 661—680), der jetzt überall ohne Widerſtand als Chalife anerkannt wurde, wußte mit Feſtigkeit und Klugheit bald ſeine Herrſchaft ſicher zu begründen. Sein Grundſatz war, für ſeine Freunde Alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtand, ſeine Feinde, wenn es gehen wollte, gütlich für

---

1) Es iſt eine weit verbreitete Ueberlieferung, daß ihn Moáwija habe vergiften laſſen; aber ſie iſt jedenfalls unrichtig und entſtammt wieder nur dem Beſtreben, den Omaijaden alles mögliche Böſe nachzuſagen. Nicht allein, daß Moáwija von dem Tode des gänzlich bedeutungsloſen Haßan keinerlei Gewinn erwarten konnte, im Gegentheil, er mußte ihm höchſt unangenehm ſein, da nun die Führung in der Familie des Propheten auf den Hußein überging, von dem Moáwija, wie ſeine ſpätere Handlungsweiſe zeigt, ganz genau wußte, wie wenig Gutes er ſich von ihm zu verſehen hatte.

ſich zu gewinnen, im andern Falle rückſichtslos und mit allen Mitteln zu bekämpfen bis zur Vernichtung. Er iſt ein claſſiſcher Vertreter jener Regierungsmethode, deren Verfahren man mit den Worten „Zuckerbrod und Peitſche“ charakteriſirt hat, einer Methode, mit welcher man unter Umſtänden ſchon im Abendlande recht hübſche Reſultate erzielt, die aber im Orient nach den bisherigen Erfahrungen die einzig wirkſame iſt. Zunächſt baute er nach Möglichkeit allen Leuten goldene Brücken, die ihrer irgend bedurften. Alis Vetter und langjähriger, wenn auch zuletzt verſtimmt geweſener Freund Ibn Abbás wurde unbehelligt im Beſitze erheblicher Staatsgelder gelaſſen, die er ſich kurz vor Alis Tode angeeignet; Mogíra Ibn Schó'oba, der ſeit Othmáns Ermordung abſeits geſtanden hatte, nahm jetzt gern die Statthalterſchaft von Kúfa; und ſogar Alis Statthalter von Fars, Sijád, wurde bald nachher für den neuen Chalifen gewonnen. Er hatte anfänglich die Huldigung geweigert und ſogar durch einige ſeiner Söhne mit Hilfe der Charidſchiten in Baſsra einen Aufſtand erregen laſſen; der war indeſs von Moáwijas Feldherrn Busr Ibn Artá niedergeſchlagen und Sijáds Söhne dabei gefangen genommen worden. Der kluge Chalife hielt dies für eine gute Gelegenheit auf Sijád zu wirken; er verbot dem Busr, jene zu tödten, und beauftragte den Mogíra im J. 42 (662), perſönlich mit ihrem Vater zu verhandeln und durch einige Conceſſionen ſeinen Uebertritt zu erreichen. Mogíra war längſt mit dem Sijád befreundet, der ihn ſchon im J. 17 (638) unter Omar bei einem ſehr üblen Skandalproceſs durch ein zweideutiges Zeugniſs vor harter Strafe bewahrt hatte; ſie waren Einer wie der Andere Menſchen von zweifelhafter Moral, aber ſchlau und in der Verwaltung ungewöhnlich brauchbar. Sie beſprachen ſich zunächſt in Fars, wohin Mogíra ſich begeben hatte; dann aber machte Sijád ſich auf den Weg nach Damaskus, und während Moáwija bisher von der Weiſe, wie der Statthalter unter Alí mit den Staatsgeldern verfahren war, ſich wenig erbaut gezeigt hatte, beſtätigte er jetzt die Rechnungen, welche ihm vorgelegt wurden, mit dem Complimente: „Du biſt der zuverläſſigſte aller unſerer Stellvertreter.“ Was aber eigentlich zwiſchen dem liſtigen Chalifen und dem womöglich noch liſtigeren Sijád verabredet worden war, das wird uns nicht berichtet, läſst ſich freilich mit Leichtigkeit aus den folgenden Ereigniſſen ſchließen. Im J. 45 (665) erhielt Sijád zu Fars die Verwaltung Baſsras, der perſiſchen Oſtprovinzen und der arabiſchen Küſte des perſiſchen Meerbuſens hinzu, im J. 50 (670) auch noch die von Kúfa, d. h. die oberſte Leitung ſämmtlicher Gebiete öſtlich der ſyriſchen Wüſte, und endlich im J. 53 durfte der Statthalter dem Chalifen ſogar ſchreiben: „In meiner Rechten halte ich für dich das Irák, aber meine Linke iſt leer; gieb ihr auch zu thun mit dem Hidſcháſ“ — ohne daſs Moáwija Bedenken trug, auch dies zu gewähren. Noch auffallender iſt es, daſs ſchon im J. 44 (664) Sijád officiell als Bruder Moáwijas anerkannt wurde. Das iſt eine ſehr dunkle Geſchichte. Sijád's Mutter Sſumaija war eine Sklavin geweſen, nach Einigen mit einem Sklaven Obeid verheirathet, nach Anderen ledig; jedenfalls pflegte man ihn nicht Sijád Ibn Obeid zu nennen, ſondern Sijád Ibn Sſumaija oder Sijád Ibn Abíhi, d. h. „Sijád ſeines Vaters Sohn“. Jetzt fanden ſich auf einmal ein Kneipwirth aus Taïf und einige andere Leute mäßiger Reſpectabilität, welche bezeugten, daß Abu Sſofján ſein Vater ſei. Da er jedenfalls nicht in deſſen Hauſe geboren war, ſo blieb nach dem koraniſchen Geſetze die Anerkennung der Vaterſchaft unter allen Umſtänden unmöglich; obwohl aber Moáwija des lieben Volkes wegen alle Tage ſein Capitel im heiligen Buche las, Freitags in der großen Moſchee von Damaskus vorbetete und auch als Chalife einmal die Wallfahrt nach Mekka vollzog, kehrte er ſich doch an den Wortlaut der Schrift wenig, und ſo kam es ihm nicht darauf an, auch gegen das Geſetz ſich dieſen neuen Bruder zuzulegen. Fragen wir aber nach dem Sinne einer ſo ungewöhnlichen verſpäteten Anerkennung, ſo kann darin, wie längſt vermuthet worden iſt, kaum etwas Anderes, als die Abſicht Moáwijas liegen, in einer oder der andern Form dem Sijád die Anwartſchaft auf die Nachfolge im Chalifat, mindeſtens auf eine dauernde Mitregierung zu geben. Da Sijád bereits im J. 53 (673), alſo lange vor Moáwija, ſtarb, ſo iſt der Fall, welchem das Verſprechen gegolten haben kann, nicht eingetreten, und es iſt natürlich überflüſſig, ſich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob der Chalife es damit ernſt gemeint, oder wie er ſich die Ausführung gedacht hat.

In jedem Falle überließ Moáwija ſeinem ſogenannten Bruder ſeit dem J. 50 (670) die ganze Oſthälfte des Reiches zu vollkommen unabhängiger Verwaltung, nachdem er ſich vorher ſchon in Baßra auf das Glänzendſte bewährt hatte. Der Poſten war bei Weitem der ſchwierigſte des ganzen Reiches. In Kúfa hatte man von den zahlreichen Anhängern Alis vorläufig doch nicht viel zu befürchten, ſo lange Haßan, das officielle Haupt der Familie des Propheten, in Frieden mit der Regierung lebte; aber in Baßra, dem ganzen ſüdlichen Irák und Chúſiſtán trieben die Charidſchiten ihr Weſen, welchen Moáwija mit ſeiner entſchieden weltlichen Geſinnung natürlich noch bei Weitem ärgerlicher war als früher Alí. Die erſten beiden Statthalter, die zwiſchen 41 und 45 (Mai 661 — März 665) dort regierten, vermochten den rebelliſchen Geiſt nicht zu dämpfen; die einzelnen Aufſtände der Puritaner wurden zwar niedergeſchlagen, aber ſie wiederholten ſich alle Augenblicke und drohten beſonders im J. 43 (663) einen bedenklichen Umfang anzunehmen. Sijád, der im J. 45 (665) nach Baßra kam, beſchloß ſofort durchzugreifen. Eine Reihe ſtrenger Verordnungen, zu deren Durchführung ein beſonderes Corps von 4000 Polizeiſoldaten geſchaffen wurde, ſollten zunächſt die ſogar in der Stadt ſelbſt arg gefährdete öffentliche Sicherheit wieder herſtellen. Zum erſten Mal ſah der freie Araber ſich durch Maßregeln beſchränkt, wie das Verbot, überhaupt nach Sonnenuntergang noch ſich auf den Straßen blicken zu laſſen: es ſtand der Tod darauf, und mit ſolcher Rückſichtsloſigkeit führte Sijád ſeine Maßregeln durch, daß er einen armen Beduinen, der in Unkenntniß des Geſetzes eines Abends ſpät mit Schlachtvieh in die Stadt getrieben kam, ruhig köpfen ließ: er glaube ihm, daß er die Wahrheit rede, aber in ſeiner Hinrichtung beruhe die Sicherheit des ganzen Volkes. Wo ſich die Charidſchiten auf dem Lande blicken ließen, wurde ſofort auf das Energiſchſte eingegriffen, jeder Widerſtand mit der äußerſten Härte unterdrückt. Wir dürfen nun freilich nicht Alles unbeſehen glauben, was die ſpäteren Geſchichtſchreiber von Sijád, aus dem ſie einen wahren Teufel in Menſchengeſtalt gemacht haben, zu erzählen wiſſen: auch hier liegt das Beſtreben auf der Hand, Alles was durch und für die Omaijaden geſchieht, in möglichſt ungünſtigem Lichte darzuſtellen, und umgekehrt Jeden, der ſich gegen ihre Herrſchaft empört, als unſchuldigen Märtyrer zu feiern. Keine Regierung konnte in der That die offene Verkündigung von Grundſätzen dulden, welche jede feſte Staatsordnung zu untergraben geeignet waren; und wenn die Mittel, deren Sijád ſich bediente, oder vielmehr das eine unabläſſig angewandte Mittel des Köpfens in einer Ausdehnung angewandt wurde, wie man ſie vorher nicht gewohnt geweſen war, ſo lag das ſchließlich hauptſächlich doch darin, daß ſeit dem Untergange Alis und dem Siege der weltlichen Partei die patriarchaliſche Regierungsweiſe der erſten Chalifen unmöglich geworden war. Eine von beiden Richtungen mußte jetzt herrſchen, die andere ſich unterordnen oder der Vernichtung anheimfallen. Während alſo Moáwija inmitten ſeiner Syrer die alte cordiale Art des Umganges mit den Häuptlingen ſeiner Getreuen beibehalten konnte, mußte überall da, wo die Anhänger der Omaijaden ſich in der Minderheit befanden, an die Stelle des freiwilligen Gehorſams gläubiger Muslime die erzwungene Unterordnung unter die weltliche Macht der Staatsregierung treten. Die Muſter der hierfür zu treffenden Einrichtungen hatte Sijád als Statthalter von Fars bei den Perſern kennen zu lernen Gelegenheit gefunden. Die arabiſchen Schriftſteller heben es beſonders hervor, daß er der Erſte geweſen iſt, der vor ſich Trabanten mit Spießen und Sceptern einhermarſchiren und ſich von einer Leibwache umgeben ließ: das iſt das Auftreten einer beginnenden Nachahmung des alten aſiatiſchen Despotismus, deſſen Gewohnheiten in den perſiſchen Stammlanden noch wohlbekannt, zum Theil auch nach dem Einfall der Araber kaum jemals außer Uebung gekommen waren. Es wiederholt ſich das in der Geſchichte ſo häufige Schauſpiel, daß unciviliſirte Eroberer ſich unvermeidlich einer höheren Cultur der von ihnen Beſiegten anzubequemen, ſie mit ihren Vorzügen und Schattenſeiten allmählich aufzunehmen haben: um eine von den Streitigkeiten der Parteien unberührte ſtaatliche Ordnung zu gewinnen, fand man keinen Rath, als in der Entlehnung perſiſcher Einrichtungen, welchen das koſtbarſte Gut des Arabers, die Freiheit, geopfert werden mußte. Wir kennen die Art der Beduinen, das bei den Leuten von Baßra und Kúfa noch zu weiterer Höhe geſteigerte Selbſtgefühl des unabhängigen Kriegers, und dürfen keinen Augenblick verkennen, daß, *wenn* einmal die, ich möchte ſagen mechaniſche, Ordnung eines nicht hiſtoriſch entwickelten, ſondern aus Gründen politiſcher Nothwendigkeit von Außen entlehnten Staatsweſens hier durchgeführt werden ſollte, dies nur durch ein Regiment rückſichtsloſer Strenge geſchehen konnte. Freilich verſtand es ſich von ſelbſt, daß unter einem ſolchen die Erbitterung der Irakier gegen den ſtaatlichen Zwang zu einer Stärke anwuchs, die bei jeder Gelegenheit zu den gefährlichſten Ausbrüchen führte; aber zu beklagen waren aus dieſem Grunde die Leute doch kaum, welche ſeit Omars Zeiten täglich bewieſen hatten, daß ſie einer patriarchaliſchen Regierung zu gehorchen nicht geſonnen waren, und die obendrein ſoeben nach dem unvernünftigen Grundſatze verfahren zu ſein ſchienen, daß es dem Alí ganz recht war, wenn ſie unter ſyriſche Herrſchaft kamen: warum verſtand er es nicht, ihnen Disciplin beizubringen? Wenn alſo die ſpäteren Berichte voll ſind von allerhand Geſchichten, welche die Grauſamkeit und den Blutdurſt des Sijád Jedermann zum abſcheulichen Exempel abzuſchildern beſtimmt ſind, ſo thun wir gut, uns an die Wirkungen ſeiner Herrſchaft zu halten, welche dieſelben Schriftſteller doch gleichzeitig nicht verſchwiegen haben. „Er war der Erſte,“ heißt es, „der die Regierungsgewalt feſtigte, dem Moáwija die Herrſchaft ſicherte und die Leute zum Gehorſam zwang, indem er Strafen anordnete, das Schwert entblößte, nach Argwohn zupackte und auf Verdacht hin ſtrafte; ſo fürchteten ihn die Leute in ſeiner Regierung auf's Aeußerſte, bis Jeder vor dem Andern in dem Grade ſicher war, daß, wenn irgend ein Mann oder eine Frau etwas verlor, Niemand es anrührte, bis der Beſitzer wieder dazu kam und es aufhob, und daß einzelne Frauen die Nacht zubringen konnten, ohne die Thüre hinter ſich zu verſchließen.“ Und er ſelbſt, heißt es, berühmte ſich ſpäter: „Wenn zwiſchen hier und Choraßán ein Strick verloren geht, ſo weiß ich's, wenn einer ihn aufhebt.“ Er war eben ein Mann der Ordnung um jeden Preis: als eines Tages die beiden Befehlshaber ſeiner Polizeimannſchaften, mit ihren Spießen vor ihm einhergehend, ſich im Scherz zu zerren anfingen, mußte der eine ſofort ſeine Waffe abliefern und blieb ſeines Amtes entſetzt. — In Folge des Ueberganges der ganzen irakiſchen Provinzen in ſeine Verwaltung verlegte er im J. 50 (670) ſeine Reſidenz nach Kúfa. Gleich nach ſeiner Ankunft verſammelte er, ſo wird erzählt, die Gemeinde in der Moſchee, wie das in ſolchem Falle üblich war, beſtieg die Kanzel und ſprach nach dem gebührenden Preiſe Gottes folgendermaßen: „Dieſe Sache iſt an mich gekommen, während ich in Baßra war, und ich gedachte mich zu euch in der Mitte von 2000 baßriſchen Polizeiſoldaten zu begeben; dann aber beſann ich mich, daß ihr ordentliche Leute ſeid, und daß die Ordnung bei euch längſt alles Ungehörige beſeitigt hat; ſo bin ich denn zu euch nur mit meinen Hausleuten gekommen und danke Gott, daß er mich hat aufheben wollen, während die Menſchen mich bei Seite thaten, und mich hat behalten wollen, während ſie mich vernachläſſigten“ und ſo ging es weiter bis zum Ende der Predigt: da warfen einige Mißvergnügte mit Steinen gegen die Kanzel. Er ſetzte ſich nieder, bis ſie abließen; dann rief er einige von ſeinen Leuten, die mußten die Thüren der Moſchee beſetzen, während er der Gemeinde zurief: „Ein Jeder von euch faßt jetzt ſeinen Nebenmann während des Gebetes bei der Hand, und Keiner ſagt mir „ich weiß nicht, wer mein Nebenmann geweſen iſt!““

Auf ſeinen Befehl wurde nun ein Seſſel für ihn an die Thüre der Moſchee geſtellt, und je vier und vier mußten herantreten und bei Allah ſchwören, daß Keiner von ihnen mitgeworfen habe. Wer das that, konnte gehen, wer nicht, wurde gefeſſelt und auf die Seite geſtellt, bis ihrer dreißig etwa beiſammen waren: denen ließ er auf der Stelle die Hände abſchlagen. „Ja, bei Gott,“ fügt der Augenzeuge, auf welchen dieſe Erzählung zurückgeht, hinzu, „wir wagten ihm nie mit einer Lüge zu kommen, und nie hat er uns etwas angekündigt, ſei es Gutes oder Böſes, das er nicht gethan hätte.“ Man ſieht, es war ein ganzer Mann, dieſer Sijád, der wußte was er wollte und ſeine ganze Perſönlichkeit einſetzte, durchzuführen, was er begonnen hatte. Wie in Baßra die Charidſchiten, ſo wurden nun in Kúfa die Schiiten unſchädlich gemacht, deren Zunahme allmählich doch Bedenken erregen mußte: wer in den Verdacht der heimlichen Anhängerſchaft an die Familie Alís kam, wurde verhaftet und hatte nur die Wahl, den Alí zu verfluchen oder zu ſterben. — Ausdrücklich wird indeß überliefert, daß er an den beiden Orten, welche den Schauplatz ſolcher Verfolgungen bildeten, erſt zur Strenge griff, wenn gütliche Ueberredung fruchtlos blieb. Wir wiſſen, daß er diejenigen Charidſchiten, welche in ihren Ueberzeugungen gemäßigt blieben und ſich der Omaijadenherrſchaft gutwillig unterordneten, durchweg unbehelligt ließ, ja ſogar kein Bedenken trug, ihnen Verwaltungspoſten zu übertragen; und ebenſo ſteht es feſt, daß er gegen die Schiiten in Kúfa erſt vorging, als ſie trotz ſeiner Warnung und freundlichen Ermahnung von ihren Conventikeln, in denen gegen die beſtehende Ordnung gehetzt wurde, nicht laſſen wollten.

In jedem Falle waren die Ergebniſſe ſeiner Regierung ganz ausgezeichnet. Es iſt nicht blos die muſterhafte Ordnung und Sicherheit in den Hauptſtädten wie in den Provinzen, welche erfreulich gegen die frühere Zuchtloſigkeit abſticht; auch die Finanzverwaltung, die unter Alí in arge Verwirrung gerathen war, ſtellte er her, und daß ſeine Herrſcherkunſt nicht im Säbel aufging, zeigen die von ſehr weitſichtiger politiſcher Ueberlegung eingegebenen Verſuche, durch Begünſtigung aller gemäßigten Elemente zwiſchen den extremen Parteien eine mittlere Richtung in Fluß zu bringen, deren Anhänger ſich allmählich zu einer feſten Stütze für die Regierung einigen konnten. Zunächſt gingen unter dem kräftigen Drucke ſeiner Polizeimaßregeln die Charidſchiten in zwei Bruchtheile auseinander: neben den folgerichtigen Fanatikern, welchen alle nicht zu der Secte gehörigen Muslime ſchlimmere und verdammenswerthere Ungläubige waren als Juden oder Chriſten, und die nur der Gewalt zu weichen entſchloſſen waren, fingen doch allmählich an, verſtändigere Leute ſich zu finden, die zwar an der puritaniſchen Lehre von der Abſetzbarkeit eines gottloſen Chalifen feſthielten, aber doch zugaben, daß nicht jeder im übrigen rechtgläubige Muslim ſchon durch die Leugnung dieſes Satzes der Verdammniß anheimfalle und als Götzendiener im heiligen Kriege bekämpft werden müſſe. Solche Mildergeſinnten konnten ſich dazu verſtehen, friedlich unter den übrigen Muslimen fortzuleben und mit ihnen zu verkehren, was die Extremen auf das Nachdrücklichſte verworfen. Noch wichtiger, als die Herbeiführung dieſer Meinungsverſchiedenheit unter den Charidſchiten und die nachſichtige Duldung der Gemäßigten, war es aber, daß Sijád ernſtliche Anſtalten machte, die in den anderen Provinzen den Omaijaden feindlichen Altgläubigen von der Art der Mediner hier für die Regierung zu gewinnen. Was von Gefährten des Propheten und ſonſtigen Frommen außer Charidſchiten und Schiiten in Baßra und Kúfa noch lebte, war ſicher, bei dem Statthalter nicht blos den äußerſten Reſpect, ſondern auch die bereitwilligſte Förderung aller perſönlichen Intereſſen zu finden. Charakteriſtiſch iſt in dieſer Beziehung folgende Geſchichte. Sijád befahl eines Tages ſeinem Kämmerer: „Rufe mir den Hakam" — er meinte den Hakam Ibn Abi 'l-Áßi, den Bruder eines vom Propheten ſehr bevorzugten Mannes von den Thakíf, der früher Unterſtatthalter in Táïf geweſen, dann nach Baßra gezogen war. Der Kämmerer aber glaubte, daß es ſich um Hakam Ibn Amr vom Stamme Gifár handele, einen noch angeſeheneren Gefährten des Geſandten Gottes, der bei Lebzeiten deſſelben faſt immer in ſeiner Umgebung geweſen war, und brachte dieſen zu Sijád hinein. Der empfing ihn mit verbindlichem Compliment als „anſehnlichen und durch die Genoſſenſchaft des Boten Gottes ausgezeichneten Mann" und verlieh ihm den ſeinem Namensvetter zugedacht geweſenen bedeutenden Poſten des Statthalters von Choraßán mit den Worten „Ich hatte dich nicht gemeint, aber Allah hat dich gemeint." Auch ſonſt vergab er die höheren Beamtenſtellen mit Vorliebe an die Gefährten des Propheten, und wir hören nirgends, daß er Grund gehabt hätte, mit ihrer Thätigkeit unzufrieden zu ſein. Freilich konnten ſelbſt den Omaijaden abgeneigte Männer hier auf perſiſchem Boden einſehen lernen, daß es unter allen Umſtänden eine Thorheit blieb, Arabiens Kräfte im Bürgerkriege zu verzetteln, ſo lange die Perſer noch mit Ungeduld das Joch der Eroberer trugen. So kam es, daß in Baßra und Kúfa die Altgläubigen beſonders im Gegenſatze zu Alís Schí'a allmählich anfingen, ſich der ſyriſchen Centralregierung weniger entfremdet zu fühlen, und umgekehrt veranlaßte ihre Stellung als Hauptvertreter der arabiſchen Herrſchaft auf dem perſiſchen Boden wieder den Hof von Damaskus, ſie mit möglichſter Schonung zu behandeln. Als daher in den ſpäteren Bürgerkriegen der tiefgewurzelte Haß zwiſchen Syrien und Medina ſchließlich zur gewaltſamen Erſtürmung der Stadt des Propheten und zur Vernichtung ihrer Einwohnerſchaft führte, war im Irák bereits ein neuer Mittelpunkt für die frommen Männer gewonnen, welche durch die Sammlung und Fortpflanzung der Nachrichten über Leben und Aeußerungen des Propheten die Anfänge der theologiſchen und überhaupt der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen im Islám vorbereiteten: damit aber wurde eine geiſtige Entwicklung möglich, die aus den uns ſchon bekannten Gründen (S. 295) grade hier einen beſonders günſtigen Boden fand und ſich zur eigentlichen Blüthe des mittelalterlichen Geiſtes im Oriente überhaupt entfaltet hat.

Erſcheint uns ſomit die Regierungsthätigkeit des Sijád bei genauerem Zuſehen doch in einem ganz anderen Lichte, als die ſpäteren Geſchichtſchreiber ihr zu gönnen pflegen, ſo iſt ihre Dauer freilich allzu kurz geweſen, um ihren Wirkungen überall die wünſchenswerthe Nachhaltigkeit zu ſichern. Wie wenig die charidſchitiſchen Fanatiker noch daran dachten ſich beſiegt zu geben, zeigte ſich ſchon bei Lebzeiten des gefürchteten Statthalters: als er im J. 50 (670) nach Kúfa überſiedelte, brachen in Baßra ſofort ein paar der ſchlimmſten Fanatiker los und zogen mordend in der Stadt umher. Allerdings war ſein Stellvertreter Sſámura Ibn Dſchundab nicht weniger energiſch als er ſelbſt: der Aufſtand wurde mit blutiger Strenge unterdrückt, eine große Anzahl bekannter Charidſchiten hingerichtet, eine noch größere eingeſperrt. Als aber einige Zeit nach Sijáds Tode (53 = 673) Sſámura von ſeinem Poſten abberufen ward, und bald nachher (55 = Dec. 674) Obeidallah, Sijáds Sohn, Statthalter von Baßra wurde, beging er den Fehler, die gefangenen Charidſchiten ſämmtlich in Freiheit ſetzen zu laſſen. Es ſcheint, daß er gehofft hatte, ſie durch dieſen Beweis von Milde für ſeine Regierung zu gewinnen; da es aber natürlich grade die Eifrigſten von den Extremen waren, die man feſtgeſetzt hatte, ſo fiel es ihnen nicht ein, ihm dankbar zu ſein, vielmehr begannen ſie augenblicklich überall gegen ihn zu wühlen und bei jeder Gelegenheit Empörungen anzuzetteln. Er ſah ſich in Folge deſſen gezwungen, ſeinen Vater nun in Strenge faſt noch zu überbieten. Die zunehmende Heftigkeit der Verfolgung reizte die Sectirer zu immer größerer Erbitterung: ſie fingen an, dem Henkerſchwerte den Dolch des Mörders entgegenzuſetzen, und bald fand Obeidallah kaum noch Jemand, der es gewagt hätte einen Charidſchiten zu tödten — denn nach jeder Hinrichtung fand man anderen Tages irgendwo die Leiche deſſen, der ſich dazu verſtanden hatte, das Todesurtheil zu vollſtrecken. Die Späteren ſind voller Bewunderung für die ſtandhafte und männliche Haltung der Charidſchiten in dieſer Zeit ſchwerer Bedrängniß. Berühmt iſt die Geſchichte des Abu Bilál Mirdás Ibn Odaija, der mit einem Haufen Geſinnungsgenoſſen gefangen geſetzt war. Seine Frömmigkeit und ſein Anhalten im Gebet machte Eindruck auf den Kerkermeiſter, und er fühlte ſich bewogen ihm zu geſtatten, daß er mit Einbruch der Nacht das Gefängniß verließ, heimlich zu ſeiner Familie ging und erſt mit Tagesanbruch zurückkehrte. Nun hatte Mirdás einen Freund, welcher öfter zu dem Kreiſe des Obeidallah Zutritt erhielt; der hörte eines Abends, wie der Statthalter über die gefangenen Charidſchiten ſprach und den Entſchluß kundgab, ſie am nächſten Morgen tödten zu laſſen. Der Freund begab ſich mit möglichſter Eile in die Wohnung des Mirdás, theilte die Nachricht den Angehörigen mit und ſagte: „Schicket zu Abu Bilál ins Gefängniß, er ſoll ſein Teſtament machen, er iſt ein todter Mann.“ Mirdás vernahm ſeines Bekannten Worte im Nebengemache; ebenſo aber gelangte die Kunde zu dem Kerkermeiſter, der eine üble Nacht verbrachte in der Furcht, daß Mirdás auch davon hören und nicht zurückkehren werde. Als aber die Zeit herankam, wo er ſich einzuſtellen pflegte, war er pünktlich wieder da. Auf die Frage des Kerkermeiſters: „Haſt du denn nicht erfahren, was der Emir beſchloſſen hat?“

antwortete er einfach „Ja“, und als jener verwundert weiter ſprach: „Und doch biſt du gekommen?“ erwiderte er: „Ja, es durfte doch nicht der Lohn für deine Gutthat ſein, daß du um meinetwillen beſtraft wurdeſt!“ Als nun Obeidallah am Morgen die Charidſchiten holen und einen nach dem andern hinrichten ließ, warf ſich der Kerkermeiſter, der ein alter Hausdiener des Sijád war und den Obeidallah hatte aufziehen helfen, zu den Füßen des Statthalters mit den Worten: „Schenke mir dieſen!“ und erzählte ihm ſeine Geſchichte. Die Bitte wurde gewährt und Mirdás begnadigt. Kaum ſah er ſich aber auf freiem Fuß, als er Baßra verließ und in Chúſiſtán einen neuen Aufſtand erregte; es mußten Truppen gegen ihn ausgeſandt werden, welche ſeine Schaar zerſtreuten, ihn ſelbſt in einem kleinen Orte der Provinz eine Zuflucht zu ſuchen zwangen (58 = 678). Dort lebte er einige Jahre ruhig, kam aber im J. 61 (680/1) abermals in Conflict mit den Behörden und wurde bei einem wiederholten Empörungsverſuche erſchlagen.

Verſprach die Starrheit, mit welcher ſolche Männer an ihren Grundſätzen feſthielten, und die Furchtloſigkeit, mit der ſie dieſelben verfochten, für die Zukunft nichts Gutes, ſo konnten ſolche auf einen verhältnißmäßig kleinen Landſtrich beſchränkten, an ſich meiſtens geringfügigen und ſtets ebenſo ſchnell wie kräftig unterdrückten Unruhen doch neben dem blühenden Geſammtzuſtande des Reiches während der Regierung Moáwijas kaum in Betracht kommen. Wenn ſchon Perſer und Irakier unter Sijád und Obeidallah wohl oder übel Frieden halten mußten, ſo hatte in den weſtlichen Provinzen der Chalife ſelbſt leichteres Spiel, und er war ganz der Mann, die Gunſt der Verhältniſſe mit Umſicht und Klugheit zur Befeſtigung ſeiner uſurpirten Herrſchaft zu benutzen. Ein arabiſcher Geſchichtſchreiber charakteriſirt ihn folgendermaßen: „Moáwija war beſonnen, ſchlau und wo er ſich Freunde zu machen wünſchte freigebig neben großer Sparſamkeit in Allem, was die eigene Perſon anging. Man hörte ihn ſagen: Ich gebrauche nicht mein Schwert, wo meine Peitſche ausreicht, und nicht meine Peitſche, wo meine Zunge ausreicht; und wenn zwiſchen mir und einem Anderen auch nur ein Fädchen iſt, laſſe ich es nicht zerreißen. Auf die Frage, wie er das meine, fuhr er fort: Wenn der Andere es anzieht, laſſe ich nach, läßt er nach, ziehe ich an. Wenn er hörte, daß Jemand ſich abfällig über ihn äußerte, ſo brachte er ihn entweder durch Geſchenke zum Schweigen, oder er ſtellte ihm eine Falle, indem er ihn in den Krieg ſchickte und zur Vorhut commandiren ließ; überhaupt war der Grundzug ſeines Handelns Trug und Liſt.“ Ebenſo bezeichnend iſt eine andere Aeußerung, welche ihm beigelegt wird. Eines Tages fragte ihn ſein Genoſſe bei ſo vielen Unternehmungen, Amr Ibn El-Áßi: „Wenn ich nur herausbekommen könnte, ob du feige oder tapfer biſt. Ich ſehe dich vorwärts gehen, daß ich mir ſage: er will den Kampf — dann gehſt du wieder zurück, daß ich mir ſage: er ſinnt auf Flucht.“ Moáwija antwortete: „Bei Gott, ich gehe nicht vor, wenn ich das Vorgehen nicht für nützlich halte, und ich gehe nicht zurück, wenn ich das Zurückgehen nicht für klug halte; wie der

Dichter ſagt: Tapfer, wenn die Gelegenheit es mir ermöglicht, wenn mir aber kein Erfolg winkt, feige.“ Es iſt ſchade, daß uns das Bild des merkwürdigen Mannes eben nur von dieſer einen Seite deutlich ſichtbar wird; die andere, welche uns in der Zeichnung der abbaſſidiſchen Hiſtoriker einen gewiſſenloſen, vor keinem Mittel zurückſcheuenden tückiſchen Böſewicht zeigt, der mit Gift und Dolch ſtets zur Hand iſt, wo ihm Widerſpruch entgegentritt, muß mindeſtens für eine ſtarke Caricatur gelten. Es wird richtig ſein, daß er den Málik hat vergiften laſſen (S. 331), und vielleicht wird ihm auch der plötzliche Tod des Abderrachmán (unten S. 350), der ihm ſehr gelegen kam, nicht ohne Grund angerechnet; aber in anderen Fällen liegt die Grundloſigkeit ähnlicher Beſchuldigungen auf der Hand, und die Darſtellung, nach welcher ſein chriſtlicher Arzt immer eine förmliche Giftapotheke für die Feinde des Chalifen bereit gehabt hätte, iſt gewiß arg übertrieben. Er muß ein kühler Politiker geweſen ſein, der zur Erreichung des als nothwendig erkannten Zweckes nicht leicht ein Mittel ſcheute, aber leidenſchaftlichem Dreinfahren oder gar zweckloſer Grauſamkeit durchaus abgeneigt war. Das, was wir von ihm wiſſen, erinnert merkwürdig an Richelieu, beſonders aus dem Grunde, weil es in dem verſchlagenen Diplomaten auch einen bedeutenden Staatsmann zeigt.

Im Weſten des Reiches lagen die Sachen etwas anders als im Irák, die unverſöhnlichen Gegenſätze waren hier in den Altgläubigen von Medina und dem weltlichen Hofe von Damaskus verkörpert. Leute wie Alís Sohn Hußein, Abdallah der Sohn des Sobeir, überhaupt alle Diejenigen, welche durch ihre Zugehörigkeit zu den Familien des Propheten, der legitimen Chalifen oder der früheren Prätendenten ſelbſt Anſprüche auf den Thron zu haben glaubten, konnten niemals auf die Hoffnung verzichten, die Urſupation der Herrſchaft durch die alten Feinde des Propheten mit Hilfe der Frommen Medinas noch einmal rückgängig zu machen, und die Frommen ſelbſt befeſtigten ſich unter dem Einfluſſe dieſer angeſehenen Kreiſe immer mehr in ihrem alten Widerwillen gegen die Partei der mekkaniſchen Ariſtokraten. Mit den Medinern alſo war nichts anzufangen, ſo gab Moáwija ſich keinerlei Mühe ſie zu gewinnen; er ſetzte ihnen zu ihrem beſonderen Aerger den Merwán Ibn El-Hakam zum Statthalter, den die Königsmörder ſeiner Zeit für todt hatten liegen laſſen, der aber nachher zu ſich gekommen war und von Mekka aus an der Kamelſchlacht Theil genommen hatte, um dem Alí zu ſchaden (S. 312f.): nachher aber hatte er natürlich die Orthodoxen im Stiche gelaſſen, die ihn nun an der Spitze einer ganzen Schaar omaijadiſcher Familienglieder und Anhänger einziehen und ſein noch von Othmáns Zeiten her verhaßtes Regiment von Neuem ausüben ſahen. Was aber Moáwija ſehr wünſchte, das war, den Einfluß der frommen Hilfsgenoſſen auf die Geſammtheit der muslimiſchen Gemeinde zu mindern, ja, wenn es ſich ermöglichen ließe, auf das Haus Omaija überzuleiten. Wir haben bereits oben (S. 183) ausgeführt, daß ſelbſt die Weltlichſten der Weltlichen nicht daran denken konnten, etwa das Bekenntniß der Araber zum Islám rückgängig zu machen. Wenig genug war es freilich, was die biederen Männer aus dem Volke in Syrien von Glaubensſachen verſtanden: im Irák ſagte man ihnen ſpäter nach, auch die Unterrichteteren hätten den Alí für einen im Bürgerkriege groß gewordenen Räuberhauptmann gehalten und ihre Gebete an Mohammed ſtatt an Allah gerichtet — aber ſelbſt wenn dem ſo war, als Muslime fühlten ſich ſolche Leute auch, und es lag entſchieden im Intereſſe der Regierung, das religiöſe Gefühl, wo es überhaupt vorhanden war, für ſich nutzbar zu machen. Moáwija beobachtete deshalb nicht allein ſelbſt die religiöſen Pflichten (oben S. 338) nach Gebühr, ſondern benutzte jede Gelegenheit, ſeinen Reſpect vor dem Heiligen zu beweiſen, indem er beiſpielsweiſe der Ká'aba zuerſt koſtbare ſeidene Vorhänge verehrte und Sklaven zu ihrem Dienſte kaufte; ja er machte im J. 50 (570) ſogar den Verſuch, die Kanzel des Propheten aus der Moſchee von Medina nach Damaskus überführen zu laſſen, um ſeine Reſidenz in den Augen der Gläubigen auch zum religiöſen Mittelpunct des Isláms zu machen. Schließlich wagte er es doch nicht, ſeine Abſicht durchzuführen, wie die Frommen behaupten, weil er durch wunderbare Zeichen göttlichen Unwillens abgeſchreckt wurde; und auch ſeine Nachfolger Abdelmélik und Walíd, die auf den Plan zurückkamen, haben ſich am Ende wieder davon abbringen laſſen, weil ſie ſich nicht verhehlen konnten, daß die Religion nun einmal auf dem unbegrenzten Reſpect vor Allem beruhte, was der Prophet geſagt und gethan hatte, eine willkürliche Antaſtung der von ihm ſelbſt errichteten Moſchee daher unfehlbar als ein abſcheuliches Attentat auf alles Heilige und Erhabene verſchrien werden und mehr ſchaden als nützen würde.

Ließ ſich aber ſo die Abſicht, die weltliche Hauptſtadt des Reiches auch zur geiſtlichen zu machen, nicht verwirklichen, außerhalb Medinas gewöhnten ſich doch wenigſtens die Maſſen im Laufe der Jahre immer mehr daran, in dem omaijadiſchen Chalifen wirklich das Oberhaupt der gläubigen Gemeinde zu erblicken. Bei dieſen war es nicht mangelnde Anhänglichkeit, welche der Regierung Schwierigkeiten bereitete — ſchon zu Anfang des Bürgerkrieges gingen die Syrer für ihren klugen und freigebigen Emír durch's Feuer — ſondern die alten Sitten des arabiſchen Heidenthums, die ja hier weniger als irgendwo durch die Macht der religiöſen Begeiſterung in den Hintergrund gedrängt waren, vor Allem der Particularismus und die gegenſeitige Eiferſucht, ja Feindſeligkeit der Stämme und die von Mohammed mit ſolcher Strenge (vgl. S. 127) unterdrückte Gewohnheit der Blutrache. Der gefährlichſte Gegenſatz fand ſich hier zwiſchen den Stämmen ma'additiſcher (nordarabiſcher)[1] und jemenitiſcher (ſüdarabiſcher) Abkunft, die ja ſeit den großen Wanderungen vor Mohammed (S. 26) faſt überall durch die arabiſche Halbinſel hin auf einander ſaßen und ſeit Jahrhunderten einander mit tödtlichem Haſſe verfolgten (S. 27). In Syrien waren die Jemeniten in der Mehrzahl, meiſt der großen Stammgruppe der Kodá'a angehörig, unter welchen wiederum die Benu Kelb voranſtanden; die immerhin auch nicht ſpärlichen Ma'additen aber gehörten zu den Keis von Ailán, den großen Beduinenſtämmen Centralarabiens: in Kelb und Keis iſt demgemäß der Widerſtreit beider Parteien ähnlich perſonificirt, wie in Welf und Waiblingen. Moáwija verſtand es ausgezeichnet, ſie gegenſeitig zu neutraliſiren, durch kluge Vertheilung ſeiner Gunſtbezeugungen die Waage zwiſchen ihnen immer gleich zu halten, ihren Eiferſüchteleien zu ſteuern, ſo daß er nur einmal, als es die Thronfolge zu ordnen galt (unten S. 356), wirkliche Schwierigkeiten mit ihnen bekam; ſeine ganze Geſchicklichkeit und Leidenſchaftsloſigkeit gehörte immerhin dazu, des Mißverhältniſſes Herr zu bleiben. Er muß es überhaupt ganz ausgezeichnet verſtanden haben, mit den Leuten umzugehen: obwohl bemerkt wird, daß auch er, wohl in Nachahmung des Verfahrens ſeines „Bruders" Sijád, allmählich Trabanten, Leibwächter und Polizeimannſchaften einzuführen begann, ſo durfte ſich der freie Araber doch ſtets ein ſelbſtbewußtes Wort vor dem Beherrſcher der Gläubigen erlauben, der auch einer Grobheit gegenüber „lieber mit der Zunge als mit der Peitſche" ſeine Würde zu wahren wußte, und als ein kluger Mekkaner ſelten um eine treffende Antwort verlegen war. Bis zur Unbotmäßigkeit oder Störung der öffentlichen Sicherheit durfte freilich die kecke Beduinenweiſe nicht entarten. Wir haben die Geſchichte einer Fehde zwiſchen ein paar kleinen Stämmen, Ámir und Rakáſch, beide zu den jemenitiſchen Kodá'a gehörig und ganz nahe verwandt, die ſich trotzdem, natürlich wieder über einer unglücklichen Wette (vgl. S. 5f.), arg verfeindet hatten; vor Allen Sijáda von den Rakáſch und Hodba von den Ámir verfolgten einander mit Spottgedichten, bis es endlich zu Schlägen kam und Hodba den Sijáda tödtete. Die Verwandten brachten die Sache vor Sſa'id Ibn El-Áßi, der gerade einmal den Merwán als Statthalter von Medina abgelöſt hatte, und dieſer ſetzte ein paar Verwandte des Hodba feſt, ſie für die ganze Familie verantwortlich zu machen. Um ſeine Angehörigen zu löſen, ſtellte ſich der Mörder ſelbſt, und Sſa'id ſchickte ihn mit einem Bericht über die Geſchichte an den Chalifen. Hodba war ein guter Dichter; er vermochte dem Moáwija die ganze Sache in Stegreifverſen vorzutragen und den Moáwija, der wie jeder Araber Geſchmack und Verſtändniß für poetiſche Begabung beſaß und auch ſelbſt gelegentlich ſeinen Vers machte, für ſich zu intereſſiren. Aber freigeſprochen wurde er deswegen nicht, Moáwija ſchickte ihn dem Statthalter mit der Weiſung zurück, ihn gefangen zu halten, bis der unmündige Sohn des getödteten Sijáda herangewachſen ſei und ſich entſcheiden könne, ob er das Blut ſeines Vaters durch den Tod des Mörders gerächt ſehen oder ſich mit dem Wergelde begnügen wolle. Wenn aber der Chalife gedacht hatte, dadurch vielleicht den Mann zu retten, ſo hatte er ſich geirrt: als der junge Menſch nach fünf oder ſechs Jahren das bezeichnete Alter erreicht hatte, verlangte er Hodbas Hinrichtung und beharrte darauf, obwohl die angeſehenſten Leute Medinas, den Statthalter und die Söhne Omars und Alis an der Spitze, den Blutpreis zu verzehnfachen ſich erboten, da die Redlichkeit und Begabung des Gefangenen ihm alle Herzen gewonnen hatte. Als er zur Hinrichtung herausgeführt ward, befahl er ſeine Seele Gott mit den Worten:[1])

---

[1] Ma'ádd iſt der gemeinſame Stammvater, auf den faſt alle ismaelitiſchen Araber ihre Herkunft zurückführen, wie die urſprünglich in Südarabien hauſenden jemenitiſchen die ihrige auf Kachtán, den Joktan des Alten Teſtamentes (oben S. 22 f.).

„O Herr auf dem Thron, ich bin ein Moslem, und flüchte mich
Zu dir vor dem Feuer,[2]) ich, an Gram reich, ein Armer.
Verhaßt war das Unrecht mir, ſo lang es mich nicht betraf;
Doch ſtörriſch durch Unrecht ward von Zorn ich ein Warmer.
Doch ich, was auch ſagen mag der Zwingherr und ſein Gefolg,
Und rings um die Pforten her der Schwarm Reich- und Armer:
Ich weiß: der Befehl iſt dein Befehl; wo du ſtrafſt, biſt du
Der Herr, und erbarmſt du dich, biſt du der Erbarmer."

Aber auf dem Wege zum Tode ſprach er:

„Ich war nicht ein Jauchzer, wann das Glück ſich mir hold erwies,
Und war nicht ein Zager, wenn es wich auf die Seite.
Das Landübel wünſcht' ich nicht, wo gehn mich das Uebel ließ;
Doch tummelt' ichs tapfer, wo es galt, daß ichs reite.
Es hat mich gereizt zum Streit mein Freund, bis ich ihn erſchlug;
Und wo dich ein Oheimſohn zum Streit reizt, da ſtreite!"

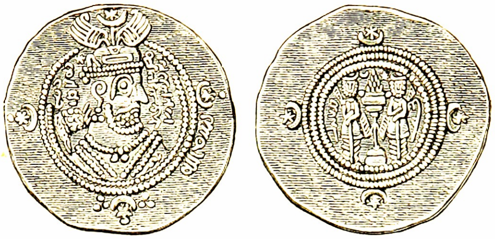
Die eigenthümliche Miſchung des tröſtenden Bekenntniſſes zu der einfachen und großartigen Ergebungsidee des Islâms mit dem unausrottbaren alten Arabertrotze hat etwas Ergreifendes; aber ſie zeigt auch, wie ſtark die Gefühle der individuellen Unabhängigkeit und des empfindlichen Stolzes grade in den Beſten des Volkes geblieben waren. Es iſt ein Beweis für die außerordentliche Regierungskunſt Moáwijas, daß er damit fertig zu werden verſtand; einem minder befähigten Herrſcher mochte es leicht mißglücken, ſo harte Köpfe vom Aneinanderrennen abzuhalten.

Auch den eigentlichen Verwaltungsfächern hat Moáwija ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Er ſelbſt arbeitete gern und viel und war überall auf Verbeſſerungen bedacht. In ſeiner religiöſen Vorurtheilsloſigkeit ſcheute er ſich nicht, die mit den Landesverhältniſſen beſonders vertrauten Chriſten auch in höhere Aemter zu befördern. Das Münzweſen ſtrebte er von der ſklaviſchen Nachahmung der fremden Muſter (S. 276) unabhängig zu machen, und ließ Gold- und Silbermünzen mit eigenen Stempeln prägen; es iſt höchſt charakteriſtiſch für die in Geldſachen beſonders mißtrauiſchen Araber, daß ſie die neuen Stücke zu nehmen ſich weigerten „weil kein Kreuz darauf war". So ärgerlich das Symbol der chriſtlichen Religion den Muslimen ſonſt war, ſobald es die vollwichtige byzantiniſche Prägung zu verbürgen ſchien, blieb es noch überall willkommen. — Die Finanzen behandelte Moáwija mit beſonderer Sorgfalt. Obwohl die Steuerzahler unter ſeiner Herrſchaft nicht eben gedrückt wurden, benutzte er doch jede Gelegenheit Geld zu machen: als eines Tages (Juni 659 = 39) die Biſchöfe der Jakobiten und Maroniten mit Streitigkeiten über ihre Glaubensſachen zu ihm kamen, ließ er die thörichten Eiferer, die ſich wahrlich hätten ſchämen ſollen, durch ihre theologiſchen Zänkereien das Chriſtenthum vor dem muslimiſchen Emír bloszuſtellen, ruhig vor ſich disputiren, bis ſie genug hatten und die Jakobiten unterlegen zu ſein ſchienen. Dann ermahnte er dieſe, künftig ſich ruhig zu verhalten, übrigens aber jährlich 20000 Golddinare an die Staatscaſſe zu bezahlen, als Entgelt für den trotz ihrer Niederlage fortzugewährenden Schutz vor weitergehenden Anſprüchen der Maroniten.

---

[1] Rückert's Hamaſa I, S. 174, wo die ganze Geſchichte in voller Ausführlichkeit erzählt iſt. [2] der Hölle.

Die feſte Zuſammenfaſſung aller Kräfte des Isláms in Moáwijas Hand geſtattete bald, ſie zum großen Theile wieder nach Außen zu entfeſſeln. Sobald er ſich ſtark genug fühlte, ſagte er den Byzantinern den Waffenſtillſtand (S. 261) auf und es begann nun eine faſt ununterbrochen über zwanzig Jahre ſich erſtreckende Reihe von Feld- und Raubzügen, durch welche das unglückliche Kleinaſien auf das Schrecklichſte verwüſtet wurde. Mindeſtens einmal, oft aber zweimal im Jahre ergoſſen ſich die Schaaren der Araber über die Grenzen, drangen vor, ſoweit ſie eben kamen, nahmen Städte ein und plünderten das Land. Natürlich wehrten ſich die Griechen, und ſo wechſelvoll dieſe Kämpfe auch waren, ſo oft die Araber bis in die Nähe von Conſtantinopel gelangten, auf die Dauer vermochten ſie es doch nicht, die Halbinſel ſich zu unterwerfen. Hier waren die Byzantiner nicht, wie ſie in Syrien und Aegypten geweſen, unwillig ertragene Herren einer ſtammfremden Bevölkerung; es war altes griechiſches Land, in welches die Semiten als halb barbariſche Räuber einfielen, und das ſelbſt alle Kräfte aufbot, ihrer ledig zu werden. So haben die Araber ſchließlich alle Eroberungen auf dieſem Boden immer nach kurzer Zeit wieder aufgeben müſſen, haben ſich neben einigen Siegen, vieler Beute und zahlreichen Gefangenen doch manche empfindliche Niederlage geholt, und ganz beſonders an den Mauern von Conſtantinopel ſich jedesmal die Köpfe eingerannt.



Silbermünze (Dirhem S. 100 Anm. 1) des Chalifen Moáwija nach perſiſchem Typus.

Vorderſeite: Bruſtbild des Saſſaniden Chosroes II. in genauer Nachahmung; hinter ſeinem Kopf zwei noch nicht ſicher geleſene perſiſche Worte, die auf den ſpäteren Münzen der Saſſaniden zu ſtehen pflegen. Vor dem Kopf: „Moáwija, der Fürſt der Gläubigen“ (perſiſch).

Am Rande in arabiſcher Schrift „im Namen Allahs“.

Rückſeite: der Feueraltar zwiſchen zwei Prieſtern. Links davon „Dreiundvierzig“, rechts „Da“, der Anfang eines Stadtnamens.

Im Einzelnen iſt die Geſchichte dieſes Krieges wieder ſehr ſchwer auszumachen. Die arabiſchen Berichte darüber ſind von mehr als lakoniſcher Kürze; die Erfolge waren doch zu ſehr mit Schlappen gemiſcht und vor Allem zu vorübergehender Natur, als daß man viel Redens hätte darüber machen ſollen; von den Byzantinern aber ſind über dieſe ganzen Zeiten auch ſonſt nur ſehr magere und dazu widerſpruchsvolle Notizen auf uns gekommen, die ſich mit den erſtgenannten nur ſelten vereinigen laſſen. Sicher ſcheint ein großer Doppelfeldzug in den Jahren 43 bis 45 (663—665), von Busr

Ibn Artá begonnen, der im J. 43 (663) in Kleinaſien einfiel, dort überwinterte und im Sommer 44 (664) weiter bis in die Gegend von Conſtantinopel ſtreifte. Ihm folgte im Herbſt Abderrachmán, der Sohn Chálids, des Eroberers von Syrien, der wie ſein Vater Unterſtatthalter in Himß (Emeſa, S. 256) war und von dort aus häufig die byzantiniſche Grenze überſchritt: diesmal geſchah es mit ungewöhnlich ſtarken Kräften, und es gelang ihm in der That, nördlich vom Taurus die Halbinſel durchziehend die Feſtungen Amorium und Peſſinus einzunehmen, ja bis Chalcedon, Conſtantinopel grade gegenüber, zu gelangen. Wohl mit Hilfe der Flotte, welche nun Busr befehligte, wurde auch Smyrna beſetzt; dann aber muß im J. 45 (665) das Blatt ſich gewendet haben, wir finden die Araber auf dem Rückzuge und den Abderrachmán im J. 46 (666) wieder in Himß, wo er gleich darauf eines plötzlichen Todes ſtirbt — wie es heißt an Gift, welches ihm Moáwija habe reichen laſſen, weil er den Einfluß des glänzenden, von den Seinen vergötterten Feldherrn auf ganz Nordſyrien zu fürchten begann. Sein Ende bedeutet indeß nicht das Aufgeben des von ihm begonnenen Unternehmens. Einige Jahre ſpäter[1] finden wir die Araber wiederum mit einem großen Heere unterwegs. Es galt diesmal Conſtantinopel ſelbſt anzugreifen. Die Mißregierung Conſtans' II. hatte dem Schapur, einem in dem byzantiniſchen Heere dienenden Officier perſiſcher Abſtammung, den Gedanken nahegelegt, ihn durch einen Militäraufſtand zu ſtürzen und ſelbſt die Herrſchaft an ſich zu reißen: das Gelingen des Planes zu ſichern hatte er es nicht verſchmäht ſich an den Landesfeind zu wenden, und Moáwija war natürlich gern bereit geweſen, eine ſo günſtige Gelegenheit zu benützen. Das Heer ging diesmal von Weſtarmenien aus, welches ſeit Kurzem von Streifſchaaren unter Fadála Ibn Obeid verwüſtet wurde. Ueber Amorium, das von Neuem eingenommen ward, ging Fadála wieder nach Chalcedon; hier aber muß ſich bald die unzureichende Anzahl ſeiner Truppen geltend gemacht haben. Es wurde nothwendig, ihm ein größeres Heer nachzuſchicken. Den Befehl darüber führte dem Namen nach Jeſíd, Moáwijas Sohn, welchem der Chalife längſt die Nachfolge in der Herrſchaft zuzuwenden trachtete, und der ſich bei dieſer Gelegenheit durch kriegeriſche Erfolge populär machen ſollte; damit er kein Unheil anrichtete, war ihm in dem erfahrenen Sſofján Ibn Auf ein Mentor geſetzt. In Conſtantinopel aber hatten ſich inzwiſchen die Verhältniſſe gründlich geändert. Schapur war noch vor dem Entſcheidungskampfe durch einen Sturz vom Pferde umgekommen, bald nachher (15. Juli 668 = 48) Conſtans II. ermordet worden. Sein Sohn und Nachfolger Conſtantin IV. mit dem Beinamen Pogonatas war ein anderer Mann: trotz der Unbotmäßigkeit des hauptſtädtiſchen Pöbels gelang es ihm, die Araber, die unter Jeſíd nun wirklich mit Hilfe ihrer Flotte auf das europäiſche Ufer übergeſetzt waren und die Stadt zu belagern anfingen, abzuwehren. Die arabiſchen Berichte ſagen nach ein paar kurzen Bemerkungen über den und jenen, welcher vor Conſtantinopel ſich ausgezeichnet, trocken nichts weiter als „hierauf kehrte Jeſîd mit dem Heere zurück“. Sie verſchweigen, daß, unzweifelhaft gereizt durch das Scheitern dieſes Feldzuges, Moâwija bald nachher die gewaltigſten Anſtrengungen gemacht haben muß, die Einnahme Conſtantinopels zu erzwingen; ſie begnügen ſich, unter dem J. 54 (674) kurz zu bemerken, es ſei eine Inſel dicht bei Conſtantinopel (will ſagen die Halbinſel von Kyzikos im Marmorameer) erobert und „wie man ſagt“ ſieben Jahre beſetzt gehalten worden. Daneben ſteht alljährlich die ſtereotype Notiz „Feldzug gegen die Romäer“. Unter ſolchen Umſtänden müſſen wir der Darſtellung der byzantiniſchen Schriftſteller Glauben ſchenken, derzufolge die Araber nach der Beſetzung von Kyzikos ſieben Jahre hintereinander[1]) jeden Sommer vor der Stadt erſchienen und ebenſo regelmäßig ohne Erfolg abgezogen ſind: die Belagerung das ganze Jahr hindurch fortzuſetzen verhinderte ſie die ihnen ungewohnte Winterkälte und die Unſicherheit des Meeres um dieſe Jahreszeit. Sie ſcheiterten ſtets an den ſtarken Befeſtigungswerken und an der furchtbaren Gewalt des griechiſchen Feuers, das grade in dieſer Zeit erfunden und ſofort für die Vertheidigung der Hauptſtadt verwendet wurde, gegen dieſe Feinde um ſo wirkſamer, als ihre eigenen Angriffswaffen ohnehin den Mauern der Stadt wenig anzuhaben vermochten. Gegen das Ende von Moâwijas Chalifat mußten die Unternehmungen gegen Conſtantinopel endgiltig aufgegeben werden; wie die Griechen erzählen, gingen auf dem Rückzuge auch noch Flotte wie Landheer zu Grunde, jene durch einen Sturm auf der Höhe von Pamphylien, dieſes mitten in der Halbinſel unter den Schwertern der nachſetzenden Byzantiner. Und damit war das Mißgeſchick noch lange nicht zu Ende. Wie es ſcheint, verfolgte Kaiſer Conſtantin ſeinen Sieg weiter, indem er griechiſche Truppen in Syrien landen und einige Bezirke der phöniciſchen Küſte, vorzugsweiſe aber den Libanon, deſſen Bergvölker ja noch heute einen ſtark entwickelten Unabhängigkeitsſinn bewähren, gegen die Araber revoltiren ließ. Da ſich bei den Geſchichtſchreibern der letzteren auch nicht eine Zeile über dieſe bedenkliche Diverſion findet, ſind wir nicht in der Lage, Genaueres zu ermitteln; daß aber nicht Alles hier aus der Luft gegriffen iſt, ergiebt ſich einfach daraus, daß in den nächſten Jahren nach Moâwija bei den Arabern von den Byzantinern überhaupt keine Rede iſt. Denn das läßt ſich nicht anders erklären als durch einen formellen Friedensſchluß zwiſchen ihnen und den Arabern; dieſen aber zu bewilligen hätte die Niederlage vor Conſtantinopel allein den Moâwija kaum gezwungen. Denn die Armenier hatten ſich ihm noch vor dem Tode Alis, da Kaiſer Conſtans II. weder gewillt noch in der Lage war, auf dieſem entlegenen Kriegsſchauplatze von Neuem aufzutreten, unter dem Einfluſſe der fortdauernd araberfreundlichen Reſchtunier (oben S. 261) gutwillig unterworfen (39 = 658); daß die Byzantiner über die Tauruspäſſe in Nordſyrien eingefallen wären, hören wir nirgends, es muß alſo für den Chalifen noch ein beſonderer Beweggrund vorhanden geweſen ſein, der ihn friedlich ſtimmte, und dieſen bietet ganz naturgemäß der Aufſtand der Mardaïten,[1]) eben jener ſyriſchen Rebellen, die im Anfang einen recht bedrohlichen Eindruck in Damaskus gemacht haben mögen. Natürlich war an eine wirkliche Gefahr für die muslimiſche Herrſchaft in Syrien nicht zu denken; aber Moáwijas Tage neigten ſich ihrem Ende zu, die Zukunft ſeiner Dynaſtie war zweifelhaft und erforderte ſeine ganze Sorge (vgl. unten S. 356), ſo mochte er ſich entſchließen, wie vor zwanzig Jahren während der Kämpfe mit Alí, einen (die Byzantiner ſagen dreißigjährigen) Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen (678 = 58/9?); wie immer in ſolchen Fällen hüben und drüben, gegen eine Tributzahlung, über deren wirkliche Bedeutung der kluge Omaijade ſich keine Sorgen zu machen brauchte.

---

[1] Die Beſtimmung des Datums ſtößt hier auf Schwierigkeiten; am wahrſcheinlichſten iſt das Jahr 48 oder 49 (668 od. 669); auch die Einzelheiten ſind ziemlich unſicher. Die byzantiniſche Darſtellung dieſes und der folgenden Feldzüge findet man bei Hertzberg, Geſch. d. Byzantiner S. 57 f. und Ranke, Weltgeſch. V, 1, 173 ff.

---

[1]) Nach Einigen 672—678 (52—59), nach Anderen aber ſchon 669—675 (49—56), was an ſich wahrſcheinlicher wäre, aber zu den arabiſchen Angaben abſolut nicht paßt. S. Hertzberg und Ranke a. a. O.

Beſſer gingen die Dinge, wenn auch nur ſo lange Moáwija lebte, in Afrika. Während der alte Amr Statthalter von Aegypten war, geſchah freilich nichts zur Ausbreitung des Isláms (vgl. oben S. 331); aber bald nach ſeinem Tode (45 = 665) finden wir einen andern Moáwija, Sohn des Hodeidſch, auf dem Vormarſch nach dem Weſten. Er ſcheint freilich auch keinen dauernderen Erfolg davongetragen zu haben, als die abermalige Plünderung des Landes weſtlich der kleinen Syrte: bis Karthago, das jetzt wiederum in feſtem Beſitz der Byzantiner erſcheint, iſt er keinesfalls gekommen, ſoll aber doch bereits einen Verſuch gemacht haben, nicht weit ſüdlich von der Stadt ein Kairowán,[2]) d. h. ein feſtes Lager nach Art der Militärcolonien Baßra und Kúfa zu gründen. Das hat jedenfalls wieder aufgegeben werden müſſen; ſeit aber im J. 47 (667) Máslama Ibn Mochállad Statthalter von Aegypten wurde, verging kein Jahr ohne einen Streifzug über Tripolis hinaus. Es iſt der Koreiſchite Okba Ibn Náfi, an deſſen Namen dieſe Waffenthaten geknüpft ſind; freilich hat die Ueberlieferung um ſie einen Kranz von Legenden gewunden, durch welchen die wirklichen Ereigniſſe zum großen Theile verdeckt werden.[3]) Feſt ſteht nur, daß Okbas Feldzüge ſich zunächſt gegen die zum Theil bereits früher (S. 269) überfallenen Oaſen des Landes Feſán richteten, die jetzt gründlicher heimgeſucht und bis Dſcharma[4]) und Gadámes tributpflichtig gemacht wurden; daß er dann in die ſüdliche Hälfte

---

1) So heißen dieſe Empörer bei den Byzantinern, vielleicht nach einem arabiſchen Worte, welches „Aufſtändiſcher“ bedeutet. Man hat ſie mit den Maroniten identificirt; wie es ſcheint, trotz des gleichen Schauplatzes ihres Auftretens nicht mit Recht. 2) Das Wort wird mit dem perſiſchen Kárwán (wovon unſer Karawane) zuſammenhängen und bedeutet eigentlich den Gewalthaufen eines Heeres oder eine Schaar von Reiſenden, dann auch den Lagerplatz derſelben. 3) Eine ſorgfältige und ſcharfſinnige Unterſuchung gab Wilhelm Roth: Oqba Ibn Nafi el-Fihri. Göttingen 1859. 4) Das Garama der Alten; noch jetzt Dſcharma weſtnordweſtlich von Murzuk.

des jetzigen Tunis eindrang, die Hauptorte eroberte und endlich im J. 50 (570) von Neuem ein Keirowán in der Nähe von Moáwijas Waffenplatze abſtecken ließ,1) welches ſchon bald nachher ſich zu einer Stadt zu entwickeln anfing. Im J. 55 (675) wurde Okba ſeines Poſtens entſetzt, den Máslama einem ſeiner Günſtlinge zuzuwenden beabſichtigte; von ſeinem Nachfolger ſchmählich behandelt und ſogar eine Weile gefangen geſetzt, begab der Eroberer Afrikas ſich an den Hof Moáwijas, Genugthuung für die ſchnöde Mißachtung ſeiner Verdienſte zu erlangen. Moáwija verſprach ihm Wiedereinſetzung in ſein Amt; aber von den Sorgen der griechiſchen Feldzüge gefeſſelt, neuen Unternehmungen in Afrika unter ſolchen Verhältniſſen abgeneigt, ſchob der Chalife die Erfüllung ſeines Verſprechens auf, und erſt ſein Nachfolger Jeſid ſchickte den tapferen Feldherrn im J. 62 (682) nach Afrika zurück, welches gleichzeitig von der Oberherrlichkeit des ägyptiſchen Statthalters befreit und zu einer ſelbſtändigen Provinz erhoben worden zu ſein ſcheint. Von hier ab wird die Ueberlieferung ganz ſagenhaft. Einigermaßen glaublich iſt noch, daß Okba die angrenzenden Bezirke deſſen, was jetzt das öſtliche Algier iſt, eingenommen und ein aus Griechen und Berbern gemiſchtes Heer geſchlagen habe; auch kann man die Möglichkeit nicht leugnen, daß die Araber ihre Streifzüge ſchon damals weiter nach dem Weſten und Süden auszudehnen anfingen. Wenn aber andererſeits das Ende dieſer Kämpfe ſicher noch in das J. 63 (682/3) fällt, ſo iſt das von den arabiſchen Hiſtorikern berichtete Vordringen Okbas bis in die Gegend von Tanger oder bis an den atlantiſchen Ocean in das Gebiet der Fabel zu verweiſen, welche dem gefeierten Helden und Märtyrer auch die Thaten der Späteren wenigſtens zum Theil beizulegen ſtrebte. Leider verliert dabei eine ſehr maleriſche Erzählung ihren geſchichtlichen Werth: Als Okba, ſo heißt es, hinter Tanger mit ſeinen Reitern den atlantiſchen Ocean erreichte und weiteres Vorrücken ſich verſperrt ſah, trieb er ſein Pferd in das Meer hinein, bis ihm das Waſſer an die Gurgel reichte. Dann rief er: „O Gott! Ich rufe dich zum Zeugen an, daß kein Durchgang da iſt: fände ich einen, ich ginge ſicher hindurch!“ Auf dem Rückmarſche von dieſem weiten Zuge ſoll er von abtrünnigen Berbern treulos überfallen und getödtet worden ſein: wahrſcheinlicher iſt, daß er mit ſeinem allzu kleinen2) Heere in dem neueroberten Gebiete weſtlich von Keirowán den verbündeten Schaaren der empörten Berbern und karthagiſchen Byzantiner erlag (63 = 683). Mit ihm fiel die arabiſche Herrſchaft in Nordafrika: Keirowán wurde von den Berbern erobert, auch Tripolis und Feſán warfen das muslimiſche Joch wieder ab, und bis zum Ende des inzwiſchen ausgebrochenen zweiten Bürgerkrieges war Barka wiederum die weſtlichſte Grenzmark des Chalifenreiches.

Glänzend waren aber die Erfolge, welche die muslimiſchen Waffen unter

---

1) Dabei wird das Wunder berichtet, daß die in dem feuchten und von Dickicht überwucherten Thale hauſenden Reptilien und reißenden Thiere auf den im Namen Allahs gegebenen Befehl des Okba ſofort, ihre Jungen auf dem Rücken, abgezogen ſind. 2) Er ſoll nur noch über 5000 Mann verfügt haben.

Moáwija im Oſten davontrugen, ſobald die kräftige Regierung Sijáds in Baßra und ſpäter in Kúfa es ermöglichte, die Streitmacht der perſiſchen Provinzen nach Außen zu verwenden. Mit den Bergvölkern von Tabariſtán ward man freilich auch jetzt nicht fertig: zweimal wurden arabiſche Heere, nachdem ſie Theile des Landes erobert hatten, in den unwegſamen Gebirgsthälern abgeſchnitten — vorn und hinten Feinde, von den Klippen auf beiden Seiten herabgeſchleuderte Felsſtücke, ſo gingen ſie bis auf den letzten Mann zu Grunde, und man mußte am Ende zufrieden ſein, wenn man die Päſſe an der Grenze halten und die übrigen Provinzen vor den Einfällen der unbequemen Nachbarn hüten konnte. Aber nach Oſten und Norden in die Türkenländer hinein wurden in den Jahren 50—56 (670—676) mächtige Vorſtöße unternommen, nachdem bereits vorher Merw, „die Weltkönigin"[1], Balch und Herát, die während des Bürgerkrieges hatten aufgegeben werden müſſen, wieder gewonnen waren. Schon Sijáds erſter Statthalter von Choraßán, Hakam El-Gifári (S. 342) hatte Tocháriſtán, das Land ſüdlich und ſüdöſtlich von Balch bis an den Hindu-Kuſch, beſetzt und ſogar, wenn auch nur für einen Augenblick, als Erſter den Oxus überſchritten. Dann ſcheint der Oſten ſich wieder empört zu haben, denn als nach Hakams Tode im J. 51 (671) Rabí Ibn Sijád[2] mit 25 000 Kufiern und 25 000 Kriegern von Baßra ankam, mußte er Balch und andere Orte von Neuem erobern. An ſeine Stelle trat im J. 54 (674) Obeidallah, der fünfundzwanzigjährige Sohn des eben geſtorbenen Statthalters Sijád, welcher bereits weit über den Oxus in das Land Sſogd bis nach Peikend und Bochára vordrang und den Türken eine große Niederlage beibrachte. Wir hören, daß er 2000 Gefangene nach Baßra ſchickte: die erſten Türkenſklaven, welche in den Weſten des Chalifenreiches geſchleppt wurden und denen bald jahraus, jahrein weitere folgten, bis einige Menſchenalter ſpäter aus den Leibeigenen die Herren geworden waren. Als Obeidallah ſchon im J. 55 (674) in Baßra gebraucht wurde (S. 343), ging die Statthalterſchaft von Choraßán, von welcher die neuen Eroberungen auch ſpäter abhängig blieben, auf den Sſa'íd über, einen Sohn des Chalifen Othmán, den Moáwija ſich zu verbinden wünſchte. Er gelangte ſchon bis Sſamarkand, das allerdings ſpäter, unter dem Chalifate des Jeſíd, der von dieſem ernannte Statthalter Sſelm, ein Bruder Obeidallahs, von Neuem unterwerfen mußte (61 = 681): natürlich war die Anhänglichkeit der Türken an ihre neuen Oberherren nicht weit her, und nur zu leicht blieben, wenn das muslimiſche Heer außer Sicht war, auch die bedungenen Steuern aus, welche dann nur durch einen wiederholten Feldzug erzwungen werden konnten. Immerhin ſchritt der Einfluß des Isláms auch in dieſen Gegenden, wenn nicht ohne Rückſchläge, doch ſtetig und unaufhaltſam vor: jeder Vertrag mit einer Stadt oder einem Stamm, mochte er an ſich noch zweifelhaften Werthes ſein, half doch den Beſitz des Hinterlandes ſichern und bildete gleichzeitig eine Vorbereitung auf künftiges gründlicheres Durchgreifen, und ſo war es auch nicht unweſentlich, daß ebenderſelbe Sſelm ſchon ein gütliches Abkommen auf Tributzahlung mit Chwariſm (jetzt Chiwa) treffen konnte. Uebrigens gebührte das Hauptverdienſt dieſer Erfolge vielfach nicht den wechſelnden Statthaltern, ſondern den unter ihnen ſtehenden Generälen, welche ihre Commandoſtellen dauernd innezuhaben pflegten, mit den Truppen alſo vertraut, des Landes und ſeiner Bevölkerung kundig waren. Bei Weitem die erſte Stelle unter dieſen nimmt Mohallab ein, der Sohn des Abu Sſofra, ein Jemenide vom Stamme Aſd, der beſonders unter Sſa'id Ibn Othmán und Sſelm bei den Feldzügen nach Sſamarkand ſich ausgezeichnet hat, und bald eine noch größere Rolle zu ſpielen berufen war. Er hatte ſchon in den erſten Jahren des Moáwija auf einem anderen Kriegsſchauplatze Hervorragendes geleiſtet. Aus Streifzügen vom ſüdlichen Choraßán her gegen die Türken des jetzigen Afghaniſtan (ſchon 38 oder 39 = 659) hatte ſich ein Grenzkrieg entwickelt, welcher die Araber nach der Beſiegung des türkiſchen Fürſten von Kábul und der Einnahme ſeiner Stadt im J. 42 (662) bis in das Pendſchab führte, ſchließlich aber mit einer empfindlichen Niederlage endete. Hier kam im J. 44 (664) bereits Mohallabs Feldherrntalent zur Geltung: von Kábul aus, welches inzwiſchen nach wiederholter Empörung endgiltig bezwungen war, ging er die ſeit Alexanders Zeiten bis auf unſer Jahrhundert von den Heeren aller großen aſiatiſchen Eroberer betretene Straße längs des Kabulfluſſes hinab in das Fünfſtromland Indiens. Doch beſchränkten ſich er wie ſeine Nachfolger auf häufige Raubzüge in die Ebene, dauernd hielt man nur die Gebirgsübergänge, bis zu denen gleichzeitig auch Mekrán und die übrigen Theile des heutigen Belutſchiſtan ſowie das Gebiet von Kandahar dem Reiche hinzugefügt wurden. Damit mußte man ſich um ſo mehr begnügen, als der ſeit dem J. 61 (681) entbrannte Bürgerkrieg allmählich auch in dieſen Grenzprovinzen Zerwürfniſſe zwiſchen den Arabern ſelbſt hervorrief, durch welche der Abfall der Türkenländer jenſeits des Oxus ſowie Aufſtände in Kabul und anderen Orten möglich wurden.

---

[1] Scháh-i-dschán, der ſtändige perſiſche Beiname des alten Antiochia Margiana.

[2] Kein Sohn des Statthalters, ſondern eines gleichnamigen Mannes vom Stamme Abs.

Trotz der Mißerfolge und Verluſte im Kriege gegen Byzanz konnte Moáwija doch in ſeinen letzten Jahren als Fürſt eines im Innern befeſtigten und wohlgeordneten, nach Außen erweiterten und machtvollen Reiches mit Befriedigung auf das Werk ſeines Lebens zurückſchauen. Eins aber fehlte noch, dieſem Werke die erwünſchte Dauer zu verbürgen: die Sicherheit einer feſten Thronfolge, und Moáwija war ein viel zu guter Omaijade, als daß er nicht alle Mittel aufgeboten hätte, die mit ſo vielem Aufwand von Mühe und Liſt und mit mehr als einer ſchweren Verſchuldung begründete Herrſchaft ſeiner Familie zu erhalten. Das wäre nun bei der vielerprobten Anhänglichkeit der Syrer nicht eben ſchwer zu erreichen geweſen, hätte ſein älteſter Sohn Jeſid nicht mancherlei gegen ſich gehabt. Daß er ſich aus dem Korán noch weit weniger machte, als ſein Vater, dagegen dem Wein, der Jagd und dem Spiel ergeben war, ſchadete ihm in den Augen der Syrer freilich nichts, eher, daß er gleichzeitig eine für dieſes ſtreitbare Geſchlecht ungehörige Abneigung gegen die Strapazen des Krieges empfand. Der Feigheit wird er nirgends beſchuldigt; als ihm Moáwija aber die Führung des zu Fadálas Unterſtützung nach Chalcedon aufbrechenden Heeres zudachte, drückte er in ein paar ſpöttiſchen Verſen ſeine Meinung ſehr unverblümt dahin aus, daß es ihm ganz egal ſei, ob die Leute in Chalcedon von Fieber oder Rheumatismus geplagt würden, wenn er nur im Kloſter von Murrán[1] in der Geſellſchaft ſeiner jungen Frau auf dem Sopha ſitzen könne. Dasmal half es ihm nun freilich nichts, er mußte das Heer begleiten (oben S. 350), ſcheint ſich auch tapfer gehalten zu haben. Perſönlich war er wegen ſeiner Leutſeligkeit, ſeiner poetiſchen Begabung und ſeiner Freigebigkeit ſonſt beliebt; was aber einen Theil der Syrer entſchieden gegen ihn einnahm, war ſeine Abſtammung: ſeine Mutter war die Tochter des Bachdal, eines Häuptlings der Benu Kelb, Grund genug, die Keißiten mit Mißtrauen gegen den jungen Fürſten zu erfüllen. Immerhin kam es zu keinem offenen Widerſpruch, als im J. 56 (676) der Koreiſchite Dachák Ibn Keis, einer von Moáwijas nächſten Vertrauten, öffentlich die Bitte ausſprach, der Chalife möge zur Vermeidung neuer Bürgerkriege bei ſeinem Ableben ſchon jetzt dem Jeſíd als Thronfolger huldigen laſſen. Anders ſtanden aber die Dinge in den Provinzen. Unter Führung des Statthalters von Baßra Obeidallah wurden Vertreter des Irák nach Damaskus zu kommen veranlaßt und um ihre Meinung befragt: El-Achnaf Ibn Keis, der Häuptling der Benu Temím in Baßra, gab die berühmte Antwort: „Wir fürchten dich, wenn wir die Wahrheit ſagen, aber wir fürchten Gott, wenn wir lügen" — und rieth entſchieden ab. Schließlich gelang es doch, die Irakier, theils durch Geſchenke, theils durch Drohungen zur Huldigung zu bewegen. Am bedenklichſten war aber die Haltung der Mediner. In der heiligen Stadt befanden ſich, wie wir geſehen haben (S. 345), mehrere angeſehene Männer, die vermöge ihrer Abſtammung ſelbſt Anſprüche auf das Chalifat erheben konnten: Hußein und Abdallah Ibn Sobeir, ferner je ein Sohn Abu Bekrs und Omars — Othmáns Erbe war ſoeben mit der Statthalterſchaft von Choraßán (S. 354) abgefunden worden. Dazu kam, daß Jeſíds Perſönlichkeit hier den allergrößten Anſtoß erregte. „Wir ſollen", ſagte Abdallah Ibn Omar, „einem huldigen, der mit Affen und Hunden ſpielt, Wein trinkt und offen alles Schändliche begeht? Wie könnten wir das vor Gott verantworten?" Das war die allgemeine Stimmung in Medina, und ſo ſchrieb denn Merwán, als Moáwija ihn von ſeiner Abſicht unterrichtete, ganz entſetzt zurück und beſchwor den Chalifen, den Plan aufzugeben. Dieſer war vielleicht der Anſicht, Merwáns Rath ſei nicht ganz uneigennützig; einer der älteſten noch lebenden Omaijaden, mochte der Vetter Othmáns ſich ſelbſt für die höchſte Würde geeignet halten.

---

[1] Dicht bei Damaskus; im Chriſtenkloſter kann man unbeachtet Wein trinken (S. 204).

Er enthob ihn der Statthalterſchaft von Medina und begab ſich ſelbſt mit tauſend ausgewählten Reitern nach der Stadt des Propheten; kaum war er aber angekommen, als jene Vier, die mit Recht fürchteten vergewaltigt zu werden, ſich nach Mekka davon machten, wo ſie im Schutze des heiligen Bezirkes Sicherheit zu finden hofften. Moáwija dachte nicht daran, ſich durch Glaubensrückſichten von der Erreichung ſeines Zieles abhalten zu laſſen: er zog ihnen nach, und da ſeine Verſuche, ſie durch Geſchenke und Verſprechungen zu gewinnen, vergeblich blieben, ſo erklärte er ihnen ſchließlich, er werde jetzt den Huldigungsact bei der Ká'aba vornehmen laſſen und während deſſelben neben jedem von ihnen zwei Mann mit entblößten Schwertern aufſtellen; wer da noch widerſpreche, werde ſofort niedergehauen. So beſtieg er in der Moſchee die Kanzel, forderte die verſammelte Gemeinde auf, dem Jeſíd Treue zu geloben, und fügte dann hinzu: „Dieſe Männer, die Fürſten und Beſten unter den Gläubigen, ohne welche keine Sache behandelt und ohne deren Rath nichts entſchieden werden kann, haben bereits beigeſtimmt und Jeſíd Treue gelobt; alſo gelobet ihr ſie auch auf den Namen Gottes." Als die Vier darauf ſchwiegen, weil ſie die nackten Schwerter ſahen und nicht zweifeln konnten, daß Moáwija unbekümmert um die Heiligkeit des Ortes ſeine Drohung wahr zu machen im Stande war, fügten ſich auch die Mekkaner, und ebenſo wenig wagten es, als er bei dem Rückmarſch noch einmal in Medina Halt machte, die Frommen dort, noch weiter ſich zu ſträuben. So hatte Jeſíd, da in dem längſt ganz ruhig gewordenen Aegypten Alles ohne Widerſpruch abging, in ſämmtlichen Provinzen als rechtmäßiger Thronfolger officielle Anerkennung gefunden: die Zukunft mußte lehren, ob die erzwungene Huldigung mehr Werth als den einer bloßen Formalität beſaß.

Moáwija ſtarb im Radſchab 60 (April 680[1]), alt und lebensſatt. Wir haben eine Art politiſches Teſtament von ihm, das, wenn es echt wäre,[2]) an mehr als einer Stelle einem Seherblick in die Zukunft gliche. Auch einem weniger ſcharfblickenden Manne freilich, als der ſterbende Chalife war, konnte die Mahnung beifallen, die mit dem größten Nachdruck darin auftritt: es warnt den künftigen Herrſcher vor den zwei Männern, die in der That beſtimmt waren, die Fahne der Empörung gegen ihn zu erheben und durch Entzündung eines neuen dreizehnjährigen Bürgerkrieges das arabiſche Weltreich abermals an den Rand des Verderbens zu bringen: Hußein, dem Sohne des Alí, und Abdallah Ibn Es-Sobeir.

---

[1] Das genauere Datum ſteht nicht ganz feſt. Die beſten Auctoritäten ſind zwiſchen dem 1. und 15. (7. und 21. April) getheilt; erſteres iſt aber wahrſcheinlicher. Auch das Alter, welches Moáwija erreicht hat, iſt nicht ſicher, doch ſcheint es, daß er bei ſeinem Tode zwiſchen 70 und 80 Jahre zählte.

[2] Ich bezweifle die Authentie, weil der Satz darin vorkommt: „Sei rückſichtsvoll gegen die Männer des Irák, und wenn ſie von dir verlangen, daß du ihnen alle Tage einen neuen Statthalter ſchickſt, ſo thu es; ein Wechſel in der Verwaltung iſt leichter zu tragen, als wenn ſich 100 000 Schwerter entblößen." Das iſt nicht im Geiſte des Moáwija, der nie daran gedacht hat, ſeinen Sijád oder Obeidallah abzuberufen, weil ſie den Irakiern nicht gefielen. Der Satz, wie vermuthlich das ganze Teſtament, iſt eine Prophezeiung ex eventu.

Zweites Capitel.

Der zweite Bürgerkrieg.

Als Jeſîd (Radſchab 60 — 14. Rabî I 64 = April 680 — 10. Nov. 683) am Todestage ſeines Vaters in Damaskus die Regierung antrat, konnte er auf eine Stütze ſicher bauen: die Syrer, ſeit Jahrzehnten dem Moâwija treu ergeben, wußten, daß ihre eigene bevorzugte Stellung unter den Stämmen des Reiches mit der Omaijadenherrſchaft unlöslich verknüpft war; zudem gefiel ihnen der neue Chalife perſönlich noch beſſer als ſein Vater. Sohn einer Beduinin, die aus Heimweh mit Erlaubniß ihres Mannes zu den Ihrigen zurückgekehrt war, hatte er ſeine Jugend bei der Mutter in der Wüſte zugebracht; mit den Gewohnheiten und Anſchauungen eines Beduinen, der mit jedem freien Araber wie mit Seinesgleichen verkehrte, verband er die Abneigung gegen alles frömmelnde Weſen, die in Syrien damals allgemein war, bei ihm freilich ſich zur unverhohlenen Feindſeligkeit gegen die Vorſchriften der Religion ſteigerte. Er muß, wenn wir die handgreiflichen Verunglimpfungen ſeines Andenkens bei den Späteren auf das richtige Maß zurückführen, ein lebensfroher, keinem Genuſſe abholder, liebenswürdiger und begabter Mann geweſen ſein: ob ſolchen Eigenſchaften der ernſtere Hintergrund eines feſten Charakters und der ſonſtigen Herrſchertugenden nicht gefehlt hat, deren die Zeit nicht wohl entbehren konnte, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen, da die Kürze ſeiner Regierungsdauer ein ſicheres Urtheil darüber nicht ermöglicht. Abgeſehen von den Maßregeln, welche die nächſten Ereigniſſe nothwendig machten, und in denen auch ein unbedeutender Fürſt kaum fehlgreifen konnte, iſt von ihm nur eine tiefer einſchneidende Verordnung auf uns gekommen: er hat die von Omar den ſyriſchen Chriſten bewilligte Freiheit vom Charâdſch (S. 272) aufgehoben und damit die Lage dieſer Claſſe ſeiner Unterthanen weſentlich verſchlimmert. Aber es iſt ſehr möglich, daß nach dem Ausbruche des Aufſtandes in Arabien die Lage des Reiches zur Vermehrung der Einnahmen drängte und die Beſeitigung des Vorzugsrechtes zu erfordern ſchien; ſo läßt ſich auch das ihm vielleicht kaum als Unbilligkeit zur Laſt legen. Jedenfalls ſtand Alles, was in Syrien arabiſcher Abkunft war, treu zu ihm, als aus den anderen Provinzen mehr und mehr bedrohliche Nachrichten einliefen. Gleich nach ſeinem Regierungsantritte hatte er ein Rundſchreiben an ſämmtliche Statthalter geſandt, mit dem Befehle, überall die Bevölkerung ihm als Chalifen huldigen zu laſſen. Im Irâk geſchah das wenigſtens officiell ohne lauten Widerſpruch; als aber Jeſîds Schreiben nach Medina kam, verſäumte der Statthalter El-Walid Ibn Otba ſich rechtzeitig der Perſonen Hußeins und Abdallahs, des Sohnes Sobeirs, zu verſichern, und es gelang ihnen, aus der Stadt zu entkommen, bevor ſie zur Huldigung gezwungen waren. Sie eilten wiederum nach Mekka, da ſie in dem heiligen Gebiete bis auf Weiteres wenigſtens ſicherer waren als in Medina, wo die Omaijaden immerhin über eine ſtattliche Anzahl von unbedingten Anhängern geboten. Von den anderen möglichen Nebenbuhlern des Jeſid war der Sohn Abu Bekrs inzwiſchen geſtorben, Abdallah Ibn Omar lediglich frommer Askeſe ergeben, ſo daß man ihn nicht weiter zu beläſtigen brauchte; aber jene Beiden in Mekka drohten in der That unbequem zu werden. So ſchickte denn Jeſid im Ramadán 60 (Juni 680) ſtatt des Walid den Amr Ibn Sſa'id mit dem Beinamen El-Aſchdak[1]) nach Medina mit dem Befehl, Maßregeln zur Gefangennahme des Abdallah Ibn Sobeir zu treffen: Hußein ſchien vielleicht weniger gefährlich, und außerdem wünſchte er vermuthlich den Enkel des Propheten möglichſt zu ſchonen. Ibn Sſa'id ſchickte einen andern Amr, einen Bruder des Abdallah, der mit dieſem arg verfeindet war, mit 2000 Mann nach Mekka, vielleicht nicht ſowohl um mit Waffengewalt in den heiligen Bezirk einzudringen, als um den Abdallah herauszulocken. Der aber ließ die in einiger Entfernung von der Stadt lagernde Schaar durch ſeine mekkaniſchen Anhänger überfallen, wobei Amr ſelbſt gefangen genommen und mit Zulaſſung ſeines Bruders von einer Anzahl perſönlicher Feinde zu Tode gegeißelt wurde. Von da ab änderte Ibn Sſa'id ſein Verfahren: er umſtellte Mekka mit Spionen, die ihm von Abdallahs Thun und Treiben Nachricht gaben, indem er hoffte, auf dieſe Weiſe eine günſtige Gelegenheit zur Aufhebung des gefährlichen Mannes zu gewinnen. Der aber ſah ſich vor und that keinen Schritt außerhalb des Weichbildes von Mekka.

Inzwiſchen hatte ſich im Irák ſeit dem Regierungsantritte Jeſids die Schi'a wieder zu regen begonnen. Der Statthalter von Kúfa No'mán Ibn Beſchir war ein wohlmeinender Mann: als er davon hörte, daß hier und dort in der Stadt der Name Hußeins, des Sohnes Alis, als des rechtmäßigen Chalifen genannt zu werden anfing, hielt er am nächſten Freitag eine Predigt mit ſehr richtigen Gedanken über das Verwerfliche von Bürgerkriegen im Allgemeinen, that aber ſonſt nichts, der Ausbreitung des aufrühreriſchen Geiſtes Einhalt zu thun. Die Schiiten hatten heimlich bereits vier Boten nach einander an den Hußein geſchickt und ihn aufgefordert, ſich inmitten ſeiner Getreuen zu zeigen, die bereit ſeien ihn als Chalifen anzuerkennen und für ſeine Anſprüche das Schwert zu ergreifen, und Hußein hatte eine günſtige Antwort durch ſeinen Vetter Muslim Ibn Akil geſandt, der gleichzeitig den Auftrag erhielt, über die Verhältniſſe in Kúfa Bericht zu erſtatten. Andere Briefe waren an einzelne angeſehene Perſönlichkeiten in Baßra abgegangen: dort aber, unter den Augen des geſtrengen Obeidallah Ibn

---

1) „Das Breitmaul“, d. h. im übertragenen Sinne „Der Redegewandte“.

Sijád, wagte Niemand ſich zu rühren, während in Kúfa allerdings Muslim mit offenen Armen aufgenommen wurde und im Stillen fortwerbend bald über 12 000 Anhänger gebot. Bald indeß ging von Anhängern der Regierung dem Jeſíd ein Bericht über die wachſende Bewegung und die Unthätigkeit des Statthalters zu. Der Chalife traf die richtige Maßregel: Obeidallah erhielt Befehl, Baßra einem ſeiner Brüder zu übergeben und ſelbſt die Verſchwörung in Kúfa zu unterdrücken. Mit gewohnter Energie griff er die gefährliche Aufgabe an: nur von wenigen Begleitern umgeben traf er eines Abends in Kúfa ein, verhüllten Angeſichts, damit die um ihn her ausgeſprengte Nachricht Glauben fände, es ſei Hußein, der hier erſcheine, um ſich an die Spitze der Seinen zu ſtellen. So gelang es ihm, ungeſtört zu dem feſten Regierungsgebäude durchzukommen, wo No'mán ihn ohne Weiteres aufnahm und als Nachfolger im Amte anerkannte, froh, daß er ſelbſt der ſchweren Verantwortung enthoben wurde, der zwiſchen dem Chalifen und dem Enkel des Propheten nicht mehr aus dem Wege zu gehen war. So ſtark die Schaaren Muslims angewachſen waren, ſie bildeten noch lange nicht die Mehrheit der in der Stadt anweſenden Mannſchaften; auch war Mancher darunter, der bereit war mit dem Strome zu ſchwimmen, aber nicht ohne die Wahrſcheinlichkeit eines entſchiedenen Erfolges den Hals zu wagen. Als daher andern Tages der neue Statthalter ſich mit einer Rede voll kräftiger Drohungen im Stile Sijáds einführte, lichteten ſich auf einmal die Reihen der Schiiten; man fing an, einen Aufſchub des Unternehmens räthlich zu finden, und bald ſah Muslim ſich genöthigt, bei einem zuverläſſigen Manne, dem Háni Ibn Orwa, einen ſicheren Verſteck zu ſuchen. Obeidallah, der ſofort ſeine Poliziſten und Spione in Thätigkeit geſetzt hatte, kam dahinter und ließ den Háni gefangen ſetzen. Muslims Verſuch, ſeinen Freund zu befreien, ſcheiterte an der Unzuverläſſigkeit der Volkshaufen, die ſich um ihn geſammelt hatten und eine Weile um das Reſidenzſchloß des Statthalters herumtobten: ſie wagten doch keinen gewaltſamen Angriff und zerſtreuten ſich ſchließlich auf das Zureden angeſehener Männer der Ordnungspartei. Nun war Muslim verloren, er ward aufgegriffen und mit Háni zuſammen hingerichtet (Dhu'l-Hiddſcha 60 = Sept. 680). Ziemlich gleichzeitig aber, dicht nach dem Wallfahrtsfeſte (10.—12. Dhu'l-Hiddſcha = 11.—13. Sept.) deſſelben Jahres, hatte Hußein auf die von Muslim geſandte Nachricht von der Gewinnung der 12 000 Mann bereits Mekka verlaſſen und ſich mit ſeiner ganzen Familie und einer Anzahl perſönlicher Anhänger in einer Geſammtzahl von etwa 200 Köpfen auf den Weg nach Kúfa gemacht. Es war auf alle Fälle ein tollkühnes Unternehmen. Was für ein Verlaß auf die Irakier war, das hatte Hußein doch bei Lebzeiten ſeines Vaters mehr als genügend zu erkennen Gelegenheit gehabt. Und damals war Ali im Irák der einzige Herr geweſen, während jetzt in Kúfa der Statthalter des Omaijaden reſidirte, und Niemand wiſſen konnte, wie ſich die Mehrzahl ſeiner Untergebenen zu der Sache ſtellen würde. Kluge Leute ſahen das Bedenkliche des Wagniſſes auch voraus: Abdallah Ibn Abbás, der zwar mit den

Omaijaden ſeinen Frieden gemacht, aber doch für das ihm ſo nahe verwandte Haus des Ali eine gewiſſe Theilnahme ſich bewahrt hatte, verſuchte wiederholt, ſeinem Neffen den abenteuerlichen Zug auszureden. Auch an ſonſtigen Warnungen fehlte es nicht: El-Farasdak, der berühmteſte Dichter der Omaijadenzeit, der gerade zur Wallfahrt von Baßra nach Mekka gekommen war und von Hußein nach der Stimmung im Irák gefragt wurde, antwortete deutlich genug: „Die Herzen der Leute ſind mit dir, ihre Schwerter mit den Söhnen Omaijas, die Entſcheidung in Gottes Hand: Gott thut was er will.“ Vergeblich. Der ritterliche Sinn und die mangelnde Fähigkeit, politiſche Verhältniſſe richtig aufzufaſſen, beides ein verhängnißvolles Erbtheil ſeines Vaters, wurden Hußeins Verderben, nicht ohne die Mitſchuld eines falſchen Freundes, deſſen Einflüſterungen ſeinen unbedachten Ehrgeiz immer von Neuem aufreizten: Abdallahs, des Sohnes Sobeir. Ein Mann von unbezweifelter perſönlicher Tapferkeit, aber noch größeren Anſprüchen, dabei einer von den Leuten, welche den Mangel an Charakter durch bramarbaſirendes Weſen und Paradeeitelkeit erſetzen, hielt dieſer ſeine ziemlich gewöhnliche Bauernpfiffigkeit für hohe Diplomatie und ſich ſelber Manns genug, in dem ſicheren Mekka den Moáwija zu ſpielen, durch Aneinanderhetzen von Syrern und Irakiern ſich in die am Ende ausſchlaggebende Stellung zu bringen. Dazu ſchien Hußein ein paſſendes Werkzeug; auch war ihm der Enkel des Propheten in Mekka unbequem, weil er ſich mit ihm in den Einfluß auf die Bevölkerung theilen mußte: ſo beſtärkte er den Hitzkopf in ſeinen abenteuerlichen Hoffnungen, indem er ſich gleichzeitig als ſeinen ergebenſten Diener hinſtellte, und brachte ihn wirklich dahin, auf die bloßen ſchönen Worte der Kufier ſich in ſo unzureichender Begleitung in die Höhle Obeidallahs zu wagen. Ibn Abbás gratulirte dem Ibn Sobeir ironiſch, als Hußein Mekka verließ, und in der That hatte der große Politiker die in ſolchen Fällen häufige Genugthuung, ſeine nächſte Abſicht verwirklicht zu ſehn.

Hußein legte den Weg von Mekka bis in die Nähe von Kúfa ungehindert zurück; Ibn Sſa'id, der Statthalter von Medina, begnügte ſich, dem in friedlicher Haltung das Hidſcháſ durchziehenden Chalifenſohne ein von unbedachten Unternehmungen abrathendes Schreiben zugehen zu laſſen, das ausweichend beantwortet wurde, hielt ſich aber zu Gewaltmaßregeln nicht befugt. In Kúfa dagegen hatte ſich Obeidallah auf Hußeins Empfang gründlich vorbereitet: zuverläſſige Truppen waren zwiſchen der Wüſte und dem Euphrat ſtaffelweiſe aufgeſtellt, um ihn ſofort beim Herannahen abzufangen. In den letzten Tagen des J. 60 (Ende Sept. 680) ſtießen die fahrenden Ritter, denen unterwegs hie und da von einzelnen perſönlichen Anhängern Alis und abenteuernden Beduinen noch mäßiger Zuzug geworden war, nicht weit von Kadeſia auf eine kufiſche Abtheilung von etwa 1000 Mann unter dem Temimiten El-Horr Ibn Jeſid: ſie hatte den Auftrag, im Falle des Zuſammentreffens mit Hußein einen Angriff zu vermeiden, ihm aber unausgeſetzt bis Kúfa zur Seite zu bleiben. El-Horr war begreiflicherweiſe geneigt, dem

Sohne Alis in jeder Weiſe ſchonend zu begegnen: er forderte ihn auf, von ſeinem Unternehmen abzulaſſen, das ja unmöglich von Erfolg ſein könne. Hußein ließ ihm die Briefe vorlegen, durch welche die kufiſchen Schiiten ihn zum Erſcheinen in ihrer Mitte aufgefordert hatten: zwei Säcke voll Papier mit unzähligen Unterſchriften. Kopfſchüttelnd meinte der Temimite, jedenfalls gehörten er und ſeine Soldaten nicht zu denen, welche die Petitionen unterſchrieben hätten; er habe keinen Befehl feindlich aufzutreten, aber zum Obeidallah müſſe er ihn bringen, wenn er ſich nicht zurückziehe. Das Klügſte wäre es geweſen, jetzt noch von dem übel angelegten Plane abzuſtehen: war doch gleichzeitig die Nachricht von dem Mißlingen der Bewegung in Kúfa, dem Tode Muslims und Hánis dem Hußein zugegangen, jede Hoffnung auf eine ſiegreiche Erhebung der Schiiten in der Stadt abgeſchnitten. Aber Hußein beſaß mit allen Fehlern auch die adlige Natur ſeines Vaters: ein feiger Rückzug, nachdem das Blut ſeiner Getreuen vom Schwerte des Henkers vergoſſen war, dazu konnte er ſich nicht entſchließen, und ſeine Vettern, die Brüder Muslims, erklärten „Bei Gott, wir kehren nicht um, bevor wir Rache für unſeren Bruder genommen oder gekoſtet haben, was er gekoſtet hat.“[1] Er ſtellte ſeine Sache Gott anheim, entſchloſſen, nur durch einen ehrenvollen Vertrag oder durch den Tod in der Schlacht das verzweifelte Unternehmen zu enden. Einſtweilen gab er den Vormarſch nach Kúfa, der unter den veränderten Umſtänden keinen Sinn mehr hatte, auf und zog ſich mehr nördlich nach dem Euphrat hin, immer den Horr mit ſeinen Beduinen zur Seite; Alle, welche nicht zu ſeinen nächſten Verwandten und Freunden gehörten, insbeſondere die, welche unterwegs zu ihm geſtoßen waren, entließ er, im ſchlimmſten Falle die Zahl der Opfer nicht nutzlos zu mehren. Inzwiſchen hatte Obeidallah zu mehrerer Sicherheit einen ſeiner angeſehenſten Offiziere, den Omar, Sohn Sſá’ads Ibn Abi Wakkáß, des Siegers von Kadeſia, der eben mit 4000 Mann gegen das Bergvolk der Deilem am Kaspiſchen Meere aufgebrochen war, zurückholen laſſen, und ihm aufgegeben, dem Hußein entgegenzuziehen. Nach einigem Widerſtreben übernahm dieſer das Commando, und bekam am 3. Moharram 61 (3. October 680) Hußeins kleines Häuflein in Sicht. Auch für ihn ſchloſſen Obeidallahs Weiſungen ein friedliches Abkommen nicht aus; Sohn eines der älteſten Gefährten Mohammeds mochte er trotz der Ueberzeugung von der Verwerflichkeit eines neuen Bürgerkrieges doch dem Enkel des Propheten nicht den Untergang bereiten, ſo lange noch ein anderer Ausweg übrig blieb. So verhandelte er mehrere Tage perſönlich mit ihm, und endlich ließ ſich Hußein auf ſeine dringenden Vorſtellungen doch bereit finden, auf eine von den drei Bedingungen zu capituliren, daß er entweder nach Mekka zurückkehre, oder ſich unter Geleit zu Jeſid begebe, ihm zu huldigen, oder an eine der Reichsgrenzen gebracht würde, dort mit den anderen Muslimen gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Ein Bote brachte die

---

[1] „Jede Seele muß den Tod koſten“ — Korán Sſure 3, 182 u. ö.

Botſchaft dem Obeidallah, und einen Augenblick war dieſer geneigt, in dem Vorſchlage eine willkommene Löſung der Schwierigkeiten zu finden. Auch kann es für uns, die wir den Ausgang kennen, keine Frage ſein, daß er unter allen Umſtänden klug daran gethan hätte, dem Hußein wenigſtens die Wahl zwiſchen der zweiten und dritten Clauſel freizuſtellen: ihm jetzt noch die einfache Rückkehr nach Mekka zu geſtatten, konnte in der That bedenklich ſcheinen. Aber einer der Vertrauten des Statthalters, Schamir, der Sohn des Dhu'l-Dſchauſchan — ſein Name iſt noch heute der Abſcheu der mohammedaniſchen Welt und wird von keinem Schiiten ohne den Beiſatz „der Gottverfluchte" genannt — ein richtiger Heide, welcher das Haus des Propheten haßte und nur in dem Untergange des Prätendenten Sicherheit für den Thron der Omaijaden erblickte, wußte den Obeidallah umzuſtimmen, daß er den Vertrag ablehnte und bedingungsloſe Ergebung Hußeins und ſeiner Getreuen verlangte. Schamir ſelbſt wurde beauftragt, mit einer Abtheilung Fußtruppen zu Omar zu ſtoßen mit dem Befehl, im Falle die Uebergabe verweigert würde, ſofort anzugreifen und den Hußein lebendig oder todt nach Kúfa zu bringen; ſollte er zögern, ſo war jener bevollmächtigt, ihn ſofort niederzuhauen und ſelbſt das Commando zu übernehmen. Es war am 9. des Monats, als der Unglücksbote das Heer erreichte. Omar war außer ſich und überhäufte den Schamir mit Vorwürfen, wagte aber doch nicht, dem Gebote ſeines Emirs[1] zuwider zu handeln; Hußein aber lehnte, wie zu erwarten, die Aufforderung ſich zu ergeben ab und bereitete ſich zum letzten Kampfe. Der Ausgang desſelben konnte nicht zweifelhaft ſein: 150 Mann ſtanden gegen mindeſtens 5000, welche ſie bei dem Orte Kerbelá von allen Seiten umſchloſſen hielten. Trotzdem verzögerte ſich das Ende bis auf den Nachmittag des 10. Moharram 61 (10. Oct. 680). Omar wie der größte Theil ſeiner Leute hätten den Hußein gewiß lieber lebendig gefangen genommen; ſo verfloß der größte Theil des Tages unter Zweikämpfen, welche die Zahl der Vertheidiger allmählich verringerten, aber keine Entſcheidung brachten. Endlich dauerte die Sache dem Schamir zu lange; mit einer Verwünſchung jagte er ſeine Umgebung vorwärts, und tapfer kämpfend fiel der Enkel des Propheten unter den Schwertern und Lanzen derjenigen, welche den Glauben ſeines Großvaters zu bekennen vorgaben; mit ihm ſtarben ſeine Vettern und Freunde den Heldentod bis auf den letzten Mann. Die Frauen und Kinder wurden geſchont und nach Damaskus zu Jeſíd geſchickt; gleichzeitig brachte man dem Chalifen das abgeſchnittene Haupt des Hußein. Er war auf's Peinlichſte berührt, als er den Verlauf der Sache erfuhr: niemals, behauptete er, würde er in den Tod eines ſo theuren Mannes gewilligt haben.

Wir können dieſer Verſicherung Glauben ſchenken; er bekräftigte ſie dadurch, daß er, ſehr gegen ſeinen eigenen Vortheil, die Frauen und Kinder unbehelligt und mit allen Zeichen des Reſpectes nach Medina ſandte, wo ihre Schilderungen des Unterganges ſo vieler gottesfürchtiger Männer aus dem Blute und der nächſten Umgebung des Propheten den Unwillen und die Entrüſtung gegen das Haus Omaija immer weiter ſteigerten. Wenn aber hier ſchon ſich ein gefährlicher Rückſchlag gegen eine Regierung vorbereitete, unter welcher ſolche gottloſe Gewaltſamkeiten möglich waren, Folgen von noch größerer Tragweite ſollte der Tag von Kerbelá für die ganze Oſthälfte des Chalifenreiches nach ſich ziehen. Alles, was ſich im Irâk zur Schî'a Alîs zählte, mußte vor Scham und Zorn bei der Kunde entbrennen, der fürſtliche Sohn des vergötterten Herrſchers, das Haupt des Hauſes des Propheten ſei dem Schwerte ungläubiger Frevler zum Opfer gefallen. In dieſen Kreiſen war die Erbitterung gegen die omaijadiſche Partei bei Weitem größer, als nach dem Tode Alîs, welcher ihr wenigſtens direct nicht angerechnet werden konnte: „Rache für Hußein!" wurde die Loſung der Schiiten, die ſich der ſyriſchen Dynaſtie einſt ſo unheilvoll erweiſen ſollte, als ihr die zu Moáwijas Zeit ausgegebene „Rache für Othmán!" zu Gute gekommen war. Das war vorherzuſehen geweſen: Obeidallah mochte ſich zutrauen, dieſe Bewegung mit Säbel und Geißel niederzuhalten; was er nicht vorherſehen konnte, was aber die Tödtung Husseins zu einem nie wieder gut zu machenden Fehler ſtempelte, war das beginnende Erſtarken des perſiſchen Volksgeiſtes, der mit dem ſicheren Inſtincte des Haſſes das Grab, welches mitleidige Bauern dem kopfloſen Rumpfe Husseins bei Kerbelá gönnten, zum Vereinigungspuncte alles Deſſen machte, was in dem großen Lande ſich heimlich nach der Befreiung vom arabiſchen Joche ſehnte. Kaum drei Jahre ſpäter ſehen wir die Schî'a Alîs ſchon im offnen Bunde mit rein perſiſchen Elementen, und im Beſitze des Talismans, welchen die religiös-politiſche Forderung „die Herrſchaft für das Haus des Propheten" für das Perſerthum darſtellte, iſt es von da an trotz zahlloſer Niederlagen unbeſieglich geblieben, hat es kaum jemals wieder aufgehört, bald an dieſem, bald an jenem Puncte mit den arabiſchen Herren einen ununterbrochenen Kampf zu führen, bis die Mongolen das große Leichentuch über ganz Vorderaſien breiteten, unter dem Araber und Perſer, Sſunniten und Schiiten nachher nur in kümmerlichen, für immer geſchiedenen Reſten wieder auferſtanden ſind. Neben die Omaijaden und Altgläubigen, die wenigſtens in der Anerkennung des Chalifen als des abſolut regierenden Vertreters Mohammeds einig waren, neben die arabiſch-demokratiſchen Charidſchiten, welche die höchſte Souveränetät für die Gemeinde forderten, traten jetzt die Schiiten, „die Legitimiſten des Islâms," ihr Dogma von der Berechtigung Alîs und ſeines Hauſes auf das Imamat (S. 215) allmählich zu einer wahren Vergötterung Alîs, Haßans und Husseins, damit folgerichtig zu der Verwerfung der erſten drei Chalifen und der geſammten nicht auf Alî zurückgehenden Ueberlieferung ſteigernd. In dieſem Geiſte wird ſchon im J. 65 (684) an Husseins Grabe zu ihm als dem wahren Imâm und Märtyrer gebetet, wie es noch heute von Tauſenden geſchieht, die ihre Wallfahrt nach dem Meschhed Hussein („Märterorte Hußeins") als der heiligſten Stelle, der Kâ'aba der ſchiitiſchen Welt vollbringen.

---

[1] Emír, Amír bedeutet urſprünglich ganz allgemein Befehlshaber, iſt ſpäter aber der gewöhnliche Titel der Statthalter und aller Generäle, welche ein ſelbſtändiges Commando führen. Ueber Emír el-muminín ſ. oben S. 214.

Vorläufig war freilich die Schî'a unter dem harten Drucke Obeidallahs noch unfähig zu handeln. Dafür aber bereitete ſich in den beiden heiligen Städten unter ſcheinbar ruhiger Oberfläche eine Bewegung vor, deren Ausbruch jeden Augenblick erfolgen konnte. In Medina war die Mißſtimmung ſeit dem Tode Hußeins ſehr bedrohlich, und in Mekka ſuchte Abdallah Ibn Sobeir aus dem traurigen Ereigniß für ſich Capital zu ſchlagen, indem er auf's Heftigſte gegen die gottloſe Mörderbande declamirte, heimlich erfreut, den unbequemen Nebenbuhler los zu ſein, und ſchon im engeren Kreiſe der Vertrauten den „Beherrſcher der Gläubigen" ſpielend. Jeſîd traute dem Frieden nicht und fand, daß die Methode des Ibn Sſa'îd (S. 359) doch nicht eben raſch zum Ziele führe. Er ſelbſt verſuchte es nach Omaijadenart nun mit der Einleitung von gütlichen Verhandlungen: den Abdallah mit Waffengewalt anzugreifen hieß ja den heiligen Bezirk ſeines Aſylrechtes berauben und die ohnehin durch Hußeins Tod ſtark gereizten Altgläubigen auf's Aeußerſte bringen. Im erſten Aerger hatte er früher geſchworen, Ibn Sobeir ſolle zur Huldigung in Ketten vor ihm erſcheinen; jetzt ſchickte er eine Geſandtſchaft unter No'mân Ibn Beſchîr an den Gegner, ihn durch Verſprechungen zu gewinnen, daß er, Jeſîds Eid zu löſen, mit einem niedlichen Silberkettchen unter dem Mantel, wo es Niemand ſähe, nach Damaskus komme und dem Chalifen huldige. Abdallah hielt die Geſandten eine Weile hin, lehnte ſchließlich aber trotz der ihm gewordenen Warnung vor allzugroßem Verlaß auf die Unverletzlichkeit Mekkas die Anerbietungen des Chalifen ab. Als Jeſîd aber darauf den Sſa'îd abſetzte und den energiſchen El-Walîd Ibn Otba zum Statthalter von Medina ernannte, nahm Ibn Sobeir zum Scheine die Verhandlungen wieder auf, wußte den Walîd geſchickt als Hinderniß einer friedlichen Einigung zu verdächtigen und bald ſeine Ablöſung durch den Othmân Ibn Mohammed zu erreichen. Dies war ein Vetter des Chalifen, der ſich weder durch Thatkraft noch durch Klugheit auszeichnete: er rief binnen Kurzem in Medina ſelbſt einen Sturm hervor, welcher die Aufmerkſamkeit der Regierung in Damaskus für längere Zeit von Mekka ablenken mußte. Der Mann kam nämlich auf den unglücklichen Gedanken, eine Verſöhnung der Mediner mit der Dynaſtie anzubahnen, indem er neun der angeſehenſten von den alten Hilfsgenoſſen des Propheten nach Damaskus ſchickte, dort perſönlich ihre Klagen über empfindliche Benachtheiligungen vorzubringen, welche ſie bei Expropriation von Grundſtücken unter Moâwija erlitten zu haben behaupteten: die Befriedigung ihrer Anſprüche und ſonſtige klingende Beweisgründe, wie ſie die Omaijaden anzuwenden liebten, würden, ſo meinte der gute Othmân, ihre und ihrer Mitbürger Geſinnungen verbeſſern. Jeſîd hatte in ſeinem Leben kaum einen Hilfsgenoſſen geſehen und wußte vermutlich nichts weiter von ihnen, als daß ſie ſonderbare alte Knaben waren, die ſich früher in Geſellſchaft des ſogenannten Propheten mit den Arabern herumgeſchlagen hatten, ſich darauf über die Gebühr viel einbildeten und in Folge deſſen ziemlich ſtörriſch und ſchwer zu behandeln waren. So zeigte er ſich der Deputation finſterblickender und wortkarger Greiſe in ſchäbigen Röcken, welche ſein Statthalter ihm zuſchickte (62 = 682), charmanter denn je, lud ſie zu allen Hoffeſtlichkeiten ein, bewilligte ihre Forderungen ohne Umſtände und verehrte jedem von ihnen noch eine erhebliche Summe, 100 000 Dirhems ungefähr. Das Geld nahmen ſie, dafür waren ſie Araber; aber mit welcher ſittlichen Entrüſtung ſie, die ſie den Propheten in ſeiner Frömmigkeit und Einfachheit geſehen hatten und nachzuahmen befliſſen waren, die frevelhafte Ueppigkeit erfüllte, in welcher ſie den Stellvertreter eben dieſes Gottesmannes ſchwelgen ſahen, das läßt ſich ihnen kaum nachfühlen. „Wir kommen von einem Manne ohne Religion,“ ſo zeterten ſie nach der Rückkehr, „der Wein trinkt, auf der Zither klimpert, vor dem Sängerinnen harfen, der mit Hunden ſpielt, mit Kameldieben[1]) und lüderlichen Burſchen die Nächte verpraßt“ — und als eines Tages, zu Anfang des Jahres 63 (682), in der Moſchee des Propheten wieder von Neuem der allgemeine Unwille ſich Luft machte, rief auf einmal Abdallah Ibn Amr, einer von den Neun, indem er ſeinen Turban vom Haupte riß und auf die Erde warf: „Hierdurch entkleide ich den Jeſid des Chalifates wie mein Haupt dieſes Turbans!“ Mit lauten Zurufen ſtimmten die verſammelten Frommen ein, der warf ſeine Schuhe, jener ſeinen Rock dazu, und bald legte ein großer Haufen der verſchiedenſten Kleidungsſtücke Zeugniß für den Glaubenseifer der Hilfsgenoſſen und ihre Verwerfung des gottloſen Herrſchers ab.[2]) Es blieb aber nicht bei dieſem ſymboliſchen Ausdruck ihrer Gefühle: ganz Medina erhob ſich wie ein Mann, und ſo überraſcht waren der Statthalter und die ſämmtlichen Omaijaden, welche mit Sklaven, Clienten und ſonſtigen perſönlichen Anhängern doch über 1000 Mann zählten, daß ſie nicht den geringſten Widerſtand wagten und ſich mit Schimpf und Schande aus der Stadt jagen ließen. Nur die Söhne Omars, Alis und Hußeins betheiligten ſich nicht an der Vertreibung und der erſtere verließ bald darauf ſogar den Ort, der nunmehr der Schauplatz ſchrecklicher Ereigniſſe werden ſollte.

Allerdings war Jeſid im erſten Augenblicke mehr über die unmännliche Haltung ſeiner Familiengenoſſen als über die Empörung der Mediner entrüſtet, und verſuchte es abermals zunächſt mit der Nachſicht. No'mân Ibn Beſchir, den wir eben als Geſandten an den Ibn Sobeir kennen lernten, war einer der wenigen alten Hilfsgenoſſen, die zu den Omaijaden hielten: ſo ſchien er ſich beſonders dafür zu eignen, daß er ſeinen Landsleuten die Hoffnungsloſigkeit eines gewaltſamen Widerſtandes gegen die ganze Macht Syriens klar machte. Obwohl er aber ſein Beſtes that, gelang es ihm doch nicht, die Mediner zum Frieden zu bewegen: der ganze ſeit Jahrzehnten angeſammelte Groll der alten Gefährten Mohammeds gegen die Partei der mekkaniſchen Ariſtokratie war einmal losgebrochen, und die greiſen Bedrkämpfer und Gebetsgenoſſen des Propheten waren nicht die Leute, vor dem Tode auf dem Schlachtfelde zurückzuſchrecken, der ihnen den Eingang in das Paradies bedeutete, oder ſich vor weltlicher Uebermacht zu fürchten, die ſie in den Schlachten des Geſandten Gottes verachten gelernt hatten. So blieb nichts übrig, als die für das Anſehen der Dynaſtie ſchon allzulange währende Unbotmäßigkeit der heiligen Städte mit Waffengewalt niederzuſchlagen. Das war doch, man konnte es ſich nicht verhehlen, ein Schlag ins Geſicht Derer, welche es mit dem Glauben nur irgend ernſt nahmen: ſo mußte er wenigſtens raſch und nachdrücklich geführt werden. Doppelte Löhnung ſicherte bereitwillige Folge des 12000 Mann ſtarken Heeres, das gegen Ende 63 (683) ſich nach Arabien in Marſch ſetzte, die Perſönlichkeit des Führers bürgte für die Rückſichtsloſigkeit ſeines Vorgehens. Muslim Ibn Okba aus dem Stamm Morra war von demſelben Haſſe gegen den Islám, insbeſondere gegen die Altgläubigen beſeelt, welcher den Schamir zum Verderber Hußeins gemacht hatte. Alt und krank, wie der in Moáwijas Kriegen bewährte Führer bereits war, gab ihm die willkommene Ausſicht auf die lange umſonſt erſehnte Züchtigung jener Todfeinde alles heidniſchen Weſens für eine Weile ſeine Kräfte zurück; für den Fall, daß er das Ende des Feldzuges nicht erlebte, ward ihm als Nachfolger Hoßain Ibn Numeir mitgegeben, auch ein alter Offizier des Moáwija, der bis vor Kurzem Obeidallahs rechte Hand in Kúfa geweſen war und ebenfalls vor Prophetenmoſchee und Ká'aba ungefähr dieſelbe Achtung empfand, wie vor zwei tauben Nüſſen. Als das Heer im letzten Monat des Jahres Wádi'l-Kora, etwa fünf Meilen nördlich von Medina, erreicht hatte, fand Muslim daſelbſt noch die ausgewieſenen Omaijaden vor: ſie hatten, um bei der Vertreibung ihr Leben zu retten, ſchwören müſſen, wenn ein Heer gegen die Stadt heranrücke, demſelben in keiner Weiſe ihre Hilfe oder ihren Rath zu leihen. Muslim begriff nicht, wie man ſich einer ſolchen Kleinigkeit wegen auch nur beſinnen könne, und drohte den Leuten, die er als Memmen verachtete, daß er ihnen wie jedem Andern die Köpfe abhauen laſſen werde, wenn ſie ihm nicht über alle Verhältniſſe von Stadt und Einwohnern genaue Auskunft gäben. Merwán Ibn El-Hakam fand Rath: er beſann ſich, daß ſein Sohn Abdelmélik nicht perſönlich vereidigt war, und ſchickte den zu dem grimmigen Feldherrn. Muslim war von den Auskünften und Rathſchlägen, welche er von dem klugen und bereits gereiften Manne erhielt, ſehr erbaut, und manövrirte nach Abdelméliks Angaben ſo geſchickt, daß er in der Harra1) öſtlich von Medina eine günſtige

---

[1]) D. h. Beduinen mit den alten Wüſtenſitten. [2]) Der eigenthümliche Vorgang bekundet die Vorliebe der Orientalen für ſymboliſche Handlungen, der wir auch im Alten Teſtamente, insbeſondere bei den Propheten, begegnen; ſ. z. B. Jeſ. 8, 1; Jer. 13, 1; 18, 1; 19, 1. 10; 24, 1; Ezech. 3, 1; 4, 1; 5, 1; 12, 3 u. ſ. w.

---

1) Eine Harra iſt eine mit ſchwarzen oder braunen verbrannten Steinen verſchiedener Größe, den Ueberreſten vorhiſtoriſcher vulkaniſcher Ausbrüche, bedeckte Ebene, wie ſie in Arabien und Syrien, beſonders zwiſchen Medina und dem Haurángebirge ſüdlich von Damaskus, ſich häufig genug vorfinden. Medina ſelbſt iſt in näherer oder

Stellung einnehmen konnte, bei welcher die Mediner unter allen Umſtänden die Sonne im Geſicht haben mußten. Nachdem die Friſt von drei Tagen, welche dem Befehle Jeſîds zufolge den frommen Eiferern noch gelaſſen wurde, ungenützt verſtrichen war, befahl Muslim den Angriff (26. Dhu'l-Hiddſcha 63 = 26. Aug. 683). Der Kampf war furchtbar erbittert, die Flucht- und Hilfsgenoſſen des Propheten fochten mit der ganzen fanatiſchen Begeiſterung der alten Zeit, wo ſie unter Mohammeds Augen ſelbſt die Schaaren der Ungläubigen zerſprengt, nach ſeinem Tode die Heiden ganz Arabiens zu Paaren getrieben hatten. Aber dieſe modernen Heiden, die falſchen Muslime aus Syrien, hatten das Geheimniß der Disciplin den wahren Gottesverehrern auf den Schlachtfeldern Abu Bekrs und Omars abgeſehen und in den Byzantinerkriegen ausgelernt: ſo mußte ihrer Ueberzahl der Sieg zufallen. Er war der Beginn einer ſelbſt in den Kriegen gegen die Ungläubigen unerhörten Verwüſtung der Stadt, Abſchlachtung und Mißhandlung der Einwohner, die nicht ſchon in der Schlacht gefallen waren, Plünderung und Zerſtörung alles Beſitzes. Drei Tage lang wütheten die Syrer mit der ganzen Brutalität einer halbciviliſirten Soldateska, und als endlich dem wüſten Treiben, welches ſogar die heilige Moſchee Mohammeds durch viehiſche Roheiten ſchändete, ein Ziel geſetzt wurde, fand ſich Muslims Rachgier immer noch nicht geſättigt. Stets von Neuem wurde noch ein frommer und um den Glauben hochverdienter Mann gefunden, den er unter Hohnreden tödten laſſen mußte; es ſchien, daß mit dem Herannahen des eignen Endes, welches ihm die fortſchreitende Krankheit täglich näher brachte, ſeine Luſt am Morden ſich noch ſteigern wollte. Als ſelbſt er genug des Blutes hatte fließen ſehen, waren 2400 Hilfsgenoſſen und 2300 Koreiſchiten hingeopfert, die Zierden der Religion, die Bewahrer der reinen Lehre des Jslâms. Vielleicht eine gleiche Anzahl hatte nach der Schlacht ſofort die Flucht ergriffen; die übrig blieben, wurden gezwungen, dem Jeſîd als Sklaven zu huldigen, mit deren Perſonen, Familien, Beſitzthum er nach Belieben ſchalten könnte. Jhr Schickſal war ebenfalls beklagenswerth: ſo oft und ſo lange die Omaijaden Medina in ihrem Beſitz hatten, wurden dieſe Reſte der alten Bevölkerung in jeder Weiſe bedrückt und gepeinigt, ſo daß auch ihnen allmählich nichts übrig blieb als die Flucht. Wie die aus der Schlacht auf der Harra Entkommenen nahmen ſie ihren Weg nach Afrika, wo ſie in den gegen die Berbern und ſpäter die Weſtgoten kämpfenden muslimiſchen Heeren Aufnahme fanden und ſich in Spanien eine neue Heimath erkämpften.

Das furchtbare Strafgericht, dem Medina verfiel, war die Antwort des heidniſchen Araberthums auf die blutige Niederwerfung des arabiſchen Aufſtandes nach Mohammeds Tode: ſpät wie die Rache kam, war ſie um ſo gründlicher geweſen. Medina als Sitz der alten Gefährten des Propheten,

---

weiterer Entfernung faſt auf allen Seiten von einem großen Harra-Gebiet umſchloſſen; die hier gemeinte tritt öſtlich von der Stadt ziemlich nahe an dieſelbe heran.

als geiſtiger Mittelpunkt des Islâms hatte aufgehört zu exiſtiren: aber die Keime, welche von dort ſchon in früheren Jahren nach dem Irâk verpflanzt worden waren, hatten bereits ſich zu entwickeln begonnen, und bald ſollte es ſich zeigen, daß der maßloſe Haß der heidniſch Geſinnten die Moſchee des Propheten entweihen konnte, aber den Wirkungen der in ihm offenbarten göttlichen Kraft ohnmächtig gegenüberſtand. Bevor aber in Kûfa und Baßra die Sache des Glaubens einen neuen Aufſchwung zu nehmen vermochte, ſollten über das ganze weite Ländergebiet des Chalifates noch Stürme dahinbrauſen, deren Toben die Vernichtung alles Beſtehenden zu verkünden ſchien.

Es war der Tod des Chalifen Jeſîd, welcher die nur äußerlich unterdrückten Kräfte der gegen einander erbitterten Parteien mit einem Male entfeſſelte. Noch in der Blüthe der Jahre ſtehend[1]) ſtarb er am 14. oder 15. Rabî I 64 (10. 11. Nov. 683), wie es ſcheint, ganz unerwartet, jedenfalls bevor er hatte dafür ſorgen können, daß ſeinem älteſten Sohne Moâwija die Nachfolge durch eine allgemeine Huldigung geſichert wurde. Es war alſo Niemand vorhanden, der einen legitimen Anſpruch auf das Chalifat gehabt hätte, und das war um ſo ſchlimmer, als ſelbſt in Syrien bei dem Gegenſatz zwiſchen Keis und Kelb an eine Uebereinſtimmung in dieſer erſten Lebensfrage des Staates nicht zu denken war. Vielmehr brach der Streit zwiſchen Nord- und Südarabern, von den erſten beiden Omaijaden nicht ohne Mühe und mit Aufbietung aller Vorſicht und Klugheit hintangehalten, jetzt in voller Gewalt aus. Natürlich hatte das plötzliche Fehlen einer Centralregierung die weitere Folge, daß überall in den Provinzen die Parteien ihre Fahnen erhoben, und nun beginnt ein Ringen zwiſchen Keißiten, Kelbiten, Schiiten, Charidſchiten, Altgläubigen, welches erſt nach zehn Jahren wieder mit der Anerkennung eines Omaijaden als Beherrſchers des geſammten Chalifenreiches endet, und deſſen letzte, zum Teil noch ſehr gefährliche Zuckungen ein weiteres Jahrzehnt andauern. Wir müſſen jetzt dieſe verwickelten Kämpfe wenigſtens in ihren Hauptzügen verfolgen.

Muslim Ibn Okba hatte die Befriedigung ſeiner Rachſucht nicht lange überlebt: auf dem Marſche von Medina nach Mekka, wo die Bezwingung des Ibn Sobeir den letzten Widerſpruch gegen Jeſîds Herrſchaft verſtummen machen ſollte, war er ſeiner Krankheit erlegen, und der Beſtimmung des Chalifen gemäß hatte Hoßain Ibn Numeir die Führung des Heeres übernommen. Am 27. Moharram 64 (25. Sept. 683) kam er vor Mekka an, umſchloß die Stadt und begann ſie regelrecht zu belagern; dabei ſcheute er ſich nicht, durch ſeine Belagerungsmaſchinen ſogar die Kâ'aba, neben welcher Ibn Sobeir ſein Quartier aufgeſchlagen hatte, beſchießen zu laſſen, ſo daß eines Tages durch einen Brandpfeil die Vorhänge derſelben angezündet wurden und das heilige Haus vollkommen ausbrannte. Von der Hitze des Feuers barſt der heilige Stein, und die ſtehen gebliebenen Mauern drohten den Einſturz, ſo daß Ibn Sobeir ſie ſpäter niederlegen und die ganze Ká'aba von Neuem aufbauen laſſen mußte. Trotz der Heftigkeit des Angriffes hielt ſich die Stadt, welcher von verſchiedenen Seiten Zuzug frommer Männer geworden, hartnäckig, und Hoßain hatte noch keine großen Fortſchritte gemacht, als plötzlich, gegen Ende des Monats Rabí I 64 (Nov. 683), die Nachricht von Jeſíds Tode ihn veranlaßte, ſcheunigſt die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Er kannte die Verhältniſſe in der Heimath zu gut, um nicht zu vermuthen, daß es dort jetzt allgemeine Verwirrung geben werde. Er war Jemenite und die Gegenwart ſeines Heeres in Syrien für ſeine Stammesgenoſſen dringend nothwendig, ſollten nicht die Keis von vornherein das Uebergewicht erhalten. Jeſíds Söhne waren noch jung und konnten ernſtlich für die Thronfolge kaum in Frage kommen: ſo entſchloß er ſich kurz und bot dem Abdallah Ibn Sobeir ſelbſt, dem Einzigen, der im Augenblicke Anſprüche auf das Chalifat erhob, ſeine Unterſtützung an gegen die unter den Umſtänden ſelbſtverſtändliche Zuſage, daß er für das in den letzten Kämpfen vergoſſene Blut auch ſpäter keine Rache nehmen wolle. Es war ja eine ſtarke Zumuthung an den Hauptvertreter der Altgläubigen, über die Verwüſtung Medinas den Schleier der Vergeſſenheit zu decken; eine wirklich überlegene Herrſchernatur hätte trotzdem die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ſich auf den Thron zu ſchwingen, die Begründung einer über allen Parteien ſtehenden und ſie in gegenſeitigem Schach haltenden Regierung zu verſuchen. Abdallah war nicht aus ſolchem Holze geſchnitzt, er lehnte den Vertrag ab und begab ſich damit ſelbſt des Erfolges, den ihm ein beiſpielloſes Glück im Augenblicke der größten Bedrängniß hatte gewähren wollen. Hoßain blieb nichts übrig, als ſein Heer einfach nach Syrien zurückzuführen, um wenigſtens dort bei der Entſcheidung nicht zu fehlen.

---

[1]) Die Angaben über ſein Lebensalter ſind wieder ſehr verſchieden und ſchwanken zwiſchen 32 und 39 Jahren; die erſtere Ziffer iſt aber jedenfalls zu niedrig, wahrſcheinlich hat er es auf 38 oder 39 gebracht.

In Damaskus hatten die Kelbiten nach Jeſíds Tode den Verſuch doch nicht unterlaſſen, den älteſten Sohn des Verſtorbenen zur Anerkennung zu bringen. Seine Mutter war eine Kelbitin, wie es die Großmutter geweſen war (S. 356), ein Neffe der letzteren, Haſſán, Sohn des Málik Ibn Bachdal, commandirte in der Jordanprovinz (Galiläa). In der That wird der jugendliche Prinz[1] als Moáwija II. (64 = 683) in der Liſte der Chalifen geführt, und es ſteht feſt, daß ihm wenigſtens in Damaskus gehuldigt worden iſt; aber die Keißiten erklärten ſich gegen ihn, der Statthalter von Kinnesrín (Nordſyrien), Sofar Ibn El-Harith, empörte ſich geradezu und ließ in ſeinem Bezirke dem Ibn Sobeir huldigen, und die Ausſichten Moáwijas waren nicht eben günſtig, als er, wie es heißt, nur 40 Tage nach ſeinem Vater ſtarb. Seine ganze Perſönlichkeit iſt wie ſein Schickſal in Dunkel gehüllt: der Argwohn liegt nicht fern, daß er von Anhängern der Keißiten auf die Seite geſchafft worden iſt, eine eigene Bedeutung hat er in den wenigen Wochen jedenfalls nicht erlangt, vielleicht kaum beanſprucht. Nunmehr erklärten ſich auch die Befehlshaber in den übrigen Theilen Syriens für Abdallah Ibn Sobeir, ausgenommen Haſſán in der Jordanprovinz, welcher Jeſíds zweiten Sohn Chálid auf den Schild hob, und Ed-Dachák Ibn Keis in Damaskus, der als Koreiſchite zwiſchen Keis und Kelb vorläufig neutral blieb. Die Bevölkerung der Hauptſtadt, in welcher die Omaijaden natürlich ſehr beliebt waren, verlangte die Erhaltung der Dynaſtie, war aber vorläufig dem Militärchef gegenüber zum Schweigen verurtheilt; und den in Syrien anweſenden Mitgliedern des Herrſcherhauſes ſelbſt ſchien die eigene Zukunft ſo ausſichtslos, daß Merwán Ibn El-Hakam, im Augenblick der Aelteſte und Angeſehenſte von ihnen, ernſtlich mit der Abſicht umging, ſich nach Mekka zu begeben und dem Ibn Sobeir zu huldigen, nachdem ſeine Verſuche, den Dachák zum Eintreten für die Omaijaden zu bewegen, vergeblich geweſen waren. Davon brachte ihn aber Obeidallah Ibn Sijád ab, den um dieſe Zeit eigenes Mißgeſchick plötzlich aus dem Irák vertrieben hatte. War nämlich ſchon Syrien durch Jeſíds Tod in Verwirrung gebracht, ſo befand man ſich im Irák und den Oſtprovinzen dem unerwarteten Ereigniß gegenüber in vollſtändiger Rathloſigkeit. Am Oxus ſchlug man ſich mit den Türken, in Baßra und Kúfa mußte man erwarten, bei der geringſten Schwächung der Regierungsgewalt Charidſchiten und Schiiten losbrechen zu ſehen — ſo waren die Araber hier dringender als irgendwo auf Einigkeit den Fremden gegenüber angewieſen. Einen Augenblick hatte es geſchienen, als ob man ſolchem Zwange der Umſtände Rechnung tragen werde: nicht blos in Choraßán hatten die Truppen dem Statthalter Sſelm als ihrem Anführer Treue für ſo lange gelobt, bis wieder ein allgemein anerkannter Chalife da ſei, ſondern auch der ſelbſt bei den Arabern nicht eben populäre Obeidallah, der beim Eintreffen der Todesnachricht gerade in Baßra reſidirte, wurde in derſelben Weiſe als vorläufiger Regent anerkannt. Was indeß vernünftig war, hatte im Irák nie Ausſicht auf längeren Beſtand. Abdallah Ibn Sobeir durfte ſich die Gelegenheit, auf den Oſten Einfluß zu gewinnen, nicht entgehen laſſen. Unter Jeſíd hatte er dafür auf die Charidſchiten gehofft, welchen der Beſchirmer der heiligen Stadt ſchon durch den gemeinſamen Gegenſatz gegen die gottloſen Omaijaden nahe ſtand: in der That hatten ſich in der Zeit der Belagerung durch Hoßain außer einigen Schiiten aus Kúfa auch eine Anzahl von Charidſchiten unter Führung des Náfi Ibn Aſrak heimlich nach Mekka begeben und bei der Vertheidigung tapfer geholfen. Als es aber nach dem Abzuge der Syrer zu einer grundſätzlichen Verſtändigung kommen ſollte, war man ſich auf beiden Seiten über die Unvereinbarkeit von Ibn Sobeirs Anſprüchen mit den Grundſätzen der Puritaner klar geworden und hatte ſich unter gegenſeitigen Beſchimpfungen getrennt. Náfi bemühte ſich vergeblich, Baßra in ſeine Gewalt zu bringen, und warf ſich bald mit ſeinen Anhängern nach Chuſiſtán, welches er mit Hilfe der überallher zu ihm ſtoßenden Geſinnungsgenoſſen vollſtändig in Beſitz nahm, und wo wir ihm ſpäter wieder begegnen werden; Ibn Sobeir aber ſandte einen Vertrauten nach Baßra, die Einwohner für ſich zu gewinnen. Was in Syrien Keis und Kelb, waren im Irák und bis an den Oxus Temim und Aſd: mit jenen, den Nordarabern, knüpfte Ibn Sobeirs Geſandter, ſelbſt ein Temimite, an, und die Aſd waren in Baßra nicht ſtark genug, um den Obeidallah gegen jene zu halten. Dazu kam, daß in Kúfa das Volk ſich geweigert hatte, dem verhaßten Sohn des Sijád nach Jeſids Tode noch zu gehorchen, und zur ſelbſtändigen Wahl eines Statthalters geſchritten war: dieſes Beiſpiel reizte zur Nachahmung und nachdem ſich Aſd und Temim in den Straßen von Baßra vier Monate herumgeſchlagen hatten, ſah Obeidallah ſich gezwungen, nach Syrien zu fliehen. (Dſchumáda II 64 = Febr. 684.) Hier mußte er nun bald erfahren, daß die Baßrier, nachdem ſie mit dem Manne ihrer Wahl nicht viel Seide geſponnen, ſich definitiv dem Ibn Sobeir unterworfen und einen von ihm geſandten Statthalter in ihre Mauern aufgenommen hatten (Ramadán 64 = Mai 684). Um dieſelbe Zeit hatte Kúfa, wo Altgläubige und Schiiten wenigſtens im Haſſe gegen die Omaijaden einig waren, ebenfalls dem Ibn Sobeir gehuldigt, und da Aegypten gleich nach dem Tode Jeſids auch für den mekkaniſchen Prätendenten gewonnen war, ſo lag mit Ausnahme der kleinen Jordanprovinz und der Bezirke, wo die Charidſchiten ihr Weſen trieben, eigentlich das ganze Reich zu ſeinen Füßen. Aber der Gedanke, ſich der Herrſchaft der Altgläubigen beugen zu ſollen, war dem Obeidallah unerträglich. In Tadmor, wo er den ſyriſchen Boden betrat, fand er die meiſten Omaijaden verſammelt: „Was,“ fuhr er den Merwán an, „du biſt der Aelteſte der Koreiſch und ihr Haupt, und läſſeſt den Dachák über dich verfügen?“ Es gelang ihm wenigſtens, den Omaijaden zu bewegen, daß er mit ihm die keißitiſchen Bezirke verließ und weiter nach Süden ging, wo jetzt eben Hoßain Ibn Numeir mit ſeinen Truppen aus Arabien angekommen war. Obſchon Kelbite, wollte derſelbe doch von dem jugendlichen Chálid als Chalifen nichts wiſſen, vermuthlich, weil er beſorgte, derſelbe würde nichts als eine Puppe in den Händen ſeines Oheims Haſſán ſein (S. 371); ſo trug er die Herrſchaft dem Merwán an. Es läßt ſich nicht leugnen, daß von allen lebenden Mitgliedern des Herrſcherhauſes Merwán nach arabiſchen Begriffen die nächſte Anwartſchaft hatte: er war jetzt der Aelteſte, hatte dem von den Syrern vergötterten Othmán als Rathgeber zur Seite geſtanden und ſpäter oftmals die Regierung in Medina geführt — es war Niemand vorhanden, für den mehr hätte angeführt werden können. Freilich gehörte Muth dazu, ſich als Chalifen in einem Augenblicke huldigen zu laſſen, wo faſt das ganze Reich ſich für einen andern erklärt hatte; aber Merwán, mochte er vor einem Jahre auch in der erſten Beſtürzung ſich von den Medinern haben aus der Stadt jagen laſſen, hatte jetzt dieſen Muth.

---

[1] Er zählte nach der gewöhnlichen Ueberlieferung 21, nach einer andern Notiz aber erſt 13 Jahre.

In Dſchábija, wo einſt Omar auf ſeiner Reiſe nach Syrien reſidirt hatte, wurden alle Hauptführer der Jemeniten verſammelt, über die Anſprüche Chálids und Merwáns zu verhandeln und die unumgänglich nothwendige Einigung Aller, die zu den Kelb hielten, herbeizuführen. Vierzig Tage wurde hin- und hergeredet; endlich beſchloß man dem Merwán zu huldigen, aber mit der Maßgabe, daß nach ſeinem Tode die Herrſchaft auf Chálid überginge, deſſen Mutter, die Wittwe Jeſids, Merwán zur Bekräftigung dieſes Abkommens zu heirathen ſich entſchloß. Daraufhin gelobten ihm die jemenitiſchen Führer Treue (3. Dhu'l-Ká'ada 64 = 22. Juni 684), und es erübrigte jetzt nur, dem neuen Chalifen ſein Chalifat auch zu erobern.

Merwán I. (64 — Ramadán 65 = 684 — April 685) hat während ſeiner kurzen Regierung mit ſchneller Thatkraft einen großen Schritt auf das Ziel der Wiedervereinigung des ganzen Reiches unter der Herrſchaft ſeines Hauſes gethan. Das Nächſte, was erreicht wurden mußte, war die Unterwerfung der Keißiten; nach allem Vorangegangenen verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie nur durch Waffengewalt erfolgen konnte. Die Keis wußten ſo gut wie ihre Gegner, daß die Entſcheidung bevorſtand: ſich den Beiſtand Dacháks zu ſichern hatten ſie, denen auf die Perſönlichkeit des Ibn Sobeír ſchließlich nichts ankam, jenem ſelbſt die höchſte Würde angetragen und ihm als Chalifen gehuldigt. Er ſtand nun an der Spitze ſämmtlicher keißitiſchen Truppen bei Merdſch Ráhit[1], als Merwán mit den Jemeniten heranzog. Bereits auf dem Wege erhielt der Omaijade eine willkommene Nachricht: ſobald Dachák mit ſeinen Truppen Damaskus verlaſſen, hatten die in der Stadt befindlichen Freunde der Kelb im Einverſtändniß mit den treuen Bewohnern der Reſidenz den Statthalter des Uſurpators vertrieben, Merwán als Chalifen ausgerufen und ſich beeilt, ihm nach Kräften Geld und Mannſchaften entgegenzuſchicken, welche nun eine erwünſchte Verſtärkung ſeines Heeres bildeten. Zwanzig Tage balgte man ſich auf der Wieſe von Ráhit herum; zum wirklichen Kampfe kam es natürlich erſt am Schluß. Er war hitzig und erbittert, entſchied ſich aber für Merwán und die Jemeniten: Dachák ſelbſt, No'mán Ibn Beſchír, der Statthalter von Himß, und eine große Anzahl weiterer angeſehener Keißiten kamen um. Damit war Syrien dem Omaijaden geſichert: zwar gelang es dem Sofar (S. 370), mit ſeinen Leuten ſich nach Karkißia in Meſopotamien, dem alten Circeſium, zu werfen, von wo er ſieben Jahre lang durch Raubzüge gegen die in der ſyriſchen Wüſte zeltenden Kelbiten vielen Unfug ſtiftete, aber auf den großen Krieg hatten dieſe ſo gut wie keinen Einfluß. Schlimmer war es, daß die Erinnerung an die Wieſe von Ráhit die alte Feindſchaft zwiſchen Keis und Kelb von Neuem verbitterte: die erſteren konnten ihre Niederlage niemals verſchmerzen und benutzten von jetzt ab jede Gelegenheit, die Stammfeinde zu ſchädigen. Da die ganze Herrſchaft der

---

[1] „Die Wieſe von Ráhit" — R. war ein kleiner Ort nicht weit öſtlich von Damaskus.

Dynaſtie, wie die Hegemonie der Syrer auf das Zuſammenwirken der beiden Volksgruppen gegründet war, mußte dies Wiederaufleben des alten arabiſchen Particularismus aus der Heidenzeit für beide im Laufe der Zeit ſich immer verderblicher erweiſen.

Vorläufig ging freilich dem Merwân Alles nach Wunſch: die meiſten Keißiten fügten ſich jetzt doch ſeiner Regierung und er konnte ſofort dazu übergehen, ſeinen Einfluß über die Grenzen der Provinz auszudehnen. Ohne große Mühe machte er Aegypten, welches dem Streite um das Chalifat ziemlich theilnahmlos gegenüberſtand, mit Hilfe des Amr Ibn Sſa'îd El-Aſchdak (S. 359 ff.) dem Ibn Sobeir wieder abwendig (Ende 64 = 684) und ſchlug auf dem Rückwege den Moß'ab, einen Bruder des Genannten, der auf die Nachricht von dem Zuge nach Aegypten mit einem Heere gegen Syrien marſchirt war, zurück. Weitere Fortſchritte nach Arabien hin zu machen wollte nicht gelingen, dagegen wurde in der Nähe des Euphrat noch ein Erfolg davon getragen. In Kûfa hatten ſeit Jeſîds Tode die Schiiten eine außerordentliche Rührigkeit entwickelt. Nach der Kataſtrophe von Kerbelá, welche ſie durch ihre Feigheit und Unfähigkeit dem Obeidallah gegenüber verſchuldet hatten, nannten ſie ſich „die Reuigen“ und bereiteten ſich vor, bei der erſten Gelegenheit ihre Loſung „Rache für Hußein!“ wahr zu machen. Inſofern dieſe gegen die Omaijaden gerichtet war, mußten Ibn Sobeir und ſein Statthalter in Kûfa die Reuigen als werthvolle Bundesgenoſſen betrachten; ſo ließ man ſie gewähren, als ſie im J. 65 (684), nicht ſo zahlreich wie ihr Führer Sſuleimân Ibn Sſorad gehofft hatte, aber doch zwiſchen 5—10 000 Mann auszogen „gegen Obeidallah, den Mörder Hußeins“, d. h. gegen die Syrer, zu welchen er gegangen war. Sie marſchirten zuerſt nach Kerbelá, wo ſie das Grab ihres Heiligen mit Reuethränen netzten (oben S. 364), dann über Karkißia, wo ſie von Sofar und ſeinen Keißiten mancherlei Unterſtützung erhielten, nach Meſopotamien hinein, bis ſie bei Ein El-Warda (auch Râs El-Ein genannt) auf das ſyriſche Heer unter Hoßain Ibn Numeir ſtießen. Nach mehrtägigem Kampfe wurden ſie von der Uebermacht, welche die Ankunft Obeidallahs mit friſchen Truppen den Feinden verſchaffte, bewältigt und zerſprengt, Sſuleimân und mehrere andere der Führer getödtet (Dſchumâda I 65 = Jan. 685). Damit aber war der kaum genommene Aufſchwung des Hauſes Omaija auch ſchon wieder am Ende. Merwân hatte, wie es heißt, bedenkliche Aeußerungen des Amr Ibn Sſa'îd El-Aſchdak erfahren, welche darauf hinzuweiſen ſchienen, daß dieſer ſein Neffe, der ſeit dem Siege über Moß'ab den Kopf etwas hoch trug, darauf hinarbeitete, ſich für den Fall des Todes Merwâns die Nachfolge zu ſichern. Er ſelbſt hatte in Dſchâbija in die Wahl Chalids, des Sohnes Jeſîds, gewilligt, beabſichtigte aber jetzt, wo er das Heft feſt in Händen hatte, ſeinen eigenen Söhnen Abdelmélik[1]) und Abd El-Aſîſ[1]) als Thronerben

---

1) „Knecht des Königs“ und „Knecht des Starken“ (nämlich Gottes).

huldigen zu laſſen. Vermuthlich gewitzigt durch die ſchlimmen Erfahrungen, die ganz Syrien durch die Streitigkeiten nach dem Ableben des Jeſîd gemacht hatte, erklärte Haſſân Ibn Bachdal ſich bereit, ſeinen früher von ihm unterſtützten Neffen Châlid fallen zu laſſen, und ſo wurde Merwâns Söhnen ohne Widerſpruch in ganz Syrien gehuldigt: aber die Mutter des bei Seite geſchobenen Prinzen, eine ſtolze Beduinin, wollte das Unrecht nicht dulden, welches ihr zweite Gatte ſeinem Stiefſohn anthat, und erſtickte den Merwân kurz nachher eines Nachts mit einem Kiſſen (Ramadân 65 = April-Mai 685). Freilich erreichte ſie außer der Befriedigung ihrer Rachſucht nichts weiter dadurch: von Châlid war keine Rede weiter und Abdelmélik (Ram. 65—15. Schawwâl 86 = April/Mai 685—9. Oct. 705) beſtieg ungehindert den Thron.

Es iſt iſt eine ungeheure Aufgabe geweſen, welche der ungefähr Vierzigjährige damals zu löſen erhielt. Grade um dieſe Zeit brachen in allen Provinzen von Arabien bis zum Oxus die Kriege zwiſchen den Secten und Stämmen mit der höchſten Wuth aus, zu welchen die bisherigen Unordnungen und Aufſtände nur die Vorſpiele gebildet hatten. Und um die Bedrängniß aufs Aeußerſte zu erhöhen, bekam Syrien, wie wir gleich ſehen werden, nun auch noch die Byzantiner auf den Hals. Das Chalifat bedurfte einer Herrſchernatur erſten Ranges, ſollte nicht das Reich, vielleicht der Islâm überhaupt, an den inneren und äußeren Kämpfen zu Grunde gehen. Eine ſolche Herrſchernatur aber war Abdelmélik: nicht umſonſt iſt noch heute ſeine Regierung im Oriente ſprichwörtlich für die eines weiſen und kräftigen Herrſchers, der ſeinen Unterthanen Ruhe und Ordnung ſchafft. Mit der auch in ſeiner Familie häufigen poetiſchen Begabung verband er reiches Wiſſen, eine für die damalige Zeit bemerkenswerthe Bildung und in ſeiner Jugend aufrichtige Frömmigkeit. Die Wirren des Bürgerkrieges waren freilich nicht der Boden, auf dem die ſeltene Blüthe eines wahrhaft gläubigen Sinnes einem Manne gedeihen konnte, der als anſehnliches Mitglied des Herrſcherhauſes mitten in dem Getriebe der politiſchen Bewegungen und Intriguen ſtand. Schon vor der Schlacht von Harra fanden wir ihn mindeſtens als gelehrigen Schüler ſeines Vaters in der Theorie, daß es Mittel giebt, ſich mit dem Himmel abzufinden (S. 367), und binnen Kurzem werden wir ihm bei einer Handlung treuloſeſten Verrathes begegnen, die ihn von den Geſinnungen ſeiner Vergangenheit in ſeinen eigenen Augen endgiltig ſcheidet. Trotzdem iſt er als Menſch um einen Grad ſympathiſcher als Moâwija, dem er in der Herrſchertüchtigkeit ähnelt: ſo viel wir wiſſen, hat er ſich nie bis zum Giftmorde erniedrigt, und von dem einen ſchlimmen Falle abgeſehen in ſeinem Handeln etwas Grades und Kräftiges gehabt, was der hinterhaltigen Natur ſeines bedeutenden Vorgängers fehlte. So muß er uns als der größte der Omaijaden gelten; die glänzende Herrſchaft ſeines tüchtigen Sohnes Walîd iſt doch nur die Fortſetzung des Werkes, welches der Vater unter den ſchwierigſten Verhältniſſen angegriffen und durchgeführt hat.

Die erſten zwei Jahre erſchiene uns freilich der, welchen die Folgezeit als einen ſo großartig angelegten Fürſten zeigt, in einem ſonderbaren Zuſtande der Unthätigkeit, wenn wir uns an die arabiſchen Berichte allein halten wollten. Sie wiſſen über Syrien in den Jahren 65 und 66 (685—6) ſo gut wie nichts zu ſagen, und es bliebe geradezu räthſelhaft, wie der Chalife den ſpäter zu behandelnden Vorgängen im Irâk mit verſchränkten Armen habe zuſehen können, vermöchten wir nicht aus byzantiniſchen Nachrichten zu erſchließen, daß er in ſeiner unmittelbaren Nachbarſchaft mehr als genug zu thun bekommen hatte.[1] Wie es ſcheint, haben mit dem Tode Merwâns ziemlich gleichzeitig die vermuthlich während des Krieges zwiſchen Keis und Kelb wieder losgebrochenen Mardaiten in bedrohlicher Weiſe um ſich gegriffen, und als kurz nachher (Sept. 685 = Sſafar 66) in Conſtantinopel Conſtantin Pogonatas ſtarb und mit Juſtinian II. ein bei ſeiner Jugend auf allerhand hochfliegende Unternehmungen erpichter Fürſt zur Regierung kam, muß der ſeiner Zeit von Merwân ausdrücklich erneuerte Friede Moâwijas dabei in die Brüche gegangen ſein. Wir finden jedenfalls etwas ſpäter Cypern im theilweiſen Beſitz der Byzantiner, ſchon im J. 686 (66—67) aber den kaiſerlichen General Leontius in Armenien eingefallen. Dieſe Provinz hatte bis dahin ruhig nach Damaskus geſteuert; nun wurden die im Lande anweſenden Muslime verjagt oder getödtet und alles armeniſche Gebiet mit dem angrenzenden Adherbeidſchân bis an das Kaspiſche Meer von den Byzantinern wieder erobert. So lange das Irâk in den Händen des Ibn Sobeir oder der Sectierer war, konnte Abdelmelik nicht daran denken ſich in das für die Araber mehr als einmal verderblich geweſene Bergland hineinzuwagen. Das Irâk war es alſo auch aus dieſem Grunde, wohin er ſich zu wenden hatte, als er im Frühjahr 66 (686) ſich wieder in der Lage befand, Truppen außerhalb Syriens zu verwenden; die Mardaiten mochten

---

1) Die folgenden Sätze ſind das Ergebniß einer Combination der byzantiniſchen und der arabiſchen Berichte über die Berührungen Abdelmeliks mit Byzantinern und Mardaiten. Die Araber ſetzen den Frieden zwiſchen dem Chalifen und dem Kaiſer ins J. 70 (689/90), die Griechen drei Jahre früher (686). Da beide Quellengruppen die Hauptereigniſſe — Zug Abdelmeliks nach Râs El-Ein, Revolte des Amr El-Aſchdak, Frieden mit den Griechen und Beſeitigung der Mardaiten — genau in derſelben Reihenfolge haben, ſo kann man nicht auf den Gedanken kommen ſie zu trennen. Andererſeits iſt es klar, daß Abdelmelik nicht nur in den Jahren 69 und 70 (689. 690), ſondern auch bereits 65 und 66 (685. 686) verhindert geweſen iſt, ſich um das Irâk und Arabien zu kümmern; ich vermuthe daher, daß der Krieg des Leontius in Armenien allerdings ſchon 686 begonnen, gleichzeitig aber die Byzantiner ſich auf Cypern feſtgeſetzt haben und die Mardaiten im Libanon beſonders gefährlich aufgetreten ſein werden. Die großen Zuſammenhänge hat Ranke (Weltgeſch. V, 1, 187 ff.) mit durchſichtiger Klarheit dargeſtellt; im Einzelnen muß ich nicht blos in der Datirung des Friedens, ſondern auch in der Auffaſſung von Leontius' Zuge von ihm abweichen. Ich halte es für ganz unmöglich, daß die Byzantiner nach Abſchluß des Friedensvertrages in Armenien die dort zurückgebliebenen Saracenen auch nur zum Theil umgebracht hätten.

im Laufe des J. 65—66 (685) für den Augenblick in ihre Berge zurückgedrängt ſein, den Leontius mußte man vorläufig eben gewähren laſſen.

Es iſt demgemäß an der Zeit, unſere Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe in den Oſtprovinzen zu lenken. Wir hatten ſie (S. 372) bereits in recht unſicherem Zuſtande verlaſſen: Baßra und Kufa allerdings in nomineller Verwaltung der Beamten Ibn Sobeirs, aber jenes mit den immer drohenden Charidſchiten vor den Thoren, dieſes von den Schiiten unterwühlt — in den entfernteren Gebieten Choraßán und Sſedſcheſtán aber tobte ſchon ſeit 64 (683) ein erbitterter Bürgerkrieg, welcher, durch die Unbotmäßigkeit des Ibn Cháſim, eines Unterbefehlshabers des Sſelm (S. 371) entzündet, nicht blos die Jemeniten gegen die Nordaraber hetzte, ſondern gar auch die letzteren noch in ſich durch einen Zwiſt unter den beiden Hauptgruppen der Modar- und der Rabí'a-Stämme geſpalten hatte; natürlich hatten die Türken des Kabulgebietes wie Transoxaniens ſofort das arabiſche Joch wieder abgeworfen, und es ging dort jetzt Alles drunter und drüber. Das war nun für das Reich im Ganzen von geringerer Bedeutung, weil die Grenzprovinzen mit ihren dünnen arabiſchen Beſatzungen leicht wieder beruhigt werden konnten, ſobald die Kernländer des Isláms wieder einer kräftigen Regierung gehorchten: aber im Irák und den benachbarten perſiſchen Gebieten ſollte eben jetzt die eigentliche Verwirrung erſt recht angehen, Charidſchiten um Baßra, Schiiten in Kúfa für eine Weile das Uebergewicht erhalten.

In Baßra hatten allerdings unter dem Drucke der Furcht vor den Charidſchiten, die man in Chuſiſtan dicht vor den Thoren hatte und die mehr als einmal in die Stadt ſelbſt eindrangen, die Zwiſtigkeiten zwiſchen Aſd und Temím (S. 372) aufgehört, Ibn Sobeirs Statthalter allſeitige Anerkennung gefunden (Ramadán 64 = Mai 684); aber die Kämpfe mit den Sectirern verliefen bei der militäriſchen Unbrauchbarkeit der in der großen Stadt allmählich etwas verweichlichten Mannſchaften, deren kriegstüchtigſte Elemente eben den Kern der Charidſchiten bildeten, regelmäßig zum Vortheile der letzteren, und man konnte vorausſehen, daß binnen Kurzem die Empörer ſich endgiltig der Stadt bemächtigen würden. Da brachten ziemlich gleichzeitig ein paar Glücksfälle den bedrängten Einwohnern Hilfe. Mit den wachſenden Erfolgen ſtellten ſich Meinungsverſchiedenheiten unter den Charidſchiten ein; die conſequenteſten dieſer Fanatiker, an ihrer Spitze Náfi Ibn Aſrak, waren in der zunehmenden Kampfeswuth allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß auch die unmündigen Kinder der falſchen Muslime als ungläubig zu betrachten und daher mit ihren Eltern zu tödten ſeien. Dem gegenüber behauptete eine milder geſinnte Minderzahl unter Nedſchda Ibn Amir vom Stamme Hanifa, die Kleinen dürften für die Sünden ihrer Väter nicht verantwortlich gemacht werden, man habe ſie zu ſchonen, bis ſie herangewachſen ſeien und ſelbſt die Entſcheidung über ihren Glauben treffen könnten. Da Ibn Aſraks Anhänger, die nach ihm die Aſrakiten genannt werden, die Nedſchditen nun auch als Ketzer verdammten, verließen dieſe das

Land und begaben ſich in die Heimath der Hanífa in Centralarabien, wo ſie ihren demokratiſchen Grundſätzen zufolge raſch unter den Beduinen großen Anhang fanden und bald als ſelbſtändige Macht neben Ibn Sobeír auftraten, ihm nicht grade feindlich begegnend, aber doch auch nicht ſich unterordnend, im Gegentheil ſeinen Einfluß auf die Mitte und den Süden der Halbinſel immer weiter einſchränkend. Kurz nach der Spaltung fiel Náfi ſelbſt in einem der Kämpfe mit den Baßriern (65 = 685), und ſeinem Nachfolger Ibn Máchúſ erwuchs bald ein ebenbürtiger Gegner in der Perſon des Mohallab Ibn Abi Sſofra. Aus dem in Choraßán wüthenden Bürgerkriege hatte der berühmte Feldherr (S. 355) ſich zeitweilig nach Baßra, dem Sitze ſeiner Familie, zurückgezogen; nun entſchloß er ſich auf das flehentliche Bitten ſeiner Landsleute, die ſchließlich ſogar eine (ſpäter übrigens beſtätigte) Ernennungsurkunde des Ibn Sobeír für ihn fälſchten, eine Art Dictatur in der Stadt zu übernehmen, um die Kräfte derſelben feſt zu einen und endlich Ruhe vor den Sectirern zu ſchaffen. Er hat die ſchwere Aufgabe, aus den beweglichen aber der Strapazen entwöhnten und vielfach feigen Städtern eine brauchbare Feldarmee zu bilden, mit Energie und Geſchick gelöſt; und als er den Leuten erſt wieder Disciplin beigebracht hatte, blieben auch die Erfolge nicht aus. Nachdem er mit ſeiner überlegenen Kriegskunſt die Charidſchiten aus der Ebene von Chuſiſtan in das Hügelland hineinmanövrirt hatte, ſchlug er ſie gründlich bei Sſillábra, in der Nähe von Gondéſchapúr (Schawwál 66 = Mai 686), und zwang ſie, nach Oſten zu fliehen, wo ſie in den Provinzen Fars, Kirmán und dem ſüdlichen Medien allerdings ihren Unfug weiter trieben. Jedenfalls aber waren Baßra und Chuſiſtan vorläufig frei, und der bald darauf (Anfang 67 = Spätſommer 686) als Statthalter ſeines Bruders dort eintreffende Moß'ab Ibn Sobeír war im Stande, ohne Sorgen von dieſer Seite her ſeine Aufmerkſamkeit auf Kúfa zu lenken, wo inzwiſchen Vorgänge der bedenklichſten Art die arabiſche Herrſchaft im Irák überhaupt in Frage geſtellt hatten.

Schon im J. 64 (15. Ramadán = 6. Mai 684) war in Kúfa ein Mann eingetroffen, der unter den vielen Vertretern orgineller Gewiſſenloſigkeit in dieſer Zeit der originellſte und der gewiſſenloſeſte iſt. El-Mochtár war ein Sohn des Abu Obeid, des tapfern aber unglücklichen Führers der Araber gegen die Perſer in der Brückenſchlacht (S. 233). Die Kühnheit des Vaters paarte ſich bei dem Sohne mit einer ſeltenen Schlauheit und der Geriebenheit des gelernten Intriganten; und ſo gefährliche Eigenſchaften gehorchten bei dem merkwürdigen Manne nur der einen Triebfeder des perſönlichen Egoismus. Er gehörte zu den Leuten, die um jeden Preis Carriere machen wollen, und es läßt ſich nicht leugnen, daß es ihm mit ſtaunenswerther Gewandtheit gelungen iſt, ſich von einem unbeachteten ſcheinbaren Durchſchnittsmenſchen zum gefürchteten Herrn einer großen Provinz aufzuſchwingen. Aber um dieſes Ziel zu erreichen, mußte er ſeine Volksgenoſſen an die Perſer verrathen: das brach ihm den Hals, und mit Recht. In Kúfa gab es damals fünf Gruppen der Bevölkerung: Nationalperſer, die an ihrem alten Glauben feſthielten, als Kaufleute, Handwerker u. dergl. aber geduldet wurden oder den Arabern als Sklaven dienten; perſiſche Muslime, die größtentheils auch früher Sklaven geweſen waren, ſich nach dem Uebertritt die Freiheit erkauft hatten und naturgemäß (S. 327) Schiiten waren; arabiſche Anhänger der Schi'a Alis; Altgläubige, die ſich zum Statthalter des Ibn Sobeir hielten; endlich Freunde der Omaijaden, ehemalige Genoſſen Obeidallahs, die in einiger Anzahl doch immer noch in der Stadt vorhanden waren, jetzt freilich alle Veranlaſſung hatten, ſich ruhig zu verhalten. Natürlich waren, abgeſehen von den Perſern, dieſe Gruppen nicht ſtreng geſchieden: jede umfaßte vielleicht ein paar hundert energiſche Männer, denen es je nachdem gelingen konnte, die nach augenblicklichen Impulſen hin- und herfluthende Menge um ſich zu ſammeln, jedenfalls aber nicht, ſie zu einträchtlichem und folgerichtigem Handeln auf die Dauer zuſammenzuhalten: das hatte ja im Irák noch kein Menſch fertig gebracht. Aber für eine Perſönlichkeit von dem Schlage des Mochtár war dieſer Boden günſtig, wie kein anderer. Er verſuchte es mit einer Partei nach der anderen: unter Obeidallah im J. 60 (680) war er in Muslims Verſchwörung für Hußein (S. 360) verwickelt geweſen, 64 (683) war er mit einigen Anhängern nach Mekka gezogen, dem Ibn Sobeir bei der Vertheidigung der heiligen Stadt gegen die Syrer zu helfen. Er meinte durch ſolches Verdienſt um den Prätendenten ſich die Statthalterſchaft von Kúfa zu ſichern; als aber dieſer, der auch nicht eben blind war, dem zweideutigen und gefährlichen Manne den einflußreichen Poſten verweigerte, hatte er ſich um die angegebene Zeit nach Kúfa begeben und ſofort angefangen, unter den extremſten arabiſchen, beſonders aber unter den perſiſchen Schiiten ſich eine Partei zu bilden: die Gemäßigteren hielten ſich damals zu Sſuleimán Ibn Sſorad (oben S. 374). Als dieſer und andere angeſehene Führer der Schiiten auf dem Zuge der „Reuigen" umgekommen waren, trat an die Spitze der Partei Ibrahim, der Sohn von Alis treuem Lieutenant Málik El-Aſchtar: ihn zu gewinnen mußte das nächſte Ziel Mochtárs ſein, wollte er Kúfa in die Hand bekommen. Nun waren die Schiiten ſeit dem Tode Husseins nicht ganz einig über die Perſon desjenigen, auf welchen das Imamat übergegangen ſei. Die perſiſchen Anhänger der Secte konnten nach ihren Anſchauungen (S. 327) Niemand anders, als die Nachkommen von Mohammeds Tochter Fátime, d. h. einen von den unmündigen Söhnen Haßans oder Husseins, für berechtigt halten; die arabiſchen Schiiten dagegen, denen an der Perſon der Fátime Nichts, an der Alis Alles lag, verehrten als Imám den Mohammed, Sohn einer anderen Gattin Alis aus den Benu Hanífa, der wegen dieſer Abſtammung Mohammed Ibn El-Hanafije, d. h. M. Sohn der Hanifitin, genannt wurde. Er war entweder ein ſehr verſtändiger oder ein ſehr unbedeutender Menſch, der vor Allem wünſchte, ruhig in Mekka leben zu können, und daher dem Ibn Sobeir nicht direct in den Weg trat, wenn er ihm auch als Sohn Alis keinen Anſpruch auf das Chalifat zuerkennen mochte. Um nun die arabiſchen Mitglieder der Schî'a für ſich zu gewinnen, erklärte ſich Mochtâr im Beſitz einer Vollmacht eben dieſes Mohammed, die er ſich ſchließlich ſogar durch einen gefälſchten Brief beſtätigen ließ, und erreichte damit in der That, daß Ibrahîm mit ſeinen ſämmtlichen Anhängern ſich unter ſeine Befehle ſtellte. Mohammed aber fand es zweckmäßig, den Abenteurer nicht zu desavouiren, ja ſchließlich wirklich als ſeinen Vertreter anzuerkennen, weil Ibn Sobeir es zur Stärkung ſeiner Autorität in Mekka für nöthig hielt, ihn fortwährend zur Huldigung zu drängen, deren er ſich ebenſo hartnäckig weigerte, und die zwangsweiſe herbeizuführen jener Bedenken tragen mußte, wenn die Schiiten in Kûfa ihr Haupt erhoben. Das geſchah nun ſofort, als Mochtâr auf Ibrahîm rechnen konnte: am 14. Rabî I 66 (9. Oct. 685) wurden Ibn Sobeirs Truppen in Kûfa überfallen und bewältigt, ſein Statthalter vertrieben, und Mochtâr war Gebieter der Hauptſtadt, bald des Gebietes der ganzen Provinz bis an die Grenze von Baßra; ein Verſuch, auch dorthin die Bewegung zu übertragen, wurde in demſelben Jahre unternommen, blieb aber erfolglos.

Die Geſchichte des folgenden Jahres gleicht nun dem berühmten Duell zu Dreien, bei welchem jeder auf den Nachbar ſchießt. Mochtâr hatte in Kûfa nichts Eiligeres zu thun, als einmal die Mörder Hußeins, den Schamir, Omar, und was von ihren Leuten noch in der Stadt war, aufgreifen und tödten zu laſſen; dann predigte er zum heiligen Kriege gegen die eigentlichen Anſtifter des Mordes, Obeidallah und die Omaijaden. Mit der größten Schlauheit wurde Alles hervorgeſucht, was den Fanatismus der Schiiten ſteigern konnte: da gab es für die Anhänger der Lehre des Ibn Ssaba (S. 327) einen echten Seſſel, auf welchem Alî nachweislich geſeſſen hatte und der nun, wie bei den Juden die Bundeslade, auf einem Maulthier in feierlicher Proceſſion mitgeführt wurde; da gab es Tauben, welche Engel vorſtellten, und die man mitten in der Schlacht fliegen ließ, um die Einfältigen glauben zu machen, die himmliſchen Heerſchaaren kämen zum Beiſtande für die Gläubigen angeflogen; da gab es aber auch Geldvertheilungen, nach welchen die perſiſchen Freigelaſſenen um ſo hungriger ſchnappten, als das ſonſt nur etwas für die arabiſchen Herren geweſen war. Naturgemäß kam die Erbitterung des unterjochten Volkes, das zum erſten Male ſeit fünfzig Jahren ſein Müthchen an den fremden Bedrängern zu kühlen im Stande war, vielfach mit gefährlicher Wuth zum Ausbruch: „mit arabiſcher Tapferkeit und perſiſchem Haſſe“ fielen dieſe Leute, welche in der Hauptſache doch den Pöbel der Stadt bildeten, über ſämmtliche Araber her, die man als Mörder Hußeins anzuſehen beliebte, und bald entwickelte ſich eine wahre Schreckensherrſchaft, vor welcher nur die Zugehörigkeit zur Schî'a, und bald nicht einmal die mehr ſicherte. So begreiflich die Bösartigkeit dieſes erſten Rückſchlages des Perſerthums gegen die arabiſche Herrſchaft iſt, es war nicht blos Landesverrath, ſondern gleichzeitig ein Fehler von Seiten Mochtârs, das perſiſche Element in ſolcher Ausdehnung zu entfeſſeln: bald lagen Tag für Tag in Baßra gemißhandelte und geplünderte Flüchtlinge dem Móß'ab in den Ohren, und da es in der That von keinem Standpunkte aus zu dulden war, daß mitten im Reiche die Araber von Angehörigen der unterworfenen Völker vergewaltigt wurden, erhielt Mohallab den Befehl, das Commando gegen die Charidſchiten einem Vertreter zu übertragen, und ſelbſt ſich nach Kúfa in Marſch zu ſetzen (Ramadán 67 = März 687).

Bevor aber dieſes Unternehmen begann, war ſchon von anderer Seite der Verſuch gemacht worden, der Wirthſchaft Mochtárs ein Ende zu bereiten. Die Tödtung der Mörder Hußeins war vor Allem ein Schlag ins Geſicht der Omaijaden und ihres Obeidallah: ſelbſt wenn man alſo nicht vernommen hätte, daß die Schiiten den Zug der „Reuigen" in Bälde zu wiederholen beabſichtigten, hätte Abdelmelik ſobald wie möglich ſich gegen Kúfa wenden müſſen, und ebendahin trieb ihn, wie wir geſehen haben (S. 376), die Rückſicht auf das grade von den Byzantinern wieder beſetzte Armenien. Daher ſandte er gegen Ende 66 (Frühjahr 686) von Neuem den Hoßain Ibn Numeir und den Obeidallah mit einem ſtarken Heere nach Meſopotamien. Der grade Weg den Euphrat hinab war noch von Sofar in Karkißia geſperrt, den es wegen der im Heere befindlichen Keißiten wohl gerathen ſchien noch in Ruhe zu laſſen; ſo zogen die Syrer weiter nördlich auf Moßul, um von da am Tigris hinab nach Madáïn zu gelangen. Aber die Schiiten hatten rechtzeitig Nachricht und machten ſich eilends auf, ſie am Einrücken in das Irák zu hindern. Beide Heere trafen ſich auf dem linken Tigrisufer unfern Moßul am Cháſir, einem von Norden her in den großen Sáb (Zab) mündenden Fluſſe. Die Syrer waren an Kriegstüchtigkeit den Sectirern bei Weitem überlegen und daher, als es im Moharram 67 (Aug. 686) zur Schlacht kam, bald entſchieden im Vortheil. Aber als Mochtárs Tauben losgelaſſen wurden, ermannten ſich die Schiiten im Vertrauen auf die göttliche Hilfe, und gleichzeitig ſchwenkte der aus Keißiten beſtehende linke Flügel Obeidallahs mit dem Rufe: „Rache für die Wieſe!"[1] ab und ſah kalten Blutes zu, wie die Jemeniten, welche durch die unerwartete Treuloſigkeit ihrer Landsleute ſelbſt in Verwirrung geriethen, von den Feinden abgeſchlachtet wurden. Obeidallah und Hoßain wurden getödtet, ihre Truppen zerſprengt — die Sühne für Kerbelá war vollendet.

Lange ſollte Mochtár ſich des Sieges aber nicht freuen; wenig über ein halbes Jahr ſpäter näherte ſich Móß'abs Heer unter Mohallabs Commando dem kufiſchen Gebiete. Nach einigen einleitenden Gefechten fand der Entſcheidungskampf in der Nähe von Kúfa bei Harurá ſtatt, wo einſt die erſten Charidſchiten ſich von Alí geſchieden hatten (S. 326). Die Araber des Irák wollten, ſoweit ſie nicht ganz fanatiſche Schiiten waren, von Mochtár längſt nichts mehr wiſſen; Ibrahim Ibn Málik, der ſeit dem Siege vom Cháſir als Statthalter in Moßul weilte, ließ ihn jetzt ebenfalls im Stich, und ſo vermochte er nur mit ungleichen Kräften dem Mohallab entgegenzutreten. Die Perſer, für die es ſich um die eben mühſam wieder errungene nationale Exiſtenz handelte, ſtanden ihm tapfer zur Seite, doch mußte er in ſpäter Nachtſtunde noch in die Stadt zurückgehen. Drinnen hielt er ſich in dem befeſtigten Quartiere um den Regierungspalaſt noch mehrere Tage mit 6—7000 Mann, die bei ihm ausgeharrt hatten; als er ſie aber, da ſeine Hoffnung auf Entſatz durch Ibrahím ſich als trügeriſch erwies, aufforderte, mit ihm ſich durchzuſchlagen oder doch ihr Leben theuer zu verkaufen, bebten ſie vor dem Aeußerſten zurück und ergaben ſich, auf ſolche Weiſe Rettung zu finden meinend, auf Gnade und Ungnade. Mochtár ſelbſt war nicht der Mann, ſo kläglich zu enden, konnte ſich auch über das, was ihm bevorſtand, keine Illuſionen machen: mit neunzehn Tapferen ſtürzte er ſich in die Reihen der Feinde und ward nach hartnäckiger Gegenwehr niedergemacht (14. Ramadán 67 = 3. April 687). Damit war der ſchiitiſche Aufſtand zu Ende, und mit ihm der Verſuch, dem perſiſchen Volksthum neue Selbſtſtändigkeit zu gewinnen. Die Rache der arabiſchen Herren war furchtbar: Móß'ab ließ die Gefangenen, die zum größten Theile Perſer waren, auf das Drängen der wüthenden Kufier ſämmtlich hinrichten. Der Schiitismus war damit nicht ausgerottet: aber für lange Zeit verſchwindet er wenigſtens von der Oberfläche, um vermittelſt einer geheimen Propaganda, welche ohnehin dem lügneriſchen Charakter der Perſer beſonders zuſagt, die Lehre vom wahren Imám aus dem Hauſe Alis allmählich durch die ganzen Oſtprovinzen hin fortzupflanzen.

---

[1] Vgl. S. 373.

Von den drei Duellanten war einer erlegen. Ibrahím machte ſeinen Frieden mit Móß'ab, der ſich gern des einflußreichen Mannes verſicherte, die Statthalterſchaft von Moßul aber doch lieber ſeinem bewährten Mohallab übertrug, damit er an dem wichtigen Grenzorte nach den Syrern im Weſten und den Byzantinern im Norden gleichzeitig ausſchaute. Bald, ſo ſchien es, mußte es nun auch zur Entſcheidung zwiſchen den beiden übrig gebliebenen Nebenbuhlern kommen, als ſie auf einmal durch neue Zwiſchenfälle wiederum verſchoben ward. Mohallabs Nachfolger im Charidſchitenkriege beſaß nicht das Geſchick ſeines Vorgängers: er ließ ſich von den Feinden ausmanövriren, die im J. 68 (687) auf einmal aus dem inneren Perſien über Madáïn auf Kúfa vordrangen und beinahe die Stadt ſelbſt erobert hätten; mit Mühe zurückgeſchlagen verwüſteten ſie nun Medien, nahmen Rei (Teheran), belagerten Ispahan, und kamen dann unter einem neuen Führer von beſonderer Thatkraft und Kühnheit, Katarí Ibn El-Fodſchá'a, von Neuem nach dem Irák heruntergefegt. Móß'ab ſah ein, daß nur Mohallab mit ihnen fertig werden konnte; er ſtellte ihn von Neuem den Sectirern gegenüber und ſetzte Ibrahím wieder nach Moßul. Mohallab bekam ſofort alle Hände voll zu thun, die Charidſchiten von Baßra und Kúfa abzuhalten. Es ſcheint ihm nur mit Mühe gelungen zu ſein, da wir von großen Siegen in den nächſten Jahren noch nichts hören; Móßab ſeinerſeits mußte einen großen Theil ſeiner Kräfte hier gebunden ſehen und konnte nicht daran denken, über Moßul hinaus angriffsweiſe gegen die Syrer vorzugehen.

Aber auch in Damaskus war in den Jahren 67—70 (686—689) guter Rath theuer. Nach der Schlacht am Cháſir hatte Abdelmelik zweifellos längere Zeit dazu gebraucht, daß er die Verbitterung zwiſchen den entrüſteten Jemeniten und den Keis einigermaßen ſtillte; auch die Mardaiten mögen ihm zu ſchaffen gemacht haben. Als[1]) er dann aber 69 (688/9) endlich mit einem neuen Heere nach Meſopotamien aufbrechen konnte, erreichte ihn bei Ein Warda (oben S. 374) die Nachricht, daß in ſeinem Rücken in Damaskus ein gefährlicher Aufſtand ausgebrochen war: ſein Vetter Amr Ibn Sſa'id El-Aſchdak hatte es für angezeigt gehalten, ſeine alten Prätenſionen auf das Chalifat (S. 374) von Neuem geltend zu machen, und hatte damit bei einem Theile der Omaijaden, die mit dem energiſchen Abdelmelik nicht alle ſehr zufrieden ſein mochten, Beifall gefunden. Mit dem Heere zurückgekehrt, vermochte der Chalife doch die Uebergabe des Amr nur in Geſtalt einer förmlichen Capitulation zu erlangen, in welcher er ihm Leben und Freiheit ſichern mußte. Hier iſt es geweſen, wo Abdelmelik, die in der That unerträgliche Unbotmäßigkeit innerhalb der eignen Familie für immer zu unterdrücken, das feierlich gegebene Wort brach: er ließ den Amr feſſeln, und da er ſeinen Bruder Abd El-Aſiſ, den er mit der Tödtung des Gefangenen beauftragte, nicht willig fand, ließ er ſelbſt ſich Spieß und Schwert holen und ſchlachtete eigenhändig den wehrlos Daliegenden in der widerwärtigſten Weiſe ab. Als er an dieſem Tage, ſo heißt es, nachher die Großen zur Audienz einließ, und dieſe ihn, der gerade den Korán vor ſich aufgeſchlagen liegen hatte, von Neuem ehrfurchtsvoll „Beherrſcher der Gläubigen“ anredeten, ſchloß er für immer das heilige Buch mit dem Ausruf: „Das iſt es, was zwiſchen dir und mir ſcheidet.“ — Nachdem ſo die Ordnung in der Hauptſtadt wiederhergeſtellt war, regten ſich, vielleicht durch die Nachricht von den Unruhen ermuthigt, von Neuem die Mardaiten im Libanon, und gleichzeitig ſcheinen die Byzantiner, nachdem ſie inzwiſchen ſich auf Cypern ebenfalls feſtgeſetzt hatten, von Armenien aus drohende Bewegungen gegen Nordſyrien vorgenommen zu haben. Jedenfalls entſchloß ſich Abdelmelik zu einem neuen Vertrage mit den Griechen, der allerdings, ſo demüthigend er ausſah, ein Meiſterſtück ſeiner Diplomatie war. Der Kaiſer erhielt Armenien und die Hälfte von Cypern[2]) zurück, und außerdem verpflichtete ſich der Chalife zu erheblichen Tributzahlungen: dagegen gab Juſtinian nicht allein für die Zukunft jede Verbindung mit den Mardaiten auf, ſondern übernahm es ſogar, dieſelben zum Verlaſſen des Landes und zur Ueberſiedelung auf byzantiniſches Gebiet zu vermögen. Es war ein für uns kaum begreiflicher Fehler, das kriegeriſche Bergvolk, welches ſeit Jahrzehnten ein Pfahl im Fleiſche der

---

1) Zu dem Folgenden vgl. Anm. 1 zu S. 376. 2) Vgl. Ranke, Weltgeſch. V, 1, 188 Anm. 2.

Araber geweſen war und Byzanz die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, um eines augenblicklichen Vortheils willen aufzugeben: größer noch als die Kurzſichtigkeit war die echt griechiſche Treuloſigkeit, mit welcher Leontius, der von Armenien aus die Ordnung dieſer Angelegenheit zu beſorgen hatte, den Hauptführer der Mardaiten ermorden ließ, um alsdann im Namen des Kaiſers die große Mehrzahl der waffenfähigen Männer zuſammenbringen und außer Landes ſchaffen zu können. Sie wurden an verſchiedenen Punkten des byzantiniſchen Reiches angeſiedelt (70 = 689); die wenigen Zurückgebliebenen vermochten Damaskus nicht mehr furchtbar zu werden, und nun endlich ſah Abdelmelik ſich im Stande, mit aller Macht ſich gegen Abdallah Ibn Sobeir zu wenden.

Die Sache lag jetzt ähnlich, wie vor dreißig Jahren zwiſchen Alí und Moáwija. Die Omaijaden waren im ſicheren Beſitze von Syrien und Aegypten, der Gegenchalife verfügte zum Schein über Arabien und die ſämmtlichen Oſtprovinzen, deren Kräfte aber durch den Charidſchitenkrieg und die inneren Zwiſtigkeiten in Choraßán getheilt wurden. Um ſo nothwendiger war es, daß Abdallah Alles, was er zur Verfügung hatte, zuſammenfaßte und mit kräftigem Stoße dem Angriffe der Syrer zu begegnen, beſſer noch zuvorzukommen ſuchte. Daran hinderte ihn nun allerdings bis zu einem gewiſſen Grade das mißliche Verhältniß, welches zwiſchen ihm und den Nedſchditen (S. 378) herrſchte. Die anfängliche Neutralität dieſer arabiſchen Charidſchiten hatte einer feindlichen Haltung Platz gemacht, ſeit Móß'ab von Baßra aus im J. 69 (689) den vergeblichen Verſuch gemacht hatte, ſie aus dem Nordoſten der Halbinſel zu verdrängen. Umgekehrt war aber auch Nedſchda nicht im Stande geweſen, einen Anſchlag auf Medina durchzuführen, und kurz nachher (etwa 71 = 690) hatten unzufriedene Angehörige ſeiner eigenen Secte ihn ermordet und einen andern Führer gewählt. In jedem Falle traten die Charidſchiten in Arabien kaum ſo gefährlich auf, daß Ibn Sobeir, wenn er auch ſelbſt in Mekka bleiben wollte, nicht wenigſtens einige Truppen dem Móß'ab gegen die Syrer hätte zu Hilfe ſchicken können. Nun war freilich das Verhältniß zwiſchen den Brüdern kein gutes. Abdallah war fromm und geizig, Móß'ab lebensluſtig und verſchwenderiſch; jener hatte bei allen großen Worten längſt verlernt, die eigene werthe Perſon einzuſetzen, dieſer liebte es zwar auch nicht, ſich überall um die Dinge ſelbſt zu kümmern — dazu ließen ihm ſeine Gelage und Liebesabenteuer keine Zeit — pflegte aber doch mit Thatkraft, ja Rückſichtsloſigkeit vorzugehen, wo Gefahr im Verzuge war. Seine Grauſamkeit gegen die Schiiten von Kúfa, die in weiten Kreiſen böſes Blut gemacht hatte, zog ihm eine allerdings nur vorübergehende Entfernung von ſeinem Poſten zu; als er ſpäter wieder eingeſetzt war, hatte Abdallah den Eindruck, daß er für einen bloßen Statthalter ſich viel zu ſelbſtbewußt und eigenmächtig bewege — kurz, es fehlte niemals an Häkeleien zwiſchen dem ungleichen Brüderpaar. Das hätte nun aber jetzt vergeſſen werden müſſen, wo es ſich für Beide um die Exiſtenz zu handeln anfing; wenn Abdallah trotzdem während des Kampfes der Syrer gegen Móß'ab keinen Finger rührte und ſich ſchließlich allein in Mekka ſtellen ließ, wie der Dachs im Bau, ſo iſt das ein letzter, aber auch der ſtärkſte Beleg dafür, daß ihm zum Herrſcher nicht mehr wie Alles fehlte, daß er eben einer von den Menſchen war, die niemals zu einem eigenen Entſchluſſe kommen, weil ſie ſtets auf unvorhergeſehene Ereigniſſe hoffen, die ohne ihr Zuthun die Geſtaltung der Dinge ändern ſollen. Einmal hatte ihm das Schickſal durch den Tod Jeſids eine ſo unberechenbare Gunſt erwieſen: er hatte ſie nicht zu benutzen verſtanden, den Augenblick des Glückes ungenützt verſtreichen laſſen. Zum zweiten Male kehrte er nicht wieder; Abdelmelik dachte nicht daran, ihm zu Gefallen das Zeitliche zu ſegnen. Vielmehr war er in dieſem Augenblick bereits eifrig am Werke, dem Nebenbuhler ein jämmerliches Ende zu bereiten. Das ſyriſche Heer war im J. 71 (690) beiſammen; gegen den Spätſommer ſetzte es ſich von Nordſyrien aus in Bewegung. Diesmal ging es den Euphrat hinab; Sofar in Karkißia zeigte ſich, nachdem er die Stadt gegen die gewaltige Uebermacht eine Weile tapfer vertheidigt, zum Nachgeben bereit, und der Omaijade wäre der Letzte geweſen, dem Feinde den Rückzug zu erſchweren. Es kam ein für den Keißiten ehrenvoller und vortheilhafter Vertrag zu Stande, der freilich unangenehme Reibungen zwiſchen den meiſt jemenitiſchen Truppen des Chalifen und den Keißiten noch für einige Zeit nicht verhinderte, aber doch ernſtlicheren Kataſtrophen nach Art der vom Cháſir für Jahrzehnte ein Ziel ſetzte. Links vom Euphrat ging alsdann der Marſch weiter; auf die Kunde davon ließ Móß'ab ſeine Kufier ebenfalls über den Strom ſetzen. In der Gegend von Meskin am kleinen Tigris (Dudſcheil, oben S. 336) lag das „Kloſter des Katholikos"[1]): hier ſtießen die Heere des Omaijaden und des Sobeiriden zuſammen. Aber vor dem erſteren her waren nach der Weiſe ſeines Hauſes heimliche Boten gezogen, Gold und Verſprechungen unter die Leute ſäend, auf Umwegen Briefe mit verführeriſchen Zuſagen in die Hände der irakiſchen Offiziere ſpielend. Denen war ſchließlich, wenn es einmal kein Alide ſein ſollte, zwiſchen Sobeir und Omaija kein großer Unterſchied. Ein Aufſtand freilich, den ein Vertrauter Abdelmeliks in Baßra anzuzetteln verſucht hatte, war mißglückt; aber er hatte es doch nöthig gemacht, eine ſtarke Garniſon in der Stadt zu laſſen. Mohallab ſchlug ſich in Perſien mit den Charidſchiten herum; ſo blieb Ibrahim, der Sohn des Aſchtar, der Einzige, auf den Móß'ab mit Sicherheit rechnen konnte. Er bekam ſeinen Brief von Abdelmelik, wie die Anderen, aber er war der Einzige, der ihn dem verrathenen Feldherrn zeigte. Für beide war zu den Füßen des Omaijaden nicht der geeignete Platz; als es am Katholikoskloſter zur Schlacht kam und die meiſten Irakier ſich feige zurückhielten, thaten ſie mit ein paar tauſend Anderen ihre Schuldigkeit und ſtarben den Heldentod; neben Móß'ab ſein Sohn Ißa, der ſich geweigert, den Vater in der letzten Noth zu verlaſſen (13. Dſchumâda II. 71 = 22. Nov. 690).

---

[1] Deir El Gáthilík. Gáthilík (nach gewöhnlicher Ausſprache Dſcháthilík) iſt das griechiſche ϰαϑολιϰός, Titel der Patriarchen der verſchiedenen morgenländiſchen Chriſtenſecten.

Als die Nachricht von dem Untergange ſeines bisherigen Oberhauptes den Mohallab erreichte, beſann er ſich nicht lange, was er zu thun hatte. Er fühlte ſich als Vertreter der arabiſchen Herrſchaft in Perſien und als Todfeind der charidſchitiſchen Sectirer: für beide Verhältniſſe war es ganz unerheblich, ob Abdelmelik oder Ibn Sobeir fern im Weſten den Chalifen ſpielte. So erklärte er ohne Weiteres, daß er bereit ſei den Abdelmelik anzuerkennen; der beſtätigte ihn dafür in ſeinem Commando, um ſo mehr, als er Jemenite war und ſomit zu der in Syrien herrſchenden Richtung paßte. Allerdings wurde er im Jahre 72 (691) durch den neuen Statthalter, den Abdelmelik nach Baßra geſchickt hatte, von ſeinem Poſten ohne Vorwiſſen des Chalifen entfernt, aber ſchon 74 (693) wieder eingeſetzt, da ſeine Nachfolger von dem unermüdlichen Katari, der nach Art der alten Wüſtenhelden mit Schwert und Lied für ſeine Sache kämpfte, ſich allzu übel zurichten ließen. Wie er ſchließlich in Stand geſetzt wurde, ſeine Aufgabe endgiltig zu löſen, werden wir bald ſehen; im Augenblick ließ Abdelmelik ſich daran genügen, daß wenigſtens Baßra nicht wieder in die Hände der Charidſchiten fiel. Die nächſte Sorge des Chalifen, nachdem die widerſtandsloſe Huldigung von Kûfa ihn zum Herrn des Irâk gemacht hatte, war natürlich die Bewältigung der heiligen Städte und die Vernichtung des Abdallah Ibn Sobeir. Medina wurde ohne Schwierigkeit beſetzt, da Ibn Sobeirs Statthalter ſich bei Zeiten aus dem Staube machte; Mekka erforderte größere Umſtände. Wenn auch Abdelmelik von ſeinem Korân Abſchied genommen hatte, viele ſeiner Unterthanen hingen doch ſo oder ſo an dem heiligen Buche, und er mußte darauf bedacht ſein, einen Muslim oder Ibn Numeir zu finden, den ſein Gewiſſen nicht hinderte, im Nothfall das heilige Haus zu bombardiren. Die alten Getreuen, deren einzige Religion, ſofern ſie überhaupt eine hatten, in der Anhänglichkeit an die Omaijaden beſtand, waren der Rache für Hußein zum Opfer gefallen; ſo kam es darauf an, einen Griff in's Gerathewohl zu thun. Die höheren Offiziere drängten ſich nicht nach der heiklen Aufgabe; aber ein Oberſt, der bis dahin nicht eben Gelegenheit gefunden ſich erheblich auszuzeichnen, bot ſich ſelbſt an, unter dem Vorgeben, er habe geträumt, daß er dem Ibn Sobeir die Haut abziehe. Der Mann — er nannte ſich El-Haddſchâdſch Ibn Jûßuf vom Stamme Thakîf — träumte ſonſt nicht eben häufig. Er war ein armer Schulmeiſter in Tâïf geweſen, und hat das ſein Leben hindurch oft genug hören müſſen; aber jedenfalls war er einer von den immerhin nicht ſo häufigen Schulmeiſtern, welche große Kriege entſcheiden. Abdelmelik, gleichviel auf welche Laune hin, gab ihm das Commando, und Haddſchâdſch zeigte bald, wes Geiſtes Kind er war. Am 1. Dhu'l-Kâ'ada 72 (25. März 692) ſtand er vor Mekka. So wenig wie einſt Ibn Numeir machte er ſich aus der Heiligkeit des Ortes; er ſchloß die Stadt ein, ließ ſie durch Wurfmaſchinen auf das Heftigſte beſchießen und ſchlug die Ausfälle der Belagerten jedesmal kräftig zurück. Sechs Monate hielten die Mekkaner die Belagerung aus, dann fing der Hunger an, die Reihen der Freunde des Ibn Sobeir zu lichten. Haddſchádſch machte es den Leuten nicht ſchwer: Jeder, der die Waffen niederlegte, war in ſeinem Lager willkommen, und bald ſah Abdallah ſich von den meiſten ſeiner Anhänger verlaſſen. Er hatte während der letzten Zeit wieder viel gepredigt; endlich aber trug doch der Araber über den geiſtlichen Herrn den Sieg davon. Wie es heißt, auf die Mahnung ſeiner hundertjährigen Mutter, entſchloß er ſich, ſein verfehltes Leben durch einen ehrlichen Soldatentod zu enden, und fand ihn mit wenigen Getreuen den 14. (oder 17.) Dſchumáda I. (1. 4. Oct. 692).

Einen Gegenchalifen hatte Abdelmelik jetzt nicht mehr zu bekämpfen; und doch war er immer noch nicht an dem Ziele angelangt, die Gebiete des Islâms von Neuem unter dem Scepter der Söhne Omaijas zu einen Thatſächlich beſaß er auch jetzt nur Syrien, Aegypten, Nordweſtarabien und das Irák: der größte Theil von Arabien, Medien und Perſien war den Charidſchiten, Choraßán dem Stammhader zwiſchen Aſd, Modar und Rabí'a verfallen. Aber hier zeigte ſich wieder die Aehnlichkeit ſeiner Regierungsgrundſätze mit denen Moáwijas. Auch er wollte ſeinen Sijád haben, und er hatte ihn bereits gefunden in Haddſchádſch, dem Schulmeiſter von Táïf. Im Jahre 75 (694) gelangten immer dringlicher zum Ohre des Chalifen die Klagen Mohallabs, der mit den Charidſchiten nicht zu Ende zu kommen vermochte, weil die Leute von Kúfa und Baßra nach der Wiederherſtellung des Friedens im Irák von dem unbequemen Kampfe gegen die Sectirer in den perſiſchen und mediſchen Gebirgen nichts wiſſen wollten und einfach, wenn ihre Statthalter ſie dem Feldherrn zugeſchickt hatten, bei der erſten Gelegenheit ohne Urlaub zu nehmen nach Hauſe zurückkehrten. Haddſchádſch war grade in Medina, wo er ſich den Reſten der Altgläubigen (S. 368) in ziemlich brutaler Weiſe läſtig machte, als ihn die Ernennung zum Statthalter des ganzen Irák erreichte. Sofort machte er ſich nach Kúfa auf den Weg; im Redſcheb 75 (Nov. 694) betrat er die Stadt. Er war, wie Sijád, der richtigen Anſicht, daß man vor Allem mit den Leuten klares Arabiſch reden müſſe. So ging er denn, als er unvermuthet in der Morgenfrühe eintraf, gerades Weges in die Moſchee und ließ die Gemeinde zuſammenberufen. Die Kufier waren, ſeit ſie den Obeidallah weggejagt hatten, in Bezug auf Statthalter wieder etwas verwöhnt. Abgeſehen von der perſiſchen Revolte unter Mochtár, die doch etwas ganz Anderes war, hatten ſie die letzten zehn Jahre ſtets gethan, was ſie, niemals, was die ſogenannten Emire wollten. So ſtrömten ſie ohne den genügenden Ernſt in der Moſchee zuſammen; man hatte gehört, es ſei da ein Menſch mit verhülltem Geſicht angekommen, der zur Gemeinde reden wolle, und Mancher hoffte ſchon von Neuem auf irgend einen friſchen, fröhlichen Aufſtand. Sie wurden unangenehm enttäuſcht. Als die Gemeinde beiſammen war, erhob ſich der fremde Mann auf der Kanzel. Statt des gewöhnlichen „Lob ſei Gott", das jede Rede an der geweihten Stätte zu eröffnen hatte, rief der

Unbekannte, das hüllende Tuch vom Geſicht reißend, den Vers des heidniſchen Dichters:[1]

„Ich bin der Sohn des „Er leuchtet“,[2] und der über den Bergen aufgeht — ſobald ich den Schleier hebe, kennt ihr mich.“

„Iſt's nicht, bei Gott“ — ſo fuhr er fort — „daß ich aufpacke dem Unheil ſeinen Packen und ihm anziehe ſeine Schuhe,[3] und daß ich es mit Gleichem vergelten werde? Ja, ich ſehe Köpfe, die reif ſind, und daß die Zeit gekommen iſt, ſie abzumähen, und ich ſchaue auf Blut zwiſchen den Turbanen und den Bärten . . . .“

Und nach einigen weiteren Verſen:

„Mich, o ihr Leute des Irâk, drückt man nicht zuſammen wie eine Feige, und trommelt mir nichts vor auf alten Schläuchen.[4] Man hat nachgefühlt, daß mir Verſtand zuzutrauen,[5] und beim Wettrennen habe ich das Ziel erreicht. Der Beherrſcher der Gläubigen, Abdelmelik, hat ſeinen Köcher ausgeſchüttet und in die Hölzer desſelben gebiſſen:[6] da hat er mich erfunden als den härteſten Holzes und ſchwerſten Zerbrechens. Deshalb hat er mich zu euch geſchickt, denn ihr ſeid nur zu lange Galopp gelaufen in Empörungen und gewandelt den Weg der Verblendung: bei Gott, ich werde euch ſchälen, wie man Bäumen die Rinde abſchält, und werde euch binden, wie man Mimoſen bindet,[7] und werde euch prügeln, wie man ein fremdes Kamel prügelt . . .“[8]

So ging es weiter; man kann ſich denken, wie empört die Zuhörer über dieſe Sprache waren. Als daher am Schluſſe der neue Statthalter, wie üblich, das amtliche Schreiben verleſen ließ, durch welches Abdelmelik die Ernennung des Haddſchâdſch den Irakiern kund und zu wiſſen that, und die einleitenden Worte erklangen: „Von Abdelmelik, dem Beherrſcher der Gläubigen, den Gläubigen und Muslimen des Irâk: Friede ſei mit euch“ — fand ſich Niemand, welcher dem Gebrauche gemäß den feierlichen Gegengruß „Und Friede ſei mit dem Beherrſcher der Gläubigen!“ geſprochen hätte. Da fuhr aber Haddſchâdſch auf: „Halt!“ rief er dem Leſer zu, und zur Gemeinde gewendet: „Ihr Sklaven des Stockes![1]) Der Beherrſcher der Gläubigen grüßt euch, und keiner von euch giebt den Gruß zurück? Das iſt wohl die Höflichkeit des Ibn Nichja?[2]) Bei Gott, ich werde euch eine andere beibringen!“ Und als der Vorleſer auf den Wink des Emirs von Neuem begann, ſtimmte die ganze Verſammlung einmüthig in das „Friede mit dem Beherrſcher der Gläubigen!“ ein.

---

[1] Des Sſocheim, der allerdings bis in die Zeit Othmâns lebte, aber ſeiner ganzen Art nach zu den alten Heidenpoeten gehört.

[2] D. h. ich bin gleich dem erſten Schimmer des Morgens, bei deſſen Anblick jeder ruft: da leuchtet er auf! — in übertragenem Sinne: Ich bin einer, der alle Schwierigkeiten überwindet, wie die Morgenröthe das Dunkel der Nacht zerſtreut. Auch das folgende „der aufgeht über den Bergen“ iſt doppelſinnig und kann ebenſo gut bedeuten „der Berge erſteigt“ d. h. gefährliche Unternehmungen bewältigt.

[3] D. h. es fertig mache, daß es ſich auf den Weg von mir weg und auf euch zu begeben kann.

[4] Wie einem furchtſamen Kamel, das man antreibt, indem man auf leeren, trockenen Schläuchen trommelnd es durch deren Geräuſch erſchreckt.

[5] Wie man einem Pferde ins Maul fühlt, um ſein Alter feſtzuſtellen.

[6] Um die Härte der einzelnen Pfeile zu prüfen.

[7] Die Blätter der Mimoſe werden zum Gerben gebraucht: da ſie wegen der Dornen ſchwer zu pflücken ſind, zieht man eine Anzahl von Zweigen zuſammen und bindet einen Strick darum; dann ſchlägt man mit einem Stock auf das Zweigbündel, ſo daß die Blätter zur Erde fallen und geſammelt werden können.

[8] Das ſich mit den eigenen zum Waſſer drängt und fortgejagt werden ſoll.

Und den Worten entſprachen die Thaten. Drei Tage hatte Haddſchâdſch den Kufiern Friſt gewährt, dann mußten ſie ins Feld. Ein paar hatten die unglückliche Idee, ſich mehr oder weniger fadenſcheinige Entſchuldigungen auszuſinnen, mit welchen ſie ihr Daheimbleiben zu beſchönigen dachten: die wurden ohne Weiteres geköpft. Von jetzt ab gebrach es dem Mohallab nie mehr an Soldaten. Am 20. Ramadân 75 (12. Jan. 695) ſchlug er den Katarî bei Kaſerûn in Fars, und ſeitdem wurden die Charidſchiten langſam aber ſtetig auf Kirmân zurückgedrängt. In dieſer Provinz ſpalteten ſich die Sectirer von Neuem, da viele von ihnen mit der Haltung Katarîs unzufrieden waren; ſo konnte der Feldherr des Chalifen ſie in einzelnen Haufen angreifen und um ſo ſicherer allmählich vernichten. Katarî fiel 77 (696); mit ihm war den eigentlichen Asrakiten, den ſchlimmſten der charidſchitiſchen Fanatiker, ein Ende gemacht. Unterdeſſen hatte es freilich in anderen Provinzen wieder neue Aufſtände der Puritaner zu bekämpfen gegeben. In Arabien ſcheinen freilich erſt Jahrzehnte ſpäter, nachdem ſchon 73 (692) die Nedſchditen beſiegt worden waren, neue Bewegungen ſtattgefunden zu haben. Ueber dieſe ſind wir nicht genauer unterrichtet; gefährlicher waren auf jeden Fall die Nachwehen, welche die Charidſchitenaufſtände im Irâk und in Perſien hatten. Während Mohallab den Katarî in Fars und Kirmân bekämpfte, waren Schaaren von weniger fanatiſchen und grauſamen, aber gleich tapferen Sectirern unter Sſâlich Ibn Mußarrich[3]) bei Moßul aufgetaucht (76 = 695), und nach deſſen Tode ward in den Jahren 76 und 77 (695—6) der ebenſo thatkräftige wie gegen die friedlichen Einwohner des Landes humane Schebîb Ibn Jeſîd ſogar dem Haddſchâdſch ſelber furchtbar. Vergeblich ſuchte der rückſichtsloſe Statthalter des Irâk dem begeiſterten Verfechter der reinen Lehre von der ausſchließlichen Souveränetät Allahs und der Gemeinde im Felde zu begegnen: wiederholte Niederlagen bezeichneten den Verlauf des Krieges, bis gegen Ende 77 (Anfang 697) Schebîb durch einen unglücklichen Zufall mit ſeinem Streitroſſe von einer Brücke herab in den angeſchwollenen Karûnfluß (in Chuſiſtan) ſtürzte und ertrank. Damit war auch ſeine Sache verloren; zwar gaben ſich die vielfach gegen die Strenge des Haddſchâdſch erbitterten Araber in Perſien wie im Irâk nicht gleich, und es erforderte noch manche Kämpfe, bis jeder Widerſtand unterdrückt war, doch kam es in dieſen Provinzen nirgend mehr zu einer allgemeinen Empörung, und im J. 78 (697)

---

1) D. h. die ihr verdient Stockprügel zu bekommen. 2) Der bis dahin Polizeimeiſter von Kûfa geweſen war. 3) Das ch iſt rauh zu ſprechen wie in auch.

durfte Abdelmelik ſich in dem Glauben wiegen, daß in dem Umfange des ganzen Reiches nun jede Unbotmäßigkeit aufgehört habe.

Aber die Leute von Kúfa und Baßra, die immer Einwände zu machen hatten, wo eine wirklich ehrenwerthe Sache ihre Unterſtützung forderte, immer bereit waren, auf die unwahrſcheinlichſten Möglichkeiten hin ſich in Abenteuer zu ſtürzen, hatten dem Chalifen und ſeinem Alter ego in Kúfa noch eine unangenehme Ueberraſchung vorbehalten, zu deren nächſtem Schauplatze ſie freilich ſo vorſichtig waren, das entfernte Land von Kabul an der indiſchen Grenze zu wählen. Noch vor dem Tode des Ibn Sobeir hatte Abdelmelik den Ibn Cháſim in Choraßán (S. 377) zur Huldigung auffordern laſſen; als er ſich weigerte, war ſein Unterbefehlshaber in Merw gegen ihn aufgehetzt worden und hatte mit Hilfe anderer Gegner ihn beſiegt und getödtet (72 oder 73 = 692. 693). Alsdann waren dorthin wie nach Sſedſcheſtán neue Statthalter geſandt worden, die zwar leidlich Ordnung geſtiftet, aber in anderen Beziehungen ſich nicht bewährt hatten, ſo daß im Jahre 78 (697) nach Beendigung des Charidſchitenkrieges es räthlicher ſchien, den Mohallab ſelbſt wieder über das Land zu ſetzen, in welchem er vor zwanzig Jahren die erſten ſeiner zahlreichen Erfolge davongetragen hatte. Ihm ward Choraßán übertragen, von wo aus er bald wieder Streifzüge gegen das Gebiet von Bochára unternehmen konnte, ohne daß freilich dem Alternden noch dauernde Wiedergewinnung des transoxaniſchen Landes die ruhmreiche Laufbahn krönen wollte; Sſedſcheſtán erhielt einer der angeſehenſten Führer der Kufier, Abd Er-Rachmán Ibn Mohammed, Enkel des Kinditen Aſch'ath, des Verräthers Alis. Er war ein tüchtiger General, dem auch ſeine Leute anhingen: ſo gelang es ihm, von Sſedſcheſtán aus durch ebenſo vorſichtige als thatkräftige Kriegführung die Türken von Kabul, die während des Bürgerkrieges ſich natürlich vom Islám losgeſagt hatten (oben S. 377), allmählich zurückzudrängen und die ſchwierigen Bergländer des heutigen Afghaniſtan in ſeine Gewalt zu bringen. Dem Haddſchádſch, der wie einſt Sijád als Verwalter des ganzen Irák auch die Oberaufſicht über die geſammten Oſtprovinzen in ſeiner Hand vereinigte, konnte aber nicht leicht einer genug thun; er ſchalt über die Langſamkeit des Vorrückens, und als Abderrachmán der Anſicht war, ſeine Leute hätten nun einſtweilen genug geleiſtet und verdient, daß man ihnen geſtatte, für einige Zeit zu den Ihrigen nach Kúfa zurückzukehren, kam ein kräftiger Verweis des Statthalters mit dem Befehl, ſogleich den Feldzug nach der indiſchen Grenze hin fortzuſetzen. Da regte ſich das ſtolze Blut des Kinditen: ihm, dem Enkel ſüdarabiſcher Könige, ſollte der Schulmeiſter von Táïf Grobheiten ſagen dürfen! Mit Jubel fielen ihm die Soldaten bei, als er ſie aufforderte, ſich von ihrem Tyrannen und ſeinem Chalifen loszuſagen; rückwärts zog nun das Heer (81 = 700), aber mit der ausgeſprochenen Abſicht, jene Beiden zu verderben. Unterwegs kam von allen Seiten Zuzug. Mohallab zwar, hielt er es auch zu Haddſchádſch' Zorne nicht für räthlich, dem Empörer in den Weg zu treten, weigerte ſich doch andererſeits, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen: aber was in ganz Perſien von Schiiten, Charidſchiten und ſonſtigen Unzufriedenen ſich vorfand, ſtrömte zu ſeinen Fahnen, und ſchon in Kirmân konnte er es wagen, ſelbſt den Chalifentitel anzunehmen. Auf die Irakier konnte Haddſchâdſch dieſem Aufſtande gegenüber nicht rechnen (vgl. S. 395), Syrer hatte er nicht viele zur Verfügung, und auch mit den von Abdelmelik geſchickten Verſtärkungen war er dem Abderrachmân nicht gewachſen. In Chuſiſtan erlitt er eine Niederlage (Ende 81 = Febr. 701); dann erfocht er durch das Verdienſt ſeines Reitergenerals Sſofjân Ibn El-Abrad vor Baßra einen Sieg (Moharram 82 = März 701), konnte aber trotzdem die Stadt nicht halten, da Abderrachmân ſich auf Kûfa zog, wo er von ſeinen Landsleuten mit offenen Armen aufgenommen ward, und nun, bereits zwiſchen Haddſchâdſch und Meſopotamien ſtehend, den Statthalter vom Chalifen abzuſchneiden drohte. Die Syrer mußten froh ſein, daß es ihnen gelang, weſtlich vom Euphrat, am Rande der Wüſte, noch bis Kûfa heranzukommen, wo ſie ihre Verbindungen mit der Heimath wieder herzuſtellen vermochten. Dort war inzwiſchen Abdelmelik in der größten Verlegenheit. Der ungeahnte Erfolg des Rebellen, dem nun aus dem ganzen Irâk täglich Schaaren von Anhängern zuſtrömten, machte ihn ſtutzig. Nach Omaijadenart wollte er verſuchen, den gefährlichen Gegner auf gütlichem Wege zu gewinnen: trotz der Abmahnung des Haddſchâdſch, für den es auch in der höchſten Noth nur Biegen oder Brechen gab, ſchickte er ſeinen eigenen Bruder Mohammed Ibn Merwân zu Abderrachmân, ihm die Uebertragung eines beliebigen Statthalterpoſtens, den Irakiern die Abſetzung des verhaßten Oberbefehlshabers zu verſprechen. Abderrachmân hätte gern einen vortheilhaften Frieden geſchloſſen; aber ſeine Leute waren natürlich in Folge ihrer Siege allzuſehr oben heraus, als daß ſie mit weniger als der Abſetzung des Chalifen ſich begnügt hätten. So mußte das Schwert entſcheiden; nachdem beide Heere mehrere Monate bei Deir El-Dſchamâdſchim[1]) mit einander geſcharmützelt hatten, kam es im Dſchumâda II 83 (Juli 702) zur Schlacht, welche abermals durch einen kräftigen Reiterangriff des Sſofjân für die Syrer gewonnen ward. Trotzdem ſetzten die Irakier mit ungewohnter Zähigkeit den Krieg fort; es bedurfte einer weiteren Niederlage bei Meskin (vgl. S. 385), wenigſtens die große Mehrzahl von der Nutzloſigkeit fortgeſetzten Widerſtandes zu überzeugen. Haddſchâdſch war klug genug, durch eine Amneſtie ihnen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und ſo begleiteten nur wenige Tauſend den Abderrachmân, als er den vor ſo kurzer Zeit verfolgten Siegespfad jetzt in umgekehrter Richtung flüchtend zurück eilte. In Chuſiſtan nochmals geſchlagen, hielt er ſich doch in den für den kleinen Krieg ſo günſtigen Gebirgsgegenden um Herât, zum Theil durch Einverſtändniſſe mit den Türken in Kabul, längere Zeit. Endlich im Jahre 85 (704), ſchon gegen das Ende von Abdelmeliks Regierungszeit, ließ ſich Jeſîd, Sohn und Nachfolger des Ende 82 (Anf. 702) geſtorbenen Mohallab, herbei, den Unruhen in der Nachbarprovinz ein Ende zu machen; bei dieſen letzten Kämpfen fand auch Abderrachmân den Tod, nachdem er längſt aufgehört hatte, dem Chalifen oder ſeinem Vicekönig in Kûfa gefährlich zu ſein. Damit war der letzte Aufrührer aus dem weiten Reiche verſchwunden, für welches nun durch die Thatkraft der beiden merkwürdigen Männer endlich wieder eine längere Zeit inneren Friedens und äußeren Glanzes geſichert war.

---

[1]) „Das Schädelkloſter“, etwas über fünf Meilen von Kûfa an der Straße nach Baßra.

Drittes Capitel.

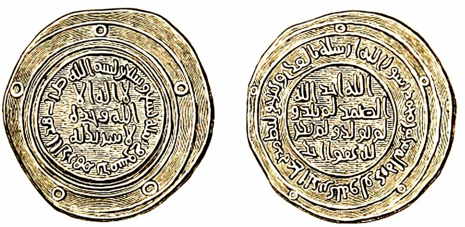
Die Blüthe der Dynaſtie und die zweite Periode der Eroberungen.

Es iſt ein gänzlich unbegründetes, deswegen aber nicht weniger verbreitetes Vorurtheil, welches dem geiſtig beweglichen Abendlande den in die gravitätiſche Ruhe einer ſchwerfälligen Beſtändigkeit verſunkenen Orient gegenüberſtellt. Vor Allem die unter dem Türkenregimente der Gegenwart doch kaum für die Dauer in Vorderaſien und Nordafrika herrſchende geiſtige Oede hat dieſe Anſchauung hervorgerufen, dazu der Eindruck der ſtarren Maſſenhaftigkeit, der aus den Jahrtauſende alten Denkmälern Aegyptens und Aſſyriens dem Beſchauer entgegentritt. Und doch wußte ſchon Goethe, daß es eben nur die Sphinxe vor den Pyramiden ſind, welche zu der Völker Hochgericht — Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden — kein Geſicht verziehen. Wenn aber das zunehmende Verſtändniß der auf jenen Denkmälern erhaltenen inſchriftlichen Zeugniſſe uns mehr und mehr den Einblick in ein buntes und lebhaftes Treiben ſelbſt der entlegenſten Zeiten eröffnet: mit dem Augenblicke, wo das unruhige Arabervolk die Schickſale dieſer Länder zu beſtimmen anfängt, erſcheint der fortwährende Wechſel faſt als das einzig Beſtändige in den weiten Bezirken von den Hochgebirgen Centralaſiens bis an die Säulen des Herkules. Man begreift kaum, wie in einem Reiche von einer fortlaufenden Entwickelung die Rede ſein konnte, deſſen innerer Friede gänzlich ungeſtört nur einmal für die Dauer von 17, ein anderes Mal für 6 Jahre geblieben iſt. So ſcheint es auf den erſten Blick auch kaum berechtigt, überhaupt von der Blüthe einer Dynaſtie zu ſprechen, welche dieſe erſte Vorbedingung ſtaatlicher Exiſtenz noch nicht für zwei Jahrzehnte hat erhalten können. Allerdings gewinnt die Sache ſcheinbar ein weniger bedenkliches Ausſehen, wenn wir erfahren, daß es nur das Irâk geweſen iſt, das nach ſo kurzer Pauſe neuen Erſchütterungen anheim fiel, während in Syrien 55, in Aegypten ſogar 60 Jahre Ruhe und Ordnung geherrſcht haben. Aber das Irâk gerade fängt jetzt an den Mittelpunkt der geiſtigen Beſtrebungen innerhalb des Islâms zu bilden, der Beſtrebungen, die mehr und mehr auf eine friedliche Weiterbildung der vorhandenen Anſätze unter Ausſchließung revolutionärer Neuerungen hinauslaufen: dafür erſtaunt man den Raum auf einem Boden zu finden, der faſt ununterbrochen von gewaltſamen Händen durchpflügt ſtilles Wachsthum gar nicht zuzulaſſen ſcheint. Nur jene überquellende Fruchtbarkeit des jugendfriſchen Araberthums, deren wir bereits früher (S. 282) gedacht haben, vermochte für mehr als ein Jahrhundert immer von Neuem die edlen Kräfte zu erſetzen, welche in den unaufhörlichen Bürgerkriegen zu Grunde gingen. Es iſt faſt unglaublich, welche Menge von begabten und ſchöpferiſchen Köpfen die Schweſterſtädte Baßra und Kúfa bis tief in die Abbaſſidenzeit hinein hervorgebracht oder zu gedeihlichem Wirken in ſich aufgenommen haben. Trotz alledem wird man nicht zweifeln können, daß wenigſtens für eine beſchränkte Friſt auch hier feſte Verhältniſſe nöthig waren, um die Leute daran zu gewöhnen, daß ſie nicht jede Verſchiedenheit der theoretiſchen Anſicht in die Praxis der revolutionären Erhebung umſetzten, vielmehr die geiſtigen Dinge mit geiſtigen Mitteln zu behandeln und zu fördern anfingen. Dieſe Feſtigkeit der Verhältniſſe immerhin für ein paar Jahrzehnte in den beiden Hauptorten des Irák hergeſtellt zu haben, iſt das Verdienſt des Haddſchádſch, der ſo, ſchwerlich mit Abſicht, aus dem Schulmeiſter von Táïf zwar nicht der praeceptor Arabiae, aber der erſte Schützer der arabiſchen Wiſſenſchaft geworden iſt.

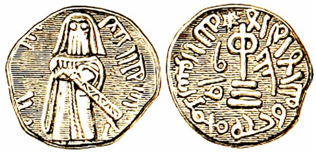
Schlecht genug freilich haben die arabiſchen Gelehrten es ihm gelohnt, daß er ihnen Platz für ihre Arbeit ſchuf. Der Belagerer von Mekka, der Verfolger der Frommen Medinas iſt bei den Hiſtorikern der Abbaſſidenzeit ſchlecht angeſchrieben; ihm wie ſeinem Vorgänger Sijád wird die Härte und Rückſichtsloſigkeit, mit welcher das verwilderte Irák zur Ordnung gebracht werden mußte, als ſchonungsloſe Grauſamkeit ausgelegt, während beide für die unparteiiſche Betrachtung wahre Schüler im Blutvergießen gegen die Abbaſſiden geweſen ſind, von der raffinirten Scheußlichkeit der Martern ganz abgeſehen, welche unter den letzteren nach perſiſchem Muſter in Gebrauch gekommen ſind. Wir haben die Pflicht, den Haddſchádſch zu rehabilitiren als einen ſtrengen aber gerechten Beamten, der nach dem Brauche der Zeit ſchonungslos eingriff, wo es nöthig ſchien, aber durchaus nicht der Wütherich geweſen iſt, zu dem ihn die ſpätere Geſchichtsfälſchung gemacht hat. Und ſelbſt dieſe wagt nicht, die ſeltene Rechtlichkeit des Mannes zu verdächtigen, der bei ſeinem Tode, nachdem er zwanzig Jahre faſt uneingeſchränkt über das halbe Chalifenreich geboten, nichts als ſeine Waffen, ſeinen Korán und ein paar hundert Dirhems baaren Geldes hinterließ. Jedenfalls war es nur ihm zuzuſchreiben, wenn bis einige Jahre nach ſeinem Ende vollſtändig und dann nach einigen kurzen Unterbrechungen unter dem tüchtigen Chálid El-Kasri wieder für anderthalb Jahrzehnte wenigſtens annähernd Ruhe im Irák herrſchte. Daß die Bewohner des Landes ihre allzu tief eingewurzelte Sinnesart ändern würden, konnte er nicht annehmen: ſo wählte er ein neues Mittel ſie im Zaume zu halten. An dem großen Verbindungscanal zwiſchen Tigris und Euphrat, der von Norden nach Süden mitten durch Meſopotamien geht, und welchen Haddſchádſch ſelbſt graben oder vielmehr wiederherſtellen ließ, baute er eine neue Stadt, die von Kúfa, Baßra und Achwáſ, dem Vororte Chuſiſtans, des Hauptheerdes der Charidſchiten, gleich weit entfernt lag, und deswegen Wáßit („Mittelburg") genannt wurde. Sie erhielt eine Garniſon zuverläſſiger Truppen, welche vermöge der centralen Lage der Feſtung mit gleicher Geſchwindigkeit jeden der drei genannten Orte erreichen konnten, deſſen Bevölkerung etwa Neigung zu Ausſchreitungen zeigen mochte. Wie er in die während des Bürgerkrieges verlotterten Kriegsmannſchaften von Kûfa und Baßra von Neuem Disciplin zu bringen wußte, ſahen wir oben (S. 389). Nicht minder wichtig aber, als die Herſtellung der äußeren Ordnung, war die Reorganiſation der Verwaltung, die gleichzeitig erfolgte. Die ſtete Verwirrung, die volle elf Jahre lang im ganzen Irâk geherrſcht hatte, die ununterbrochenen Kreuz- und Querzüge omaijadiſcher, ſchiitiſcher, ſobeiritiſcher, chariḍſchitiſcher Heerhaufen hatten die ackerbauende Bevölkerung des Landes an den Rand des Unterganges gebracht: als Haddſchâdſch die Regierung übernahm, war der Steuerertrag des reichen Landes von über 100 auf 40 Millionen Dirhems geſunken. Zum Theil war daran allerdings der allmählich abnehmende Ertrag der Kopfſteuer (vgl. S. 279) Schuld, hauptſächlich aber doch die Verwüſtungen des Krieges. Die letzteren gut zu machen erließ der Statthalter mehrere auf die Hebung der ländlichen Verhältniſſe abzweckende Verordnungen und bemühte ſich, den Gutsbeſitzern durch Vorſchüſſe aus der Staatscaſſe aufzuhelfen. Während aber dieſe Maßregeln nicht allein wohlgemeint, ſondern auch wirkſam genannt werden müſſen, erregte es in weiten Kreiſen die höchſte Erbitterung, daß Haddſchâdſch, um den Ausfällen in den Staatseinnahmen Einhalt zu thun, im Jahre 81 (700) die geſetzmäßige Befreiung der zum Islâm übergetretenen Schutzgenoſſen von der Zahlung der Kopfſteuer aufhob: den maſſenhaften Zuzug, welcher dem bald nachher in das Irâk einbrechenden Empörer Abderrachmân von allen Seiten wurde (S. 391), hatte er zweifellos dieſer Verfügung zu danken, die ſomit auf ein Haar den Umſturz des kaum gefeſtigten Regierungsſyſtems zur Folge gehabt hätte. Indeß blieb ſie nach Bewältigung des Aufſtandes ſelbſtverſtändlich in Kraft und trug nun zur Vermehrung der Staatseinnahmen weſentlich bei.

Natürlich befand ſich Haddſchâdſch, deſſen Verwaltung außer dem eigentlichen Irâk nach der bisherigen Gewohnheit auch die ſämmtlichen Oſtprovinzen unterſtanden, bei ſeiner ordnenden Thätigkeit in engſter Fühlung mit dem Chalifen ſelbſt, der nicht weniger als ſein Vicekönig auf neue und ſichere Verankerung des Reichsgebäudes bedacht war, und deſſen weitſchauender Klugheit ebenfalls mehrere höchſt zweckmäßige Einrichtungen verdankt wurden. Es galt, die ſtets auseinanderſtrebenden einzelnen Glieder des Chalifates feſter mit einander zu verbinden, die an Nationalität, Sprache und Gewohnheiten ungleichen Bewohner der ſchon räumlich allzuweit getrennten Provinzen zum Bewußtſein der Staatseinheit zu bringen. Bis dahin (vgl. S. 275) war die eigentliche Verwaltung in Perſien von Perſern, in Syrien und Aegypten von Chriſten geführt worden, perſiſches und griechiſches Geld circulirte weiter und erhielt bei den Unterthanen die Illuſion eigener nationaler Exiſtenz, während die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel dazu beitrug, die entlegneren Bezirke in einem bedrohlichen Sonderdaſein zu bewahren und dem Einfluſſe der Centralregierung zu entziehen. Das wurde nun gründlich geändert. Die Ungläubigen wurden, mindeſtens für die nächſte Zeit, aus dem Staatsdienſte entfernt, die Führung ſämmtlicher in dem Bereiche der Verwaltung vorkommender Rechnungen, Liſten, Correſpondenzen und ſonſtigen Schriftſtücke in arabiſcher

Sprache anbefohlen, und ſtatt der byzantiniſchen und perſiſchen Münzen mit dem Kreuze Chriſti und dem Bilde des Chosroen (S. 276) wurden ſeit dem Jahre 75 (694)[1] in allen Münzſtätten des Reiches Gold- und Silberſtücke geſchlagen, denen außer dem muslimiſchen Glaubensbekenntniſſe die claſſiſchen Koránſtellen über den Sieg des Islâms und die Nichtigkeit chriſtlicher und heidniſcher Lehre aufgeprägt waren. Endlich aber wurde mit Hilfe von Relais auf den Hauptſtraßen von Damaskus in die Provinzen ein Poſtdienſt eingerichtet, der eine beſchleunigte Beförderung von Nachrichten, in dringenden Fällen auch von Perſonen ermöglichte und ſo auch die Enden des weiten Ländergebietes mit der Hauptſtadt enger verknüpfte.



Dirhem des Abdelmelik.
Aelteſte rein arabiſche Silbermünze. Damaskus 698.



Kupfermünze des Abdelmelik.
Haleb, ohne Jahr.

Avers des Dirhems Mitte: Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genoſſen —
— Rand: Im Namen Allahs geſchlagen iſt dieſer Dirhem in Damaskus im Jahre 79 —
Revers Mitte: Allah iſt Einer Allah | iſt der Ewige: nicht hat er gezeugt und | nicht iſt er gezeugt und nicht iſt | Seines Gleichen Einer*) —
— Rand: Mohammed (iſt) der Geſandte Gottes Er hat durch ihn geſandt die Leitung und die wahre Religion daß er ihn (oder: ſie) zum Herrſcher mache über die Religion überhaupt möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen**)
Vorderſeite der Kupfermünze: der Chalif langbärtig und langhaarig mit einem großem Schwert —
am Rande: des Knechtes Gottes, Abdelmelik, des Fürſten der Gläubigen (auf dieſem Exemplar faſt ganz zerſtört)
Rückſeite: Umbildung des byzantiniſchen Stufenkreuzes, daneben rechts: Haleb, links: vollwichtig.
Am Rande: Es giebt keinen Gott außer Allah allein. Mohammed iſt der Geſandte Allahs.

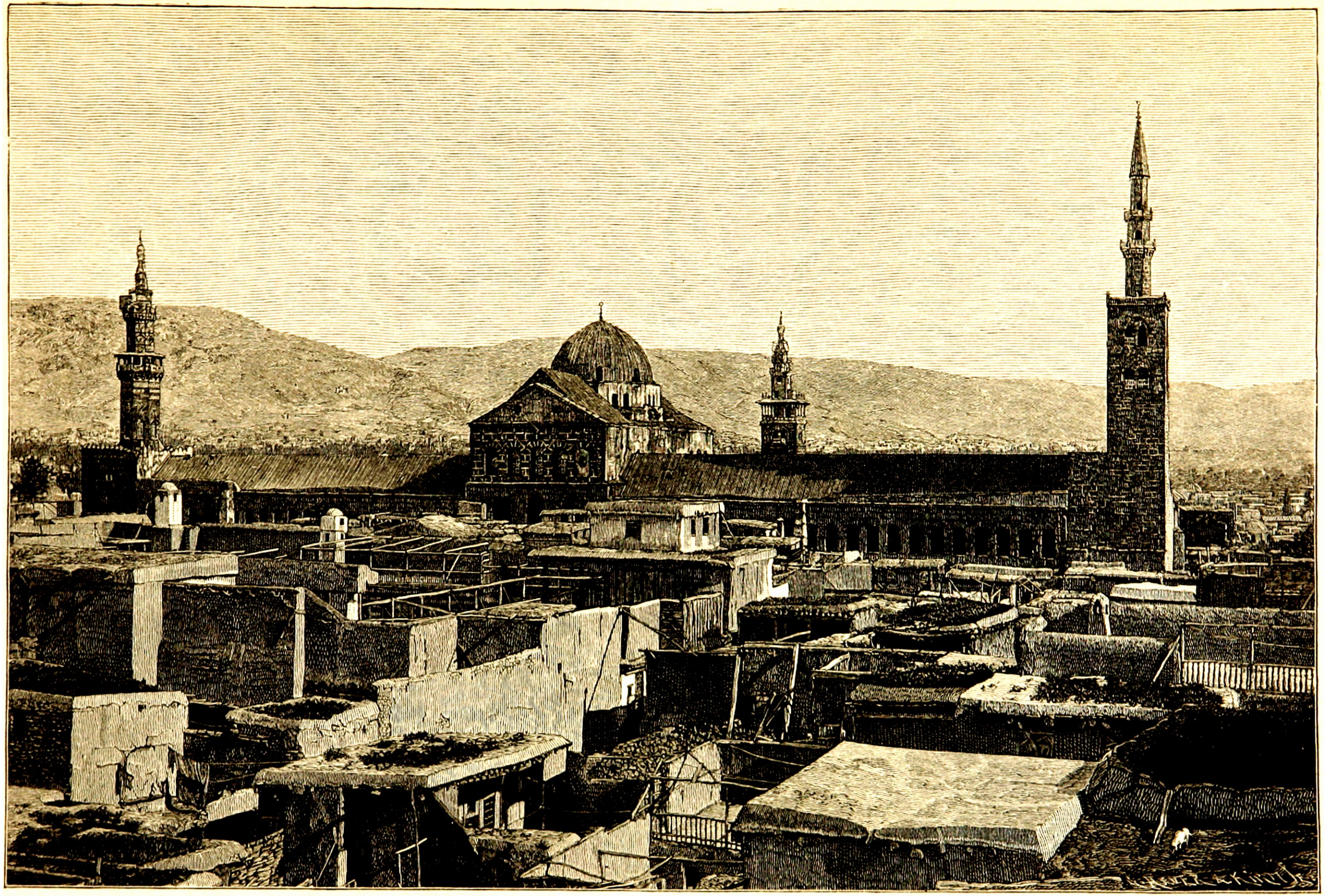
Wie dieſe neue Organiſation der Verwaltung, ſo war Abdelmelik auch beſtimmt, ſeinen Völkern eine ganze Reihe von Herrſchern zu ſchenken. Zwar hatte Merwán mit ihm zugleich dem jüngeren Bruder, Abd El-Aſiſ, als ſpäterem Thronfolger huldigen laſſen, und wohl ſcheint dieſer, der ſeit dem Jahre 65 (685) als Statthalter von Aegypten eine wahrhaft muſtergiltige und für das Wohl des Landes ungewöhnlich erſprießliche Thätigkeit entfaltete, der Herrſchaft würdig geweſen zu ſein. Abdelmelik indeß wünſchte natürlich die Nachfolge ſeinen Söhnen zuzuwenden, und bedrängte gegen das Ende ſeines Lebens den Bruder unabläſſig, auf ſein Recht zu verzichten. Dieſer aber ſtarb noch vor dem Chalifen (etwa 85 = 704), der nun ungehindert ſeine Abſicht ins Werk ſetzen konnte. Vier ſeiner Söhne haben nach ihm den Thron beſtiegen: El-Walîd (86—96 = 705—715), Sſuleimân (96—99 = 715—717), Jeſîd II. (101—105 = 720—724) und Hiſchâm (105—125 = 724—743), zwei davon ſich in verſchiedenem Grade ihres Vaters werth gezeigt. Vor Allem Walîd war es im vollſten Maße. Ein thatkräftiger Herrſcher, der nach der Weiſe Omars bis an die äußerſten, tauſend geographiſche Meilen von einander entfernten Enden ſeines Reiches ſeine Generäle und Statthalter mit feſter Hand zu zügeln wußte, wie er ſeine Umgebung durch Freigebigkeit an ſich feſſelte, das Volk durch einſichtige, im Orient ſonſt nur zu ſeltene Unternehmungen zum gemeinen Nutzen förderte, durch Aufführung großer und prächtiger Bauten in ſtaunende Bewunderung verſetzte. Wegebauten, Brunnenanlagen, Krankenhäuſer, Moſcheen legten an den verſchiedenſten Orten für ſeine eifrige Sorge um die Volkswohlfahrt rühmliches Zeugniß ab, und ſogar die Gründung von Schulen wird von ihm zuerſt berichtet. Perſönlich ließ er freilich ſo wenig mit ſich ſpaßen, wie ſein Vater. Als er Verdacht ſchöpfte, daß ſeine Gattin Umm el-Benîn heimliche Beſuche des Dichters Waddâch annehme, überraſchte er ſie eines Tages, ſo daß ihr ſoeben anweſender Verehrer kaum Zeit fand, ſich in eine hölzerne Truhe einſchließen zu laſſen, die ſchon öfter ſolchem Zwecke gedient hatte. Der Chalife ſetzte ſich wie zufällig auf die Truhe und brachte in ſcheinbar harmloſem Geſpräche die Rede auf die Vorliebe ſeiner Frau für dies Zimmer, die Geräthe darin und dergleichen, und fragte ſie ſchließlich, ob ſie ihm eine der herumſtehenden Truhen ſchenken möchte. Sie mußte es wohl gewähren, und wagte auch nicht ernſtlich zu widerſprechen, als Walîd ſich eben die, auf welcher er ſitze, ausbat. Die ließ er dann von Sklaven in ſein zu ebener Erde gelegenes Zimmer tragen, unter dem Boden deſſelben eine tiefe, bis unter das Grundwaſſer reichende Grube graben, und die Truhe mit den Worten hineinſenken: „Es iſt mir etwas zu Ohren gekommen: wenn wahr, ſo iſt das dein Leichentuch und wir begraben dich und dein Andenken für ewig; wenn irrig, ſo begraben wir ein werthloſes Holz.“ Darauf wurde das Loch wieder zugeſchüttet, und auf den über dem Fleck liegenden Teppichen nahm der Chalife ruhig ſeinen gewohnten Sitz ein. Von Waddâch hat man bis auf dieſen Tag nichts mehr gehört; Umm el-Benîn aber las auf dem Antlitz ihres Mannes keine Erinnerung an den Vorfall, bis der Tod beide ſchied.

---

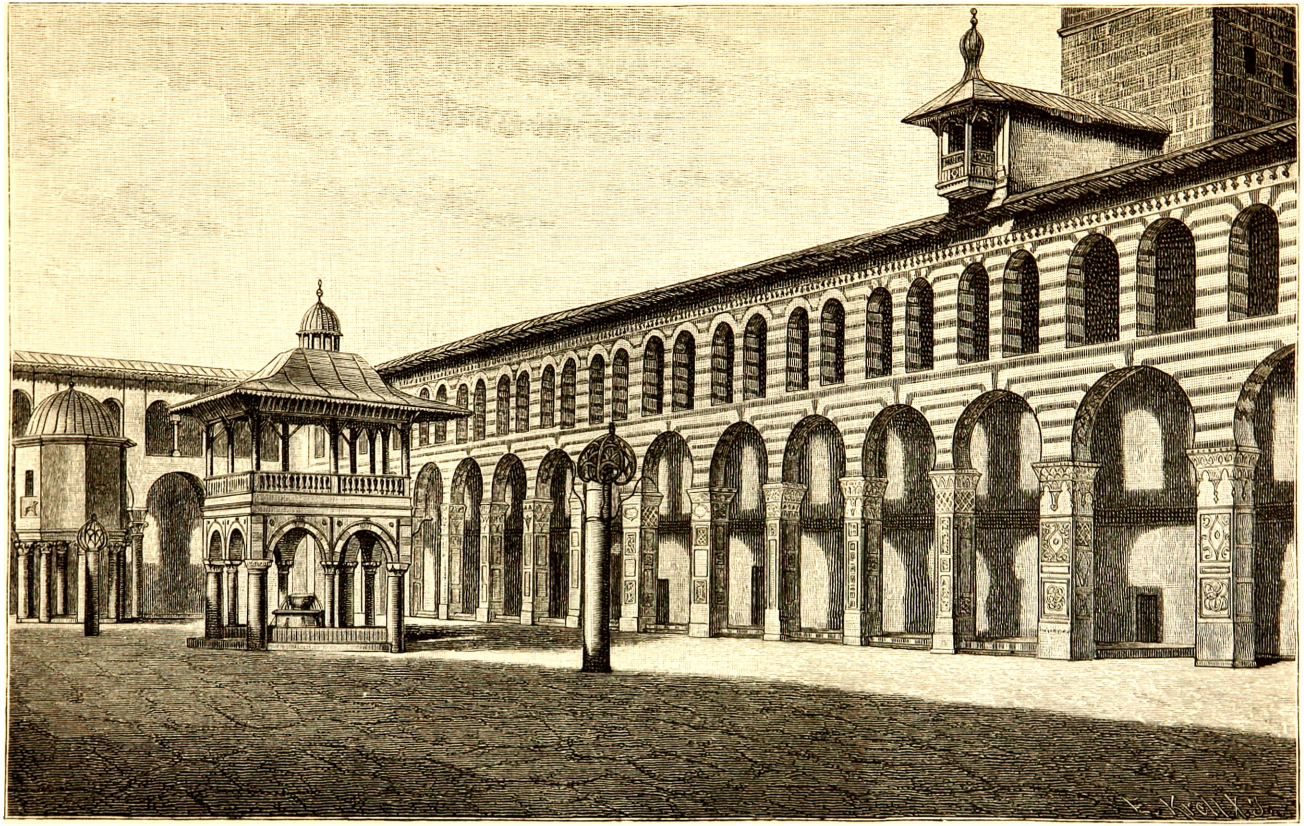
[1] Vgl. unten S. 413. — Nach einer alten Nachricht wäre auch dieſe Münzreform der Anregung des Haddſchâdſch entſprungen.

*) Wortlaut der 112. Sure. **) Nach Sure 9, 33.

Der Mann, der ſo rückſichtslos und klug die Ehre ſeines Hauſe zu wahren verſtand, iſt mit nicht minderer Thatkraft und Weisheit an die Leitung der inneren und äußeren Politik ſeines großen Reiches herangetreten, überall den einſichtigen und großartigen Geſichtspunkten ſeines Vaters wie des Haddſchâdſch weiter nachgehend, der unter ihm wie unter Abdelmelik als Vicekönig des Oſtens das uneingeſchränkte Vertrauen des Herrſchers bis an ſein Ende (95 = 714) genoß. Alle drei knüpften an die ſchon von Moâwija und Sijâd (S. 341. 346) gewonnene Erkenntniß an, daß es im Intereſſe der Dynaſtie lag, den auf den Umſturz der beſtehenden Regierung unabläſſig hinarbeitenden Fanatikern der verſchiedenen Secten gegenüber die Entwicklung einer gemäßigt orthodoxen Mittelpartei zu begünſtigen, die im Irâk und in Arabien allmählich zu einer ähnlichen Stütze des herrſchenden Syſtems werden konnte, wie ſie in Syrien die perſönliche Anhänglichkeit der Bevölkerung darſtellte. So ließ denn Abdelmelik den Haddſchâdſch gewähren, als er ſich zu bemühen anfing, in der Oſthälfte des Reiches die Frommen zu gewinnen. Wir hören, daß er eifrig beſtrebt war, überallhin Abſchriften des Korâns zu verbreiten, der allerdings in ſeinen Provinzen mehr noch als anderswo gleichzeitig das Symbol der arabiſchen Herrſchaft war; und von Walîd wird berichtet, daß er mit ähnlicher Förderung des Korânſtudiums die Gewohnheit verband, frommen Männern in jeder Weiſe ſeine Hochachtung zu bezeugen. Und einer ähnlichen Abſicht diente die Herſtellung der noch jetzt großentheils erhaltenen Hauptmoſcheen in Jeruſalem und Damaskus durch Abdelmelik und Walîd. Von letzterem iſt bekannt, daß er bereits im erſten Jahre ſeiner Regierung (Ende 86 = Okt. 705) die Chriſten nöthigte, die ihnen von Omar noch gelaſſene Hälfte des großen Johannesdomes (S. 256) gegen reichliche Entſchädigung abzutreten, und daß er die herrliche Kirche dann zu der Moſchee umbauen ließ, die heute noch, freilich durch eine Feuersbrunſt im Jahre 461 (1069) und die Verwüſtungen der Mongolen unter Timur 803 (1401) arg beſchädigt, als die Omaijadenmoſchee die größte Sehenswürdigkeit von Damaskus bildet. Abdelmelik aber ſcheint aus gewichtigen Gründen als Erbauer des auf dem Berge Moria ſtehenden ſogenannten Felſendomes angeſehen werden zu müſſen. Die beiden merkwürdigen Gebäude ſind, abgeſehen von der Kâ'aba, die älteſten ſicheren Denkmäler der arabiſchen Architektur, welche wir kennen, und die Entwicklung der letzteren verſtändlich zu machen in hohem Grade geeignet. Monumentaler Bauten hatte das Volk von Nomaden und Kleinſtädtern bis auf die Zeit der großen Eroberungen kaum je bedurft; mit Zelten und Hütten war man faſt überall ausgekommen. So traf die endlich jetzt ſich einſtellende Nothwendigkeit, dem Gottesdienſte würdige Stätten zu bereiten, die Araber ſelbſt ziemlich unvorbereitet. Mohammeds Moſchee in Medina war unter ſolchen Verhältniſſen ein auf den Scheunenſtil hin vergrößertes Zelt geworden, und viel weiter wird man in Kûfa und den anderen Orten, wo man keine chriſtlichen Kirchen oder ſonſtigen große Gebäude ſich aneignen konnte, die erſten Jahrzehnte hindurch auch nicht gekommen ſein. Allerdings ſoll ſchon Omar auf dem heiligen Berge in Jeruſalem eine Moſchee gebaut haben, und daher wird der Felſendom fälſchlich oft als „Omar-Moſchee" bezeichnet. Keinesfalls aber iſt von dem wirklichen Baue des zweiten Chalifen noch etwas vorhanden, und wenn er je beſtanden hat, muß er neben dem Werke Abdelmeliks ſogleich vollkommen in den Hintergrund getreten ſein. Wie nämlich die beiden klugen Omaijaden den Verſuch Moâwijas, Mohammeds Kanzel aus Medina nach Syrien überzuführen, erneuern wollten, freilich auch diesmal ohne Erfolg (S. 346), ſo beabſichtigte Abdelmelik an der ſchon im Korân (17, 1) bezeichneten Stelle der wunderbaren



Die große Moſchee zu Damaskus.

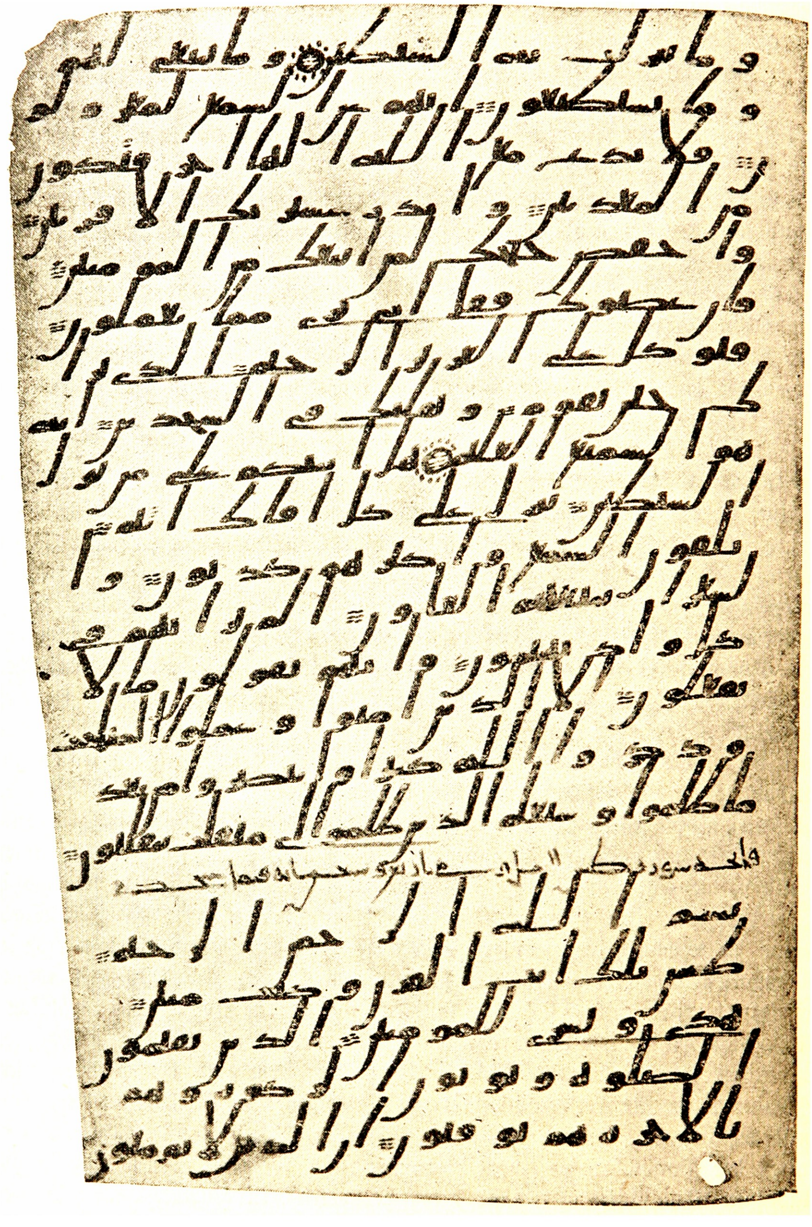


Hof der großen Moſchee zu Damaskus.

„nächtlichen Reiſe" des Propheten (S. 86) ein Heiligthum zu gründen, welches der Kâ'aba in den Augen der Gläubigen Concurrenz zu machen geeignet wäre; und als ſich bald ergab, daß hierauf doch nicht wohl zu rechnen war, bemühte ſich Walîd, in ſeiner Hauptſtadt wenigſtens die Einheit des Glaubens und der Dynaſtie in einem noch größeren Prachtgebäude dem Volke vor Augen zu ſtellen. Da aber kein Araber von ſolchen Dingen etwas verſtand, ſo wendete man ſich natürlich an die Griechen. Der achteckige Kuppelbau des Felſendomes ſchließt ſich auf das Engſte an bekannte byzantiniſche Vorbilder an, und dem Walîd ſchreiben die arabiſchen Geſchichtſchreiber ſelbſt ausdrücklich die Heranziehung griechiſcher Bau- und Werkmeiſter zu. Einen Neubau hat er von dieſen allerdings nicht aufführen laſſen. Wie der Johannesdom Theile eines heidniſchen Tempels einſchloß, ſo verräth nach dem Urtheile eines Augenzeugen noch der heutige Anblick des Innern, daß Hauptſchiff und Kuppel der Omaijadenmoſchee aus der byzantiniſchen Kirche erhalten ſind; und die außen wie innen erhaltenen Reſte von Moſaiken erinnern aufs deutlichſte an S. Marco in Venedig. Mehr als das aber wiegt das Zeugniß einer Inſchrift: über einem jetzt vermauerten Seitenportale ſtehen griechiſch die Worte: „Dein Reich, Chriſte, iſt ein ewiges Reich, und Deine Herrſchaft währet für und für" —1) welche die Muslime, vielleicht nicht ohne ironiſche Abſicht, haben ſtehen laſſen. Iſt ſo alles Weſentliche an dieſen älteſten Denkmälern chriſtlich-byzantiniſch, ſo erforderten doch Lehre und Ceremoniell des Islâms einige Aenderungen im Einzelnen, welche bei ſpäteren Bauten allmählich auch auf den Geſammtſtil einzuwirken begannen. Erſtlich mußten aus dogmatiſchen Rückſichten (vgl. S. 204) alle Bildwerke und Malereien entfernt werden, welche Menſchen oder ſonſtige lebende Weſen zur Darſtellung brachten. Da aber die Muslime mehr Geſchmack beſaßen, als die Calviniſten, ſo traten zur Bekleidung und Ausſchmückung der kahlen Wände, wie auf den Münzen (S. 396), an die Stelle der Bilder Inſchriften mit dem Wortlaute des Glaubensbekenntniſſes und paſſender Korânverſe, ſpäter auch den Namen der vier legitimen Chalifen, die jetzt z. B. in der Aja Sofia zu Conſtantinopel ſich ſo übermäßig hervordrängen. Im Gegenſatze zu uns Abendländern, die wir faſt Werth darauf zu legen ſcheinen, unſere Schrift ſo eckig und ungraziös wie möglich zu geſtalten, haben die Muslime ſchon ziemlich früh, und bald mit immer geſteigerter Virtuoſität, ſich der kalligraphiſchen Ausbildung des arabiſchen Alphabetes um ſo liebevoller gewidmet, als wenigſtens für den orthodoxen Sſunniten hier die einzige Möglichkeit vorlag, den auch dem Araber nicht fehlenden Sinn für Formenſchönheit zu befriedigen. Es iſt bekannt, wie hierdurch die von den Syrern entlehnten urſprünglich ſteifen und häßlichen Geſtalten der Buchſtaben zu jenem eleganten Zuge fortgebildet ſind, der in der arabiſchen Druckſchrift allerdings kaum hervortritt, in ſorgfältig geſchriebenen Manuſcripten ſpäterer Zeit aber ſelbſt auf den Laien faſt beſtrickend wirkt.

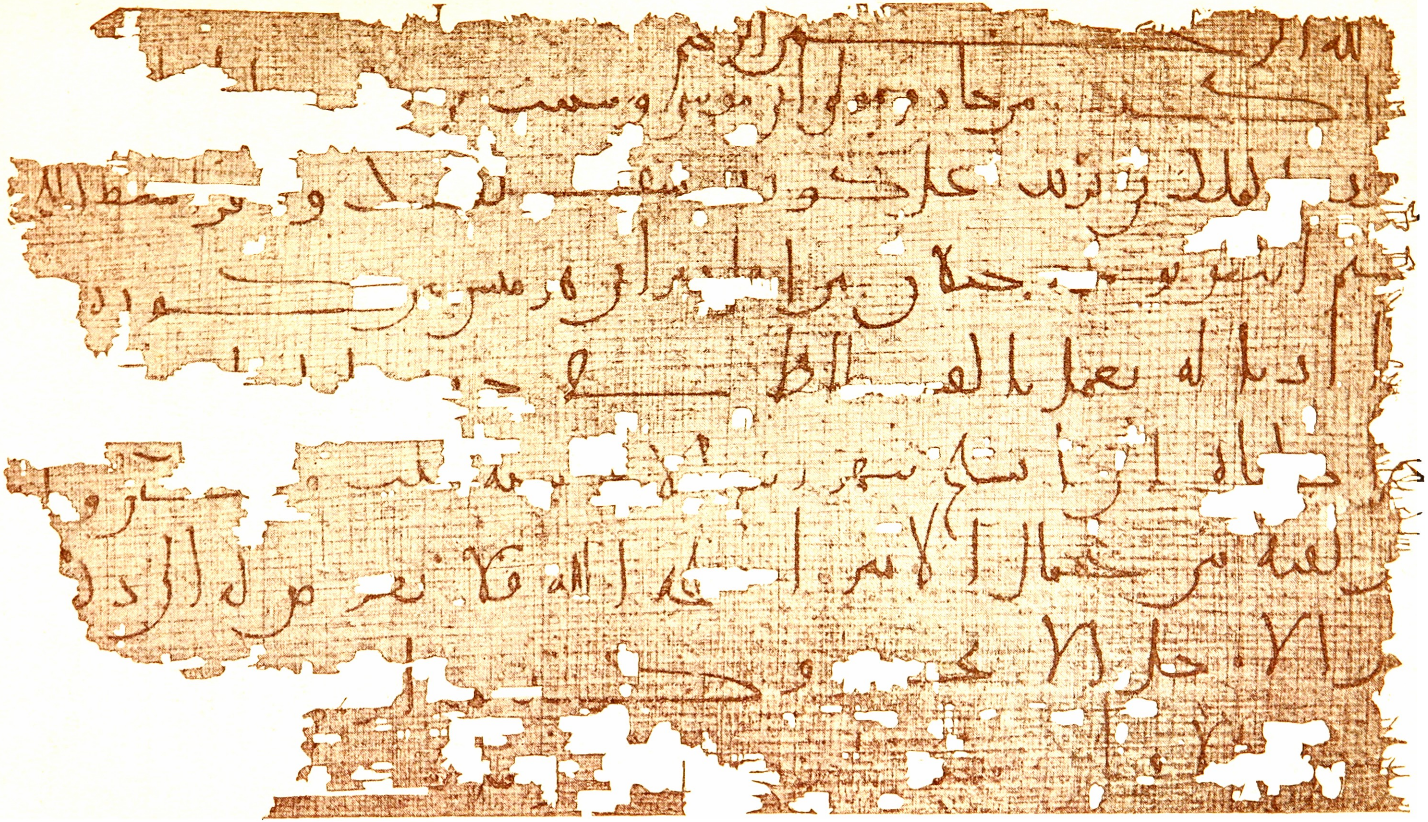
---

1) Nach Pſalm 145, 13.



Koranfragment in Kufiſcher Schrift.

Wahrſcheinlich a. d. 2. Jahrh. d. H. (8. Jahrh. n. Chr.) Original im Britiſchen Muſeum (London).



Bruchstück eines arabiſchen Paſſes a. d. J. 132 (750 n. Chr.) Original im Britiſchen Muſeum; London.

Dieſe Entwicklung nun hat ſich auch die Architektur, beziehungsweiſe Ornamentik zu Nutze gemacht, und man weiß, wie die kunſtvoll verſchlungenen Züge jener Inſchriften und der ſie umrahmenden Linien und Ranken, die in der Folge nicht nur an den Gebäuden, ſondern auch auf den koſtbaren Geweben der mittelalterlichen orientaliſchen Textilinduſtrie überall uns entgegentreten, unter dem Namen von Arabesken auch für das Abendland vorbildlich geworden ſind. Dieſe Technik iſt es, die nicht zum Wenigſten den eigenthümlichen, fremdartig reizvollen Eindruck beſtimmt, welchen manche Denkmäler der muslimiſchen Baukunſt hervorrufen. Derſelbe erſcheint natürlich verſtärkt, wo die Neigung zum Arabeskenweſen auch auf die conſtructiven Elemente übergreift, Säulen und Bogen verſchnörkelt und umformt, worüber gelegentlich der Geſchichte Spaniens und Indiens im Verlaufe dieſes Werkes ein Mehreres zu ſagen iſt. — Von den übrigen Veränderungen, die an der chriſtlichen Bauart vorgenommen werden mußten, um dem gottesdienſtlichen Bedürfniß der Muslime zu genügen, hebe ich noch eine allgemein bekannte hervor. Damit der Gebetsruf der Mueddhins (S. 195) auf weitere Entfernungen hörbar wird, müſſen dieſe einen erhöhten Standort an der Außenſeite der Moſchee erhalten. Deshalb errichtete man unmittelbar neben den Moſcheen eigene Thürme; weil ſie keinem anderen Zwecke zu dienen hatten, wurden ſie naturgemäß ſchlank und hoch, und erhielten von dieſer Geſtalt den Namen Minarets (menáret „Leuchtthurm"), unter dem ſie im Abendlande ja bekannt ſind.[1] Der Felſendom, deſſen Platform dem Mueddhin einen bequemen Standort gewährte, hat noch kein Minaret, wohl aber die Omaijadenmoſchee ihrer drei, von denen die Ueberlieferung wenigſtens eines auf Walid ſelbſt zurückführt.

Uebrigens beſchränkten ſich weder Walid noch die Späteren auf die Nachahmung griechiſcher Bauwerke. Wo die Pietät gebot, das Alte möglichſt unangetaſtet zu laſſen, z. B. in Mekka und Medina, oder wo man über griechiſche Sachverſtändige nicht verfügte, blieb es bei der von Säulen getragenen Halle, wie ſie Mohammed ſelbſt angelegt hatte (S. 99); vor derſelben liegt dann aber meiſt nach dem Beiſpiele der Kâ'aba (S. 200) noch ein offener, von Säulenreihen umgebener Hof. In dieſer Weiſe hat Walid ſelbſt noch die Moſchee von Medina ausbauen laſſen (91 = 710); und ſie iſt die ſtehende Form des nationalarabiſchen Bethauſes geworden, die aber erſt viel ſpäter ſo weit architektoniſch ausgeſchmückt wurde, daß ſie den Vergleich mit den Nachahmungen des byzantiniſchen Stiles aushalten konnte. Auch hiervon wird unten noch weiter die Rede ſein.

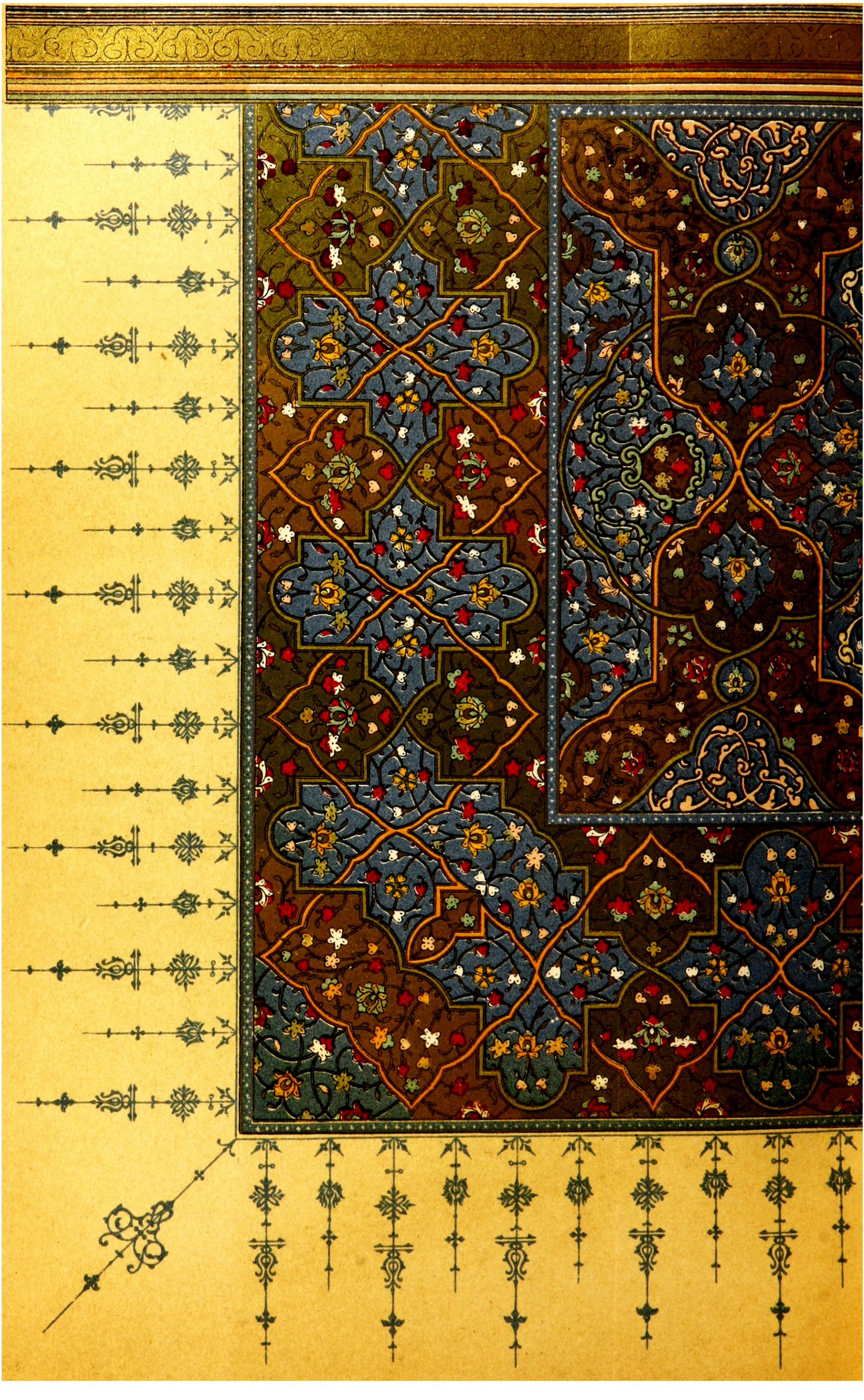
Die Gunſt, welche die Mächtigen dieſer Zeit der Sache des Glaubens entgegenbrachten, blieb nicht auf das Aeußere beſchränkt. Zum Schutze der von ihnen geförderten Orthodoxie miſchten ſie ſich zuletzt ſogar in die theologiſchen Verhandlungen ein, in welchen eben jetzt an zwei Stellen des Reiches

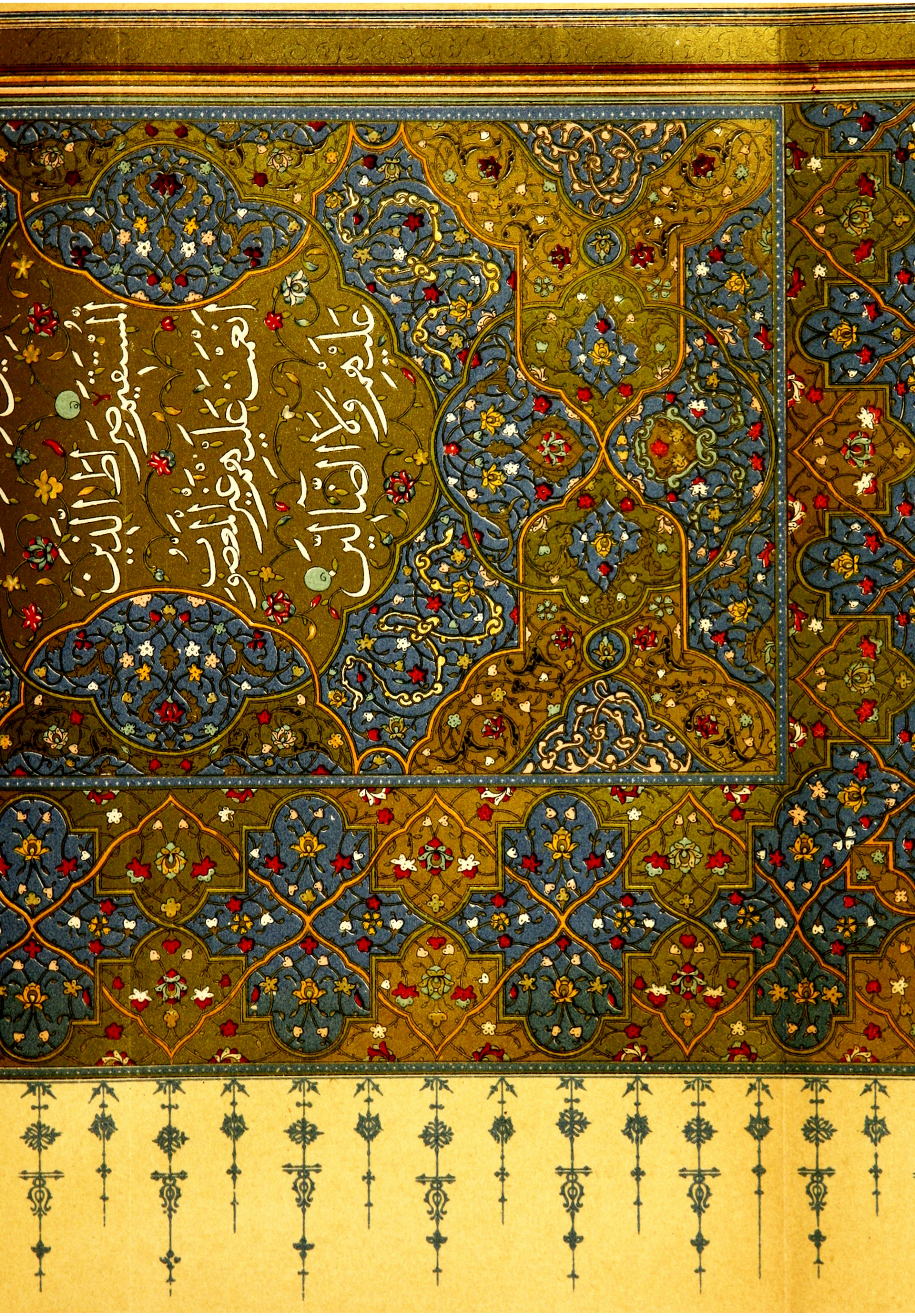
---

[1] Im Orient ſagt man vielfach Mádinet, genauer má'dhanet „Gebetsrufsſtätte" (von adhán S. 105.)

Facſimile der dritten Seite einer Koran-Handſchrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin: Ms. orient. fol. 36.

Text (aus der zweiten Hälfte von Ssure 1 — vgl. S. 193): ... erflehen wir Hilfe — führe uns auf dem graden Pfade — dem Pfade jener, welchen du Gnade schenkst — denen du nicht zürnst und die nicht in der Irre wandeln.




المستقيم صراط الذين
أنعمت عليهم غير المغضوب
عليهم ولا الضالين

zugleich das geiſtige Leben dieſer merkwürdigen Periode ſeinen erſten bewußten Ausdruck ſuchte; und ſo muß uns die Betrachtung des Wirkens der drei hervorragenden Staatsmänner ſelbſt veranlaſſen, auf dieſe Anfänge wiſſenſchaftlicher Thätigkeit einen kurzen Blick zu werfen.

Wer damals überhaupt eine geiſtige Kraft in ſich verſpürte, die nach Bethätigung rang, fand, ſofern nicht dichteriſche Fähigkeiten ihm beſondere Pfade wieſen, nur einen Gegenſtand, welcher ihn beſchäftigen konnte: das Wort Gottes und die mündlichen Ueberlieferungen vom Propheten, welche zu deſſen nothwendiger Ergänzung dienten (S. 183 f.). So iſt jetzt und noch für längere Zeit jede wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Erklärung des Koráns, der Sammlung und Weiterüberlieferung der Traditionen und der Formulirung der Glaubenslehren gewidmet, welche aus jenen beiden Quellen gewonnen werden können. Es war zu Anfang, insbeſondere in der Zeit zwiſchen dem Tode Mohammeds und dem Ende des zweiten Bürgerkrieges, das praktiſche Bedürfniß des Vorbeters und des Richters, die zu ſolchen Beſchäftigungen trieben: jener mußte ängſtlich bedacht ſein, der heiligen Schrift in ihrer authentiſchſten Geſtalt mächtig zu werden, dieſer ſollte ſeine Entſcheidungen genau denen des Propheten und ſeiner erſten Nachfolger anpaſſen. Beiden Erforderniſſen aber war bei Weitem ſchwieriger zu genügen, als wir von vorn herein anzunehmen geneigt ſind. Der Korán allerdings war ſeit Othmán (S. 298 f.) in zuverläſſigen Abſchriften vorhanden, auf deren Herſtellung man im Laufe der Zeit immer größere Sorgfalt verwendete. Aber die arabiſche Schrift war noch unvollkommen und zweideutig. Einmal beſtand ſie nur aus einfachen Conſonanten: wollten wir im Deutſchen ſo ſchreiben, ſo würden wir z. B. bei der Lautgruppe Schf überall in Zweifel gerathen können, ob wir Schaf, ſchief, Schiff, Schaff, ſchuf zu leſen hätten. Dann aber ſahen die Conſonanten etwa zur Hälfte einander ſo ähnlich, daß weitere Leſemöglichkeiten entſtanden — um bei unſerem Beiſpiele zu bleiben, hätten wir noch die Wahl zwiſchen ſoff, Schick, Schock, Sack: man begreift ohne Mühe, daß hierbei das Leſen großentheils zum Rathen wird, um ſo mehr, als von Interpunktion oder großen Anfangsbuchſtaben erſt recht keine Rede iſt. Machte das ſchon dem geborenen Araber Mühe, ſo verzehnfachte ſich die Noth für die Neubekehrten fremder Zunge, die obendrein mit den Schwierigkeiten des außerordentlich verwickelten arabiſchen Sprachgebrauches zu kämpfen hatten. Man kam daher in Baßra darauf, dieſen Uebelſtänden abzuhelfen, indem man die Vocalausſprache durch Punkte oder Strichelchen über und unter den Buchſtaben markirte, und die ähnlichen Conſonanten ebenfalls durch ſolche Zeichen unterſchied: dazu hatten ſchon die Syrer, welchen die arabiſche Schrift ja überhaupt entlehnt iſt, Anfänge gemacht. Haddſchádſch ſelbſt ſoll die Einführung dieſer Zeichen veranlaßt haben, weniger wohl in der Erinnerung an ſeinen früheren Schulmeiſterberuf, als zur Verhinderung von Streitigkeiten über die richtige Ausſprache einzelner Koránſtellen, beziehungsweiſe zur Unterſtützung der von ihm begünſtigten theologiſchen Richtung. Jedenfalls hat das in der That unentbehrliche Hilfsmittel zu ſeiner Zeit allgemeinere Verbreitung gefunden. Natürlich erforderte die richtige Setzung dieſer Punkte in der Schrift umfangreiche Sprachkenntniſſe: dieſe aber zu erwerben und damit überhaupt das Studium des Wortes Gottes ſich zu ermöglichen mußte allen Denen mehr als ſauer werden, welche das Arabiſche nicht mit der Muttermilch eingeſogen hatten, insbeſondere alſo den neubekehrten Perſern, die in Baßra ſelbſt einen ſo großen Theil der muslimiſchen Bevölkerung bildeten. Dieſe waren darauf angewieſen, für die richtige Leſung des Wortes Gottes, ſo gut es gehen wollte, ſich allerhand Regeln zu bilden: und ſo war mit der Koránleſekunſt, die bei den mancherlei verſchiedenen Möglichkeiten der Punktſetzung immer ein genaues Studium erforderte, ganz von ſelbſt die Entſtehung der arabiſchen Grammatik verbunden, deren erſte Keime, meiſt unter der Pflege perſiſcher Clienten, zu eben dieſer Zeit in Baßra, gegen das Ende der Omaijadenherrſchaft auch in Kúfa, zu treiben beginnen. — Andersartig waren die Schwierigkeiten, welche auf dem Gebiete der Tradition ſich geltend machten. Daß letztere lange Zeit, und unter den Omaijaden noch ausſchließlich, auf mündlichem Wege fortgepflanzt wurde, konnte allerdings einem Geſchlechte nicht läſtig ſein, deſſen Gedächtniß noch durch keine ausgedehntere Anwendung der Schrift verwöhnt war. Aber die bald nach Mohammeds Tode in der Gemeinde hervortretenden Spaltungen ſteigerten die immerhin unleugbare Unſicherheit dieſer Art der Ueberlieferung. Jede der verſchiedenen Richtungen — Altgläubige, Charidſchiten, Schiiten — hielt ſich für die orthodoxe; und während das bewußte oder unbewußte Streben, Mohammeds Prophetengeſtalt immer mehr mit dem Nimbus des Wunderbaren zu umgeben, ihnen allen gemein war, mußten die beginnenden Streitigkeiten über die richtige Auffaſſung wichtiger Koránſtellen und erheblicher Lehrpunkte die Neigung verſtärken, möglichſt überall für die eigenen Anſichten Ausſprüche des Geſandten Gottes ſelbſt anzuführen, d. h. die überlieferten einſeitig auszulegen, leiſe abzuändern, ja endlich geradezu neue Traditionen zu erfinden. Wie auf ſolche Weiſe der hiſtoriſche Theil der Ueberlieferung verfälſcht worden iſt, haben wir in der Darſtellung des Lebens Mohammeds reichlich zu beobachten Gelegenheit gefunden. Während aber die Wunderſucht der Frommen aller Parteien ſolche Entſtellungen nicht blos duldete, ſondern geradezu herausforderte, war es für jede der drei Lebensfrage, in Betreff des dogmatiſchen Theiles die andern ſcharf zu controliren. Das Weſen der Sache ergab unmittelbar die Form dieſer Controle. A. kam und ſagte: „Der Prophet hat da und da das und das geſagt“. Natürlich fragte B.: „Woher weißt du das?“ „Von C.“ „C. iſt ein glaubwürdiger Mann, aber von wem hat es C. gehört?“ „Der iſt ſelbſt dabei geweſen.“ Dann war die Sache vorläufig gut; meinte aber B., dem C. ſei nicht recht zu trauen, ſo war die Ueberlieferung eine „ſchwache“, die nur mit Vorſicht benutzt oder einfach abgelehnt werden mußte. Auf ſolchem Wege bildeten ſich im Laufe der Zeit immer längere Ketten der Tradition; und wie mit jedem neuen Gliede einer ſolchen Kette

Erläuterung zu dem Facſimile einer Seite aus der Koranhandſchrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin: Ms. Ldbg. 822.

Ueberschrift:

„Sure des Erbarmers“ (d. h. Sure 55).

Klein geschriebene Vorbemerkungen:

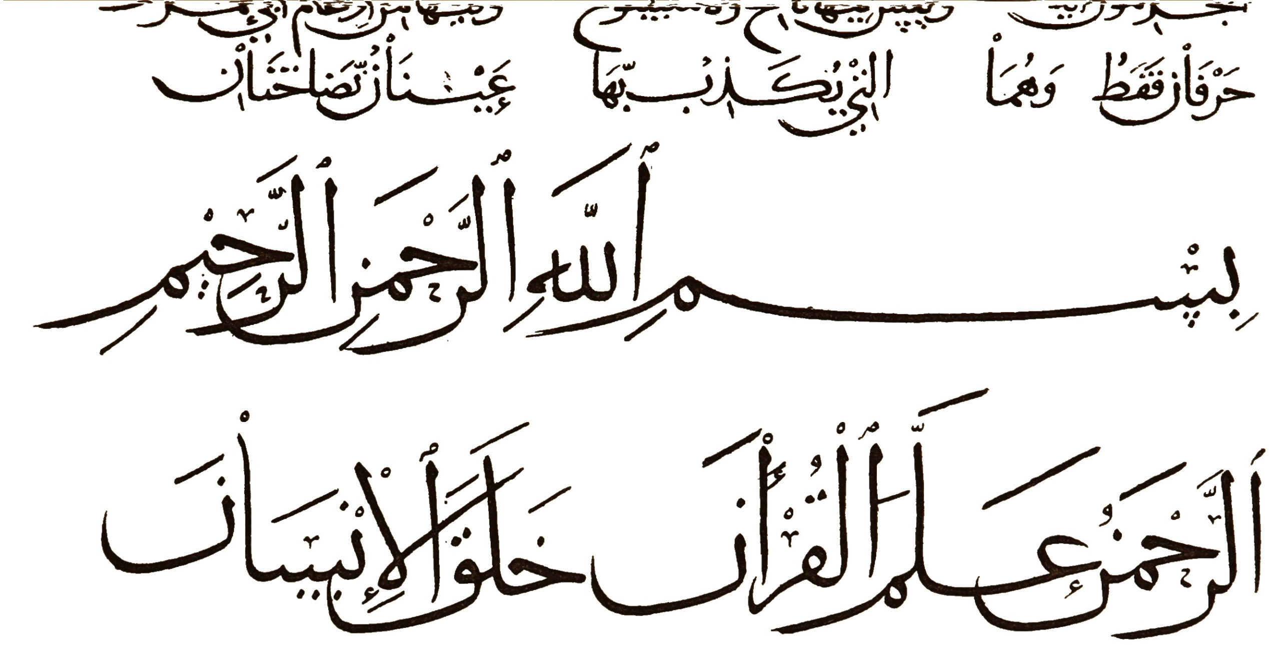
„Es wird vom Propheten, dem Gott Heil und Frieden spende, überliefert, dass er gesagt hat: ‘Wer die Sure des Erbarmers recitiert, der bringt den Dankestribut für Gottes Gnadenerweisung dar.’ Sie besteht aus 76 Versen nach der Zählung der baßrischen Gelehrten, 77 nach der Zählung der hidschasenischen [d. h. mekkanischen und medinischen], 78 nach der Zählung der damascenischen und kufischen; diese zählen „der Barmherzige“ [d. h. das erste Wort] als einen [besonderen] Vers, und zählen dann mit den Mekkanern und Baßriern „hat geschaffen den Menschen“ das erste Mal [die Worte kommen später noch einmal vor] als einen Vers. Dann zählen sie mit den Medinern und den Baßriern [die Worte] „und die Erde, er hat sie für die Menschheit gespreitet“ [V. 9] als einen Vers. Und die Hidschasener zählen [die Worte] „eine Flamme von Feuer“ [V. 35] als einen Vers. Und die Damascener und Kufier zählen [die Worte] „welche die Frevler für eine Fabel erklärten“ [V. 43] als einen Vers. — Und in ihr [der Sure] findet sich weder Aufhebendes noch Aufgehobenes [d. h. ein Satz, der einen früheren Koranvers widerrufen hätte oder durch einen späteren widerrufen worden wäre — wie das sich bisweilen findet]. Und in ihr finden sich mit Verschleifung der Aussprache nach Abu Amr [einem der kanonischen Koranleser] zwei Stellen, nämlich éllatî jukáḏḏibbiha [V. 43] und ainânnaḍḍâchatân [V. 66; nämlich so mit einer von Abu Amr empfohlenen Zusammenziehung ausgesprochen statt éllatî jukaḏḏibu biha „welche für eine Fabel erklären“ und ainâni naḍḍâchatân „zwei sprudelnde Quellen“].“

Grossgeschriebener Anfang der 55. Sure:

Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers.
Der Erbarmer — er hat gelehrt den Korân — er hat geschaffen den Menschen.

سورة الرحمن

روي عن النبي صلى الله عليه وسلم انه قال من قرأ سورة الرحمن فقد أدى شكر ما أنعم
الله عليه وهي ست وسبعون آية في عدد أهل البصرة وسبع وسبعون
في عدد أهل الحجاز وثمان وسبعون في عدد أهل الشام والكوفة لأنهم عدوا
الرحمن آية وعدوا أيضا مع أهل مكة والبصرة خلق الانسان الحرف الأول آية
وعدوا أيضا مع أهل المدينة والبصرة والأرض وضعها للأنام آية وعد أهل
الحجاز شواظ من نار آية وعد أهل الشام والكوفة والحجاز التي يكذب بها
المجرمون آية وليس فيها ناسخ ولا منسوخ وفيها من الخلاف أربع



حرفان فقط وهما التي يكذب بها عينان نضاختان

بسم الله الرحمن الرحيم

الرحمن علم القرآن خلق الإنسان

Facſimile einer Seite aus der Koranhandſchrift: Ms. Ldbg. 822 der Königl. Bibliothek zu Berlin.

die Unſicherheit zunahm, ſo bildeten ſich je nach den Orten, an welchen die alten Augenzeugen der Entſtehung des Islâms in der Zeit der Eroberungen ſich niedergelaſſen hatten, beſondere Schulen von Ueberlieferern, in welchen die Pflege dieſer Traditionswiſſenſchaft heimiſch war. Die anſehnlichſten derſelben hatten ihren Sitz in Medina und in Kûfa, in zweiter Linie auch in Baßra und Mekka. Die mediniſche Schule ward durch die omaijadiſche Verwüſtung der Stadt nach allen Seiten zerſprengt, erzeugte ſich aber bei dem großen Anſehen der Prophetenſtadt als des älteſten Sitzes des Glaubens aus den ſchwachen Reſten immer von Neuem; immerhin aber war grade um die Blüthe der Omaijadenherrſchaft auch in Kûfa und Baßra das Studium der Ueberlieferung aus den früher angedeuteten Gründen ein ungemein lebhaftes, und ſelbſt in Damaskus konnte es ſchon des praktiſchen Bedürfniſſes wegen nicht gänzlich vernachläſſigt bleiben. Es verſteht ſich nun aber von ſelbſt, daß man auf die Dauer nicht bei der halb mechaniſchen Thätigkeit des Sammelns, Kritiſirens und Aufſpeicherns der tauſende und aber tauſende von einzelnen Traditionen ſtehen bleiben konnte, ſondern allmählich eine Ordnung derſelben anſtreben mußte, welche die ſachlich zuſammengehörigen Theile des ganzen Materials auch äußerlich vereinigte. So erwuchs aus den geſchichtlichen Einzelheiten die Prophetenbiographie, und damit der Anfang einer hiſtoriſchen Literatur; aus den auf Korânſtellen bezüglichen Ausſprüchen des Propheten und ſeiner Nachfolger wurden fortlaufende Korâncommentare; die Rechtsentſcheidungen ſchoſſen mit den geſetzlichen Beſtimmungen der heiligen Schrift zu juriſtiſchen Syſtemen zuſammen; und endlich zwang die nothwendige Polemik gegen die Ungläubigen einerſeits, die feindlichen islamiſchen Secten andererſeits zu einer grundſätzlichen Prüfung und einheitlichen Faſſung der hauptſächlichſten theologiſchen Lehrpunkte in Geſtalt einer folgerichtigen Dogmatik. Findet dieſe umfangreiche und ſchöpferiſche Thätigkeit ihren Abſchluß auch erſt nach dem Ende der Omaijadenzeit, ſo reichen ihre Wurzeln doch überall ſo tief in das erſte Jahrhundert der Hidſchra, ſind zum Theil auch ſo eng mit den politiſchen Verhältniſſen deſſelben verknüpft, daß wir ſchon hier ihnen nachzuſpüren wenigſtens an dem Punkte nicht unterlaſſen dürfen, in welchem das ganze wiſſenſchaftliche Leben gipfelt: den theologiſchen Anſchauungen.

Bis ſich die Charidſchiten von der Gemeinde losſagten, hatte man ſich mit Grübeleien über die göttlichen Dinge nicht viel abgegeben. Die frommen Muslime waren einfache Leute, welche die paar Glaubensſätze des Korâns ganz naiv auffaßten, wie ſie dem geſunden Menſchenverſtande ſich darſtellten, und von ſubtilen Begriffsunterſcheidungen oder gar metaphyſiſchen Speculationen ſo wenig eine Ahnung hatten, wie von der chineſiſchen Reichsverfaſſung. Während aber die Meinungen der Charidſchiten von der Gemeindeſouveränität veranlaßten, daß man in Baßra und Kûfa allmählich ſich daran gewöhnte, den Sinn einzelner Korânſtellen etwas genauer aufs Korn zu nehmen und ſich überhaupt mit allgemeineren Fragen zu beſchäftigen, bereitete eine ähnliche

Bewegung ſich an einer Stelle vor, wo Derartiges kaum zu erwarten ſtand: in dem ſonſt für theologiſche Dinge ziemlich gleichgiltigen Syrien. So wenig man nämlich hier unter den erſten Omaijaden Veranlaſſung hatte, officiellen Eifer für die Sache des Glaubens nach Art der Frommen von Medina zu zeigen, ſo wurden die nicht eben zahlreichen Männer, welche als Imame oder Richter ſich mit dem Korân und der Tradition befaſſen mußten, von einer anderen Seite doch mächtig angeregt, ſich von den Grundlagen ihres wie immer aufgefaßten Glaubens Rechenſchaft zu geben. Sie ſtanden hier den Chriſten gegenüber, die unter der Omaijadenherrſchaft läßliche Duldung fanden, bis auf Abdelmelik und ſelbſt ſpäter wieder in der Verwaltung zahlreich beſchäftigt wurden und auch unter dem genannten Chalifen bei Hofe und anderswo gar nicht ſchlecht angeſehen waren. Es war begreiflich, daß lebhaftere Naturen auf beiden Seiten bald dazu kamen, über Glaubensſachen ſich zu unterhalten; und grade der mindere Grad von Fanatismus, der ſelbſt die frömmeren Muslime Syriens in dieſer Zeit auszeichnete, ermöglichte es, daß während der Beſprechung grundlegender theologiſcher Sätze unmerklich einzelne chriſtliche Anſchauungen die Auffaſſung des islamiſchen Dogmas zu beeinfluſſen anfingen. Wir wiſſen, daß der letzte große Dogmatiker der griechiſchen Kirche, Johannes von Damaskus (geb. 676), deſſen Vater bei Abdelmelik wohlgelitten war, unter den ſpäteren Omaijaden eine Vertheidigung der chriſtlichen Religion gegen den Islâm verfaßt hat, welche in die Form eines Geſpräches zwiſchen einem Chriſten und Saracenen gekleidet iſt. Sehen wir nun ungefähr um dieſelbe Zeit[1]) in islamiſchen Kreiſen zwei Lehren auftauchen, welche grade von Johannes in ſeinen dogmatiſchen Schriften vertreten werden, nämlich von der auf die Seligkeit aller Menſchen gerichteten Gnadenabſicht Gottes und von der Freiheit des menſchlichen Willens, ſo wird man ziemlich ſicher ſein dürfen, daß beide eben jenem Verkehr zwiſchen Muslimen und Chriſten entſtammen. Leider iſt uns über die Anſichten jener islamiſchen Lehrer, welche man als Mordſchiten und Kadariten[2]) zu bezeichnen pflegt, wenig mehr bekannt, als daß ſie, im Anſchluß an manche Korânſtellen, die abſolute Vorherbeſtimmung des Menſchen zur Seligkeit oder Verdammniß leugneten und die endliche Wiederbringung wenigſtens aller Gläubigen am Ende der Tage lehrten, im Gegenſatz zu dem Dogma von der abſoluten Prädeſtination und zu der zitternden Furcht vor dem tyranniſchen Gotteswillen, die allerdings in Mohammeds ſpäterer Zeit das Uebergewicht erhalten hatten und damals, wie wir gleich ſehen werden, auch dem Sinne der meiſten Gläubigen entſprachen.

---

[1]) In der That ſchon etwas vor Johannes, der ja aber ſeine Dogmatik nicht erfunden, ſondern nur die Lehre der griechiſchen Kirche ſeines Landes ſyſtematiſch dargeſtellt hat. [2]) Mordſchiten bedeutet eigentlich „Aufſchiebende", die nämlich der Anſicht ſind, daß Gottes Urtheil über die Seligkeit oder Unſeligkeit der Menſchen nicht durch Prädeſtination von Ewigkeit feſtſtehe, ſondern bis zum jüngſten Tage aufgeſchoben ſei. Kadariten ſind Diejenigen, welche dem Menſchen kadar, d. h. Beſtimmung, freien Willen zuſprechen.

Von Damaskus ſcheinen nun dieſe Anſichten ſich nach Kúfa und Baßra verbreitet zu haben. Wenigſtens haben wir das ſichere Zeugniß, daß an letzterem Orte im J. 80 (699) ähnliche Sätze gelehrt worden ſind. Hier aber mußten ſie, während in Syrien kein großes Aufhebens davon gemacht worden war, auf heftigen Widerſpruch ſtoßen. Die unaufhörlichen Bürgerkriege, die Verfolgungen der Altgläubigen unter den Omaijaden hatten in den frommen Kreiſen vielfach jene Anſchauungen genährt und geſteigert, denen Mohammed in den Zeiten ſeiner Leiden Ausdruck gegeben, und die eben in dem Satze von der Prädeſtination und in dem ſtarren Gottesbegriffe gipfeln, wie er uns bereits früher (S. 185) bekannt geworden iſt. Ganz beſonders eine Anzahl von eifrigen Gläubigen, die ſich um den ſeiner Gottesfurcht wegen hochangeſehenen Haßan von Baßra († 110 = 728) ſchaarte, hatte dieſe Stimmung zu wirklicher Weltflüchtigkeit entwickelt. Hier konnte man jene Tradition vom Propheten täglich wiederholen hören: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, ihr würdet wenig lachen und viel weinen.“ Asketiſche Neigungen waren ſchon früher in Arabien nichts Seltenes geweſen (S. 101. 174), chriſtliches Mönchsthum natürlich überall bekannt: ſo iſt es nicht erſtaunlich, daß eine Generation ſpäter, gegen das Ende der Omaijadenherrſchaft, ſolche Männer zu feſt geregeltem Ordensdienſte zuſammentraten; Sſúfis nannte man ſie, weil ſie nämlich Kutten von Wolle (ssúf) trugen. Die ſchlimmen Zeiten der letzten Omaijaden und erſten Abbaſſiden konnten die Neigungen zum Mönchsleben nur verſtärken, denen im Weſten chriſtliches, im fernen Oſten buddhiſtiſches Beiſpiel weitere Anregung gab, und ſo entwickeln ſich allmählich immer zahlreicher jene maſſenhaften Orden von Bettelmönchen, die als Derwiſche (perſiſch derwisch, Bettler) auch bei uns im Abendlande berufen ſind. Gehört aber dieſe Ausbildung des Asketenthums einer ſpäteren Periode an: die Ideen von der Werthloſigkeit alles Weltlichen und der Nichtigkeit des Menſchen vor dem furchtbaren Gotte waren den Gläubigen des Irák grade zu Haddſchádſch' Zeiten ſehr geläufig, und ſo erregte es ihren Unwillen und Widerſpruch, als Mordſchiten und Kadariten auch in ihrer Mitte aufzutreten anfingen. Die Regierung, der es um den Beifall der Orthodoxen zu thun war, griff ein; 80 (699) ward auf Befehl des Abdelmelik oder Haddſchádſch Má'abad aus dem Stamme Dſchoheina in Baßra geköpft, weil er offen die Willensfreiheit gelehrt hatte, und ein ähnliches Ende nahm dreißig Jahre ſpäter unter Hiſchám ein anderer freiſinniger Theologe. Immerhin war durch ſolche Mittel eine Bewegung nicht zu unterdrücken, welche, wenn auch zuerſt von außen gekommen, doch in manchen Schichten des Volkes, denen die alte Weltfreudigkeit des Arabers noch nicht abhanden gekommen war, theilnahmsvolle Aufnahme fand. So gingen zunächſt in Baßra die theologiſchen Verhandlungen zwiſchen den Orthodoxen und den Freiſinnigen weiter; naturgemäß führten ſie allmählich zur Aufwerfung principieller Fragen nach dem eigentlichen Weſen Gottes und der Offenbarung, und hieraus entwickelten ſich jene Streitigkeiten zwiſchen den Orthodoxen und Freiſinnigen, deren Hauptthemen in unſerer Darſtellung der islamiſchen Lehre (S. 186f.) erörtert worden ſind. Als Wáßil Ibn Atá, ein Schüler des Haßan Baßri, in einer dieſer Fragen von ſeinem Lehrer abwich, ſagte dieſer: „Wáßil hat ſich von mir getrennt"; ſeitdem heißen die freiſinnigen Theologen el-mótasila, „die ſich Trennenden". Sie waren, und wurden bald aus ſpäter anzuführenden Gründen noch mehr, den Orthodoxen im Räſonniren und Disputiren überlegen, wurden ab und zu auch je nach den Umſtänden von der Regierung freundlicher behandelt, ſo daß ſie bald ſich erheblich ausbreiteten und unter den Abbaſſiden eine Zeitlang ſogar eine maßgebende Rolle ſpielten, auf welche wir noch zurückzukommen haben werden.

Weder Abdelmelik und Walíd noch Haddſchádſch hatten für ihre Abneigung gegen die Kadariten andere als politiſche Gründe. Ihre perſönlichen religiöſen Ueberzeugungen ſtimmten mit den Traditionen des Hauſes Omaija, den Grundſätzen oder vielmehr Gewohnheiten der weltlichen altmekkaniſchen Ariſtokratie überein, und wenn ſie es für vorſichtig hielten, im Irák die Orthodoxen zu begünſtigen, ſo dachten ſie darum noch lange nicht daran, der ebenfalls weltlich geſonnenen Mehrzahl ihrer ſyriſchen Haustruppen eine unliebſame Frömmigkeit aufzudrängen. Hier war die Hauptſache, neue Reibungen zwiſchen Keis und Kelb zu verhüten; im Uebrigen hieß es leben und leben laſſen. War ſchon unter den legitimen Chalifen die einfache und ärmliche Lebensweiſe des Arabers beſonders in den großen Städten unter dem Einfluſſe fremder Sitten und ungewohnten Reichthums raſch entartet (vgl. S. 290), ſo mußten die weltlichen Tendenzen der Omaijadenherrſchaft der Zunahme von Luxus und Ueppigkeit allenthalben gradezu Vorſchub leiſten. Und wie luſtig es ſehr zum Aerger der Frommen am Hofe von Damaskus ſelbſt zu Zeiten herging, haben wir unter Jeſíds Herrſchaft geſehen (S. 366); nicht ſo unvorſichtig, aber für weltlichen Genuß keineswegs unempfänglich zeigten ſich Abdelmelik und Walíd, und Sſuleimán wie mehr als einer der Späteren wußten gar ihrem Hange zu allen Lüſten keinen Zaum mehr anzulegen. Hatte aber trotz mannigfacher Nachahmung fremder Unſitten die eigentliche Civiliſation unter den Arabern noch wenig Fortſchritte gemacht, ſo entbehrte dieſes Treiben jener Verfeinerung und Grazie, welche ſelbſt der Verderbniß einen gewiſſen Reiz giebt, einten ſich vielfach Schwelgerei und Rohheit in unerfreulichem Gemiſch. Noch vertrug die friſche phyſiſche Kraft des Araberthums ſolche Ausſchweifungen, wenngleich wenigſtens im Irák während der Charidſchitenkriege die beginnende Verweichlichung ſchon einmal bedenklich zu Tage tritt (S. 377); hundert Jahre ſpäter macht ſie ſich begreiflicher Weiſe bereits in ganz anderer Weiſe fühlbar. Eins aber iſt es, was trotzdem uns zur Nachſicht gegen dieſe leichtſinnige Weltlichkeit zwingt: mit der heidniſchen Lebensluſt haben die Omaijaden und ihre Leute auch den frohmuthigen Sang mit nach Syrien gebracht, der grade in der Heidenzeit ſich zur ſchönſten Blüthe entfaltet hatte. Wie früher die kleinen Könige von Hira und Gaſſán (S. 16. 21), ſo zogen jetzt Chalifen und Statthalter hervorragende Dichter in ihre

Nähe und lohnten ihnen glänzende Verſe und geſchickte Lobhudeleien mit Gold und Ehren, während auch der Kriegsmann fortfuhr, ſich und ſeinen Stamm im Liede zu preiſen, und zwiſchen Keis und Kelb nicht allein Hiebe, ſondern auch Spott- und Ruhmesgedichte hin- und herflogen. Freilich gehörte kaum Stammeseiferſucht dazu, zwiſchen poetiſchen Nebenbuhlern eine Art Sängerkrieg zu entzünden: grade in dieſer Zeit ſind poetiſche Streitigkeiten vielfach Mode geworden, und die drei hervorragendſten ihrer Dichter, El-Dſcharír, El-Faraſdak, beides Temimiten, und der ſyriſche Chriſt El-Achtal, berühmt durch ſein prachtvolles Lobgedicht auf die Omaijaden, haben ganze Bände mit gegenſeitigen Invectiven und Satiren gefüllt. Daneben fehlt es anfangs auch im Lager der Gläubigen noch nicht an poetiſcher Begabung, der zum Beiſpiel Alis und ſeiner Söhne Märtyrertod zum würdigen Gegenſtande wird; aber der düſtere Ernſt der herrſchenden theologiſchen Schule (S. 407) wendet ſich mehr und mehr von der Kunſt ab, die ſchon des Propheten Beifall ſelten gefunden, und nur bei dem begeiſterten Charidſchiten Katarí (S. 386) will ſich das Lied noch zum Koráne ſchicken.

Alle dieſe Richtungen aber, fromme und weltliche, bändigt im Augenblick die feſte Hand des Chalifen und ſeines Vicekönigs: ſo kann die Kraft des großen Reiches, die ſich nur zu lange im Bruderzwiſte verzehrte, unter Abdelmelik und Walíd wieder gegen die Ungläubigen jenſeits der Grenzen ſich erproben. Es iſt das Jahr 74 (693), das erſte nach dem Tode des Ibn Sobeir, das „Jahr der Einigung“, wie es die Araber wegen des Verſchwindens des letzten Thronprätendenten zu nennen pflegen, welches das Signal zur Wiederaufnahme der Angriffsbewegungen nach verſchiedenen Seiten giebt, und es beginnen nun eine Reihe mit großer Energie geführter äußerer Kriege, welche mit einer kurzen Unterbrechung während des Aufſtandes Abderrachmáns (S. 390) ein faſt unaufhörliches Vordringen der Araber gegen Indien, Armenien und Byzanz, Afrika und ſchließlich Spanien darſtellen. Niemals iſt der Islám ſo nahe daran geweſen, ſich den Erdkreis unterthan zu machen: daß er endlich doch zurückweichen mußte und mit dem Chriſtenthume gleichzeitig die Keime der abendländiſchen Civiliſation gerettet wurden, iſt das Verdienſt der beiden größten Kriegshelden des damaligen Europa: Leos des Iſauriers, der thatkräftig die Einnahme Conſtantinopels durch die Saracenen verhinderte (98 = 717), und Karl Martells, deſſen Schwert den Fortſchritten der Araber in Frankreich ein Ziel ſetzte (114 = 732). Ueberall haftet die Schlacht von Tours und Poitiers im Gedächtniß der abendländiſchen Völker als die Befreiung von einer ungeheuren Gefahr; aber undankbar vergeſſen wir daneben der vielgeſchmähten und verachteten Byzantiner, deren tapfere Vertheidigung ihrer Hauptſtadt doch allein Conſtantinopel und Rom, die beiden Mittelpunkte der Chriſtenheit, vor dem Anſturme des Isláms bewahrt hat. Der unbefangenen hiſtoriſchen Betrachtung gilt eins der beiden Ereigniſſe ſo viel wie das andre: im Oſten wie im Weſten mußte beinahe gleichzeitig die Schranke gezogen werden, die unſer Volksthum vor dem Einbruche ſtammfremder Eroberer wahren und die freie Entwicklung der europäiſchen Nationen zu ſichern vermochte. Nicht dieſe Seite der gewaltigen Ereigniſſe aber iſt es, die für unſere Darſtellung in den Vordergrund tritt: froh, zu keinem vergeblichen Wettſtreit mit dem größten Hiſtoriker der Gegenwart[1]) aufgerufen zu ſein, beſchränken wir uns, ihre Bedeutung für die Geſchichte des Islâms zur Anſchauung zu bringen.

Die Wege, auf welchen die Omaijaden zu erneuter Ausbreitung ihrer Herrſchaft wohl noch mehr als des Glaubens ihre Heerſchaaren voranwälzten, waren durch die geographiſchen Verhältniſſe des langgeſtreckten Reiches ſehr genau beſtimmt. Ausſchließlicher als heutzutage mußte damals der große Krieg zu Lande geführt werden, die Flotten konnten ſelbſt unter günſtigen Bedingungen nur gelegentliche Unterſtützung weitausſchauender Unternehmungen gewähren, nirgends für ſich die Hauptentſcheidung liefern. So ſtanden dem Vordringen der Muslime lediglich die Lücken offen, welche zwiſchen Indiſchem Ocean, Kaspiſchem, Schwarzem und Mittelmeer bleiben. Auch dieſe werden im Oſten und Norden durch die Gebirgsmaſſen Centralaſiens und des Kaukaſus nebſt den Steppen zwiſchen Balkaſch-, Aral- und Kaspiſee, im Südweſten durch das Sandmeer der großen afrikaniſchen Wüſten größtentheils abgeſchloſſen. So bleiben nur die Felſenthore Indiens, Turkeſtans und Kleinaſiens, weiter im Weſten der ſchmale Küſtenſtreif Nordafrikas gangbar. Damit ergeben ſich drei Schauplätze, auf welchen die Kriegsdramen der nächſten vierzig Jahre ſich abſpielen: Indien, Afghaniſtan und Turkeſtan im Oſten, Armenien und Kleinaſien im Centrum, Weſtafrika nebſt Spanien und Südfrankreich im Weſten. Von dieſen entbehrt der öſtliche der eigenen maßgebenden Bedeutung. Es ſind keine ebenbürtigen Kräfte, mit welchen die Araber hier zu ringen haben: Raum und Klima Indiens, die einſt Alexander den Großen zur Umkehr genöthigt, waren den zahlreicheren Schaaren der Wüſtenſöhne ungleich weniger hinderlich, und die rauhe Tapferkeit der Türkenſtämme entbehrte noch zu ſehr einheitlicher Leitung, um die wohldisciplinirten Truppen der geübten muslimiſchen Generäle dauernd aufhalten zu können. Daher geht es hier einfach vorwärts, ſo lange die Erfolge auf den andern Kriegsſchauplätzen eine Theilung der Kräfte des Chalifates geſtatten und die von Abdelmelik und Haddſchâdſch gefeſtigte Ordnung im Innern ungeſtört bleibt. Wir haben früher (S. 354f.) geſehen, wie Mohallab die Türkenländer zwiſchen Kâbul und Chiwa tributpflichtig gemacht hatte, bis durch den Bürgerkrieg und dann die Empörung Abderrachmâns (S. 377. 390) dieſe Gegenden wieder für einige Zeit dem Islâm verloren gingen. Mohallabs Sohn Jeſîd, ſeit 82 (702) Statthalter von Choraßân, ſtand hinter ſeinem berühmten Vater nicht an Fähigkeiten, wohl aber an Charakter zurück: er ſonnte ſich auf dem Gipfel der Macht, zu welchem Mohallab ſein Haus erhoben, in einer Unthätigkeit, welche er durch eine verſchwenderiſche Freigebigkeit ſeiner Umgebung ruhmvoll erſcheinen ließ, und die er nur im Falle der Noth für allzu kurze Friſten unterbrach. Das war kein Mann für den einfachen, ſtrengen und ſparſamen Haddſchádſch, der zudem nicht begriff, wie man an den Grenzen des Reiches mit etlichen Zehntauſenden verfügbarer Truppen ruhig ſitzen bleiben könne; zudem war Jeſíd das Haupt der Südaraber im Oſten, welche der Keißite Haddſchádſch, mochte er, abgeſehen von gelegentlichen Ausnahmen, des Reichsfriedens wegen ſie nicht grade verfolgen, doch aus allen leitenden Stellungen zu verdrängen für zweckmäßig erachtete. So wurde Jeſíd im J. 85 (704) abgeſetzt, und Koteiba Ibn Muslim zum Statthalter von Choraßán ernannt, ein Mann aus dem Keisſtamme Báhila, der mit einem hervorragenden Feldherrntalent Ehrgeiz und Thatkraft verband. Mit dem Regierungsantritte Walíds (86=705) eröffnete er von Merw aus gegen die in viele Theilfürſtenthümer zerſplitterten Türkenſtämme Transoxaniens eine Reihe von Feldzügen, welche, nicht ohne Zwiſchenfälle, die Einnahme von Peikend (87=706), Bochára (90=709), Keſch (jetzt Schehrißebſ, 91=710), Sſamarkand (93=712), Chwariſm (Chiwa, 93=712) zur Folge hatten, und im J. 94 (713) zum erſten Male die muslimiſchen Waffen über den Sſeihún (Jaxartes) nach Fergána und Scháſch (Taſchkent) führten. Bis in das Gebiet von Kaſchgar hinein ſoll einer allerdings zweifelhaften Nachricht zufolge Koteiba gelangt ſein, als im J. 96 (715) der Tod Walíds und die Thronbeſteigung Sſuleimáns einen Wechſel in der Beſetzung der Statthalterpoſten veranlaßte. Haddſchádſch war bereits 95 (714) ſeinem Fürſten im Tode vorangegangen; der neue Herrſcher wandte ſich den Jemeniten zu, und Jeſíd, der Sohn Mohallabs, ſchlug von Neuem in Merw ſein glanzvolles und verſchwenderiſches Hoflager auf. Sein Hang zum Wohlleben konnte ihm die kalten Gegenden des Nordens, deren Flüſſe im Winter das unerhörte Schauſpiel des Zufrierens boten, nicht verlockend erſcheinen laſſen; um nicht ganz unthätig zu ſein, machte er ſich an die Unterwerfung der immer noch unbezwungenen (S. 354) Völker am Süd- und Oſtrande des Kaſpiſchen Meeres, deren Gebiet übrigens in der That den Zuſammenhang zwiſchen Medien und den Oſtprovinzen in unbequemer Weiſe unterbrach. Die Erfolge, welche er in Gorgán und Tabariſtán davontrug, waren indeß ſehr vorübergehender Natur und führten wieder nicht zur wirklichen Bewältigung der kriegeriſchen Bergvölker, wenngleich das mißliche Unternehmen durch immer noch leidliche Verträge einen äußerlich ehrenvollen Abſchluß erhielt. Nachher blieb Jeſíd ruhig in Merw, nur damit beſchäftigt, den Einwohnern ſeiner Provinzen ungeheure Summen abzupreſſen und dieſe in mehr als fürſtlicher Freigebigkeit und mehr als üppigem Aufwande zu vergeuden. Er hat damit erreicht, daß alle zeitgenöſſiſchen Dichter des Glanzes und der Milde des Hauſes Mohallab voll ſind, gleichzeitig aber die Staatscaſſe und noch mehr die ſeiner Verwaltung anvertrauten Gebiete aufs empfindlichſte geſchädigt. Mit Recht ſetzte ihn daher Omar II. im Jahre 100 (718) ab; indeß gelang es auch den in den nächſten Jahren in raſcher Abwechslung einander folgenden Statthaltern nicht, die Eroberungen

---

[1]) Ranke, Weltgeſchichte V, 1, 204—293.

Koteibas zu halten. Die eigenthümliche Politik Omars II. (unten S. 439f.) veranlaßte ihn, ernſtlich an die Aufgabe Transoxaniens zu denken; der nächſte Chalife, Jeſid II., kümmerte ſich überhaupt um nichts, und ſo iſt es kein Wunder, daß zwiſchen 107 und 120 (725. 738) im Oſten Aufſtand um Aufſtand losbricht, bis nicht blos alles Land jenſeits des Oxus, ſondern auch Balch und Herat ſich der Hoheit des Chalifen entzogen haben. Erſt unter dem energiſchen Hiſchám gelang es ſeit 120 (738) dem tüchtigen Naßr Ibn Sſeijár, die abgefallenen Provinzen mit Einſchluß von Fergána und Scháſch dem Reiche zurück zu gewinnen. Freilich nur für eine kurze Friſt: der raſche Niedergang der Omaijadendynaſtie riß noch einmal die Herrſchaft des Isláms über die Türkenländer mit ſich in den Abgrund, aus welchem ſie erſt unter den Abbaſſiden zu dauernder Befeſtigung wieder emporſtieg. — Schwieriger noch als in Transoxanien lagen die Dinge im jetzigen Afghaniſtan. Haddſchádſch begnügte ſich mit einer mäßigen Tributzahlung des Türkenkönigs in Kábul, deſſen ſchwieriges Gebirgsland ſogar dem Koteiba als ein „verteufelter Bezirk“ Reſpect einflößte. Nach Walids Tode wagte erſt recht Niemand daran zu rühren, und der Herr von Kábul konnte für lange Zeit ungeſtraft jede Anerkennung der Unterthänigkeit verweigern.

Aehnlich wie in Turkeſtan iſt der Verlauf der Dinge im Südoſten. Auch hier übertrug Haddſchádſch den Oberbefehl einem Keiſiten, dem Mohammed Ibn Káßim. Er war ein Vetter des Statthalters und ebenfalls ein kräftiger und begabter Feldherr. Nachdem er die Verhältniſſe in Mekrán geſichert hatte, marſchirte er von dort auf die Mündung des Indus und nahm die Stadt Deibul nach längerer Einſchließung mit Sturm. Dann überſchritt er den Indus, ſchlug ein großes Heer des Inderfürſten Dháher (89 = 708) und ſetzte ſeinen Siegeslauf durch das Sſind ſtromaufwärts bis in das ſüdliche Pendſchab fort. Dort war Multán, wie noch heute, der vielbeſuchte Wallfahrtsort für einen großen Theil des nördlichen Indiens; durch eine mühevolle Belagerung wurden die Einwohner zur Ergebung gezwungen (94 = 711), und die große Stadt fiel mit ihren unermeßlichen Schätzen in die Hände der Muslime. Hier aber, wie überhaupt in Indien, fanden es dieſe räthlich, ein Auge zuzudrücken: nicht minder um den vortheilhaften Zufluß der Pilger ungeſtört zu erhalten, als um die ſtammfremde Bevölkerung des weiten Gebietes gegen die verhältnißmäßig wenig zahlreichen Eroberer bei einigermaßen guter Laune zu erhalten, ſah man von der Zerſtörung der Götzenbilder ab und duldete, ſehr gegen die Vorſchrift des Koráns (oben S. 166. 203), die Fortdauer der heidniſchen Ceremonien. Lange konnte trotzdem der neue Beſitz nicht in voller Ausdehnung gehalten werden: auch Mohammed Ibn Káßim ward nach Sſuleimáns Thronbeſteigung abgeſetzt und hingerichtet, ſeine Nachfolger machten ſich zum Theil durch Treuloſigkeit und Grauſamkeit verhaßt, und ſo wurde es unter Hiſchám (105 bis 125 = 724 — 743) nöthig, Feſtungen anzulegen, die wenigſtens die Induslinie ſicherten. Es war Amr, ein Sohn Mohammeds Ibn Káßim, welcher die anſehnlichſte derſelben gründete; ſie erhielt den Namen Manßúra, „die Siegesſtadt", und bildete von da ab den Regierungsſitz der Provinz Sſind.

Vor Allem für ſeine unmittelbare Nachbarſchaft hatte das „Jahr der Einigung" (74 = 693) dem Abdelmelik die Hände frei gemacht; wir dürfen erwarten, von dieſem Zeitpunkte beſonders das Verhältniß zu Byzanz eine durchgreifende Aenderung erfahren zu ſehen. Nicht als ob der im Jahre 70 (oben S. 376 Anm. 1) von Abdelmelik erkaufte Frieden bis zum J. 74 gedauert hätte: kaum ein, höchſtens zwei Jahre nach dem Abſchluß iſt er, nach dem eigenen Eingeſtändniſſe der Byzantiner, von Juſtinian II. wieder gebrochen worden. Der Grund ſoll nach ihren Berichten folgender geweſen ſein: Abdelmelik hatte ſich unter Anderem zur Zahlung eines beträchtlichen Tributes verpflichtet. Die Münze, in welcher derſelbe entrichtet wurde, trug natürlich, wie bis dahin alles im Weſten des Chalifates umlaufende Geld, byzantiniſches Gepräge (S. 276. 395); das ſchien die mit Vorliebe am Hofe von Conſtantinopel feſtgehaltene Selbſttäuſchung zu beſtätigen, daß noch immer die eigentliche Souveränetät über Syrien und Aegypten dem Kaiſer zuſtehe, welcher nur auf Grund gewiſſer Verträge die zeitweilige Verwaltung dieſer Provinzen den arabiſchen Vaſallen zu überlaſſen die Gnade hatte. Als nun die Münzreform Abdelmeliks die griechiſchen Inſchriften, das Kreuz und die Bilder auf den Geldſtücken durch Koránſprüche erſetzt hatte, welche gradezu eine polemiſche Spitze gegen das Chriſtenthum richteten, faßte der auf ſeine Würde mehr als ſelbſt in Byzanz üblich eingebildete Juſtinian dies als directe Aufkündigung des Gehorſams ſeitens eines unbotmäßigen Lehnsmannes auf. Sein Stolz war nur empfindlicher geworden, ſeit er durch beſiegte und darauf angeworbene Slaven ſein Heer um 30 000 Mann kriegeriſcher Truppen hatte verſtärken können: ſo achtete er nicht der vielleicht heuchleriſchen, formell indeß gerechtfertigten Warnungen des Chalifen, erklärte den Vertrag für hinfällig und rüſtete ſich zum Kriege.

Was wir von Juſtinians Charakter wiſſen, empfiehlt dieſe Ueberlieferung, deren Inhalt auch der Sachlage durchaus angemeſſen erſcheint. Chronologiſche Schwierigkeiten 1) machen indeß die wirkliche Verknüpfung der Ereigniſſe

---

1) Für die Münzreform des Abdelmelik ergiebt ſich bei den Arabern, wenn man die älteren Angaben kritiſch ſichtet, als Datum 74 und 75 (693/4). Wenn Ranke (Weltgeſch. V, 1, 190 Anm. 2) nach einer arabiſchen Notiz das Aufkommen eigener Münzſtempel ins J. 70 (689/90) ſetzt, ſo iſt er durch eine unvollſtändige Angabe getäuſcht worden. Es ergiebt ſich aus dem Originaltexte Beládhoris (ed. de Goeje, S. 468), daß Móß'ab (S. 378 ff.) im Irák um d. J. 70 Dirhems ſchlagen ließ, auf denen ſich der Name Allah und ein Segensſpruch in arabiſcher Sprache befand; im Uebrigen, heißt es, waren ſie „nach dem Stempel der Chosroen" geprägt. Es handelt ſich hier alſo nur um die Setzung einzelner arabiſcher Worte auf die alten perſiſchen Münzſtempel, nicht um einen neuen Typus. Einen ſolchen hätte nun freilich nach dem Berichte Makríſis (bei de Sacy in der von Ranke S. 191 Anm. 2 angezogenen Schrift S. 16 f.) Abdallah Ibn Sobeír (hier S. 365 ff.) in Mekka zwiſchen 65 und 74 (685 bis 693) geſchaffen. Angenommen aber, die Notiz dieſes 800 Jahre ſpäteren Schriftſtellers ſei authentiſch, ſo iſt damit für unſern Fall immer noch nichts bewieſen. Abdelmelik

wieder zweifelhaft und laſſen es möglich erſcheinen, daß die abweichende Behauptung der Araber Recht behielte, nach welcher der Unwille Juſtinians vielmehr durch ein Schreiben Abdelmeliks hervorgerufen worden ſei, in dem nach der Sitte der Muslime koraniſche Wendungen der erwähnten Tendenz vorkamen. Danach wäre die Münzreform Abdelmeliks nicht als die Urſache, ſondern als die Folge des Bruches mit Byzanz zu betrachten. Beide Ueberlieferungen ſtimmen jedenfalls darin überein, daß ein Etikettenſtreit die Friedensſtörung veranlaßte, nicht minder aber in der Anſetzung der erſten Hauptereigniſſe auf die Jahre 71 (oder 72) bis 75 = 691—694. Auffallend iſt, daß Juſtinian, obwohl er den Krieg erklärt hat, nicht einmal bis an die ſyriſche Grenze gelangt zu ſein ſcheint; die erſte größere Schlacht fand 71 (691) oder 73 (692) in Cilicien oder Cappadocien ſtatt,2) alſo ziemlich weit in das byzantiniſche Gebiet hinein. Sie endigte mit einer Niederlage Juſtinians: der muslimiſche Feldherr Mohammed Ibn Merwân, ein Bruder des Chalifen, hatte durch klingende Ueberredungskünſte die Slaven des Kaiſers auf ſeine Seite gebracht; ſie gingen zu ihm über, und die kaiſerlichen Truppen mußten die Flucht ergreifen. Damit war das Signal zu erneuter Invaſion Armeniens für die Muslime gegeben, deren Kräfte durch Ibn Sobeirs Tod ſoeben entfeſſelt wurden: ſchon im folgenden Jahre (73 oder 74 = 693) ſtürzten ſich die Muslime auf das unglückliche Land, das nun wieder einmal alle Leiden der arabiſchen Raubkriege über ſich ergehen laſſen mußte. Erſchwert wurden ſie, wie ſtets, durch die inneren Zerwürfniſſe, die unvermeidliche Folge der Uneinigkeit der Großen des Landes, die je nach

---

konnte keinesfalls die Münzen ſeines Nebenbuhlers in ſeinem Gebiete dulden, und ebenſo wenig iſt es möglich anzunehmen, er habe eine Maßregel des Prätendenten, mit welchem er im erbittertſten Kampfe lag, ohne Weiteres nachgeahmt. Iſt ſomit der Anfang des Krieges nach den im Weſentlichen übereinſtimmenden Anſätzen der Araber, Michael des Syrers (Ranke S. 193 Anm.) und des Theophanes in das Jahr 691 oder 692 (zwiſchen 71 und 73) zu ſetzen und ſehen wir keine Möglichkeit, die Prägung arabiſcher Münzen über 74 (694) hinaufzurücken, ſo iſt der byzantiniſche Bericht über den Grund von Juſtinians Friedensbruch hinfällig. Dieſe wie andere Schwierigkeiten der Art können gründlich übrigens nur durch eine eingehende Unterſuchung der Chronologie des Theophanes gelöſt werden, für welche hier nicht der Ort iſt. Ich bemerke nur, daß nach v. Gutſchmids in der Zeitſchr. d. Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft XXIX S. 80 N. 1 gedruckter Beobachtung Theophanes in den fünfzig Jahre hinter der hier behandelten Zeit zurückliegenden Partien einen durchgehenden Fehler von zwei Jahren zeigt. Findet ſich nun um das Jahr 70 (690) ein ähnlicher Fehler von drei Jahren, z. B. bei der Anſetzung von Haddſchâdſch' Zug nach Mekka auf A. M. 6181 (ſtatt 6184 = Ende 72; Theoph. ed. de Boor I, 364), ſo gewinnt die ſcharfſinnige Vermuthung meines Collegen Rühl, daß ähnliche Differenzen bei dem Spanier Isidorus Pacensis auf die unterlaſſene Ausgleichung mohammedaniſcher Mond- und chriſtlicher Sonnenjahre (oben S. 167, Anm. 1) zurückgehen möchten, auch für die betreffende Quelle des Theophanes Wahrſcheinlichkeit und klärt die an unſerer Stelle wie oben S. 376 Anm. 1 ſtattfindende Differenz zu Gunſten der Araber auf.

1) Ich halte die Schlacht bei Sebaſtopolis (Ranke S. 192) und die von Cäſarea (193) für verſchiedene Verſionen deſſelben Ereigniſſes.

ihren Sonderintereſſen es bald mit den Byzantinern, bald mit den Saracenen hielten und die zerſplitterten Kräfte in planloſen Aufſtänden verzettelten. Der Einbruch der Muslime begegnete diesmal anfänglich ſo gut wie gar keinem Widerſtande; nachdem ſie indeß den größten Theil des Landes in ihre Gewalt gebracht hatten, erlitten ſie durch die Kühnheit eines tapferen byzantiniſchen Officiers eine Niederlage, die zu vorläufiger Räumung der eroberten Bezirke nöthigte. Juſtinian konnte einen erneuten Vorſtoß gegen Syrien verſuchen; aber mit Hilfe der übergetretenen Slaven, welche man bei Antiochia angeſiedelt hatte, ſchlugen die Muslime den Angriff zurück (75 = 694), und ſo durfte im folgenden Jahre (76 = 695) Mohammed Ibn Merwán ſeine Züge nach Armenien von Neuem beginnen. Eine Weile fahren die Ereigniſſe auf beiden Kriegsſchauplätzen fort ſich gegenſeitig zu bedingen. Bis 81 (700) verwüſten die Araber die Grenzbezirke Kleinaſiens und hauſen ungeſtört in Armenien; da bricht in Syrien die Peſt aus, und gleichzeitig fängt Abderrachmáns Aufſtand in Perſien allmählich auch die Weſthälfte des Reiches zu lähmen an. Wie die Byzantiner dieſe Gelegenheit wahrnehmen, Nordſyrien bis Antiochia zu plündern und ungeheure Schaaren[1] der Einwohner zu tödten, ſo geht auch Armenien den Muslimen wieder verloren. Doch nur für den Augenblick; nach der Schlacht bei Deír-el-Dſchamádſchin, in welcher die Rebellion Abderrachmáns gebrochen wurde, erreichte Mohammed noch in demſelben Jahre (702 = 83) mit leichter Mühe die Uebergabe des Landes, und ein 703 (84) ausbrechender Aufſtand wurde mit erbitterter Grauſamkeit in Feuer und Blut erſtickt. Gleichzeitig geht es auch in Kleinaſien wieder vorwärts: Jahr auf Jahr überrennen die arabiſchen Horden in ihren Sommerfeldzügen immer weitere Bezirke, nähern ſich, wenngleich nicht ohne gelegentliche Rückſchläge, immer drohender der byzantiniſchen Hauptſtadt. Ihre Unternehmungen werden von den inneren Wirren begünſtigt, welche damals, in Verbindung mit den monotheletiſchen Streitigkeiten, wiederholte Palaſtrevolutionen in Conſtantinopel zur Folge hatten und den raſch aufeinander folgenden Kaiſern nur ſelten geſtatteten, auf den Schutz Kleinaſiens bedacht zu ſein. Auf zwei Straßen dringen hier die Saracenen ſeit Walíds Thronbeſteigung (86 = 705) vor: nördlich, meiſt von ſeinem Bruder Maslama geführt, durch Cappadocien, Pontus und Galatien, ſüdlich in der Regel unter Abbás, einem Sohne des Chalifen, durch Cilicien; freilich nicht ohne gleichzeitige Kreuz- und Querzüge nach anderen Seiten. Die Araber wollen ſchon im J. 88 (707) Tyana, die wichtigſte Feſtung Cappadociens, 89 (708) die phrygiſchen Städte Amorium, Doryläum, ja nach Einigen ſogar Heraklea am Pontus eingenommen haben, während im Süden 84 (703) Mopſueſtia in Cilicien beſetzt und ſtark befeſtigt wurde. Inzwiſchen ſollen an der Nordgrenze Armeniens türkiſche Stämme läſtig geworden ſein, deren

---

[1] 200 000 iſt die vermuthlich übertriebene Angabe bei Theophanes, der ihr ſelbſt nicht recht zu trauen ſcheint.

Züchtigung durch Maslama in daſſelbe Jahr geſetzt wird; für die drei nächſten (90—92 = 709—711) hören wir nur allgemein von „Kriegszügen Maslamas gegen die Romäer", worauf 93 (712) die Eroberung von Tarſus und Sebaſtopolis in Cilicien durch Abbás, von Amaſia in Pontus durch Maslama ſtattgefunden hätte. Letzteres Datum ſtimmt mit den byzantiniſchen Angaben, die für die vorangehenden abweichen, indem ſie den Uebergang von Tyana an die Saracenen erſt 709 erwähnen, von den übrigen Thaten der Muslime aber ſchweigen. Sie werden damit im Rechte ſein; wenigſtens iſt Amorium ſpäter wiederum vergeblich von den Arabern belagert worden, ſie haben es alſo vorher wohl nur gelegentlich gebrandſchatzt. Von 712 ab ſtimmen beide Quellen wieder ganz leidlich: 94 (713) nimmt Abbás Antiochia in Piſidien, und in den folgenden Jahren ſteigt das Elend in Kleinaſien wie in der Hauptſtadt auf den höchſten Gipfel. Der ſchwache Kaiſer Anaſtaſius II. wird 716 von Theodoſius III. entthront und ins Kloſter geſteckt; aber dieſer, ebenſo wenig der ſchwierigen Lage des Reiches gewachſen, findet nur getheilte Anerkennung, die ihm insbeſondere der Befehlshaber der noch in Anatolien ſtehenden Truppen weigert. Es iſt Leo, der Iſaurier, ein Officier von ſeltener Kühnheit und noch größerem Ehrgeiz, der zum Scheine die Treue gegen Anaſtaſius feſthaltend die Krone für ſich ſelbſt aus der allgemeinen Verwirrung mit kecker Hand herausgreifen wird. Der Saracene ſelbſt iſt beſtimmt, ihm dazu Hilfe zu leiſten und damit wider Willen dem feindlichen Staate Rettung ſtatt des Verderbens zu bereiten. Maslama, der eben wieder mit ſeinen Schaaren heranrückte, war der Verhältniſſe nicht unkundig: der Kaiſer in der wohlbefeſtigten Hauptſtadt mochte ihm gefährlicher ſcheinen als der unbotmäßige General, den er in Anatolien in der Hand zu haben glaubte. Eben belagerten zwei ſeiner Unterfeldherren Amorium; die mußten, während er ſelbſt ſich noch zurückhielt, dem Leo Ausſichten auf den Beiſtand der Muslime gegen den Kaiſer eröffnen. Aber der Grieche war an Schlauheit ſelbſt dem Araber überlegen. Zum Schein ging er auf den Vorſchlag ein, als Bürgſchaft für die Aufrichtigkeit der Geſinnung die Aufhebung der Belagerung fordernd. Er brachte es wenigſtens ſo weit, daß er die perſönliche Verhandlung, zu welcher er furchtlos ſich in das ſaraceniſche Lager vor Amorium begab, in die Länge zog, bis er durch heimliche Botſchaften der bedrängten Stadt baldige Hilfe zugeſagt und die Verſicherung ihres unentwegten Ausharrens empfangen hatte; dann entwiſchte er glücklich der muslimiſchen Begleitſchaar, welche ihn zum Abſchluſſe des Vertrages in Maslamas Gegenwart bringen ſollte. Als dieſe getäuſcht und beſchämt ins Lager zurückkehrte, ſchien den Truppen die Lage mißlich zu werden; ſie zerſtreuten ſich plündernd über das Land, und ehe der noch auf dem Marſche befindliche Maslama zur Herſtellung der Ordnung herzueilen konnte, hatte Leo bereits Soldaten und Vorräthe in die Stadt geworfen und damit eine erneute Belagerung ausſichtslos gemacht. Mißtrauiſch geworden ließ der arabiſche Feldherr ſich doch noch eine Weile durch Briefe und Botſchaften hinhalten. Ueber den Inhalt derſelben ſind wir nicht unterrichtet, wiſſen alſo auch nicht, welche Verſprechungen Leo etwa gemacht hat; vielleicht iſt es einfach das Herannahen der ungünſtigen Jahreszeit geweſen, welches ſchließlich den Maslama hinderte, weiter nach Anatolien vorzurücken, wenngleich uns berichtet wird, daß er den Winter 716/17, welchen er mit dem Heere in Kleinaſien zubrachte, immer noch auf die Erfüllung von Leos Verſprechungen gebaut habe. Damit war für den Iſaurier Alles gewonnen; daß er den Anmarſch der Feinde aufgehalten und die bedrohte Feſtung gerettet, ſchien dem griechiſchen Volke reichliche Gewähr für ſeine Tüchtigkeit und Thatkraft, und ſo fand beinahe überall der Vorgang der Männer von Amorium Nachahmung, die ſchon im Anfang ihn zum Kaiſer ausgerufen hatten. Nach kurzem Widerſtande ließ der friedliche Theodoſius zu freiwilligem Verzicht ſich bewegen, und am 25. März 717 (98) wurde Leo zu Conſtantinopel gekrönt.

Er hat das Vertrauen der Unterthanen auf ſeine kriegeriſchen Fähigkeiten mehr als gerechtfertigt und dem Sturme ſiegreich getrotzt, der von Neuem über Conſtantinopel hereinbrach. In der Hoffnung getäuſcht, durch Liſt ſich des Bollwerkes der Chriſtenheit zu bemächtigen, faßten die Muslime noch einmal alle Kräfte zu einem Hauptangriff zuſammen. War auch Walîd ſchon 96 (715) heimgegangen, ſein Bruder und Nachfolger Sſuleimân ſtand ihm, wenn an Herrſchertugenden, doch keineswegs an Stolz nach. Großartige Verſtärkungen wurden im Frühjahr 717 (99)[1]) zu Lande dem Maslama nachgeſchickt, während gleichzeitig eine mächtige Flotte ſich dem Bosporus näherte. Mitte Auguſt lagerte das muslimiſche Heer, nach Thracien übergeſetzt, vor den Mauern von Conſtantinopel, und ein volles Jahr ward nun die Stadt, von allen Seiten eingeſchloſſen, auf das Heftigſte berannt. Aber das Unternehmen war ſelbſt für die Unerſchrockenheit der ſiegesgewohnten Syrer allzu gewaltig. Weit über hundert Meilen von ihrer Operationsbaſis, der Euphratlinie, entfernt, mußten ſie den Rücken und die Flanken durch Streifzüge in Kleinaſien und Thracien decken, die Lebensmittel durch Ausraubung derſelben Bezirke zu gewinnen ſuchen, was nicht ohne mannigfache Verluſte, beſonders gegen die Bulgaren der Balkanhalbinſel, möglich war. Die Winterſtürme und das griechiſche Feuer verheerten ihre Flotte, die ungewohnte Kälte, der Mangel an Lebensmitteln und die in Folge deſſen ausbrechenden Krankheiten legten den Mannſchaften die härteſten Leiden auf und ſchwächten das Heer auf das Empfindlichſte; dazu war die Thatkraft des Volkes von Conſtantinopel durch die Größe der Gefahr und das Beiſpiel des mannhaften Leo aufs Aeußerſte geſteigert und begegnete dem Angriff mit erfolgreichem Widerſtande. Am 15. Auguſt 718 (100) hob Maslama die Belagerung auf. Die Byzantiner haben den Tag ſeitdem feſtlich begangen, die Araber ungern der peinlichen Niederlage gedacht, aus welcher nur mit Mühe auf einem verluſtreichen Rückzug durch Kleinaſien die Reſte des ſiegloſen Heeres ſich in die Heimath retten konnten.

---

[1]) Die Araber ſetzen die Belagerung von Conſtantinopel ein Jahr früher an; die Byzantiner ſind aber hier zweifellos im Recht.

Es war der zweite Verſuch des Isláms geweſen, die Stadt Conſtantins zu bezwingen, und für mehr als ſiebenhundert Jahre ſollte es der letzte ſein. Zwar konnte Niemand erwarten, daß Abdelmeliks Söhne ſich ohne Weiteres in ein ſo unerwartetes Mißgeſchick finden würden. Der Verluſt Kleinaſiens, deſſen nicht eben zahlreiche muslimiſche Coloniſten ſofort zurückgenommen werden mußten, hatte nur für kurze Friſt neue Schwierigkeiten in Armenien zur Folge, das ſeit 102 (721) ſchon wieder feſter angepackt werden konnte; und als mit dem Regierungsantritte Hiſchâms (105 = 724) wieder ein friſcher Zug in die äußeren Unternehmungen kam, mußte auch Kleinaſien von Neuem die alte Geißel fühlen. Trotzdem aber der unermüdliche Maslama 108 (726) Cäſarea in Cappadocien einnahm, und zahlreiche Streifzüge ſeit dieſer Zeit, in welcher der Bilderſtreit das griechiſche Reich zu zerrütten begann, die arabiſchen Horden wieder tief in die Halbinſel hineinführten, ſo iſt doch eine dauernde Beſitznahme größerer Landſtriche nicht mehr möglich geweſen, und als der ſchnelle Niedergang der Omaijaden nach Hiſchâms Tode (125 = 743) auch dieſe Grenze den Gegnern bloslegte, vermochte Kaiſer Conſtantin V. im Jahre 127 (745) bereits Mar'aſch (Germanicia) in Nordſyrien, 133 (751) Malatia, die wohlgehütete Grenzfeſte Meſopotamiens am Euphrat, und ſogar das mitten in Armenien gelegene Theodoſiupolis (Erzerum) zu erobern, zahlreiche Gefangene von dort und aus den benachbarten Strichen des Landes fortzuführen. Erſt nach der Befeſtigung der abbaſſidiſchen Herrſchaft gelang es hier wieder eine ſichere Grenzlinie für den Islám zu ſchaffen.

Vielfach mit den Byzantinerkriegen verflochten erſcheinen die Verhältniſſe im Kaukaſus. Das Hochgebirge ſelbſt blieb freilich unter dem Chalifate ſtets unzugänglich, aber den ganzen Südrand, die Gebiete der Abasgen, Lazen und Iberer finden wir im Jahre 717 (98) in vorübergehendem Beſitz der Muslime, und Türken und Chaſaren, die von ihren Sitzen im Norden des Paſſes von Derbend häufige Einfälle in Armenien zu machen liebten, haben ſie durch eine ganze Reihe von Feldzügen abwehren müſſen, die nach ihrer Niederlage vor Conſtantinopel aus dem natürlichen Beſtreben, nun wenigſtens die Nordgrenze ordentlich zu ſichern, nur zahlreicher und kräftiger wurden. Auch hier kämpfte Maslama mit wechſelndem Erfolge 110—113 (728—731); beſonders aber hat Merwân, der Sohn von Abdelmeliks Bruder Mohammed Ibn Merwân (oben S. 414f.), ſeit dem Jahre 114 (732), wo ihn Hiſchâm zum Statthalter von Armenien und Adherbeidſchân ernannte, wiederholte Vorſtöße weit in das Chaſarenland hinein geführt. Dauernd vermochten ſich die Araber indeß nördlich des Kaukaſus um ſo weniger feſtzuſetzen, als die Küſtenvölker an den Rändern des Kaspiſchen Meeres immer unbotmäßig blieben und auch durch einen gründlich durchgeführten Feldzug im Jahre 121 (739) nicht für lange zur Ruhe gebracht werden konnten. Doch wurde die Abſicht, das öſtliche Armenien und Adherbeidſchân wirkſam zu ſchützen, im Weſentlichen erreicht.

Beſtehen die Erfolge, welche die Heere der Omaijaden auf den öſtlichen und centralen Kriegsſchauplätzen davon getragen, hauptſächlich in der Wiedergewinnung, Erweiterung und Sicherung von Gebieten, die bereits unter Othmán und Moáwija zeitweilig dem Chalifen unterthan geweſen waren, ſo iſt der Weſten beſtimmt, noch einmal das unerwartete Schauſpiel zu gewähren, das unter Omar ſich im Orient ereignet hatte: den plötzlichen Zuſammenſturz eines ſcheinbar mächtigen, aber durch innere Wirren untergrabenen Reiches, das auf den erſten Stoß den ſelbſt erſtaunten Angreifern zur Beute fällt. Die Zerſtörung des Weſtgothenreiches und die wie mit einem Zauberſchlage vollzogene Unterwerfung Spaniens bildet gleichzeitig den Höhepunkt und den Abſchluß des zweiten Zeitalters der mohammedaniſchen Eroberungen, welche faſt in demſelben Augenblicke jetzt die Grenzen Chinas und die Küſten des atlantiſchen Oceans erreichen, und bezeichnet den glänzendſten Augenblick in der Geſchichte des arabiſchen Volkes dicht vor dem beginnenden Niedergange ſeiner kurzlebigen Weltherrſchaft. Wieder iſt es Walid, der nicht ohne eigenes Verdienſt erntet, was Abdelmelik geſäet hat.

Wir verließen (S. 353) die Muslime in Afrika in dem kritiſchen Augenblicke, wo Niederlage und Tod des allzukühnen Okba ihre letzten Errungenſchaften vernichtet und ſie auf Barka zurückgeworfen hatte. Erſt ſeitdem Abdelmeliks Bruder Abd El-Aſiſ (S. 396) Aegyptens Verhältniſſe geordnet (65 = 685), konnte man daran denken, die Scharte einigermaßen auszuwetzen; wie es heißt auf Abdelmeliks directen Befehl unternahm der Jemenite Soheir Ibn Keis etwa im Jahre 69 (689) einen Streifzug in die Gegend des Keirowán, das ſich jetzt in den Händen der Berbern befand, wie die Provinz von Karthago wieder von den Byzantinern gehalten wurde Beide vereinigten ſich gegen die Eindringlinge; aber Soheir blieb Sieger und verwüſtete, auf das neubeſetzte Keirowán geſtützt, das Land bis Tunis hin, als ihm gemeldet wurde, daß in ſeinem Rücken eine griechiſche Flotte Truppen in Barka gelandet habe. Die Reiterſchaar, mit welcher er zurückeilte, die gefährliche Diverſion unſchädlich zu machen, war zu ſchwach und wurde von den Kaiſerlichen in Stücke gehauen; Soheir ſelbſt kam in dem Gefechte um, und ganz Afrika wäre auf ein Haar verloren geweſen; Uneinigkeit zwiſchen den Berbern und Griechen hat, wie es ſcheint, die Ausnutzung ihres Sieges verhindert. Doch erſt ſeit dem „Jahre der Einigung“ (74; oben S. 409) war Abdelmelik im Stande, erhebliche Streitkräfte für den Weſten verfügbar zu machen. Es ſollte gründlich durchgegriffen werden; die mit großer Sorgfalt betriebenen Rüſtungen nahmen längere Zeit in Anſpruch, dafür ſah aber der im Jahre 77 (696) zum Oberbefehlshaber ernannte Haſſán Ibn No'omán, ebenfalls ein Jemenite, ſich an der Spitze eines Heeres, deſſen 40000 Mann ſchon durch ihre Anzahl eine ganz andere Bürgſchaft des Erfolges boten, als die kleinen Schaaren ſeiner Vorgänger. In der That bemächtigte er ſich raſch des Gebietes von Karthago, beſiegte die Byzantiner und erſtürmte die Stadt, deren Einwohner kaum zum Theil über die See nach Sicilien und Spanien zu entkommen vermochten. Auf die Nachricht von dem Verluſte des wichtigen Poſtens, der für die Sicherheit Siciliens fürchten ließ, ſchickte Kaiſer Leontius unter dem Patrikios Johannes ſeine ganze Flotte nach Afrika; der Patrikios drang in den Hafen von Karthago ein, warf die Araber aus der Stadt und den benachbarten Ortſchaften und hielt ſich den ganzen Winter 697/8 (78), bis Haſſán, zu deſſen Unterſtützung inzwiſchen die muslimiſche Seemacht herangezogen war, ihn zu Lande und zu Waſſer ſchlug und zur Heimkehr zwang. Auf derſelben empörten ſich die über die Niederlage verſtimmten Mannſchaften, tödteten den Johannes und riefen ihren Rädelsführer zum Kaiſer aus; damit beginnen die neuen Bürgerkriege, welche nicht minder die Fortſchritte der Araber in Kleinaſien begünſtigen (S. 415), als ſie die Wiederholung byzantiniſcher Unternehmungen nach Afrika verhindern. Als dann Leo der Iſaurier Conſtantinopel vor dem Angriffe Maslamas bewahrt hat, zerſtört er durch ſeinen Bilderſturm abermals die kaum gerettete Einigkeit und Ordnung des Reiches und damit verſchwindet die letzte Möglichkeit, die Stadt des heiligen Auguſtin für die Chriſtenheit zurückzugewinnen. Freilich hätte man ſie als Trümmerhaufen wiedergefunden: um die Wiederholung der letzten Ereigniſſe zu verhüten, waren auf Haſſáns Befehl die Mauern gebrochen, die Gebäude niedergeriſſen worden, und bald bedeckte der Wüſtenſand Afrikas die Stätte der einſtmaligen Nebenbuhlerin des ewigen Rom.

Noch ein ſtärkerer Gegner indeß blieb zu bewältigen: die ſtreitbaren Berbern waren noch immer keineswegs geſonnen, ſich dem Islám zu fügen. Ihre Stammverfaſſung, damals wie heute der Natur des Landes gemäß dem Beduinenweſen zum Verwechſeln ähnlich, erſchwerte eine Zuſammenfaſſung der geſammten Volkskraft in demſelben Grade wie der arabiſche Particularismus vor Mohammed. Aber wenn oft die drohende Unterjochung durch eine fremde Raſſe in freiheitsliebenden Völkern in der Stunde der höchſten Gefahr einen Saul, Vercingetorix, Hermann erweckt, deſſen gewaltige Perſönlichkeit für einen Augenblick dem Hader und der Eiferſucht Stillſchweigen auferlegt und die ganze Nation dem Eroberer geeinigt entgegenſtellt, ſo fand hier ein kühnes Weib den Muth in ſich, die Heldin eines gewaltigen Kampfes zu werden. Wie bei den alten Germanen, genoſſen bei den Berbern die Frauen einer hohen und eigenthümlichen Verehrung, welche ihnen die Rolle von Prieſterinnen und Prophetinnen zuwies. Eine ſolche war es, die jetzt um ihren Sitz im Aurás-Gebirge[1]) die Berberſtämme zu gemeinſamer Vertheidigung ſammelte. Ihren Namen kennen wir nicht; el-Káhina „die Wahrſagerin“ nennen ſie die Araber. Dem Aufgebote, welches ihrem Rufe folgte, war ſelbſt Haſſáns Heer nicht gewachſen; in einem Flußthale nördlich vom Aurás erlitt es eine Niederlage, und abermals wurden die Muslime bis weit über Keirowán hinaus zurückgedrängt. In der Nähe der großen Syrte konnten ſie endlich Halt machen und ſich durch ein paar Forts verſchanzen, die ſpäter noch als „Burgen Haſſáns“ bekannt waren; hier mußten ſie neue Verſtärkungen abwarten (79 oder 80 = 698. 699). Inzwiſchen aber brach in Oſtperſien die Empörung des Abderrach-

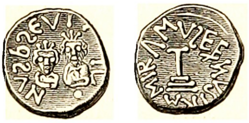
---

1) Mons Aurasius der Alten, noch heute Dſchebel Aurès, ſüdlich von Conſtantine.

mán aus (S. 390); erſt als dieſe unterdrückt war, etwa im Jahre 84 (703), konnte Abdelmelik daran denken, weitere ſyriſche Truppen nach Afrika zu ſchicken. Sofort ging Haſſán zum Angriff über. Fünfmal bereits hatten die Berbern islamiſche Heere im Lande gehabt, und die Prophetin war keinen Augenblick im Zweifel geweſen, daß ſie auch das ſechſte Mal wiederkommen würden. Ihr Entſchluß ſtand feſt, für die Freiheit ihres Volkes Alles zu verſuchen; ſo hatte ſie den ungeheuren Plan gefaßt, das offne Land zur Wüſte zu machen, in welcher die vordringenden Araber weder Halt noch Lebensmittel fänden und den aus den Bergen herabſtürmenden Berbern zur ſicheren Vernichtung anheimfielen. Faſt niemals iſt die Maſſe fähig, die großen Gedanken weitſchauender Vorausſicht zu würdigen: auch hier zeigte ſie ſich unwillig, dem eben errungenen Siege Opfer folgen zu laſſen, wie ſie kaum die ſchlimmſte Niederlage hätte fordern können. Die Getreuen der Prophetin ſetzten die befohlenen Verwüſtungen ins Werk; aber die meiſten Stämme murrten, und die alte Zwietracht hob gefährlicher denn je das Haupt. Die Prophetin mußte erkennen, daß Alles vergeblich war: als der Anmarſch Haſſáns gemeldet wurde, ſandte ſie ihre Söhne dem arabiſchen Feldherrn mit der Weiſung zu, in ſeinem Lager den Islám anzunehmen und mit den Fremden gemeinſame Sache zu machen; der königlichen Prophetin ſelbſt geziemte nur der Tod im letzten Verzweiflungskampf. Sie fand ihn nach der blutigen Vernichtung ihres Heeres an einem Brunnen im Aurásgebirge, der noch ſechshundert Jahre ſpäter der „Brunnen der Káhina“ hieß.

Der Widerſtand der Berbern gegen den Islám war gebrochen. An ihrer alten Religion mußten ſie irre werden, nachdem ihre Prophetin dem neuen Glauben unterlegen war; die einfache Lehre Mohammeds empfahl ſich von ſelbſt einer Raſſe, deren Fähigkeit zu abſtractem Denken ſo gering iſt, wie ihr männlicher Unabhängigkeitsſinn hervorragend. Beide Eigenſchaften des merkwürdigen Volkes haben von da ab die Geſchichte Afrikas und Spaniens in maßgebender Weiſe beſtimmen helfen. Jene machte ſie theologiſchen Spitzfindigkeiten abgeneigt, einer handfeſten Orthodoxie und mancherlei abergläubiſchen Vorſtellungen ergeben; dieſer ließ ihnen mit der Treue gegen die angenommene Religion den fortdauernden Widerwillen gegen die fremden Eroberer durchaus vereinbar erſcheinen. Kaum hatte daher ihr tapferes Schwert das Weſtgothenreich zertrümmern und die Herrſchaft des Isláms in Spanien begründen helfen, als es ſich bei der erſten Gelegenheit wider die unangenehmen Glaubensgenoſſen wandte und das eben geknüpfte Band zwiſchen dem Chalifenreiche und dem Weſten wieder zerhieb; und eben dies Mißverhältniß iſt es geweſen, das nach Jahrhunderten wechſelnder Einigungen und Zerwürfniſſe den Verluſt Spaniens für den Islám herbeigeführt hat.

Haſſán war eben beſchäftigt, ſeinen Sieg ausnutzend die Verwaltung des nunmehr geſicherten Bezirkes, welcher etwa bis an die Grenze des alten Numidiens (der jetzigen Provinz Conſtantine) reichte, zu ordnen und gleichzeitig die Unterwerfung des übrigen Weſtafrika vorzubereiten, als er plötzlich ſeines Commandos enthoben wurde. Seit dem Tode Okbas hatte eine ſelbſtändige Statthalterſchaft Afrika (S. 353) keinen Sinn mehr gehabt; ſo war Haſſán wieder dem Statthalter Aegyptens, Abdelmeliks Bruder Abd El-Aſiſ, untergeordnet worden. Dieſer ſollte, wie wir oben (S. 396) gehört haben, um das Jahr 84 (703) zum Verzicht auf die ihm zuſtehende Thronfolge gedrängt werden. Er weigerte ſich deſſen und mochte in der Befürchtung gewaltſamer Maßregeln von Seiten des Chalifen das Bedürfniß empfinden, ſich für den Nothfall an dem afrikaniſchen Heere einen ſichern Rückhalt zu ſchaffen. Haſſán war in Damaskus ſelbſt mit dem Oberbefehl betraut worden und vermuthlich der Regierung treu ergeben, welche im Weſten des Reiches ſich den Jemeniten noch keineswegs ſo grundſätzlich abgeneigt bewies, wie Haddſchádſch im Oſten; jedenfalls konnte ſich Abd El-Aſiſ nicht auf ihn verlaſſen. Er berief ihn zu ſich (etwa 85 = 704) und empfing ihn auf das Ungnädigſte; kaum daß er nach Damaskus zu entkommen vermochte. Abdelmelik verſprach dem Entrüſteten Genugthuung; er aber weigerte ſich, ferner einem Omaijaden zu dienen. Gleichzeitig kam die Nachricht vom Ableben des Abd El-Aſiſ, nicht viel ſpäter wurden neue Erfolge aus Afrika gemeldet, und dieſe beſtimmten Abdelmelik oder Walíd, welcher ungefähr gleichzeitig (86 = 705) zur Regierung kam, den von Abd El-Aſiſ auf Haſſáns Poſten geſandten Nachfolger in ſeiner Stellung zu belaſſen.



Kupfermünze des Múßa Ibn Noßair.

Berlin, Kgl. Münz-Cab.

Avers: barbariſche Nachahmung eines oſtrömiſchen Typus.

Revers: das byzantiniſche Stufenkreuz (oben S. 276) mit der Umſchrift AMIRA MVZE F NVSIR d. h. „Der Emir Múßa Sohn (Filius) des Noßair.“

Viel zu loben hatte man bisher an dieſem nicht gefunden. Aus perſönlichen Gründen dem Abd El-Aſiſ unbedingt ergeben, verdankte Múßa Ibn Noßair es nur ſeinem Beſchützer, daß er, der Veruntreuung von Staatsgeldern in einer früheren Stellung überführt und zu empfindlicher Buße verurtheilt, ſich ſchließlich nach Aegypten retten konnte. So allgemein derartige Vergehen ſchon in nächſter Zeit werden ſollten — der gefeierte Jeſíd Ibn Mohallab plünderte kaum ein Jahrzehnt ſpäter ungeſcheut die Staatscaſſen Choraßáns — ſo gehörte doch unter Abdelmelik und Walíd eine nicht gewöhnliche Frechheit dazu, ſich auf ſolchen Wegen finden zu laſſen. Außer der Habſucht entſtellten Neid und Härte Múßas Charakter; aber er war ein vorzüglicher General, und das war hier die Hauptſache. Als Jemenite paßte er zu Haſſáns Truppen, welche er nun, durch bekehrte Berbern verſtärkt, in raſchem Siegeslauf bis an den atlantiſchen Ocean zu führen begann. Die Geſchichte dieſer Eroberung iſt im Einzelnen ſehr unſicher; doch ſteht feſt, daß die Unterwerfung des Nordrandes von Afrika bis Tanger (arab. Tandſcha) ſowie der Bezirke von Dára'a und Sſidſchilmáßa (Tafilelt) im Innern während der nächſten Jahre (87—90 = 706—709) durchgeführt ward, unter mancherlei Kämpfen, aber doch ohne irgend erhebliche Schwierigkeiten: das Beiſpiel ihrer öſtlichen Landsleute mochte den Berbern des Weſtens die Annahme des Islâms in manchen Fällen erleichtern, während die Kenntniß des Landes und der Sprache, welche jene den Arabern mitbrachten, die Feldherrntüchtigkeit Mûßas glücklich zu ergänzen geeignet war. Längeren Widerſtand fand man nur an einem Punkte. Wie an ſo vielen Stellen des Mittelländiſchen Meeres hatte Byzanz ſelbſt bei den Säulen des Hercules von dem Erbe des alten Rom einen kleinen Reſt behalten: die Feſte Ceuta mit ihrer unmittelbaren Umgebung. Der ſie um dieſe Zeit für den Kaiſer hielt, war Julian, ein byzantiniſcher Graf (comes). Trotz längerer Belagerung war Mûßa nicht im Stande, ſich des Platzes zu bemächtigen; er beſaß keine Flotte, während dem Comes mehrere Schiffe zur Verfügung ſtanden, die von der See her die Beſatzung verproviantiren konnten. Trotzdem war Julians Lage eine ſehr unſichere. Freilich konnte er mit ſeinen Schiffen das gegenüberliegende Spanien in wenig Stunden erreichen; aber wenn auch von Chriſten bewohnt, war es für ihn ebenfalls feindliches Land. Von je her war zwiſchen Weſtgothen und Byzantinern übler Wille geweſen: hatten doch jene nach der Eroberung Spaniens für einen Augenblick auch nach dem griechiſchen Afrika herübergegriffen und 544 kurze Zeit hindurch Ceuta beſetzt gehalten, dieſe aber ſich dafür durch Angriffe auf das ſüdöſtliche Spanien gerächt, von dem ſie einzelne Theile bis 631 feſthalten konnten. Noch kurz vor dem Auftreten der Araber hören wir von Feindſeligkeiten zwiſchen Gothen und Griechen, und je näher die Gothen das Beiſpiel der ſtammverwandten Vandalen hatten, welche im ſechſten Jahrhundert von den byzantiniſchen Feldherren vernichtet worden waren, um ſo unangenehmer mußte ihnen der Vorpoſten der wenn auch weit entfernten Oſtmacht unmittelbar vor den Thoren ihres Reiches ſein. Obgleich wir alſo darüber keine poſitiven Ueberlieferungen haben, ſind wir doch kaum berechtigt, an ein freundliches Verhältniß zwiſchen Julian und ſeinen übermächtigen ſpaniſchen Nachbarn zu glauben1), und

---

1) Dieſer Grund iſt es, der mich veranlaßt, von der gewöhnlichen Ueberlieferung der Eroberungsgeſchichte Spaniens abzuweichen. Es iſt bekannt, daß die viel ſpäteren arabiſchen Berichte hier eine romantiſche Geſchichte erzählen. Julian, ſo heißt es, ſtand in freundſchaftlichen Beziehungen zu Roderich, dem letzten Könige der Weſtgothen. An den Hof deſſelben ſandte er zu ihrer Ausbildung ſeine Tochter; der ausſchweifende König aber verführte das junge Mädchen. Aus Rache warf der beleidigte Vater ſich den Arabern in die Arme, ſpornte ſie zur Eroberung Spaniens an und lieh ihnen bei dem Unternehmen hilfreiche Hand. Schon der Name, welchen die muslimiſchen Schriftſteller Julians Tochter geben (el-Kachba „die Ehrloſe", woraus die Spanier nachher Doña Cava gemacht haben), iſt verdächtig; das übrige im Text angeführte Material entnehme ich Dahn, die Könige der Germanen, VI (2. Aufl., Leipzig 1885 S. 686. 690), welchem ich mich in der Verwerfung der Anekdote von der Cava anſchließe, während mir die Exiſtenz Julians durch Dozy, Recherches ^{2}I, 64ff. erwieſen ſcheint. Schließlich mache ich noch darauf aufmerkſam, daß nach den beiden einzigen faſt gleichzeitigen ſpaniſchen Quellen, die uns zugänglich geblieben ſind, Roderich erſt nach Beginn der arabiſchen Einfälle im Jahre 711 ſelbſt die Krone an ſich geriſſen hat; vergl. Ranke, Weltgeſch. V, I, S. 212; Fournel, Les Berbers. Étude sur la conquête de l'Afrique par les Arabes. T. I. Paris 1875, p. 238 n. 1.

begreifen die Möglichkeit, daß jener, der ſeit dem Verluſte Karthagos Hilfe von Conſtantinopel ebenſo wenig zu erwarten hatte, wie eine freundliche Aufnahme bei den Weſtgothen, es vorzog, ſich mit den Arabern friedlich zu einigen, wobei er wenigſtens dem Erbfeinde jenſeits der Meerenge einen Streich ſpielen konnte. Mag aber immerhin der Beweggrund zweifelhaft ſein, die Thatſache iſt nicht wohl zu beſtreiten, daß der Comes ſich mit den Arabern verglich, Ceuta ihnen öffnete und ihren weiteren Unternehmungen mit Rat und That beiſprang. Weder an ihm freilich noch ſonſt an einer einzelnen Perſon lag es, wenn die nächſten Ereigniſſe einen geradezu erſtaunlichen Verlauf nahmen.

In verſtärktem Maße nämlich fanden ſich in Spanien um dieſe Zeit ganz dieſelben Verhältniſſe vor, welche achtzig Jahre früher das Ende der byzantiniſchen Herrſchaft in Syrien und Aegypten beſchleunigt hatten. Die Mißſtände der römiſchen Fiscalität, welche mit Ausnahme der wenigen privilegirten Großen das Volk in der ſchonungsloſeſten Weiſe ausſog, waren von den Weſtgothen nicht beſeitigt, ſondern durch Einführung neuer Laſten für die Unfreien geſteigert. Während eine kleine Minderheit in Reichthum und Ueppigkeit ſchwelgte, führten die Maſſen ein wahrhaft klägliches Daſein. Die Kirche, welche vor der Bekehrung der arianiſchen Gothen zum Katholicismus ſich der Gedrückten angenommen, fand ſeit jenem Zeitpunkte (587) ihren Vortheil darin, ſich den Bedrückern beizugeſellen; die Leiden der Leibeigenen und der Gemeinfreien kümmern die Biſchöfe nicht, welche jetzt ſelbſt an den Vorrechten des Adels theilzunehmen berufen ſind. Von allen Bedrängten die Bedrängteſten waren die ſchon damals in Spanien ziemlich zahlreichen Juden. Bald nach dem Uebertritt des Königs und der Adligen zum Katholicismus, ſchon im Jahre 616, dringt der berühmte Satz der Glaubenseinheit durch: man zwingt die Juden den väterlichen Glauben abzuſchwören, ſtraft die Widerſpenſtigen durch Geißelung und Vermögensconfiscation. Um in jedem Falle das Erlöſchen des gehaßten Bekenntniſſes herbeizuführen, nimmt man den jüdiſchen Eltern die Kinder fort, um ſie in Klöſtern oder chriſtlichen Familien erziehen zu laſſen. Wie oft auch der in früheren Zeiten erworbene und heimlich bewahrte Reichthum die Einzelnen vor der vollſtändigen Durchführung ſolcher Vorſchriften gerettet haben mag, die Verfolgung war eine rückſichtsloſe. Und als im J. 694 eine Verſchwörung der alſo Gemißhandelten an den Tag kam, beſchloß auf Anregung des Königs Egika das ſiebenzehnte Concil von Toledo kurzweg, ſämmtliche Juden nach Wegnahme ihres Beſitzes zu Leibeigenen zu machen und fern von ihren Wohnorten unter die Chriſten zu vertheilen. Daß nach ſolchen Erweiſungen chriſtlicher Liebe dieſe Feinde Gottes die Frechheit hatten, die ihnen Freiheit und Duldung bringenden Araber mit Freuden zu begrüßen und ihnen jeden Vorſchub zu leiſten, mag in der That, wie ſpaniſche Schriftſteller ihnen heute noch mit großem Ernſte vorwerfen,1) ein Zeichen der alten Herzenshärtigkeit und der Rachſucht dieſes abſcheulichen

---

1) S. die Stellen bei Dahn, Könige der Germanen ^{2}VI, 679.

Volkes ſein; Chriſten, beſonders ſpaniſche, pflegen in ſolchen Fällen ja allerdings Böſes mit Gutem zu vergelten.

Es iſt wohl möglich, daß Julian von dieſen Verhältniſſen jenſeits der Meerenge einige Kenntniß gehabt hat. Es wäre aber kaum vorſichtig, auf die vorauszuſetzende Geiſtesſchärfe ſeiner immerhin etwas problematiſchen Perſönlichkeit allzu umfangreiche Vermuthungen zu gründen. In jedem Falle lag ihm daran, die verhaßten Spanier nach Möglichkeit zu kränken: ſo iſt es wohl glaublich, daß er Múßa den Gedanken eingegeben hat, einige Raubzüge nach der gegenüberliegenden Küſte zu unternehmen.[1]) Der Statthalter überließ das untergeordnet ſcheinende Geſchäft ſeinen Officieren. Einer ſeiner Freigelaſſenen, Abu Sor'a Tarif, ſetzte im J. 91 (Juli 710) auf Schiffen Julians mit 500 Mann über, landete an der Südſpitze Spaniens, wo das Städtchen Tarifa noch heute ſeinen Namen trägt, und kehrte nach Ausplünderung der Umgegend von Algeciras mit Beute beladen zurück. Hierdurch ermuthigt, wiederholten die Muslime die Razzia[2]) im folgenden Frühjahr mit verſtärkten Kräften: Táriķ Ibn Sijád, ein anderer Freigelaſſener Múßas, ging mit 7000 Berbern[3]) über die Meerenge. Die geringe Anzahl von Fahrzeugen, über welche man im Weſten verfügte, geſtattete nur immer eine kleine Abtheilung zu befördern: ſo nahm Táriķ von dem rieſigen Felſen Beſitz, welchen die Alten Calpe nannten, der ſeitdem aber den Namen des Eroberers trägt[4]); der gewährte ihm eine unangreifbare Stellung, bis ſämmtliche Mannſchaften beiſammen waren. Mit ihnen fiel er dann über das Land her, und war bis zu dem See von Janda[5]) vorgedrungen, als er vernahm, daß ein bedeutendes Gothenheer im Anzuge ſei.

Der Angriff der Mohammedaner traf Spanien im Augenblicke einer

---

1) Ob er oder Múßa von vorn herein an die Eroberung der ganzen Halbinſel gedacht hat, iſt nicht auszumachen. Die arabiſche Tradition bejaht es, fügt aber hinzu, der Chalife Walíd habe auf die Anfrage ſeines Feldherrn nur Recognoscirungen erlaubt und davor gewarnt, daß etwa ein größeres Heer den Gefahren einer überſeeiſchen Unternehmung ausgeſetzt werde. Letztere Anſchauung iſt die des erſten Omar (vgl. S. 260) und jedenfalls nachträglich von dieſem auf Walíd übertragen, welcher doch die weit bedenklichere Expedition nach Conſtantinopel, wenn nicht ausgeführt, ſo doch geplant hat. Auch ſonſt iſt im Folgenden nicht Alles klar: Múßa, der nach den arabiſchen Berichten kurz vor der Schlacht von Xeres de la Frontera dem Táriķ Hilfstruppen ſchickt, iſt nachher von den Erfolgen ſeines Unterfeldherrn ſo wenig unterrichtet, daß erſt ein volles Jahr ſpäter ſeine Eiferſucht auf Jenes Thaten ihn nach Spanien führt. (Vgl. Anm. 3 zu S. 427). Vermuthlich iſt die Notiz richtig, daß er ſich nach Vollendung der Einnahme Weſtafrikas nach Keirowán, dem gewöhnlichen Sitze des Statthalters, zurückbegab (Fournel, Les Berbers, I, 236. 254), dem Táriķ die Verwaltung des Weſtens überlaſſend, mit der Erlaubniß gelegentliche Streifzüge nach Spanien zu unternehmen. Ich habe mich bemüht, im Text das Sichere vom Zweifelhaften möglichſt zu ſcheiden. 2) Razzia iſt das arabiſche Wort gházija, welches urſprünglich eine Streifſchaar, dann auch den von einer ſolchen ausgeführten Handſtreich bezeichnet. 3) Wahrſcheinlich war Táriķ ſelbſt ein Berber, doch ſteht das nicht ganz feſt. 4) Gibraltar, das iſt Dschebel Tárik „der Berg Táriķs“. 5) Sprich Chanda; zwiſchen Gibraltar und Cadiz.

gefährlichen Kriſis. Zu den vorher angedeuteten allgemeinen Urſachen der Schwäche des weſtgothiſchen Reiches hatte ſich eben ein Thronwechſel unter bedenklichen Umſtänden vollzogen. König Witika war geſtorben oder geſtürzt, ſein Nachfolger Roderich ein Uſurpator, wenn er auch nicht ohne die Aufforderung der Großen nach der Krone gegriffen und damit Witikas Söhne ihres Erbrechtes beraubt hatte. Die Gründe einer ſo auffallenden Unregelmäßigkeit ſind zweifelhaft. Nach der gewöhnlichen Annahme hätte Roderich ſchon im Jahre 90 (709), jedenfalls vor Julians Vertrag mit den Arabern, ſich der Herrſchaft bemächtigt: aber es fällt dem gegenüber ſchwer in die Waagſchale,1) daß von den in Betracht kommenden ſpaniſchen Chroniſten2) die beiden älteſten, faſt gleichzeitigen, das Datum 711, zwei jüngere wenigſtens 710 überliefern. Wenn wir dazu nehmen, daß ſchon im Juli 711 der König mit dem Heere Târik gegenüberſteht, ſo können wir uns des Verdachtes nicht erwehren, daß eben der vorjährige Einfall der Muslime unter Tarîf die Veranlaſſung gegeben haben mag, die höchſte Gewalt dem Roderich zu übertragen, der als ein tapferer und energiſcher Mann bezeichnet wird. Man kann aber nicht zweifeln, daß die Unrechtmäßigkeit dieſes Verfahrens unter den Verwandten und perſönlichen Anhängern des vorigen Königs großes Mißvergnügen hervorgerufen hat. Zwei Söhne des letzteren, ſo heißt es, fühlten ſich vor Allem gekränkt: ſie zu verſöhnen, habe der neue Herrſcher ihnen hervorragende Commandos in ſeinem Heere übertragen, und ihr Verrath alsdann die Schlacht zu Gunſten der Muslime entſchieden. Das Alles iſt ja möglich, aber nicht gut genug bezeugt, daß wir uns unbedingt darauf verlaſſen möchten: man weiß, wie leicht eine ſelbſtbewußte Nation ſich entſchließt, den Grund einer ſchweren Niederlage im Verrathe zu ſuchen, ohne zu bedenken, daß auch der Verräther Schande über ſein Volk bringt. Sicher iſt nur, daß Gothen und Berbern am 5. Schawwâl 92 (19. Juli 711) in der Nähe des heutigen Cadiz aufeinander ſtießen. Das Städtchen Xeres3) de la Frontera genießt die Ehre, die Stätte dieſer welthiſtoriſchen Entſcheidung zu ſein, mit Unrecht; es iſt feſtgeſtellt, daß die Schlacht an dem Flüßchen Wâdi Bekka ſtattgefunden hat, welches unter dem heutigen Namen Salado zwiſchen Vejer de la Frontera und Conil ſich in den atlantiſchen Ocean ergießt. Acht, nach Anderen drei Tage ſoll der Kampf gewährt haben, und die Araber ſelbſt bezeugen dem letzten Gothenkönige, daß er mit der größten Tapferkeit geſtritten hat. Es wird richtig ſein, daß nicht Alle, die ihn umgaben, die gleiche Hingebung bewieſen. Die Gegner ſeiner Regierung mochten die Gelegenheit für günſtig halten, ihn durch den Schimpf einer Niederlage um ſein Anſehen zu bringen und ſo die Krone für die

---

1) Ranke, Weltgeſch. V, 1, 211 f. — In den Analekten (V, 2, 283) finden ſich einige weitere Combinationen, denen Ranke ſelbſt keine vollkommene Sicherheit beimißt, und die ich demgemäß der Darſtellung im Text nicht zu Grunde zu legen wage.

2) Fournel, Les Berbers, I, 238 N. 1. 2.

3) Sprich Cheres mit rauhem Ch (wie in auch).

Familie Witikas zurückzugewinnen: wer von den Gothenfürſten ahnte wohl, daß ein Raubzug afrikaniſchen Geſindels das ſtolze Reich in den Staub zu werfen beſtimmt ſei? Die kurzſichtige und unpatriotiſche Rechnung, wenn ſie gemacht worden iſt, ſollte nachdrücklich durchkreuzt werden. Die Schlacht ging verloren: Niemand aber in ganz Spanien hatte ein Intereſſe an der gothiſchen Herrſchaft, als der Adel und die Geiſtlichkeit. Leibeigene und Gemeinfreie, in welchen ſchonungsloſer Druck der bevorzugten Claſſen faſt überall längſt jedes vaterländiſche Gefühl erſtickt hatte, ſahen gleichgiltig dem Untergange der unmilden Herren zu, die Juden erblickten in den Eroberern Befreier des auserwählten Volkes aus pharaoniſcher Knechtſchaft — ſo iſt es kein Wunder, daß kaum an ein paar Stellen die gebrochene und dazu in ſich uneinige Ritterſchaft wenigſtens ihre Ehre durch einen kürzeren oder längeren Widerſtand noch zu wahren vermochte. Roderich ſelbſt war ſeit der Schlacht verſchwunden; „man hörte nichts wieder von ihm, und da man ihn weder lebend noch todt fand, ſo kennt ſein Schickſal Niemand außer Gott allein“.

Mit jenem raſtloſen Vorwärtsdrängen, welches den Gläubigen in dieſer Heldenzeit des Isláms überall eignet, nutzten Tárik und ſeine Leute den gewonnenen Sieg aus. Bei Écija[1]) hatte er den Chriſten wieder ein heftiges Gefecht zu liefern, dann wagten nur noch einzelne Städte ihre Mauern zu vertheidigen. Auf Julians Rath marſchirte der ſiegreiche Feldherr ſelbſt mit dem Gewalthaufen gerades Wegs auf die Hauptſtadt Toledo, während kleinere Abtheilungen, um den Rückzug zu ſichern, einige auf dem Wege liegende Feſtungen berannten. Archidona[2]) fanden die Muslime von den Einwohnern verlaſſen, Elvira wurde mit Sturm genommen, Córdova durch einen Leibeigenen, Toledo von einem Juden verrathen. Die höchſten Beamten des Reiches flohen in kopfloſer Furcht in die Berge Galiziens, der Erzbiſchof verließ ſeine Herde und eilte nach Rom; Feinde Roderichs und ſeiner Partei ließen ſich herbei, wie einſt byzantiniſche Würdenträger in Aegypten (S. 266), ſich den Eroberern zur Verfügung zu ſtellen. Dieſe ſammelten inzwiſchen in Land und Stadt reiche Beute, der kühne Tárik ſtand auf dem Gipfel des Erfolges.

Nicht ſo hatte indeß Múßa die ſeinem Freigelaſſenen gegebene Erlaubniß zu einer Razzia in Spanien verſtanden, daß er durch Eroberung des ganzen Reiches Ruhm und Schätze erntete, während dem Oberfeldherrn das undankbare Geſchäft oblag, von Keirowán aus über die Ordnung unter den Berbern und den richtigen Eingang der Steuern zu wachen. Die unerwarteten Nachrichten, die vermuthlich gegen den Spätherbſt 711 den Statthalter erreichten, machten ſeine Eiferſucht rege. Während des Winters mochte es unthunlich erſcheinen, größere Truppenmaſſen den zerbrechlichen Fahrzeugen anzuvertrauen, die man in Ceuta liegen hatte; ſo wurde es Juni 712 (Ramadán 93), ehe Múßa mit ſeinem 18 000 Mann ſtarken Heere in Spanien landete.[3]) Er verſchmähte

---

1) Sprich Éßicha (ch rauh); arabiſch Istidſcha. 2) Sprich Artſchidóna.

3) Ich halte das ganz unverfängliche Datum feſt, weil es in der älteſten arabiſchen

es, denſelben Weg zu nehmen, den Tárik vor ihm zurückgelegt hatte. Auf die müheloſe Einnahme von Schedhúna (Medina Sidonia) und Carmona folgte doch erſt nach längerer Belagerung der Fall von Sevilla. Noch lebhafteren Widerſtand leiſtete Mérida, bei deſſen Berennung die Muslime namhafte Verluſte erlitten und durch eine Empörung der Sevillaner einen Augenblick ihre Rückzugslinie bedroht ſahen. Doch ward der Aufſtand von Múßas Sohne Abd-El-Aſiſ ſchnell unterdrückt, und am 30. Juni 713 (1. Schauwál 94) capitulirte die Feſtung. Ende Juli (Schauwál) machte der ſiegreiche Feldherr ſich nach Toledo auf, wo Tárik, dem weiteres Vorrücken vermuthlich unterſagt worden war, ſeiner harrte. Der Held von der Frontera ritt ſeinem Oberen zu geziemender Begrüßung entgegen. Demüthig ſtieg er, wie es dem Freigelaſſenen ziemte, vom Pferde, als er des Herren anſichtig wurde; aber Múßa, immer noch von Neid und Mißgunſt erfüllt, gab ihm mit der Reitpeitſche einen Hieb über den Kopf und warf ihm mit harten Worten ſeinen Ungehorſam vor. Hierauf ließ er ſich die in Toledo erbeuteten Schätze des Gothenkönigs ausliefern und warf ſeinen allzu erfolgreichen Lieutenant unter Todesdrohungen ins Gefängniß. Er ſelbſt machte ſich daran, die Eroberung des Landes zu vervollſtändigen, und da faſt nirgends die Chriſten ſich noch zu vertheidigen wagten, ſo gerieth bis Anfang 95 (October 713) auch das nordöſtliche Spanien über Saragoſſa1) hinaus bis an die Pyrenäen unter die Herrſchaft des Islâms, nicht minder die ſüdöſtlichen Theile, in welchen der gothiſche Herzog Theudimer ſich noch eine Weile zu halten Kraft gefunden hatte. Er zog es doch endlich vor, durch Abſchließung eines Vertrages ſich den Beſitz von Orihuela, Alicante, Lorca und einigen anderen Orten, natürlich unter muslimiſcher Oberhoheit und gegen Zahlung der Schutzſteuer, zu ſichern.2) Ganz ohne Schwierigkeit ſcheint die Unterwerfung des Weſtens vor ſich gegangen zu ſein; und ſelbſt die Bewohner der unzugänglichen Randgebirge des Nordens waren einen

---

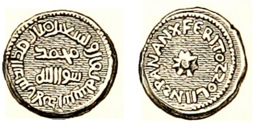
Quelle überliefert iſt, nicht aber aus dem von Fournel, Les Berbers, I, 260 Anm. a und 2* angeführten Grunde. Wenn ich auch nicht mit Dahn die Thatſache des Einverſtändniſſes der toledaniſchen Juden mit den Muslimen bezweifeln möchte, ſcheinen mir die von dem ſpaniſchen Chroniſten des 13. Jahrhunderts berichteten Nebenumſtände doch höchſt verdächtig, und dem in denſelben enthaltenen Datum 27. März 712 für die Einnahme Toledos widerſpricht der ganze Zuſammenhang der Begebenheiten ſowie die Notiz bei Dozy, Recherches ^{2}I, 59, nach welcher Tárik von einer Razzia über Toledo hinaus im Jahre 93 in die Hauptſtadt zurückkehrte: ein Ausdruck, der kaum erklärlich iſt, wenn nicht das Vorhergehende in der Hauptſache ſchon 92 (bis 18. Oct. 711) ſich ereignet hatte.

1) Arabiſch Ssarakosta = Caesaraugusta.

2) Wir beſitzen den Wortlaut des Vertrags, deſſen Authentie nicht bezweifelt werden darf (vgl. Ranke, Weltgeſch. V, 1, 217 Anm. 1), obwohl wir ihn einem viel ſpäteren Schriftſteller verdanken. Das Datum 4. Redſcheb 94 = 5. April 713, welches in dem Vertrage ſelbſt enthalten iſt, ſtimmt genau zu der Angabe des Iſidorus Pacenſis, nach welcher Theudimer 712—713 den Arabern großen Schaden zugefügt hat, und der Inhalt des Vertrags trägt das Gepräge der Echtheit an ſich.

Augenblick kaum im Stande, ſich den überall umherſtreifenden Berberſchaaren zu widerſetzen, die nur in das eigentliche Baskenland ſich niemals hineingewagt haben. Ein einziges Häuflein von dreihundert Mann iſt es geweſen, ſo beſagt die ſpaniſche Ueberlieferung, das unter Führung des tapferen Pelagius eine unzugängliche Höhle der wilden Sierra de Covadonga im Oſten von Aſturien als Zufluchtsort gewann. Sie konnten von dort aus jedes Angriffes ſeitens der Muslime ſpotten, und obwohl ihre Zahl durch Mangel und ſinkenden Muth ſich allgemach auf dreißig nebſt zehn Frauen verringert hatte, ließen die Feinde ſie endlich zufrieden; was konnte von einer ſolchen Hand voll Querköpfen zu fürchten ſein? Niemand ahnte damals, daß ſchon in kurzer Friſt die kleine Schaar zu einer Macht anwachſen ſollte, welche den Arabern ernſtliche Umſtände zu bereiten und ſchließlich den Kern eines neuen chriſtlichen Reiches in Spanien zu bilden im Stande war.

Inzwiſchen hatte ſich aber für den mächtigen Eroberer, der gegenwärtig über Nordafrika von den Syrten bis an den atlantiſchen Ocean und über beinahe ganz Spanien gebot, daheim in Damaskus das Blatt gewendet. In ſeinem Heere befand ſich ein Freigelaſſener des Walíd, Namens Mogíth, der unter Tárik Córdova erobert hatte und dem jetzt für ſein Leben beſorgten Unterfeldherrn gewogen war. Ihn vor Múßas Haß zu retten, ſo hören wir, begab er ſich, nachdem er den Statthalter für das Leben Jenes verantwortlich gemacht, nach Syrien, dem Chalifen Bericht zu erſtatten. Wir dürfen kaum zweifeln, daß mindeſtens neben der Theilnahme für den verdienten Tárik noch ein anderer Grund die Reiſe des Mogíth veranlaßt hat. Schwerlich befand ſich der Vertraute des Beherrſchers der Gläubigen ohne beſondere Aufträge beim Heere. Múßa war Jemenite, und Walíd neigte ſich unter Haddſchádſch' Einfluſſe weit entſchiedener den Keißiten zu, als noch Abdelmelik gethan hatte; wie leicht aber in fernen Provinzen ein Statthalter ſich empören konnte, wußte man ſeit Abderrachmáns Aufſtande (S. 390). So war Mißtrauen geboten, und der Freigelaſſene mochte auserſehen ſein, den ſeiner Vergangenheit wegen ohnehin anrüchigen Feldherrn zu überwachen. Was er jetzt dem Chalifen mittheilte, ließ es räthlich erſcheinen, den bereits allzu mächtig gewordenen Eroberer zurückzuberufen. Dieſer konnte ſich über den Grund des Befehls nicht täuſchen; unter allerhand Vorwänden ſchob er die Ausführung deſſelben hinaus, aber wiederholte dringende Botſchaft aus Syrien machte zuletzt weitere Zögerung unmöglich. Múßa zählte bereits 77 Jahre, er wußte, daß Walíd offenen Ungehorſam niemals dulden würde, und mußte ſich ſcheuen einen Kampf aufzunehmen, der im günſtigſten Falle ihm ſelbſt kaum neue Vortheile zu bringen vermochte. Seine Söhne aber, denen er ſeine Macht zu vererben wünſchte, konnten jetzt bereits in den Beſitz derſelben treten: ſo übergab er ihnen, wie er mit zahlloſen Gefangenen und Schätzen in pomphaft langſamem Zuge von Spanien durch die Nordküſte Afrikas hin ſich auf Aegypten zu bewegte, hintereinander das Commando in den verſchiedenen Provinzen. Abd El-Aſiſ erhielt den Oberbefehl in Sevilla, Abdallah in Keirowán und unter ihm Abdelmelik in Tanger; die Gewalt, welche ſie in Händen behielten, ſchien gleichzeitig eine Bürgſchaft zu bieten, daß ihrem Vater in Syrien mit Rückſicht begegnet würde. Als dieſer Aegypten erreicht hatte, war der Chalife in Damaskus bedenklich erkrankt. Der für den Fall ſeines Todes zum Nachfolger beſtimmt war, ſein Bruder Sſuleimán, war ein erklärter Gönner der Jemeniten, Múßa alſo bei ihm eines freundlichen Empfanges ſicher. Erfahren wir nun, daß der letztere nicht weniger als zwei Monate gebrauchte, den kurzen Weg von Aegypten nach Syrien zurückzulegen, ſo liegt der Verdacht ſehr nahe, daß die Zögerung eine abſichtliche geweſen.[1]) In der That langte die Karawane erſt an, als Walíd in den letzten Zügen lag oder bereits geſtorben war (13. Dſchum. II. 96 = 23. Februar 715). Trotzdem war die Abſicht des Statthalters verfehlt: mochte er der mit Sſuleimán plötzlich wieder zu Macht und Einfluß gekommenen Jemenitenpartei angehören oder nicht, er war dem neuen wie dem verſtorbenen Chalifen zu mächtig geworden. An einer Handhabe, ihn zur Verantwortung zu ziehen, konnte es bei einem Manne von bekannter Habſucht und Unzuverläſſigkeit nicht fehlen; man nahm ihm die mitgebrachten Schätze ab, und wenn die Berichte von Einkerkerung und Mißhandlungen, die ihm widerfahren ſein ſollen, auch wenig Glauben verdienen, ſo ſcheint doch feſtzuſtehen, daß er zur Erlegung einer hohen Geldſtrafe verurtheilt wurde. Zwar erließ ihm Sſuleimán ſchließlich auch dieſe auf die Fürbitte des angeſehenen Jeſíd Ibn Mohallab; aber er blieb eine gefallene Größe und ſtarb bereits 97 oder 98 (716. 717). Es ſcheint, daß er vorher noch die Hoffnungen ſcheitern ſehen mußte, die er für ſeine Familie auf die eroberten Provinzen geſetzt hatte. Gleich nach ſeiner Ankunft hatte Sſuleimán einen neuen Statthalter nach Keirowán geſchickt, dem es gelang, ſich der beiden in Afrika zurückgebliebenen Söhne Múßas zu bemächtigen und ſie unter allerhand Beſchuldigungen gefangen zu ſetzen. Mit Abd El-Aſiſ, welcher das ferne Spanien feſt in der Hand hatte, war ſo kurzer Proceß nicht zu machen; aber ſchon Ende 97 (716) fiel er unter den Schwerthieben unzufriedener



Spaniſche Goldmünze vom J. 98 d. H. (717 n. Chr.).

Vorderſeite, im Felde: Mohammed (iſt) der Geſandte Allahs. am Rand: Geprägt iſt dieſer Dinár (S. 100 Anm. 1) in el Andalus im Jahr acht und neunzig.

Rückſeite, im Felde ein Stern am Rand FERITOƧƧOLIIN ƧPANANX „feritos soli[dus] in Span[ia] an[no] X“ „geprägt iſt dieſer Solidus in Spanien im Jahre X“.

---

1) Die arabiſchen Ueberlieferungen widerſprechen an dieſer Stelle einander mehrfach, und kommen im Allgemeinen darauf hinaus, daß Sſuleimán, um ſeine Thronbeſteigung durch die Ankunft Múßas mit den ſpaniſchen Gefangenen und Schätzen zu verherrlichen, ihm habe ſchreiben laſſen, daß er ſeine Ankunft verzögern ſolle; Múßa aber, der auf Walíds Tod noch nicht rechnete, habe die Aufforderung unbeachtet gelaſſen und dadurch die Ungnade des neuen Herrſchers auf ſich gezogen. Ich halte das nur für einen nachträglichen Verſuch der Geſchichtſchreiber zur Erklärung der ihnen auffallenden Thatſache, daß Sſuleimán einen Jemeniten ſchlecht behandelt hat.

Araber, und der Chalife iſt nicht frei von dem Verdachte, dem Stahl der Mörder ſein Ziel gewieſen zu haben.

Bei allen Flecken, die Múßas Charakter entſtellen, iſt es ein tragiſches Geſchick, welches den großen Eroberer in demſelben Augenblick, wo er ein neues mächtiges Reich ſich und den Seinen gegründet zu haben glaubte, vom Gipfel der Macht herabſtürzte und die vermeintlichen Erben ſeiner Herrlichkeit dem Untergange weihte. Die Abſicht des Chalifen aber war vorläufig erreicht, ſeine Autorität im Weſten für einige Zeit geſichert, vor Allem den Befehlshabern in Córdova, wohin nach Abd El-Aſiſ der Sitz der ſpaniſchen Verwaltung verlegt wurde, ihre Abhängigkeit von dem Oberherrn in Damaskus wirkſam ins Gedächtniß geſchrieben. So überſchritt denn etwa im J. 718 (99) der neue Statthalter von Spanien die Pyrenäen, jenſeits deren in dieſer Zeit das Ende der Gothenherzöge von Aquitanien wie der Merowinger unter der äußerſten Verwirrung aller Verhältniſſe herannahte. Es waren beſonders der Herzog Eudo von Aquitanien und Clotars IV. Hausmeier Karl Martell, die einander feindlich gegenüberſtanden, während die nationalen Gegenſätze zwiſchen Weſtgothen und Galliern in Südfrankreich ſelbſt die Kraft zum Widerſtande gegen äußere Feinde lähmten. So konnte der wilde El-Horr, Alahort, wie ihn die zitternden Chriſten nannten, ſeine Raubzüge weit in das Land hinein ausdehnen, freilich nicht ohne daß hinter ſeinem Rücken jetzt die Schaar des Pelagius in den aſturiſchen Bergen ſich zu mehren und nach ſpaniſcher Weiſe die berberiſchen Truppen unter Munúſa durch einen geſchickt geführten Guerillakrieg empfindlich zu beläſtigen anfing. El-Horr legte der verhältnißmäßig immerhin noch unbedeutenden Bewegung aber keine Wichtigkeit bei, ſo wenig wie ſein beſſerer Nachfolger Sſámach, der ſeit 100 (718) für den wohlmeinenden Omar II. Spanien verwaltete. Er begann einen regelmäßigen Krieg gegen Eudo zu führen; Narbonne, welches er 102 (720) eroberte, wurde auf ſeinen Befehl gründlicher befeſtigt und diente ſeitdem als Waffenplatz der Muslime, an welchem ſich Jahrzehnte lang (bis 142 = 759) die Angriffe der Germanen brechen ſollten. Schon im folgenden Jahre bewährte es ſich als Schutzwall für die Saracenen: als am 9. Dhul-Ká'ada 102 (11. Mai 721) Sſámach gegen Eudo unter den Mauern von Toulouſe fiel, war ſein Lieutenant Abderrachmán Ibn Abdallah im Stande, die Reſte des Heeres in der neuen Feſtung zu bergen, von der aus der folgende Statthalter Ámbaßa 107 (725) ſchon wieder Carcaſſonne und Nimes erobern, ja ſelbſt Autun verwüſten durfte.

Daß hier für einige Jahre ein Stillſtand eintrat, lag an inneren Schwierigkeiten, welche der muslimiſchen Herrſchaft im Weſten mehr und mehr gefährlich wurden. Die Mißſtimmung zwiſchen Arabern und Berbern (S. 421) nahm ſchon damals in Afrika wie in Spanien ununterbrochen zu; jene fühlten ſich als Herren, welche den Unterworfenen mit Verachtung und Härte begegnen durften, dieſe empfanden jede Kränkung mit eiferſüchtiger Empfindlichkeit. Auf der Halbinſel glaubten ſie ſich vor Allem durch die Theilung des Landes geſchädigt, welche die Araber, nach Ausſcheidung des dem Fiſcus zuzuweiſenden Fünftels der eroberten Gegenden und der durch Capitulationen der Chriſten beſonders geſtellten Bezirke, in der Weiſe vorgenommen hatten, daß ſie das fruchtbare Andaluſien ſelbſt in Beſitz nahmen, den Berbern die unwirthlichen Diſtricte Caſtiliens und der nördlichen Provinzen zuwieſen. Als nun dieſen jetzt immer häufiger Nachrichten von allerhand Willkürlichkeiten und Erpreſſungen zukamen, mit welchen die Oberſtatthalter in Keirowán ihre Stammgenoſſen in Afrika heimſuchten,[1] begann es in ihnen zu kochen. Herzog Eudo wußte von jenſeits der Berge die Aufregung zu ſchüren: ſeine Tochter war ihm nicht zu ſchade, durch ein Ehebündniß mit dem Berberhäuptling Munúſa dieſen an die Intereſſen der Chriſten zu knüpfen und eine gemeinſame Unternehmung gegen die Araber vorzubereiten. Als aber Munúſa die Fahne der Empörung erhob (111 oder 112 = 729. 730), gelang es ihm doch noch nicht, einen allgemeinen Aufſtand ſeiner Landsleute hervorzurufen; von den Truppen des Statthalters verfolgt, ſoll er durch einen freiwilligen Sturz vom Felſen umgekommen ſein. Mißhelligkeiten aber gab es damals nicht allein zwiſchen Berbern und Arabern, ſondern auch, durch den raſchen Wechſel untüchtiger Statthalter genährt, zwiſchen den verſchiedenen Parteien der letzteren täglich in Spanien, bis endlich der energiſche Chalife Hiſchám durchgriff und dem wackeren Abderrachmán (oben S. 431) den Oberbefehl übertrug (112 = 730). Es gelang ihm, noch einmal die Ordnung herzuſtellen; aber verhängnißvoll ſollte der Ausbreitung des Islâms der Kriegszug werden, den er im J. 114 (732) wieder nach Frankreich unternahm. Faſt bis an die Loire waren die Saracenen geſtürmt, nachdem ſie Herzog Eudos Heer an der Dordogne vernichtet: da ſtellte ſich ihnen zwiſchen Tours und Poitiers Karl Martell mit ſeinen Franken in den Weg. Ueber den Verlauf der Schlacht haben wir nur ſpärliche und widerſpruchsvolle Nachrichten: die gewaltige Niederlage der Muslime und der Tod Abderrachmáns bildeten jedenfalls das Ende des Kampfes, der von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit ausgefochten zu ſein ſcheint. Es war eine Entſcheidung von welthiſtoriſcher Bedeutung. Zwar dauerte die augenblickliche Beſtürzung, welche den ganzen Weſten ergriff, nicht lange. Ein Aufſtand der Chriſten nördlich des Ebro ward, freilich nicht ohne einige Mühe, unterdrückt, und Okba Ibn Haddſchádſch, der ſeit 116 (734) in Spanien commandirte, durfte noch in demſelben Jahre, durch Einverſtändniß mit den vor Karl Martells zunehmender Macht bangenden Fürſten Südfrankreichs begünſtigt, den muslimiſchen Einfluß jenſeits der Pyrenäen von Neuem bis Lyon hin ausbreiten; und wenn auch die von ihm ausgeſandten Unterfeldherren ſeit dem J. 119 (737) mehrfach geſchlagen wurden, blieb Narbonne immer noch für längere Zeit in der Gewalt der Araber. Neue Unternehmungen von da aus wurden freilich bald unmöglich: der furchtbare Berbernaufſtand vom J. 123 (741; unten S. 447 ff.), deſſen Folgen für die ganze ſpätere Geſchichte des Weſtens maßgebend geworden ſind, lähmte nicht allein in Frankreich, ſondern auch in Spanien ſelbſt die Kräfte des Islâms für lange Zeit. So konnte Pipin im J. 759 (142) ſogar Narbonne den Saracenen wieder abnehmen; verhängnißvoller für den Islâm iſt es geweſen, daß während des Bürgerkrieges zwiſchen den Gläubigen der Schwiegerſohn und zweite Nachfolger des Pelagius, Alphons I., nicht nur ſein baskiſches Fürſtenthum mit dem kleinen chriſtlichen Reſte Aſturiens vereinigte, ſondern die zwiſchen ihm und ihren arabiſchen Feinden wie zwiſchen zwei Feuern ſtehenden Berbern Nordſpaniens, unter welchen 132 (750) auch noch eine ſchreckliche Hungersnoth ausbrach, weit nach Süden zurückdrängte. Von dieſer Zeit an waren die hauptſächlichſten Grenzfeſtungen der Araber gegen den Norden (von Weſten nach Oſten) Coimbra, Coria, Talavera, Toledo, Guadalajara,[1]) Tudela und Pamplona; zwiſchen ihnen und dem neu erſtandenen Königreich Aſturien lag ein breiter Streifen wüſten Landes, das von den Berbern verlaſſen und noch nicht wieder bebaut war.

---

[1] Ranke (Weltgeſch. V, 1, 220) ſpricht ſchon an dieſer Stelle von einem „Kampf, der Afrika ein paar Jahre beſchäftigte". Ich bin nicht im Stande auszumachen, woher dieſe Notiz, welche ich ſonſt nirgends finde, ſtammen mag, und muß die Thatſache dahingeſtellt ſein laſſen. Die vorübergehenden Unruhen des Jahres 103 (721/2; Fournel, Les Berbers, I, 175) können nicht hierher gezogen werden.

So erreicht am Schluß der Omaijadenzeit die arabiſche Weltherrſchaft faſt gleichzeitig ihre größte Ausdehnung und, ſeit den Niederlagen von Conſtantinopel und Poitiers, ihre nicht wieder zu erweiternden Schranken. Auch hier aber fällt Ajax durch Ajax' Kraft: nicht das griechiſche Feuer oder das Frankenſchwert haben den Fall des mächtigſten Chalifenhauſes und das Ende der arabiſchen Helden- und Eroberungszeit herbeigeführt, ſondern die alte Erbſünde des unruhigen Volkes: die Stammeseiferſucht.

---

[1]) j als rauhes ch zu ſprechen. Der Name iſt arabiſch und lautet urſprünglich Wádi'l-chidschára „Steinbach". Man kann im Allgemeinen annehmen, daß alle ſpaniſchen Fluß- und Städtenamen, die mit Guad- anfangen, von dem arabiſchen Wádi „Bach", „Fluß" herkommen, z. B. Guadalquivir = Wádi el kebír „der große Fluß" u. ſ. w.

Viertes Capitel.

Der dritte Bürgerkrieg und der Sturz der Dynaſtie.

Zweifach iſt das Verhältniß, in welchem eine Religion zu dem Volke ſteht, das ſie hervorgebracht. Ausdruck der höchſten Strebungen des Volksgeiſtes ſelbſt, der ihre Form beſtimmt und ihrem Inhalt eine nothwendige Beſchränkung giebt, enthält ſie gleichzeitig als eine Art irrationalen Elementes ein neues Ideal, das über jene Bedingtheit hinaus mit dem Verſprechen auch die Aufgabe künftigen Fortſchrittes ſeinen Bekennern bringt. So wirkt jede Religion erziehlich auf das Volk, welches ſie ernſt nimmt, und keine hat mehr das Recht des Erziehers für ſich in Anſpruch genommen als der Islám. Mit einem Erfolge, der für den erſten Augenblick etwas Staunenswerthes hat. Dem eigenthümlichen Zauber, welchen Mohammeds Perſönlichkeit und das Feuer ſeiner religiöſen Begeiſterung auf eine Schaar entſchloſſener und überlegener Köpfe ausübt, verdankt es Arabien, daß mit dem Siege des Glaubens auf einmal der alte Fluch von ihm genommen ſcheint, der es bisher verhindert hat, ſich zu höherer Civiliſation und ebenbürtiger Stellung unter den Völkern zu erheben. Die Zerſplitterung der Nation in Hunderte von Stämmen und Stämmchen, die in wechſelſeitiger Eiferſucht ſich aufreiben, ohne in Jahrhunderten auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen, wird durch die gemeinſame Unterordnung unter den höchſten Glaubensherren Allah beſeitigt, vor dem Keiner mehr iſt als der Andere, Keiner alſo Grund hat, auf den Anderen ſcheel zu ſehen. So iſt das Bündel loſer Pfeile auf einmal zu unzerbrechlicher Einheit verbunden und ſpottet der ohnmächtigen Verſuche greiſenhafter Völker, ſeinen Zuſammenhalt zu brechen. Aber die Erziehung, die ſolches Wunder gewirkt hat, kommt dem natürlichen Menſchen hart an; die unruhige junge Nation läuft im erſten Bürgerkriege aus der Schule, und da ſie den ſittlichen Einfluß des Katechismus nicht mehr auf ſich wirken laſſen will, muß ſie durch Zuckerbrod und Ruthe wenigſtens zum Stillſitzen angehalten werden. Wie ſie darüber denkt, zeigt ſie im zweiten Bürgerkriege, und die Wiederholung des gewaltſamen Verfahrens bewirkt nur, daß ſie gänzlich außer Rand und Band geht, ſobald der Stock des weltlichen Regiments auf ihrem unnachgiebigen Rücken zerbricht. Erſt als die Polizei in Geſtalt der Perſer ſich ins Mittel legt, werden ſie endlich zahm, und nun kann im Abbaſſidenzeitalter wenigſtens nach und nach die heilſame Lehre ſich der Geiſter wirklich bemächtigen. Aber inzwiſchen iſt allzuviel koſtbare Zeit verſäumt, die Schüler ſind zu alt geworden; ſie kommen um den Platz, den ſie bei ihrer natürlichen Befähigung in der Welt hätten einnehmen können, und müſſen ſich begnügen, andere Leute durch ihre verſpätete Einſicht fördern zu helfen.

Wir haben oben (S. 342. 398) geſehen, daß bei aller eigenen Weltlichkeit die Omaijaden viel zu kluge Leute waren, um nicht die gemäßigte Orthodoxie mannigfach zu begünſtigen. Sijâd wie Haddſchâdſch hatten ſich Mühe genug gegeben, ihren Fürſten „Religion ins Land zu ſchaffen“; aber auf Commando geht das bekanntlich nicht. Die jetzigen Machthaber hatten ihren weltlichen Intereſſen zu Liebe ſich dem Glauben verſagt, die alten Gefährten des Propheten verfolgt und gemißhandelt: es war nur gerecht, daß ſich jetzt der Glaube ihnen verſagte. Zudem kannte man ſich in Syrien, welches unter ſolchen Umſtänden die hauptſächlichſte, ja im Grunde die einzige Stütze der Dynaſtie bildete, gegenſeitig allzugut, als daß mit Frömmigkeit etwas auszurichten geweſen wäre. So hing Alles davon ab, daß nicht noch einmal wie nach Jeſîds I. Tode (S. 370) Keis und Kelb aneinandergeriethen: das aber konnte bei dem ſeit der Schlacht auf der Wieſe von Râhit (S. 373) nur immer tiefer eingewurzelten Haſſe zwiſchen beiden nur der perſönliche Einfluß und die vorſichtige Klugheit des Chalifen ſelbſt bewirken. Mit dem Augenblicke alſo, wo dieſer ein ſchwacher Regent oder einſichtsloſer Politiker war, mußten die feindlichen Stammgruppen in offnen Kampf gerathen, und da lediglich die Summe ihre Kräfte die Macht darſtellte, welche zur Niederhaltung der religiöſen und nationalen Gegenſätze erforderlich war, ſo zog ihre Entzweiung nothwendig immer verſtärkte Wühlereien und ſchließlich bösartige Aufſtände von Charidſchiten und Schiiten, Perſern und Berbern nach ſich, an welchen bei der Menge dieſer auflöſenden Beſtandtheile in allen Theilen des Reiches die ſyriſche Herrſchaft und die Omaijadendynaſtie mit reißender Schnelligkeit zu Grunde ging.

Wenn ein Herrſchergeſchlecht ſo großen Schwierigkeiten überhaupt zu begegnen vermochte, ſo ſchien es das Abdelmeliks zu ſein. Von ſeinen fünfzehn Söhnen haben vier als Chalifen geherrſcht (S. 397), einer, Maslama, als einer der bedeutendſten Feldherren des Islâms unter allen vieren eine hervorragende Rolle geſpielt; und zwei von jenen, Walid und Hiſchâm, gehören zu den bedeutendſten Fürſten, welche der Orient überhaupt hervorgebracht hat. Aber ſelbſt in einem Hauſe, das über eine ſolche Fülle perſönlicher Begabung verfügte, mußten ſich ſchwächere Perſönlichkeiten finden, und die Verhältniſſe zwiſchen Jemeniten und Keißiten waren bereits allzuſehr zugeſpitzt, als daß nicht der erſte Fehler hätte verhängnißvoll werden ſollen. Es war Abdelmeliks zweiter Sohn, Sſuleimân, welcher ihn beging, und von dem alſo, wenn nicht äußerlich, ſo doch dem Weſen nach der Verfall der Omaijadenherrſchaft datirt. Sein Vater war mit der ſelbſtbeherrſchenden Klugheit, welche den hervorſtechendſten Zug ſeines Charakters bildete, die Wage zwiſchen Kelb und Keis gleich zu halten bemüht geweſen. Trotzdem die letzteren auch nach der Wieſenſchlacht durch ihre unpatriotiſche Haltung am Châſir (S. 381) ſeiner Herrſchaft noch einmal ſchwere Gefahr bereitet hatten, übertrug er die Verwaltung des ganzen Oſtens dem Keißiten Haddſchâdſch, der ſich beeilte, ſeine Vettern, nicht zum Schaden des Reiches, überall unterzubringen und die Häupter der Jemeniten, vor Allem das Haus Mohallab, aus den leitenden Stellungen zu verdrängen. Die Südaraber zeigten ſich lebhaft entrüſtet und beklagten ſich bitter über die Undankbarkeit des Herrſchers, der ihnen doch ſeinen Thron verdankte, beruhigten ſich aber ſchließlich, als der Chalife ihnen wenigſtens die Eroberung und Verwaltung des Weſtens überließ (S. 419). Walîd, ſo rückhaltlos er ſich auf Haddſchâdſch zu ſtützen fortfuhr, hütete ſich doch, an dem beſtehenden Verhältniß etwas zu ändern. Aber im kräftigſten Mannesalter[1]) wurde er dahingerafft, und der ihm nach ſeines Vaters Willen folgte, ſein Bruder Sſuleimân, war nicht leidenſchaftslos oder klug genug, dem Wohle des Reiches ſeine perſönlichen Empfindungen zu opfern. Er hatte von den Herrſchertugenden ſeines Hauſes nur die gefährlichſte, den Stolz, geerbt, und hielt weder ſeine Genußſucht noch ſeine Launen im Zügel. Mit Walîd ſtand er nicht ſonderlich, ſchon weil dieſer Chalife, wie ſeine Vorgänger, den Wunſch hegte, ihn der Nachfolge zu berauben und ſie dem eignen Sohne Abd El-Aſîſ zuzuwenden. Mißvergnügte Jemeniten, vor Allen Jeſîd Ibn Mohallab, der niemals den Verluſt der reichen Provinz Chorâßân (S. 410f.) verſchmerzen konnte, hatten ſich naturgemäß an den zukünftigen Herrſcher herangedrängt; Grund genug für Haddſchâdſch, Walîds Abſicht zu unterſtützen. Aber ihre Durchführung glaubte der vorſichtige Fürſt mit Recht bei der allgemeinen Spannung der Lage nur langſam bewerkſtelligen zu können, zur großen Beunruhigung ſeines Vicekönigs, der nicht in Zweifel ſein konnte, welches Schickſal ihm bevorſtand, wenn er Sſuleimâns Thronbeſteigung erlebte. Sein Gebet ſoll in der letzten Zeit vor ſeinem Tode geweſen ſein, daß Allah ihn vor dem Beherrſcher der Gläubigen ſterben laſſen möge. Es erfüllte ſich im Jahre 95 (714); kaum ein halbes Jahr ſpäter aber folgte ihm Walîd, und nun traf die Rache des neuen Oberhauptes, welcher der greiſe Vicekönig entgangen war, ſeine Stammgenoſſen um ſo ſchonungsloſer, als die feindlichen Jemeniten zu ihrer Vollſtreckung nur allzu bereitwillig ſich als Werkzeuge darboten. Die Ernennung des Jeſîd Ibn Mohallab zum Statthalter des Irâk zerſtörte nicht allein für immer das bis dahin mühſam aufrecht erhaltene Gleichgewicht zwiſchen Keißiten und Jemeniten, es gab das Signal zu einer Mißhandlung der angeſehenſten und verdienteſten Angehörigen der eben noch vorherrſchenden Nordaraber, wie ſie unter dem mit Unrecht verſchrienen Haddſchâdſch unerhört geweſen war. Selbſt dieſer ſtrenge Regent hatte ſich begnügt, den Sohn Mohallabs ſeines Commandos zu entſetzen, und der bedächtige Abdelmelik hatte lange gezögert, auch nur das zu geſtatten; jetzt wurde ein Mann, wie Mohammed Ibn Kâßim (S. 412), welcher den Ruhm der islamiſchen

---

[1]) Er ſtand bei ſeinem Tode nach den verſchiedenen Angaben zwiſchen dem 43. und 50. Lebensjahre.

Waffen erneuert und im fernen Oſten ſoeben dem Reiche neue Provinzen gewonnen, wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, perſönlichen Feinden des Hauſes Haddſchâdſch ausgeliefert, die ihn unter Folterqualen verenden ließen. Koteiba Ibn Muslim, dem ein gleiches Schickſal drohte, ſtarb wenigſtens, das Schwert in der Hand, mit welchem er das drohende Unheil abzuwehren verſuchte (96 = 715): ein ſchlimmes Beiſpiel für Alle, welche von nun an bei einem Thronwechſel fürchten mußten, daß die bisher unterdrückte Gegenpartei an's Ruder kommen werde. Eine bloße Parteiregierung iſt ſelten heilſam: hier wurde ſie das ſchlimmſte aller Uebel, weil die ſtets wachſende Erbitterung zwiſchen den beiden Stämmen ſich unvermeidlich raſch bis an den Sitz der Centralregierung fortpflanzen und bald auch hier das Unterſte zu oberſt kehren mußte.

Die Nachtheile dieſes Verhältniſſes ſteigerten ſich durch die Kürze der Regierungsdauer, welche den einzelnen Chalifen zugemeſſen war. Sſuleimân (reg. 96—99 = 715—717) und Omar II. (99—101 = 717—720) ſtarben im dritten, Jeſîd II. (101—105 = 720—724) im fünften, Walîd II. (Sohn Jeſîds II.; 125—126 = 743—744) im zweiten Jahre ihrer Herrſchaft, Jeſîd III. (Sohn Walîds I., 126 = 744) regierte gar nur ein halbes Jahr; Hiſchâm (105—125 = 724—743) iſt der einzige, der es auf eine längere Friſt (19½ Jahre) gebracht hat. Da nun faſt jeder Thronwechſel ſeit Sſuleimân je nach den verſchiedenen Familienverbindungen der einzelnen Chalifen mit den beiden Parteien oder nach ſonſtigen perſönlichen Motiven faſt regelmäßig auch von einem politiſchen Umſchwung begleitet wurde, ſo ergiebt ſich, daß zwiſchen 101 und 127, alſo binnen 26 Jahren, fünfmal die Herrſchaft von der einen Stammgruppe auf die andere überging. Das bedeutete dann aber ſtets eine erbitterte Verfolgung der bisher maßgebend geweſenen Perſönlichkeiten, die es ihrerſeits während der eigenen Machtdauer nicht beſſer gemacht hatten: ſo kamen in kurzer Zeit eine große Zahl angeſehener Männer, meiſt in ſchrecklicher Weiſe, ums Leben, und der gegenſeitige Haß zwiſchen Nord- und Südarabern ſtieg aufs Aeußerſte. Wer irgend Einfluß genug zu haben glaubte, widerſetzte ſich bald in offner Empörung, wenn die Thronbeſteigung eines neuen Chalifen ihm und ſeinen Freunden Gefahr brachte. So erregte ſchon Jeſîd Ibn Mohallab im Jahre 101 (720) nach dem Tode Omars II., wo mit Jeſîd II. die Keißiten wieder ans Ruder kamen, einen Aufſtand in Baßra, der in weiter Ausdehnung über die ihm großentheils ergebenen Oſtprovinzen ſich verbreitete und der ſyriſchen Hegemonie bereits jetzt ein Ende zu machen drohte. Diesmal gelang es noch Maslama, dem bewährten Degen des Hauſes Abdelmeliks, den Aufruhr zu dämpfen: am 14. Sſafar 102 (24. Aug. 720) fiel der fürſtlich ſtolze Sohn des Mohallab nach hartem Kampfe in der Nähe von Kûfa an den Ufern des Euphrat, und nach ſeinem Tode war die Ruhe in Baßra wie in ganz Perſien bald wieder hergeſtellt. Als aber Walîd II. Hiſchâms verdienten Statthalter, den Jemeniten Châlid Ibn Abdallah El-Kasri, in der ſchauderhafteſten Weiſe hinrichten ließ, empörten ſich die Stammgenoſſen deſſelben, riefen Walîds Vetter Jeſîd III. zum Herrſcher aus und tödteten den Chalifen. Das war der Anfang vom Ende, denn nunmehr ſtellte jede Partei ihren eignen Chalifen auf und die Syrer zerfleiſchten ſich gegenſeitig in offnem Bürgerkriege, bis die vereinigte Macht der inzwiſchen empörten Oſtprovinzen über ſie herfiel und beide Theile zugleich erdrückte.

Was die unvermeidlichen Folgen dieſer Zerwürfniſſe in hohem Grade ſteigerte, war die Unbrauchbarkeit der meiſten Chalifen dieſer letzten Zeit. Schon die Söhne Abdelmeliks waren nicht alle gleich geweſen: wie Sſuleimân ſo führte auch Jeſîd II. ein üppiges Leben, dem er freilich durch eifrige Beſchäftigung mit Poeſie und Muſik einen edleren Reiz verlieh, leider aber ohne ſeiner Herrſcherpflichten dabei nach Gebühr ſich zu erinnern. Nach Hiſchâms Tode wurde es ganz ſchlimm: Walîd II. war ein einfacher, trotz ſeiner Vorliebe für die Dichtkunſt nicht einmal mehr liebenswürdiger Taugenichts, ein wollüſtiger und grauſamer Deſpot, der beiſpielsweiſe das ſcheußliche Eunuchenthum zur Grundlage ſeiner Haremswirthſchaft machte und ſein gewaltſames Ende in der kurzen Zeit ſeiner Regierung reichlich verdient hat; ſein Nachfolger Jeſîd III. gab durch die Empörung gegen das legitime Oberhaupt ſeines Hauſes das Letzte preis, was noch Rettung hätte bringen können: die Einheit der Dynaſtie, welche von der Familie Abdelmeliks auf das Aengſtlichſte reſpectirt worden war; und er hatte nicht einmal das Zeug dazu, durch rückſichtsloſe Energie ſeine Uſurpation einigermaßen zu rechtfertigen, als ſie von dem ihm feindlichen Statthalter Armeniens **Merwân Ibn Mohammed** und den Keißiten ſofort mit neuer Empörung beantwortet wurde. Solche Leute waren nicht danach angethan, die ungeheuren Schwierigkeiten der Lage zu beherrſchen, einer Lage, welche ohnehin durch die bedenklichſten Vorgänge in den Provinzen und durch verhängnißvolle Maßregeln auch der zwei beſten unter den ſpäteren Omaijaden bereits aufs Aeußerſte verwickelt war. Während es nicht lohnt, die Verkehrtheiten der Uebrigen und die widerwärtigen Balgereien zwiſchen Keis und Kelb im Einzelnen zu verfolgen, müſſen wir auf dieſe Beiden, **Omar II.** und **Hiſchâm**, noch für einen Augenblick etwas genauer unſere Aufmerkſamkeit richten.

Omar II. war der Sohn von Abdelmeliks Bruder **Abd El-Aſîſ**, welcher von Jenem der ihm zuſtehenden Thronfolge hatte beraubt werden ſollen, aber noch vor dem Regierungswechſel geſtorben war (S. 396). Wohl um die Jemeniten, die ſehr an dieſem ihrem beſtändigen Gönner gehangen hatten, zu begütigen, hatte Walîd im J. 87 (706) Omar zum Statthalter von Medina gemacht. Als Mann von tiefer und aufrichtiger Frömmigkeit und löblichem Wandel nach dem Muſter des Propheten und ſeiner erſten Genoſſen freundete er ſich mit den Orthodoxen in Medina, die ſonſt von den Omaijaden bei jeder Gelegenheit gekränkt und bedrückt wurden (S. 368. 387), in einer Weiſe an, welche vor Allen des Haddſchâdſch lebhaftes Mißvergnügen erregte. Er bildete ſich einen Beirath von zehn frommen Kennern der Tradition, die er überall befragte und zur Ueberwachung der weltlichen Beamten ermächtigte. Auch ſonſt führte er ein ſehr mildes Regiment; natürlich wurde das außerhalb bekannt, und bald flohen aus dem Irâk zahlreiche Leute, die ſich vor dem ſtrengen Haddſchâdſch zu fürchten Grund hatten, nach der Stadt des Propheten, wo ſie bei einem ſolchen Manne Gottes ein ſicheres Aſyl fanden. Das war nichts für den rückſichtsloſen Vicekönig des Oſtens, und auf ſeine wiederholten Beſchwerden ſetzte der Chalife den aus der Art geſchlagenen Vetter im J. 93 (712) ab. Seitdem beteten dieſen natürlich die Orthodoxen erſt recht an und ſahen in ihm die letzte Hoffnung des Glaubens; und als Sſuleimân in der Krankheit, welcher er vorzeitig erliegen ſollte, das Bedürfniß fühlte, im Verkehr mit einem frommen Beichtvater ſeine Ausſichten auf das Jenſeits etwas zu verbeſſern, erreichte dieſer durch eine geſchickt geführte Intrigue, daß ſtatt des nächſten Sohnes Abdelmeliks der Abgott der Orthodoxen als Nachfolger bezeichnet und anerkannt wurde. Der Regierung (99—101 = 717—720) des merkwürdigen Mannes gerecht zu werden, iſt nicht leicht. Er war perſönlich ein ehrenwerther Charakter, und die unentwegte Gerechtigkeit, die zu üben er bemüht war, hätte bei längerer Dauer ſeiner Herrſchaft vielleicht den ſchlimmen Fehler, welchen Sſuleimân durch die Mißhandlung der Keißiten begangen, einigermaßen gut machen können. Allerdings entſetzte Omar den Jeſîd Ibn Mohallab, wie dieſem großartigen Verſchleuderer des Staatsgutes unzweifelhaft gebührte, ſeines Statthalteramtes in Choraßân, aber er lieferte ihn nicht ſeinen perſönlichen Feinden zu beliebiger Todfolterung aus und trat ſo wenig als grundſätzlicher Gegner der Jemeniten auf, daß er z. B. dem tüchtigen Sſâmach den wichtigen ſpaniſchen Poſten übertrug. Leider aber war er in Folge ſeiner theologiſchen Voreingenommenheit jeder politiſchen Einſicht verſchloſſen, und wenn ſich nicht abſtreiten läßt, daß einige ſeiner Verordnungen den Islâm als ſolchen erheblich gefördert haben, ſo trug doch beinahe Alles, was er that, dazu bei, den in der Hauptſache nun einmal verweltlichten Staat aufs Gründlichſte zu desorganiſiren. Das für die große Politik befähigteſte Volk, welches jemals exiſtirt hat, die Römer, haben nicht unbedacht den Satz aufgeſtellt, daß jedes Reich nur durch dieſelben Mittel erhalten werden kann, welche ſeine Gründung bewirkt haben. Omar aber wollte an Stelle der mehr als realiſtiſchen Regierungsgrundſätze der Nachfolger Moâwijas ideale Geſichtspunkte zur Geltung bringen, die er ſich aus dem Korâne und der Tradition zurechtgelegt hatte. Und wenn dieſes an ſich löbliche Unternehmen auch nur mit mäßiger Kenntniß der wirklichen Verhältniſſe ins Werk geſetzt worden wäre! Aber der fromme Chalife war ſo in die Schlagworte ſeiner theologiſchen Umgebung eingeſponnen, daß er nicht einmal den Verſuch machte, die leitenden Gedanken des Korâns mit einiger Vernunft auf die böſe Welt anzuwenden. Seine einfache Logik beſagte nur, daß Gott die Dinge ſo und ſo wünſche und daß ſie in Folge deſſen auch durchführbar ſeien. Wie Gott aber das Chalifat regiert haben wollte, hatte er den Gläubigen handgreiflich gezeigt, als er durch ſeine Knechte Abu Bekr und Omar dem Islâm erſt die rebellirenden Araber, dann ganz Perſien, Syrien und Aegypten unterwarf. So war denn ſein Ideal nichts Anderes als eine mechaniſche Copie der Organiſation, welche der erſte Omar dem Staate gegeben, die unwürdigen Nachfolger aber in den wichtigſten Punkten durch gottloſe Abänderungen entſtellt hatten. Iſt uns nun erinnerlich (S. 278 ff.; 339; 395), wie dieſe Abänderungen keineswegs von ſubjectiver Willkür, ſondern von dem Gewichte brutaler Thatſachen erzwungen waren, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß auf den Staat Abdelmeliks und Haddſchâdſch' die alten Grundſätze wie die Fauſt aufs Auge paßten. Aber von keinem Funken ſolcher Erkenntniß wurde die rührend fromme Zuverſicht des wunderbaren Mannes erleuchtet. So dekretirte er denn bald nach ſeiner Thronbeſteigung die Aufhebung der von Haddſchâdſch eingeführten Vorſchrift, nach welcher die zum Islâm übertretenden Schutzgenoſſen im Intereſſe des Fiscus die alte Kopfſteuer weiter zahlen mußten (S. 395). Da es hierdurch für die Andersgläubigen von Neuem vortheilhaft wurde, zum Islâm überzutreten, ſo hatte der fromme Fürſt, der gleichzeitig in allen Provinzen eine eifrige Miſſionsthätigkeit organiſirte, die beſeligende Genugthuung, in kurzer Zeit die Schaaren der Gläubigen in Oſt und Weſt um Millionen zunehmen zu ſehen. Waren dies zunächſt nur Scheinbekehrungen, ſo iſt nicht zu vergeſſen, daß auf Apoſtaſie nach mohammedaniſchem Rechte von Anfang der Tod ſtand, die Rückkehr der einmal für den Korân Gewonnenen alſo ausgeſchloſſen war: ſo beſtand nachher wenigſtens die zweite Generation größtentheils ſchon aus guten Muslimen, und das Uebergewicht der Bekenner Allahs über die Andersgläubigen iſt daher in der That durch Omars Edict erheblich vermehrt worden. Sehr ſchlecht ſtand ſich aber dabei die Staatscaſſe (vgl. S. 279), und dieſer Nachtheil wurde durch eine zweite Verordnung noch unverhältnißmäßig geſteigert. So viel wurde allerdings ſelbſt dem Omar klar, daß die Wiederherſtellung des alten Verbots des Grundbeſitzes für die Gläubigen (S. 272. 279) wenigſtens in der Form nicht zu machen ſei, daß man etwa von Allen, welche im Laufe von über 70 Jahren Güter in den Provinzen erworben hatten, die Aufgabe derſelben forderte. Das war aus verſchiedenen Gründen einfach techniſch unmöglich; ſo wurde wenigſtens dieſes allergefährlichſte Experiment unterlaſſen. Während aber vom Jahre 100 (718/9) jeder weitere Ankauf von Grund und Boden den Muslimen unterſagt ward, unterzog der Chalife, um eine ſeiner Orthodoxie anſtößige Gleichſtellung von Gläubigen und Schutzgenoſſen zu beſeitigen, jene immerhin unberechtigt occupirten Güter mohammedaniſcher Beſitzer nicht mehr dem Charâdſch (S. 272), den man bis dahin fortgefahren hatte von ihnen einzuheben, ſondern nur dem weit niedrigeren Zehnten vom Ertrage. Das hatte natürlich noch einen weit größeren Ausfall für die Staatseinnahmen zur Folge und war auch inſofern unpraktiſch, als die Begünſtigung Denjenigen gegenüber, die bis dahin keinen Grund und Boden erworben hatten und es nun auch nicht mehr ſollten, gradezu den Charakter eines privilegium odiosum annahm. Daß für die Letzteren gleichzeitig durch genauere Durchführung des Syſtems der Jahrgehalte (S. 273) eine Art Entſchädigung geſchaffen werden ſollte, war von keinem Belang; denn dieſe Gehälter waren verhältnißmäßig doch nicht groß genug, trotzdem ſie bei der maſſenhaften Zunahme der Bekehrungen der Regierung Unſummen koſteten. Und zu allen dieſen Maßregeln, welche den Schatz auf das Empfindlichſte ſchädigten, kam endlich noch der von einem humanen aber unpraktiſchen Gerechtigkeitsgefühl eingegebene Befehl, daß alle Gelder, welche etwa durch ungeſetzliche Erpreſſungen von den Unterthanen zu viel eingezogen worden ſeien, den Uebervortheilten zurückgegeben werden ſollten. Ob das auch nur in einzelnen Fällen geſchehen iſt, wiſſen wir nicht; eine ſchönere Gelegenheit zu ungeſtrafter Plünderung der öffentlichen Caſſen konnte ſich aber der ungetreueſte Beamte nicht wünſchen.

Man ſieht ohne Mühe, daß mehrere dieſer Verordnungen Unzufriedenheit in weiten Kreiſen, alle ſammt und ſonders aber den vollſtändigen Ruin der Reichsfinanzen zur Folge haben mußten. In der That verſchwand das Geld des Staates überall wie mit einem Zauberſchlage; es iſt uns z. B. überliefert, daß die Steuererträge des Irák plötzlich ſo weit zurückgingen, daß die reiche Provinz nicht einmal ihre eigenen Verwaltungsausgaben zu decken vermochte und Zuſchüſſe aus der Centralcaſſe in Damaskus erforderte. Dieſe mußte unter ſolchen Umſtänden ſich auch ſchnell genug leeren; wie die unabweisliche Nothwendigkeit, ſie wieder zu füllen, die übelſten Folgen nach ſich gezogen hat, wird uns ſogleich klar werden.

Faſt noch verderblicher für das Beſtehen der Dynaſtie wurde aber das Nachlaſſen des ſtraffen Regimentes, welches bis dahin die verſchiedenen religiöſen und nationalen Sonderbeſtrebungen niedergehalten hatte. Daß zur Ueberzeugung von Andersdenkenden der Säbel einen ſehr ſchneidigen Beweisgrund darſtellt, iſt eine unleugbare Thatſache, und man darf gegen Hadſchádſch und ſeine Leute ſich nicht allzu tugendhaft entrüſten, daß ſie von einem ſo wirkſamen Argumente häufigen Gebrauch machten; das war damals wie auch heute noch im Orient üblich, iſt es lange Zeit ja auch bei uns geweſen. Leider pflegt aber den Vertretern ſolcher Anſchauungen die ebenſo unleugbare Thatſache verborgen zu beiben, daß die Ideen keine Hälſe haben und alſo auch nicht geköpft werden können. Man hatte erreicht, daß Niemand mehr wagte, den Gedanken der Gemeindeſouveränetät laut zu äußern oder ſich öffentlich als Vertreter des Rechtes der Aliden auf das Chalifat zu bekennen; todt waren dieſe Ideen aber nicht, ſo lange in den demokratiſchen Kreiſen des Irák noch ein Funken des alten Arabertrotzes glühte und in den Perſern die nationale Abneigung gegen die fremden Eroberer lebendig blieb. Kaum ließ alſo der harte Druck nach, welcher bis zum Tode Walíds Charidſchiten und Schiiten ruhig erhalten, ſo hoben beide Parteien faſt gleichzeitig das Haupt von Neuem. Schon unter Sſuleimán hatten ſich allerlei Wühlereien an verſchiedenen Stellen vorbereitet: Jeſíd Ibn Mohallab, ſein Statthalter über die Oſtprovinzen, war viel zu ſehr Grandſeigneur, um die Bevölkerung mit den kleinlichen Polizeimaßregeln zu beläſtigen, die unter Haddſchâdſch Mode geweſen, und unter Omar war die alte Strenge erſt recht nicht mehr vorhanden: kein Wunder, daß ſchon im J. 100 (718) ein Mann Namens Biſtâm, auch Schaudheb genannt, im Irâk öſtlich des Tigris die Lehre von der alleinigen Entſcheidung über die Herrſchaft durch Gott (S. 326) wieder zu predigen anfing; und da der fromme Omar auch noch ausdrücklich an ſeinen Statthalter in Kûfa ſchrieb, man ſolle den Mann gewähren laſſen, ſo lange er kein Blut vergieße, ſo gewann er in kurzer Zeit eine große Zahl von Anhängern und ſchlug mehrmals die endlich gegen ihn ausgeſandten Truppen. Erſt als Jeſîd II. zur Regierung kam, gelang es, die Puritaner niederzuwerfen (101 = 720) und die Ruhe im Irâk für eine Weile herzuſtellen.

Vorſichtiger als die Charidſchiten, aber nur um ſo gefährlicher waren die Aliden. Seitdem Môß'abs Henker (S. 382) die Schiiten in ſo furchtbarer Weiſe von dem Irrthum bekehrt hatten, daß es möglich ſei, an Stelle der arabiſchen Omaijadenherrſchaft ein neues Perſerreich unter dem Banner Alis zu begründen, hatte die Secte ſich todt geſtellt. Kaum daß ab und zu ein allzu überzeugungstreuer Mann ſich weigerte, das Andenken Alis zu verfluchen, wie es Haddſchâdſch von den des Schiitismus Verdächtigen zu verlangen pflegte: das koſtete den Unglücklichen das Leben und machte die Andern noch ſcheuer und ſchweigſamer. Aber durch alle Provinzen des Oſtens verzweigte ſich mehr und mehr ein geheimer Bund Aller, die zum Hauſe Alis verehrungsvoll aufſchauten als dem einzigen Horte des Glaubens, der einzigen Hoffnung einer Befreiung von dem arabiſchen Joche. Irgend wo in einem unſcheinbaren Dorfe in der Nähe der heiligen Stätten von Mekka, Medina oder Kerbelâ (S. 363 f.), deſſen war man ſicher, lebte der Enkel oder Urenkel des vergötterten Schwiegerſohnes des Propheten, auf welchen nach der von Allah beſtimmten Erbfolge die Würde des Imâms, des wahren Oberhauptes der Religion, übergegangen war. Seine Perſon kannte vielleicht nur Gott, ebenſo wie den Tag und die Stunde, wo er aus ſeiner für Menſchenaugen undurchdringlichen Verborgenheit ans Licht treten würde als der Machdi[1]), der zur Herſtellung des Reiches Gottes auf Erden Berufene: es galt auf den Augenblick in feſter Zuverſicht zu harren, bis dahin aber die reine Lehre unabläſſig im Stillen auszubreiten, daß am Tage der Befreiung alles gläubige Volk wie ein Mann ſich erhebe und die Gottloſen mit einem Schlage vernichte. Das geheimnißvolle Dunkel, in welches die Leiter der Bewegung ſich hüllten, war nur ein Anreiz mehr für romantiſche Köpfe unter den ſchiitiſchen Arabern, ganz beſonders aber für das indogermaniſche Perſervolk, das zum großen Theile ſeit Alters an myſtiſchen Ideen hing.

---

1) El-Mahdi (mit ſcharf geſprochenem h, ſo daß es faſt wie machdi klingt) „der [von Gott] Geleitete“.

Vielleicht hatten die Aliden ſelbſt kaum eine richtige Vorſtellung von der Ausdehnung und dem Einfluß dieſer Propaganda. Gewiß befanden ſich die eigentlichen Häupter derſelben ſtets in Verbindung mit einem oder dem andern aus dem Hauſe des Propheten, den ſie officiell an die Spitze des Unternehmens ſtellen konnten, wenn die Zeit für offenes Losbrechen reif ſchien; aber die ſämmtlichen Fäden des Geheimbundes haben die Aliden ſelbſt kaum je in den Händen gehabt. Es iſt, als ob jene Unentſchloſſenheit und jener Mangel an politiſcher Einſicht, welche Ali und ſeine Söhne ins Verderben ſtürzten, ſich in der Familie fortgeerbt hätten. So fruchtbar ſie äußerlich ſich fortpflanzte — Ali hatte 31 Kinder gehabt und ſeine Nachkommen vermehrten ſich vielfach in ähnlicher Weiſe — ſo arm iſt ſie an hervorragenden Männern geblieben. Ihre Anſprüche an die Verehrung der Gläubigen ließ ſie niemals fallen; kam aber im Laufe der Jahrzehnte wirklich ein Moment, der einer muthigen und kraftvollen Perſönlichkeit Veranlaſſung zu entſcheidendem Eingreifen geboten hätte, ſo fand ſich gewöhnlich Niemand, der ihn zu benutzen verſtand, und wagte einmal ein außergewöhnlich kühner Alide etwas, ſo geſchah es ſicher im ungeeignetſten Zeitpunkte. So bietet mit ſeltenen Ausnahmen die Geſchichte dieſes Hauſes faſt zu allen Zeiten das klägliche Schauſpiel verpaßter Gelegenheiten und zweckloſer Aufſtände, die nur zu unnützem Blutvergießen und zu tiefgehender Zerrüttung der islámiſchen Welt führten: ein unſeliges Geſchlecht, deſſen höchſte Leiſtung geweſen zu ſein ſcheint, daß es zweihundert Jahre ſpäter einem frechen Abenteurer ein Aushängeſchild lieh, hinter dem eine der gelungenſten Uſurpationen der ganzen Weltgeſchichte ins Werk geſetzt werden konnte.[1] Das waren die Leute, zu deren Gunſten ſeit dem Wechſel des Regierungsſyſtems nur um ſo eifriger in den Oſtprovinzen Stimmung gemacht wurde, und keinen den Intereſſen ſeiner Dynaſtie abträglicheren Streich konnte ſeine gutmüthige Frömmigkeit Omar II. ſpielen, als daß ſie ihn veranlaßte, im J. 99 (717/8) zu verordnen, es ſolle nirgends mehr im Freitagsgebet die bis dahin übliche Verfluchung Alis ſtattfinden. Natürlich konnten nun die Schiiten der Verehrung ihres Heiligen überall freien Ausdruck geben; wie die Dinge damals lagen, ſchloß ſolcher ſtets die Verwerfung der Omaijadenregierung ein. Es bedarf keiner Auseinanderſetzung, wie hierdurch und durch Omars auch ſonſt in faſt übertriebener Weiſe bethätigte Vorliebe für die Aliden das Anſehen der Dynaſtie geſchädigt und denen ihre Aufgabe erleichtert werden mußte, welche die ſchiitiſchen Lehren zu verbreiten befliſſen waren. Und was für das Haus Abdelmeliks das Allerſchlimmſte war, grade in dieſem Augenblick fand ſich ein Kreis von klugen und nicht allzu gewiſſenhaften Perſönlichkeiten vor, welche es verſtanden, die vorhandene geheime Organiſation für ihre eigenen Zwecke zu benutzen und ihr die rückſichtsloſe Thatkraft mitzutheilen, welche den Nachkommen Alis verſagt war. Wir haben bereits früher (S. 88) die

---

1) S. unten S. 596 f.

Anlagen kennen gelernt, welche Abbás, der kluge und vorſichtige Oheim des Propheten, auf ſeine Nachkommen vererbt hatte. Sein Sohn Abdallah war im erſten Bürgerkriege zuerſt auf Alis Seite geweſen (S. 319. 321); als es mit dieſem aber bergab ging, hatte er ſich nach Mekka und ſpäter nach Táïf zurückgezogen, nicht ohne aus Baßra, das er bisher verwaltet hatte, die Staatscaſſe mitzunehmen. Nachher hatte er mit den Omaijaden ſeinen Frieden gemacht (S. 337) und ſich auf die Theologie geworfen. Er iſt es geweſen, der zuerſt ſyſtematiſch Material zur Erklärung des Koráns zuſammentrug, und hat ſich dadurch großes perſönliches Anſehen erworben; ſchade nur, daß er es zur Erhöhung deſſelben für nothwendig hielt, Alles zu wiſſen, und deswegen an zahlreichen ſchwierigen Stellen des heiligen Buches, die ihm ſelber unverſtändlich waren, in höchſt unerlaubter Weiſe ſchwindelhafte Deutungen erfand, mit denen wir heute noch zu kämpfen haben. Abdallahs Sohn Ali trug in Damaskus und anderswo eine gradezu märchenhafte Frömmigkeit zur Schau und betete eigentlich den ganzen Tag; nebenbei aber intrigirte er heimlich gegen die Omaijaden und kam dadurch mit Walid, der keinen Spaß verſtand, in unangenehme Differenzen, die ſchließlich ſeine Verbannung aus der Hauptſtadt herbeiführten. Er ſiedelte ſich nun an einem kleinen Ort im Süden des Todten Meeres an, und hier ſoll es geweſen ſein, wo nach der ſpäteren Ueberlieferung unter dem Chalifat des Sſuleimán Abdallah ein Sohn des Mohammed Ibn El-Hanafije (S. 379), alſo ein Enkel des Chalifen Ali, einem Sohne jenes Abbaſſiden Ali Namens Mohammed feierlich ſeine und ſeines Hauſes Rechte auf das Imamat übertragen hat. Das Ganze iſt natürlich eine Erfindung der abbaſſidiſchen Hofhiſtoriographen, um die Legitimität ihrer Brodherren dem lieben Publicum außer Zweifel zu ſtellen; für wahr iſt davon nur zu halten, daß der eben genannte Mohammed, der Vater des im J. 104 (722) geborenen erſten Abbaſſidenchalifen Sſaffách, den klugen Gedanken hatte, ſeiner Familie den großen perſönlichen Einfluß der Aliden dienſtbar zu machen. Zu dieſem Zwecke wurde eine Vereinigung beider Zweige der Familie des Propheten herbeigeführt, mit dem Hintergedanken auf Seiten der Abbaſſiden natürlich, die Nachkommen des Ali, ſobald die Herrſchaft der Omaijaden untergraben ſein würde, bei Seite zu drängen und ſelbſt das freigewordene Erbe des Geſandten Gottes anzutreten. Die Gelder, welche Abbás und ſeine Söhne bei verſchiedenen Gelegenheiten anzuhäufen gewußt hatten, waren zu großen Summen angewachſen, während die Aliden nie zu wirthſchaften verſtanden: ſo mußte es dieſen vortheilhaft erſcheinen, das angetragene Bündniß einzugehen. Mit wahrhaft raffinirter Schlauheit verſtanden die Abbaſſiden es einzurichten, daß die nun eröffnete gemeinſame Propaganda die umfaſſende Formel „die Herrſchaft für das Haus des Propheten“ als Schlagwort erhielt, ſo daß überall heimlich für die Haſchimiten gepredigt wurde, d. h. für die Abkommen von des Propheten Ahnherrn Háſchim (S. 33. 44), worunter die Schiiten natürlich fortfuhren, die Aliden zu verſtehen, während die Abbaſſiden ſich ſelber meinten. Indeß nun bei den Schiiten die Erwartung und damit die Begier nach einem Umſchwung der Dinge ſich im Geheimen durch alle Kreiſe fortpflanzte, wanderten Jahr für Jahr die Emiſſäre der Abbaſſiden nach dem Oſten, unter der Maske von Kaufleuten und dergleichen auch in den nichtſchiitiſchen Kreiſen Unzufriedenheit zu erwecken, beſonders aber die fortdauernde Verſtimmung zwiſchen Süd- und Nordarabern, und innerhalb der letzteren zwiſchen Modar und Rabí'a (vgl. S. 377) zu ſchüren, ſo daß im Laufe der Zeit durch dieſe perfiden Wühlereien nicht nur die perſiſche Bevölkerung, ſondern auch ein großer Theil der arabiſchen Beſatzungstruppen ſelbſt gegen die beſtehende Regierung aufgehetzt und einem Wechſel der Dynaſtie geneigt wurden.

Das Alles war freilich noch ſehr in ſeinen Anfängen, als nach Omars vorzeitigem Tode1) und der kurzen Regierung Jeſíds II. Abdelmeliks vierter Sohn Hiſchám (105—125 = 724—743) zur Regierung kam. Eine Herrſchernatur nach dem Schlage ſeines Vaters, hat er es an nichts fehlen laſſen, der einreißenden Zuchtloſigkeit zu ſteuern, die Folgen der verkehrten Maßregeln Omars II. gut zu machen und vor Allem der Verſchleuderung der Staatsgelder Einhalt zu thun, die unter Jenem zu frommen, unter Jeſíd zu Vergnügungszwecken ſtattgefunden hatte. Gleich im Jahre 105 (724) ernannte er zum Statthalter des Irák den Chálid Ibn Abdallah El-Kasri, der zwar Jemenite, aber in ſeinen Verwaltungsgrundſätzen von dem Keißiten Haddſchádſch nicht allzu verſchieden war und es fertig gebracht hat, noch beinahe vierzehn Jahre lang der ſchwierigen Provinz den inneren Frieden ungeſtört zu bewahren. Weniger Glück hatte der Chalife mit ſeinen Vertretern im Oſten, wo weder Chálids Bruder Aßad, noch ſeine Nachfolger im Stande waren, gleichzeitig den aufſäſſigen Türkenſtämmen (oben S. 412) die Spitze zu bieten, die Reibungen zwiſchen den arabiſchen Stammgruppen (ſ. oben) zu verhindern und die Sendlinge der Abbaſſiden zu überwachen. Fortwährend gab es Unruhen und förmliche Kriege, unter denen die Maulwurfsarbeit der haſchimitiſchen Propaganda trefflich von Statten ging. Waren hier die Statthalter, wenn auch nicht ohne Ausnahmen, Jemeniten, ſo kam Afrika bereits im Jahre 110 (728) unter keißitiſches Regiment. Man ſieht, Hiſchám hatte den richtigen Geſichtspunkt, das Gleichgewicht zwiſchen den beiden Parteien wieder herzuſtellen; dabei verſäumte er leider nur, auf die Sinnesart der Unterthanen in Oſt und Weſt die nöthige Rückſicht zu nehmen. Perſien erforderte eine deſpotiſche Regierungsweiſe, wie es faſt ſeit dem Anfange ſeiner

---

1) Natürlich ſoll ihn ſein Nachfolger Jeſíd vergiftet haben. Die Omaijaden mußten in der That mit einem Fürſten unzufrieden ſein, der Alles that, die eigene Dynaſtie zu ruiniren; was wir aber ſonſt von Jeſíd II. wiſſen, läßt ihm, einem liebenswürdigen, leichtſinnigen und unbekümmerten Menſchen, einen Giftmord nicht ohne Weiteres zutrauen. Daß Omars Ende ein natürliches geweſen ſei, ſteht damit noch nicht feſt; es mag unter den anderen Omaijaden mehr als einen gegeben haben, der einer ſolchen That fähig war.

Geſchichte keine andere gehabt hatte; die freiheitsliebenden und demokratiſchen Berbern wollten mit gewiſſen Rückſichten behandelt ſein. Nun unterſchied ſich die Weiſe, in welcher die Jemeniten zu regieren pflegten, von der keißitiſchen Methode ſehr beträchtlich. Jene waren nach der Art des Hauſes Mohallab vornehm, freigebig und verhältnißmäßig milde, andrerſeits nicht ſelten nachläſſig, ſorglos und verſchwenderiſch; die Keißiten dagegen pflegten wie Hadſchâdſch mit Strenge, ja Härte überall die äußere Ordnung herzuſtellen und aufrecht zu erhalten, beſonders aber die Steuerſchraube aufs Aeußerſte anzuziehen. So waren jene populär, dieſe gefürchtet, und Alles konnte leidlich gehen, ſo lange die Berbern von Kelbiten, die Oſtprovinzen von den Keis verwaltet wurden. Hiſchâm aber kehrte das Verhältniß um, ſchickte die Söhne des Kasri nach dem Irâk und Choraßân, zu den Berbern aber den Obeida Ibn Abderrachmân, einen Nordaraber vom Stamme Sſoleim, und wenn mit Ausnahme der einen Perſönlichkeit des Châlid die Jemeniten auf die Perſer keinen Eindruck machten, ſo war Obeida in Keirowân erſt recht nicht an ſeiner Stelle. Nicht genug, daß er den Berbern mit ungewohnter Schroffheit entgegentrat, begann er ſofort auch die Kelbiten zu malträtiren und dadurch innerhalb des ſchon an ſich nicht ſehr zahlreichen arabiſchen Elementes in Afrika eine Spaltung hervorzurufen, welche dem erforderlichen Uebergewichte deſſelben in keinem Falle zuträglich ſein konnte. Allerdings ward endlich auf die lauten Klagen der gemißhandelten Partei Obeida entfernt, aber wieder durch einen Keißiten, den Obeidallah Ibn Habhâb, erſetzt (116 = 734), Es war ein in ſeiner Weiſe höchſt reſpectabler, dabei thatkräftiger Mann. deſſen Eigenſchaften in einem andern Wirkungskreiſe treffliche Erfolge verbürgt hätten. Auch machte er der bösartigen Verfolgung der Jemeniten ein Ende, ging nun aber daran, die Berbern einer noch ſtrengeren Zucht zu unterwerfen, insbeſondere ſie zu immer ergiebigerem Steuerzahlen anzuhalten.

Beſtärkt wurde er hierin durch die Weiſungen Hiſchâms, dem ſeine Statthalter niemals genug Geld nach der Reſidenz abliefern konnten. Die Herrſchertugenden dieſes Chalifen wurden, ſo hören wir, durch einen Geiz beeinträchtigt, von welchem die Ueberlieferung höchſt ergötzliche Beiſpiele zu berichten weiß. Eines Tages, heißt es, erhielt er eine ſchriftliche Eingabe ſeines eigenen Sohnes Sſuleimân, in welcher dieſer die Bitte ausſprach, für ſeinen untauglich gewordenen Mauleſel ein anderes Reitthier geſtellt zu erhalten. Hiſchâm verfügte: „Der Beherrſcher der Gläubigen hat von deinem Schreiben und der in demſelben erwähnten Schwäche deines Thieres Kenntniß genommen, iſt aber der Anſicht, daß ſie von deiner ungenügenden Beaufſichtigung des Fütterns und dadurch veranlaßter Verſchleuderung des Futters herrührt. Achte gefälligſt ſelbſt darauf; vielleicht wird dann der Beherrſcher der Gläubigen etwas für deine Equipirung thun.“ Wir können nicht wohl entſcheiden, ob der Geiz des Chalifen nicht hauptſächlich in einer weiſen Sparſamkeit beſtand, die nach den verkehrten Anordnungen Omars und der lüderlichen Wirthſchaft Jeſîds II. auf alle Fälle höchſt nothwendig war, um die zerrütteten

Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, um ſo mehr, als der von Aufſtänden und Krieg verwüſtete Oſten ſchwerlich viel einbrachte, vermuthlich ſogar erhebliche Opfer heiſchte. Wie dem aber auch ſei, die Anſprüche der Staatscaſſe an die Provinzen waren beinahe unerſchwinglich, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß finanzielle Rückſichten für die Entſendung von Keißiten nach dem Weſten den Ausſchlag gegeben haben. Wie dem auch ſei, es war eine höchſt verhängnißvolle Maßregel. Ganz beſonders unter den Berbern hatten Omars II. Miſſionsbeſtrebungen (S. 440) den glänzendſten Erfolg gehabt: jetzt kam auf einmal die Regierung und forderte nach den Grundſätzen des Haddſchâdſch (S. 395) von den Neubekehrten die Zahlung von Auflagen, welche nur für die Juden und Chriſten geſetzlich zuläſſig waren; und ſelbſt damit nicht zufrieden, begingen die keißitiſchen Beamten aller Orten Erpreſſungen gehäſſigſter Art. Es mußte die an ſtolze Unabhängigkeit gewöhnten Stämme aufs Tiefſte empören, wenn man ſie zwang, zu Geſchenken für einflußreiche Leute in der Reſidenz ihre ſchönſten Töchter auszuliefern, ihre Herden um die ſeltenſten Stücke plündern zu laſſen; eine allgemeine dumpfe Erbitterung bemächtigte ſich des Volkes, und damit traf in verhängnißvoller Weiſe der Beginn einer religiöſen Agitation zuſammen, die für den eigenthümlichen Charakter dieſer Nation eigens erfunden zu ſein ſchien, obwohl ſie nur eine natürliche Folge der ganzen Geſchichte des Omaijadenchalifates bildete. Ueber dreißig Jahre waren es jetzt, ſeit die Charidſchiten in allen Theilen des Oſtens und der Mitte des Reiches wie die wilden Thiere gehetzt wurden. Den Perſern unähnlich waren die Araber, aus deren freiſinnigen Kreiſen die Secte ſich faſt ausſchließlich rekrutirte, ſchweigendem Lauern auf den krummen und unterirdiſchen Wegen geheimbündleriſcher Umtriebe weder geneigt noch brauchbar; wer ſich nicht knirſchend ducken wollte, mußte ſich zur Flucht an die Grenzen des Reiches entſchließen, wo in den mit den Ungläubigen fechtenden Heeren des Islâms mehr nach Geſchicklichkeit in der Führung des Säbels als nach dem Katechismus gefragt wurde. So gab es Charidſchiten genug auch in Nordafrika, und wie die freie und ſtolze Lehre von der Souveränetät der Gemeinde zu dem demokratiſchen Stammesbewußtſein der Berbern paßte, bedarf keiner Ausführung. Mit reißender Schnelligkeit verbreiteten ſich die charidſchitiſchen Lehren in allen Theilen des Landes und mit ihnen die Aufſäſſigkeit gegen eine Regierung, deren Handlungsweiſe mit der Gottloſigkeit ihres Urſprungs nur zu wohl übereinſtimmte. Bald kam es zu Unruhen und kleineren Aufſtänden, zunächſt an einzelnen Stellen, wo die Steuerſammler allzu ungenirt zu Werke gingen. Sie wurden unterdrückt, und Ibn Habhâb ahnte ſo wenig, auf welchem Vulkane er ſtand, daß er im Jahre 122 (740) unter Habib, einem Enkel des berühmten Okba (S. 352 f.), eine große Expedition nach Sicilien entſandte, das früher ſchon einige Male von muslimiſchen Flotten geplündert worden war und jetzt gründlicher heimgeſucht werden ſollte. Kaum aber waren die Truppen fort, als im äußerſten Weſten eine Empörung ausbrach, die ſich mit der größten Geſchwindigkeit von Stamm zu Stamm fortpflanzte. Ibn Habháb ſchickte Habíbs Sohn Chálid mit der verfügbar gebliebenen Mannſchaft nach Tanger; aber ihre Zahl war ungenügend, Chálid ſelbſt und eine Menge der tapferſten und angeſehenſten Offiziere fielen in dem ungleichen Kampfe, und nun verbreitete ſich der Aufſtand ungehindert bis Tlemßán. Hier ſtaute er ſich einſtweilen an den inzwiſchen aus Sicilien zurückgekehrten Truppen des Habíb. Aber der ganze Umfang des jetzigen Marokko war von der arabiſchen Herrſchaft befreit, und damit Spanien, wo das Mißverhältniß zwiſchen Arabern und Berbern (S. 431 f.) ebenfalls andauerte und mehr und mehr zu einem neuen gewaltſamen Zuſammenſtoß hindrängte, von dem übrigen Reiche in bedenklichſter Weiſe abgeſchnitten. Das benutzten die maßgebenden Perſönlichkeiten des Landes ſofort, um bei Gelegenheit der gefährlichen Erkrankung ihres Statthalters, der bald nachher geſtorben iſt, einen der Ihrigen an ſeiner Statt zu wählen, den alten Abdelmelik Ibn Kátan, der immerhin die Regierung noch im Namen Hiſcháms führte, der That nach aber unabhängig ſchaltete (123 = 741).

Als Hiſchám die Kunde von dieſen Ereigniſſen empfing, ſah er ſofort ein, daß die kräftigſten Anſtrengungen gemacht werden mußten, ſollte nicht der ganze Weſten binnen Kurzem verloren gehen. Er entſandte 27000 Mann ſyriſcher Kerntruppen[1]), zu denen unterwegs in Aegypten noch 3000 Mann ſtießen, nach Keirowán; da ſie etwa die gleiche Zahl in Afrika ſelbſt vorfanden,[2]) ſo ſchien man allerdings für jede Möglichkeit ausreichend gerüſtet zu ſein. Aber neue Zwiſchenfälle zeigten, daß ſelbſt die Energie eines Fürſten wie Hiſchám nicht mehr genügte, die Gegenſätze innerhalb des Chalifates zu einheitlichem Wirken zuſammenzuzwingen. Neben Kelbiten und minder zahlreichen Keis fanden ſich unter den alten Beſatzungstruppen in Afrika und Spanien nicht wenige Männer von mediniſcher Abkunft. Seit der Kataſtrophe vom Jahre 63 (S. 368) waren die Söhne der alten Hilfsgenoſſen Mohammeds (Anſſár, S. 101) ſchaarenweiſe nach dem Weſten geflüchtet, wo ſie unter der nachſichtigeren Herrſchaft jemenitiſcher Statthalter vor den Mißhandlungen eines Haddſchádſch und ſeiner Geſinnungsgenoſſen ſicher waren; in den 60 Jahren, welche ſeitdem verfloſſen waren, hatten ſie ſich beträchtlich vermehrt und bildeten einen unverächtlichen Bruchtheil des arabiſchen Elements der Bevölkerung. Ihnen mußte die Ankunft eines ſo großen Heeres rein ſyriſcher Truppen, Nachkommen derer, welche einſt in ihrer Vaterſtadt ſo unmenſchlich gehauſt hatten, und gegen die immer noch glühender Haß ihre Gemüther füllte, auf das Höchſte zuwider ſein. Die Syrer ihrerſeits betraten

---

1) Nach Anderen nur 12000; da aber alle Berichte die Geſammtzahl des Heeres auf 30000 Mann angeben, und kaum anzunehmen iſt, daß in Aegypten, Barka und Tripolis 18000 Mann für den auswärtigen Dienſt verfügbar waren, ſo ziehe ich die Angabe im Text vor. Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne ^{2}I, 244; Fournel, Les Berbers I, 291.

2) Die Geſammtſumme 70000 (Fournel a. a. O.) iſt wohl etwas übertrieben; nach der Niederlage des Chálid werden kaum noch 40000 Mann im ganzen Weſten aufzutreiben geweſen ſein.

in der zweiten Hälfte 123 (741) den afrikaniſchen Boden mit unverhohlener Verachtung gegen die einheimiſchen Beſatzungen, die von halbwilden, verächtlichen Berbern ſich dermaßen hatten ſchlagen laſſen, daß nun die Garden des Beherrſchers der Gläubigen ſelbſt ſich in die Provinz bemühen mußten, die Sache zu richten. Kolthúm Ibn Ijád, den Hiſchám mit dem Oberbefehl über das neue Heer und die ganze Provinz an Stelle des in Ungnade gefallenen Ibn Habháb betraut hatte, war natürlich ein Keißite, doch ein alter, erfahrener Offizier, der auch für einen verſtändigen Mann galt; aber ſein Neffe Baldſch, dem für den Fall ſeines Ablebens das Commando übertragen war und der ſchon jetzt ziemlich ſelbſtändig die Vorhut führte, vereinigte mit unleugbarer Tapferkeit ein unbedachtes und dabei hochfahrendes Weſen, das nur zu geeignet war, den Uebermuth der Syrer zu ſteigern und zu Conflicten mit den afrikaniſchen Mannſchaften zu führen. Kolthúm war zunächſt in Keirowán geblieben und hatte Baldſch mit einem Theile des Heeres zu Habíb ſtoßen laſſen, der noch in der Nähe von Tlemßán ſtand; nun lief bald darauf ein Schreiben des letzteren an den Statthalter ein voll bitterer Klagen über die Brutalität und den Uebermuth der Syrer, die Gefahr ernſtlicher Mißhelligkeiten lag am Tage. Kolthúm begab ſich jetzt ſelbſt zum Heer, ließ ſich aber unglücklicher Weiſe von ſeinem Neffen ſo gegen Habíb einnehmen, daß es zu einem böſen Wortwechſel kam, der beinahe in einen offenen Kampf der beiderſeitigen Truppen ausgeartet wäre. Unter ſo üblen Anzeichen rückte die größte Armee, die Afrika bisher geſehen hatte, in die inſurgirten Gebiete ein. Die Berbern ließen ſie ungehindert bis in das Thal des Fluſſes Sſebú, alſo weit nach Weſten, vorrücken; da aber ſperrten ſie ihr den Weg. Habíb und Andere, welche Land und Volk kannten, riethen ein verſchanztes Lager anzulegen, an welchem ſich die Berbern die Köpfe einrennen würden; aber Baldſch war natürlich wieder klüger, verachtete eine ſolche Kriegführung als unmännlich und ſah in den Berbern nichts als ſchlechtbewaffnetes, halbnacktes Geſindel, mit welchem man bald fertig werden würde. Es war richtig, die Aufſtändiſchen hatten wenig anzuziehen, und ihre Ausrüſtung ließ zu wünſchen übrig. Aber ſie waren zahlreich wie Sand am Meer und von Freiheitsdrang, religiöſem Fanatismus und Haß gegen ihre Unterdrücker zur äußerſten Tapferkeit entflammt; Kolthúm aber beging aus Aerger über den Streit, den er mit Habíb gehabt hatte, auch noch die Thorheit, ihm das Commando über die afrikaniſchen Truppen zu nehmen und dieſe einem Paar ſyriſcher Offiziere zu übergeben, die ihnen fremd und widerwärtig ſein mußten. So ging es ziemlich kopflos in die Schlacht; voran natürlich der niemals zu haltende Baldſch an der Spitze der ſyriſchen Reiterei. Die Berbern waren doch nicht ſo leicht über den Haufen zu reiten; erſt beim zweiten Angriff gelang es ihre Reihen zu durchbrechen. Aber die Lücke ſchloß ſich bei der ungeheuren Menge der Berbern hinter den weiter ſtürmenden Reitern; als ſie ſchließlich Kehrt machten, fanden ſie ſich von dem Fußvolk abgeſchnitten durch Maſſen von Feinden, die nicht wieder zerſprengt werden konnten. Inzwiſchen drängten

Tauſende und aber Tauſende gegen die Infanterie der Araber mit unwiderſtehlicher Wucht heran, warfen die afrikaniſchen Abtheilungen, die nicht mit dem beſten Willen fochten, in die Flucht und erdrückten die tapfer kämpfenden Syrer. Ein Drittel des mächtigen Heeres, darunter Kolthûm und die anderen ſyriſchen Befehlshaber, ſowie der pflichtgetreue Habîb, fanden den Heldentod, ein zweites Drittel gerieth in Gefangenſchaft; es war eine der größten Niederlagen, welche die Araber jemals gegen Andersgläubige erlitten, und um ſo unheilvoller, als ſie nach denen vor Conſtantinopel und bei Poitiers zum dritten Male die Omaijaden im Nachtheile gegen die äußeren Feinde zeigte, zugleich aber in die Reihen der zuverläſſigen ſyriſchen Mannſchaften, der eigentlichen Hausmacht der Dynaſtie, eine empfindliche Lücke riß.

Nach zwei Seiten flüchteten ſich die, welche dem Tode und der Gefangenſchaft entgangen waren: das Fußvolk, größtentheils afrikaniſche Mannſchaften, nach Keirowân, deſſen Wälle vorläufig Schutz boten, Baldſch mit ſeinen ſyriſchen Reitern, welchen die Sieger den Rückweg ſperrten, vorwärts durch das feindliche Land an die See. Es gelang ihm, ſich nach Ceuta hineinzuwerfen und hinter den Mauern der kleinen Feſtung ſich die Berbern vom Leibe zu halten; als aber dieſe ſahen, daß mit gewaltſamem Angriff nichts auszurichten ſei, lagerten ſie ſich einfach um die Stadt und begannen die Araber auszuhungern. Vergeblich erſuchte Baldſch durch immer dringendere Botſchaften den Abdelmelik Ibn Kâtan, den Verwalter Spaniens (S. 448), um Sendung von Schiffen, auf welchen er ſich über die Meerenge retten könnte. Abdelmelik war nicht allein Anßarier (S. 448), vor nunmehr achtundfünfzig Jahren hatte er als Jüngling auf der Harra gegen die Syrer mitgefochten, mit eigenen Augen die Verwüſtung Medinas, die Rohheiten der Sieger geſchaut: jetzt hatte ihm die Stunde der Vergeltung für die Syrer geſchlagen, er weigerte ſich, die in Ceuta Eingeſchloſſenen vor dem Hungertode zu retten. Aber der große Sieg der afrikaniſchen Berbern, durch ihre Sendboten überallhin verbreitet, hatte ihre ſpaniſchen Landsleute ermuthigt und aufgeregt: wenig ſpäter brachen ſie ebenfalls gegen die unbequemen Herren los. Auch hier waren die Araber in der Minderzahl, ſahen ſich in kurzer Zeit aller Orten angegriffen, geſchlagen, vertrieben, und trotz ſeines glühenden Haſſes gegen die Syrer mußte Abdelmelik ſich endlich entſchließen, Baldſch mit ſeinen Truppen zur Rettung der arabiſchen Herrſchaft nach Spanien überzuführen. In der That gelang es mit dieſer Hilfe die Berbern zu bewältigen; kaum aber war dies geſchehen, als ſofort zwiſchen Syrern und Anßariern ein neuer Bürgerkrieg begann, in welchem erſt Abdelmelik, dann Baldſch ein gewaltſames Ende fanden (124 = 742), die Syrer aber ſchließlich die Oberhand behielten und nun in dem unglücklichen Lande entſetzlich zu hauſen anfingen.

Man ſieht, es war eine faſt verzweifelte Aufgabe, welche der Kelbite Hânzala Ibn Ssafwân vorfand, als ihn nunmehr Hiſchâm, über die Unbrauchbarkeit der Keis für Afrika endlich aufgeklärt, als Statthalter nach

Keirowân ſandte (Rabî II 124 = Februar-März 742). Aber er zeigte ſich der Lage gewachſen. Zwei große Berberheere waren von Weſten her im Anzuge, als er das Commando übernahm; ſchon waren ſie im Begriff, ſich vor den Mauern der Stadt zu vereinigen, als Hánzala, der beide Anführer etwa eine Tagereiſe vor den Thoren durch Unterhandlungen aufhielt, plötzlich über die ſchwächere von beiden Abtheilungen herfiel und ſie zerſprengte. Schwerer war der Kampf, den er etwas ſpäter gegen die andere zu führen hatte. Aber es handelte ſich für die Araber um die Exiſtenz, da Keirowân im Falle einer Niederlage nicht zu halten war; die ganze Bevölkerung trat unter Waffen, und die beſtrittenſte Schlacht, die je in Afrika geſchlagen wurde, bei Aßnâm, einem Dorfe kaum eine Meile von Keirowân, endigte mit einem entſcheidenden Siege Hánzalas, deſſen Autorität in Afrika damit für eine Weile geſichert war (Mitte 124 = 742). Auch auf Spanien mußte dieſe Wendung um ſo mehr zurückwirken, als dem ſeit Anfang des Berberaufſtandes wieder fühlbaren Vordringen der Chriſten von Aſturien gegenüber der fortwährende Bürgerkrieg doppelt unerträglich ſchien: verſtändige Männer aller Parteien wandten ſich ſelbſt an Hánzala, und 125 (743) konnte der von dieſem als Unterſtatthalter über die Meerenge geſandte Kelbite Abu'l-Chattâr ſeinen Einzug in Córdova halten, wo ſeine allen Parteien gerecht werdende Mäßigung wenigſtens für einige Zeit ebenfalls leidliche Verhältniſſe herbeiführte.

Wie im Weſten die Keis, ſo hatten im Oſten die Jemeniten ſich auf die Dauer dem Hiſchâm nicht bewährt. Choraßân wollte auch nicht vorübergehend zur Ruhe kommen (S. 445), und ſogar im Irâk vermochte Châlid die Ordnung nicht länger aufrecht zu erhalten: an verſchiedenen Stellen brach im J. 119 (131) eine Reihe von Charidſchitenaufſtänden aus, und als der Statthalter bei deren Unterdrückung dem Chalifen nicht energiſch genug zu verfahren ſchien, ſetzte er ihn ab und übergab den Oſten wieder den Keißiten. Naßr Ibn Sſeijâr, welcher Choraßân erhielt (120 = 738), bewährte in der That die alte Tüchtigkeit ſeines Stammes: zweckmäßig Thatkraft und Milde paarend brachte er es noch einmal zu Stande, nicht nur die Araber, ſondern auch die Türken für einen Augenblick der Regierung wieder zu unterwerfen. Uebel war dabei nur, daß er, um überall zuverläſſige Leute zu haben, ſämmtliche höhere Poſten ſeinen Stammgenoſſen von Modar verleihen mußte; das war nicht nur den Jemeniten, welche bis dahin überall in erſter Linie geſtanden hatten, ſondern auch den Nordarabern von Rabî'a (S. 377. 445) widerwärtig, und ſo blieb immer der alte Gegenſatz beſtehen, um bei günſtiger Gelegenheit wieder hervorzubrechen. Immerhin war hier Manches erreicht, die äußere Ruhe hergeſtellt, und das Gleiche ſetzte auch im Irâk der gleichfalls 120 (738) ernannte Keißite Jûßuf Ibn Omar durch: ein unbedachter und in keiner Weiſe genügend vorbereiteter Aufſtand eines Aliden Seid Ibn Ali, Enkels des Hußein, wurde ohne große Mühe niedergeſchlagen (122 = 740), der Prätendent ſelbſt getödtet. So hatte Hiſchâm in neunzehnjährigem Ringen ſich doch die Genugthuung erkämpft, daß beim Herannahen ſeines Todes, wo ſelbſt Spanien ſeinem Statthalter ſich fügte, das ganze weite Reich wieder unter dem Scepter der Omaijaden vereinigt war.

Aber vereinigt nur noch auf dieſen Augenblick. Walîds II. Regierungsantritt (125 = 743) geſtattete den bisher durch die Mäßigung Hiſchâms im Zaume gehaltenen Keis, ſich auf die Jemeniten zu werfen (S. 437 f.); dieſe antworteten mit der Ermordung des Chalifen (126 = 744) und damit war in allen Provinzen das Signal zu rückſichtsloſem Aufeinanderplatzen der Parteien gegeben. Nirgends faſt kam der von den Jemeniten ausgerufene Jeſîd III. zur Anerkennung. In Afrika brachte es der Keißite Abderrachmân, der an den Omaijaden die ſchlechte Behandlung und den Tod ſeines Vaters Habîb (S. 449 f.) zu rächen hatte, im J. 127 (745) fertig, durch einen kecken Handſtreich den alten Hânzala aus Keirowân zu drängen und von da aus ſich ſpäter in fortgeſetzten Kämpfen mit Berbern und Arabern allmählich zum Herrſcher des Landes aufzuſchwingen. In demſelben Jahre brach durch eine Ungeſchicklichkeit des Abul-Chattâr (S. 451) der Bürgerkrieg zwiſchen Nord- und Südarabern auch in Spanien aus. Da er ſein Ende erſt in der dauernden Trennung des Landes von dem Chalifenreiche findet, ſo verfolgen wir ihn nicht an dieſer Stelle weiter, ſondern im letzten Theile unſeres Werkes, der für die Geſchichte der eigenthümlichen ſelbſtſtändigen Entwicklung der Halbinſel beſtimmt iſt; hier genügt uns, daß ſeit 127 (745) bis auf Weiteres die Autorität der Chalifen ſich über Tripolis nicht mehr hinaus erſtreckt. — Syrien hatte ſeit der Wieſenſchlacht (64 = 684), alſo ſeit über fünfzig Jahren, auch nicht den Argwohn einer Auflehnung gegen das Haus Omaija gekannt: nun erſcholl nach allen Seiten der Ruf „Hie Keis, hie Kelb!“, wieder drängten von Himß die in Nordſyrien feſtſitzenden Keißiten gegen die Reſidenz heran, und nur für den Augenblick konnte Jeſîd III. (126 = 744) mit ſeinen Jemeniten ſich ihrer erwehren. Denn ſchon rückte von Nordoſten her Merwân Ibn Mohammed, der Statthalter von Armenien und Adherbeidſchân, mit einem beträchtlichen Heere an, welches unterwegs durch den Zuzug der Keis ſich fortwährend verſtärkte: ein Enkel Merwâns I., alſo Vetter des Hiſchâm, regierte er ſeit 114 (732) die Nordprovinzen, als Neffe Abdelmeliks und Vetter von vier Chalifen von den verſchiedenen Thronwechſeln der letzten Zeit bisher unberührt geblieben. Jetzt hielt er ſich berufen, die mit Walîds II. Ermordung frevelhaft preisgegebene Einigkeit des Hauſes Omaija durch Beſeitigung des Uſurpators herzuſtellen. Bevor er indeß Syrien mit dem Heere erreicht hatte, ſtarb Jeſîd (gegen Ende 126 = Herbſt 744), ſeinem Bruder Ibrahim die Nachfolge überlaſſend. Natürlich erkannten weder Merwân noch die Keißiten denſelben an, Himß empörte ſich abermals, und im J. 127 (Ende 744) ſtanden 80 000 Anhänger Merwâns den 120 000 Jemeniten gegenüber, welche ſich bei dem Orte Ein El-Dſcharr zwiſchen Libanon und Antilibanon zur Deckung der Hauptſtadt gelagert hatten. Trotz der Ueberzahl der von Sſuleimán, einem Sohne Hiſchâms, geführten Südaraber trug Merwán den Sieg davon, theils durch die überlegene Tüchtigkeit ſeiner Truppen, theils durch einen unvermutheten Angriff ſeiner den Gegnern in den Rücken geſandten Reiter (7. Sſafar 127 = 18. Nov. 744). Die Schlacht öffnete ihm den Weg nach Damaskus, und bald nachher nahm er, als der ſchwächliche Ibrahim leicht zum Verzicht bewogen war, die Huldigung des Volkes in der Hauptſtadt entgegen (reg. 127—132 = 744—750).

Er hat in der That Anſpruch darauf, als Merwán II. den letzten Platz in der Reihe der damasceniſchen Chalifen einzunehmen. Obwohl er zur thatſächlichen Ausübung der Herrſchaft nur in einem kleinen Theile des Reiches gelangt iſt: mit einer Energie und Hartnäckigkeit, welche ihm den Beinamen el-himár „der Eſel“1) verſchaffte, hat er beinahe ſechs Jahre lang ſich mit den an allen Punkten des Reiches auftauchenden Feinden herumgeſchlagen und durch ſeine tapfere Ausdauer unſere höchſte Bewunderung verdient. Es war nach den thörichten und laſterhaften Knaben der letzten Zeit doch noch ein Mann, mit welchem die Dynaſtie der Omaijaden unglücklich, aber ehrenvoll zu Grunde ging. Denn zu retten war ſie nicht mehr, ſeit der Bürgerkrieg zwiſchen den Syrern die Kräfte des Stammlandes getheilt hatte. Schienen die Jemeniten für einen Augenblick lahm gelegt, ſo hatten inzwiſchen Charidſchiten hier, Aliden dort neue Rebellionen angeſtiftet, Merwán kam nicht einen Augenblick zur Ruhe, und ſeine Keißiten wurden durch die unaufhörlichen Kämpfe allmählich aufgerieben. Es iſt unnöthig, dieſe Kriege im Einzelnen genauer zu beſchreiben; nur um den Zuſtand des Reiches in dieſer Zeit zu kennzeichnen, will ich die Hauptereigniſſe des Jahres 127 (745) ſeit Merwáns Einzug in Damaskus der Reihe nach aufzählen: Spanien und Afrika bereits verloren (oben S. 452), in Syrien Aufſtand der Einwohner von Himß, Belagerung von Damaskus durch aufſtändiſche Jemeniten der Umgegend, Empörung in Paläſtina, Rebellion des Sſuleimán Ibn Hiſchám in Kinnesrín, Unbotmäßigkeit der Stadt Tadmor (Palmyra); im Irák Mißhelligkeiten zwiſchen Jemeniten, Modar und Rabí'a, durchkreuzt von einem Schiitenaufſtand in Kúfa und einer ganz gefährlichen Erhebung der Charidſchiten unter Dachák in Meſopotamien; in Perſien Einnahme einer Anzahl von Städten durch die Schiiten; in Choraßán harte Kämpfe des Naßr Ibn Sſeijár (S. 451) mit Jemeniten und verkappten Anhängern der Abbaſſiden — man ſieht, es gab ſchon damals kaum eine Stelle des Reiches, die nicht der Revolution verfallen geweſen wäre. Trotzdem hielt Merwán ſich wacker; er dämpfte eine nach der andern die Empörungen in Syrien, ſchlug und tödtete den Dachák, unterdrückte eine ganze Anzahl weiterer Charidſchitenbewegungen im Irák und in Arabien und war bis 130 (748) dieſer Provinzen wieder ziemlich Herr geworden, als von einer anderen

---

1) S. die maleriſche Ausführung deſſelben auf den Telamonier Ajax angewandten Vergleiches in der Ilias XI, 558.

Seite her ein neuer Angriff kam, deſſen Wucht er nicht mehr zu widerſtehen vermochte.

Während Naßr Ibn Sſeijár in Choraßán ſchon mit den beſonders ſeit dem Ausbruche des Berberaufſtandes (123=741) von den abbaſſidiſchen Sendlingen immer ungeſcheuter aufgehetzten Arabern zu kämpfen hatte, waren die eigentlichen Leiter der Bewegung bis zum J. 129 (747) mit ihren Perſonen und Abſichten noch im Hintergrunde verſteckt geblieben. Abu Muslim, ein Mann unbekannter, wahrſcheinlich perſiſcher Herkunft, und Abu Sſálama Hafß Ibn Sſuleimán, ein Freigelaſſener, waren die hauptſächlichſten Helfershelfer der Haſchimiten. An der Spitze der letzteren ſtanden nach dem zwiſchen 124 und 126 (742. 744) erfolgten Tode des Abbaſſiden Mohammed zuerſt deſſen Sohn Ibrahim, ſpäter, als dieſer von Merwán gefangen geſetzt worden war (130=748), die Brüder deſſelben, Abu'l-Abbás Abdallah und Abu Dſchá'afar Abdallah[1]), die künftigen erſten Chalifen aus dem Hauſe des Propheten. Bei der Ergreifung ihres Bruders hatten ſie ſich in das Irák geflüchtet; wo immer aber das jeweilige Haupt der Familie geweilt, unermüdlich waren Abu Muslim und Abu Sſálama zwiſchen ihm und dem Lande Choraßán hin und hergezogen, die Erhebung aller Feinde der Omaijaden im Oſten vorzubereiten. Siebenzig Apoſtel waren von ihrem Winke abhängig und trugen durch ihre Boten den „Ruf zum Buche Gottes und zum Hauſe des Propheten" in die kleinſten Orte. Und fragten etwa die Schiiten, ob es denn wirklich für die Nachkommen Alis gelte, ſo rief man aus: „Nur nicht voreilig, erſt der Sieg, dann wird Gott die Herrſchaft geben, dem ſie gebührt." Inzwiſchen hielten die Aliden ſich zurück, eingeſchüchtert durch das Beiſpiel ihres verunglückten Familiengliedes Seid Ibn Alí (S. 451) und, wie gewöhnlich, der Lage nicht gewachſen: um ſo mehr bekamen die Abbaſſiden die ſämmtlichen Fäden in die Hände. Endlich im J. 129 (747) war Alles bereit. Naßr Ibn Sſeijár war in einem langwierigen Kriege mit Dſchudeí El-Kirmáni, dem Haupte der Jemeniten, begriffen, als er auf einmal vernahm, daß nahe der Hauptſtadt der Provinz, Merw der Weltenkönigin (S. 354), in dem Städtchen Sſefídhendſch ein neuer gefährlicher Feind ihm erſtanden ſei. Abu Muslim hatte daſelbſt am 25. Ramadán 129 (9. Juni 747) die ſchwarze Fahne, im Gegenſatz zu der weißen Farbe der Omaijaden das Erkennungszeichen der Abbaſſiden[2]), entfaltet, und von allen Seiten ſtrömten die in den letzten Jahren gewonnenen jemenitiſchen Araber und ſchiitiſchen Perſer in ſein Lager. Der Offizier, welchen Naßr in Eile mit einigen Truppen abſandte, die Bewegung im Keime zu unterdrücken, wurde bei Alín, ebenfalls nicht weit von Merw, geſchlagen, und nun griff der Aufſtand mit verdoppelter Schnelligkeit um ſich. Ein Verſuch, das

---

1) Da Beide Abdallah heißen, nennt man ſie zur Unterſcheidung lieber mit ihren Vornamen. 2) Die verſchiedenen Farben der Uniformen wie der Feldzeichen werden von jetzt ab für die Parteien charakteriſtiſch; zu den oben erwähnten treten bald die Charidſchiten mit Roth, die Aliden mit Grün.

arabiſche Nationalgefühl gegen die Haſchimiten mit ihrem perſiſchen Anhange rege zu machen, mißglückte; im Rabi II oder Dſchumáda I 130 (Dec. 747 oder Jan. 748) mußte Naßr den überlegenen Kräften der vereinten Aufſtändiſchen Merw überlaſſen. Ueber Sſarachs und Tús eilte er nach Niſchapúr, unterwegs die treugebliebenen Truppen an ſich ziehend. Aber der General, welchem Abu Muslim Naßrs Verfolgung aufgetragen, Káchtaba Ibn Schebíb, war raſch bei der Hand ihn bei Niſchapúr anzugreifen und zu ſchlagen, ſo daß er nach Weſten weiter flüchten mußte. Endlich in Gorgán fand er Truppen aus dem Irák, welche trotz ſeiner dringenden Botſchaften wegen der noch an Ort und Stelle zu bewältigenden Unruhen nicht früher hatten geſandt werden können. Jetzt war es zu ſpät: am 1. Dhu'l-Hiddſche 130 (1. Aug. 748) verlor Merwáns wackerer Statthalter ſeine letzte Schlacht gegen die Aufſtändiſchen, und ein Vierteljahr ſpäter endete er auf dem Wege nach Hamadán, in der mediſchen Stadt Sſáwa, ſein tapferes Leben (12. Rabí I 131 = 9. Nov. 748). Inzwiſchen hatten weder der Chalife noch ſein Statthalter im Irák, Jeſíd Ibn Omar Ibn Hobeira, die Größe der Gefahr länger verkannt: was an Mannſchaften irgend aufgeboten werden konnte, wurde zuſammengebracht und dem Kachtaba entgegengeworfen. Aber das Glück hatte den Omaijaden den Rücken gekehrt; unaufhaltſam drangen die haſchimitiſchen Truppen vor, warfen bei Iſpahan ein ſyriſches Heer, nahmen das befeſtigte Nihawend (Schawwál 131 = Mai—Juni 749), und während eine beſondere Abtheilung unter Abu Aun in Chuſiſtán einbrach, ging Kachtaba, an dem bei Dſchalúla lagernden Jeſíd vorbei, grades Wegs auf Kúfa los. Zwar gelang es dem Letzteren noch, durch Gewaltmärſche ihn am Euphrat zu erreichen (Moharram 132 = Ende Aug. 749), und in den ſich alsbald entſpinnenden Gefechten fiel Kachtaba; aber ſein Sohn und Nachfolger Haßan ſchlug den Jeſíd und warf ihn auf Wáßit zurück, wo er ihn durch einen Theil ſeiner Truppen beſchäftigen ließ, während die Jemeniten in Kúfa losbrachen und die Stadt ihm ſelbſt überlieferten (10. Moharr. = 29. Aug.). Sie ward von jetzt an bis auf Weiteres der Sitz der Abbaſſiden, die es allmählich an der Zeit fanden aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten und entſcheidende Schritte für ſich ſelber vorzubereiten. Inzwiſchen war Abu Aun, in Chuſiſtán durch Streifſchaaren Haßans entbehrlich gemacht, den Tigris aufwärts gegangen, wo in der Gegend von Moßul, auf ſeine alte Statthalterſchaft im Norden geſtützt, Merwán noch einmal große Truppenmaſſen zuſammengehäuft hatte. Jeſíd Ibn Omar freilich ließ ihn im Stich, weil er wegen eines ſoeben erhaltenen ſcharfen Verweiſes für die eigene Sicherheit fürchtete, wenn er ſich in die Gewalt des Chalifen begäbe; trotzdem wäre des Letzteren Heer der Zahl nach mehr als ausreichend geweſen. Aber es beſtand zum Theil aus Kodá'aſtämmen, alſo Südarabern, und dieſe verſagten im entſcheidenden Momente den Gehorſam, als es am Ufer des großen Sáb zur Schlacht kam. Merwán verlor ſie (11. Dſchumáda II = 25. Jan. 750), und mit ihr die letzte Hoffnung auf eine günſtige Wendung ſeines Geſchickes. Ueber Harrán, wo wenige Tage vorher Ibrahim der Abbaſſide in ſeinem Kerker geſtorben war, floh er nach Syrien, auf ſeinen Ferſen die Verfolger, denen nichts mehr widerſtand. Am 10. Ramadán (22. April) ergab ſich Damaskus dem Abdallah Ibn Ali, einem Oheime des Abul-Abbás; aus der alten Reſidenz ſeines Hauſes war der Omaijade bereits weiter enteilt, über Paläſtina nach Aegypten. Aber ſelbſt dies ruhige Land wurde nun von der allgemeinen Bewegung mit ergriffen, Merwán war nicht im Stande, eine erhebliche Macht um ſich zu verſammeln, noch einmal wurde er von den nachſetzenden Feinden bei Bußir, in der Nähe von Uſchmunein in Oberägypten, geſchlagen, dann durch Verrath in ſeinem Verſtecke aufgeſpürt und getödtet (26. Dhu'l-Hiddſche 132 = 5. Aug. 750). Binnen wenigen Monaten folgten ihm beinahe ſämmtliche übrige Omaijaden in das Grab: die ſiegreichen Abbaſſiden ließen ſie aller Orten aufſpüren und ohne Gnade ausrotten, wo man ſie fand, ſo daß in kurzer Friſt das zahlreiche Herrſchergeſchlecht bis auf den letzten Mann verſchwunden ſchien.

Jäh und ſchrecklich, wie der Sturz der eben noch ſo mächtigen Dynaſtie geweſen war: die es ehrlich mit dem Islám meinten, durften das gerechte Walten Allahs in dieſer Kataſtrophe erblicken. Mit dem erheuchelten Rufe „Rache für Othmán!“ hatten die verſchlagenen und gewaltthätigen Söhne Abu Sſofjáns das Haus des Propheten aus ſeinem Erbe, die alten Gefährten Mohammeds aus ihrer Heimath, dem geheiligten Schauplatze ihrer Glaubensthaten, vertrieben: mit dem Rufe „Rache für Hußein!“ waren die Nachkommen des Boten Gottes und ſeines verehrungswürdigen Oheims wieder in ihre Rechte eingetreten. Die Omaijaden hatten gottloſe Weltlichkeit an die Stelle der frommen Begeiſterung für den Islám geſetzt: da ſie den Einfluß des Isláms auf ihre Getreuen beſeitigt, gingen ſie nun mit Recht an dem Erbfehler des arabiſchen Heidenthums, Rachgier und Stammeseiferſucht zwiſchen Keis und Kelb, zu Grunde. Die Geſchichte aber ermißt nicht an dem Maßſtabe eines Dogmas die Verſchuldungen der Menſchen: ſie bemüht ſich, die entgegengeſetzten Richtungen, in deren Kampfe das Fortſchreiten der Entwicklung ſich vollzieht, in ihrer Berechtigung wie in ihrer Beſchränktheit zu verſtehen. Dem Islám ſchafft der Fall der Omaijaden freie Bahn, die Größe, welche das arabiſche Volk in ſeiner unverfälſchten Reinheit beſaß, eilt von da ab einem raſchen Ende zu. Beide aber, das Araberthum und das ſtolzeſte Geſchlecht des alten Mekka, ſollen noch nicht für immer dahin ſein: der Wuth der abbaſſidiſchen Verfolgung entgeht ein junger Sproß der Herrſcherfamilie, der beſtimmt iſt, im fernen Weſten ſeines Hauſes und Volkes Wiedergeburt vorzubereiten. Ehe wir aber die neue Omaijadendynaſtie in Spanien aufſuchen dürfen, haben wir den weiteren Schickſalen nachzugehen, welche die Völker des Morgenlandes entgegenzuführen nun den Nachkommen und Verwandten des Propheten obliegt.

Viertes Buch.

Die Chalifen von Bagdad.

Erſtes Capitel.

Die gottbegnadete Dynaſtie.

„O ihr Leute von Kúfa, ihr ſeid der Gegenſtand unſerer Liebe und Zuneigung; ihr ſeid die, deren Sinn niemals geändert noch abgelenkt hat der Anſturm der Uebelthäter, bis ihr unſere Zeit erlebt und Gott euch unſere Dynaſtie gebracht hat. So ſollt ihr die beglückteſten der Menſchen durch uns ſein, wie ihr die um uns verdienteſten ſeid; wir legen euch zu euren Jahrgehältern hundert Dirhems zu. Ihr aber haltet euch bereit, denn ich bin der ſchonungsloſe Blutvergießer und der verderbenbringende Rächer.“ Das waren die Worte, mit welchen der erſte Abbaſſidenchalife Abul-Abbás ſeine Antrittsrede in der großen Moſchee von Kúfa endigte, als er am 13. Rabí I[1]) 132 (29. October 749) die Huldigung ſeiner Truppen und der verſammelten Gemeinde entgegennahm. Daß er ſein Verſprechen gehalten, bezeugt die Geſchichte, die ihm den ſelbſt gewählten Namen Es-Ssaffách „der Blutvergießer“ beſtätigt hat. Faſt unglaublich ſind die Menſchenopfer, die er und ſein Bruder Abu Dſchá'afar ihrer Herrſchſucht gebracht haben. Zur Erreichung des Zieles in einer unter ſolchen Menſchen ungewohnten Eintracht gegen ihre Feinde wie gegen die eigene Umgebung verbunden, ſchienen ſie einen und denſelben Geiſt in zwei Perſonen darzuſtellen, und in der That muß man annehmen, daß ſchon unter der kurzen Regierung des Ssaffách Abu Dſchá'afar, oder El-Manßúr[2]), wie er ſich ſpäter als Chalife nannte, die Seele der neuen Macht geweſen iſt. Ein Mann von einem großartigen Herrſchertalent, dem eines Moáwija und Abdelmelik ähnlich, vielleicht überlegen, großartig aber vor Allem in der vollendeten Gewiſſenloſigkeit und Verderbtheit ſeines Weſens, die ihn neben oder über einen Ludwig XI. ſtellt. Auch die widerwärtige Heuchelei,

---

1) Das Datum iſt nicht zweifellos, es wird auch der Rabí II oder Dſchumáda I genannt; doch iſt die Angabe im Text wohl richtig. Die Huldigung fand Abends ſtatt, d. h. alſo noch den 29., nicht den 30., da die Orientalen ihren bürgerlichen Tag mit der ſechſten Stunde des vorhergehenden Abends beginnen. 2) Oder Almanſor, wie der Name im Abendland geſprochen zu werden pflegt; vgl. unten S. 462.

welche eine ununterbrochene Reihe von Morden und Meineiden mit dem Scheine einer tiefen Frömmigkeit zu verhüllen ſucht, hat er mit dem ſchrecklichen Gründer des franzöſiſchen Staates gemein. Allerdings iſt die Frage, ob ein weniger bösartiger und weniger genialer Schurke überhaupt im Stande geweſen wäre, wieder einige Ordnung in das Chaos zu bringen, welches die islamiſchen Länder in dem Augenblicke von Sſaffáchs Thronbeſteigung darſtellten. Perſer und Araber, Schiiten und Charidſchiten, Orthodoxe und Ungläubige, Anhänger der Omaijaden, Aliden und Abbaſſiden, alles das war in dem Sturme der Revolution durcheinandergewirbelt, und nur eine Schreckensherrſchaft konnte die Beendigung des Krieges Aller gegen Alle zu Wege bringen, welcher in dem Augenblicke des Sturzes der Omaijaden zwiſchen den nur vorübergehend geeinten verſchiedenartigen Gegnern der bisherigen Dynaſtie ausbrach.

Natürlich mußte die Einnahme Kúfas, der alten Reſidenz des Alí, der Erzfeindin Syriens, mit der feierlichen Huldigung für den neuen Herrſcher, den Imám und Rächer aus dem Hauſe des Propheten, gekrönt werden, der Zweifel über die bisher verborgene Perſon deſſelben endlich für die vielen Tauſende ſchwinden, welche ſich der heiligen Sache gewidmet hatten. Obwohl die näheren Verabredungen zwiſchen Aliden und Abbaſſiden über die Theilung der Herrſchaft uns nicht bekannt ſind, iſt doch in keinem Falle anzunehmen, erſtere hätten nur der ſchönen Augen ihrer geliebten Vettern wegen unter freiwilliger Aufgabe der eigenen Anſprüche ihre Anhänger im ganzen Oſten aufgeboten; wäre ſelbſt die Aehnliches behauptende Darſtellung der abbaſſidiſchen Hofhiſtoriographen (S. 444) richtig, ſo ergäbe ſich nur der Verzicht der jüngeren Linien, insbeſondere der Nachkommen des Mohammed Ibn El-Hanafíje (S. 379), weil die älteren, die eigentlichen Enkel des Propheten von der Fátime, in der ganzen Geſchichte nicht erwähnt werden. Dieſe aber waren es grade, welche insbeſondere von den Perſern als die legitimen Imame verehrt wurden; daß ſie nicht ohne Weiteres mit den Abbaſſiden zuſammengegangen waren, erſieht man aus dem früher erwähnten iſolirten Aufſtande des Seid Ibn Alí (S. 451). Freilich müſſen ſie nach deſſen Scheitern ſelbſt Anlehnung an jene geſucht haben, das zeigt der Verlauf der ganzen Ereigniſſe. Ohne beſtimmte Abmachungen zwiſchen beiden hätten die perſiſchen Seiditen — ſo nennt man nach dem eben genannten Prätendenten von nun an die ſtreng legitimiſtiſche Partei der älteren Linie — ſich ſchwerlich herbeigelaſſen, mit Abu Muslim und ſeinen Leuten zuſammenzuwirken. Ueber die Bedingungen der Vereinbarung ſind wir nicht unterrichtet, können aber vermuthen, daß der eigentliche Leiter der ganzen Bewegung, der Abbaſſide Ibrahím (S. 454), der überall „der Imám“ heißt, als Haupt der geeinten Familie des Propheten anerkannt war; wie ich aber vermuthe mit der Maßgabe, daß nach ihm ein Alide zur Herrſchaft gelangen ſollte. Nur ſo läßt es ſich erklären, daß Abu Sſálama (S. 454), der bis dahin mit Abu Muslim einträchtig zuſammengewirkt hatte, mit dem Augenblicke des Todes

Ibrahims im Gefängniſſe zu Harrán (S. 456) die Uebertragung des Imamates an einen Aliden vorzubereiten anfing. Aber die Aliden hatten keinen Muth. Schreckte ſie noch das warnende Beiſpiel Seids, oder hofften ſie auf günſtigere Gelegenheit nach weiterer Klärung der Verhältniſſe — die Briefe und Botſchaften des Abu Sſálama erhielten keine oder ausweichende Antwort, indeß Abul-Abbás und Abu Dſchá'afar, die nie daran gedacht hatten, die Herrſchaft ihrem Hauſe wieder entfremden zu laſſen, durch alle Vorwände des allzueifrigen „Weſirs des Hauſes Mohammeds", wie Abu Sſálamas Ehrentitel lautete, ſich nicht länger hinhalten ließen. Ihre Anhänger umſtellten den Getäuſchten und zwangen ihn, dem Sſaffách den Handſchlag zu leiſten; damit war die Huldigung der Uebrigen vorläufig geſichert.

Mehr aber auch nicht. Abu Sſálama war nicht der Mann, mit ſich ſpielen zu laſſen; die Erbitterung der bei Seite geſchobenen Aliden, die legitimiſtiſchen Scrupel der Seiditen ließen von dieſer Seite für die Zukunft bedenkliche Gefahren befürchten. Die Charidſchiten, obwohl in dieſer Zeit bereits in eine Menge einzelner Secten geſpalten, ſtimmten doch in der Verwerfung jedes weltlichen Fürſtenthums überein; die Keißiten in Meſopotamien und Nordſyrien fingen nach der erſten Betäubung an, ſich von dem Schlage am Sáb und dem raſchen Feldzuge, den Abdallah Ibn Alí ſo glänzend bis Aegypten durchgeführt hatte, wieder zu erholen, und dazu hielt ſich Jeſid Ibn Omar Ibn Hobeira immer noch in bedenklicher Flankenſtellung in Wáßit, auf das bisher ebenfalls noch von Sſelm, dem Sohne Koteibas Ibn Muslim (S. 411), gehaltene Baßra geſtützt: wie leicht konnte ein energiſcher Omaijade durch ein kühnes Unternehmen den Erfolg noch im letzten Augenblick in Frage ſtellen. Perſien ſelbſt, von wo die ganze Revolution ausgegangen war, ſchien unſicher. Die mittleren Provinzen, ſeiditiſcher Geſinnung, waren in den Händen der Statthalter des Abu Sſálama, und in Choraßán an der Türkengrenze herrſchte eine bedenkliche Gährung. Hatte doch der Abbaſſide Ibrahim dem Abu Muslim ſeiner Zeit geſchrieben, daß Alles, was im Oſten arabiſcher Rede mächtig ſei, getödtet werden müſſe — und wenn der fanatiſche Mann, ein Opfer abbaſſidiſcher Verführungskunſt, auch die Weiſung nicht wörtlich genommen haben wird, die 600 000 Getödteten, welche ihm die Späteren nachrechneten, gewiß eine ſtarke Uebertreibung darſtellen: ſo war doch in der That das Blut Aller, welche zu den Omaijaden hielten, in ganz Perſien in Strömen gefloſſen und eine ſtarke Erbitterung unter den arabiſchen Grenzwächtern in Transoxanien nur zu begreiflich. Sſaffách machte ſich ans Werk: Abu Sſálama ward zum Dank für ſeine Dienſte durch Mörder des Abu Muslim beſeitigt, ſeine Statthalter in Fars durch Mohammed Ibn Aſch'ath, einen jemenitiſchen Offizier deſſelben, von ihren Poſten entfernt und getödtet (Ende 132 = 750), gleichzeitig die keißitiſchen Rebellen in Nordſyrien und Meſopotamien theils geſchlagen, theils durch Verſprechungen beruhigt, Jeſid Ibn Omar zur Uebergabe beredet und kurz darauf in Mißachtung feierlicher Zuſagen ermordet, Baßra durch einen merkwürdiger Weiſe beſſer gehaltenen

Vertrag mit Sſelm gewonnen. Die Ausrottung der Omaijaden (S. 456) wurde 133 (Ende 750) unter perſönlicher Leitung von Sſaffáchs Oheimen, Abdallah und Da'úd, den Söhnen Alis, in der ſcheußlichſten Weiſe durchgeführt: eine Anzahl der bisher den Mördern entflohenen Mitglieder des alten Herrſcherhauſes lockte man unter Zuſage vollſtändiger Amneſtie zuſammen und erſchlug ihrer ſiebenzig bei dem Gaſtmahle, zu dem man ſie berufen; daß die noch übrigen unter dem Aſylrechte Mekkas keinen Schutz fanden, verſtand ſich von ſelbſt. Den Aufſtand in Transoxanien dämpfte Abu Muslim (133 = 750/1), welcher die ganzen Oſtprovinzen ziemlich ſelbſtändig zu verwalten fortfuhr, grade dadurch aber und durch die großen Anſprüche auf die Dankbarkeit der Abbaſſiden, welche er ſich erworben hatte, dem furchtbaren Brüderpaare immer läſtiger wurde. Das Jahr 134 (751/2) mußte freilich darauf verwandt werden, Empörungen der Charidſchiten im Irák und in Arabien zu unterdrücken; aber 135 (752/3) konnte man dem unbequemen Königsmacher, dem „Vertrauensmann des Hauſes des Propheten", wie er officiell betitelt war, ebenſo näher zu treten verſuchen, wie vor Kurzem dem unglücklichen „Weſír" deſſelben dankbaren Hauſes geſchehen war. Die Abbaſſiden ſind mehr als verdächtig, die Erhebung Sijád's Ibn Sſálich[1], des Unterſtatthalters Abu Muslims in Transoxanien, welche in dem genannten Jahre ſtattfand, ſelbſt angeſtiftet zu haben; aber ſo leichten Kaufs war mit dem gewaltigen Oberhaupte des Oſtens nicht fertig zu werden. Er hatte die ganze Organiſation, welche er geſchaffen, noch feſt in der Hand; Sijáds eigene Offiziere wendeten ſich gegen dieſen und lieferten ihn als Leiche dem Statthalter aus. Man beſchloß nun, den letzteren unter allerhand Vorwänden nach Kúfa zu locken. Er kam, aber in ſo ſtarker Begleitung und mit ſo zahlreichen Reſerven, die er an der Grenze des Irák ließ, daß es nicht räthlich ſchien, offne Gewalt gegen ihn anzuwenden; ſo wurde er der Ehre theilhaftig, mit dem frommen Abu Dſchá'afar zuſammen die Pilgerfahrt des Jahres 136 (754) zu unternehmen. Ehe Beide noch zurückgekehrt waren, ſtarb Sſaffách zu Ambár am Euphrat an einer bösartigen Krankheit (wahrſcheinlich den Pocken) am 13. Dhul-Hiddſche 136 (9. Juni 754), noch im Anfang der Dreißig. Vor ſeinem Tode hatte er indeß Sorge getragen, ſeinem Bruder das Chalifat zu ſichern: er ließ ihm vorweg huldigen und, damit bis zu ſeiner Rückkehr kein Widerſpruch ſich erhöbe, auch ſeinem Vetter Íßa Ibn Múßa, welchem die Truppen des Irák unterſtanden, als zweitem Thronfolger Treue geloben. So ſchien es deſſen eigner Vortheil, andere Bewerber auszuſchließen, und er ſelbſt hielt es dafür: ungehindert konnte Abu Dſchá'afar nach Vollendung ſeiner gottgefälligen Reiſe die Herrſchaft antreten, deren er ſich freilich nicht lange ungeſtört erfreuen ſollte.

Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung war Abu Dſchá'afar älter als Sſaffách, dem er aus unbekannten Gründen den Vortritt gelaſſen hatte, immerhin aber bei Weitem nicht das älteſte unter den Mitgliedern ſeines Geſchlechtes, welche ſich der höchſten Würde gewachſen meinen durften. Mit der eignen Perſon mehr als Beide waren ihre Oheime Abdallah und Da'úd, die Söhne Alis, für die Sache ihres Stammes eingetreten, vorzüglich der erſtere, der in der Schlacht am Sáb commandirt und die raſtloſe und entſcheidende Verfolgung des Sieges durch Anordnung und Beiſpiel ermöglicht hatte. Er konnte meinen, damit ſchwerwiegende Anſprüche auf die erſte Stelle im Reich ſich erworben zu haben, und war entſchloſſen, ſie geltend zu machen. Noch ſtand er an der Spitze eines bedeutenden Heeres, welches die während des Bürgerkrieges von den Byzantinern (S. 418) arg verſchobene Grenzlinie im Nordweſten zurechtrücken ſollte; daß er nunmehr die Huldigung dem Neffen verſagte, war begreiflich, aber im höchſten Grade gefahrdrohend, da jede Spaltung innerhalb der noch nicht gefeſtigten Macht der Dynaſtie neue Empörungen der Syrer und neue Hoffnungen der Aliden hervorrufen mußte. Es blieb nichts übrig, als nochmals ſich dem Königsmacher in die Arme zu werfen, mit dem ſtillen Vorbehalt natürlich, neue Wohlthaten nur um ſo empfindlicher an ihm zu ſtrafen. Abu Muslim wußte, weſſen er ſich von ſeinen Gönnern zu verſehen hatte, aber er befand ſich in einer Zwangslage. Er hatte ſeine Seele an die Abbaſſiden verloren und konnte nicht zurück. Für die undankbare Dynaſtie hatte er in dem Glauben, dem harten Gotte des Isláms zu dienen, ſein Gewiſſen mit unſühnbarer Blutſchuld beladen; er war nicht im Stande, ſie fallen zu laſſen, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Und ſchon äußere Beweggründe hätten ſeiner Entſcheidung Gewalt angethan: Choraßán war ihm verloren, wenn er zugab, ſich und das Land mit ſeinem Miſſionsrufe für das Haus des Propheten betrogen zu haben — dann aber war er machtlos, ein Spott eben derer, welche er als Feinde wie als Freunde zu fürchten hatte. Abbaſſiden gegen Abbaſſiden zog er den Abu Dſchá'afar noch vor, und daß er darin vielleicht Recht hatte, zeigte der Oheim des Chalifen, indem er auf die Nachricht, daß Abu Muslim ſich für dieſen erklärt, ſämmtliche Choraßaner in ſeinem Heere, wie es heißt 17 000 Mann, niedermachen ließ, weil er wußte, daß ſie gegen das Oberhaupt ihres Landes nicht das Schwert ziehen würden. Die blutige Maßregel verfehlte ihren Zweck: die meiſt aus Syrern beſtehende Armee des Abdallah wurde noch einmal von den Perſern und Irakiern bei Niſibis geſchlagen (6. Dſchumáda II. 137[1]) = 27. Nov. 754), die Hoffnungen der Oheime des Chalifen vernichtet. An ihre Perſonen wagte man ſich noch nicht; erſt im J. 147 (764) begrub den Abdallah Ibn Ali, den begabteſten und gefährlichſten von ihnen, ſein auf des eignen Neffen Befehl heimlich unterminirtes Haus unter ſeinen Trümmern. Eiliger hatte es der Chalife mit

---

[1] ch rauh zu ſprechen, wie in auch.

---

[1]) Zum Datum vgl. Ranke, Weltgeſch. V, 2, 72 Anm. 1. — Nach anderer Angabe fiele der Krieg ſchon ins J. 136 = 753, der Zwiſt der Oheime mit den Neffen alſo in die Regierung des Sſaffách; dann wäre er eventuell durch die in dieſem Jahre ſtattgefundene Ernennung des Abu Dſchá'afar zum Thronfolger veranlaßt.

Abu Muslim. Während der ſich für Abu Dſchá’afar ſchlug, gewann dieſer hinter ſeinem Rücken — die Abweſenden haben immer Unrecht — einige der Unterſtatthalter in den Oſtprovinzen, und als der glückliche Feldherr nach erfochtenem Siege aus naheliegenden Gründen Bedenken trug, die abermalige freundliche Einladung ſeines gnädigen Fürſten nach Kúfa anzunehmen, erfuhr er, daß er verrathen ſei, auf Choraßán nicht mehr zu rechnen habe. So ging er nach der Reſidenz, ſtolzen Muthes laut das Unrecht bekennend, welches er begangen, als er für ein ſolches Geſchlecht Hunderttauſende hinzuopfern auf ſein Gewiſſen nahm. Vielleicht hoffte er an der Spitze ſeiner ſtarken Leibwache ſein Leben wenigſtens theuer zu verkaufen: aber Verrath gab ihn in die Hände des Chalifen und nach einem denkwürdigen Wortwechſel, in dem Beide ihrer gegenſeitigen tiefen Abneigung Ausdruck gegeben, ward der „Vertrauensmann des Hauſes des Propheten“ im Vorzimmer erſchlagen (24. Scha’abán 137 = 12. Febr. 755).

Jetzt endlich war der Thron vor jeder Gefahr geſichert, und Abu Dſchá’afar durfte mit Recht den Beinamen El-Manßúr „der (von Gott) Siegbegabte“ führen, den er bei ſeiner Thronbeſteigung angenommen, und nach deſſen Vorbilde von nun an jeder Abbaſſide, ſobald ihm die Huldigung als zukünftigem Nachfolger dargebracht wurde, einen ähnlichen erhielt. Denn wenn unter den Omaijaden das Streben einzelner Chalifen dahin gegangen war, durch ſolches vorweggenommene Treugelöbniß dem eigenen Sohne ſtatt des zunächſt berechtigten Bruders die Herrſchaft zu ſichern (vgl. S. 374. 396.), ſo wurde derſelbe Mißbrauch bei den Abbaſſiden gradezu Regel. Iſt die hieraus nothwendig folgende Entwerthung des Huldigungseides,[1] der unter den Omaijaden bis 126 (S. 452) niemals der Verbindlichkeit entbehrt hatte, von den ſchlimmſten Folgen begleitet geweſen, ſo bezeugten die von Manßúr gegen ſeine nächſten Verwandten begangenen Treuloſigkeiten von vorn herein den Geiſt eines ohne Rückſicht auf die gemeinſamen Intereſſen der Herrſcherfamilie auf die Spitze getriebenen Egoismus, der in kurzer Friſt beinahe jeden Thronwechſel zum Gegenſtande bösartiger Palaſtintriguen, widerwärtiger Mordpläne, ja offnen Bürgerkrieges gemacht und zu der raſchen Schwächung der im Anfang mit ſo unheimlicher Energie auftretenden Dynaſtie weſentlich beigetragen hat.

Das iſt das Haus der Abbaſſiden, wie ſeine Thaten es darſtellen. Seine Hofhiſtoriographen, welche auf die gottloſen und laſterhaften Omaijaden die

---

1) Treffend ſagte nach einem nicht unglaubwürdigen Berichte Harthama Ibn Á’ajan (unten S. 489), als Hádi ihn aufforderte, ſeinem Sohne Dſchá’afar an Stelle des früher anerkannten Harún Treue zu geloben: „Meine Rechte iſt von der Huldigung für Dich, meine Linke für Harún in Anſpruch genommen; womit ſoll ich alſo den Handſchlag leiſten?“ Und als der Chalife meinte: „Du nimmſt eben die Huldigung für Harún zurück“, erwiderte der muthige Offizier: „Wenn ich heute die für Harún zurücknehmen kann, ſo kann ich morgen die für Dſchá’afar zurücknehmen“ und beharrte bei ſeiner Weigerung, mit der er leider, aber begreiflicher Weiſe in der ganzen Abbaſſidenzeit allein ſteht. — Vgl. indeß unten S. 479 Anm. 1.

ganze Schale ihrer ſittlichen Entrüſtung zu leeren pflegen, nennen es „die gottbegnadete Dynaſtie“. Das ſind Anſichtsſachen; kein Streit aber wird möglich ſein über das großartige Herrſchertalent des ſchlimmen Manßûr: die von ihm durchgeführte Organiſation des Staates hat dem Islâm Raum geſchaffen zur Löſung ſeiner Aufgabe, das arabiſche und perſiſche Volksthum gründlicher ſich zu aſſimiliren, als unter den Omaijaden möglich geweſen war, gleichzeitig aber den beſten Elementen beider Nationen die Möglichkeit gewährt, durch gegenſeitige Ausgleichung und Förderung eine Blüthe der Civiliſation zu zeitigen, die nur an wenigen Stellen der mittelalterlichen Welt ſchöner ſich entfaltet hat, mehr noch, für die Menſchheit nicht ohne ſegensreiche Früchte geblieben iſt. Verſuchen wir, eine ſo denkwürdige Entwicklung in ihren Hauptzügen uns zur Anſchauung zu bringen.

Zweites Capitel.

Manſzúr und die Barmekiden.

Die Aufgabe, welche Manßúr in ſeiner einundzwanzigjährigen Regierung (14. Dhul-Hiddſche 136 = 10. Juni 754 bis 6. Dhul-Hiddſche 158 = 7. Oct. 775) in genialer Weiſe gelöſt hat, war durch die Natur der Verhältniſſe gegeben. Die Herrſchaft der Araber über die Perſer war unmöglich geworden, die der bisherigen Unterworfenen über ihre Herren konnte nicht in Frage kommen, ſo galt es den Verſuch, die gemäßigten Elemente beider Nationen zu gemeinſamer Thätigkeit zu einen. Die einmal vorhandene Abneigung zwiſchen beiden ſchloß ein auf einſichtiger Duldung — die ohnehin kaum jemals den Maſſen eignet — beruhendes freiwilliges Zuſammenwirken aus, ſomit blieb nur übrig, was bei uns aufgeklärter Abſolutismus heißt, ins Orientaliſche überſetzt vernünftiger Despotismus lautet. Die Herrſchaft der Omaijaden war, durch die Rückſicht auf den Freiheitsſinn und den Ahnenſtolz der ſyriſchen Stämme vielfach beſchränkt, doch eine mehr oder weniger volksmäßige geweſen und ſtürzte, als die Stammgruppen mit einander in Widerſtreit geriethen; die Abbaſſiden mußten zuſehen, ihre Regierungsweiſe als eine wohlthätige empfinden zu laſſen, um ſie auf breiteren Schichten des Volkes einigermaßen ſicher zu begründen. Bis zu einem gewiſſen Grade iſt das auch gelungen, aber eine Nation aus Semiten und Indogermanen zuſammenzuſchweißen macht bekanntlich noch in unſerem aufgeklärten Jahrhundert mehr Schwierigkeiten, als der berühmten reinen Vernunft, die es nur in der Theorie giebt, erträglich ſcheinen will; die Reibungen zwiſchen beiden haben ſchließlich bei der raſch abnehmenden Kraft der Dynaſtie doch zur Trennung geführt. Immerhin erſt, nachdem ſie gegenſeitig viel von einander gelernt, ſo viel, daß auch in neuen Staatenbildungen jeder die Möglichkeit der Fortentwicklung ohne gewaltſamen Bruch mit der eignen Vergangenheit geſichert blieb. Sammlung und Einigung der willigen Mittelparteien, gewaltſame Unterdrückung, wenn möglich Zerſtörung der extremen religiöſen und nationalen Beſtrebungen — das waren die einfachen, aus der allgemeinen Verwirrung doch nicht ganz leicht zu entnehmenden Grundzüge der abbaſſidiſchen Herrſcherthätigkeit der nächſten fünfzig Jahre; ihre Mittel die möglichſte Centraliſirung des Staates, die Förderung des Islâms in einer für die aufgeklärten Perſer erträglichen Form, die Heranbildung der Araber zu einer höheren Stufe der Civiliſation, endlich aber die Schaffung eines neutralen Bodens, auf welchem die Angehörigen beider Nationen ſich mit einander verſtändigen konnten. Um Solches durchzuführen, brauchten die arabiſchen Abbaſſiden perſiſche Mitarbeiter: ſie fanden ſich in der ſelbſt dem Chalifenhauſe einen Augenblick faſt gleichberechtigt zur Seite tretenden Familie der Barmekiden.

Die ſpäteren Hiſtoriker, welche die Grundlagen unſerer Kenntniß liefern, ſchrieben in einer Zeit, wo es für beſonders fein galt, arabiſcher Herkunft zu ſein, wie es das Chalifengeſchlecht war. Sie haben alſo den Barmekiden, mit Hilfe eines ſchrägen Balkens natürlich, einen arabiſchen Stammbaum zurechtgezimmert, der bis zu einem Bruder Koteibas, des berühmten Eroberers der Oxusländer (S. 411), hinaufreicht. In Wirklichkeit war Barmak, der Abkömmling eines alten Prieſtergeſchlechtes in Balch, der Vater Chálids, deſſen Sohn Jachja nebſt ſeinen vier Söhnen Dſchá'afar, Fadl, Múßa und Mohammed unter dem Chalifate Harúns (170—193 = 786—809) eine Reihe von Jahren die Verwaltung des Reiches faſt uneingeſchränkt geleitet haben, während andere Mitglieder der Familie, wie Chálids Brüder Haßan und Sſuleimán und ſein zweiter Sohn Mohammed, in minder hervorragenden Stellungen doch ebenfalls nicht ohne Einfluß blieben. Chálid war als eine der angeſehenſten Perſönlichkeiten unter den Jüngern des Abu Muslim nach dem Siege der Abbaſſiden und dem Tode Abu Sſálamas in die Thätigkeit eines bevorzugten Rathgebers des Sſaffách berufen worden und bekleidete unter Manßúr ebenfalls beinahe ununterbrochen wichtige Aemter. Jachja ſtieg unter Machdi (158—169 = 775 bis 785) zu dem hohen Vertrauensposten eines Erziehers Harúns, des Lieblingsſohnes des Chalifen, empor, und er iſt es geweſen, der im Verein mit der Mutter Cheiſurán ſeinem Zögling das Chalifat verſchafft hat. Daß eine und dieſelbe Familie im Staatsdienſt und am Hofe eines Fürſtengeſchlechtes, abgeſehen von wenigen vorübergehenden Ungnaden, über fünfzig Jahre lang hohe und einflußreiche Stellungen eingenommen hat, iſt meines Wiſſens im Oriente ſonſt überhaupt nicht und anderswo gewiß ſelten genug dageweſen. Das beweiſt vor Allem, daß die Barmekiden gute Höflinge, daneben aber auch, daß ſie befähigte Männer und tüchtige Beamte waren; in jedem Falle mußte es für weite Kreiſe des perſiſchen Volkes beruhigend wirken, Vertreter der eignen Nationalität unmittelbar neben dem Throne des fremden Herrſcherhauſes über die höchſten Intereſſen des Reiches wachen zu ſehen. Finden wir nun in Manßúr's Staatsorganiſation die Grundzüge der alten perſiſchen Verfaſſung wieder, iſt es ferner ſicher, daß unter Machdi und Harún die Söhne Barmaks den Ton angaben, ſo wird ohne Uebertreibung das Verdienſt dem berühmten Geſchlechte zugeſprochen werden dürfen, daß ſein Einfluß geholfen hat, die kurze Blüthe des Abbaſſidenchalifates hervorzurufen, die für ganz Vorderaſien von ſo andauernder Wichtigkeit geweſen iſt. Nicht daß ich dem Chálid direct jene Einrichtungen zuſchreiben möchte, welche zu ſeiner Zeit für die Verwaltung maßgebend geworden und Jahrhunderte hindurch geblieben ſind; Manßúr war viel zu ſehr Selbſtherrſcher, um ſeine

Decrete ſich von Anderen in die Feder dictiren zu laſſen. Daß aber des Barmekiden und ſeiner Landsleute Kenntniß altperſiſcher Regierungsgrundſätze von dem großen Staatsmann, welcher in dem gräulichen Despoten ſteckte, ſorgfältig ausgenutzt ſind, haben wir alle Veranlaſſung für wahrſcheinlich zu halten.

Schon die Omaijaden hatten, wie uns bekannt iſt (S. 396), das Bedürfniß gefühlt, die Nachtheile der allzu großen Entfernungen zwiſchen den Grenzprovinzen und der Hauptſtadt des langgeſtreckten Reiches durch Herſtellung eines Poſtweſens zu verringern, deſſen Muſter die Reichsposten der alten Perſer und der Byzantiner darboten. Dieſe Einrichtung neu zu organiſiren und zu möglichſt hoher Vollendung auszubilden war eine der erſten Sorgen Manßúrs. Damit aber der Dienſt ſeinen Zweck wirklich erfüllte, war es nothwendig, die Beförderung der politiſchen Nachrichten aus den Provinzen nach der Hauptſtadt nicht von dem guten Willen der Statthalter und ihrer Unterbeamten abhängen zu laſſen; ſo wurden die Vorſteher der Poſtämter jedem Einfluſſe der örtlichen Behörden entzogen und direct der Centralregierung unterſtellt, welche ſie für die Pünktlichkeit und Vollſtändigkeit ihrer Berichte verantwortlich machte und damit zu gefürchteten und für das Staatswohl unentbehrlichen Aufſehern über die Amtsführung jener Würdenträger erhob. Natürlich mußten die Poſtmeiſter, um ſtets auf dem Laufenden zu bleiben, überall Berichterſtatter zu gewinnen ſuchen, und ſtellten ſomit die ebenſo thätige als wirkſame Geheimpolizei dar, ohne welche ein despotiſch regierter Staat weniger als jeder andere zu beſtehen vermag. Noch über die Zeit der eigentlichen Machtfülle des Chalifates hinaus müſſen dieſe Vertrauensmänner eine wirklich eifrige und pflichttreue Beamtenclaſſe gebildet haben: wagte es doch im Jahre 207 (822) der Oberpoſtmeiſter in Merw, der Hauptſtadt von Choraßán, an demſelben Tage, wo der über ſeine Provinz ohne Einſchränkung gebietende Statthalter Táhir ſich für unabhängig erklärt hatte, einen Courier mit der Nachricht von dieſer Revolution nach Bagdad abzufertigen, was ihm unfehlbar das Leben gekoſtet hätte, wäre der mächtige Rebell nicht am folgenden Morgen eines plötzlichen Todes verblichen. — Demſelben Beſtreben, die Fernwirkung der Centralbehörden zu verſtärken, entſtammt die von Manßúr begonnene, unter Machdi vollendete Sicherung der Wallfahrtſtraße nach Mekka durch eine Reihe von Wachtpoſten und kleinen Feſtungen. Sie ſchützte die Pilgerkarawanen vor den Räubereien der Beduinen, die in dem ſchwer zugänglichen Arabien immer ſchlecht in Zucht zu halten waren und jetzt nach dem Ende der damasceniſchen Herrlichkeit von den ſchnell herunterkommenden ſyriſchen Stämmen erheblichen Zuzug erhalten mochten. Wichtiger aber war noch, daß ſie die Verbindung zwiſchen der Reſidenz und den heiligen Orten offen hielt, über welche unbedingt zu verfügen für die Abbaſſiden um ſo nothwendiger ſchien, als ſie auf fromme Iraker und nicht auf religiös gleichgiltige Syrer angewieſen waren.

Einen directen Einfluß Chálids dürfen wir vermuthlich in der Reorganiſation des Finanzweſens erblicken, deſſen Vorſteher der kluge Barmekide unter Manßúr geworden war. Leider ſind wir über das Einzelne hier ſchlecht unterrichtet, wiſſen aber doch ſo viel, daß eine Reihe von Canzleien in der Reſidenz geſchaffen wurden, die wirkſamer als bisher die Einnahmen und Ausgaben regelten, welche nicht die Provinzialbehörden allein angingen. Die in der Perſon der Statthalter gipfelnde Decentraliſation der politiſchen Verwaltung konnte und wollte man nicht beſeitigen, da es unmöglich war, die letztere von der Hauptſtadt aus bis ins Einzelne zu überblicken; um aber die Controle möglichſt zu verſtärken, wurde unter Machdi, d. h. durch Jachja Ibn Chálid, noch ein beſonderer Oberrechnungshof geſchaffen.

Auf keine wirkſamere Weiſe kann die Kraft der Regierung eines großen Staates geſteigert und ihr Einfluß vermehrt werden, als durch Bemühungen, die öffentliche Wohlfahrt zu fördern, im Verein mit dem Beſtreben, die verſchiedenen Claſſen der Bevölkerung einander anzunähern. Das Ausſprechen einer ſolchen Trivialität mag durch die Ueberlegung Entſchuldigung finden, daß grade dieſem ſelbſtverſtändlichen Grundſatze, wie Allem, was ruhigem Nachdenken ſelbſtverſtändlich erſcheint, im wirklichen Leben, beſonders im Orient, ſo ſelten genügt wird. Die Regierung der erſten Abbaſſidenzeit hat es wenigſtens an entſprechenden Verſuchen nicht fehlen laſſen, die wir lobend anerkennen wollen, auch wenn ſie zunächſt von der Abſicht eingegeben ſein ſollten, die Steuerkraft des Volkes zu ſteigern und die äußere Ordnung vor Störungen zu bewahren. Vor Allem wandte ſich die Fürſorge der Verwaltung demjenigen Ländergebiete zu, das vermöge ſeiner centralen Lage, ſeines Reichthums und des Gegenſatzes ſeiner Bewohner gegen die geſtürzte Dynaſtie den Sitz und die Hauptſtütze der neuen Herrſchaft bilden mußte: dem Irák. Wie Aegypten verdankte auch das Zweiſtromland ſeine außerordentliche Fruchtbarkeit der Ausnutzung des von Euphrat und Tigris gebotenen Waſſerüberfluſſes, welcher ſeit den Zeiten des alten Babylon durch ein großartiges und künſtliches Canalſyſtem über alle Theile des Landes hingeleitet wurde. In den Bürgerkriegen der ſpäteren Saſſanidenzeit waren die Canäle und Dämme vieler Orten in Verfall gerathen, Sand und Sumpf nahmen in großer Ausdehnung die Stelle des bebauten Landes ein. Wir haben geſehen (S. 394), daß ſchon unter den Omaijaden Einiges für die Entwäſſerung und Wiedergewinnung ſolchen Ackerlandes geſchehen war; dieſe Bemühungen wurden nun in größerem Umfange aufgenommen, gleichzeitig aber durch zweckmäßige Umwandlung des Charádſch (S. 272) in eine Ertragsabgabe die Ungleichheit des Steuerdruckes möglichſt beſeitigt. Allerdings blieb das Maß der Abgabe — die Hälfte, ſpäter zwei Fünftel des Ertrages — viel zu hoch; immerhin wurden die Wirkungen des arabiſchen Ausſaugungsſyſtems erheblich verlangſamt und der Wohlſtand der Bevölkerung gehoben, ſo daß die Einnahmen aus dem Irák für eine Weile wieder bis über 100 Millionen Dirhems in die Höhe gingen und erſt unter dem Einfluß der ſpäteren Bürgerkriege, dann aber mit reißender Schnelligkeit, von Neuem zu ſinken begannen.

Gleichmäßig auf die willigen Elemente der Araber und Perſer unternahm es Manßúr ſeine Herrſchaft zu gründen. Von den erſten waren es die Jemeniten, welche den Abbaſſiden das Chalifat hatten erringen helfen; doch auch manche Nordaraber, beſonders die in Baßra angeſiedelten, machten bald ihren Frieden mit der Regierung. So war der Theil des Heeres, welcher im Irák zu unmittelbarer Verfügung des Chalifen ſtand, aus den beiden arabiſchen Gruppen und perſiſchen Mannſchaften zuſammengeſetzt, die ſich in getrennten Quartieren gegenſeitig in Schach halten konnten, wenn eine der drei Abtheilungen etwa Neigung zur Unbotmäßigkeit verſpürte; um ſo mehr durfte der Kriegsherr meinen, des gleichmäßigen Gehorſams Aller verſichert zu ſein. Freilich trug dieſe Organiſation zur Schärfung des nationalen Gegenſatzes in einer Weiſe bei, die ſich unter ſchwächeren Regenten unheilvoll erwies, und welche auf anderen Gebieten abzuſchwächen Manßúrs und der Barmekiden einſichtige Politik nicht ohne Erfolg verſucht hat. Verſucht hat nicht weniger durch Stärkung und Belebung des gemeinſamen islamiſchen Glaubens, als durch Förderung des Austauſches von Kenntniſſen und Fertigkeiten, durch gegenſeitige Annäherung in Sitten und Gebräuchen, durch Begünſtigung von Handel, Verkehr und Induſtrie, für welches Alles das bald zu Blüthe und Wohlſtand neu emporkommende Irák während eines über fünfzigjährigen ungeſtörten Friedens den gedeihlichſten Boden abgab. Freilich war dieſer Frieden auf die Centralprovinz beſchränkt, außer ihr ging es im Reiche weit unruhiger zu als in der beſten Zeit der Omaijaden; aber grade auf Baßra, Kúfa und nicht viel ſpäter Bagdad kam es doch in erſter Linie an, und insbeſondere der Hof der Abbaſſiden war der Punkt, an welchem dieſe ganze Entwicklung in ſegensreicher Weiſe ſich vollziehen konnte.

Wenn es auch nicht Manßúrs Verdienſt iſt, daß ſeit Haddſchádſch (S. 394) in Baßra und Kúfa die Anfänge der islamiſchen Wiſſenſchaft mehr und mehr in die Breite und Tiefe zu wachſen vermochten, ſo hat er doch in jeder Weiſe, trotz ſeiner berufenen Sparſamkeit, dazu beigetragen, ſie zu der hohen Blüthe zu bringen, die jetzt mit großer Schnelligkeit ſich entfaltete. Den Korán in fremde Sprachen zu übertragen iſt nach ſeinem ganzen Stil unmöglich und gilt von Anfang für unerlaubt, weil Mohammeds mechaniſche Inſpirationstheorie die leiſeſte Veränderung des urſprünglichen Wortlautes zur Sünde ſtempelt. So mußte das Arabiſche die Sprache der Theologen nicht allein, ſondern vorläufig auch der Rechtsgelehrten und damit die eigentliche Staatsſprache des Chalifates bleiben, ihr Studium die Vorbedingung eines gedeihlichen Verkehrs zwiſchen beiden Völkern wie der Entwicklung der Wiſſenſchaften überhaupt darſtellen. Unter Manßúr lebten die eigentlichen Begründer der arabiſchen Sprachwiſſenſchaft, der Perſer Sſibaweih und der Araber Chalil in Baßra, El-Kißá'i, ebenfalls arabiſcher Herkunft, in Kúfa. Wie hoch die Bemühungen dieſer Männer geſchätzt wurden, zeigt die Berufung des letzteren zum Lehrer der Söhne Machdis, und jener ſchöne Zug des orientaliſchen Charakters, die pietätsvolle Verehrung des Schülers gegen den Lehrer, verdoppelte die Ehre einer ſolchen Auszeichnung. In dieſer Zeit war es, wo der Philologe Áßma'i es unternahm, die Gedichte und Sagen der altarabiſchen Heldenzeit zu ſammeln und ſprachlich wie ſachlich zu erklären, während Chalef El-Achmar ſich in deren Geiſt ſo hineinzuverſetzen fähig war, daß ſeine Nachahmungen für Originale gelten konnten. Und während die Schriften dieſer Männer die eigenthümliche Semitenart des Arabers dem gebildeten Perſer verſtändlich zu machen anfingen, eröffnete der Perſer Rózbih, gewöhnlich mit ſeinem arabiſchen Zunamen Ibn El-Mokaffa genannt, durch ſeine arabiſche Ueberſetzung des von den Indern nach Perſien übergegangenen Fürſtenſpiegels Kalíla und Dimna¹) die umfangreiche Märchenliteratur, welche in ſpäterer Zeit in dem Sammelwerke der Tauſend und Einen Nacht ihren Abſchluß findet, und deren geiſtreiche Erzählungen das ganze Mittelalter hindurch bis heute die Wonne des Morgenlandes bilden, wie ſeit den Kreuzzügen auch kein europäiſches Märchen- oder Novellenbuch, von Arioſt und Boccacio bis auf unſere Brüder Grimm, ihrer ermangelt. Derſelbe Ibn El-Mokaffa übertrug auch das alte Königsbuch (Schahnámeh) ins Arabiſche, welches die Sagengeſchichte der Fürſten und Helden Iráns enthielt und ſpäter die Grundlage von Firduſis großem Epos geworden iſt.²) Gleichzeitig halten perſiſcher Geiſt und perſiſche Feinheit den Einzug in die arabiſche Poeſie, an deren Erzeugniſſen ſtatt herber Kraft, trotzigen Stolzes, ſchneidenden Spottes mehr und mehr graziöſe Eleganz, höfiſche Geſchmeidigkeit, anmuthiger Witz geſchätzt werden: Wein- und Liebeslieder ſind es, in welchen Harúns Hofdichter Abu Nowás ſeine Stärke ſucht. Aber nicht das oft genug leichtfertige Getändel der Erzähler und Poeten bildete für Manßúr den werthvollſten Ertrag gelehrter Arbeiten und geiſtiger Anſtrengungen, ſondern die Ergebniſſe der theologiſch-hiſtoriſchen und der juriſtiſchen Studien, die gleichfalls unter ſeiner Regierung einen erſten Abſchluß erhielten. So wenig wir dem gewiſſenloſen Herrſcher wirkliche Frömmigkeit zutrauen dürfen, ſo geſchickt wußten er wie ſeine Nachfolger ſich zu weltlichen Zwecken mit ihrem Scheine zu ſchmücken, auch hierin verſchieden von den Omaijaden, die ſelten aus ihrem Herzen eine Mördergrube gemacht hatten. Die Abbaſſiden alle wallfahrteten fleißig nach Mekka, wußten aber auch daheim vor dem Volke ſich ein erbauliches Anſehen zu geben, während das verſchwiegene Innere des Palaſtes häufig genug Dinge erlebte, wie ſie unter den verläſterten damasceniſchen Chalifen nicht bedenklicher vorgekommen waren. Auch dieſe Heuchelei trägt einen perſiſchen Anſtrich; iſt es doch eben Jachja, der kluge Weſír des Harún, der ſeinem allzu unvorſichtig ſeinen Vergnügungen nachgehenden Sohne Fadl die weiſen Verſe ſchrieb: „Gebrauch' des Tages nach Ehre zu ſtreben und ertrage geduldig die Sehnſucht nach der Geliebten — bis die Nacht herannaht, in

---

[1] Perſiſch Kalílag und Damnag, Umgeſtaltungen der indiſchen Namen Karataka und Damanaka, welche zwei Schakalen, Hauptfiguren der indiſchen Thierfabel, beigelegt ſind. — Vgl. über die Geſchichte dieſes Werkes Juſti, Geſchichte des alten Perſiens (No. 2 dieſer Sammlung) S. 213 ff.

[2] Vgl. Juſti a. a. O. S. 215 f.

welcher alle Sünden ihren Schleier finden — Vertreibe das Grauen der Nacht durch das, was dir lieb iſt; denn die Nacht iſt nur der Tag des klugen Mannes — Wie Manchen achteſt du für enthaltſam, der wunderbaren Dingen ſeine Nacht widmet — Es deckt die Nacht über ihn ihre Schleier; ſo mag er ſie in Spiel und Ueppigkeit verbringen — Aber des Thoren Lebensgenuß liegt unverhüllt offen, daß jeder lauernde Feind ihn deſſen zu zeihen vermag.“ — Officiell alſo machten die Abbaſſiden mit dem geiſtlichen Charakter ihrer Imamatswürde Ernſt und wünſchten ſehr, daß Araber wie Perſer von der Berechtigung ihrer Anſprüche auf den Gehorſam aller Gläubigen recht durchdrungen würden. Den Perſern war der Islâm bisher faſt nirgends recht tief gegangen; zur gründlicheren Gewinnung des zu allerhand Freigeiſterei und andererſeits Myſticismus neigenden Volkes mußte die Hoftheologie hier noch mehr als gewöhnlich ſich vor den Extremen hüten und ein etwas rationaliſtiſches Gepräge annehmen. Man ſieht, wie dadurch die Entwicklung der motaſilitiſchen Schule (S. 408) begünſtigt wurde, die in Baßra trotz der Abneigung der Omaijaden nicht ausgeſtorben war: in die erſten Jahre der neuen Dynaſtie fällt die Geburt des Abul-Hudheil El-Allâf, des „Scheiches der Mótaſila“, welcher die Lehre von der Willensfreiheit und die ideelle Auffaſſung der göttlichen Eigenſchaften (S. 187) in beſtimmter Geſtalt formulirte und den zeitweiligen Sieg dieſer Dogmen vorbereitete. Solchen Speculationen kam es zu Gute, daß ſchon unter Manßûr der Anfang gemacht war, die Schriften der griechiſchen Philoſophen und Naturforſcher, die in den chriſtlichen Klöſtern Syriens und Meſopotamiens längſt ins Syriſche überſetzt waren, aus dieſer Sprache nunmehr ins Arabiſche zu übertragen: auch hier begegnet uns Ibn El-Mokaffa mit dem Verſuche einer Erläuterung von Abſchnitten der ariſtoteliſchen Logik, und bereits Allâf ſelbſt ſcheint mit griechiſcher Dialektik den Orthodoxen das Leben ſauer gemacht zu haben. Auch dieſe ließ man übrigens nicht unbelohnt für die Fortſetzung ihrer ſammelnden und ordnenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Koránerklärung und Tradition: am Hofe des Manßúr durfte Ibn Isßchâk die erſte Biographie des Geſandten Gottes vollenden und damit gleichzeitig die hiſtoriſche Literatur der Araber begründen, und gleichzeitig ſchloſſen der freiſinnige Abu Hanifa zu Bagdad und der orthodoxe Mâlik Ibn Anas zu Medina ihre großen Rechtsſyſteme ab, die mit den etwas ſpäteren des Schâfi'i (unter Harún) und des Achmed Ibn Hambal (unter Ma'amún) für alle Zeiten und Völker des Islâms maßgebend geblieben ſind.

Mehr noch als Kúfa hat das bereits auf perſiſchem Boden gelegene Baßra zu dem Austauſch geiſtigen Lebens zwiſchen Arabern und Perſern beigetragen, welcher ſo großartigen Gewinn für den ganzen Islâm abwerfen ſollte. Es wird ſelten mit genügender Deutlichkeit hervorgehoben, wie nachdrücklich hier das perſiſche Element bereits eingreift, in einer Weiſe, daß man eigentlich verpflichtet iſt, von jetzt ab nicht mehr von arabiſcher, ſondern von islamiſcher Literatur in arabiſcher Sprache zu reden. Die Araber haben nicht aufgehört, geiſtig zu arbeiten, im Gegentheil, ſie fangen jetzt erſt recht an, aber doch in einer vielfach, beſonders auf den Gebieten der Poeſie und Grammatik wie der eigentlichen Theologie, unlöslichen Verbindung mit den Perſern, die man um ihren Antheil an dieſer fruchtbaren Bewegung nicht verkürzen darf. Doch auch Baßra ſollte bald überflügelt und eine neue Stelle geſchaffen werden, die für den Verkehr und die gegenſeitige Anregung der beiden Völker jetzt den eigentlichen Mittelpunkt zu bilden beſtimmt war. Es hatte nach dem Sturze der Omaijaden keine Rede davon ſein können, Damaskus als Reſidenz beizubehalten; die Abbaſſidenhauptſtadt mußte an der Grenze zwiſchen Arabien und Perſien liegen, wo die Dynaſtie ſich gleichmäßig auf die ihr befreundeten Elemente der zwei Nationen zu ſtützen und gleichmäßig beide im Zaume zu halten vermochte. Auch Kûfa war zu ſpecifiſch arabiſch, Perſer dort nur noch in den mittleren und unteren Volksclaſſen vertreten; Manßûr brauchte einen neuen Ort, wo Angehörige des Oſtens wie des Weſtens ſich als gleichberechtigt zu Hauſe fühlen und im Glanze des neuen Hofes ſonnen könnten. Es iſt von ſeinen[1]) vielen genialen Gedanken vielleicht der genialſte, der ihn zur Anlage ſeiner Stadt in der Nähe der verfallenden Saſſanidenreſidenz Madaïn (Kteſiphon) am Tigris bewog. Mitten in der Kornkammer des Reiches, an dem gewaltigen, bis weit hinauf für ziemlich große Fahrzeuge ſchiffbaren Strome, dicht an der Stelle, wo die Straßen Syriens, Armeniens, Arabiens und Perſiens ſich kreuzten, verdankte es ſeiner Lage dieſelben Vortheile, welche vor einem Jahrtauſend die große Babel zur erſten Stadt der Welt gemacht hatten. Mit dem Augenblicke, wo hier der Sitz einer mächtigen Regierung und eines bedürfnißreichen Hofes aufgeſchlagen wurde, mußten wie die Eiſenſpähne der Magnetnadel Tauſende und aber Tauſende betriebſamer Kaufleute und Induſtrieller der Anziehungskraft jener äußeren Verhältniſſe folgen. Es war ſo gut wie eine Neugründung: ein kleiner Marktflecken, welcher dort am rechten Tigrisufer lag, war nicht der Rede werth und hat wohl nur durch ſeinen glückverheißenden Namen Bagdâdh „die Gottgegebene“ es zu der Ehre gebracht, welche ihm heute noch die Geſchichte, frühere Jahrhunderte hindurch die bewundernden Zeitgenoſſen des Morgen- und Abendlandes zollen. Im Jahre 145 (762) legte man den Grundſtein, aus welchem bis 149 (766) die „Stadt des Manßûr“, wie das Volk, die „Stadt des Heils“, wie der Chalife ſie nannte, emporwuchs. Die Anlage war kreisförmig, das Schloß und die Hauptmoſchee in der Mitte, ringsherum die Quartiere, nach Art der orientaliſchen Städte durch Mauern und Thore von einander geſchieden, jedes eine befeſtigte Burg für den Garniſonscommandanten einſchließend. Manßûr ſelbſt beaufſichtigte den Bau und kümmerte ſich ſo genau um Alles, daß er einem Beamten, welcher die Errichtung eines ganzen Quartiers geleitet hatte, bei dem Rechnungs-

---

1) Oder der Barmekiden. Es ergiebt ſich aus der Ueberlieferung, daß Châlid bei der Anlage der Stadt die Hauptrolle geſpielt hat; weniger beſtimmt, ob er den Gedanken zuerſt anregte.

abſchluß ein Manco von 15 Dirhems aufweiſen konnte; er wurde eingeſperrt und mußte die geringfügige Summe erſetzen. Später gefiel dem Fürſten aber die Lage ſeines Schloſſes nicht. Von der mit reißender Schnelligkeit anwachſenden Bevölkerung rings umgeben zu ſein behagte dem Mißtrauiſchen wenig; ſo baute er ſich im J. 157 (774) einen neuen befeſtigten Palaſt unmittelbar neben dem Tigrisufer, den er ſchon 158 (775) bezog: daß er ihm den ſtolzen Namen Dár el-chold „Haus der Ewigkeit“ beilegte, gehörte ſich eigentlich nicht, weil der Muslim dabei an das beſſere Jenſeits denkt. Gleichzeitig wurden die Märkte außerhalb der Mauern in die Vorſtädte verlegt, weil es bedenklich ſchien, den vielen fremden Kaufleuten Gelegenheit zum Ausſpioniren der Chalifenreſidenz zu geben; und damit auch Bewohner wie Garniſon der letzteren von Außen in Schach gehalten werden könnten, ließ Manßûr bereits im J. 151 (768) ein Schloß und Truppenquartiere für den Thronfolger Machdi auf dem gegenüberliegenden öſtlichen Ufer des Tigris errichten. Bald entſtanden bei dem Zuſammenſtrömen der Einwohner von überall her eine ganze Anzahl von Vorſtädten auf beiden Seiten; drei Schiffbrücken vermittelten den Verkehr zwiſchen hüben und drüben, ſchiffbare Canäle ſtellten Verbindungen nach allen Seiten bis an den Euphrat und den perſiſchen Meerbuſen her, wo Baßra, ſchon früher der Ausgangspunkt des Seehandels mit Indien, dem fernen Oſten und den arabiſchen Küſten, jetzt als Hafenſtadt der Reſidenz noch größeren Aufſchwung nahm. Wir können unſere Vorſtellung von dem Umfang und der Blüthe der beiden Städte kaum hoch genug ſpannen, wenngleich wir über ihre Einwohnerzahl keine genügenden Nachrichten beſitzen. Aber wir wiſſen, daß hier die Producte faſt der ganzen Welt zuſammenſtrömten: Gewürze, Ebenholz für das Kunſtgewerbe, Aloe und Sandel zum Räuchern, Teakſtämme zum Schiffsbau, Edelſteine, Metalle, Farben und Mineralien aller Art aus Indien und dem malaiiſchen Archipel, Seide, Porzellan und der jedem anſtändigen Orientalen unentbehrliche Moſchus aus China, Pelzwerk und Sklaven aus den Türkenländern und Rußland, Elfenbein und Negerſklaven aus Oſtafrika brachten hier Kaufleute und Schiffer von ihren langen und kühnen Seefahrten und Karawanenreiſen zu Hauf, indem ſie gleichzeitig für die Producte des Chalifenreiches, wie Datteln, Zucker, Glaswaaren, Baumwolle, Eiſen, lohnende Märkte bis nach China hin eröffneten. Noch lebhafter war natürlich der Austauſch zwiſchen den einzelnen Provinzen, der ſich in der Hauptſtadt vollzog. Aegyptens Reis, Getreide, Linnen, Papier, Syriens Glas- und Metallwaaren, Arabiens Specereien, Perlen und Waffen, Chuſiſtáns Zucker, Kirmáns und Fergánas Eiſen, Perſiens Seide, Wohlgerüche und Gartenproducte fanden ihren Weg hierher, um großentheils nebſt den eigenen Erzeugniſſen des fruchtbaren Irák weiterverſandt zu werden. Vor Allem aber Stoffe und Gewebe bilden, wie ſeit den älteſten Zeiten, ſo auch unter den Chalifen faſt in ſämmtlichen Theilen des Reiches den ausgebreitetſten, lohnendſten und leiſtungsfähigſten Induſtriezweig. Die Vorliebe des Orientalen für prächtige und koſtbare Gewänder iſt bekannt, ebenſo die aus ihr ſich ergebende Sitte, Verdienſte um den Staat oder vielmehr das Herrſcherhaus durch Verleihung von Ehrenkleidern zu belohnen, welche, man kann es nicht leugnen ſehr zweckmäßiger Weiſe, gradezu die Stelle unſerer Orden vertreten. Nicht minder weiß man, daß ſchon bei den alten Perſern die Kunſt des Teppichwirkens auf das Vollendetſte ausgebildet war (vgl. S. 241): alle dieſe Traditionen hat die arabiſche Eroberung kaum merkbar unterbrochen, die Abbaſſidenzeit, in welcher die Araber ſich die perſiſche Civiliſation erſt wirklich aneigneten, neu belebt, und damit jenen Aufſchwung der Textilgewerbe hervorgerufen, welchen das ganze Mittelalter nicht allein des Orientes ſondern bald auch des Abendlandes[1]) durch uneingeſchränkte Bewunderung und maſſenhaften Verbrauch anerkannt hat. Hier beſaß faſt jede Provinz ihre Specialität, je nachdem ihren Productionsverhältniſſen Baumwolle, Leinen, Seide, Wolle oder Haare von Thieren am beſten entſprachen; der Sitz der vollendetſten Kunſtfertigkeit blieb indeſſen immer Perſien und Bagdad ſelbſt. Faſt ebenbürtig ſteht dieſer Induſtrie zur Seite die ebenfalls in den verſchiedenſten Gegenden zu hoher Stufe emporgeſtiegene Gartenbaukunſt, welche beſonders in der Cultur der Farbepflanzen, Blumen und wohlriechenden Gewächſe, ſowie in der Palmen- und Obſtzucht mit dem ſteigenden Luxus immer weitere Ausbreitung fand: denn ſtatt im Weine, deſſen Genuß das Religionsgeſetz ſelbſt in den üppigſten Zeiten doch immer ſehr einſchränkte, berauſcht der Muslim ſich, wie ſchon ſein Prophet that, in den Freuden der Liebe und dem Dufte der Wohlgerüche, und köſtliche Obſtſorten dürfen ſeiner Tafel um ſo weniger fehlen, als das heiße Klima den Südländer derberen Speiſen, beſonders Fleiſchgerichten, abgeneigt macht.

So finden nicht allein Wiſſenſchaft und Kunſt, ſondern in gleich hohem Grade auch die materiellen Intereſſen in der Stadt Manßúrs und dem ſie umgebenden reichen Lande den gedeihlichſten Boden für eine raſche und glänzende Entwicklung. Begünſtigt aber wurde dieſe noch in ganz beſonderem Grade durch eine grundſätzliche Aenderung, welche das Abbaſſidenchalifat in der äußeren Politik des Reiches vollzog. So lange die Omaijaden nicht durch innere Wirren ſich gehindert ſahen, haben ſie die Eroberungspolitik der legitimen Chalifen ſyſtematiſch fortgeſetzt; noch Hiſchám drängte in jedem freien Augenblick ſeine Statthalter an den Grenzen unabläſſig vorwärts. Jetzt wurde das anders. Auch durch ihre Vermiſchung mit arabiſchem Blute waren die Perſer keine eigentlich kriegeriſche Nation wieder geworden; die Kraft aber der Syrer war in dem letzten Bürgerkriege gebrochen, und zudem

---

1) Man weiß, daß heute noch zahlreiche Reſte orientaliſcher Gewebe bei uns vorkommen, beſonders in den Schätzen von Kirchen und Klöſtern, die keine beſſeren Prachtſtoffe zu Altardecken und Prieſtergewändern finden konnten; und nicht minder bezeugt der jetzt freilich überlebte Ruf der perſiſchen Teppiche, ferner Worte unſerer Sprachen wie Atlas (glatter Seidenſtoff), Damaſt (feines Linnen aus Damaskus), Baldachin (Gewebe aus Baldach, wie man im Weſten ſtatt Bagdad ſagte) die ehemalige Verbreitung ſolcher Zeuge bis nach den fernſten Grenzen Europas hin.

konnte es keinem Abbaſſiden einfallen, keiṣitiſche Truppen gegen äußere Feinde zu verwenden, außer etwa in Syrien, wo ſie ihre eigenen Herde von den Byzantinern gefährdet ſahen. Sobald alſo die während des Kampfes gegen die geſtürzte Dynaſtie abgefallenen Provinzen annähernd in dem früheren Umfange dem Reiche zurückgewonnen ſind — mit Spanien iſt nicht einmal das gelungen —, ſteht man, ſeltene Ausnahmen ungerechnet, davon ab, die Eroberungspolitik wieder aufzunehmen; die Ausbreitung des Islâms kommt ins Stocken, und erſt das Soldatenvolk der Türken beginnt zweihundert Jahre ſpäter ſie neu in Fluß zu bringen. Fehlt es nun in der Zwiſchenzeit auch nirgends an Reibungen mit den Nachbarn im Oſten und Norden, in der Hauptſache wird doch ein leidliches Verhältniß möglich, welchem die Anknüpfung regelmäßiger Handelsverbindungen nicht mehr allein zur See, ſondern auch durch Karawanenverkehr zu Lande auf dem Fuße folgt. China kann nun ſeine Producte auch über Turkeſtan ſenden, das Reich der Chaſaren[1]) einen Austauſch mit den Wolgabolgaren und durch dieſe mit den Ruſſen[2]) vermitteln, welcher über zweihundert Jahre mit großer Lebhaftigkeit betrieben wird und deſſen Zeugniſſe in der Geſtalt vergrabener Abbaſſidenmünzen heute noch in faſt alljährlichen, häufig ſehr beträchtlichen Funden dem Boden Rußlands wie der Küſten und Inſeln des baltiſchen Meeres entſteigen. Einzig und allein zu Byzanz wollten ſich nie freundliche Beziehungen geſtalten, und nur auf dem Umwege durch Armenien nach Trapezunt war hier gelegentlich Handel zu treiben möglich; dagegen wurde im Weſten jede von Afrika aus in Beſitz genommene Küſtenſtadt Siciliens (S. 555) und ſpäter Unteritaliens zu einer Ausfallspforte auch für den Vertrieb orientaliſcher Stoffe und Geräthe, und mit Spanien war trotz der Entfernung in nicht allzu ferner Zeit wieder ein lebhafter Schiffsverkehr im Gange.

Die Bedeutung einer ſo großartigen Entwicklung des Handels und der Induſtrie für die Geſchichte des ganzen Orients iſt naturgemäß nicht auf die vorübergehende Hebung des allgemeinen Wohlſtandes und der Staatseinnahmen beſchränkt geblieben. Die Höhe freilich, welche die letzteren unter Manṣûr erreichten — über 400 Millionen Dirhems jährlich gingen, nach Abzug aller Koſten der Provinzialverwaltung, bei der Centralregierung ein — iſt keine dauernde geweſen. Im Anfang des dritten (neunten) Jahrhunderts betrug das Staatseinkommen nur noch etwa 370, dreißig Jahre ſpäter 290 Millionen, und die Verſchwendung des Hofes, die Anſprüche der Truppen, die Erforderniſſe der immer zahlreicher werdenden inneren Kriege mußten die Finanzen bald vollkommen aus dem Gleichgewicht bringen. Daß unter ſolchen Umſtänden doch kein allgemeiner wirthſchaftlicher Verfall eintrat, die von dem Chalifat allmählich ſich ablöſenden Theilſtaaten vielmehr häufig zu neuer Blüthe kamen, wurde in der Hauptſache eben der reichen induſtriellen

---

[1]) Vgl. Schiemann, Rußland, Polen und Livland (Nr. 90 dieſer Sammlung) S. 40 f.

[2]) D. h. ſeit der Mitte des neunten Jahrhunderts den ſkandinaviſchen Warägern; vgl. Schiemann a. a. O. S. 43 ff.

Production und der Ergiebigkeit des Handels mit dem Auslande verdankt. Während das Chalifat als Militärſtaat raſch bergab ging, blieb es als gemeinſames Wirthſchaftsgebiet in gewiſſer Art noch erhalten, bis der Mongolenſturm die Länder des Islâms verwüſtet und die Kreuzfahrer für die Kaufleute von Genua, Piſa, Amalfi und ſpäter Venedig jenen levantiniſchen Colonien die Stätte bereiten, durch welche das aufſtrebende Abendland den ſinkenden Orient auch in dieſer Beziehung allmählich ruinirt hat.

Man ſieht, es war ein ganz neues Staatsgebilde, in welches mit ſolcher Schnelligkeit das ehemalige Omaijadenchalifat ſich verwandelte. So groß aber auch die Veränderungen geweſen ſind, die wir ſoeben an uns haben vorübergehen laſſen, nirgends zeigt ſich die Verſchiedenheit deutlicher, als in dem Verhältniß des Fürſten, der an der Spitze dieſes Reiches ſtand, zu den Unterthanen, welche zu regieren er berufen war. Wir haben bereits geſehen (S. 464), wie unmöglich die Abbaſſiden ſich als volksmäßige Herrſcher zu fühlen vermochten. Eine nationale war die Dynaſtie weder für Araber noch Perſer, ſo mußte der Eindruck der Macht vergrößert werden, die in dem Chalifen verkörpert war. Das Bedürfniß traf zuſammen mit der von den Barmekiden vertretenen Neigung, die altperſiſchen Regierungsgrundſätze wieder zu Ehren zu bringen, und ſo dürfen wir nicht erſtaunen, wenn der Abbaſſide bald einem Saſſaniden, ja einem Großkönig nach der Art des Darius oder Xerxes ähnlicher ſah, als den Häuptlingen freier Araber, welche ſelbſt die kräftigſten Omaijaden immer noch vorzuſtellen ſich bewogen fanden. Mit der perſiſchen Anſchauung von der Göttlichkeit des Staatsoberhauptes (S. 327) war unmittelbar die Nothwendigkeit gegeben, den Herrſcher, abgeſehen von ſeltenen Gelegenheiten, dem Volke möglichſt unnahbar zu machen, die Pracht ſeiner Erſcheinung, den Glanz des Hofes möglichſt zu ſteigern, vor Allem aber für den regelmäßigen Verkehr mit den Unterthanen einen Vermittler zu beſtellen, welcher dem Sohne des Gottes die Berührung mit der Menge erſparte. Manßûr ſelbſt war ein ſparſamer Mann, aber ſeine Nachfolger haben das Beiſpiel jenes Luxus gegeben, der ſelbſt bei uns noch als orientaliſch berufen iſt, der, nach Möglichkeit von den Großen des Reiches nachgeahmt, zwar mancherlei Feinheiten der Civiliſation, aber auch Verderbniß und Entartung in den leitenden Kreiſen und vor Allem eine maßloſe Vergeudung des Staatsvermögens mit ſich gebracht hat. Noch folgenſchwerer aber iſt die Scheidung des Fürſten von ſeinem Volke und die Uebertragung der eigentlichen Regierung auf den höchſten Miniſter geweſen, der unter dem Namen Weſir[1]) mit unſerer Vorſtellung von dem Chalifen von Bagdad wie überhaupt von den Herrſchern des Orients unzertrennlich verbunden er-

---

1) Waſîr iſt ziemlich wörtlich durch „Geſchäftsträger“ zu überſetzen. Die Einrichtung iſt in Perſien uralt, die von den griechiſchen Schriftſtellern überlieferten Ausdrücke Auge oder Ohr des Königs für die nächſte Umgebung deſſelben zeigen deutlich, wie ſchon bei den Achämeniden die grundſätzliche Trennung zwiſchen Fürſt und Volk aufrecht zu erhalten die Beſtimmung der oberſten Hofbeamten war.

ſcheint. Dieſe Vorſtellung aber iſt in der That nichts Anderes, als ein getreues Spiegelbild der orientaliſchen Anſchauung ſelbſt, wie ſie jedes Capitel der Erzählungs- und Märchenliteratur in den ſtereotypen Figuren des mächtigen Sultans und ſeines klugen Weſírs darſtellt. Klugheit allerdings iſt das erſte Erforderniß zur erfolgreichen Durchführung der ſchwierigen Rolle, einem Götterſohne alles Unbequeme abzunehmen und den Verwöhnten jederzeit bei guter Laune zu erhalten. Allmächtig iſt der Weſír nach unten, aber ein leiſer Wink des Mächtigen oben ſtürzt ihn von der Höhe der Macht in den Kerker, aus dem nur zu oft der Weg zum Schaffot geht. Unendliches ſoll er leiſten, um den Anſprüchen ſeiner Stellung zu genügen. Er ſoll ein tüchtiger Beamter, vor Allem ein Finanzgenie erſten Ranges ſein, dem nie die Mittel zur Befriedigung der Launen des Monarchen und ſeiner Günſtlinge ausgehen, ohne daß doch die Klagen der Unterthanen über die zunehmenden Erpreſſungen der Steuerbeamten das Ohr des Gebieters erreichen; es ſoll aber auch ein geiſtreicher Menſch in ihm ſtecken, der es verſteht, den verſtimmten Fürſten aufzuheitern. Er ſoll Alles wiſſen, wonach der Herrſcher ihn fragt, jeder Schwierigkeit mit ſchnell fertigem und doch wohlüberlegtem, dabei niemals mißfälligem Rathe begegnen. Er muß bei Tage arbeiten, des Abends und die halbe Nacht hindurch mit der Umgebung des Fürſten bei Sang, Spiel, Tanz und witziger Unterhaltung ſeinen Mann ſtehen; nebenbei fortwährend auf der Hut ſein gegen die zahlloſen Intriguen, welche von allen Seiten unter den Offizieren und Beamten, Haremsdamen und Eunuchen gegen ihn losgelaſſen werden: ein unwiderleglicher Beweis für die glänzende Begabung des Barmekidengeſchlechtes, daß ſeine Mitglieder faſt ohne Unterbrechung über fünfzig Jahre hindurch dieſer Aufgabe ſich gewachſen zeigten. Keineswegs unbedenklich iſt aber auch die Stellung des Chalifen, vor deſſen Laune der ſonſt allmächtige Weſír zittert.[1] Schrecklich trifft der Zorn des höchſten Gebieters den Unglücklichen, der auf dem ſchlüpfrigen Boden des Hofes ins Gleiten kommt: aber heimlich braut die Tücke der Weiber Gifte, bereitet die Gewiſſenloſigkeit der Beamten und Offiziere Gewaltthaten, die unter dem Schleier der Nacht geräuſchlos ſich vollziehen. Man wird am Morgen unter heuchleriſchem Klagegeſchrei eine Leiche aufbahren, die geſtern ein Chalife war, kein Zeichen an dem entſeelten Körper wird auf den mit ſchrecklicher Raffinirtheit vollbrachten Mord weiſen, deſſen Urheber, vielleicht der Bruder, ja der eigene Sohn des Geſtürzten, nun den blutigen Thron beſteigt, wahrſcheinlich um in kurzer Friſt ſelbſt der Rache oder der Begehrlichkeit eines Nebenbuhlers zum Opfer zu fallen. Das Volk aber, welches den Todten kaum je geſehen, das kein Band der Liebe und Verehrung mit ihm verknüpft hat, wird mit ſtummer Scheu finſtere Gerüchte murmelnd unter ſich verbreiten, aber ſchweigen und keinen Finger heben. Dazu nun die unſelige Form des Wahlkönigthums, der Unfug der Huldigungen und Enthuldigungen (S. 462) — es erſcheint faſt wie ein Wunder, daß überhaupt ein Abbaſſide je eines natürlichen Todes geſtorben iſt.

---

[1] Eine claſſiſche Schilderung orientaliſchen Königthums findet man in dem Werke von A. Erman, Aegypten u. ägyptiſches Leben i. Alterth., Tüb. 1885, S. 84 ff.

Nirgends mehr, als in dieſer Form des Despotismus kommt Alles auf die perſönlichen Eigenſchaften einzelner Individuen an. Manßúr war nicht der Mann, ſeinen Weſír ſich über den Kopf wachſen zu laſſen, und weder Chálid noch Jachja ſo unweiſe, ihn durch Selbſtgefälligkeit zu reizen, oder auf eine andere Rolle Anſpruch zu erheben, als die intelligenter Gehilfen eines überlegenen Willens; und dieſer war ſeinerſeits viel zu großartig angelegt, um den Genuß der Herrſchaft anderswo zu ſuchen, als in der raſtloſen Arbeit des Herrſchers. Wenig aber glichen dem gewaltigen Manne die ſein Werk fortzuſetzen berufen waren, und ſchon unter ſeinen erſten Nachfolgern kam die ganze Bösartigkeit des Palaſtregiments zum Ausbruch. Der nächſte war ſein Sohn Mohammed, El-Machdi genannt (158—169 = 775—785), welchem er bereits im J. 147 (764) die Huldigung hatte darbringen laſſen, nachdem Íßa Ibn Múßa (S. 460) zum vorläufigen Verzicht auf ſeine Rechte unter der Verſicherung genöthigt war, daß er nach Manßúrs Sohn Chalife werden ſolle. Nicht ſo raſtlos und umſichtig wie der Vater, hatte ihm Machdi immerhin etwas von der Kunſt des Herrſchens abgelernt; obwohl er die Barmekiden ſchätzte und in hohen Stellungen dauernd verwandte, machte er doch keinen von ihnen zum Weſír, wechſelte auch wohl gelegentlich die Perſon des letzteren und führte in der erſten Zeit ein kräftiges, dabei keineswegs grauſames Regiment. Aber nach und nach wurde er doch bereits von dem Haremstreiben umſponnen und war nicht ſcharfſichtig genug, um die Ränke ſeiner Umgebung zu durchſchauen. Der Sturz ſeines Weſírs Abu Obeidallah im J. 161 (778) ward durch eine gemeine Intrigue des Kammerherren Rabí herbeigeführt, der auch weiterhin bis zu ſeinem Tode (169 = 786) überall ſeine Hände in der hohen Politik hatte; und der wackere Ja'akúb Ibn Da'úd, der längere Zeit ſich des beſonderen Vertrauens des Monarchen erfreute, mußte 166 (782/3) fallen, entweder weil er dem Chalifen Vorſtellungen über ſeine Verſchwendungsſucht machte, oder weil er gegen einen armen Aliden ſich mitleidiger zeigte, als erlaubt ſchien. Jene Vorſtellungen waren in der That berechtigt: mit dem Machdi beginnt die Vergeudung der Staatseinnahmen in raffinirtem, bisweilen geradezu wahnſinnigem Luxus, welche unter Harún ihren Gipfelpunkt erreicht und mehr als alles Andere zu der raſchen Zerrüttung der Finanzen beigetragen hat. Zu Anfang ſeiner vierziger Jahre gerieth Machdi, der mehr und mehr ſich von ſinnlichen Genüſſen umgarnen ließ und damit auch ſeinen eigenen Willen einzubüßen anfing, faſt gänzlich unter die Herrſchaft ſeiner Frau Cheiſurán, einer Sclavin, welche er nach ſeiner Thronbeſteigung im J. 159 (775/6) freigelaſſen und geheirathet hatte. Von ihr ſtammten ſeine beiden Söhne Múßa und Harún; dem erſteren hatte er gleich zu Anfang unter dem Namen El-Hádi („der Leitende") als Kronprinzen huldigen laſſen, nachdem er den ewigen Throncandidaten

Íßa zur abermaligen Entſagung gezwungen (Sſafar 160 = Nov.—Dec. 776)[1]), und im J. 166 (782) war dann Harún als zukünftiger Nachfolger Hádis anerkannt und mit dem Ehrentitel Er-Raſchíd („der grade Wandelnde") geſchmückt worden. Cheiſurán aber zog ihren jüngeren Sohn Harún vor, und da er Fadls, des Sohnes des Barmekiden Jachja, Milchbruder war, hielt die einflußreiche Familie ebenfalls zu ihm. Unter dieſen Einflüſſen entzog Machdi mehr und mehr dem Hádi ſeine Zuneigung und beſchloß im J. 168 (785) geradezu, ihn zu Gunſten Haruns der Thronfolge zu entkleiden. Hádi, welcher grade auf einem Kriegszuge in Gorgán abweſend war, antwortete auf die Botſchaft des Vaters, die ſeine Beiſtimmung einforderte, mit einem kühlen Nein; und als Machdi ſich zu perſönlicher Verhandlung mit dem unbotmäßigen Sohne auf die Reiſe begeben hatte, ſtarb er unterwegs, bei Maſebhedán in der Gegend von Holwán in Medien, eines plötzlichen Todes, nach Einigen auf der Jagd verunglückt, nach Anderen von einer eiferſüchtigen Sclavin aus Verſehen ſtatt ihrer Nebenbuhlerin vergiftet (22. Moharram 169 = 4. Aug. 785). Daß die ſchöne Gelegenheit zu einem Bruderkriege diesmal noch unbenutzt blieb, verdankte das Reich dem Barmekiden Jachja. Machdi ſelbſt hatte ihn 161 (778) zum Secretär, d. h. Gouverneur des zwölfjährigen[2]) Harún ernannt, in deſſen Namen er ſeit 163 (780) die Weſthälfte des Reiches, d h. Adherbeidſchán, Armenien, Syrien und Afrika verwaltete. Als Perſer konnte er nicht daran denken, etwa auf die Kräfte dieſer Provinzen geſtützt ſeinen Zögling dem Hádi entgegenzuſtellen: dabei hätten die Araber allzuleicht von Neuem das Uebergewicht erhalten können. So rieth der kluge Miniſter ſeinem Prinzen, dem Bruder ohne Weiteres zu huldigen; Harún war noch jung, und ob Hádi lange lebte, konnte man nicht wiſſen. Ueber des Letzteren Charakter ſind wir nur durch Nachrichten der ſpäteren Hiſtoriker unterrichtet, welche den Harún vergöttern, alſo für unparteiiſche Zeugen nicht gelten dürfen. Was wir von ihm thatſächlich wiſſen, nimmt zum Theil für ihn ein. Jene

---

1) Ißa ſtarb Ende 167 = 784; er war auch ein richtiger Abbaſſide und verdient kaum, daß man ihm wegen ſeines wiederholten Mißgeſchickes beſondere Theilnahme zollt.

2) Allerdings ſteht Haruns Geburt zu Anfang 149 (766) nicht ganz feſt. Tabarí III, 599. 739 nennt vielmehr wiederholt das Jahr 145 und bezeichnet 149 nur als der „vorgeblichen Anſicht der Barmekiden entſprechend", welche alſo danach die Geſchichte von der Milchbruderſchaft des Ende 148 (765) geborenen Fadl nur erfunden hätten, um das Anſehen der Familie zu erhöhen. Da aber bereits 187 (803) die Kataſtrophe der Barmekiden eintrat, d. h. zu einer Zeit, wo das wirkliche Sachverhältniß noch vielen Perſonen bekannt ſein mußte, eine ſolche Erfindung alſo kaum möglich war, da ferner Haruns allgemein bezeugte Gewohnheit, den Jachja „Vater" anzureden, ſich am ungezwungenſten aus jenem brüderlichen Verhältniß zu Fadl erklärt, endlich aber Tabari ſelbſt an beiden Stellen ohne weitere Bemerkung Haruns Alter bei ſeiner Thronbeſteigung (170 = 786) auf 21 oder 22 Jahre angiebt, wird es bei 149 als ſeinem Geburtsjahre zu verbleiben haben. Die Angaben über das Lebensalter, welches er bei ſeinem Tode (193 = 809) erreicht hatte, helfen nicht weiter, da ſie ebenfalls (zwiſchen 45 und 47) ſchwanken.

Hiſtoriker meinen freilich, er habe ſich nur um ſeinen Harem gekümmert; damit aber will es doch kaum zuſammenſtimmen, daß er energiſch eingriff, als Cheiſurán ihrer in Machdis letzten Jahren angenommenen Gepflogenheit gemäß fortfahren wollte ſich in die Regierung zu miſchen. Er verbot ihr auf das Beſtimmteſte, ſich außerhalb des Harems ſehen zu laſſen, unterſagte ihr jeden directen Verkehr mit Offizieren und Beamten, kurz, er zeigte deutlich, daß er nicht geſonnen war, ſich bevormunden zu laſſen. Cheiſurán war natürlich außer ſich; wie es heißt, nahm das Mißverhältniß zwiſchen Mutter und Sohn in dem Grade zu, daß Hádi, „ein arabiſcher Nero“,1) ſeine Mutter zu vergiften und den Harún hinrichten zu laſſen verſuchte. Ob etwas an dieſer Beſchuldigung iſt, wird ſich ſchwerlich je mit Sicherheit ausmachen laſſen. Feſt ſteht nur, daß Hádi allerdings, wie ſich das in der Familie von ſelbſt verſtand, ſeinen Bruder zu Gunſten des eigenen Sohnes Dſchá’afar der Nachfolge berauben wollte, und dazu ſchon vorbereitende Schritte zu thun anfing; daß Jachja, der Barmekide, wie unter dieſen Umſtänden begreiflich, bei ihm in Ungnade gefallen und in Haft genommen war; daß ferner in der Nacht des 16.2) Rabí I. 170 (14.—15. Sept. 786) nach ziemlich allgemeiner Ueberlieferung3) der Chalife von Sclavinnen ſeiner Mutter im Bette erſtickt worden iſt; daß Cheiſurán den Eintritt des Todes ſofort perſönlich dem Jachja meldete, und daß endlich noch in derſelben Nacht Dſchá’afar von einem der höchſten Offiziere aus dem Bette geholt und durch Todesdrohungen zur Anerkennung Harúns gezwungen wurde — alſo jedenfalls eine Palaſtrevolution in einer Form, welche noch nicht fünfzig Jahre nach Einſetzung der Dynaſtie für die Zukunft recht vielverſprechend genannt zu werden verdient. Noch wird allerdings die Continuität der Regierung gewahrt, aber es ſind die Barmekiden, in welchen ſich dieſelbe darſtellt, nicht das Herrſcherhaus ſelbſt. Harún (170—193 = 786—809) war bei ſeiner Thronbeſteigung 21 oder 22 Jahre alt; gewohnt, ſeine Mutter und ſeinen „Vater“ (S. 478 Anm.) Jachja für ſich handeln zu laſſen, verdankte er nun auch noch eben dieſen beiden die Herrſchaft, es iſt alſo ganz begreiflich, daß er ſie weiter ſchalten ließ. Cheiſurán ſtarb bereits 173 (789/90), aber Jachja und ſeine Söhne, vor Allen Fadl, der Milchbruder, und Dſchá’afar, der Freund, bald der erklärte Liebling des Chalifen, erſtiegen nun erſt den höchſten Gipfel

---

1) v. Kremer, Culturgeſchichte des Orients unter den Chalifen, 2. Bd., S. 62. — Es iſt leider nicht zu beſtreiten, daß die im Text angezogenen Berichte, wie Hr. v. Kremer ſagt, „innere Wahrſcheinlichkeit“ haben; doch will ich nicht verſäumen darauf aufmerkſam zu machen, daß Harthama Ibn Á’ajan, welcher hier den Gewährsmann ſpielt, als einer der tüchtigſten und zuverläſſigſten Generäle des Raſchíd bekannt, ſein Zeugniß alſo nichts weniger als einwandsfrei iſt. Habe ich Recht gebabt, die oben S. 462 Anm. erzählte Anekdote glaubwürdig zu finden, ſo iſt ſeine Betheiligung bei der ganzen Angelegenheit überhaupt undenkbar. 2) Nach den gewöhnlichen Angaben des 14. oder 15., da aber als Wochentag allgemein der Freitag genannt wird, hat man mit Recht den 16. vorgezogen, deſſen Nacht der Nacht vom 14. auf den 15. Sept. 786 entſpricht. 3) Vereinzelt wird angegeben, er ſei nach einer nur dreitägigen Krankheit geſtorben. Das ſchließt nicht aus, daß er während eines an ſich leichten Unwohlſeins im Bette ermordet wurde.

der Macht. Im J. 178 (794) übertrug Raſchíd auch formell die Leitung ſämmtlicher Geſchäfte an Jachja; 176 (792) wurde Fadl zum Generalſtatthalter in Armenien, Adherbeidſchán, Medien und den kaſpiſchen Provinzen, 178 (794) zum Statthalter von Choraßán beſtellt, während Dſchá'afar, abgeſehen von gelegentlichen einzelnen Aufträgen, ſtets in der Nähe ſeines fürſtlichen Freundes weilen mußte, welcher die Geſellſchaft des liebenswürdigen und geiſtreichen jungen Mannes nicht mehr zu entbehren vermochte.

Es war zu Anfang des Jahres 187 (803). Soeben war der Chalife Harún von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt; wie gewöhnlich fern von Bagdad, das er wegen ſeines Lärmes und Qualmes nicht leiden konnte, hatte er in einem Schloſſe bei Ambár am Euphrat Wohnung genommen. Seit einigen Tagen ſchien er von Unwohlſein oder ſchwerer Sorge heimgeſucht; ſein Arzt, der ſyriſche Chriſt Gabriel, ſchüttelte den Kopf, weil er weder aß noch trank. Ein Eilbote hatte den Polizeipräfecten von Bagdad an das Hoflager beſcheiden müſſen: „Wüßte der Knopf meines Hemdes“, hatte ihm Raſchíd geſagt, „weswegen ich dich habe holen laſſen, ich würfe ihn in den Euphrat“ — dann war der Beamte mit geheimen Befehlen nach Bagdad zurückgeeilt. Man fühlte ſich unbehaglich bei Hofe, aber Niemand ahnte, was bevorſtand. Vor einiger Zeit hatte man hie und da gemunkelt, es ſtehe nicht gut um die Barmekiden; der Chalife hatte üble Laune an den Tag gelegt, weil Jachja, wie er ihn ſelbſt gewöhnt hatte, im Verkehr mit dem Gebieter mehr Vertraulichkeit als Ehrerbietung zeigte, und manch Einer hatte wohl halb und halb vermuthet, der nunmehr faſt vierzigjährige Herrſcher möge es überdrüſſig ſein, ſich von ſeinem väterlichen Weſír länger bevormunden zu laſſen. Aber der wie immer in der unmittelbaren Nähe des Fürſten weilende Dſchá'afar war der lebendige Gegenbeweis: mehr denn je ſtand er in Gnade, und wenn ihn neulich ein Freund gemahnt hatte, es ſei unvorſichtig, ſich vor den Augen des Gebieters ſelbſt einen Palaſt zu bauen, der zwanzig Millionen Dirhems gekoſtet, ſo ſchien eine ſolche Warnung niemals weniger an der Zeit geweſen zu ſein, als gegenwärtig. Freitag, den vorletzten Moharram (27. Jan. 803) ritt der Chalife mit dem Günſtling auf die Jagd; Hand in Hand ſah man ſie zurückkehren, und mit einer zärtlichen Umarmung ward Dſchá'afar verabſchiedet, als ſich der Chalife von ihm trennte, um den Abend mit ſeinen Frauen allein zuzubringen. Der Arzt Gabriel wurde beauftragt, den Barmekiden in ſeine Wohnung zu begleiten und ihm vergnügte Geſellſchaft zu leiſten. Aber trotzdem ſie Becher auf Becher leerten, wollte ſich die fröhliche Stimmung nicht finden: „Nimm dich in Acht“, ſagte Dſchá'afar zu ſeinem Gaſte, „der Beherrſcher der Gläubigen hat nichts gegeſſen, ich fürchte, es iſt eine Krankheit im Anzuge.“ Bei dem Mahle ſaß Abu Sakkár, ein berühmter blinder Sänger, um durch ſeine Lieder den Trunk zu würzen; aber der verſtimmte Wirth wollte nur immer die melancholiſchen Verſe hören: „Seit dahin gegangen ſind die Söhne Mundhirs1) an der Stelle, wo der Mönch die Chriſten-

---

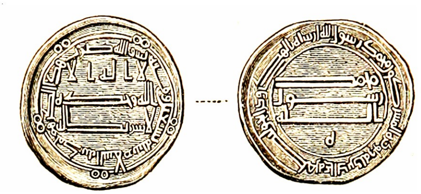
1) Die Könige von Hira, ſ. oben S. 17 ff.

kirche erbaut[1]), fürchtet nie mehr ſie ein Aengſtlicher, noch hofft auf ſie einer, der um Gaben wirbt" — ſo ging es bis zum Abendgebete; da auf einmal traten herein Mesrúr, der Oberſte der Verſchnittenen, und der Adjutant Harthamás, des Befehlshabers der Leibwache: „Steh auf, Schurke!" donnerte er den Dſchá'afar an, und entſetzt blickte der Arzt auf den eben noch allmächtigen Liebling des Herrſchers, wie er einem Verbrecher gleich davongeſchleppt ward. Eine halbe Stunde ſpäter ward jener zu Harún beſchieden. Vor dem Chalifen ſtand Dſchá'afars Haupt auf einer Schüſſel: „Fragteſt du mich nicht", redete er ihn an, „nach dem Grunde meines Widerwillens gegen Speiſe und Trank? Nun, die Gedanken um das, was du hier ſiehſt, waren die Veranlaſſung; jetzt fühle ich mich wie ein Geneſender, laß mir zu eſſen bringen!" — Inzwiſchen hatte in der Reſidenz der Polizeipräfect die Wohnungen der Barmekiden beſetzt, ſie ſelbſt gefangen genommen; Eilboten gingen in die Provinzen, überall wurden ihre Vertrauten und Agenten verhaftet, ihre Beſitzthümer mit Beſchlag belegt. Gegen ihre Perſonen wurde ſonſt für damalige Verhältniſſe ohne Härte verfahren; man bewilligte dem Jachja und ſeinen Söhnen eine ziemlich milde Haft, deren Verſchärfung erſt einige Zeit ſpäter durch neue Verdachtsmomente herbeigeführt wurde, hingerichtet ward Niemand weiter.

Der plötzliche Sturz des erſten Geſchlechtes im Reich mußte um nichts weniger überall einen betäubenden Eindruck hervorrufen; die mannigfachſten Vermuthungen über den eigentlichen Grund der Ungnade, wie ſie im Munde der Leute ſich kreuzten und in verſchiedenen Verſionen auf uns gekommen ſind, zeugen von dem Antheil der Zeitgenoſſen wie der Späteren. Es ſind zwei Meinungen, welche ſich damals wie heute gegenüberſtanden. Nach der einen wäre Dſchá'afars Untergang durch eine Weibergeſchichte herbeigeführt worden. Harún hatte eine Schweſter **Abbáßa**; er liebte ſie, hören wir, ſo zärtlich, daß er ungern auf ihre Geſellſchaft verzichtete. Indeß auch Dſchá'afar war ihm bei ſeinen Abendunterhaltungen unentbehrlich, beide aber zuſammen bei ſich zu ſehen, hinderten ihn die allmählich immer ſtrenger gewordenen Haremsvorſchriften, welche die Entſchleierung der Schweſter vor dem fremden Manne unterſagten. Es gab nur einen Ausweg: Dſchá'afar mußte die Abbáßa heiraten; damit aber die nothwendige Scheidung zwiſchen dem Herrſcherhauſe und der ſonſt allzumächtigen Barmekidenfamilie gewahrt bliebe, ſollte die Ehe nur eine ſcheinbare ſein. Auf die Dauer blieb ſie es doch nicht: ihr entſproſſen zwei Knaben, und mit ſo großer Heimlichkeit ſie auch fern vom Hofe aufgezogen wurden, ihr Daſein ward nach einiger Zeit dem Chalifen verrathen und entſchied den Untergang des Günſtlings. Die Meiſten freilich ſuchen den Grund anderswo, in dem mit dem zunehmenden Lebensalter des Fürſten langſam aber ſtetig in ihm wachſenden Gefühl einer unbequemen Abhängigkeit von dem ſtolzen Geſchlechte, welches unter den liebenswürdigſten Formen ihm doch nur den Schein der Herrſchaft ließ, die thatſächliche Macht für ſich in Beſitz zu nehmen gewußt hatte. Man würde bei dem berechtigten Mißtrauen, welchem hiſtoriſche Anekdoten begegnen müſſen, ſich ohne Weiteres und ausſchließlich für dieſe letztere Anſicht entſcheiden, ergäbe ſich nicht aus dem Verlaufe der ganzen Begebenheit, daß Harún gegen Dſchá’afar einen beſonderen Groll zu hegen Veranlaſſung hatte. War es ihm um nichts Anderes zu thun, als um die Vernichtung des maßgebenden Einfluſſes der Barmekiden im Reiche, ſo mußte Jachja dem Schwerte verfallen: in ſeinem Cabinet liefen alle Fäden der Verwaltung zuſammen, er war der eigentliche Regent des Staates, nicht Dſchá’afar, der nur in beſonderem Auftrage manchmal ſich an den Geſchäften betheiligte. Wie dem auch ſei: empört uns auch hier die Abbaſſidentücke, welche in demſelben Augenblicke ihr Opfer trifft, wo ſie ihm mit heuchleriſcher Freundlichkeit geſchmeichelt hat, ſo dürfen wir doch ebenſowenig außer Acht laſſen, daß in der That die Stellung, welche die große Miniſterfamilie dem Monarchen gegenüber einnahm, mit eigner Ausübung der Herrſchaft ſeitens des Letzteren ſich nicht mehr vertrug und ihm doppelt unleidlich erſcheinen mußte, als in den Jahren 180—186 (796—802) zahlreiche Mißerfolge der Barmekiden nach Außen und Innen ihre Leiſtungen in weniger günſtigem Lichte erſcheinen ließen, als bisher der Fall geweſen. So verdiente die für einen Enkel Manßúrs faſt erſtaunliche Milde, welche ſich mit dem Sturze des allzuhoch emporwachſenden Geſchlechtes begnügte, ohne es mit Stumpf und Stiel auszurotten, unbeſchränkte Anerkennung, hätte der Chalife das Zeug beſeſſen, ſeine glücklich errungene Alleinherrſchaft nun auch mit Einſicht und Tüchtigkeit auszuüben.

---

[1] Eben in dem größtentheils von Chriſten bewohnten Hira.



Dirhem des Harún er-Raſchid (Silber)
(vgl. S. 396).
Ueberſetzung der Inſchriften:
Avers Mitte: Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genoſſen |
— Rand: Im Namen Allah’s geſchlagen iſt dieſer Dirhem in der Stadt des Heiles [vgl. S. 471] im Jahre einhundert und neunzig [= 806 Chr.]
Revers Mitte: Mohammed | [iſt] der Geſandte | Allahs | (Münzzeichen)
— Rand: Mohammed [iſt] der Geſandte Gottes Er hat durch ihn geſandt die Leitung und die wahre Religion, daß er ihn zum Herrſcher mache über die Religion überhaupt möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen (oben S. 396).

Das aber war keineswegs der Fall. Es iſt, als hätte ſich die Kraft des Abbaſſidenhauſes in dem gewaltigen Manßúr für lange Zeit erſchöpft. Erſt Raſchids Sohn Ma’amún zeigt wieder einige der Eigenſchaften, welche dem Monarchen eines ſo rieſigen Staates unentbehrlich waren, und einen wahrhaft würdigen Nachfolger hat der Gründer ſeiner Dynaſtie nicht früher als hundert Jahre nach ſeinem Tode gefunden. Der Fluch des Despotismus, daß ſeine Fürſten auf der Höhe ihrer unumſchränkten Gewalt von dem Schwindel ergriffen werden, der ſie jedes Maßes, jeder Selbſtzügelung vergeſſen läßt und ſie bald in den Abgrund wütheriſcher Tyrannei, bald in den Sumpf entnervender Genußſucht ſtürzt, iſt an den Nachkommen des Abbás reichlich in Erfüllung gegangen.[1]) Freilich darf man nicht vergeſſen, daß jene Schnell-

---

1) Ich möchte nicht ſo weit gehen, mit v. Kremer (Culturgeſchichte des Orients II, 61) eine erbliche nervöſe Ueberreizung, eine Art Caeſarenwahnſinns, ſchon bei den

fertigkeit in der Verhängung der entſetzlichſten Strafen, der wir auch bei den Beſſeren unter ihnen mit Schaudern begegnen, nur zur Hälfte ihnen ſelbſt, zur andern dem perſiſchen Einfluſſe anzurechnen iſt, der leider auch in dieſer Beziehung jetzt im Orient maßgebend wird.[1] Jedenfalls ſind dergleichen Acte unmenſchlicher Grauſamkeit für das Staatswohl im Ganzen weniger bedenklich geweſen, als die ſchwächliche Thatenloſigkeit und Arbeitsſcheu, welche dem Haremsleben und der Ueberſättigung mit allen möglichen Genüſſen entſtammt. Schon Machdis Kraft hatte ſich in dieſen bald verzehrt, und das Unrecht Harúns beſtand eben darin, daß er die Barmekiden ſtürzte, ohne die Energie und den politiſchen Verſtand zur Fortführung ihrer Regierungsweiſe zu beſitzen. Die einzige Maßregel von Bedeutung, welche er, freilich ſchon vor 187 (803), aber doch vermuthlich ganz aus eigenem Antriebe getroffen hat, war eine Wiederholung des ſchon von Machdi begangenen Fehlers, die Rivalität zweier zur Nachfolge tauglicher Söhne wachzurufen, und als er ſtarb, fehlten die Barmekiden, die böſen Folgen abermals zu beſeitigen. Nur weil Harúns Zeit durch Jener Verdienſt einen Glanz nach Innen und Außen entfaltet, der um des jähen Gegenſatzes der folgenden Periode willen dem Gedächtniſſe der Orientalen ſelbſt ſich unauslöſchlich eingeprägt und, von dem Schleier der Dichtung halb geheimnißvoll umwoben, mit den Märchen der Tauſend und Einen Nacht bis in das fernſte Abendland ſich verbreitet hat, genießt der für einen Abbaſſiden nicht allzu bösartige, vielfach liebenswürdige, als Regent aber durchaus mittelmäßige Chalife der Ehre, für die große Welt den eigentlichen Vertreter orientaliſcher Herrſcherpracht, den morgenländiſchen Karl den Großen, den wirklichen, echten Chalifen von Bagdad vorzuſtellen. In Wahrheit beginnt mit ihm der Niedergang des Chalifates, weil er mit der Beſeitigung des maßgebenden Beamtengeſchlechtes auch die Politik der Erhaltung des Gleichgewichtes zwiſchen Arabern und Perſern zu Fall brachte, die in ihrer Richtigkeit erkannt und fünfzig Jahre lang durchgeführt zu haben die eigenſte That Manßûrs und der Barmekiden iſt.

---

früheren Abbaſſiden anzunehmen. Eine ſolche Dispoſition kann ja freilich durch ſpätere Vermiſchung mit friſchem Blute wieder aufgehoben werden und führt dann auch nicht mehr zu raſchem Erlöſchen der von ihr betroffenen Familie, aber bei Sſaffâch und Manßûr war ſie keinesfalls vorhanden, und ſchlimmer waren die Späteren auch nicht. Dazu muß man den Anekdoten, welche auf krankhafte Erſcheinungen hinzudeuten ſcheinen, mit weitgehender Vorſicht gegenübertreten; die Vergleichung zweier aus verſchiedener Quelle ſtammender Berichte über daſſelbe Ereigniß, die man auf jeder Seite der arabiſchen Hiſtoriker vornehmen kann, zeigt die Unſicherheit im Detail, welche hier überall und nicht am Wenigſten da herrſcht, wo Augenzeugen redend eingeführt werden.

1) Vgl. über dieſe Neigung des perſiſchen Volkscharakters Juſti, Geſchichte des alten Perſiens (Nr. 1 dieſer Sammlung) S. 62 f. Wie beſtimmend dieſe ſchreckliche Tradition auf die hier in Rede ſtehende Zeit eingewirkt hat, zeigt die im Journal asiatique, IV. série, tome III p. 127 beſprochene Hinrichtungsmethode, der wir ſchon zur Saſſanidenzeit im Buche des Ardai Wirâf (Juſti a. a. O. 2 S. 233 l. Z., 234 oben) begegnen.

Drittes Capitel.

Araber und Perſer.

Klar wie der Gegenſatz zwiſchen den beiden maßgebenden Völkern des damaligen Islâms am Tage lag, ſo lange er zu keinem gewaltſamen Ausbruche gereizt wurde, ließ er durch eine gerechte und vorſichtige Verwaltung ſich nicht allein niederhalten, vielmehr ſogar zu einem gemeinſamen Zuſammenwirken aufheben, das bis zum Tode Harûns (193=809) die Regierung zu kräftigem Auftreten nach Außen wie nach Innen befähigte. Wir erinnern uns (S. 418. 453), wie ſchlimm es unter den letzten Omaijaden um das Anſehen des Chalifates in den Grenzprovinzen und bei den benachbarten Nationen ſtand. Spanien und Afrika in voller Auflehnung, die Grenze nach Kleinaſien ungedeckt, Nordſyrien, Meſopotamien und Armenien den Einfällen der Byzantiner offen, die Türkenſtämme des Chaſarenlandes, Transoxaniens und Kabuls abermals dem arabiſchen Einfluß entzogen — ſo überkamen die Abbaſſiden das von ihnen ſelbſt an den Rand des Abgrundes gebrachte Reich; aber Manßûr wußte auch nach dieſer Seite bald Wandel zu ſchaffen. Es iſt eins der merkwürdigſten Schauſpiele der ganzen Weltgeſchichte, wie in dieſer Zeit die Entzweiungen zwiſchen der römiſchen Kirche und den bilderſtürmenden iſauriſchen Byzantinerkaiſern einerſeits, die ſeit dem Sturze der Omaijaden fortdauernden inneren Wirren des Chalifenreiches andererſeits zu einem Knoten ſich zu verſchlingen beginnen, der einen Augenblick nicht mehr, wie früher, Byzanz allein, ſondern auch das ganze Abendland und den großen Chaſarenſtaat des Nordens gleichzeitig an die Geſchicke des Islâms feſſeln zu ſollen ſcheint. Auf beiden Seiten ſtehen jetzt Chriſten gegen Chriſten, Muslime gegen Muslime; wir ſehen, wie ſelbſt in einem Zeitraum, welcher die bekannte Welt in zwei unverſöhnliche Gegenſätze geſpalten hat, die wechſelſeitige Bedingtheit der um das Mittelmeerbecken ſitzenden Völker ſich bis an die äußerſten Enden des Morgen- und Abendlandes fühlbar macht.[1]) Im Weſten hatten die ſpaniſchen Araber mit den Franken, im Oſten die Byzantiner mit den Chalifen zu kämpfen: mit dem Augenblicke, wo die Spanier zu den Glaubensgenoſſen in Aſien, die papſtfreundlichen Karolinger zu den ketzeriſchen Kaiſern zu Conſtantinopel in ein mißliches Verhältniß kamen, mußte eine Verbindung zwiſchen dem Hauſe Karl Martells und den Abbaſſiden, falls ſie wirklich

---

1) Für die ausführlichere Würdigung dieſer Verhältniſſe kann ich wieder nur auf die claſſiſche Darſtellung Rankes (Weltgeſchichte V, 2) verweiſen. — Vgl. übrigens auch Hertzberg, Geſchichte der Byzantiner (Nr. 54 dieſer Sammlung) S. 112 ff.

herzuſtellen war, dieſen beiden die größten Vortheile verſprechen; und andererſeits hatte im Jahre 732 (114) Leo der Iſaurier ſich mit Irene, der Tochter des Chakans der Chaſaren vermählt, und dieſer Ehebund neben unermeßlichem Unheil den Byzantinern wenigſtens die Unterſtützung des Nordreiches eingetragen, welches von da ab am Paſſe von Derbend nur noch drohender den Statthaltern der Chalifen gegenüberſtand (vgl. oben S. 418). Schießlich hat die allzuweite räumliche Entfernung doch über die Gemeinſamkeit der Intereſſen den Sieg davongetragen; es mußte bei den Freundſchaftsbezeugungen verbleiben, welche Pipins Geſandtſchaft an Manßúr (148 = 765) und ſpäter der Austauſch von Botſchaften und Geſchenken zwiſchen Karl dem Großen und Harún (797 = 180 und 801 = 184) darſtellten. Bekamen die Franken auf dieſe Weiſe ihren erſten Elephanten zu ſehen und erlangten ſie vielleicht einige Begünſtigungen für ihre Paläſtinafahrer: die erheblicheren Vorgänge auf dem Welttheater wurden doch ausſchließlich von den indirecten Wirkungen der angedeuteten Verſchiebung beeinflußt. So geſtatteten die Schwierigkeiten, welche dem mächtigen Conſtantin V. aus ſeiner nachdrücklichen Fortſetzung des Bilderſtreites erwuchſen, dem Manßúr, im J. 139 (756) Malatia und Mopſueſtia wieder zu nehmen und damit die alte Grenzlinie gegen Byzanz herzuſtellen. Nur unter ſchweren Verluſten konnte er ſich aber der Chaſaren und Türken erwehren, gegen die 145 (762) mit ſo unvollkommenem Erfolge gekämpft wurde, daß wir ſie 147 (764) abermals in Tiflis finden, von wo aus ſie ſchreckliche Verwüſtungen anrichten und zahlloſe Gefangene fortſchleppen. Die Unbotmäßigkeit der kaspiſchen Küſtenvölker der Deilem und Tabariſtáns, die in den Jahren 141. 142 (758. 759) und 144 (761) beſondere Feldzüge erforderte, vergrößerte die Schwierigkeit einer wirkſamen Sicherung der Nordgrenze; und als man Tabariſtán endgiltig dem Reiche einverleibt glauben durfte, zeigte eine unangenehme Rebellion in den Jahren 167—168 (783/5), weſſen man ſich auch für die Zukunft von dieſen Gebirgsländern zu verſehen hatte, deren eines ſchließlich das Ende der weltlichen Macht des Chalifates herbeizuführen beſtimmt war. Im Oſten hatte indeß Abu Muslim noch unter Sſaffách Transoxanien bis an die chineſiſche Grenze wieder unterworfen (133—134 = 750—751), und der Fürſt von Kábul entſchloß ſich zu Manßúrs Zeiten nach einigen von Sſedſcheſtán aus gegen ihn unternommenen Streifzügen ebenfalls, die Tributzahlungen wieder aufzunehmen; in den indiſchen Grenzlanden glückte es ſogar, nach Wiedereinnahme von Multán neue Eroberungen in Pendſchab bis nach Kaſchmir hinauf zu machen (ſeit 151 = 768).

Schwieriger lagen die Dinge im Weſten. Aegypten zwar bewährte mit ſeltenen Ausnahmen ſeine alte Neigung zur Ruhe, nachdem einmal die Anhänger Merwáns vernichtet waren (oben S. 456); aber hinter dem benachbarten Barka fand die Autorität der Abbaſſiden vorläufig ihre Schranken. Abderrachmán Ibn Habib (S. 452) hatte freilich dem Sſaffách formell ſeine Unterwerfung angezeigt; abgeſehen aber davon, daß auch ihm die über

Tlemßán hinaus zeltenden Berberſtämme nicht gehorchten, während die weiter öſtlich anſäſſigen nur durch wiederholte Kriegszüge zu bändigen waren, benahm ſich der Emír ſelbſt faſt überall durchaus wie ein unabhängiger Fürſt. Gelungene Raubzüge ſeiner Flotte nach Sicilien und Sardinien mehrten ſeine Halsſtarrigkeit, und als Manßúr, welcher die Halbheiten nicht liebte, ihn veranlaſſen wollte, ſich etwas unterwürfiger zu zeigen, kündigte er ihm einfach den Gehorſam (137 = 754/5). Das war um ſo gefährlicher, als in demſelben Jahre einige Omaijaden, welche dem blutigen Untergange ihres Hauſes entronnen waren, Keirowán erreichten und dort mit offenen Armen empfangen wurden. Unter ihnen befanden ſich zwei Söhne Walíds II. und ein Enkel des Hiſchám, Abderrachmán Ibn Moáwija, nebſt mehreren Frauen; ſich eine vielverſprechende Verbindung mit den Erben des damasceniſchen Chalifates zu ſichern, nahm Abderrachmán Ibn Habíb ſich und ſeinem Bruder Iljás zwei derſelben zur Ehe, und ohne die Thorheit der Söhne Walíds hätte an dieſer Stelle es noch einmal zu dem Verſuche kommen können, den abbaſſidiſchen Uſurpatoren wenigſtens einen Theil ihres Raubes abzujagen. Aber jene fingen unbedachter Weiſe an, den Sohn des Habíb durch hochmüthige Anſprüche auf ſeine Unterordnung unter die Angehörigen der geſtürzten Dynaſtie zu reizen, wofür die wirklichen Machtverhältniſſe doch kaum eine Veranlaſſung boten; kurz entſchloſſen räumte der Emír die unbequemen Gäſte aus dem Wege, fiel aber kurz darauf ſelbſt unter dem Dolche des eigenen Bruders, welchen ſeine omaijadiſche Gattin zur Rache angeſpornt hatte. Abderrachmán Ibn Moáwija war nach der Ermordung ſeiner Vettern, die auch ihm nichts Gutes verhieß, von Neuem flüchtig geworden und irrte von Stamm zu Stamm, bis er endlich nach Ceuta gelangte: von dort wagte er im J. 138 (755) nach Spanien überzuſetzen, wo der mittelloſe Abenteurer durch Kühnheit, Gewiſſenloſigkeit und unerhörtes Glück in den Wirren des Bürgerkrieges binnen Jahresfriſt zum Fürſten dieſes großen Landes ſich emporſchwang und den Abbaſſiden zum Trotz eine neue omaijadiſche Dynaſtie gründete (139 = 756). In Afrika kam es inzwiſchen zu einer vollkommenen Auflöſung aller Verhältniſſe. Habíb, der Sohn des getödteten Abderrachmán, begann einen Rachekrieg gegen ſeinen Oheim (138 = 755/6), und dieſe Zerſplitterung der arabiſchen Kräfte gab das Signal zu einem allgemeinen Aufſtande der Berbern, in welchem Habíb und mit ihm die Herrſchaft der Araber zu Grunde ging (140 = 757). Im Weſten konnte ſie nie wieder aufgerichtet werden: noch in demſelben Jahre wurden Sſidſchilmáßa, 144 (761) Táhert (das jetzige Takdemt) Sitze der unabhängigen Berberſtaaten der Benu Midrár und der Benu Ruſtem. Auch Keirowán blieb bis 144 (761) in den Händen der aufrühreriſchen Stämme, da Manßúr, von den Kämpfen mit ſeinen Oheimen (S. 461), mit Byzanz, Tabariſtán (S. 485) und mit verſchiedenen Empörern im Innern des Reiches (S. 490) in Anſpruch genommen, erſt 142 (759) den Mohammed Ibn Aſch'ath mit der Wiedereroberung Afrikas von Aegypten aus beauftragen konnte. Der erſte Verſuch mißglückte; gleich darauf aber brachen wieder einmal unter den Berbern ſelbſt Zwiſtigkeiten aus, ſie erlitten eine Niederlage und mußten Keirowán räumen (144 = 761), das nun, von Grund aus neu befeſtigt, für einige Zeit wieder arabiſch blieb. Auch die Oſthälfte des alten Numidiens, das ſogenannte Sáb mit der Hauptſtadt Tobna, wurde von Mohammeds Lieutenant Aglab unterworfen (144 = 761/2), und obwohl es auch ſpäter nicht an Reibungen zwiſchen den Arabern ſelbſt nach der alten Weiſe von Keis und Kelb fehlte (148 = 765; 150 = 767) und neue Aufſtände der Berbern (150 = 767/8; 154 = 771 u. ſ. w.) alle paar Jahre die Ruhe ſtörten, ſo erkannte man doch im Weſentlichen einige Jahrzehnte die Autorität der Abbaſſiden in dieſen Gegenden an. Weiter vermochte ſie indeß ſelbſt Manßúrs Energie nicht auszudehnen: zwar landete auf ſein Geheiß 146 (763) El-Alá Ibn Mogith in Südſpanien und erregte einen gefährlichen Aufſtand gegen den Omaijaden Abderrachmán, doch war ein nachhaltiger Erfolg nicht möglich, der abbaſſidiſche Sendling fand den Tod und mit Spanien blieb auch ganz Weſtafrika vom Chalifate unabhängig.

Die Widerſtandsfähigkeit des Staates Manßúrs und der Barmekiden erprobte ſich in den folgenden Jahrzehnten faſt überall in befriedigender Weiſe, obwohl die Stärke der klugen Miniſter weniger im Kriegführen als in den Künſten der Verwaltung beſtand. Aber Machdi war in ſeinen beſſeren Zeiten ein thatkräftiger Fürſt, und was dem Harún an eigner militäriſcher Tüchtigkeit abging, erſetzte bis zu einem gewiſſen Grade der Herrſcherſtolz, welcher ihn zu wiederholten Malen veranlaßte, wenigſtens dem Namen nach[1] in eigner Perſon gegen die Byzantiner zu Felde zu ziehen. So finden wir ſeit Manßúr faſt ununterbrochen das Chalifat im Kriege mit Byzanz; freilich beſteht er noch mehr als früher beinahe ausſchließlich aus Raubzügen, auf welchen man die beiderſeitigen Grenzprovinzen gründlich zu verwüſten und möglichſt viele Gefangene davonzuſchleppen bemüht war. Je nachdem eines der beiden Reiche von inneren Schwierigkeiten heimgeſucht wurde, blieb das andere vorübergehend im Vortheil: ſo die Saracenen unter Machdi in den Jahren 159, 160, 165, 168, unter Harún 172, 174, 175, 177, 178, 181, 182, 187, 188, 190 (776—806), die Griechen 161—164, 191 (778—781, 807). Kamen dabei die erſteren gelegentlich doch wieder tief nach Kleinaſien hinein — im J. 165 (782) bis an den Bosporus, 181 (797) unter Harún ſelbſt bis Ancyra und Amorium, 182 (798) bis Epheſus — während es die Byzantiner doch nicht über die Grenzfeſtungen Malátia und Már'aſch (Germanicia) hinausbrachten, ſo iſt doch eine dauernde Verſchiebung der Beſitzverhältniſſe nicht eingetreten, nur blieben die Muslime inſofern im Vortheil, als die Kämpfe ſich in der Hauptſache auf byzantiniſchem Gebiete abſpielten. Das eigne hatten ſie gleich im erſten Jahre Harûns (170 = 786) durch ſyſtematiſche Befeſtigung der Grenzſtädte von Malatia bis Tarſus wirkſam verbarrikadirt: dieſe Feſtungen und Forts bildeten unter dem Namen El-Awâßim „die Defenſionen“ einen eigenen Verwaltungsbezirk, eine Art Militärgrenze, deren Organiſation ſich jetzt und ſpäter vorzüglich bewährt hat. Neben den Landkriegen hat es übrigens im J. 175 (791) auch Kämpfe zur See in der Nähe von Cypern gegeben, und 190 (806), als die Bewohner dieſer niemals wirklich arabiſirten Inſel wieder einmal das Tributzahlen vergaßen, ſetzte eine muslimiſche Flotte ein großes Heer ans Land, das greuliche Verwüſtungen anrichtete und 16 000 Gefangene fortſchleppte. — Wenig Beſonderes hat ſich während dieſer Zeit im Norden ereignet, wo nur noch einmal (183 = 799) ein recht unangenehmer Einfall der Chaſaren in Armenien gemeldet wird, und auch im Oſten, wo der Einfluß des Chalifates ſeit der Verlegung der Reſidenz nach Bagdad ſich kräftiger entfalten konnte, ſind die Türken faſt ohne Ausnahme ruhig geweſen. Indien wurde unter Machdi (159 = 776) ſogar zur See von den Arabern heimgeſucht, welche die Stadt Barwadſch an der Mündung des Nerbudda eroberten und verwüſteten; doch litt die Flotte, nachdem die Mannſchaften ſchon vom Skorbut decimirt waren, auf der Heimfahrt Schiffbruch (160 = 777), und das kühne Unternehmen blieb ohne Wiederholung. — Wurden durch ſolche Epiſoden die Verhältniſſe an den übrigen Grenzen des Reiches nicht weſentlich geändert, ſo zeigte ſich doch noch vor dem Sturze der Barmekiden, daß ſeit der Verlegung der Reſidenz nach Oſten und der Lähmung der alten Kraft Syriens ſelbſt Keirowân ſchon allzuweit von dem Mittelpunkte des Reiches entfernt lag, als daß es auf die Dauer noch hätte feſtgehalten werden können. Das war ſchon dem Manßûr ſchwer genug geworden; jetzt brauchte es nur eines ehrgeizigen und thatkräftigen Mannes, eine endgiltige Trennung herbeizuführen. Bis 174 (791) ging Alles ſeinen regelmäßigen Gang. Angenehm war es freilich nicht, wenn im J. 172 (788) Idrîs, ein den abbaſſidiſchen Henkern entflohener Alide, in Walîli[1]) im äußerſten Weſten unter den Berbern Anklang fand und das erſte ſelbſtändige ſchiitiſche Staatsweſen gründete, ja ſchon im folgenden Jahre Tlemßân ſeiner Herrſchaft gleichfalls unterwarf, ſo daß nunmehr (vgl. S. 486) drei ſelbſtändige Dynaſtien, Benu Midrâr, Benu Ruſtem und Idrißiden, das ganze Mauretanien dem Chalifen vorenthielten. Aber das war nur die ſchließliche Beſiegelung eines ſchon vorher beſtehenden Unabhängigkeitsverhältniſſes; empfindlicher als das ſollten auch in dem Theile Weſtafrikas, wo die Araber das Heft noch in Händen behielten, centrifugale Beſtrebungen zum Durchbruch gelangen. Im J. 174 (791) wurde der von Harûn geſandte Statthalter von Keirowân von dem Sohne ſeines Vorgängers, der auf das Amt ſeines Vaters Anſprüche erhob, verdrängt, dieſer Sohn aber gelegentlich eines Aufſtandes der Garniſon von Tunis erſchlagen (178 = 794). Daraus entſpann ſich ein Bürgerkrieg zwiſchen den Arabern, den zu beruhigen Hárthama Ibn Á'ajan, dem zuverläſſigſten Generale Harúns, für den Augenblick gelang (179 = 795). Er beſtätigte Ibrahim, einen Sohn des in dem Aufſtande von 150 (767; oben S. 487) gefallenen Aglab, als Unterſtatthalter des ſchon von ſeinem Vater verwalteten Sábgebietes; und als auf Harthamas Rückkehr (181 = 797) wieder eine Reihe von Unruhen und Empörungen folgten, erwarb der Aglabide ſich zwar das Verdienſt, von Tobna aus die Ordnung herzuſtellen, erklärte aber nachher dem Chalifen ganz trocken, daß er zwar bereit ſei, einen jährlichen Tribut zu zahlen, im Uebrigen aber das Land für ſich und ſeine Nachkommen als erbliches Lehen zu behalten wünſche. Harún, der eben mit den Chaſaren und einer ſehr bösartigen Empörung in Perſien zu thun hatte, ließ ſich zu dem Vertrage bereit finden (184 = 800); damit ſchließt der erſte Act in dem Schauſpiel der allmählichen Theilung des allzugroßen Reiches in eine Reihe von einzelnen mehr oder weniger unabhängigen Staatsweſen unter neuen Dynaſtien, einem Schauſpiele, dem wir bald eine genauere Beachtung werden ſchenken müſſen.

---

[1] Das eigentliche Commando führten natürlich die Generäle, wie Haßan Ibn Kachtaba, Jeſíd Ibn Maſjad, Abdelmelik Ibn Sſálich und Andere. Was von Angaben wie „Harún unternahm den Feldzug" u. Ae. zu halten iſt, ergiebt ſich aus der Thatſache, daß eine ſolche ſchon 163 (780) unter Machdi ſich findet, wo Harún höchſtens 18, wahrſcheinlich aber erſt 15 Jahre zählte. Vgl. auch oben S. 350.

---

[1]) Das iſt das alte Volubilis, nicht weit von dem jetzigen Fez.

Mehr noch als die äußeren Feinde machten die inneren dem Staate Manßúrs zu ſchaffen. Dem Regimente, welches Perſer und Araber als gleichberechtigte Elemente einander zu nähern unternahm, mußten die ausgeſprochen nationalen Kreiſe beider Völker ebenſo abhold ſein, wie die keißitiſchen Anhänger der geſtürzten Dynaſtie, wie die um die Herrſchaft betrogenen Aliden, wie endlich die Charidſchiten, welche jede rein politiſche Regierungsform verwarfen. Natürlich gehen dieſe verſchiedenen Beſtrebungen, wo ſie zufällig an derſelben Stelle vertreten ſind, allerhand Bündniſſe ein und werden gegen früher nicht unweſentlich dadurch verſchoben, daß die Mehrzahl der gemäßigteren Schiiten Perſiens unter dem Einfluſſe der Barmekiden ſich zum Anſchluß an die Regierung verſteht. Damit erhält innerhalb der ſchiitiſchen Oppoſition die extreme Richtung das Uebergewicht, der es nicht um die Perſonen der Aliden, ſondern um allerhand pantheiſtiſche und communiſtiſche Ideen zu thun iſt, welche ſchon unter den Saſſaniden in Perſien zahlreiche Anhänger gefunden hatten¹) und nunmehr durch den fortdauernden nationalen Widerwillen gegen die fremde islamiſche Lehre von Neuem in Aufnahme kommen mußten. So waren die Aliden darauf angewieſen, zunächſt es wieder mit den Arabern zu verſuchen, und wir finden daher bis gegen 170 (786) ihre Anhänger, die Seiditen (S. 458), faſt ausſchließlich in Arabien ſelbſt thätig, während in Perſien bei den zahlreichen Aufſtänden politiſch-religiöſer Sectirer Alis Name nur ſelten genannt wird. Vier Gruppen von Bewegungen können wir ſomit in der Hauptſache unterſcheiden: Syriſch-

---

1) Vgl. Juſti, Geſchichte des alten Perſiens (Nr. 2 dieſer Sammlung) S. 184 ff., 204 ff.

keißitiſche, charidſchitiſche, alidiſche und perſiſch-nationale, die erſteren, abgeſehen von Weſtafrika (S. 487), natürlich hauptſächlich in Syrien, die zweiten beſonders in Meſopotamien, die dritten in Arabien und die vierten in Perſien, vor Allem in Choraßán. Es wird zweckmäßig ſein, jede einzeln für ſich kurz zu überblicken.

Die Keißiten haben ſich von den zerſchmetternden Niederlagen, welche ſie mit dem Ende der Omaijadenherrſchaft erlitten, nie wieder erholt. Vierzig Jahre lang hören wir überhaupt nichts von ihrer Fortexiſtenz in Syrien, und auch ſpäter haben ſie zu nichts weiter ſich aufgerafft, als in und um Damaskus mit ihren Erbfeinden, den ſüdarabiſchen Stämmen, ſich gelegentlich herumzubalgen. So zuerſt 174 (790), dann 176 (792), 180 (796) — wo es doch ſo viel blutige Köpfe gab und die Unordnung im Lande ſo überhand nahm, daß Harún ſeinen Liebling Dſchá'afar ſelbſt hinſchicken mußte, den Zwiſt zu ſtillen und durch eine allgemeine Entwaffnung den Frieden für die nächſten Jahre zu ſichern — und endlich 187 (803). Dazu kommt noch eine Empörung keißitiſcher Stämme in Aegypten (178 = 794), welche Harthama auf ſeinem Wege nach dem Weſten (S. 489) beruhigte — das iſt Alles. Hartnäckiger haben die Charidſchiten dem Hauſe des Abbás den Krieg gemacht; war es für ſie doch nicht minder eine gottloſe Rotte, als die Omaijaden ihnen dargeſtellt hatten. Im J. 134 (751/2) mußte Baſſám bei Mada'în, Andere in Omán, 138 (755/6) Mulabbad in Meſopotamien durch den abbaſſidiſchen General Cháſim Ibn Choſeima unſchädlich gemacht werden. Dann iſt bis zu Manßúrs Tode Ruhe; aber unter Machdi heben ſie von Neuem das Haupt: 162 (779) revoltirt Abd Es-Sſallám in Kinnesrín (Syrien), 171 (787/8) Sſachßach in Meſopotamien, und dieſes Hauptland des damaligen Charidſchitenthums wird 178—179 (794 bis 795) der Schauplatz einer nicht unbedenklichen Empörung Walíds, des Sohnes Tarifs, welche, durch ihres Anſtifters Tod von der Hand des Jeſíd Ibn Maſjad ſoeben beendigt, im J. 180 (796) unter Churráſcha von Neuem losbricht. Diesmal wollte Harún durchgreifen; er befahl, die Mauern von Moßul, das ſich bei dieſen Unruhen ſtets beſonders auszeichnete, niederzureißen, und wurde nur mit Mühe abgehalten, die ganze Bevölkerung über die Klinge ſpringen zu laſſen. In der That wagte die Stadt ſich längere Zeit nicht zu rühren, aber bei Holwán ſtanden 185 (801), im Irák ſelbſt 191 (807) neue Schaaren der Sectirer auf, und 190 (806) fanden ähnliche Unruhen im öſtlichen Arabien, 191 (807) in Syrien ſtatt. Waren alle dieſe Ausbrüche auch nicht der Art, daß ſie zur wirklichen Erſchütterung der Dynaſtie beitragen konnten, ſo bezeugten ſie doch, wie hie und da unter den Arabern das alte demokratiſche Unabhängigkeitsgefühl fortdauerte, das unter günſtigen Umſtänden leicht überall um ſich greifen mochte, wo nicht, wie in den großen Städten, die Vermiſchung mit perſiſchem Blute und die Ueppigkeit des ſtädtiſchen Lebens den alten Arabertrotz eingeſchläfert hatte.

Dieſen und die Abneigung mancher ſtreng orthodoxer Kreiſe gegen die motaſilitiſchen Tendenzen der Regierung (S. 470) benutzten die Aliden zu einigen ziemlich kräftigen Erhebungen im Süden des Reiches. Mohammed und Ibrahim, die Söhne Abdallahs, eines Enkels des Haßan (S. 335), galten als unruhige Köpfe, die zu fangen längſt Alles aufgeboten wurde. Bis 145 (762) vergeblich; von Indien bis an die Südſpitze Arabiens gab es keine Provinz, in der ſie nicht einen Verſteck geſucht hatten, und immer noch war es ihnen gelungen, wenn man ſie aus dem einen aufſcheuchte, ſich in einen anderen zu retten. Jetzt wurde dem Manßúr hinterbracht, Mohammed treibe in der Gegend von Medina ſein Weſen. Mohammed, der Sohn des Chálid El-Kasri (S. 445), als Jemenite bei dem Chalifen wohl angeſchrieben und damals Präfect der heiligen Städte, ſollte ihn aufgreifen; da ihm das nicht gelingen wollte, mußte er ſeinen Poſten dem Nordaraber Rijách Ibn Othmán überlaſſen, der aber ſo ſchneidig auftrat, daß er ganz Medina in Harniſch brachte. Die Einwohner traten offen zu dem plötzlich erſcheinenden Aliden über und halfen den unliebenswürdigen Statthalter Manßúrs einſperren (Mitte 145 = 762). Raſch verbreitete ſich die Empörung über das ganze Hidſcháſ, Mekka nahm den Statthalter Mohammeds, welcher ſich inzwiſchen als Chalifen hatte huldigen laſſen, auf, und die Beduinen ſtrömten von allen Seiten dem Prätendenten zu. Dieſer aber verſtand es nicht, die Gunſt der Lage auszunutzen. Er hielt zwiſchen Keis und Jemen nicht die richtige Mitte, und entfremdete ſich die erſteren; die Theologen von Medina, hatten ſie auch den Abkömmling des Propheten im Anfang mit Freuden begrüßt, wußten längſt nicht mehr nach Art der alten mediniſchen Hilfsgenoſſen mit dem Schwerte ſo gut wie mit dem Korán Beſcheid, und machten ſich davon, als Manßúrs Heer unter Íßa Ibn Múßa und Homeid Ibn Kachtaba anrückte (12. Ramadán 145 = 4. Dec. 762); ſo fiel Mohammed inmitten weniger Getreuen, und damit war der Aufſtand im Hidſcháſ zu Ende. Inzwiſchen aber hatte Ibrahim einen weit gefährlicheren in Baßra hervorgerufen (Anfang Ram. = Ende Nov.), der von langer Hand vorbereitet gleichzeitig die benachbarten Theile des Irák, Chuſiſtáns und Perſiens ergriff, und ſich um ſo bedrohlicher anließ, als er den noch in Haſchimija bei Kúfa reſidirenden Manßúr beinahe vollſtändig von den Oſtprovinzen abſchnitt und ihn zwiſchen Baßra und dem feindlich geſinnten Syrien in die Mitte nahm, während der größte Theil ſeines Heeres eben auf dem Wege nach Medina weit vom Irák entfernt war. Die Haltung des Chalifen zeigte alle Energie und Klugheit, deren man ſich von ihm verſehen durfte: durch geſchickte Maßregeln wußte er die unzuverläſſigen Kufier, unter welchen ſich noch dazu eine beträchtliche Anzahl von Seiditen befand, in Reſpect zu erhalten, bis Íßa und Homeid von Medina angerückt kamen. Es war die höchſte Zeit; auf die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders war Ibrahim, der auf eine ſo ſchnelle Entwicklung der Dinge im Hidſcháſ nicht gefaßt geweſen, ſchleunigſt von Baßra gegen Kúfa ausgezogen, und befand ſich nur noch wenige Meilen von der Hauptſtadt, als die abbaſſidiſchen

Truppen ihm entgegentraten. Zuerſt neigte ſich der Sieg auf die Seite des Aliden; aber Íſsa ſammelte durch energiſches perſönliches Eingreifen die ſchon zur Flucht gewandten Schaaren, im Getümmel fiel Ibrahím und mit ihm die Sache der Aliden (25. Dhu'l-Kâ'ada 145 = 14. Febr. 763). Grauſam, wie ſich erwarten ließ, war die Rache Manßûrs; ſchonungsloſer, denn je unter Haddſchâdſch, wurden überall die Aliden verfolgt, Baßra auf das Schrecklichſte gezüchtigt, und in Medina hauſte die Soldateska in einer Weiſe, daß kurze Zeit nach der Wiedereroberung der Stadt eine neue Empörung in derſelben ſtattfand. Es war eine Pöbelrevolte, deren Unterdrückung nicht viel Schwierigkeiten machte; bemerkenswerth erſcheint ſie uns aber dadurch, daß auch die Negerſklaven, deren es überall in den Weſtprovinzen eine ganze Menge gab, ſich daran betheiligten. Es war das erſte, den Zeitgenoſſen natürlich unverſtändliche Symptom der Gefahr, welche aus der unabläſſigen Einführung von tauſenden und aber tauſenden kriegsgefangener oder eingehandelter Sklaven fremder Raſſe in das Reich entſtehen konnte, ſobald die Kraft der herrſchenden Claſſen der Bevölkerung abzunehmen anfing.

Die Gründlichkeit des Verfahrens, welches Manßûr hier wie in allen Fällen anwendete, hat zur Folge gehabt, daß wir lange Zeit nichts wieder von Alidenaufſtänden vernehmen. An Wachſamkeit ließ es freilich der grimme Chalife auch ſpäter nicht fehlen; als Machdi bei ſeinem Regierungsantritte die wohlgefüllten Schatzkammern ſeines Vaters übernahm, fand er zu ſeinem Entſetzen ein großes Gewölbe voll einbalſamirter Aliden vor, Greiſe, Männer und Kinder, jeden ſäuberlich mit einem Etikett im Ohre verſehen, auf dem Name und Herkunft vermerkt war. Der neue Herrſcher ließ die ſchauerliche Bibliothek ausräumen und die Leichen beerdigen. Immerhin ſcheute Manßûr auch nicht vor dem ganz vernünftigen Unternehmen zurück, die ungefährlicheren Mitglieder der Familie für die neue Herrſchaft zu gewinnen; von 150—155 (767—772) finden wir einen Aliden als Statthalter in Medina. Machdi ſetzte dieſe Politik im Weſentlichen fort; ab und zu wurde, um die Leute nicht übermüthig werden zu laſſen, einer von ihnen geköpft, die Uebrigen erfreuten ſich einer anſtändigen Behandlung. Leider wurde das unter Hâdi wieder anders. Er entzog nicht allein den Einzelnen die Jahrgehälter, welche Machdi ihnen ausgeſetzt hatte, ſondern ertheilte Befehl zu einer allgemeinen Verfolgung, welche die Unglücklichen von Neuem in Verzweiflung brachte; ſo wagte Hußein Ibn Alí, ein Urenkel des Haßan, in Gemeinſchaft mit zwei entfernten Oheimen, Idrís und Jachja, Söhnen des Abdallah, einen Aufſtand in Fach, dicht bei Mekka (169 = 786), der allerdings gänzlich mißglückte und ihm ſelbſt das Leben koſtete. Idrís aber und Jachja gelang es zu entkommen; jener flüchtete in den äußerſten Weſten, wo er unter den Berbern als der erſte Alide, der es zu etwas gebracht hat, die Dynaſtie der Idrißiden gründete (oben S. 488), während ſein Bruder Jachja ſich zu den Deilemiten in die unzugänglichen Randgebirge des Kaspiſchen Meeres rettete. Es ward ihm leicht, das immer unruhige Volk gegen den Souverän in Bagdad aufzureizen, ſo daß es im J. 176 (792) wieder einmal den Gehorſam kündigte. Der Barmekide Fadl, eben Statthalter dieſer Provinzen geworden (oben S. 480), vermittelte einen friedlichen Ausgleich, in Folge deſſen ſich Jachja auf ein eigenhändiges, von den reſpectabelſten Leuten als Zeugen mitvollzogenes Begnadigungsdecret des Chalifen Harún nach Bagdad begab. Er wurde dort mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen; ſpäter aber fand ſich ein gefälliger Oberkadi — Abu'l Báchtari hieß der Ehrenmann — der einen Formfehler in der Urkunde entdeckte, worauf Raſchid den Jachja einſperrte und verhungern ließ.

Bei Weitem die meiſten Schwierigkeiten bereiteten dem Abbaſſidenchalifat aber die perſiſchen Oſtprovinzen, deren Unterſtützung ſie den Thron verdankten. Es ſind die Empfindungen der Enttäuſchung und Erbitterung, die ſich hier mit demſelben lebhaften Nationalgefühle verbinden, welches die Araber den Aliden in die Arme trieb. Am ſpäteſten waren dieſe Bezirke dem Islám unterworfen, am reinſten perſiſcher Glaube und perſiſche Sitte in ihnen erhalten; mit Begeiſterung hatten ſie auf den Ruf des Abu Muslim ſich erhoben, das verhaßte Joch der Araber abzuſchütteln. Da erſchlichen die Abbaſſiden ſich den Thron, Abu Muslim fiel ihrer Undankbarkeit zum Opfer, der Islám aber ließ nicht ab, das nüchterne Exercierreglement ſeines Gebetsdienſtes der Bevölkerung als officielle Religion aufzudrängen, mindeſtens die ehrwürdigen Feuertempel des alten Irán der Verachtung und Schmähung abtrünniger Verräther preiszugeben, wie deren nur zu viele den heiligen Boden des Vaterlandes entehrten. Verſtimmung und Groll verbreitete ſich in weiten Kreiſen durch Choraßán, Medien und Perſien. Auch in anderen Provinzen, beſonders in den ſchwer zugänglichen und bis in ſpäte Zeiten noch manche Feuerſtätte bergenden Hochthälern von Adherbeidſchán, bewahrte man die alten Lehren des Zoroaſter und anderer Religionslehrer der Vorzeit, und wartete ſehnſüchtig des Augenblicks der Befreiung. Es entſpricht der andererſeits zunehmenden Befeſtigung des Isláms in dieſen Ländern, daß auch der nationale Inhalt dieſer Bewegungen ſich in ein religiöſes Gewand kleidet, die Empörer ſich nicht gegen die Araber, ſondern gegen die Muslime wenden, ihre Führer häufiger als Religionsſtifter, denn als weltliche Fürſten auftreten. Perſer gab es ja leider nunmehr auch in Bagdad, und in leitenden Stellungen dazu; gegen dieſe, welche ſich wenigſtens äußerlich zum Islám bekannten, richtete ſich der Gegenſatz nicht weniger als gegen die Abbaſſiden ſelbſt. Auch die Aliden konnte man hier nicht brauchen, ſie waren Araber und Muslime nicht weniger als die Anderen, für ſo extreme Beſtrebungen alſo keine geeigneten Häupter. Dagegen lag es in der Natur der Sache, daß die Secten, welche aus jener Stimmung heraus ſich entwickelten, zu allerhand phantaſtiſchen Ausſchweifungen in Lehre und Praxis hinneigten. Officielles Staatskirchenthum beſitzt einer officiellen Propaganda gegenüber nicht halb die Widerſtandsfähigkeit, die verfolgten, zum Theil auf Geheimbündelei angewieſenen Ketzern eignet: ſo waren die Anhänger der zoroaſtriſchen Lehre, welche die Staatsreligion des alten Perſiens bildete, für den Islám weit zugänglicher geweſen, als die Maſdakiten, jene Vertreter eines eigenthümlichen religiöſen Communismus, die unter den Saſſaniden im J. 528 oder 529 von Staatswegen für verfluchte Irrgläubige erklärt waren. Unter der ſchlimmen Verfolgung, welche damals über ſie hereinbrach, haben ſie ſich todt geſtellt, im Geheimen aber anderthalb Jahrhunderte ungeſtört fortexiſtirt. Nicht weniger fanden ſich überall Bekenner der buddhiſtiſchen Lehre von der Incarnation der Gottheit in Königen und Religionsſtiftern vor: alle dieſe hatten es unter den Omaijaden mit den Schiiten gehalten, dann hatten ſie der Propaganda Abu Muslims ſich angeſchloſſen, der nicht verſäumte, ihnen zu Liebe die Incarnation Gottes in der Familie des Propheten (S. 327) predigen zu laſſen: ſolche Leute mußten, wenn nachher die Wirklichkeit den Hoffnungen nicht entſprach, zu allerhand gefährlichen Ausbrüchen hinneigen.

Ein paar Jahre warteten ſie Alle, Zoroaſtrier, Maſdakiten und Buddhiſten, ruhig die Erfüllung der ſchönen Ausſichten ab, welche ihnen die Sendlinge der Haſchimiten eröffnet hatten. Es kam nichts. Als nun die Ermordung des Abu Muslim bekannt wurde, erhob ſich zunächſt und zwar noch in demſelben Jahre (137 = 755) Sumbádh, ein Mann aus der Gegend von Niſchapúr in Choraßán, ein erklärter Zoroaſtrier, der nie zum Islám übergetreten war, mit dem Rufe nach Rache für das vergoſſene Blut des erſten Mannes Perſiens. Der Aufſtand verbreitete ſich raſch über einen Theil Choraßáns, beſonders aber nach Rei und Medien, wurde indeß in einem blutigen Treffen vor Hamadán niedergeſchlagen, Sumbádh ſelbſt getödtet. Wenige Jahre ſpäter ſollte es auch zwiſchen den Anhängern der Incarnationslehre und den Abbaſſiden zum Bruch kommen. Um den Palaſt des Manßúr in Haſchimija nämlich ließen ſich im J. 141 (758) Schaaren von Perſern ſehen, welche aus Choraßán gekommen waren, den neuen Herrſcher in der Nähe zu betrachten; man hörte ſie von ihm als von ihrem Gotte reden, zwei ſeiner Oberſten als Adam und den Engel Gabriel bezeichnen — eine Vermiſchung islamiſcher Begriffe mit der Incarnationslehre, wie ſie bei den extremen Schiiten ſich häufig fand (vgl. S. 380), hier nun aber von ehemaligen Genoſſen des Abu Muslim auf die gegenwärtigen Inhaber der Herrſchaft angewandt wurde. So freundlich dies eigentlich war, Manßúr ſah die Unmöglichkeit ſofort, dergleichen ſectireriſchen Unſinn zu dulden; er hätte damit alle vernünftigen Leute, um die es ihm allein zu thun war, vor den Kopf geſtoßen. Er ließ die lauteſten Schreier feſtſetzen und als ihre zahlreichen Genoſſen — es mochten doch fünfhundert und darüber ſein — das Gefängniß erbrachen und mit den Befreiten zuſammen tobend vor das Schloß zogen, die Unruheſtifter ſammt und ſonders zuſammenhauen. Damit war das Tafeltuch zwiſchen den Abbaſſiden und der nationalen, antiislamiſchen Richtung in Perſien entzwei geſchnitten. Eine Empörung in Choraßán freilich, welche noch in demſelben oder im folgenden Jahre (142 = 759) der bisherige Statthalter des Landes, Abd El-Dſchabbár, wagte, hatte mit dieſen Dingen nichts zu thun, ſondern war eine bloße Unbotmäßigkeit, bei deren Ahndung die von Jenem ſchlecht genug behandelten Unterthanen ſelbſt hilfreiche Hand liehen. Aber im J. 150 (767) erhob ſich ein Perſer Uſtádhßís, der ſich für einen Propheten ausgegeben haben ſoll, in der Gegend von Herát und brachte in kurzer Zeit große Bezirke der Umgegend, des benachbarten Sſedſcheſtán und des eigentlichen Choraßán in Aufregung, ſo daß man die Zahl ſeiner bewaffneten Anhänger auf 300000 ſchätzte; nicht ohne Mühe wurde er von Cháſim Ibn Choſeima, wahrſcheinlich erſt 151 (768), geſchlagen und blieb ſelbſt dann noch widerſtandsfähig genug, daß man es für gut fand, ihm eine leidliche Capitulation zu bewilligen. Seit Manßúrs Tode nehmen dieſe Bewegungen in einer beunruhigenden Weiſe zu. Im J. 161 (778) erhob ſich im fernen Nordoſten Atá, ein Perſer aus Merw, der Abu Muslim als Secretär gedient hatte und nun mit der Lehre von der Incarnation von Neuem auftrat. Natürlich waren Abu Muslim und er ſelbſt Diejenigen, in welchen die Gottheit ſich zuletzt verkörpert hatte; vermuthlich um die erhabene Erſcheinung vor den Augen der unheiligen Menge zu verſchließen,[1] erſchien er nie ohne einen goldenen Schleier, von welchem er den Beinamen El-Mokanna „der Verſchleierte“ erhielt. Sein eigentlicher Sitz war die Burg Sſanám bei Keſch in Transoxanien; von da aus verbreitete ſich die Empörung über die ganze Provinz, während in dem benachbarten Choraßán andere Aufrührer, die als Haruriten[2] bezeichnet werden, ſich ebenfalls mit großer Schnelligkeit ausgedehnter Länderſtrecken bemächtigten. Verſchiedene Generäle des Machdi wurden von Mokanna geſchlagen; erſt im J. 163 (780), nachdem Jeſíd Ibn Maſjad die Haruriten bewältigt, konnte Sſa'íd El-Hariſchi des ſonderbaren Propheten Herr werden. Immer mehr in die Enge getrieben mußte er am Ende ſich in ſeine Burg Sſanám einſchließen; als er ſich nicht länger zu halten im Stande war, vergiftete er ſich mit ſeinen Weibern und Getreuen und begrub ſich unter den Flammen des Schloſſes, das er im letzten Augenblicke über ſich angezündet (163 = 780). Schon das Jahr vorher war in dem, wie das benachbarte Tabariſtán, ſtets unſicheren Gorgán eine andere Revolution ausgebrochen, welcher die communiſtiſchen Tendenzen der Maſdakiten als Hebel dienten; ſie wurde unterdrückt, wiederholte ſich aber unter Harún 180 (797) an derſelben Stelle mit ſolcher Stärke, daß ſie bis in das zweite Jahr ſich hineinzog. Die Hartnäckigkeit, mit welcher dieſe ketzeriſchen Bewegungen ſich fortwährend erneuten, mußte die Regierung von der Nothwendigkeit überzeugen, das Uebel an der Wurzel anzufaſſen. Dieſe konnte man nur in der heimlichen Fortdauer heidniſcher Geſinnungen erblicken, welche, zum Theil unter der Maske des islamiſchen Bekenntniſſes ſelbſt, faſt in allen Bezirken des Oſtens noch weit verbreitet waren. Maſdakiten in Adherbeidſchán und den kaspiſchen Provinzen, buddhiſtiſch angehauchte Zoroaſtrier in Choraßán, Manichäer und verwandte Secten in Meſopotamien, beſonders in und um Harrán, in den Sümpfen des ſüdlichen Euphratlandes und bis über Baßra nach Chuſiſtán hinein, Alle waren ſie von der gleichen Abneigung gegen den wahren Glauben erfüllt, wie auch im Einzelnen die verſchiedenen Lehren von einander abweichen mochten. Um ſo gefährlicher wurden ſolche Grundſätze, wenn ſie unter freigeiſteriſch angehauchten Arabern um ſich griffen, wie ſchon ſeit Manßúr vielfach geklagt wird. Man faßte alle dieſe Ungläubigen und Ketzer unter dem perſiſchen Namen Sendik zuſammen, welcher urſprünglich „Zauberer“ bedeutet 1) und vermuthlich ſchon unter den Saſſaniden auf allerhand Ketzer ausgedehnt worden iſt. Schon Manßúr hatte bisweilen unbequeme Perſönlichkeiten auf die Anklage des Sendikismus hinrichten laſſen, z. B. den Ibn El-Mokaffa (oben S. 469); unter Machdi wurde in Folge der Rebellion Mokannas Syſtem in die Sache gebracht, jeder Sendik als Staatsverbrecher behandelt und 167 (783/4) unter dem Titel „Sendikmeiſter“ ein Großinquiſitor eingeſetzt, welcher die Aufſpürung und Beſtrafung der Freigeiſter zu betreiben hatte. Die motaſilitiſchen Theologen, denen ſchon der Orthodoxen wegen daran gelegen ſein mußte, jeden Schein einer Verbindung zwiſchen dem eigenen Rationalismus und atheiſtiſcher Freigeiſterei zu meiden, waren nicht die Letzten bei dieſen Verfolgungen. Der Zweck der letzteren wurde natürlich verfehlt. Die ſtaatsgefährlichen Meinungen wurden nur in eine Verborgenheit zurückgedrängt, in welcher ſie immer üppiger fortwucherten. Fand eine ſchändliche Angeberei, wie ſie von jedem Despotismus, ſei er abſolut oder radical, unzertrennlich iſt, in der Beſchuldigung der Ketzerei ein ſtets bereites und ſelten unwirkſames Mittel zur Beſeitigung perſönlicher Feinde oder politiſcher Gegner, ſo nützte der ſchmähliche Tod ſo vieler, meiſt doch charaktervoller, häufig in jeder Weiſe ausgezeichneter Männer lediglich dazu, die intelligenteren Claſſen der Bevölkerung zu verſchüchtern, während die Aufhetzung der Ungebildeten gegen die Regierung im Geheimen nur um ſo eifriger fortgeſetzt ward, die gewaltſamen Ausbrüche revolutionärer Strömungen nach einer kurzen Pauſe (etwa von 168—178 = 784—794) mit verſtärkter Macht wiederkehrten. Aufſtände in Choraßán, Tabariſtán und anderen Gegenden Perſiens werden 166 (732/83), 180—181 (796—797, in Gorgán S. 478), 183 (799), 184 (800), 185 (801) gemeldet, und 192 (808) geben Unruhen maſdakitiſchen Charakters in Adherbeidſchán einen Vorſchmack der ſchweren Bürgerkriege, welche unter den

---

[1] Die gewöhnliche Angabe, er ſei zu häßlich geweſen, als daß er es hätte wagen dürfen, das Geſicht offen zu zeigen, wird eine tendenziöſe Erfindung ſein. Thomas Moore hat ihn zum Helden ſeines „Veiled Prophet of Khorassan“ (Lalla Rookh, Th. I) gemacht. Den Schleier trägt auch der als El-Mubarka bekannte Empörer unter Mótaßim (unten S. 543).

[2] D. h. Charidſchiten (oben S. 326). In unſerem wie in manchen anderen Fällen ſcheinen die Hiſtoriker dieſen Namen aber ohne Rückſicht auf den hiſtoriſchen Zuſammenhang überhaupt auf Revolutionäre verſchiedenen Charakters anzuwenden, welche unter die gewöhnlichen Kategorien der Schiiten, Churramiten u. ſ. w. nicht unterzubringen waren.

---

1) J. Darmeſteter im Journal asiatique, VIII. série, t. III, p. 562 ff.

nächſten Regierungen zweiundzwanzig Jahre lang dieſes Land und ſeine Nachbarprovinzen verwüſten ſollten.

War die Regierung der Barmekiden ſolchen Schwierigkeiten nicht ohne Mühe gewachſen, ſo trug Harúns Selbſtherrſchaft nur dazu bei, das Uebel zu vergrößern. Bis dahin waren die Länder des Oſtens wenigſtens in der Hauptſache ordentlich verwaltet worden; Fadl hatte im J. 178 (794) bei einer perſönlichen Anweſenheit in Choraßán Manches für dieſe Gebiete angeordnet, was die Fürſorge der Herrſcher in erfreulicher Weiſe bezeugen half, und die ſpäteren Unruhen waren immerhin auf verhältnißmäßig geringeren Umfang beſchränkt geblieben. Aber ſeit dem Sturze der Barmekiden hatte Íßa Ibn Alí, der Statthalter von Choraßán, die ihm anvertraute Provinz in einer ſo ſchamloſen Weiſe zu plündern angefangen, daß ſchon 189 (805) laute Klagen ihren Weg nach Bagdad fanden; und Harún war ſo kurzſichtig, auf einer Inſpectionsreiſe, die er ganz vernünftiger Weiſe nach dem Oſten unternahm, ſchon in Rei ſich von dem zu ſeinem Empfange herbeigeeilten Íßa durch Schmeicheleien und einen Antheil an dem Raube, der ihm in Geſtalt fürſtlicher Geſchenke entgegengebracht wurde, in unverantwortlicher Weiſe bethören zu laſſen. Als nun 190 (806) Ráfi Ibn Leith, ein Enkel des früheren omaijadiſchen Statthalters Naßr Ibn Sſeijár (S. 451 ff.), den Unterſtatthalter von Sſamarkand einer Privatrache wegen tödtete, ſtellte das gequälte Volk ihn ſelbſt an ſeine Spitze; in Gemeinſchaft mit den türkiſchen Stämmen ſchlug er den Íßa, und bei einer wiederholten Niederlage im J. 191 (807) verlor dieſer das Leben. Sein zunächſt für ihn eintretender Sohn Alí wurde von Hárthama Ibn Á'ajan, welchen der entrüſtete Chalife nach Choraßán geſandt hatte, in geſchickter Weiſe unſchädlich gemacht; der Vertrauensmann Harúns verſprach dem Volke für die Zukunft beſſeres Regiment, aber Ráfi blieb einſtweilen Herr von Transoxanien, und das Ausſehen der Dinge war ſo ernſt, daß es dem Herrſcher nothwendig erſchien, in eigener Perſon gegen den Empörer zu Felde zu ziehen. Seinen älteſten Sohn Ma'amún nach Merw vorausſendend, folgte er ſelbſt mit dem Hauptheere nach und war bereits in Tús (bei dem jetzigen Meſchhed in Choraßán) angelangt, als er an einem acuten Leiden1) erkrankte, dem ſein durch unregelmäßiges Leben frühzeitig erſchöpfter Leib nicht zu widerſtehen vermochte. Er ſtarb, erſt gegen 45 Jahr alt,2) am 3. Dſchumáda II 193 (24. März 809), nicht ohne das bedrückende Gefühl, von Spionen der beiden Söhne umgeben zu ſein, deren egoiſtiſche Umtriebe die ungeſtörte Thronfolge und damit die Sicherheit des Reiches ſchon jetzt auf das Gefährlichſte bedrohten. Es war die Schuld des mit Unrecht geprieſenen Fürſten ſelbſt, wenn dieſe Gefahr ſofort in der ſchlimmſten Art ſich verwirklichte.

---

1) Die Natur deſſelben kennen wir nicht, weil die Angaben über die Krankheitserſcheinungen auseinandergehen. Daß ſein Arzt, der Chriſt Gabriel, ihn auf Betrieb des Emín vergiftet habe, iſt behauptet, aber nicht erwieſen, und mir unwahrſcheinlich, weil es dem ſonſtigen Charakter Emíns, eines ſentimental-leichtlebigen jungen Mannes, nicht entſpricht. 2) Nach Anderen 47, vgl. S. 478 Anm.

Vielleicht wäre es allerdings ſtets unmöglich geblieben, das Ziel der Politik Manßûrs und der Barmekiden, die Einigung der Araber und Perſer zu rückhaltloſem Zuſammenwirken, dauernd zu erreichen. Immerhin bot ihre Verfolgung die einzige Möglichkeit, beide Nationen unter demſelben Scepter friedlich bei einander zu halten; es iſt ein deutlicher Beweis der vollendeten politiſchen Unfähigkeit des Raſchîd, daß er leichtſinnig genug auch dieſe Möglichkeit durch Haremsintriguen zerſtören ließ. Er hatte drei Söhne: Mohammed, Abdallah und Kâßim, welche für die Nachfolge in Frage kommen konnten. Abdallah war der älteſte, aber er ſtammte von einer perſiſchen Sklavin, was zwar nicht für das Geſetz (S. 205), aber für ſeine legitime Gemahlin, die aus den Märchen der 1001 Nacht bekannte Sobeide, anſtößig ſein mußte. Sie beherrſchte den Harûn lange Zeit vollſtändig, und ihr zu Liebe hatte er im J. 173 (789) oder 175 (791) ihrem ein paar Monate jüngeren Sohne Mohammed unter dem Namen El-Emîn „der Zuverläſſige" als Kronprinzen huldigen laſſen. Ihm ſollte nach ſpäterer Verordnung (183 = 799) Abdallah mit dem Titel El-Ma'amûn „der Vertrauenswürdige" folgen. Einſtweilen erhielt Jener als Generalſtatthalter das Irâk und Syrien, dieſer Medien und die Oſtprovinzen, während 186 (802) Kâßim als dritter Thronerbe den Namen El-Mû'taman („der Verläßliche") und die Belehnung mit Meſopotamien und den Defenſionen (S. 488) erhielt. Kurz vor der Kataſtrophe der Barmekiden (186 = 802) ließ er dieſe an ſeinen Zeitgenoſſen Ludwig den Frommen erinnernde Theilung des Reiches durch zwei Documente ſanctioniren, deren eines den Emîn ausdrücklich von der Thronfolge ausſchloß, wenn er den Verſuch mache, Ma'amûn in den ihm zuſtehenden Rechten zu ſtören, während in dem zweiten Ma'amûn ſich zur Treue gegen den brüderlichen Oberherrn feierlich verpflichtete; beide Urkunden wurden zu mehrerer Heiligung des Inhalts bei der Ka'aba zu Mekka hinterlegt. Was die Barmekiden, welche damals noch am Ruder waren, ſich bei dieſen Beſtimmungen dachten, wiſſen wir nicht. In ihrem Sinne waren ſie ſchwerlich; ſie mochten es indeß für gefährlich halten, ſich den Intriguen der Prinzen und ihrer Angehörigen offen entgegenzuſtellen, und ſich die Kraft zutrauen, die vorkommenden Zwiſchenfälle zu überdauern, wie ſeinerzeit das Chalifat des Hâdi, und die Leitung der Angelegenheiten in der Hauptſache doch nicht aus der Hand zu verlieren. Ihr Sturz entfernte aus der Mitte der nebenbuhleriſchen Fürſtenſöhne jede neutrale und ausgleichende Macht; denn auf die im J. 189 (805) verordnete dritte Wiederholung des Huldigungsactes waren doch keine Häuſer zu bauen. In jedem Falle aber gab die Trennung zwiſchen den perſiſchen und den arabiſch-irakiſchen Provinzen die Einheit des Reiches preis; ſelbſt wenn Emîn und Ma'amûn ſich ſtreng an die neue Verfaſſung hielten, war die Selbſtändigkeit, an welche Perſien unter einer längere Zeit hindurch fortgeführten geſonderten Verwaltung ſich gewöhnen mußte, allzu groß, als daß ſie ſpäter wieder rückgängig gemacht werden konnte. Aber es war klar, daß bei dem zwiſchen beiden

Thronfolgern herrſchenden üblen Verhältniß eine Lage, die beim beſten Willen eine geſpannte geworden wäre, von Anfang an unhaltbar ſich erweiſen würde. Wie aber der Gegenſatz zwiſchen den einzelnen Perſönlichkeiten mit dem noch gefährlicheren zwiſchen den Nationalitäten zuſammenfiel, ſehen wir an der Thatſache, daß Harúns Kammerherr Fadl Ibn Rabí, Emíns Fürſprecher, dem arabiſchen Intereſſe ergeben, Ma'amúns, des Sohnes der Perſerin, Vertrauter Fadl Ibn Sſachl ein erſt im J. 190 (806) officiell unter ſeines Gönners Pathenſchaft zum Islám übergetretener Zoroaſtrier war. Dieſer iſt es geweſen, deſſen Rath den zweiundzwanzigjährigen Prinzen im J. 193 (809) bewog, von Harún ſich nach Choraßán mitnehmen zu laſſen, wo er für jeden Fall auf perſiſchem Boden ſich befand.

Es war ein ſehr ungleiches Brüderpaar — von dem jugendlichen Káßim konnte im Ernſt nicht die Rede ſein —, welches nach dem Tode Harúns auf ſo ſchlüpfrigem Grunde einander gegenüberſtand. Emín war ein leichtlebiger, poetiſch angelegter, dabei verwöhnter und bei ſelbſtverſtändlichem Herrſcherſtolze ziemlich unbedachter Jüngling, Ma'amún eine kalte und berechnende Natur, dabei ein befähigter Kopf mit einem weitgehenden Intereſſe für ſpeculative und exacte Wiſſenſchaften und einer ſelbſt für einen Abbaſſiden ganz achtbaren Gewiſſenloſigkeit im Stile ſeines Urgroßvaters Manßúr. Während Emín ohne viel Federleſens ſich daran machte, das Teſtament ſeines Vaters offen umzuſtoßen, ließ der klügere Bruder im Stillen ſeinen Fadl für ſich unter den Perſern werben und wartete in ſcheinbar ganz correcter Haltung ab, bis Emín ſich klärlich ins Unrecht geſetzt hatte. Der neue Chalife, deſſen Regierung von 193 (809) dem Namen nach bis zu ſeinem Anfang 198 (813) erfolgten Tode reicht, ließ vor Allem das mit Raſchíd ausgezogene Heer nach Bagdad zurückbeordern; Ma'amún, der aus Merw (S. 497) bei der Nachricht von dem Tode des Vaters nach Tús geeilt war und dort höchſt bereitwillig ſeinem Bruder gehuldigt hatte, machte keinen Verſuch, das zu hindern, da er ſchlimmſtenfalls Harthamas und der choraßaniſchen Armee ſicher war. Der alte General Harúns, der ſich von der großen und kleinen Politik Zeit ſeines Lebens ferngehalten hatte und vor Allem ein treuer Diener ſeines Herrn war,1) benutzte zunächſt den Reſt des Jahres 193 (Mitte 809) zur Bekriegung des Ráfi in Transoxanien, den er bis in die Citadelle von Sſamarkánd zurückdrängte und dort in Gemeinſchaft mit dem Unterfeldherrn Táhir Ibn El-Hußein, einem geborenen Perſer, belagerte. Inzwiſchen ließ ſich der unvorſichtige Chalife von Fadl Ibn Rabí immer mehr gegen ſeinen Bruder aufhetzen, und ſchon im J. 194 (810) erſchien eine Verordnung, welche in Zukunft im Freitagsgebete den Namen von Emíns Söhnchen Múßa *vor* dem Namen Ma'amúns zu nennen befahl, was nichts Anderes beſagen konnte, als daß Jener, gegen Raſchíds letzten Willen, vor dieſem als Thronfolger anerkannt wurde. Ma'amún,

---

1) Vgl. oben S. 462 Anm. 1.

jedenfalls ſehr vergnügt darüber, daß Emin mit dieſer Teſtamentsverletzung des Rechtes auf das Chalifat ſich entäußert hatte (S. 498), antwortete mit der Unterdrückung des Poſtenlaufes zwiſchen Merw und Bagdad (S. 466), der Bewilligung einer ehrenvollen Capitulation für Ráfi, durch welche er ſich die Herzen in ganz Transoxanien gewann (Anf. 194 = Ende 809), Prägung eigener Münzen und Annahme des auf die gemäßigten Schiiten Perſiens berechneten Titels Imám El-Hoda „Imám der (göttlichen) Leitung“ (195 = 810); daneben verſchaffte er ſich Einverſtändniſſe bis nach Bagdad hinein und ließ nach Kräften überall Stimmung für ſich machen, wozu die offene Vertragsbrüchigkeit des weniger heuchleriſchen Bruders als ein vortreffliches Mittel ſich erwies. Es half dem Emín nicht viel, daß er 195 (Anf. 811) feierlich die endgiltige Abſetzung des brüderlichen Nebenbuhlers ausſprach; ebenſowenig, daß er ſeinem kurz darauf nach dem Oſten ausgeſandten Heere eine ſilberne Kette zur Feſſelung deſſelben gleich mitgab. Es ſtellt der Umſicht des Chalifen oder vielmehr ſeines Rathgebers Fadl Ibn Rabí ein ſchlechtes Zeugniß aus, daß ſie den Verſicherungen des Alí Ibn Íßa, ganz Choraßán werde bei ſeinem Erſcheinen Ma'amún den Rücken kehren, Glauben ſchenkten und den eitlen und prahleriſchen Mann an die Spitze der Executionstruppen ſtellten. Alí brachte es fertig, ſein Heer auf dem Marſche ſo zu verzetteln, daß er nur 10000 Mann bei ſich hatte, als Táhir, der als Befehlshaber der Garniſon von Rei ihm zuerſt in den Weg trat, unvermuthet mit 4000 Mann über ihn herfiel; in ſcharfem Gefechte wurde Alí getödtet, und ſeine Leute wandten ſich zur Flucht. Einem zweiten Heere von 20000 Mann bagdadiſcher Truppen ging es nicht beſſer; es wurde bei Hamadán geſchlagen und nach verrätheriſchem Bruche des von Táhir bewilligten Waffenſtillſtandes aufgerieben (Ende 195 = 811). Nun war das ganze Medien bis Holwán verloren; wieder wurden 40000 Mann auf die Beine gebracht, aber das Verhältniß zwiſchen den Arabern und den Soldaten perſiſcher Abkunft, welche zu gleichen Hälften den Beſtand des Heeres ausmachten, war kein gutes, Emiſſäre Táhirs wußten Unzufriedenheit im Lager bei Chánikín zu ſäen, es kam zu gefährlichen Reibungen, und lärmend und tobend kehrten die unzuverläſſigen Haufen nach der Hauptſtadt zurück (196 = Ende 811). Noch hatte man gehofft, durch Heranziehung ſyriſcher Hilfstruppen den Dingen eine neue Wendung zu geben, aber in und um Damaskus ſchlugen ſeit dem Anfang des Bürgerkrieges ſich wieder Keis und Kelb mit einander herum, und als es ſchließlich doch gelang, ein paar Tauſend Araber von dort an den Euphrat nach Rakka zu bekommen, geriethen dieſe mit einigen in der Nähe ſtehenden perſiſchen Mannſchaften aus Bagdad in Conflict, es kam zu einer förmlichen Schlacht, und die Syrer gingen wieder nach Hauſe. Es war eben im Irák Alles auf das Gleichgewicht zwiſchen den beiden Nationen berechnet geweſen; mit dem Augenblick, wo dieſes aufgehoben wurde, fiel der ganze Organismus des Staates zu einem wahren Chaos auseinander. In der Hauptſtadt nicht weniger als in den Provinzen.

Jene hatte, wie bekannt (S. 468), halb arabiſche, halb perſiſche Beſatzung; jetzt geriethen auch hier die beiden Nationen an einander. Choraßaniſche Truppen, welche im J. 178 (794) der Barmekide Fadl, jedenfalls zur Verſtärkung des perſiſchen Einfluſſes am Sitze der Regierung ſelbſt, für Bagdad organiſirt hatte, erhoben ſich gegen den unglücklichen Chalifen (11. Redſcheb 196 = 28. März 812); und obwohl der Aufſtand noch einmal gedämpft wurde, nahm die Verwirrung um Emín her mit jedem Augenblicke zu. Inzwiſchen aber nahten bereits von zwei Seiten die Heere Ma’amúns ihrem Ziele. Táhir war nach den Vorfällen bei Chánikín ſüdwärts ausgebogen, während Hárthama, der nach Emíns Vertragsbruche nur auf der Seite des Ma’amún ſtehen konnte, mit neuen Schaaren über Holwán auf die Reſidenz anrückte. Táhir hatte ſich ohne viel Mühe Chúſiſtáns bemächtigt und von Achwáſ aus die Unterwerfung von Baßra und Kúfa entgegengenommen. Denn Alles wandte ſich in dieſem unheilvollen Redſcheb von dem unglücklichen Herrſcher ab. Die Araber in den Provinzen waren viel zu kurzſichtig einzuſehen, daß es ſich um den Reſt ihres politiſchen Einfluſſes handelte; ſo huldigten Ende des Monats (April 812) die heiligen Städte dem Ma’amún, nachdem bereits früher ganz Oſtarabien ohne Schwertſtreich ſich ergeben; um dieſelbe Zeit befand ſich Táhir ſchon in Madáïn, und gegen die Jahreswende war Bagdad von ſeinen und Harthamas Truppen eingeſchloſſen. Der Reſt des Jahres und das ganze folgende (197 = 812/3) wird von Schlägereien zwiſchen den Truppen der feindlichen Brüder, Perſern und Arabern, Soldaten und verzweifelten Einwohnern der Hauptſtadt, gleichzeitig aber von Intriguen und Verräthereien jeder Art ausgefüllt. Einen Augenblick gelang es dem Emín, mit Aufopferung ſeines Schatzes einen Theil von Táhirs Mannſchaften zu ſich herüberzuziehen (Ende 196 = 812); bald aber empörten ſich dieſe wieder gegen ihn, und auf die Dauer hatten die Verſprechungen des perſiſchen Generals, von der Gewalt der Thatſachen nur zu nachdrücklich unterſtützt, doch gründlicheren Erfolg. Wirkliche Anhänglichkeit an die Dynaſtie war eben nirgends vorhanden. Die Thronſtreitigkeiten, die fortwährenden Kraftloserklärungen feierlich geſchworener Eide, die Geldſpenden, durch welche bei dieſen Gelegenheiten das Heer bei guter Laune erhalten werden mußte, hatten Offiziere und Beamte längſt daran gewöhnt, nur ihren egoiſtiſchen Intereſſen zu folgen; vergeblich ſuchen wir nach einem zweiten Beiſpiel uneigennütziger Treue, wie es der alte Hárthama allein und vergebens dieſem entarteten Geſchlechte noch bot. Die nach Hunderttauſenden zählende Bevölkerung der Reſidenz hätte am eheſten Veranlaſſung gehabt, die Regierung zn vertheidigen, welcher allein ſie den Glanz ihrer Stadt verdankte: aber ſie war durch die Ueppigkeit des großſtädtiſchen Lebens verweichlicht, feige der Gewalt, unbotmäßig und trotzig der Schwäche gegenüber; und jetzt, wo der Chalife dem immer empfindlicher werdenden Geldmangel durch Plünderung der Wohlhabenden abzuhelfen anfing, mußten Erbitterung und böſer Wille alle Gemüther erfüllen. Der eigentliche Urheber des ganzen Unglücks, Fadl Ibn Rabí, hatte bereits nach der Empörung der Choraßaner ſich davon gemacht; jetzt fanden auch die Offiziere Emíns einer nach dem andern den Weg in Táhirs Lager. Der ehrgeizige Perſer hatte beſchloſſen, den Untergang des unglücklichen Fürſten zur Staffel für die eigne Größe zu machen. Während Hárthama widerwillig ſeine Pflicht gegen den Sohn ſeines verſtorbenen Herren that, war Táhir unermüdlich, den Abfall der Generäle und Diener des Chalifen zu beſchleunigen, ein Quartier der Reſidenz nach dem andern zu erſtürmen. Dieſe litt entſetzlich: ganze Stadttheile wurden zu Schutthaufen — ſo lange ſie ſpäter noch exiſtirte, die vorige Ausdehnung und Blüthe hat ſie nie wieder erreichen können. Als ſchließlich Emín auf das Choldſchloß (S. 472) beſchränkt an Lebensmitteln Noth zu leiden begann, knüpfte er mit Hárthama, bei welchem er wenigſtens ſeines Lebens ſicher geweſen wäre, Verhandlungen über die Capitulation an. Sie führten zu dem Ergebniß, daß Hárthama bei Nacht in einem Boote den Chalifen aus ſeinem Palaſte abholen und zu Waſſer in ſein Lager bringen ſollte. Aber Táhir paßte auf: ſeine Leute griffen den Kahn an und brachten ihn zum Sinken. Hárthama und Emín retteten ſich durch Schwimmen; am Lande indeß ward der Letztere von den Schergen Táhirs in Empfang genommen und auf Befehl des Perſers noch in derſelben Nacht getödtet (25. Moharram 198 = 25. Sept. 813).[1]

Ma’amún (198—218 = 813—833) war dem Namen nach Alleinherrſcher: aber die Verwirrung, in welche der unſelige Bürgerkrieg den ganzen Weſten des Reiches geſtürzt hatte, ſollte nicht ſo bald ihr Ende finden. Ueber ſechs Jahre hat es gedauert, bis der neue Chalife ſeinen Einzug in die Hauptſtadt ſeines Reiches halten konnte, und der ganzen Tücke und Rückſichtsloſigkeit ſeines Geſchlechtes hat er bedurft, um der allgemeinen Empörung Herr zu werden, die ſeine eigenen Fehler noch einmal entfeſſelten. Oder vielmehr die ſeines Weſírs Fadl Ibn Sſachl, deſſen Einfluß dem Wirken ſeines arabiſchen Namensvetters Fadl Ibn Rabí unter Emín an Verderblichkeit kaum nachgiebt. Er ſcheint keine vornehmere Sorge gekannt zu haben, als ſeinem Perſerhaſſe gegen alles Arabiſche Befriedigung zu ſchaffen, und der glänzende Erfolg ſeiner bisherigen Rathſchläge war nur zu geeignet, ſeinen Einfluß auf den achtundzwanzigjährigen Herrſcher zu befeſtigen. So vermochte er ihn leicht, einſtweilen ſelbſt in Merw zu bleiben, die Verwaltung des Weſtens aber dem Haßan Ibn Sſachl, einem Bruder des Weſírs, anzuvertrauen. Während Táhir mit einigen Unruheſtiftern in Meſopotamien zu thun hatte, wußte Haßan ſich in kurzer Zeit bei den Arabern ſo unbeliebt zu machen, daß eine günſtigere Gelegenheit, nochmals das Volk gegen das Haus Abbás aufzuwiegeln, für die Aliden nicht gefunden werden konnte. Abu’s-Sſarája, ein Menſch von zweideutiger

---

[1] Weils Berechnung des Datums (Geſchichte der Chalifen, II, 194 Anm. 2) wird durch Tabaris (III, 916, 15) ſyriſches Paralleldatum (25. Elul) beſtätigt.

Vergangenheit, der an den Kämpfen um Bagdad ſich als Parteigänger Ma'amúns betheiligt hatte und nach ihrer Beendigung verabſchiedet war, ſteckte ſich hinter einen Aliden in Kúfa, Mohammed Ibn Ibrahim, gewöhnlich Ibn Tabátabá genannt, und veranlaßte ihn, ſich als Prätendenten zu erheben (9. oder 10. Dſchum. II. 199 = 25. 26. Jan. 815). Zwar wurde Ibn Tabátabá nach einem glücklichen Treffen gegen Haßans Truppen durch einen plötzlichen Tod dahingerafft, Abu's-Sſarája ſpäter von Hárthama wiederholt geſchlagen, endlich gefangen und am 10. Rabí I 200 (18. Oct. 815) hingerichtet; aber inzwiſchen hatten Sendlinge der Seiditen in Baßra und den heiligen Städten, wo allmählich der Widerwille gegen die Perſer einen hohen Grad erreicht hatte, Anklang gefunden, und der Aufſtand alle Provinzen von Jemen bis Chúſiſtán ergriffen. Es zeigte ſich indeß bald, daß für diesmal die Sache des Hauſes Mohammeds nur das Aushängeſchild für die Schandthaten geſetzloſer Böſewichter war: in Baßra wie in Mekka hauſten die ſogenannten Statthalter der Aliden in einer ſo grauenhaften Weiſe, daß ſich die Bevölkerung ſchleunig wieder von ihnen abwandte und Hárthamas Unterfeldherren im Laufe der erſten Hälfte des Jahres 200 (815/16) überall die Ordnung wieder herzuſtellen vermochten. Nicht wenig trug hiezu das Anſehen bei, welches der alte Vertrauensmann Harúns bei den Arabern genoß; ſo durfte er gegen Ende 200 (816) in der Erwartung ſich nach Merw begeben, daß ſeine ſchwerwiegenden Verdienſte um den neuen Chalifen ihm einen freundlichen Empfang ſichern würden. Er kannte die Abbaſſiden ſchlecht, ſo lange er für ſie in Afrika und Aegypten, gegen Byzantiner und Türken auf allen Schlachtfeldern zwiſchen dem Fuße des Atlas und der chineſiſchen Grenze gekämpft hatte. Die Perſer, in deren Händen Ma'amún ſich befand, mußten beſorgen, daß er den Chalifen über die rettungsloſe Unpopularität des gegenwärtigen Regiments im Weſten aufklären würde, und wußten dem ſtets mißtrauiſchen Ma'amún den Argwohn beizubringen, der an der Spitze ſiegreicher Truppen in Merw einziehende General ſei geneigt, die Autorität des Herrſchers zu mißachten. Mehr bedurfte es nicht; der tückiſche Abbaſſide ließ den treuen Helfer in der Noth gefangen ſetzen und duldete es, daß ſeine Feinde ihn eines „natürlichen Todes" im Kerker ſterben ließen (Dhu'l-Ká'ada 200 = Juni 816). Nichts als die Wiederholung der Geſchichte des Abu Muslim, nur daß Hárthama als Menſch thurmhoch über dem finſteren Königsmacher ſtand.

Als die Beſatzung und Einwohnerſchaft von Bagdad die Greuelthat erfuhren, wußten ſie, was ſie für ſich ſelbſt zu erwarten hatten. Unruhen brachen aus, der Präfect des in Wáßit reſidirenden Haßan Ibn Sſachl ward mit ſeinen Perſern vertrieben, Manßúr, ein Sohn des Chalifen Machdi, da er als Gegenchalife nicht auftreten wollte, als Emír an die Spitze der Bewegung geſtellt: „Wir wollen nicht den Feueranbeter, den Sohn eines Feueranbeters!" ſchrien die Leute von Bagdad, die ſich im Gegenſatze zu den Perſern immer mehr als die wahren Muslime fühlen lernten. Aber Manßúr war der Lage nicht gewachſen. Der Pöbel hatte das Heft in die Hände bekommen, ſo daß nur mit der größten Mühe einige wackere Männer die Bildung einer Miliz aus den anſtändigen Claſſen der Bevölkerung zu Wege bringen konnten, welche der allgemeinen Unordnung doch auch nicht gründlich zu ſteuern vermochte. So mußte es endlich als eine wahre Erlöſung betrachtet werden, daß Haßan zu einer gütlichen Einigung Schritte that, welche nach mehreren Zwiſchenfällen Erfolg zu verſprechen ſchienen. Bereits war ein Vertrag abgeſchloſſen, mit dem Truppen und Einwohner ſich zufrieden erklärten, als eine neue ſchlimme Nachricht aus Merw Alles wieder in Frage ſtellte. Der übel berathene Chalife hatte den Entſchluß gefaßt, behufs Feſtigung ſeiner immer noch beſtrittenen Macht einen Verſuch zur Gewinnung der Seiditen des Weſtens zu unternehmen: mit Erſtaunen hörte man, daß er am 2.[1] Ramadán 201 (24. März 817) den Aliden Alí Ibn Múßa, genannt Er-Rida,[2] zu ſeinem Schwiegerſohn und Thronfolger erklärt und gleichzeitig ſtatt der ſchwarzen Farbe der Abbaſſiden die grüne der Aliden angelegt habe.[3] Es war alſo auf eine Verſöhnung zwiſchen den beiden feindlichen Zweigen der Prophetenfamilie abgeſehen, zweifellos mit dem Hintergedanken, die andere Linie in dieſem Falle wie zu den Zeiten Abu Muslims wieder bei Seite zu ſchieben, ſobald die eigene Herrſchaft nach Wunſch geſichert war. Aber der Erfolg war ſehr übel. Bagdad wollte von den Schiiten nun einmal nichts wiſſen, gerieth ſofort wieder in hellen Aufruhr und rief den Ibrahim, einen anderen Sohn des Machdi, zum Chalifen aus (28. Dhu'l-Hiddſche 201 = 17. Juli 817). Die Schiiten des Irák aber ſpalteten ſich, da viele den Abbaſſiden mit Recht mißtrauten; ein Bruder des Abu's-Sſarája empörte ſich in Kúfa, und unter dieſen Wirren gelang es Ibrahims Generälen, dieſen Ort zu beſetzen (5. Dſchumáda I 202 = 19. Nov. 817). Zwar mißglückte ein Angriff auf Haßan Ibn Sſachl in Wáßit, den ſie auf jenen Erfolg hin verſuchten, aber um die Fortſchritte von Ma'amúns Sache im Weſten ſah es böſer aus denn je, beſonders da auch Aegypten, wo ſchon vor Emíns Tode mancherlei gleich zu erwähnende Verwicklungen ſich geknüpft hatten, ſeit der Nachricht von der beabſichtigten Thronfolge des Aliden wieder in hellem Aufruhr ſtand. Und was das Bedenklichſte war, ſeit 201 (815/16) regten ſich in Adherbeidſchán abermals die Communiſten, und in der unheilverkündendſten Weiſe. Ein Mann perſiſcher Abkunft, Bábek, predigte daſelbſt die Incarnation des höchſten Weſens, welches in ſeinen Vorgängern gewohnt und nun in ihm ſelbſt ſich verkörpert habe, dazu die Gemeinſchaft der Güter und Weiber, und ſammelte raſch einen zahlreichen Anhang unter den kräftigen, immer zu Empörungen gegen das Chalifat geneigten Bergvölkern, bei welchen die

---

1) Nach anderer Angabe am 7. (30. März).

2) „Der Günſtling", nämlich Allahs.

3) Vgl. S. 454 Anm. 2.

Communiſten, oder „Churramiten“[1]), wie man ſie damals nannte, ſchon im J. 192 (808; oben S. 496) Beifall gefunden hatten. Die Bewegung konnte ſich nach Oſtperſien, wo das Andenken Mokannas (S. 495) nicht erloſchen war, nur zu leicht ausdehnen, und ſo die eigentlichen Grundlagen von Ma’amúns Herrſchaft ins Wanken bringen. Um ſo mehr hatte der Chalife Veranlaſſung, auf die Vorſtellungen ſeines alidiſchen Schwiegerſohnes zu hören. Das war ausnahmsweiſe ein anſtändiger Menſch — oder er hielt es für nöthig, den künftigen Schwiegervater aus den Netzen ſeiner gegenwärtigen Umgebung zu befreien, deren einſeitige Verfolgung der perſiſchen Intereſſen mehr und mehr den Beſtand des Reiches bedrohte. Ma’amún war klug genug, einzuſehen, daß er ſeine Politik ändern müſſe; zudem lieferte Rida ihm Beweiſe, daß Fadl Ibn Sſachl ihm grade die ſchlimmſten und gewichtigſten Nachrichten aus dem Weſten vorenthielt. So machte er ſich um die Mitte d. J. 202 (Ende 817) ſelbſt auf den Weg nach dem Irák. Fadl konnte ſich nicht verbergen, daß ſein Einfluß im Abnehmen begriffen war, trotzdem mit echter Abbaſſidentücke Ma’amún ihm grade jetzt in einem äußerſt gnädigen Erlaſſe erneute und ſo gut wie unbeſchränkte Vollmachten verliehen hatte; er war ſo unvorſichtig, ſeine üble Laune an den Tag zu legen, und brachte es dahin, daß er von übereifrigen Freunden des Chalifen Anfang Scha’abán 202 (Febr. 818) auf der Reiſe zu Sſarachs im Bade überfallen und niedergehauen wurde. Natürlich war Ma’amún über den Verluſt eines ſo treuen Dieners untröſtlich und ließ augenblicklich die Mörder, deren einer ſein eigener Stallmeiſter war, hinrichten; verlobte ſich auch ſofort mit einer Tochter des Haßan Ibn Sſachl, Bruders ſeines erſchlagenen Weſírs, der ja noch mit einem achtbaren Heere in Wáßit ſtand. Aehnliches eigenthümliches Mißgeſchick indeß ſollte in kurzer Zeit auch die übrigen Hauptvertreter ſeiner bisherigen Politik treffen. Er-Rida hatte gleichzeitig die Ehe mit ſeiner Tochter vollziehen dürfen; Ende Sſafar 203 (Aug.-Sept. 818) aber, während eines längeren Aufenthaltes in Tús, ließ ſich der junge Gatte verleiten, mehr Weintrauben zu eſſen, als ihm gut war, und ſtarb nach kurzer Krankheit mit den Symptomen einer heftigen Verdauungsſtörung. Der Tod eines ſo werthen Verwandten, welcher noch dazu der erklärte Thronfolger war, mußte den gefühlvollen Herrſcher aufs Tiefſte erſchüttern: ſchluchzend und jammernd ſah man ihn hinter der Bahre hergehen, als der zu früh Verſtorbene neben dem Grabe Harúns Er-Raſchíd ſeine Ruheſtätte erhielt. Seine Prüfungen waren noch nicht zu Ende: als er Rei erreichte, wurde ihm die

---

1) So heißen dieſe Sectirer vermuthlich nach dem Orte Churram, der bei Ardebíl in dem kaspiſchen Randgebirge von Adherbeidſchán lag, und ein alter Sitz maſdakitiſcher Lehren geweſen zu ſein ſcheint; vgl. Jakut II, 427, 20. Ich halte dieſe Ableitung des Namens für die allein richtige, die noch von Flügel (Ztſchr. d. Deutſchen Morgenl. Geſellſch. 23, 531) ohne Mißbilligung angeführte von dem perſiſchen churram „heiter“ für einen Schulwitz. Heiterkeit war doch nicht einmal als eine „ſcham- und zügelloſe“ die Grundſtimmung dieſer nur im Sinne eines modernen Jargons „heiteren“ Geſellſchaft.

betrübende Kunde, daß Haßan Ibn Sſachl in Wáßit Zeichen von Geiſtesſtörung hatte bemerken laſſen, ſo daß einige ſeiner Offiziere ihm die Zwangsjacke hatten anlegen müſſen. Die öffentliche Meinung wenigſtens in den Oſtprovinzen war damals und ſpäter ſo gewiſſenlos zu bemerken, daß alle dieſe Unglücksfälle dem Chalifen ſehr gelegen kamen, ſeinen getreuen Bagdadern die Gründe ihrer Unzufriedenheit zu nehmen: in der That ſahen die Offiziere des Ibrahim Ibn El-Machdi ein, daß es nach der Kataſtrophe der verhaßten Söhne Sſachls und des Rida keinen Zweck mehr hatte, ſich dem in Perſon anrückenden Fürſten länger zu widerſetzen, um ſo mehr, als Ibrahim zwar ein großer Kenner von Poeſie und Muſik war und ſelbſt in beiden Künſten excellirte, aber von Herrſchertalent während ſeines nominellen Chalifates eigentlich kaum eine Spur gezeigt hatte. Die meiſten verließen ihn und machten ihren Frieden mit ſeinem Gegner; ſein letzter Verſuch bewaffneten Widerſtandes wurde am 29. Dhu'l-Ká'ada 203 (28. Mai 819) niedergeſchlagen, und am 15. Sſafar 204 (11. Aug. 819) konnte Ma'amún endlich in ſeine getreue Hauptſtadt einziehen, woſelbſt er ſich beeilte, die populäre ſchwarze Abbaſſidenfarbe wieder anzulegen und gleichzeitig durch einen Steuererlaß den guten Willen der Irakier für die Dynaſtie von Neuem rege zu machen.

Er hatte dieſen guten Willen mehr als nöthig. In Choraßán war ein Aufſtand von Haruriten (S. 495 Anm. 2) ausgebrochen, gleich nachdem Ma'amún den Rücken gewendet, in Meſopotamien hatte Táhir aus perſönlichem Widerwillen und Eiferſucht gegen den Generalſtatthalter Haßan Ibn Sſachl die Empörer (S. 502) unter Naßr Ibn Schebeth immer noch nicht zu Paaren getrieben; nun war Naßrs Macht ſo wohl begründet, daß erſt Táhirs Sohn Abdallah Ende 209 (Anf. 825) ihn zur Uebergabe zu drängen vermochte. Dazu kamen in den folgenden Jahren Unruhen der Aliden in Jemen (207 = 822 und 212 = 827), wo ſie allmählich ſich immer feſter ſetzten, Erhebungen in Medien (gegen 210 = 824), in Meſopotamien (214 = 829), in Kumm (Perſien, 216 = 831), die mehrjährige Unbotmäßigkeit des Statthalters von Sſind (211—214 = 826—829); und neben allem Dieſem her liefen zwei große Kriege, die ſich über Jahrzehnte erſtreckten: in Aegypten (196—217 = 812—832) und gegen Bábek (201—222 = 815/6—837), der letztere mehrfach in gefährlicher Weiſe mit den ebenfalls neu ausbrechenden Byzantinerfehden ſich kreuzend.

Aegypten war ſchon ſeit 196 (812) im Bürgerkriege, weil von den im Lande befindlichen Arabern die Keißiten es mit Emín, die Jemeniten mit Ma'amún hielten. Ein ganz unvorhergeſehener Zufall war beſtimmt, die Lage noch mehr zu verwickeln. In Spanien, das wir ſeit 139 (756) unter einer neuen Omaijadendynaſtie unabhängig wiſſen (S. 486), hatte im J. 198 (814) eine Revolte der Einwohner von Córdova gegen Hakam I. ſtattgefunden, nach deren Unterdrückung die geſammte Einwohnerſchaft der großen Südvorſtadt dieſer Reſidenz aus dem Lande verbannt wurde. Sie ſchiffte ſich theils nach Weſtafrika, theils nach Aegypten ein, und hier landeten 199 (814/5) nicht weniger als 15 000 Mann, ohne die Weiber und Kinder, welche zuerſt den Schutz der in und um Alexandrien ſitzenden Jemeniten nachſuchten, bald aber in der Verwirrung des Bürgerkrieges ſelbſtſtändige Geltung zu erlangen wußten, und ſich ſchließlich Alexandrias bemächtigten. Die fortwährenden Verwüſtungen, welche alle dieſe Schlägereien über das unglückliche Land verhängten, brachten endlich ſogar die geduldigen Kopten zur Verzweiflung, und die Verhältniſſe der Provinz waren in vollſter Auflöſung, als endlich im J. 210 (825), nach der Bewältigung des Naßr in Meſopotamien, Abdallah Ibn Tâhir für Aegypten frei wurde. Er griff ſofort energiſch ein, und wußte, nachdem er den eigentlichen Rebellen eine Niederlage beigebracht, den Spaniern derart zu imponiren, daß ſie es vorzogen, Alexandrien zu räumen und von Neuem unter ihrem Führer Abu Hafß Omar El-Ballûti unter Segel zu gehen. Wahrſcheinlich ſchon früher hatten ſie ihr Augenmerk auf die Inſel Kreta gerichtet; wenigſtens hören wir bereits 823 (208) über Angriffe von Saracenen auf dieſelbe klagen. Im J. 211 (826) fiel jedenfalls nun die ganze Maſſe der Auswanderer über ſie her und entriß ſie den Griechen; faſt anderthalb Jahrhunderte herrſchten die Nachkommen Omars hier als unabhängige Fürſten, bis im J. 350 (961) die Byzantiner ſich ihres früheren Beſitzes von Neuem bemächtigten. — Kaum aber hatte nach Abzug der Spanier Abdallah Ibn Tâhir die Ordnung in Aegypten einigermaßen hergeſtellt und gleich darauf eine andere Beſtimmung erhalten, als im J. 213 (828) wieder die Keißiten und Jemeniten einander in die Haare geriethen, ſo daß Ma'amûns Bruder und erklärter Thronfolger, Abu Iſchâk Mohammed mit dem Beinamen El-Mótaßim bi'llâh („der in Gott ſeinen Schutz findet"[1]), ſelbſt mit einem Heere nach Aegypten mußte. Auch ſeine Dazwiſchenkunft hielt nicht lange vor; 216 (831) waren die Araber und Kopten großer Bezirke von Unterägypten abermals in voller Meuterei. Nun hielt es der Chalife, der eben nach einem Feldzuge gegen die Byzantiner in Damaskus weilte, für gerathen, in eigener Perſon nach dem Rechten zu ſehen. Im Moharram 217 (Febr. 832) traf er in Aegypten ein, wo inzwiſchen Afſchin, ein tüchtiger Offizier türkiſcher Herkunft, damals Oberbefehlshaber in Barka, eingeſchritten war. Durch grauſames Blutvergießen wurde endlich wieder für die Dauer Ruhe geſtiftet, und Ma'amûn konnte bald genug nach dem Norden zurückkehren, ſeine Feldzüge gegen die Byzantiner fortzuſetzen.

---

[1] Gewöhnlich in abgekürzter Namensform einfach Mótaßim genannt. So läßt man in der Regel das billâh „in Gott" oder ala'llâh „auf Gott", mit dem von jetzt an die Ehrentitel ſämmtlicher Abbaſſiden zuſammengeſetzt werden, beim gewöhnlichen Gebrauche fort, wie auch hier der Kürze wegen meiſtens geſchehen wird. Ebenſo werden wir es uns ſparen können, die betreffenden Namen jedesmal ins Deutſche zu überſetzen: ſie bedeuten immer ziemlich daſſelbe „der bei Gott Kraft, oder Hilfe, oder Sieg oder dergl. ſucht oder findet".

Seit 215 (830) nämlich waren die alten Feindſeligkeiten an der Grenze der Defenſionen (S. 488) wieder aufgenommen worden, nachdem ſie, wenige vereinzelte Streifzüge ausgenommen, etwa 25 Jahre geruht hatten, da beide Theile von inneren Schwierigkeiten[1] beinahe ausſchließlich in Anſpruch genommen wurden. Jetzt aber regierte in Byzanz der thatkräftige Theophilus; wie es ſcheint — unſere Nachrichten ſind gerade hier ſehr lückenhaft — war er eine Verbindung mit dem Churramiten Bábek eingegangen, deſſen Herrſchaft ſich trotz alljährlicher Feldzüge der Generäle Ma’amúns (ſeit 204 = 819) über das weſtliche Medien und das öſtliche Armenien ausgebreitet hatte. Jedenfalls hören wir, daß Anhänger Bábeks, einen Perſer, welchen die Griechen Theophobus nennen, an der Spitze, in den neu entbrennenden Grenzkriegen zwiſchen Saracenen und Byzantinern auf Seiten der letzteren gefochten haben; wer alſo auch die alte Fehde zuerſt aufnahm, es war eine für den Chalifen äußerſt gefährliche Verwicklung, daß Sectirer und äußere Feinde ſich zuſammenthaten, den ganzen Nordweſten von Medien bis Cilicien wie mit einem Feuerkreiſe zu umziehen. Ma’amún machte die größten Anſtrengungen, ihn zu durchbrechen, aber faſt ſämmtliche Heere, welche gegen den von ſeinem Hauptquartiere El-Badh in Adherbeidſchán aus nach allen Seiten vorſtoßenden Bábek geſandt wurden, erlitten eine Niederlage nach der anderen, und gelegentliche kleine Vortheile brachten keine Entſcheidung. Und wenn es an den Defenſionen, vorzüglich durch Mótaßims kriegeriſche Tüchtigkeit, doch gelang, nach manchen Wechſelfällen der Jahre 215. 216 (830. 831) das byzantiniſche Grenzfort Lúlua bei Tarſus zu nehmen (217 = 832) und Tyana in den Kreis der muslimiſchen Feſtungen hineinzuziehen (218 = 833), ſo reichten die Kräfte des Chalifates doch nicht mehr aus, die eigentliche Gefahr dieſes Doppelkrieges kräftig zu beſchwören. Die militäriſche Brauchbarkeit der Araber war durch ihre fortſchreitende Entartung in Folge der bürgerlichen Streitigkeiten und der in den großen Städten überhandnehmenden Zuchtloſigkeit raſch geſunken, die aus Perſern und Miſchlingen zuſammengeſetzten übrigen Truppen leiſteten nicht viel Beſſeres — kein Wunder, daß jede neue Unternehmung nur immer ſchwerer durchgeführt werden konnte, ja grade in dieſem Zeitpunkte ein vollkommener Stillſtand zu drohen ſchien. Man bedurfte grundſätzlicher Aenderungen in der Wehrverfaſſung, um hier wirkſam Abhilfe zu ſchaffen.

Es verdient uneingeſchränkte Anerkennung, daß Ma’amún unter ſolchen Bedrängniſſen Zeit und Luſt fand, in einer ſehr wichtigen Beziehung noch einmal an die großen Traditionen Manßúrs anzuknüpfen. Wir haben geſehen (S. 468 f.), wie dieſer hervorragende Fürſt auch Kunſt und Wiſſenſchaft ſeiner Aufmerkſamkeit würdigte. Die verhältnißmäßig ruhigen Zeiten Machdis und Harúns waren der Poeſie wie den gelehrten Studien nicht weniger förderlich geweſen, obwohl dieſe beiden Chalifen mehr der erſteren, daneben allenfalls der mit ihr eng zuſammenhängenden Grammatik und Literaturkunde ihre Gunſt zuwandten. Ma'amûn aber griff in die literariſche und wiſſenſchaftliche Bewegung der Zeit mit einer bewußten Abſichtlichkeit und einem faſt auffallenden Verſtändniß ein, das ihn vor allen übrigen Abbaſſiden in merkwürdiger Weiſe auszeichnet. Es wird uns ſchwer, einem Manne gerecht zu werden, der an Hinterliſt und Grauſamkeit, wo ſein oder ſeines Hauſes Vortheil, ſeine Eigenliebe oder gar Laune ins Spiel kam, kaum hinter den ſchlimmſten ſeiner Familie zurückſteht; aber er beſaß eine wirkliche Empfänglichkeit für geiſtige Intereſſen, die ihn wiſſenſchaftlichen Unternehmungen als ſolchen geneigt machte und bedeutenden Gelehrten ſeine Gnade und ſeinen Schutz ſicherte. Man wird allerdings zugeben müſſen, daß hervorragende Dichter ſeiner Zeit, wie Abu Temmâm, der Sammler der Hamâßa[1]), ſein Gönner Abdallah Ibn Tâhir, der neben dem General auch den Poeten ſpielte, El-Bochtori, dem ebenfalls eine Hamâßa verdankt wird, Ißchâk Ibn Ibrahim aus Moßul, ebenſo wie ſchon ſein Vater als Dichter und Muſiker gefeiert; daß Rechtsgelehrte, wie Schâfi'i und Achmed Ibn Hambal (S. 470), Theologen, wie der berühmte Traditionsſammler El-Bochâri, welche ſich vielfach in der Oppoſition befanden, — daß ſolche Künſtler und Lehrer in der Hauptſache noch den Anregungen des glänzenden Hofes Harûns oder des eigenen Wiſſensdranges gefolgt ſein werden. Daneben darf es aber doch nicht unerwähnt bleiben, daß Ma'amûn z. B. den ausgezeichneten Hiſtoriker Mohammed Ibn Omar El-Wâkidi, deſſen Ruf als Chronologe ſelbſt der neueren Forſchung gegenüber Stich hält, auf das Glänzendſte ausgezeichnet und auch in anderen Fällen Gelehrte und Dichter nicht vernachläſſigt hat. Vor Allem charakteriſtiſch für ihn iſt aber ſeine Vorliebe für die Philoſophie und für die exacten Wiſſenſchaften, eine Vorliebe, welche die weittragendſten Folgen nach ſich ziehen ſollte. Nicht als ob vor ihm die Araber und Perſer des Irâk ſolcher Studien gänzlich unkundig geweſen wären. Man weiß, daß ſeit den Zeiten Alexanders des Großen das Zweiſtromland und ſeine Nachbargebiete dem Einfluſſe griechiſcher Bildung eine bereite Stätte darboten. Als im J. 53 v. Chr. die Nachricht von dem Tode des Craſſus an den Hof des Partherkönigs Orodes kam, fand ſie denſelben als Zuſchauer einer Tragödie des Euripides[2]); und im 5. Jahrhundert n. Chr. begegnen wir dem Saſſaniden Chosrau Anóſcharwân als dem Gründer einer dreihundert Jahre ſpäter noch blühenden Akademie zu Gondéſchapûr in Chûſiſtân, auf welcher griechiſche Philoſophie und Arzneikunde getrieben und die letztere in großen Krankenanſtalten ausgeübt wurde.[3]) Das Geſchäft der Vermittlung beſorgten die Syrer Meſopotamiens, vermöge der geographiſchen Lage ihrer Heimath wie durch ihre

---

[1] Vgl. Hertzberg, Geſchichte der Byzantiner (No. 54 dieſer Sammlung) S. 120 ff.

---

1) Vgl. oben S. 43. 2) Juſti, Geſchichte des alten Perſiens (No. 2 dieſer Sammlung) S. 160. 3) Juſti a. a. O., S. 211.

Begabung zu ſolcher Thätigkeit in beſonderer Weiſe geſchickt. Ein ruhiges Volk, beinahe etwas träge im Denken, ſchwach im Erfinden, unterſcheiden ſie ſich auf das Beſtimmteſte von der beweglichen, ja unruhigen Art ihrer benachbarten Stammgenoſſen, der Juden und Araber; doch ermangeln ſie nicht eines zähen und treuen Fleißes, mit dem ſie Jahrhunderte hindurch die Früchte der geiſtigen Thätigkeit anderer Nationen in ihre Scheuern einzuheimſen niemals müde geworden ſind. Dem Hellenismus entlehnten ſie die chriſtliche Lehre, nicht ohne die tiefſten Probleme des geheimnißvollen Grunddogmas ſich für ihren gradlinigen Verſtand monophyſitiſch oder neſtorianiſch zurechtzulegen; dazu aber die Schriften der alten Heidenphiloſophen, vor Allen des Ariſtoteles, deſſen Logik ja widerwillig ſelbſt die Kirche bis zu einem gewiſſen Grade ihr Recht nicht ſtreitig machen konnte; nicht minder die Werke der großen Aerzte und Naturforſcher Hippokrates, Galenos und Dioskorides, die zu verſtehen und anzuwenden ſie von den zahlreichen griechiſchen Heilkünſtlern der römiſchen und byzantiniſchen Zeit erlernt hatten, endlich auch des Euklid, des Ptolemäus Almageſt,[1] kurz die ſämmtlichen Haupterzeugniſſe des wiſſenſchaftlichen Strebens der Griechen, die im Orient wie überall die Lehrmeiſter der Völker geworden ſind. Alles das übertrugen die geduldigen Mönche in den ſyriſchen Klöſtern von Antiochia bis Moßul herüber Wort für Wort in ihre Mutterſprache; die unendlichen Schwierigkeiten, welche das ſemitiſche Idiom der Wiedergabe griechiſcher Gedanken und Worte in den Weg legte, überwanden ſie nicht durch freie Schöpferkraft, ſondern durch peinliche Genauigkeit in der Nachahmung des Satzbaues wie jeder einzelnen Wendung, ſo daß für einen guten Kenner beider Sprachen es heute noch möglich wäre, die Faſſung des Originales aus der Ueberſetzung faſt wörtlich zu ermitteln. Drei Stellen ſind es nun, von denen aus der Uebergang der griechiſchen Weisheit zu den Arabern von Bagdad ſtattgefunden hat. Weithin berühmt in allen Ländern des ehemaligen Saſſanidenreiches waren durch ihre Kenntniſſe und Leiſtungen die Aerzte der Akademie von Gondéſchapúr, die mitten im perſiſchen Lande ſich Nationalität, Sprache und Religion, ja auch die Kenntniß des Griechiſchen ſelbſt bis in die Abbaſſidenzeit bewahrt hatten. Nun erkrankte im J. 148 (765) der Chalife Manßúr an einem Magenleiden, welchem die Künſte ſeiner Feldſchere ſich nicht gewachſen zeigten. Er hörte von der Geſchicklichkeit der Syrer in der nicht eben ſehr entfernten perſiſchen Stadt, und ließ den Vorſteher des Krankenhauſes daſelbſt, Georgios aus dem Hauſe Bochtjeſu, zu ſich kommen.

---

[1] Das Wort iſt ein Miſchling aus dem arabiſchen Artikel al- oder el- und dem griechiſchen μεγίστη „das größte" — nämlich Buch, im Gegenſatz zu den verwandten kleineren Umfanges — und bezeichnet ganz allgemein das Werk, in welchem Claudius Ptolemäus im zweiten Jahrhundert n. Chr. das unter ſeinem Namen bekannte Syſtem dargeſtellt hat. Erhalten ſind uns übrigens keine ſyriſchen, ſondern nur arabiſche Ueberſetzungen deſſelben; doch iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß hier wie überall die Araber den Syrern nur gefolgt ſind.

In kurzer Friſt ſtellte dieſer den Chalifen her, und ſeitdem ſtanden die Chriſten von Gondéſchapúr mit einem Fuße im Hofe der Abbaſſiden. **Gabriel**, des Georgios Enkel, begegneten wir ſchon oben (S. 480) als Leibarzt des Harún, wir erfahren, daß er wie Seinesgleichen von den Chalifen, die vermöge ihrer wenig reinlichen Gewiſſen meiſtens eine ziemliche Furcht vor dem Tode gehabt zu haben ſcheinen, mit Ehrenkleidern, koſtbaren Geſchenken und Geldſummen im Betrage von Millionen überſchüttet wurden — ſo lange nämlich der betreffende Fürſt geſund blieb. Schon Manßúr hatte, ſo wird uns berichtet, Schriften mediciniſchen Inhalts durch ſeinen Georgios in das Arabiſche übertragen laſſen; und Harún beauftragte, als auf ſeinen Feldzügen in Kleinaſien unter Anderem auch eine Anzahl griechiſcher Bücher erbeutet waren, einen anderen von den Leuten aus Gondéſchapúr, den **Johanna Ibn Máßaweih**, dieſelben ebenfalls ins Arabiſche zu überſetzen. Dieſer Johanna war ein höchſt geſcheiter Cyniker, der von ſeinem Chriſtenthum einen ſehr mäßigen Gebrauch machte, aber auf eigene Hand allerlei Dinge trieb, auf die wir in dieſen Zeiten kaum gefaßt ſind, z. B. Viviſection; er kannte ſeinen Galen auf das Gründlichſte und hat die ihm vom Chalifen geſtellte Aufgabe ohne Zweifel, was das Sachliche angeht, vortrefflich gelöſt. Er war ſpäter Leibarzt des Ma'amún und ſeiner beiden Nachfolger Mótaßim und Wáthik; gleichzeitig mit ihm werden uns eine ganze Anzahl weiterer Ueberſetzer mediciniſcher Werke namhaft gemacht. Reicht ſo dieſe Thätigkeit in ziemliche frühe Zeiten hinauf, ſo hat ihr doch Ma'amún einen friſchen Aufſchwung gegeben, und beſonders ihre Erweiterung nach denjenigen Richtungen hin angeregt, die weniger als die Medicin unmittelbaren Ertrag für die praktiſchen Bedürfniſſe des Hofes und der Regierung verſprachen, nämlich der **Mathematik** und **Aſtronomie** und der **Philoſophie**. Ma'amún gründete in Bagdad ein großes Inſtitut, welches „das Haus der Wiſſenſchaft" genannt wurde, und eine Bibliothek und ein aſtronomiſches Obſervatorium unter Direction des kundigen **Sſelm** in ſich vereinigte. Es wurde bald der Mittelpunkt für eine Anzahl von Gelehrten, die unabhängig von der Schule in Gondéſchapúr den Strom des griechiſchen Wiſſens von zwei anderen Stellen her auf das arabiſche Feld leiteten. Mehr noch, als in jener, hatte das Studium der alten griechiſchen und ſyriſchen Werke in den Klöſtern des eigentlichen Meſopotamiens, ſowie unter den auf ſyriſchem Boden faſt allein noch heidniſch gebliebenen Einwohnern von **Harrán** lebendig bleiben können; und die aus dieſen Kreiſen hervorgehenden Ueberſetzer, welche ſich durch Ma'amúns Freigebigkeit nach Bagdad ziehen ließen, hatten vor den Leuten von Gondéſchapúr eine genauere Kenntniß des reinen Schriftarabiſchen voraus. Dieſer Umſtand iſt **es** hauptſächlich, der ihren Arbeiten dazu verholfen hat, die älteren Uebertragungen zu verdrängen: der einzige Maßſtab, welchen die ſelbſt des Syriſchen unkundigen Araber an dieſe Leiſtungen zu legen vermochten, war ja der einer mehr oder weniger leichten Verſtändlichkeit, und wenn man bedenkt, wie den abſtracten Begriffen der griechiſchen Wiſſenſchaft gegenüber, die einem Kinde des neunzehnten Jahrhunderts noch recht ſehr zu ſchaffen machen, ſo ein ungeſchultes Arabergehirn ſich vorkommen mochte, ſo können wir den Leuten das auch kaum verdenken. Das Verdienſt dieſer Ueberſetzer wird nicht geſchmälert, wenn man annimmt, daß ſie kaum je aus dem Griechiſchen direct, ſo gut wie immer aus ſyriſchen Vorlagen übertragen haben werden. Das Arabiſche iſt eine in vielen Beziehungen ungemein ausdrucksfähige, aber höchſt originelle und eigenwillige Sprache, die insbeſondere philoſophiſchen Dingen noch weit ungefügiger ſich entgegenſtellte, als das Syriſche: half alſo das leichtere Verſtändniß dieſes verwandten Idioms bis zu einem gewiſſen Grade zur Ueberwindung der ſachlichen Schwierigkeiten mit, ſo blieb es immerhin ein beinahe verzweifeltes Unternehmen, die ſclaviſche Treue der Syrer zu halbwegs deutlicher arabiſcher Ausdrucksweiſe umzugeſtalten. Die mohammedaniſchen Autoren erkennen das Verdienſt, eine ſo heikle Aufgabe zuerſt wirklich gelöſt zu haben, einem Chriſten aus Hira zu, dem Honein Ibn Ißchák, der unter Ma'amún und ſpäter einige philoſophiſche Schriften des Ariſtoteles, hauptſächlich aber die ihm zugänglichen Werke des Galen in verhältnißmäßig gutem Arabiſch wiedergab, und durch letztere Arbeit der eigentliche Begründer der ſpecifiſch arabiſch-perſiſchen Medicin geworden iſt. Ma'amún bezeugte ſeine Werthſchätzung dieſer Leiſtungen dadurch, daß er dem geſchickten Manne jede Ueberſetzung buchſtäblich mit Gold aufwog: natürlich ließ dieſer ſich ein beſonderes Papier von ungewöhnlicher Dicke verfertigen und hielt ſeinen Schreiber an, recht große Buchſtaben zu machen; war die ſchwere Arbeit doch ſelbſt des vermehrten Lohnes werth. Die ungeheure Bedeutung dieſer Thätigkeit beſtand nun darin, daß ſie die Ergebniſſe des griechiſchen Denkens und Forſchens, welche die wackeren Syrer nur aufgeſpeichert, nicht innerlich verarbeitet hatten, der klugen Miſchlingsraſſe von Arabern und Perſern zugänglich machte, die ſich mit wahrem Heißhunger an die reichbeſetzte Tafel der fremden Weisheit drängte und — eine achtungswerthe Leiſtung für eine Zeit, die an keinerlei directe Traditionen aus dem claſſiſchen Alterthum anzuknüpfen hatte — allmählich es zu wirklichem Verſtändniß, ja in manchen Zweigen zu ſelbſtändiger Weiterentwicklung griechiſcher Wiſſenſchaft gebracht hat. Es iſt bei der allgemeinen Mißachtung, in welcher die auf ihre blendenden Fortſchritte nicht ohne Berechtigung eingebildete Naturforſchung unſerer Zeit alles nur hiſtoriſch Werthvolle hält, neuerdings Mode geworden, auf die arabiſche Wiſſenſchaft mit einiger Verachtung herabzublicken. Dem Geſchichtſchreiber des mittelalterlichen Orientes muß es genügen, darauf hinzuweiſen, daß ſeine Araber und Perſer jahrhundertelang die Lehrmeiſter des ganzen Abendlandes in dieſen Dingen geweſen ſind, und daß es ein ſchlechtes Compliment nicht für den Orient, ſondern für das Abendland iſt, wenn dieſes an unvollkommenen Leiſtungen ſo lange Zeit ſich hat genügen laſſen. Achtbar wird dieſe aber immerhin Jeder finden müſſen, der vorurtheilsfrei an die Sache herantritt. Beobachtungen und Beſchreibungen neuer Krankheiten, denen Scharfblick und

Genauigkeit nicht abgeſprochen werden können, Zuſammenfaſſung, in manchen Punkten Weiterbildung der ariſtoteliſch-neuplatoniſchen Lehren zu einem Syſtem, über welches die Scholaſtiker des Abendlandes nicht eben weit hinausgekommen ſind, vor Allem aber ſelbſtändige Durchdringung und erhebliche Förderung mathematiſcher und phyſikaliſcher, insbeſondere optiſcher Probleme — das ſind Dinge, mit welchen die wiſſenſchaftliche Thätigkeit dieſer Zeiten ſich neben anderen Bildungskreiſen wohl kann ſehen laſſen. Das Beſte haben freilich auch hier die Perſer geleiſtet, die Araber ſtehen in den meiſten Fächern zurück, mit einziger Ausnahme der mathematiſchen Wiſſenſchaften, die ihrer Geiſtesart beſonders zuſagten. Ja'akûb Ibn Iſchâk El-Kindi, welcher ſchon unter Ma'amûn und ſeinen unmittelbaren Nachfolgern in unzähligen Schriften das ganze Gebiet der Philoſophie und Naturwiſſenſchaften encyklopädiſch umfaßte, führt den Ehrentitel eines „Philoſophen der Araber" vor Allem aus dem Grunde, daß nach ihm ein Mann rein arabiſcher Abkunft eine ſo univerſale Bedeutung nicht wieder erlangt hat. Das ſchöpferiſchſte Genie der mittelalterlichen Arzneikunde, Abu Bekr Mohammed Er-Râſi[1]), lebte ein Menſchenalter nach Ma'amûn in dem perſiſchen Rei (Teherân), und ſeinem Heimathlande entſproß auch die Mehrzahl der hervorragenderen Philoſophen und Naturkundigen der ſpäteren Zeit. Alles das aber geht in ſeinen Anfängen auf Bagdad und die Epoche des Ma'amûn zurück. Eine Epoche, die freilich auch das zweifelhafte Verdienſt hat, einer der größten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes die Pfade geebnet zu haben: der Aſtrologie. Sind die Sternbeobachtungen und aſtronomiſch-geographiſchen Arbeiten der orientaliſchen Obſervatoren auch keineswegs ohne Werth, ſo tritt ihre Bedeutung doch vollkommen in den Hintergrund neben der Anwendung der Sternkunde für aſtrologiſche Zwecke. Faſt ſo alt, wie die orientaliſche Welt überhaupt, hatte ſich dies vermeintliche Wiſſen beſonders in den Kreiſen der ſyriſchen Heiden von Harrân erhalten, die einige Jahrzehnte nach Ma'amûn den Sitz ihrer Thätigkeit ebenfalls nach Bagdad verlegten, und immerhin die Anerkennung verdienen, als die tüchtigſten Mathematiker und Aſtronomen mit einigen Perſern und der Schule des erwähnten Kindi zuſammen die Ausbreitung und Vertiefung algebraiſcher, geometriſcher und aſtronomiſcher Kenntniſſe gefördert zu haben — ein charaktervolles Geſchlecht, welches, den trefflichen Thâbit Ibn Korra an der Spitze, Glauben und Wiſſen der Vorfahren aller islamiſchen Verketzerung zum Trotz noch lange mannhaft vertreten hat.

Denn in gutem Geruche ſtanden bei frommen Muslimen alle dieſe Studien, etwa mit Ausnahme der roheſten empiriſchen Medizin und Aſtrologie, ſo wenig, wie die heutige Theologie ſich mit dem Darwinismus und der mechaniſchen Naturerklärung überhaupt zu befreunden im Stande iſt.

---

1) Als Rhazes, Raſis, Abubitir und in noch mancherlei anderen Verderbniſſen des Namens im Abendlande berühmt.

Grade das aber mußte einen aufgeklärten Despoten, wie Ma'amún, noch beſonders für dieſe Wiſſenſchaften einnehmen. Das Blut ſeiner Mutter (S. 498) konnte er niemals verleugnen: hatte er keinen Augenblick gezögert, ſeinen perſiſchen Weſír der politiſchen Nothwendigkeit zu opfern, ſo blieb ſein Herz doch immer dem arabiſchen Weſen abgeneigt. Nicht allein, daß nach Beruhigung der Gemüther in Bagdad Haßan Ibn Sſachl (S. 506) ſich wieder im Vollbeſitze ſeiner geſunden Vernunft zeigen und die Hochzeit ſeiner Tochter (S. 505) mit dem fürſtlichen Schwiegerſohne ausrichten durfte, auch ſonſt blieb die Umgebung des Chalifen wie ſeine Neigungen faſt ausſchließlich perſiſch, und vor Allem ſeine religiöſen Ueberzeugungen werden ſich von denen eines ſtaatsgefährlichen Sendíks (S. 496) wenig unterſchieden haben. Natürlich kam davon nichts in die Oeffentlichkeit, aber wir hören ebenſowenig davon, daß etwa die Verfolgungen der Ketzer wieder aufgenommen wären; ja gegen das Ende ſeines Lebens that Ma'amún ſogar einen entſcheidenden Schritt, in die Entwicklung der islamiſchen Theologie im Sinne der perſiſchen Freigeiſtigkeit einzugreifen. Welcher Zuſammenhang zwiſchen dieſer und dem Rationalismus der motaſilitiſchen Theologen beſtand, haben wir ſchon früher (S. 470) angedeutet, auch der Wahrſcheinlichkeit gedacht, mit welcher an dieſem Punkte bereits Einflüſſe griechiſcher Philoſophie angenommen werden können. Von allen Werken der griechiſchen Literatur aber boten natürlich die philoſophiſchen Schriften für ein wirkliches Verſtändniß die meiſten Schwierigkeiten dar; ſo iſt es begreiflich, daß grade hier erſt durch Honein und ſeinen Sohn Ißchák, der ſich vorzüglich des Ariſtoteles annahm, der Grund für einigermaßen erfolgreiche Durchdringung zunächſt des logiſchen Syſtems geſchaffen wurde. Sofern die Motaſiliten aus dieſer Rüſtkammer immer ſchärfere Waffen gegen die in dialektiſchen Künſten durchaus ungeübten Orthodoxen entnehmen konnten, mußte der Ariſtotelismus dem freiſinnigen Herrſcher äußerſt willkommen ſein; iſt auch die Form eines Traumes, in welchem der griechiſche Weiſe ſelbſt dem Chalifen erſchienen ſei, nur ein Erzeugniß ſpäterer Mythenbildung, ſo bezeichnet die Einſtimmigkeit, mit welcher die Erzählung überliefert wird, ſie doch jedenfalls als den Reflex einer anerkannten Thatſache, des Intereſſes nämlich, welches Ma'amún grade dieſen philoſophiſchen Studien entgegenbrachte. Ein Jahrhundert freilich hat es noch gedauert, bis die Orientalen über die Logik hinaus zur Bewältigung auch der Metaphyſik des großen Denkers fortgeſchritten ſind; aber ſelbſt die Logik reichte ſchon weit genug, den Motaſiliten dasjenige wiſſenſchaftliche Uebergewicht über die in der Sammlung und oberflächlichen Syſtematiſirung der Tradition aufgehenden Orthodoxen zu verſchaffen, welches der Regierung die Möglichkeit verſchaffte, den Rationalismus als die eigentliche, legitime Form des islamiſchen Bekenntniſſes zu bezeichnen. Im Rabí I 212 (Juni 827) erſchien eine Verordnung, in welcher der Lehrſatz von dem Geſchaffenſein des Koráns (S. 188 f.) für allein richtig und allgemein verbindlich erklärt, d. h. die motaſilitiſche Richtung als die ausſchließlich berechtigte zum Range der Staatskirche erhoben, die orthodoxe als ketzeriſch verurtheilt und das Bekenntniß zu derſelben unterſagt wurde; und gleichzeitig ward, jedenfalls den perſiſchen Schiiten zu Liebe, geboten, den Alí als „das beſte der Geſchöpfe nach Mohammed" zu ehren, dagegen von Moáwija unter keinen Umſtänden etwas Gutes auszuſagen — was dann, wie uns mehrfach klar geworden iſt, den Hiſtorikern dieſer und der ſpäteren Zeit als pünktlich befolgte Richtſchnur gedient hat. Konnten ſich die Orthodoxen, die ja ebenfalls den Omaijaden abgeneigt waren und den Alí wenigſtens als Schwiegerſohn des Propheten achteten, dieſe Verfügung gefallen laſſen, ſo galt ihnen doch für bare Gottloſigkeit, an der ungeſchaffenen, ewigen Exiſtenz des Wortes Gottes zu zweifeln; mit anerkennenswerthem Muthe verharrten ſie bei ihrer entgegengeſetzten Meinung, und hörten nicht auf, in ihren Lehrvorträgen gegen die Motaſiliten zu eifern. Endlich beſchloß Ma'amún, durchzugreifen: im Rabí 218 (Mai 833) erließ er ein neues Decret, wonach in Zukunft alle Kadis und Traditionslehrer einer amtlichen Prüfung auf ihre Rechtgläubigkeit unterzogen werden ſollten, und während der Chalife zu einem neuen Zuge gegen die Byzantiner ſich nach Tarſus aufmachte, wurden in der That verſchiedene Häupter der Orthodoxen Bagdads, vor Allen der berühmte Rechtslehrer Achmed Ibn Hambal, vor eine Theologenconferenz citirt, über ihre Anſicht vom Korane vernommen zu werden. So gut es ging, wichen ſie durch zweideutige Antworten aus; ſobald aber die Protokolle nach Tarſus kamen, ergingen neue beſtimmte Weiſungen des Chalifen, die Inquiſition zu wiederholen und die mit dem offenen Bekenntniß zu dem neuen Dogma etwa noch Zurückhaltenden ins Lager zu ſchicken. Es wäre ihnen ſchlecht ergangen; aber wenngleich Achmed und mehrere ſeiner Geſinnungsgenoſſen ſtandhaft blieben und in der That auf den Weg nach Cilicien gebracht wurden, entkamen ſie noch glücklich dem ihnen drohenden Geſchicke, denn ehe ſie das Lager erreicht hatten, kam die Nachricht von dem ſoeben (Redſcheb 218 = Auguſt 833) nach kurzer Krankheit erfolgten Tode des im 48. Lebensjahre ſtehenden Herrſchers. Zwar behielt auch unter ſeinen unmittelbaren Nachfolgern, die ſich um Religion und Wiſſenſchaft überhaupt nicht kümmerten, bis zum J. 237 (851) die motaſilitiſche Lehre offizielle Geltung und wurde manchmal zur Verfolgung unbequemer Perſönlichkeiten gemißbraucht, ihre offene Bekämpfung auch z. B. an Achmed Ibn Hambal im J. 219 (834) durch Geißelung beſtraft — immerhin aber war der Oberkadi Achmed Ibn Abi Du'ád, der an der Spitze der maßgebenden Hoftheologen ſtand, ein für ſeine Zeit toleranter und humaner Beamter, der ſich ſtets bemühte, zu große Härte zu meiden und wenigſtens das Aeußerſte zu verhüten. Trotzdem mußte natürlich dieſe Verketzerung ihrer Glaubensmeinungen die Orthodoxen, welche ſich mit dem Stifter des Islám im Einklange wußten, auf das Aeußerſte erbittern, und mit ihnen auch den größten Theil der Bevölkerung Bagdads in Aufregung verſetzen. Jeder Rationalismus ſetzt bei ſeinen Bekennern einen gewiſſen Grad ſelbſtändigen Denkens voraus; die Orthodoxie, welche der Vernunft nur eine wächſerne Naſe zuerkennt, iſt von vorn herein den Maſſen, die von eben dieſer Vernunft ſeltener Gebrauch zu machen in der Lage ſind, bei Weitem ſympathiſcher. Wenn nun auf beiden Seiten die Führung den Theologen zuzukommen pflegt, die ſchon als Theologen die relative Berechtigung beider Richtungen niemals anerkennen dürfen, ſo wird der religiöſe Widerſtreit leicht in einen Gegenſatz der Bevölkerungsclaſſen umſchlagen, der von ernſten politiſchen Folgen begleitet ſein kann. Hier war das um ſo mehr der Fall, als in dem damaligen Bagdad grade durch Ma'amûns perſiſchen Anhang Bildung und Wiſſenſchaft ziemlich weit mit dem Perſerthum ſelbſt zuſammenfielen: da hatten es die Orthodoxen leicht, ihre Gegner bei den breiten Schichten der in der größeren Mehrzahl arabiſch geſinnten Bevölkerung als perſiſche Freigeiſter in Verruf zu bringen. So kommt Ma'amûns Herrſcherthätigkeit auch da, wo ſie den lobenswerthen und gelungenen Verſuch nachdrücklicher Hebung wiſſenſchaftlicher Thätigkeit unternimmt, auf eine weitere Schärfung der Abneigung zwiſchen Arabern und Perſern hinaus, einer Abneigung, die ſeit dem Bürgerkriege zwiſchen Emîn und Ma'amûn ohnehin nicht mehr aus der Welt zu ſchaffen war, und nunmehr die beiden Nationen zum Verderben des Chalifates immer weiter auseinander drängte.

Vollzog dieſer innerliche Trennungsprozeß ſich langſam, aber ohne Unterbrechung von dem Augenblicke an, wo die Politik des Gleichgewichtes zwiſchen Oſt und Weſt durch den Sturz der Barmekiden unmöglich geworden war, ſo hatte er, wiederum in der Zeit des Ma'amûn ſelbſt, auch nach Außen hin ſich bereits deutlich markirt. Wir haben geſehen (S. 506), wie die unruhigen Elemente Choraßâns ſich gleich, nachdem Ma'amûn das Land verlaſſen, in einem Aufſtande Luft machten. Tâhir, der im Weſten nicht an ſeinem Platze war (S. 506), bei ſeinen perſiſchen Landsleuten aber natürlich im höchſten Anſehen ſtand, ſchien der geeignete Mann, die ſchwierige Provinz zu verwalten. Im J. 205 (821) dorthin abgeſandt, wußte er ſich in der That raſch zur Geltung zu bringen. Seine rückſichtsloſe Energie kennen wir aus ſeinem glänzenden Feldzuge gegen Emîn und ſeinem Verfahren gegen dieſen unglücklichen Fürſten; daß er ein geſcheiter Menſch war, zeigt der uns noch erhaltene, zweifellos zur Veröffentlichung beſtimmt geweſene Brief, den er an ſeinen Sohn Abdallah ſchrieb, als dieſer das erſte ſelbſtändige Commando erhielt. Er iſt nicht allein in vortrefflichem Arabiſch abgefaßt, was allenfalls ein gewandter Secretär für den im gewöhnlichen Leben des Perſiſchen ſich bedienenden Emîr beſorgt haben kann, ſondern enthält eine Fülle von ſchönen Ermahnungen zur Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Leutſeligkeit, Treue, Bedächtigkeit und was es ſonſt für Herrſchertugenden giebt, und iſt deswegen heute noch im Orient als ein claſſiſches Schriftſtück berühmt. Man ſieht deutlich, der Mann wußte ganz genau, was er dem lieben Publicum, dem Chalifen vorweg, zu ſagen hatte, um einen vortheilhaften Eindruck hervorzubringen. Für die eigene Wenigkeit nahm er es mit den Tugenden, z. B. der Treue, nicht ſo genau: als er den Oſten feſt in der Hand hatte, ließ er eines ſchönen Freitags im Dſchumâda I 207 (Sept. — Oct. 822) den Namen des Chalifen in der

Chotbe (S. 195) fort, d. h. er kündigte der Regierung in Bagdad den Gehorſam (vgl. S. 466). Zum Glück für dieſe ſtarb er des anderen Tages; aber Ma'amún wußte nur zu genau, daß er es nicht wagen durfte, zu Meſopotamien, Aegypten, Bábek und den Aliden ſich noch einen neuen Aufſtand über den Hals zu bringen: ſo beließ er den Oſten in der Verwaltung der Söhne Táhirs, zuerſt des Talcha, nach deſſen im J. 213 (828/9) erfolgtem Tode des Abdallah. Damit war Choraßán der That nach ſelbſtändig geworden; wie die Aglabiden in Keirowán, fragten die Tahiriden im Oſten nichts mehr nach dem Willen der Chalifen, denen ſie nur ehrenhalber die Erwähnung ihrer Namen in der Chotbe und auf den Münzen ließen, um dadurch ihre eigene Herrſchaft als ein legitimes, durch ausdrückliche Billigung von Seiten des Stellvertreters des Propheten geheiligtes Lehensverhältniß darzuthun und rechtlich zu begründen. Allerdings hielten ſich die Tahiriden ſelbſt nur etwas über fünfzig Jahre, die aber, von welchen ſie alsdann aus der Herrſchaft verdrängt wurden, die Söhne Sſaffárs, ſtellten ſich dem Chalifate noch viel unbotmäßiger gegenüber; dann folgten die Sſamaniden, und bevor dieſe ihr Ende erreicht, war nicht allein ganz Medien und Perſien für immer dem Einfluſſe des Chalifates entzogen, ſondern durch merkwürdige Verwicklungen nach einer anderen Seite hin die weltliche Macht der Abbaſſiden für eine Weile gänzlich vernichtet. So bezeichnet die Ernennung des Táhir zum Statthalter von Choraßán in Wirklichkeit die Scheidung vorläufig zwiſchen den am reinſten perſiſch gebliebenen Oſtprovinzen, bald aber zwiſchen ganz Perſien und dem Irák nebſt den ausſchließlich arabiſchen Bezirken des Weſtens. Die beiden Nationen trennen ſich von Neuem, nachdem ſie in zweihundertjähriger, widerwilliger Verbindung doch ſich gegenſeitig gewaltig beeinflußt hatten: nahmen die Perſer die Religion des Islâms, die ſich nun einmal unausrottbar feſtgeſetzt hatte, in ihr Sonderdaſein mit zurück, ſo blieb den Arabern der Gewinn der ſtaatlichen Organiſation und der erhöhten Cultur, beiden gleichmäßig aber das regere geiſtige Leben, deſſen Blüthe nicht allein im Irák ſelbſt trotz der einbrechenden ſchlechten Zeiten noch lange fortdauerte, ſondern in den Provinzen mit der Bildung der neuen Einzelſtaaten erſt rechten Aufſchwung nahm. Wie nun für dieſes noch Jahrhunderte hindurch Bagdad der eigentliche Mittelpunkt blieb, an welchem die geiſtigen Strömungen von Oſt und Weſt ſich berührten und auf einander einwirkten, ſo daß die Länder des Islâms wenigſtens von Aegypten bis Turkeſtán noch ein Gebiet einheitlicher Geiſtesarbeit darzuſtellen fortfahren, ebenſo nahm der Austauſch des Handels und Verkehres, freilich mit der Zeit durch Kriege und Umwälzungen allmählich vermindert, nach wie vor ſeinen Weg über das Irák, hörte das Chalifat, trotz der Abnahme ſeiner weltlichen Bedeutung, vermöge der geiſtlichen Würde ſeiner Inhaber nicht auf in allen politiſchen Verwicklungen ſeine Rolle zu ſpielen. Schließen wir daher an dieſer Stelle, wo die Wege der beiden Völker wieder auseinandergehen, die gemeinſame Geſchichte der Araber und Perſer, ſo werden wir allerdings zunächſt mit den weiteren Schickſalen der erſteren uns zu beſchäftigen haben, die Schilderung des ſelbſtändigen nationalen Lebens der letzteren einer beſondern Abtheilung dieſes Werkes vorbehaltend; aber Bagdad und ſeine Chalifen werden bis zu einem gewiſſen Grade auch fernerhin den Vordergrund unſerer Darſtellung ausfüllen, welche ſich, je mehr die zunehmende Anzahl der kleinſtaatlichen Einzelgeſtalten das Geſammtbild verwirrt und den Ueberblick erſchwert, um ſo abſichtlicher auf die Herausarbeitung der großen durchgehenden Linien beſchränken wird.

Fünftes Buch.

Abbaſſiden und Fatimiden.

Erſtes Capitel.

Chalifen und Praetorianer.

Etwas über hundert Jahre hatten die Araber das perſiſche Volksthum unter der Spitze ihres Säbels gehalten, etwas weniger als ein weiteres Jahrhundert die beiden Nationen in friedlichem und kriegeriſchem Wettſtreite um die Führerſchaft innerhalb des Chalifates gerungen: daß ſie jetzt von einander gingen, bewies, wie unmöglich auf die Dauer eine Unterordnung der einen unter die andere war. Hatten die Perſer ihre niemals wieder in vollem Umfange organiſirte militäriſche Kraft in den Feldzügen Abu Muslims und Ma'amúns ſo weit verbraucht, daß ſie über die Erhaltung der neu gewonnenen Selbſtändigkeit vorläufig kaum hinausdachten, ſo waren die Araber unter den Abbaſſiden in Arabien, Syrien und Aegypten dem alten Stammparticularismus verfallen, im Irák zu einem Volke von Gewerbtreibenden, Kaufleuten und Gelehrten umgewandelt, deſſen Neigung nnd Brauchbarkeit für den Kriegsdienſt täglich abnahm. Es iſt bereits ausgeſprochen worden (S. 508), daß ſeit dem letzten Bürgerkriege die irákiſchen Truppen den Aufgaben, welche vor Allem Bábek und die Byzantiner ihnen ſtellten, ſich nicht gewachſen zeigten. Hierzu kam, daß mehr und mehr die Oppoſitionsluſt der Maſſen in den großen Städten, insbeſondere in Bagdad, den Regierenden Sorge bereiten mußte. Schon dem Raſchid war es inmitten ſeines getreuen Reſidenzpöbels bisweilen ſchwül geworden, und im J. 187 (803) hatte er ſich nach Rakka am mittleren Euphrat zurückgezogen, weil ihm „der Qualm der großen Stadt" nicht mehr bekömmlich ſei. Ma'amún beſaß eine feſtere Conſtitution: er reſidirte in Bagdad, das freilich für einige Zeit an den eben erlittenen Verwüſtungen genug hatte; mehr noch indeß verließ er ſich auf die nichtarabiſchen Truppen, durch welche er die lieben Unterthanen im Zaume hielt. Natürlich waren es Mannſchaften aus den Oſtprovinzen, theilweiſe Perſer, daneben aber in nicht geringer Anzahl Türken aus Transoxanien, beſonders den Bezirken Oſchrúßana und Fergána, deren Gebirge tüchtige und kraftvolle Stämme beherbergten. Sie waren es, welche der arabiſchen Eroberung den hartnäckigſten Widerſtand entgegengeſetzt hatten; ihre gefangenen Angehörigen dienten ſeit lange den Vornehmen des Chalifates als Leibwächter, auf die man bei guter Behandlung und einiger Freigebigkeit unbedingt zählen konnte, und ſchon ſeit den erſten Abbaſſiden[1]) finden wir türkiſche Freigelaſſene in langſam wachſender Anzahl auch unter den Offizieren des Heeres. Unter Ma'amún bereits in leitenden Stellen: aus Oſchrúßana ſtammte Heider Ibn Ká'ús, genannt El-Affſchin, welcher den großen ägyptiſchen Aufſtand unterdrückte (S. 507). Natürlich waren auch unter den gemeinen Soldaten viele Türken, neben ihnen Berbern, welche z. B. in Affſchins aus Barka (S. 507) rekrutirtem Heere nicht fehlen konnten. Der Gedanke lag nahe, ſtatt der untauglich werdenden Araber und Perſer jenen in jugendlicher Kraft ſtehenden Völkerſchaften den Kern des Heeres zu entnehmen, und Mótaßim (218—227=833—842) that nur den letzten, freilich entſcheidenden Schritt auf dieſem Wege, als er gleich nach ſeinem Regierungsantritte ſolche fremden Truppen zu Tauſenden anwerben ließ.[2]) Er fand ſich dazu insbeſondere durch die nach Ma'amúns Tode ausbrechende Unbotmäßigkeit des eben unter ſeinem Commando gegen die Griechen kämpfenden Heeres veranlaßt, welches ſtatt ſeiner den Abbás, des verſtorbenen Chalifen Sohn, als Herrſcher wünſchte; ſeine Thronbeſteigung zu ſichern, mußte er, unter Schleifung der allzu ſehr vorgeſchobenen Feſtung Tyana (S. 508), den Byzantinerkrieg abbrechen, das Heer auflöſen und nach der Reſidenz zurückkehren. Die Organiſation der türkiſchen und berberiſchen Garderegimenter ging raſch genug von Statten, um ſeine Stellung endgiltig zu befeſtigen; und die Art, wie ſie in den Kriegen gegen Bábek und die Byzantiner ſich bewährten, ſchien die Zweckmäßigkeit der Maßregel zu beſtätigen. Bald aber ſollten auch ſehr bedenkliche Schattenſeiten bemerkbar werden. In den ſumpfigen Gegenden des unteren Euphrat zwiſchen Baßra und Wáßit hauſten ſeit den Zeiten der arabiſchen Eroberung die Sott, d. h. Zigeuner, welche unter den Saſſaniden nach Perſien eingewandert und in jener Gegend angeſiedelt waren. Sie hatten ſich den Arabern ſofort angeſchloſſen, und ihre Mannſchaften waren ſeitdem in den Kriegen des Isláms mit den übrigen Contingenten des Irák zuſammen ohne Nachtheil verwandt worden. Nach dem Tode Ma'amúns aber waren ſie unruhig geworden und hatten durch allerhand Raubzüge in die Umgegend ſich läſtig gemacht; einem arabiſchen Feldherrn, dem Odſcheif Ibn Ambaßa, war es gelungen, ſie zu Paaren zu treiben. Derſelbe Odſcheif hatte dann an der Seite der Türken in den neu begonnenen Byzantinerkriegen ſich ausgezeichnet; als nun der Chalife den Löwenantheil an den Belohnungen ſeinen Garden zuwandte, fühlte jener ſich zurückgeſetzt und benutzte die Mißſtimmung der arabiſchen Truppen gegen

---

1) So viel mir gegenwärtig iſt, zuerſt unter Manßúr, wo im J. 137 (754/5) ein Freigelaſſener türkiſcher Abkunft bereits als Commandant einer Stadt von der Bedeutung Hamadáns genannt wird (Tab. III, 118, 5—7).

2) Nach einer Angabe hätte er die Geſammtzahl derſelben bis auf 70000 gebracht.

die Fremden, eine Verſchwörung anzuſtiften, welche auf die Abſetzung des Chalifen und die Uebertragung der Herrſchaft auf den Abbás hinauslief. Sie ward entdeckt, und koſtete den Rädelsführern wie dem unglücklichen Prinzen das Leben (223=838), verſtärkte natürlich aber das Mißtrauen Mótaßims gegen die Araber und ſeine blinde Parteilichkeit für die Türken. Hatten ſie ſchon vorher den friedlichen Bürgern und den faſt ebenſo friedlichen Milizen Bagdads ungeſtraft jeden Tort angethan, in welchem eine rohe und zügelloſe Soldateska Vergnügen finden konnte, ſo wurde ihr Uebermuth und ihre Ausgelaſſenheit jetzt völlig unerträglich und erbitterte die ohnehin aus religiöſen Gründen (S. 515 f.) mißgeſtimmte Bevölkerung der Hauptſtadt aufs Aeußerſte. In wenigen Jahren verlor das Herrſcherhaus den letzten Reſt der Anhänglichkeit, auf den ſie von Seiten der Stadt Manßúrs noch hatte zählen dürfen. Nicht wenig trug dazu bei, daß ſchon Ende 220 (835) Mótaßim, welchem die wachſende Unzufriedenheit in Bagdad nicht verborgen blieb, auf den verhängnißvollen Entſchluß des Raſchíd zurückkam, ſeine Reſidenz an einen kleineren Ort zu verlegen, und in Sſamarra, etwa 15 Meilen ſtromaufwärts, ſein Hoflager aufſchlug. Im Laufe des Jahres 221 (836) erſtanden in der unbedeutenden Provinzialſtadt, deren Name in das hochtönende Sſurr man rá „Freude des Beſchauers" geändert wurde, neben einem prächtigen Chalifenpalaſt hunderte von großartigen Gebäuden für die hohen Offiziere und Hofbeamten, Kaſernen für die türkiſchen und berberiſchen Gardetruppen — ein Verſailles fern von dem Paris, mit welchem ſich das Bagdad von damals wohl vergleichen läßt. Hier waren die Chalifen ſicher vor den Klagen der Hauptſtädter; was aber Mótaßim nicht bedacht hatte, ſie waren auch fern von jeder Hilfe, deren ſie bedürfen mochten, wenn einmal die Söldnerſchaaren ſich fühlen und die Meiſter ſpielen gelernt hatten. Er ſelbſt brauchte in der Beziehung keine Sorge zu hegen: an Kraft, Ungebildetheit und Roheit gab er keinem Türken etwas nach, dazu war er klug genug es zu merken, wenn einer der Oberoffiziere anfing den Kopf etwas hoch zu tragen, und als Abbaſſide fand er dann ſchon eine Gelegenheit, ſich des Unvorſichtigen zu entledigen. Das mußte gleich der erſte und verdienteſte der Türkengeneräle erfahren, Afſchín, welcher endlich den zwanzigjährigen Krieg mit Bábek ſiegreich beendigt (222=837) und bei den Byzantinern in Kleinaſien ſich keine geringeren Lorbeeren geholt hatte (223=838). Damals war keine Ehrenbezeugung zu groß, kein Geſchenk zu koſtbar geweſen: hatte doch der Chalife — ſo ſchwer war ſeine Sorge wegen der Churramiten geweſen — zwiſchen dem Hauptquartier und Sſamarra einen Poſtdienſt von ungewöhnlich vollkommener Organiſation einrichten laſſen, der jeder Nachricht die Entfernung von über 100 deutſchen Meilen meiſt ſchwierigen Weges in 4 Tagen zurückzulegen geſtattete. So wurden nun dem Sieger ein Diadem und zwei edelſteinbeſetzte Wehrgehänge verliehen, vielbeneidete Zeichen des höchſten, beinahe fürſtlichen Ranges, dazu Geld und Gut faſt ohne Maaß — drei Jahre ſpäter ſtarb er, den man der türkiſchen Soldaten wegen nicht offen hinzurichten wagte, im Kerker einen langſamen Hungertod, weil er aus Eiferſucht gegen die ſelbſtändige Herrſchaft der Tahiriden im Oſten den Maſijár Ibn Kárin, Ispehbed von Tabariſtan, gegen Abdallah Ibn Táhir aufgehetzt hatte: vermuthlich um zu ſeiner Beſiegung abgeſandt zu werden, und nach ſolcher Vermehrung ſeines Anſehens die, unter deren Befehl die Türkenländer jenſeit des Oxus ſtanden, aus ihrem Lehen zu verdrängen und auf dem heimiſchen Boden ein eigenes Fürſtenthum ſich zu gründen. Mótaßim bekam Wind von ſeinen Intriguen; nachdem Abdallah Ibn Táhir den Ispehbed unſchädlich gemacht, verfiel Afſchin der Anklage des Atheismus, die wie in den Zeiten des Machdi herhalten mußte, den gefährlichen Mann zu beſeitigen. Ließ ſich aber vorausſehen, daß nicht immer die Chalifen die Oberhand behalten würden, falls es zwiſchen ihnen und den Praetorianeroberſten zu neuen Conflicten kam, ſo zogen nach anderen Seiten hin dieſe Verhältniſſe nicht minder bedenkliche Folgen nach ſich. Natürlich waren die Miethstruppen bei Weitem koſtſpieliger, als die arabiſchen und perſiſchen Heere der früheren Zeit; und je mehr die Fürſten ſich auf den guten Willen ihrer Garden angewieſen ſahen, um ſo weniger fanden ſie ſich in der Lage, den fortwährend geſteigerten Anſprüchen der habgierigen Landsknechte Widerſtand zu leiſten. Bei jedem Thronwechſel — und ſie wurden immer häufiger — mußte erſt einmal der Staatsſchatz geleert werden, um dem neuen Chalifen die Anerkennung der maßgebenden Offiziere zu ſichern; und ſpäter fanden ſich alle Augenblicke neue Vorwände, die Unverſchämtheit der Forderungen zu ſteigern. Wir hören, daß unter Mo'otáſ (252—255 = 866—869) die Koſten des Söldnerheeres zwei Millionen Golddinare im Jahr betrugen, eine Summe, welche einem zweijährigen Ertrage des Charádſch aus dem ganzen noch übrigen Umfange des Reiches gleichkam; und das waren nur die laufenden Gehälter und Rationen. Unter ſolchen Umſtänden hatte der Weſír des Chalifen nur eine Pflicht: Geld und immer Geld zu ſchaffen. Schon Mótaßim ſetzte, kaum daß er ſeine Türken angeworben hatte, den Weſír Fadl Ibn Merwán ab, weil er nicht im Stande war, den Anſprüchen des Hofes zu genügen; und wenn es früher bereits vorgekommen war, daß Beamte in einflußreichen Stellungen, von denen man — ſelten mit Unrecht — annahm, daß ſie an Staatsgeldern ſich grade recht vollgeſogen haben möchten, plötzlich von ihren Poſten entfernt und auf dem Zwangswege ihres Vermögens beraubt wurden, ſo bildete dieſes Verfahren nunmehr bald die Regel. Nicht minder die aus denſelben Bedrängniſſen hervorgehende Unſitte, Aemter und Lehen allmählich nur noch gegen beträchtliche Anzahlungen baaren Geldes zu verleihen. Es war ein allgemeines Plünderungsſyſtem. Die Garden forderten vom Chalifen, der vom Weſír, der Weſír von den Finanzbehörden, dieſe von den Unterthanen; die Unſicherheit, in welcher jeder ſich über die Zeitdauer der eigenen Macht befand, und die Gewißheit, daß von ihm bei ſeinem Sturze Unſummen gefordert werden würden, verdoppelten den Eifer der Beamten, die Bevölkerung nach allen Richtungen hin auszuſaugen, eine

Bevölkerung, die unter den Aufſtänden und Bürgerkriegen wie unter der Willkür der Türken und Berbern ohnehin täglich an Leiſtungsfähigkeit abnahm, und endlich, zur äußerſten Verzweiflung gebracht, in wüthender Empörung die Grundfeſten des Staates grade in dem Augenblick erſchütterte, wo ein unerwarteter Aufſchwung der heruntergekommenen Dynaſtie noch einmal beſſere Zeiten herbeiführen zu wollen ſchien.

Der Verfall des Abbaſſidenchalifates bis zu ſeiner tiefſten Erniedrigung, welchen die Praetorianerwirthſchaft herbeiführte, vollzieht ſich in der kurzen Friſt von dreißig Jahren. Im Jahre 227 (842) ſtarb Mótaßim; der ihm folgte, ſein etwa dreißigjähriger Sohn Harún El-Wáthik billáh („der auf Gott Trauende"; 227—232 = 842—847) hatte außer der Befriedigung ſeiner Lüſte höchſtens noch Sinn für Verſe und Anekdoten, und ſah die Hauptaufgabe des Regenten in Gelderpreſſungen von hohen Beamten, allenfalls auch in Verfolgung der unbotmäßigen Orthodoxen von Bagdad. Immer noch verlangte man von dieſen das Bekenntniß zum Geſchaffenſein des Koráns, nicht als ob Wáthik oder ſein Vater ſich für die Gottesgelahrtheit ihrer motaſilitiſchen Hoftheologen intereſſirt hätten, ſondern weil es ſie ärgerte, daß man in der Hauptſtadt eine eigene Meinung haben wollte; ſchließlich aber verlor letztere die Geduld, und Achmed Ibn Naßr, einer von denen, welche im J. 201 (816/7) ſich durch Bildung des Wohlfahrtsausſchuſſes um Bagdad (S. 504) verdient gemacht hatten, gelang es eine allgemeine Erhebung gegen den Chalifen und ſeine türkiſche Umgebung zu organiſiren. Sie ſcheiterte im letzten Moment, weil durch einen unglücklichen Zufall das Signal zu früh gegeben wurde (231 = 846); aber ſie zeigte den Abgrund, der ſchon zwiſchen Volk und Dynaſtie beſtand, und vermehrte die Unentbehrlichkeit der fremden Leibgarden. Ohne Scheu wagten dieſe jetzt bereits die Herren zu ſpielen: als Wáthik 232 (847) vor der Zeit, wie es heißt an den Folgen ſeines wüſten Lebenswandels, geſtorben war, und die höchſten Beamten und Offiziere zunächſt ſeinem unmündigen Sohne Mohammed zu huldigen gedachten, fanden die beiden Türken Waßif und Itách, welche damals die erſte Rolle ſpielten, das Bürſchchen in dem Prachtgewande und der hohen Perſermütze, die ſeit Manßúr von den Chalifen getragen wurden, allzu lächerlich, und ſetzten einfach den Dſchá'afar, einen Bruder Wáthiks, als El-Mutawakkil ala 'lláh („der ſeine Sache auf Gott ſtellt") auf den Thron (reg. 232—247 = 847—861). Einer der unangenehmſten Abbaſſiden, die es gegeben hat, treulos, undankbar und grauſam, wie die meiſten, launenhaft und ſchwelgeriſch wie wenige aus dem greulichen Geſchlechte, muß er doch im Grunde bei Weitem nicht ſo kindiſch und thöricht geweſen ſein, wie er ſich häufig zu geben liebte. Er ſah die Gefahr, in welcher die Chalifen zwiſchen der aufſäſſigen Hauptſtadt und den übermächtigen Türken ſchwebten, und machte ſich daran, ihr im Stile ſeines Urahnen Manßúr zu begegnen. Im J. 235 (849) entledigte er ſich des Türken Itách, dem er ſelbſt den Thron verdankte. Dieſer Mann, welcher außer dem Oberbefehl über das Heer auch die erſte Stellung am Hofe, die

Leitung der Finanzen und des Poſtweſens (vgl. S. 466) in ſich vereinigte, war zu mächtig; ſo wurde er zunächſt mit Katzenfreundlichkeit ſicher gemacht und dann in den Kerker geworfen, wo er verdurſten mußte — eine damals bei hohen Perſönlichkeiten ſehr beliebte Todesart, weil ſie am Körper keine Spuren hinterläßt und man alſo ſtets behaupten konnte, der Betreffende ſei zum höchſten Leidweſen aller Betheiligten an einer Krankheit verſtorben. Daneben traf Mutawakkil indeß auch mehrere Maßregeln, welche das Beſtreben zeigen, im Volke ſelbſt eine Stütze gegen die Türken wiederzugewinnen und auf ſolche Art beide Theile einander Schach bieten zu laſſen. Am leichteſten konnte dazu, wie es ſchien, ein Wechſel in der Kirchenpolitik dienen: die Orthodoxie war in den arabiſchen Theilen des Reiches, außer etwa Syrien, populär, auf Perſien, welches unter dem Tahiriden Mohammed, Abdallahs Sohn, ein beinahe ſelbſtändiges Sonderdaſein weiterführte, brauchte keine Rückſicht genommen zu werden — ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn Mutawakkil auf den Gedanken kam, im Gegenſatze zu ſeinen Vorgängern fromm zu werden. Natürlich mußten für die Bußgeißel andere Leute ihren Rücken hinhalten. Seinerſeits änderte der gottesfürchtige Chalife an dem wenig erbaulichen Lebenswandel, welchen er hinter den Mauern von Sſamarra führte, nicht das Geringſte, iſt aber von den orthodoxen Schriftſtellern aller Zeiten nichtsdeſtoweniger über den grünen Klee gelobt worden, weil er zunächſt gleich bei ſeinem Regierungsantritte jedes Disputiren über den Korán verbot, dann im J. 235 (850) die alten Verordnungen über die äußerliche Scheidung zwiſchen Muslimen und Schutzgenoſſen (S. 273) wieder einſchärfte, ja dieſelben 239 (853/4) noch durch ſtrengere Vorſchriften überbot, die in Bagdad neu erbauten Kirchen niederreißen ließ, endlich aber — und das war natürlich die Hauptſache — im J. 237 (851/2) das Dogma vom Geſchaffenſein des Koráns für ketzeriſch erklärte[1]), den motaſilitiſchen Oberkadi Achmed Ibn Abi Duád durch einen Orthodoxen reinſten Waſſers erſetzte, die Anhänger der freiſinnigen Theologie zu verfolgen begann, kurz in Allem und Jedem ſich als den eifrigſten Schüler der altgläubigen Partei zu geberden anfing. Auch den Schiiten gegenüber: 235 (849/50) ließ er einen Aliden in Bagdad züchtigen und einſperren, 236 (850/1) die Grabkapelle des Hußein bei Kerbelá und den ganzen Ort, der um ſie herum emporgewachſen war, niederreißen und das Wallfahren zu der Stätte verbieten, 241 (855/6) hören wir, daß in Bagdad ein Schiite zu Tode gegeißelt worden iſt, weil er ſich über Abu Bekr, Omar und ſonſtige Heilige des ſſunnitiſchen Bekenntniſſes respectwidrige Aeußerungen erlaubt hatte — ſo können wir nicht zweifeln, daß auch ſonſt in den arabiſchen Provinzen jeglicher Ketzerei ſtrenge nachgeſpürt und das orthodoxe Weſen überall mächtig in Zug gebracht wurde. Todt zu machen waren allerdings weder Schiiten noch Rationaliſten mit ſolchen Mitteln. Die Motaſiliten hielten ſich wacker; beſonders in Baßra, ihrem alten Hauptquartiere (S. 407), pflanzte ſich die Lehre mit größerer Vorſicht, aber kaum geminderter Kraft fort, und wenn die Anhänger der Aliden ſich vorläufig duckten, ſo kennen wir nun ſchon genugſam die gefährliche Ausbreitung, welche ihre geheime Propaganda dieſer Secte unter allen Umſtänden ſicherte. Wir werden nur zu bald die Ergebniſſe ihrer raſtloſen Minirarbeit vor Augen haben. Aber verhängnißvoll iſt Mutawakkils Schritt für die Entwicklung des Islâms doch geweſen. Er hat für immer auch die maßvollſte Gedankenfreiheit in den mohammedaniſchen Staaten unmöglich gemacht, die Philoſophie, das Hauptwerkzeug und die Bundesgenoſſin des Rationalismus mit dem Brandmale der Gottloſigkeit geſtempelt, und die Gedankenarbeit über die höchſten Fragen des menſchlichen Daſeins in die Einſiedeleien vereinſamter Grübler zurückgejagt, die es nicht laſſen konnten, im Stillen nach eigener Erkenntniß zu ſtreben, ohne es jemals wagen zu dürfen, die Errungenſchaften ihrer Forſchung anders als in ſorgfältig verhüllten, mit der Sprache des Koráns in äußerliche Uebereinſtimmung gebrachten Andeutungen den wenigen Gleichgeſinnten mitzutheilen — und ſelbſt das blieb immer ein gefahrvolles Unternehmen. Kaum ein Vierteljahrhundert aber nach dem Verbote der motaſilitiſchen Lehre, im J. 260 (873/4), ward zu Baßra Abu 'l Haßan Ali El-Ásch'ari geboren, ein Nachkomme im neunten Gliede von jenem Abu Múßa El-Aſch'ari, den wir als Schiedsrichter in dem Kriege zwiſchen Ali und Moáwija eine ſo wenig beneidenswerthe Rolle haben ſpielen ſehen (S. 324 f.). Der Urenkel war ein anderer Mann als der Ahne: mit Talent und Kenntniſſen verband er einen feſten und ehrenwerthen Charakter, der ihn ſeine theologiſche Forſchung ohne Rückſicht auf Gefallen oder Ungunſt der Mächtigen betreiben ließ. Sie führte ihn von der Orthodoxie zu den Motaſiliten; aber der Rationalismus wollte ſeinem Gemüthe keine Befriedigung gewähren. So bildete er ſich ein neues Syſtem, welches die logiſche Kunſt der philoſophiſch gebildeten Freidenker auf die rechtgläubigen Sätze der Sſunna anzuwenden unternahm, ganz in derſelben Art, wie die abendländiſche Scholaſtik die Wahrheit der chriſtlichen Lehre aus dem Ariſtoteles bewieſen hat. Hier wie dort iſt es die ſchematiſche Logik, welche die metaphyſiſchen Sätze des Dogmas zu einem folgerichtigen Ganzen von ſcheinbar objectiv wiſſenſchaftlicher Geltung verknüpft, hier wie dort wird die geiſtreiche Schöpfung eines begabten Denkers von den Späteren allmählich verflacht und veräußerlicht, bis ein trockener und magerer Katechismus übrig bleibt, eine Paragraphenſammlung ſtatt einer lebensvollen Verknüpfung herzbewegender religiöſer Lehren. Aber der Rationalismus der Motaſiliten war in dem Syſteme Ásch'aris zum erſten Male mit ſeinen eigenen Waffen angegriffen und geſchlagen; Niemand durfte mehr die Vertreter einer Orthodoxie unwiſſenſchaftlich ſchelten, die triumphirend darthat, wie die weltliche Weisheit ſelbſt dazu dienen müſſe, die Richtigkeit der traditionellen Auffaſſung des göttlichen Wortes zu erweiſen. Man ſieht, wie übermächtig das Zuſammenwirken einer ſolchen Richtung mit den Neigungen der Maſſen und der despotiſchen Gewalt der Staatsregierung ſich einer Freiſinnigkeit gegenüber erweiſen mußte, die an der Quadratur des Zirkels, der Verſöhnung zwiſchen Glauben und Wiſſen, ſchließlich doch hier wie überall geſcheitert war. Iſt es aber nicht die Wahrheit, ſondern das Streben nach derſelben, welches den eigentlichen Werth der menſchlichen Geiſtesarbeit ausmacht, ſo bezeichnet der Sieg einer ſcholaſtiſchen Orthodoxie, die über ſich ſelbſt nicht mehr hinauszuwachſen vermag, den Anfang vom Ende des geiſtigen Lebens in der Gemeinde überhaupt. Jahrhunderte hat es freilich noch gedauert, bis dieſes Ende für den Islám eingetreten iſt. Die Perſer haben ſich von dem Syſtem des Arabers Áſch'ari überhaupt nur in Ausnahmsfällen überzeugen laſſen, in der großen Mehrzahl immer grundſätzlicher in ſchiitiſchen Myſticismus ſich hineingeflüchtet, und auch der arabiſche Boden ſelbſt hat noch an mehr als einer Stelle Geiſteshelden erwachſen laſſen, die grade im Kampfe mit der Orthodoxie erſt die volle Kraft des orientaliſchen Denkens und Fühlens entwickeln ſollten. Aber der perſiſche Myſticismus mit ſeinen gewaltſamen Umdeutungen des klaren Koránwortes iſt innerlich unwahr, und die wenigen Philoſophen und poet Dichter, welche noch gegen die officielle Glaubenslehre proteſtiren, ſtehen vereinzelt da, haben nie erheblichen Einfluß auf das geiſtige Leben breiterer Schichten der Bevölkerung, ſelbſt nicht unter den wenigen Gebildeten, auszuüben vermocht. Es erſcheint damals wie heute eingeſponnen von dem künſtlichen Fadenwerk des theologiſchen Syſtems Áſch'ari's, welches ſeine Uebereinſtimmung mit dem Geiſte des Koráns nicht minder als die ſchonungsloſe Fauſt des weltlichen Regimentes in allen ſſunnitiſchen Ländern des Isláms zur Geltung gebracht hat.

---

[1]) Nach anderen Nachrichten ſoll bereits Wáthik dies in ſeinem letzten Regierungsjahre gethan. Ich laſſe dahingeſtellt, ob dieſelben als glaubwürdig angeſehen werden können; ſelbſtverſtändlich kann von einer wirklichen Durchführung des Syſtemwechſels nicht vor der Abſetzung des Ibn Abi Duád, des Hauptvertreters und grundſätzlichen Förderers der motaſilitiſchen Lehre ſeit Ma'amún, die Rede ſein.

Haben die Folgen, welche der Uebergang Mutawakkils aus dem Lager der perſiſchen Freiſinnigkeit unter die Fahnen der arabiſchen Orthodoxie ſpäter nach ſich zog, hiernach die großartigſte Tragweite reach erlangt, ſo hielt ihm ſelber der rohe Eingriff in die innere Entwicklung ſeines Volkes nach Verdienſt keineswegs, was er ſich davon verſprochen hatte. Die Orthodoxie heimſte mit Vergnügen die Protection ein, welche man ihr bot, fand aber nicht die geringſte Veranlaſſung, ſich für die einzelnen Perſonen der Dynaſtie in die Schanze zu ſchlagen, deren Schutz ihr ſo nützlich zu werden anfing. Sie wie die Maſſen, welche ſie beherrſchte, blieben, ſo lange ſie irgend konnten, unthätige Zuſchauer bei dem Kriege zwiſchen Chalifen und Praetorianern, den Mutawakkil, hierin nur zu ſehr in ſeinem Rechte, durch Itáchs Ermordung eröffnet hatte. Er war voll des Entſetzens, von welchem Praetorianerherrſchaft noch allzeit begleitet geweſen iſt. Von den fünf Chalifen Mutawakkil (232—247 = 847—861), Muntaßir (247—248 = 861—862), Muſtaʿín (248—251 = 862—866), Mo'otáſ (252—255 = 866—869) und Móchtadi (255—256 = 869—870) iſt vielleicht ein einziger eines natürlichen Todes geſtorben, und ihre Vergeltung an den maßgebenden

Türkengenerälen hat im Ganzen zwei verſchont, Boga den Aelteren und ſeinen Sohn Múßa, während Waßif 253 (867), Boga der Jüngere 254 (868), Sſálich[1]) Ibn Waßif, Mohammed Ibn Boga und Báïk=Beg 256 (870) ein gewaltſames Ende fanden. Es lohnt nicht, ein ſolches Drama voll Blut und Greuel genauer als in ſeinen Hauptzügen zu verfolgen.

Um ſeine Politik der Vertheidigung des Chalifates gegen die Uebergriffe der Praetorianer weiter durchzuführen, hatte Mutawakkil noch zwei an ſich recht zweckentſprechende Maßregeln getroffen. Den Arabern von Bagdad einen tüchtigen Militär als Haupt zu ſetzen, hatte er den Tahiriden Mohammed Ibn Abdallah erſucht, ſeine Reſidenz von Merw nach der Hauptſtadt ſelbſt zu verlegen und hier die Verwaltung des Irák zu führen. Mag es wirkliche Treue gegen den Suzerän, mag es der ſcheinbare Zuwachs des eignen Machtgebietes geweſen ſein, welcher den mächtigen Vaſallen zur Annahme des Vorſchlages bewogen hat, jedenfalls erſchien Mohammed, nachdem er Choraßán ſeinem Bruder Táhir übertragen, 237 (851) in Bagdad und übernahm die wenig dankbare Aufgabe, die zerrütteten Verhältniſſe einigermaßen zu ordnen. Im beſten Falle konnte er damit nur ſehr langſam vorwärts kommen; immerhin zeigte die Folge, daß ſeine Thätigkeit keine ganz ergebnißloſe geweſen iſt. Endlich wagte der Chalife noch einen weiteren Schritt: 245 (859/60) ließ er außerhalb des Umkreiſes von Sſamarra, wo das Hauptcontingent der Praetorianer kaſernirt war, eine neue Reſidenz für ſich errichten, die er nach ſeinem Namen Dscha'afarija nannte. Uebel genug verſchwendete er zwei Millionen Golddinare auf den Bau, welcher die Eiferſucht der Türken natürlich in jeder Weiſe rege machte. Anfang 246 oder nach Anderen 247 (860. 861) iſt er in das neue Prachtſchloß übergeſiedelt; aber die Hoffnung, ſich auf ſolche Weiſe dem Einfluſſe der Türken zu entziehen, hat ſich ihm nicht erfüllen ſollen. Die wenigen perſönlichen Anhänger, die ihn umgaben, hätten nie den rückſichtsloſen Landsknechten die Spitze bieten können. Jetzt war er freilich klug genug, von den Praetorianerоberſten Boga den Aelteren an die byzantiniſche Grenze abzuordnen, Waßifs plötzliche Verhaftung vorzubereiten; gleichzeitig aber ſo unvorſichtig, ſeinen älteren, zur Thronfolge beſtimmten Sohn Muntaßir zu Gunſten des jüngeren Mo'otáſ ſo deutlich zurückzuſetzen, daß Jener von dem gewiſſenloſen Vater das Aergſte befürchten mußte. Dieſem Hauſe konnte der ſchlimmſten Greuel keiner fremd bleiben: Muntaßir war mit Waßif, der von den Abſichten des Chalifen Wind bekommen, und mit Boga dem Jüngeren im Einverſtändniß, als der ſcharfblickende und vor Nichts zurückſchreckende, nur allzuwenig ſeine Launen der politiſchen Nothwendigkeit unterordnende Fürſt, kaum vierzig Jahre alt, in der Nacht des 4. Schawwál 247 (10.—11. December 861) von den genannten Türken ermordet wurde. Mit ſeinem Tode brach das Chaos herein. Vatermord war ſelbſt für einen Abbaſſiden doch eigent=

---

[1]) ch rauh zu ſprechen, ungefähr wie in auch (genauer wie ſchweizeriſches ch in ich).

lich keine Kleinigkeit; kein Wunder, daß Muntaßir der von ſeinen Mitſchuldigen ihm zugewieſenen Chalifenwürde nicht froh ward. Noch nicht ſechs Monate hatte er den Thron beſtiegen, als er von Gewiſſensbiſſen zerrüttet ſtarb, an einer Krankheit oder an Gift, ohne daß wir ſagen könnten, wer es ihm geboten haben mag — war es doch eine gemeine Rede, er werde nicht länger regieren, als der Saſſanide Schiróje, der auch durch ſeines Vaters Tod ſich den Einzug in das weiße Haus der Chosroen erkauft hatte.[1] Der dem Unſeligen folgte, Muſtaʿín, ein Enkel Mótaßims, war ein reiner Spielball in den Händen der Türken, ſeine ſogenannte Herrſchaft nur denkwürdig, weil ſie den letzten Verſuch der verzweifelten Araber des Irák einſchließt, ſich des greulichen Türkenregiments zu erwehren. Mo'otáſ, welchen die beiden Boga — Waßíf ſtand noch gegen die Byzantiner — zu Gunſten Muſta'ins übergangen hatten, war ſchon als Liebling ihres Abgottes Mutawakkil der Mann der Leute von Bagdad. Die Unruhen, welche nach Muſta'ins Wahl (248 = 862) im J. 249 (863) in der Hauptſtadt ausbrachen, ſcheiterten an der Haltung Mohammeds des Tahiriden, der ganz correct, nur in in dieſem Falle wenig ſcharfblickend, bemüht war, ohne Rückſicht auf Perſonenfragen das Reichsintereſſe zu wahren: er ſah zu, wie die Türken, gegen die ihn Mutawakkil nach Bagdad berufen, die aufgeregten Araber zuſammenhieben. Als aber dieſe Gefahr für Muſta'in beſeitigt war, geriethen, wie auf die Dauer unvermeidlich, die Türken in Sſamarra ſelbſt einander in die Haare; der ſogenannte Chalife kam dabei ſehr ins Gedränge und flüchtete ſich mit den ihm zugewandten Boga und Waßíf von Sſamarra nach Bagdad, wo er bei dem correcten Tahiriden bereitwillige Aufnahme fand. Die in Sſamarra gebliebene Mehrzahl der Türken ſtellte nun ihrerſeits den Mo'otáſ als Chalifen auf; das mußte die Bagdader zu ſofortiger Schwenkung auf die Seite Muſta'ins veranlaſſen, und in deſſen Namen hat die „Stadt des Heils", jetzt eine Stätte des Unheils, den Kampf ausgefochten, welcher das Ende des Araberthums als ſelbſtändiger politiſcher Größe bezeichnet. Das ganze Jahr 251 (865) wehrten ſich die Bagdader, welchen ein neuer Sieg der Türken die unerträglichſten Leiden bedeutete, wie die Verzweifelten; und als gegen Ende des Jahres Mohammed Ibn Táhir es doch nothwendig fand, Unterhandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen, hätte das Volk ihn beinahe todtgeſchlagen. Aber Muſta'in war nicht zu halten: vor ſeinem eignen Muthe bange hatte er hinter Mohammeds Rücken ſich mit den Praetorianern zu verſtändigen geſucht; der Tahiride mußte ihn aufgeben, wollte er nicht ſelbſt der Abbaſſidentücke zum Opfer fallen. So capitulirte er für ſich und die Stadt unter billigen Bedingungen auf Anerkennung des Mo'otáſ als Chalifen; Muſta'in wurde gezwungen, dem Throne zu entſagen (18. Dhu'l-Hiddſche 251 = 10. Januar 866), und wenige Tage ſpäter empfing Jener die Huldigung in der keines Widerſtandes mehr fähigen Hauptſtadt

---

[1] Juſti, Geſchichte des alten Perſiens (Nr. 2 dieſer Sammlung) S. 237.

(4. Moharram 252 = 25. Januar 866). Er war ein würdiger Sohn Mutawakkils und hat auch die Politik ſeines Vaters zu erneuern verſucht, freilich mit demſelben unglücklichen Erfolge. Richtig genug war es ſchon, die immer weiter gediehenen Eiferſüchteleien der Türken und Berbern benutzend ihre einzelnen Häupter gegen einander zu hetzen; aber damit war ſo lange nichts gewonnen, als der Chalife ſelbſt es nicht verſtand, ſich in der allgemeinen Verwirrung eine gebietende Rolle zu ſichern. Und dazu war Mo'otáſ nicht der Mann. Er konnte den mit Muſta'in geſchloſſenen Vertrag brechen und ſeinen unglücklichen Vorgänger aus dem Wege ſchaffen (252 = 866), er konnte ſeinen eignen Bruder Mu'ajjad, den er fürchtete, ermorden laſſen (252 = 866), aber ſeine Intriguen und Treuloſigkeiten gegen Praetorianer und Tahiriden entfeſſelten nur einen Krieg Aller gegen Alle, in welchem das Reich in Stücke zu gehen drohte. Die Türken ſchlugen ſich erſt mit den Berbern, dann unter einander, wobei Waßif umkam (253 = 867); nachher ließ der Chalife Boga den Jüngeren, der ihm allzu ſelbſtbewußt auftrat, von Báïk-Beg verhaften und tödten (254 = 868); als Mohammed der Tahiride ſtarb (14. Dhu'l-Ká'ada 253 = 13. Nov. 867), wußte Mo'otáſ Sohn und Bruder desſelben unter ſich zu entzweien, daß ſchließlich Beide ſich gezwungen ſahen Bagdad aufzugeben, welches nun wieder dem Bürgerkriege verfiel. Ueberall dieſelbe Auflöſung aller Verhältniſſe, nirgends ein feſtes perſönliches Eingreifen des nur immer weiter im Stillen minirenden Fürſten. Schon im J. 254 (868) hatte er es dahin gebracht, daß allerdings Niemandem ſeiner Offiziere und hohen Beamten über ſeine unmittelbare Machtſphäre hinaus gehorcht ward, ihm ſelbſt aber am allerwenigſten. Da er die Kraft der Praetorianertruppen ſelbſt gelähmt, fiel es von Aegypten bis nach Perſien keinem Statthalter mehr ein, Geld nach der Reſidenz zu ſchicken, während die Aufrührer, die an den verſchiedenſten Punkten hervorbrachen, bis dicht an die Mauern von Sſamarra heranſtreiften. So kam es, daß es ſchließlich dem Chalifen unmöglich wurde, den Soldtruppen ihre Löhnung zu bezahlen. Darin aber verſtanden dieſe keinen Scherz; ſie ſtellten ihm eine Friſt von ein paar Tagen, und als es ihm in derſelben nicht möglich wurde, die verlangte Summe herbeizuſchaffen, wurde er einfach umgebracht (Redſcheb 255 = Juli 869).

Aus der tiefen Erniedrigung, in welche das Abbaſſidenchalifat verſunken war, iſt es noch einmal für einen Zeitraum von vierzig Jahren durch vier ausgezeichnete Fürſten herausgehoben worden. Mohammed, ein Sohn des Wáthik, welchen Báïk-Beg und die Söhne des Waßif und Boga an Stelle des Mo'otáſ unter dem Namen El-Móchtadi zum Chalifen machten, hatte für einen unbedeutenden Menſchen von ſchüchterner Frömmigkeit gegolten, dem man zutrauen konnte, daß er ſich lenkſamer zeigen würde, als ſein Vorgänger. Aber darin hatten die Türken ſich geirrt. Eine ſtählerne Kraft lag in dem Weſen des Fürſten, wie man ſeit Mótaßim ihrer entwöhnt war. Für den Mann, der zum erſten Male wieder Einfachheit und Nüchternheit der Lebensführung mit dem wahren Stolze eines geborenen Herrſchers verband, gab es nur Biegen oder Brechen; und wie die höchſte, war jetzt auch die richtige Zeit für ein ſelbſtändiges Eingreifen des Chalifen gekommen. In jeder Beziehung hatte die rohe Begehrlichkeit der Türken den Bogen überſpannt. Das Mißverhältniß zwiſchen ihnen und den Berbern dauerte fort; dazu aber kam, daß die Mannſchaften ſelber anfingen, den Führern aufſäſſig zu werden. Nur immer auf die Befriedigung der eignen Habſucht erpicht, hatten dieſe vor Allem diejenigen Abtheilungen ſchlecht gehalten, die nicht in Sſamarra, ſondern in Bagdad ſtanden und ſomit für die Zwecke von Palaſtrevolutionen, die ſich in Tagen und Stunden vollzogen, nicht in Betracht kamen. Während nun Móchtadi die von ſeinem energiſchen Auftreten wenig befriedigten Generäle, die ihn auf den Thron geſetzt, geſchickt gegen einander auszuſpielen und eine Zeit lang durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit zu beeinfluſſen verſtand, knüpfte er mit den über die Vernachläſſigung ihrer Intereſſen ſeitens der oberen Offiziere entrüſteten Truppen von Bagdad Verhandlungen an, welche ihm einen Augenblick deren Beiſtand zu ſichern ſchienen. So konnte er das Unternehmen wagen, ſich der Söhne Waßifs und Bogas zu entledigen: Sſálich Ibn Waßif und Mohammed Ibn Boga wurden in der That beſeitigt (256 = 870), aber an Múßa Ibn Boga verrieth Báïk-Beg, mit der execut Ausführung der nothwendigen Maßregeln betraut, die Abſicht des Chalifen, den nun Beide ihrerſeits anzugreifen beſchloſſen. Móchtadi kam hinter den Verrath und ſah, daß nun das Aeußerſte gewagt werden müſſe: er ließ den anrückenden Truppen des Múßa den Kopf Báïk-Begs, der ſoeben noch hatte verhaftet werden können, vor die Füße werfen und ſtellte ſich mit ein paar Tauſend Berbern und Türken den überlegenen Schaaren Múßas entgegen. Aber jene hielten nicht lange Stand; ihre Flucht entſchied Móchtadis Schickſal. Mit entblößtem Schwerte ſich deckend, vergeblich den Ruf wiederholend: „Leute, ſteht zu eurem Chalifen!“ erreichte er ein Haus, in welchem ihn die Türken bald afterwards nachher aufhoben; da er ſich, heldenmüthig bis zuletzt, weigerte, die von ihm geforderte Abdankung zu vollziehen, ward er in einer ſcheußlich raffinirten Weiſe zu Tode gequält, daß ſeine limbs Glieder kein Zeichen des gewaltſamen Endes wieſen (18. Redſcheb 256 = 21. Juni 870). Doch er hatte nicht umſonſt gelebt. [Die Fortſetzung einer Wirthſchaft, die nicht alone allein das Reich an den Rand des Verderbens gebracht, ſondern in einem Jahre auch dreien der Praetorianeroberſten das Leben gekoſtet hatte, mochte den Türken ſelber bedenklich erſcheinen; das brave mannhafte Auftreten des ermordeten Chalifen war dem Beifall und der Verehrung weiter Kreiſe begegnet, während die Generäle über die Mißſtimmung erheblicher Bruchtheile ihrer eignen Heere nicht länger in Zweifel ſein konnten. So ſcheint Múßa Ibn Boga ſelbſt den Entſchluß gefaßt zu haben, für eine Weile ſich zu mäßigen, und es war ein Segen für den Staat, daß ſich grade in dieſem Augenblicke die richtigen Männer fanden, ſolche Gunſt der Verhältniſſe zu dauernder Bändigung der fremden Truppen auszunutzen.

Múßa hatte die Herrſchaft der Familie Mutawakkils zurückgegeben: der neue Chalife Achmed, mit dem Beinamen El-Mótamid (256—279 = 870—892), ein Bruder des Mo'otáſ, war ſelbſt unbedeutend genug, fand aber in einem anderen Bruder, Talcha, dem er ſofort den größten Theil der Regierung abtrat und 261 (875) die Nachfolge nach ſeinem eigenen Sohne Dſchá'afar zuſprach, einen Stellvertreter von ungewöhnlicher Energie und Leiſtungsfähigkeit. Mótamid war vernünftiger Weiſe befliſſen, vor Allem das unheilvolle Sſamarra zu verlaſſen: ſo verlegte er ſobald als möglich die Reſidenz des Chalifenhauſes wieder nach Bagdad, und die Türken wagten es nicht, ſich dem zu widerſetzen. Denn mit ſtarker Fauſt hielt Talcha ſie wie die Berbern im Zügel, und ſelbſt dem Sohn des Boga iſt es niemals eingefallen, dem gefürchteten Muwaffak, wie ſein officieller Ehrenname war, den Weg zu kreuzen. Muwaffak hatte einen Sohn Abu'l-Abbás Achmed, der ihm ſelbſt an Herrſchergaben nicht nachſtand, und den Vater in den letzten Jahren ſeines Lebens, wo er vielfach von Krankheit geplagt war, ſchon mit gleicher Thatkraft vertrat. Als nun Muwaffak 278 (891) ſtarb, huldigte man ohne Widerſpruch dem Achmed unter dem Namen El-Mótadid als zukünftigem Nachfolger von Mótamids Sohne. Mótadid hatte aber keine Luſt, dieſe Erbſchaft abzuwarten; da er die thatſächliche Gewalt in Händen hielt, wurde es ihm leicht den Mótamid zu zwingen, daß er dem Sohne die Thronfolge entzog und ſie direct auf den Neffen übertrug (Anfang 279 = 892). Bald nachher ſtarb der Chalife, wie es heißt, an den Folgen einer ſtarken Unmäßigkeit; ob Mótadid, wie man ihn verdächtigt hat, dem betreffenden Magenleiden nachgeholfen, läßt ſich nicht ausmachen. Wie dem auch ſei, er trat ohne Umſtände die Herrſchaft an (279—289 = 892—902), und hat die große Popularität, deren er trotz ſeiner Strenge wegen der ihm eigenen Sparſamkeit und Tüchtigkeit in der Verwaltung ſich erfreute, in jeder Weiſe gerechtfertigt. Ein gebildeter Mann, der es nicht verſchmähte, ſich in ſeinen kurzen Mußeſtunden mit dem Studium von Dichtern und Geſchichtſchreibern abzugeben, war er ein ebenſo hervorragender Feldherr als kräftiger Regent, der es verſtanden hat, noch für eine Weile dem Verfalle des Chalifates Einhalt zu thun. Auch der Nachfolger, den er ſich in ſeinem Sohne Alí, genannt El-Múktafi (289—295 = 902—908), gegeben hatte, zeigte ſich den ſchweren Aufgaben gewachſen, welche die zunehmende Verderbniß der Zeit den Regierenden ſtellte: aber mit ſeinem vorzeitigen Tode ſchließt die kurze Reihe dieſer Selbſtherrſcher, und der Verfall nimmt unaufhaltſam ſeinen Gang.

In ſeiner letzten Krankheit war Múktafi nicht im Stande geweſen, ſelbſt die Huldigung für ſeinen Bruder Dſchá'afar vornehmen zu laſſen, den er ſich als Erben wünſchte; ſo waren die maßgebenden Beamten um ſo mehr im Zweifel, wem die Herrſchaft gebühre, als Dſchá'afar erſt dreizehn Jahre zählte und die kräftige Leitung, welche dem Staate Noth that, von ihm nicht erwartet werden konnte. Der letzte Wille des allgemein verehrten

Múktafi trug vorläufig allerdings den Sieg davon, und Dſchá'afar wurde als El-Móktadir (295—320 = 908—932) auf den Thron geſetzt. Aber die Gegner wollten ſich noch nicht beſiegt geben. Unter den Mitgliedern des Hauſes Abbás, welche für das Chalifat noch hätten in Frage kommen können, war der begabteſte und wegen ſeines anſtändigen Charakters beliebteſte ein Sohn des Mo'otás, Abdallah. Ein Mann von der feinſten Bildung und hervorragenden poetiſchen Fähigkeiten hatte er die Gunſt des Mótadid genoſſen und das behagliche Daſein eines vornehmen Schriftſtellers geführt; ſeine Freunde hatten ihn von vorn herein ſtatt des Móktadir als Chalifen gewünſcht, und als der Letztere in unmündiger Willenloſigkeit raſch unter die Herrſchaft ſeiner Mutter und ihrer Umgebung von Weibern und Eunuchen gerieth, reifte der allgemeine Unwille der Offiziere und Beamten zu einer Verſchwörung aus, welche den Sturz Moktadirs und die Thronbeſteigung des Abdallah Ibn Mo'otás vorbereitete. Im Anfang ſchien Alles zu gelingen; der widerſtrebende Weſír Abbás Ibn El-Hußein wurde ermordet, die Truppen der Hauptſtadt unter dem Befehle des arabiſchen Feldherrn Hußein Ibn Hamdán erklärten ſich für Abdallah, und als El-Múrtadi wurde dieſer Prinz bereits zum Chalifen ausgerufen. Aber die Palaſtwachen Moktadirs ſchlugen den erſten Angriff auf das Haus ab: das war für Hußein, der bei dieſer ganzen Angelegenheit eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt hat, Grund genug, die Stadt mit dem Heere zu räumen, und ſo konnte der Eunuche Múnis, ein treuer Diener der Familie Mótadids, ſofort an der Spitze der Garden hervorbrechen, die Umgebung Abdallahs auseinanderjagen und ſchließlich dieſen ſelbſt gefangen nehmen. Der unglückliche Fürſt, deſſen Platz an der Spitze einer geiſtreichen Dichtergeſellſchaft, nicht aber eines großen Reiches war, mußte ſein Chalifat, das grade einen Tag gedauert (20. Rabí I 296 = 17. Dec. 908), mit dem Leben bezahlen: ſein Tod aber bezeichnet gleichzeitig das Ende der ſelbſtändigen Herrſchaftsübung ſeitens des Staatsoberhauptes. Der kümmerliche Moktadir überließ ſeinem Retter Múnis unter dem Titel eines Emír el-omará („Emír der Emíre" d. h. Ober-Emír, Oberbefehlshaber) die Herrſchaft ſo gut wie ohne Einſchränkung und iſt, abgeſehen von ein paar ohnmächtigen Verſuchen ſich der Vormundſchaft wieder zu entziehen, Zeit ſeines Lebens nur eine Puppe in den Händen dieſes Mannes geweſen, des erſten der Emir-al-omra, wie man ſich mit einer kleinen Ungenauigkeit in der Ausſprache gewöhnt hat, dieſe Hausmeier der ſpäteren Chalifen zu nennen. Es war das Ziel, zu welchem naturgemäß die Praetorianerwirthſchaft früher oder ſpäter hatte führen müſſen; und Moktadir ſorgte dafür, daß es ſo würdelos und elend wie nur möglich erreicht wurde.

An ſich bedeutet der Titel Emír der Emíre nichts weiter, als den oberſten General des Heeres, der als ſolcher mit der Civilregierung nichts zu thun hat; dieſe fährt einſtweilen noch der Weſír fort in alter Weiſe zu leiten. Natürlich liegt aber unter ſchwachen Herrſchern die Gefahr nahe, daß von dem Generaliſſimus bei jeder Gelegenheit, wo ihm das Intereſſe des Heeres in Frage zu kommen ſcheint, das heißt alſo überall wo es ihm beliebt, Uebergriffe in die Sphäre der eigentlichen Verwaltung ausgehen können, durch welche die letztere allmählich immer mehr an Einfluß verliert und ſchließlich auch die letzten Reſte einer wirklichen Staatsordnung beſeitigt werden. Die Regierung des Moktadir ſtellt in der Hauptſache den unvermeidlichen Kampf beider Gewalten dar, freilich mit der merkwürdigen Umkehrung der Rollen, daß Múnis, ein für ſeine Zeit redlicher und verſtändiger Mann, ſeinen Einfluß als Oberfeldherr im Sinne einer gewiſſenhaften und ſparſamen Führung des Staatshaushaltes geltend zu machen ſucht, der Chalife, ſo weit es der Schwächling fertig bringt, ſich dem zu widerſetzen beſtrebt iſt. Sobald Múnis ernſtlich auftrat, ſetzte er natürlich ſeinen Willen durch; auf die Dauer aber konnte aus einem ſo ungeſunden Verhältniſſe nur die gänzliche Desorganiſation des geſammten Staatsweſens hervorgehen. Zwei Perſönlichkeiten ſind es, welche unter Moktadir ſich in der Stellung des Weſirs faſt regelmäßig abwechſeln; beide führen den Namen Ali, damit hört aber auch die Aehnlichkeit auf. Der eine, Sohn El-Furát's, hatte an Moktadirs Thronbeſteigung bedeutenden Antheil und war ſchon dadurch beſonders empfohlen. Ein Mann, der in ſich dieſes Zeitalter des Verfalles gradezu typiſch darſtellte: leutſelig und liebenswürdig dem Scheine nach, freigebig gegen Leute, die ihm nützten, z. B. Poeten, welche ſein Lob zu ſingen bereit waren, dabei ein vollkommen gewiſſenloſer Intrigant, der ſein hohes Amt zur ſyſtematiſchen Ausſaugung des Volkes zu mißbrauchen und ſich durch jedes Mittel in demſelben zu erhalten als ſeine Lebensaufgabe anſah. Der Andere, Ali Ibn Íſa, war ein ehrlicher Mann, ein tüchtiger und humaner Beamter, die Steuerkraft der Unterthanen zu ſchonen und ihre Leiden zu mildern befliſſen; nicht eben von heldenhaftem Muthe, für welchen in den Kreiſen der damaligen Verwaltung ſich wenig Platz fand, daher drohenden Gewittern, ſo gut er irgend konnte, ausweichend, aber ſtets bereit, dem Staate ſeine Arbeitskraft zur Verfügung zu ſtellen, wenn er es ohne Gefahr für ſich thun zu können meinte. Auf weſſen Seite das Herz des Chalifen ſtand, konnte nicht zweifelhaft ſein. Iſt es wunderbar, daß Mutawakkil Söhne wie Muwaffak und Mótadid erzeugt hat, ſo mag es kaum weniger erſtaunlich ſcheinen, den letzteren als Vater eines Moktadir zu finden.[1]) Von der außergewöhnlichen Verbrecherhaftigkeit ſo vieler unter den Abbaſſiden keine Spur mehr, aber auch keine Spur einer edleren Regung oder einer Ahnung von den Pflichten der Herrſcherwürde. Ein mittelmäßiger Kopf, an der Stelle des Herzens eine ziemlich gewöhnliche Sinnlichkeit,

---

1) Arabiſche Hiſtoriker der älteren Zeit lieben es ſonſt nicht, Betrachtungen ihren Chroniken einzuflechten; ſo iſt es bezeichnend, bei einem derſelben die trockene Bemerkung zu finden: „Wenn ich die Lage des Chalifates in ſeinen Tagen und den Tagen ſeines Bruders Muktafí und ſeines Vaters Mótadid betrachte, finde ich zwiſchen ihnen einen weiten Abſtand.“

ſchwankte der ſchwächliche und feige Mann haltlos hin und her zwiſchen der Furcht vor dem gefährlichen Generaliſſimus ſeiner Truppen und dem Hange zur Befriedigung ſeiner Lüſternheit und Verſchwendungsſucht. Wie ein ertappter Schulbube duckte er ſich, wenn der Jammer der geplünderten Bevölkerung ſich in einer Brodrevolution Luft machte oder ihm den Unwillen ſeines Hausmeiers zuzog; kaum war die Gefahr vorüber, ſo begann die ebenſo verwerfliche als thörichte Wirthſchaft von Neuem. Da Múnis bald hier bald dort im Felde gegen Byzantiner und Aufſtändiſche liegen mußte, behielt der Muſterfürſt Spielraum genug zur Ausübung ſeiner halb kindiſchen halb bübiſchen Streiche. Zweimal (301 = 913 und 314 = 927) zwang ihn der Oberfeldherr, einmal (306 = 918) der Unwille des Volkes, das Weſirat dem Alí Ibn Íßa oder einem von deſſen Geſinnungsgenoſſen zu übertragen; aber ſo bald es irgend ging, ſchickte er den ſparſamen Verwalter, der für Harem und Spielereien des Chalifen kein Geld hatte, fort und nahm ſeinen geliebten Ibn El-Furát wieder, der zu drei verſchiedenen Malen (295—299 = 908—911; 304—306 = 917—918; 311—312 = 923—924) auf das unglückliche Reich losgelaſſen wurde. Natürlich opferte ihn aber ſein dankbarer Herr ohne Weiteres, als er das dritte Mal ſein ſchändliches Handwerk, von allen angeſehenen Perſönlichkeiten durch Mißhandlungen und Foltern Geld zu erpreſſen, allzu ungeſcheut betrieb und die Zahl ſeiner Feinde mehr zunahm, als dem Chalifen für die eigene Sicherheit zuträglich ſchien. Verweilen wir nicht ohne Noth bei dem jämmerlichen Schauſpiel. Es genügt zu ſagen, daß alle die Ausſchreitungen, die wir als leidige Begleiter des Praetorianerregiments kennen gelernt haben (S. 552), ſich von Tag zu Tag häuften. Abu Alí Mohammed Ibn Mokla, ein befähigter Gelehrter und Staatsmann, berühmt als einer der Begründer der arabiſchen Kalligraphie, nicht frei von egoiſtiſchen Antrieben und einem ziemlich ſtarken Hang zum Intriguiren, immerhin aber einer der beſten unter den anſehnlicheren Beamten, hatte eben den wieder einmal übervorſichtigen Alí Ibn Íßa auf deſſen eigenen Betrieb als Weſír erſetzt (316 = 928) und bemühte ſich nicht ohne Verdienſt, im Sinne ſeines Vorgängers fortzuwirken, als zwiſchen Naſúk, dem Polizeipräfecten von Bagdad, und einigen Günſtlingen des Chalifen Zerwürfniſſe entſtanden, in welche durch allerhand Ränke auch Múnis hineingezogen wurde. Der Generaliſſimus kam nach der Hauptſtadt, und man wußte die Mißwirthſchaft des Chalifen ihm ſo eindringlich zu ſchildern, daß er in die Entfernung des trübſeligen Fürſten willigte: im Moharram 317 (Febr. 929) wurde Moktadir gezwungen abzudanken, und ſein Bruder Mohammed unter dem Namen El-Káhir zum Chalifen ausgerufen. Aber die Unordnungen, welche bei dieſer Gelegenheit Pöbel und Soldateska in der Hauptſtadt anrichteten, waren ſo arg und Naſúk fing an, eine ſo bedenkliche Rolle zu ſpielen, daß Múnis ſich eines Beſſeren beſann und es noch einmal mit Moktadir zu verſuchen beſchloß; Káhir wurde nach ein paar Tagen wieder beſeitigt und Moktadir beſtieg abermals den ſo oft entwürdigten Thron. Aber nicht mehr auf lange Zeit. Die Bemühungen des Ibn Mokla, den Múnis im Weſirate beſtätigt, in den unter der revolutionären Bewegung wieder gänzlich zerrütteten Verhältniſſen der Hauptſtadt Ordnung zu ſtiften, veranlaßten den Chalifen nur, den ihm aufgedrungenen Miniſter wieder zu beſeitigen; die Unbrauchbarkeit ſeiner Nachfolger ließ die Verwirrung wieder auf den höchſten Gipfel ſteigen, Balgereien zwiſchen dem Militär wie unter dem Pöbel von Bagdad gingen mit den Intriguen der Beamten und Offiziere Hand in Hand, und Moktadir beging ſchließlich, von ſeiner Umgebung aufgereizt, die Thorheit, offen mit dem Generaliſſimus zu brechen, indem er deſſen Lieutenant Buleik ſeines Commandos verluſtig erklärte (Anfang 320 = 932). Múnis, auf derartiges nicht vorbereitet, mußte für den Augenblick aus der Reſidenz weichen. Bald war er indeß im Stande, aus den Provinzen neue Truppen heranzuziehen; am 27. Schawwál 320 (31. Oct. 932) entſpann ſich zwiſchen ſeinen Mannſchaften und der Umgebung Moktadirs ein Gefecht unter den Mauern von Bagdad, zu welchem der nicht ſehr muthige Chalife ſehr wider ſeinen Willen mit hinausziehen mußte. Die mit Koranen bewaffneten Theologen, welche er ſich als Bedeckung mitgenommen, imponirten den Landsknechten des Emirs wenig; gegen die Abſicht des Letzteren, der perſönlich an der Familie Mótadids hing und nur keine Unbotmäßigkeit dulden wollte, ſchlugen ſie den Chalifen im Laufe des Kampfes todt. Das Geſchehene war nicht zu ändern; aber Káhir (320—322 = 932—934), der nunmehr wieder hervorgeſucht wurde, um das zweite Mal ſeines Bruders Nachfolger zu werden, ſollte das unheilvolle Ereigniß mehr als ausreichend an denen rächen, die es herbeigeführt. Die Wirkſamkeit dieſes Chalifen erinnert lebhaft an ſeinen Vorgänger Mo'otáſ (S. 528 f.). Durch Tücke und Hinterliſt wußte er bald ſich derer zu entledigen, welche ihm zur Herrſchaft verholfen, freilich die Wahl eines ſo gefährlichen Mannes inzwiſchen längſt bereut hatten: er vermochte ſo viele von Múnis' Truppen durch Verſprechungen und Ränke auf ſeine Seite zu bringen, daß er es wagen konnte, in Tarif, einem ungetreuen Offizier des bisherigen Oberfeldherren, einen neuen Emir el-omará zu ernennen. Bald nachher gelang es ihm, Múnis und ſeine vornehmſten Anhänger in ſeine Gewalt zu bekommen, und im Scha'abán 321 (Aug. 933) verfielen die vor einem Jahre noch Allmächtigen dem Schwerte des Henkers. Aber Káhir, der unter der Maske der Frömmigkeit ein ebenſo grauſamer Tyrann als ſittenloſer Menſch war — er pflegte ſich täglich zu betrinken — erregte bald den allgemeinen Unwillen: Ibn Mokla, der bei der Kataſtrophe ſeines Gönners Múnis die Flucht ergriffen, bot alle ſeine Beziehungen auf, die Truppen, deren Soldanſprüche vielfach nicht befriedigt waren, gegen den Chalifen aufzuhetzen, und in einer Nacht des Dſchumáda I 322 (April 934) wurde der Chalife von den Türken im Palaſte überfallen und geblendet¹). Das Leben nahm man ihm nicht, er hat

---

1) Wie die Könige von Sparta durften auch die Chalifen als Stellvertreter des Propheten keinerlei Leibesfehler haben; die Vernichtung des wichtigſten Sinnes machte

noch bis 339 (950) als ein klägliches Bild gefallener Größe ein kümmerliches Daſein fortgeſchleppt. Der ihm als Nachfolger geſetzt wurde, Moktadirs Sohn Achmed, genannt Er-Rádi (322—329 = 934—940), ſcheint ein frommer und wohlmeinender Prinz geweſen zu ſein. Aber zu eigener Ausübung der Herrſchaft iſt er gar nicht gekommen. Der Beginn ſeiner Scheinregierung wurde durch Unordnungen der Orthodoxen in Bagdad, den natürlichen Gegenſchlag auf die fortgeſetzte Verwirrung in den Regierungskreiſen, bezeichnet; die Statthalter, ſelbſt in den an die Thore der Hauptſtadt grenzenden Bezirken, hörten auf die Staatseinnahmen nach der Reſidenz abzuführen, ſo daß Ibn Mokla, der abermals das Weſirat übernommen hatte, außer Stande war, die Garniſon zu befriedigen, und dieſe in neuen Mißhandlungen der Bevölkerung ſich erging. Drei auf ihn folgenden Weſiren gelang es ebenſo wenig Geld aufzutreiben, und es blieb Rádi nichts übrig, als im Dhu'l-Hiddſche 324 (Nov. 935) ſich dem Statthalter von Wáßit, Mohammed Ibn Ráïk, in die Arme zu werfen, der ſchon früher heimliche Botſchaft geſandt hatte, daß er zum Einſchreiten bereit ſei, wenn ihm die Würde des Emir al-omará übertragen werde. Es geſchah; aber das Erſte, was Ibn Ráïk nach der Ankunft in Bagdad vornahm, war die Schließung der Kanzleien des Weſirs und die Uebernahme der ganzen Verwaltung auf eigene Hand. Er übertrug die Civilgeſchäfte, insbeſondere die Finanzen ſeinem Secretär, weder der Chalife noch ſeine Umgebung durfte fürder in dieſe Dinge hineinreden, und was der „Beherrſcher der Gläubigen“ zur Beſtreitung ſeiner Bedürfniſſe und der Koſten ſeines Hofes erhielt, blieb durchaus in das Belieben des Generaliſſimus geſtellt. Die weltliche Macht des Chalifates hat dreihundert Jahre, nachdem ſie Abu Bekr und Omar gegründet, ihr ſchmachvolles Ende erreicht.

Erſcheint ſo der letzte Aufſchwung der Dynaſtie von Móchtadi bis Muktafi in demſelben Augenblicke wie abgeſchnitten, wo eine unkräftige Perſönlichkeit auf den Thron geſetzt ward, ſo ſtimmt mit dieſer Entwicklung der Dinge innerhalb der Chalifenreſidenz nur zu ſehr überein, was die Praetorianer gegen die Feinde des Reiches im Auslande und in den Provinzen geleiſtet haben. Unter Mótaßim die glänzendſten Erfolge auf allen Seiten, nach ſeinem Tode raſche Abnahme der militäriſchen Leiſtungsfähigkeit, bis unter Mo'táſ auch nicht eine Provinz mehr der Regierung zu gehorchen für nöthig findet. Muwaffak und Mótadid ſtellen die militäriſche Ehre der Abbaſſiden wieder her, aber ſie können den Auflöſungsprozeß des Reiches nur noch aufhalten, nicht mehr verhindern, und ſeit Muktafi verläuft er ununterbrochen weiter bis zu der gänzlichen Entkleidung des Chalifen von der weltlichen Gewalt und der Beſchränkung auf die geiſtliche Seite der

---

einen ſolchen alſo zu ſpäterer Wiedereinſetzung, wie ſie bei Móktadir möglich geweſen war (S. 534), unfähig.

„Stellvertretung Mohammeds", die wir ſoeben ſich vollziehen geſehen. Wir faſſen dieſe Entwicklung in einem doppelten Ueberblicke über die äußeren Kriege und die inneren Schwierigkeiten zuſammen.

Seit das Chalifat Spanien und Afrika an Omaijaden, Idrißiden und Aglabiden, Perſien an die Tahiriden abgegeben hat, berührt es ſich nur an einer Seite noch mit einer nichtislâmiſchen Macht: im Nordweſten mit Byzanz. Wir verließen (S. 520) die beiden Erbfeinde in dem Augenblicke, wo die drohende Unbotmäßigkeit des arabiſchen Heeres den Mótaßim zwang, die letzten Erfolge Ma'amûns wieder aufzugeben. Ein paar Jahre hatten die Waffen auf beiden Seiten geruht, als Kaiſer Theophilus im J. 222 (837), vermuthlich im Einverſtändniß mit Bâbek (S. 508), einen heftigen Stoß auf die muslimiſchen Defenſionen führte. Samoſata am Euphrat und das benachbarte Sabatra[1]) wurden genommen und große Verwüſtungen in Nordſyrien und Meſopotamien angerichtet; faſt bis an die Thore der Reſidenz ſind nach eigenem Geſtändniß der Muslime die Byzantiner herangeſtreift. War aber der Zweck des Unternehmens geweſen, dem inzwiſchen von den Truppen des Chalifen arg bedrängten Bâbek Luft zu ſchaffen, ſo wurde er verfehlt: Mótaßim wäre mehr als thöricht geweſen, wenn er nicht vor allen Dingen mit der äußerſten Anſtrengung den ſeit über zwanzig Jahren die ganzen Nordweſtprovinzen beherrſchenden und verheerenden Sectirer unſchädlich zu machen geſtrebt hätte. So ließ er den Theophilus gewähren; als aber zu Anfang 223 (838) der ſiegreiche Türkengeneral Afſchîn mit dem gefangenen Bâbek ſeinen Einzug in Sſamarra hielt, war ein Rachezug nach Kleinaſien beſchloſſene Sache. Noch in demſelben Jahre brach der Chalife in Perſon an der Spitze eines großen Heeres gegen die Byzantiner auf; mit den Arabern unter Odſcheif (S. 520) und den eben ſo trefflich bewährten Türkenſchaaren, die von ihren Generälen Itâch und Aſchnâs geführt wurden, drang er von Tarſus her in Cappadocien ein, während Afſchîn mit einem weiteren Türkenheere den Weg von Meſopotamien über das Gebiet von Malatia nahm.[2]) Ehe noch die beiden Abtheilungen ſich vereinigen konnten, ſtieß Afſchîn auf den Kaiſer Theophilus und ſchlug ihn (25. Scha'abân 223 = 21. Juli 838) ſo gründlich, daß er bis nach Phrygien zurückweichen mußte, und über Dorylaeum nicht wieder hinauskam, ſelbſt als der Chalife inzwiſchen die Hauptarmee bis Amorium vorgeſchoben und die Belagerung des ſtarken Platzes begonnen hatte (6. Ramadân = 1. Auguſt). Die Feſtung vertheidigte ſich tapfer und hätte ſich vielleicht gehalten, obwohl Theophilus nichts für ſie thun konnte, als vergebliche Unterhandlungen mit dem Chalifen anzuknüpfen;

---

1) So nennen die Araber eine Feſtung in den Defenſionen, welche bei den Byzantinern Sozopetra oder (in Nachahmung der arabiſchen Ausſprache) Zapetron heißt. Sie muß in dem Landſtriche zwiſchen Samoſata und Malatia gelegen haben; Genaueres wiſſen wir nicht darüber.

2) Die Lage von Dazimon oder Daziminos, wo die Entſcheidungsſchlacht ſtattfand, iſt ganz unſicher und wir müſſen in Folge deſſen auch darauf verzichten, die Bewegungen der einzelnen Abtheilungen genauer feſtzuſtellen.

aber ein perſönlicher Feind des Commandanten verrieth ſie an die Saracenen.1) Schrecklich war die Rache Mótaßims für die im vorigen Jahre von den Griechen begangenen Grauſamkeiten: die Stadt wurde verbrannt, die waffenfähigen Männer größtentheils niedergemacht (es ſollen ihrer 30000 geweſen ſein), die übrigen mit Weibern und Kindern in die Sklaverei geſchleppt, der Befehlshaber der Garniſon, der Stratege Aëtius, ſpäter in Sſamarra gekreuzigt. Zu halten waren die eben gemachten Eroberungen für die Muslime natürlich ſo wenig wie in früheren Zeiten, beſonders da Mótaßim gleich darauf mit der arabiſchen Verſchwörung (S. 521) und ſpäter mit anderen Aufſtänden zu thun bekam. So finden wir zunächſt nichts weiter erwähnt, als gelegentliche Streifzüge zu Lande wie zur See, Austauſch beiderſeitiger Gefangener und Aehnliches; erſt unter Mutawakkil bereiten ſich wieder ernſtere Kämpfe vor. Ein willkürlicher Verſuch dieſes häufig allzu vorſchnellen Herrſchers, in die halbe Selbſtändigkeit einzugreifen, welche die armeniſchen Theilfürſten unter der muslimiſchen Oberhoheit immer genoſſen hatten und jetzt weiter auszudehnen ſtrebten, brachte ihm 237 (852) einen gefährlichen Aufſtand des ganzen Landes ein, der bis 238 (852/3) mit Mühe von den Türken unter Boga d. Ä. unterdrückt wurde, ohne daß aber der Chalife wagen durfte, auf Durchführung ſeiner erſten Abſicht zu beſtehen. Denn wie gewöhnlich hatten die Byzantiner die Gelegenheit benutzt, ihrerſeits die Grenzbezirke auszurauben; und das wurde bis 243 (857) fleißig weiter betrieben, auch im J. 238 (852/3) von einer griechiſchen Flotte von 300 Schiffen eine Landung in Aegypten unternommen und Damiette geplündert. Da andere Aufſtände (unten S. 544) den Truppen Mutawakkils zu ſchaffen machten, wäre es den Muslimen vermuthlich noch weit ſchlechter ergangen, wenn nicht etwa um dieſelbe Zeit die Kaiſerin Theodora durch ihre kirchenpolitiſchen Maßregeln gegen die Secte der Paulicianer2) große Schaaren dieſer tüchtigen Menſchen über die Grenze getrieben hätte. Sie wurden von dem Oberbefehlshaber in den Defenſionen, Omar Ibn Abdallah,3) mit

---

1) Das Datum der Einnahme ſteht nicht feſt. Nach den arabiſchen Nachrichten befahl Mótaßim 55 Tage nach dem Anfange der Belagerung, d. h. alſo 25. Schauwâl = 19. September den Beginn des Rückmarſches, welchem die Eroberung ſelbſt doch mehrere Tage, wenn nicht Wochen vorhergegangen ſein mußte. Auf die Angaben der Araber iſt indeß auch kein Verlaß; insbeſondere iſt die Zeit von 11 Tagen zwiſchen der Schlacht und der Ankunft Mótaßims vor Amorium zu kurz bemeſſen, wenn die Vereinigung Afſchins mit dem Hauptheere, wie überliefert iſt, in Ankyra ſtattgefunden hat, und der Weitermarſch nach dem 7 Tage Weges entfernten Amorium erſt nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen erfolgt iſt. Ich bemerke nur, daß Ibn Wâdich's Angabe (ed. Houtsma II, 581), die Stadt ſei am 17. Ramadân (12. Auguſt) übergegangen, merkwürdig gut zu der byzantiniſchen Notiz (Lebeau-St. Martin XIII, 143) paßt, die Belagerung habe nur 13 Tage gedauert. Woher das Datum Ende Schauwâl 223 = 23. September 838 bei Weil (Geſchichte der Chalifen II, 315) und Hertzberg (Nr. 54 dieſer Sammlung, S. 133) ſtammt, weiß ich nicht.

2) S. Hertzberg, Geſchichte der Byzantiner (Nr. 54 dieſer Sammlung), S. 111. 137.

3) Oder Obeidallah; der Name ſteht nicht genau feſt.

offenen Armen aufgenommen und auf muslimiſchem Boden angeſiedelt, welchen ſie nun eifrig gegen die Angriffe der Byzantiner vertheidigen halfen, und von dem aus ſie bald in dem Orte Tephrike in Kleinarmenien ſich einen feſten Stützpunkt im feindlichen Lande ſelbſt zu ſchaffen vermochten. Im J. 244 (858) konnte endlich Boga mit den Türken eingreifen, und ihm, wie 246 (860) noch einmal dem Omar Ibn Abdallah ſelbſt gelang es, den Griechen empfindlichen Schaden zuzufügen. Aber die zunehmende Beſchäftigung der Praetorianer mit Palaſtrevolution und Bürgerkrieg änderte unter Muſta'in die Sachlage zum größten Unheil für den Islâm. Waßif, der im J. 248 (862) noch einen erfolgreichen Streifzug auf byzantiniſches Gebiet unternommen, ging nach Sſamarra zurück, und 249 (863) ward Omar mit ſeinem Heere von dem griechiſchen General Petronas nördlich vom Taurus eingeſchloſſen und zuſammengehauen. Daß in der wüſten Zeit von Mo'otâſ bis Móchtadi nicht das ganze Gebiet der Defenſionen verloren ging, dankten die Muslime nur dem Umſtande, daß es in Byzanz dazumal auch nicht viel beſſer ausſah: kirchliche Schwierigkeiten und der gewaltſame Uebergang der Herrſchaft auf die makedoniſche Dynaſtie[1] verhinderten die Griechen, den Verfall des Chalifates gebührend auszunutzen. Als aber Kaiſer Baſilius ſich erſt feſt im Sattel fühlte, theilte er auch nach dieſer Seite wuchtige Schläge aus. Zuerſt machte er die Paulicianer, die immer noch ſeinem Reiche wie ein Pfahl im Fleiſche ſaßen, unſchädlich: in zwei Feldzügen 257 (871) und 259 (873) ſchlug er ſie wiederholt und nahm im letztgenannten Jahre, nachdem er ſich 258 (872) durch einen kräftigen Vorſtoß in das arabiſche Gebiet zwiſchen Melitene und Samoſata die Flanke geſichert, Tephrike ein. Nun hatte er gegen die Defenſionen freie Hand; Anfang 263 (876) gewann er Lúlua (S. 508) für Byzanz zurück und verwüſtete 263 (877) das ganze Land zwiſchen Tarſus und Mar'aſch. Ein Rachezug der Araber 265 (878) verlief für ſie nicht glücklicher, und erſt 270 (883/4) trugen ſie zum erſten Male wieder einen größeren Erfolg davon. Von da an ſetzte ſich der Krieg mit wechſelndem Erfolge Jahrzehnte lang fort, in der alten Geſtalt von Streifzügen in den ſyriſch-kleinaſiatiſchen Grenzgebieten; neben ihnen treten aber neuerdings wieder Flottenexpeditionen in den Vordergrund, abwechſelnd von beiden Theilen unternommen, nicht in der Abſicht förmliche Eroberungen zu machen, ſondern um an irgend welchen Punkten der feindlichen Küſten zu landen, mit großer Schnelligkeit ſo viele Verheerungen wie möglich anzurichten und dann wieder davonzuſegeln. Ein Korſarenkrieg alſo, der für die Muslime bequem und beutereich war, ſeit das im Herzen der byzantiniſchen Beſitzungen gelegene Kreta für ſie Freundesland geworden (S. 507). Die kretiſchen Saracenen ſelbſt lebten gradezu von der Piraterie, die ſie auf dem ägeiſchen Meere, ja tief in die Adria hinein betrieben[2];

---

[1] S. Hertzberg (Nr. 59 dieſer Sammlung), S. 145 ff.

[2] Vgl. über dieſe Züge, die weniger für den Islâm als für das oſtrömiſche Reich von Bedeutung ſind, Hertzbergs Geſchichte der Byzantiner, in dieſer Sammlung Nr. 54, S. 136; Nr. 59, S. 152. 153.

aber auch von der ſyriſch-ciliciſchen Küſte, insbeſondere von Tarſus her fanden die flinken Kreuzer der Araber ihren Weg faſt bis vor den Hafen von Konſtantinopel. Schon beim J. 880 (266/7) erwähnen byzantiniſche Chroniſten ein derartiges Unternehmen, dem ſpäter andere folgten; aber einen wirklich gefährlichen Charakter erhielten dieſe Wikingsfahrten durch einen Renegaten Namens Leo, der in dem ſyriſchen Tripolis hauſte und mit ſeiner Flotte von über 50 wohlbemannten Schiffen ſeit 291 (904) Entſetzen über alle Küſten des ägeiſchen Meeres verbreitete. In dem gedachten Jahre überfiel er mit ſeinen Korſaren Theſſalonike, die zweite Stadt des byzantiniſchen Reiches, raubte und mordete zehn Tage lang und ſchleppte mehrere tauſend[1] Gefangene mit ſich fort; in den nächſten Jahren ſetzte er nicht minder als ſeine kretiſchen Glaubensgenoſſen den Unfug im Archipelagus fort und erſt 926 (313/4) gelang es dem byzantiniſchen Admiral Johannes Radinos bei Lemnos die Flotte des Leo zu vernichten. Zu Lande war es unter Mótadid und Muktafi den Arabern auch nicht ſchlecht gegangen, ſie hatten ihren Beſitz gewahrt und mehr lohnende Beutezüge in Kleinaſien ausgeführt, als die Byzantiner im Gebiete der Defenſionen; aber mit dem erneuten Verfalle des Chalifates unter Moktadir begann naturgemäß ihre Kriegführung zu erlahmen, und nun geſchah, was ſeit über hundert Jahren unerhört geweſen, der eherne Ring der Grenzfeſtungen ward von dem armeniſch-byzantiniſchen General Johannes Kurkuas gebrochen, im J. 314 (926) Malatia von den Byzantinern eingenommen, 315 (927) Armenien bis zur Hauptſtadt Dwin durchſtreift, 316 (928) die weſtliche Hälfte des Landes bis Erzerum, 317 (929) das nördliche Meſopotamien zwiſchen Meijafarikin, Ámid (jetzt Dijarbekr) und Malatia von den Griechen beſetzt. Zwar verſuchten die arabiſchen Statthalter ſowohl von Moßul wie von Tarſus her den Kurkuas zurückzudrängen, aber es gelang nur für den Augenblick, und ſeit 322 (934) blieben für längere Zeit Samoſata, Malatia und ganz Weſtarmenien dem Islám verloren.

Die immer häufiger ſich wiederholenden Palaſtrevolutionen und Aufſtände in den Chalifenreſidenzen mußten ſchlimmer noch, als auf die Wahrung der Grenzen nach außen, auf die Haltung derjenigen Provinzen einwirken, die nicht unmittelbar unter der Hand der türkiſchen Praetorianer ſtanden. Faſt in keiner derſelben fehlte es an Elementen, welche nur auf ein Zeichen der Schwäche ſeitens der Centralregierung warteten, um feindlich gegen dieſelbe aufzutreten. Jener Gegenſatz gegen die Dynaſtie, welcher im Oſten nur durch die thatſächliche Ablöſung Perſiens von dem Körper des Reiches ſeine Spitze verloren hatte, beſtand in den Provinzen arabiſcher Zunge fort: das alte Unabhängigkeitsgefühl der Stämme, welches eben jeder feſten Staatsordnung feindlich war, mußte ſich überall erhalten, wo nicht die einzelnen

---

[1] 22000, ſagen die Byzantiner: die wären auf den 54 Schiffen (Hertzberg, S. 165) doch nicht gut fortzuſchaffen geweſen. Die 5000, welche die Araber zugeben kann man ſich eher gefallen laſſen.

Stammgruppen ſelbſt, wie in den großen Städten des Irák, ſich allmählich mit einander verſchmolzen hatten. Mit ihm zuſammen wirkte in manchen Bezirken Syriens und Meſopotamiens die Tradition der Omaijadenzeit, die wenigſtens in der Geſtalt einer ſehr beſtimmten Abneigung gegen die Abbaſſiden noch nicht erloſchen war. Im Norden, in Adherbeidſchán und den kaspiſchen Provinzen, reichten ſich Communismus und Ungeberdigkeit der ſtreitluſtigen Bergvölker der Deilemiten, Tabariſtaner und Kurden die Hände; und allüberall, wo es Unzufriedenheit gab, waren nach wie vor die Aliden geſchäftig, ſie für ihre Zwecke auszunutzen. Alle dieſe Beſtrebungen müſſen nun in dem Augenblicke, wo die Centralregierung nicht mehr im Stande iſt, einen directen Einfluß auf die Provinzen auszuüben, mit dem natürlichen Beſtreben der Statthalter in den letzteren, ſich nach Möglichkeit von den Befehlen des Chalifen zu emancipiren, in einer für den Beſtand des Reiches höchſt gefährlichen Weiſe zuſammenwirken. Am früheſten wird dieſe Gefahr in den Nordprovinzen ſichtbar.

Wir haben bereits oft genug (S. 496. 504. 508. 537) auf die churramitiſche Empörung in Adherbeidſchán hingewieſen, um mit einer kurzen Darſtellung ihres Verlaufes an dieſer Stelle uns genügen zu laſſen. Nach den noch in Harúns Zeit fallenden erſten Zuckungen hatte unter Ma'amún Bábek im J. 201 (815/6) der Bewegung einen neuen Anſtoß gegeben und in kurzer Friſt ganz Adherbeidſchán, ſpäter (bis 211=826) auch die benachbarten Theile von Armenien und Medien bis Moßul und über Hamadán hinaus in den Kreis ſeiner Macht gezogen. Moßul ward 212 (827) allerdings von Mohammed Ibn Homeid wieder unterworfen, aber gegen Bábek ſelbſt verlor dieſer Feldherr 214 (829) Sieg und Leben, und ſein Nachfolger beſchäftigte ſich ausführlicher als mit der Bändigung des Rebellen ſelbſt mit der Mißhandlung der Einwohner Mediens, die natürlich auf dieſe Weiſe der Regierung nicht geneigter wurden. Der erſte wirkliche Schritt vorwärts ward erſt unter Mótaßim gethan: im J. 218 (833) ſchlug ſein perſiſcher General Ißchák Ibn Ibrahim die Aufſtändiſchen in Medien, zu welchen auch noch die Männer von Ispahan geſtoßen waren, bei Hamadán. Nun konnte man dem Churramiten ſelbſt auf den Leib rücken; es geſchah insbeſondere durch Anzettelung von allerlei Verräthereien in Bábeks eigenem Lager, durch welche man ſein erneutes Vorrücken verhindern und ihm nach und nach Boden abgewinnen konnte. Von 220 (835) ab griffen die Türken unter Boga und Afſchin ein, Letzterer führte den Oberbefehl, und erwies ſich bald an Liſt und geſchickter Benutzung des Terrains dem Empörer in ſeinem eigenen Lande überlegen. Allerdings wurde ein Angriff auf die Hauptfeſtung der Aufſtändiſchen, El-Badh (S. 508), im J. 221 (836) noch abgewieſen; aber bald darauf ließ Afſchin den Tarchán, einen der beſten Generäle Bábeks, ermorden, und 222 (837) wurde das Felſenneſt der von allen Seiten immer mehr zuſammengedrängten Communiſten, wie es ſcheint nicht ohne treuloſe Hinterliſt, erſtürmt, und zu Ende deſſelben Jahres der mit wenigen Getreuen entkommene Bâbek ſelbſt gefangen. Er wurde 223 (838) in Sſamarra grauſam hingerichtet, nachdem man ihn, allem Volke zur Schau, auf einem Elefanten durch die Straßen der Stadt geführt. — Kaum war dieſe Gefahr beſeitigt, ſo verſagte der Ispehbed von Tabariſtân, Maſijâr Ibn Kârin, den Gehorſam (224=839; vgl. S. 522). Es hätte jedenfalls längere Zeit erfordert, ſelbſt mit den vereinten Kräften des Chalifen und des Tahiriden Abdallah, zu deſſen Gebiete eigentlich die Südküſte des Kaspiſchen Meeres gehörte, die ſchwierige Provinz zu bewältigen, hätte nicht Maſijâr ſelbſt am meiſten dazu beigetragen: um möglichſt energiſch auftreten zu können, erpreßte er von ſeinen Unterthanen Unſummen Geldes, zwang die Bewohner der am Meere gelegenen Hauptorte Sſârija und Âmul nach Hormiſdabâd mitten im Gebirge umzuſiedeln, und was dergleichen Gewaltſamkeiten mehr waren. So wurde er von den Seinen verrathen, gefangen und ſpäter in Sſamarra hingerichtet. Dem Islâm brachte die Bezwingung des immer unruhigen Landes diesmal einen beſonderen Gewinn: jetzt erſt bekehrte ſich die Maſſe der Bevölkerung zum wahren Glauben und ließ die Feuertempel zerſtören. Aber für die Regierung ſollte eben das verhängnißvoll werden; die neuen Muslime behielten ihre Abneigung gegen das Chalifat bei und zeigten ſich von nun an als eifrige Anhänger der Aliden, die ja bei ihren Nachbarn, den Deilemiten, ſchon früher bereitwillige Aufnahme gefunden hatten (S. 492). Als daher unter Muſta'in im J. 250 (864) arabiſche Beamte ſich Uebergriffe erlaubten, welche die Tabariſtaner ſich gefallen zu laſſen keineswegs geſonnen waren, riefen ſie den in Rei wohnenden Aliden Haßan Ibn Seid zu ſich. Bereitwillig trat er an die Spitze der Empörung, und obwohl die Tahiriden ihn einen Augenblick wieder aus dem Lande trieben, gelang es ihm doch nach langwierigen Kämpfen ſich wieder darin feſtzuſetzen und auf die Dauer zu behaupten — eine neue alidiſche Dynaſtie (vgl. S. 488) iſt mitten im Abbaſſidenreiche gegründet.

Auch anderswo ſind dieſe Erbfeinde des Abbaſſidenchalifates eifrig am Werke geweſen. Die ununterbrochene heimliche Minirarbeit, welche in ihrem Namen überall betrieben wurde, haben wir in einem der folgenden Capitel im Zuſammenhange zu verfolgen; ſie fällt nicht zuſammen mit den Verſuchen der Seiditen, durch wiederholte Empörungen die Anſprüche der Familie Alis auf das Chalifat immer von Neuem geltend zu machen. Eine ſolche fand unter Môtaßim in der perſiſchen Provinz Talekân ſtatt (219=834), doch hatte der Tahiride Abdallah keine große Mühe ſie zu unterdrücken. Schlimmer wurde es unter der elenden Herrſchaft des Muſta'in: im J. 250 (864) war Kûfa mit dem halben Irâk, 251—252 (865—866) der größte Theil des Hidſchâſ im Aufſtande. Hier waren es nicht blos die Seiditen, ſondern vor Allen die unruhigen Beduinen, welche jede Gelegenheit zur Unbotmäßigkeit und zum Straßenraube mit Begeiſterung ergriffen und ſeit dem Regierungsantritte der Abbaſſiden ſich in den Dienſt der Seiditen zu ſtellen pflegten (vgl. S. 489 f. 492), wie ſie unter den Omaijaden es mit den Charidſchiten gehalten hatten. Weiter im Norden waren übrigens auch dieſe nicht ausgeſtorben: zwiſchen Moßul und Armenien, in den ſogenannten Dijár Bekr und Dijár Rabí'a,[1]) waren Namen und demokratiſche Grundſätze der alten Secte unter den Araberſtämmen immer noch erhalten und machten ſich, wie mehrfach früher (S. 490), ſo auch unter Wáthik (231 = 845/6) und unter Mutawakkil (234 = 848/9) läſtig. Ibn El-Ba'ith, ſo hieß der Anſtifter der zweiten Revolte, warf ſich in das gebirgige Adherbeidſchán und vertheidigte ſich in dem feſten Merend gegen Boga d. J. hartnäckig, bis er durch Verrath dem Türken ausgeliefert wurde. Dauernd aufſäſſig aber wurden dieſe Gegenden ſeit 253 (867). Ein Charidſchite Namens Mußáwir erhob die Fahne der Empörung in Bawaſídſch, ſüdlich von Móßul; nicht allein die Araber, ſondern auch zahlreiche Kurden, die ſchon 227 (842)[2]) und 231 (845/6) ſich gerührt hatten und damals wie heute überall, wo es auf Raub und Plünderung ankam, zur Hand waren, ſchloſſen ſich ihm an, und in der regierungsloſen Zeit des Mo'táſ und ſeiner Nachfolger ſetzte die Secte ſich in dieſer Provinz dermaßen feſt, daß ſelbſt, nachdem unter Mótamid beſſere Verhältniſſe eingetreten waren, der energiſche Muwaffak ihrer nicht Herr werden konnte. Erſt Mótadid bewältigte ſie 280—283 (893—896); ſeitdem ſpielen ſich die niemals aufhörenden Sonderbeſtrebungen in und um Móßul auf das rein politiſche Gebiet über.

Die unmittelbare Veranlaſſung zu dem Aufſtande Mußáwirs war ebenſo, wie bei Haßans Erhebung in Tabariſtán, eine Schandthat des oberſten Beamten im Regierungsbezirke geweſen. Es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß in den Provinzen die Abgeordneten der Chalifen und Praetorianer nicht viel beſſer wirthſchafteten, als es in der Reſidenz geſchah; ihre theils ungeſchickten, theils verwerflichen Maßregeln waren nur zu häufig angethan, den längſt in der Bevölkerung gährenden Unwillen zum offenen Ausbruch zu veranlaſſen. Schon unter Mótaßim kam es aus ſolchem Grunde zu einem gefährlichen Aufſtande in Paläſtina. Ein Soldat hatte die Frau oder Schweſter eines gewiſſen Abu Harb gemißhandelt; der erſchlug den rohen Patron, entzog ſich der Verfolgung durch Flucht ins Gebirge, und predigte nun, ſich für einen Abkömmling der Omaijaden ausgebend, den Krieg gegen das gottloſe Abbaſſidengeſchlecht. Weil er ſich, wie Mokanna (S. 495), mit einem Bórkoa, d. h. einem Geſichtsſchleier, wie ihn die Frauen tragen müſſen, verhüllte, nannte man ihn El-Mubárka „den Verſchleierten"; er fand einen ſo großen

---

[1]) D. h. „Wohnungen Bekrs" und „Wohnungen Rabí'as". Stämme von Bekr Ibn Wáïl (vgl. S. 228) und den ebenfalls ismaelitiſchen Rabí'a El-Faras, welche in der alten Zeit im öſtlichen und nördlichen Arabien neben einander gehauſt, waren ſchon vor Mohammed nach Meſopotamien übergeſiedelt und hatten ſich an der im Text angedeuteten Stelle Sitze gewonnen. Als Hauptort von Dijár Bekr gilt Ámid, welches heutzutage den Namen der Landſchaft ſelbſt angenommen hat.

[2]) Nach anderem Berichte ſchon 224 (839); unter Dſchá'afar Ibn Mihirdſcháſ, über deſſen Ende wir auch nur unvollſtändige und widerſprechende Nachrichten beſitzen.

Anhang unter den Jemeniten, daß der von Mótaßim gegen ihn geſandte Radſchá es nicht wagte ihn anzugreifen, ſondern ſich verſchanzte, bis die herannahende Ackerbeſtellung die Bauernſchaaren großentheils auseinanderlaufen machte; ſelbſt dann war es nicht leicht, ihn zu überwältigen und einzufangen (227 = 842). In Nordſyrien machten beſonders Mutawakkils Verordnungen gegen die in dieſen Gegenden ſehr zahlreichen Chriſten (S. 524) böſes Blut, ſo daß 240 (854) eine Gewaltthätigkeit des Statthalters in Himß genügte, einen ſehr üblen Aufruhr hervorzurufen, der ſich 241 (855) wiederholte: und ſeine ſtrenge Unterdrückung fruchtete nur bis 250 (864), wo aus demſelben Orte neue Unbotmäßigkeit der Jemeniten berichtet wird. In Arabien ſelbſt bedurfte es kaum noch beſonderer Veranlaſſungen, die Beduinen unter die Waffen zu rufen: ſchon unter Wáthik (230 = 845) hatten die Benu Sſoleim (vgl. S. 127 u. ö.) ſich mit großer Gemüthlichkeit daran gemacht, die Marktflecken des Hidſcháſ auszuplündern, und als der Statthalter von Medina dies ungehörig fand und mit ſeinen Truppen gegen ſie ausrückte, brachten ſie ihm eine Niederlage bei, welche den ſofortigen Anſchluß mehrerer großer Stämme, wie der Gatafán, Feſára u. A. an die Empörer zur Folge hatte. Bald war ganz Nord- und Centralarabien in Aufruhr; Boga d. Ä. mußte mit einem Türkenheere eingreifen, und erſt nachdem er mehrere empfindliche Schlappen erlitten, vermochte er theils durch gütliche Unterhandlungen, theils mit Gewalt die Ordnung herzuſtellen.

Man ſieht, der Zündſtoff, der ſeit dem Niedergange der Omaijaden überall unter der Oberfläche des Reiches lagerte und den ſchon Manßúrs Energie und Mótaßims Türken nicht ohne Mühe vor dem Aufflammen bewahrt hatten, drohte bei der erſten Gelegenheit einen allgemeinen Brand herbeizuführen. Es bedurfte nur der jämmerlichen Ohnmacht der Regierung ſeit Muſta'in, ihn zu entzünden. Das iſt in doppelter Weiſe geſchehen. Wo in den Provinzen kräftige Truppenführer ſchalteten, verzehrte er nur das Band, welches ſie an das Chalifat bis dahin gefeſſelt; aber im Irák und in Arabien ſelbſt ergriff er den ganzen Bau des Staates, und hier gewinnt er eine ſolche Ausbreitung, daß er ſchließlich auch auf jene für den erſten Augenblick durch ihre Lostrennung von dem untergehenden Reiche ſcheinbar geſicherten Flügel überſpringt und mehr als einen derſelben gleichfalls in Aſche legt. Verſchont bleibt kaum die Oſthälfte des Chalifates, die ſeit Ma'amún in ziemlich ungeſtörtem nationalen Sonderdaſein eher Befriedigung findet und nur von häufigem Dynaſtienwechſel heimgeſucht wird; aber auch ihre Grenzgebiete werden in die allgemeinen Verwicklungen hineingezogen. Indem wir dieſe nunmehr zu ſchildern unternehmen, ſkizziren wir zuerſt kurz den allgemeinen Verlauf.

Seit der Tahiride Mohammed Ibn Abdallah ſich als Statthalter von Bagdad faſt umſonſt in dem arabiſch-türkiſchen Bürgerkriege (S. 527 f.) abmühte (250 = 864), war die Herrſchaft ſeiner Familie über den Oſten in allmählichem Zurückgehen begriffen. Von Sſedſcheſtán aus breitete ſich Ja'akúb

Ibn Leith, genannt Es-Sſaffâr „der Kupferſchmied", der Gründer der Dynaſtie der Sſaffariden,[1]) allmählich nach Kirmân und Fars aus; in Tabariſtân hielt ſich ſeit 250 (864) der Alide Haßan (S. 542), und zwiſchen beiden in der Mitte kam ungefähr in demſelben Jahre eine neue halbſouveräne Familie auf, die Söhne des Abu Dolaf. Dies war ein angeſehener arabiſcher General Harûns geweſen, der ſich aus dem Bruderkriege zwiſchen Emin und Ma'amûn zeitig genug zurückgezogen hatte, daß Letzterer ihn nach erkämpftem Siege unbehelligt auf dem großen Grundbeſitze ließ, den er in und um die Stadt Karadſch in Medien, zwiſchen Hamadan und Ispahan, zu eigen hatte. Durch Klugheit und Freigebigkeit, wegen der er zu Ma'amûns Aerger von den zeitgenöſſiſchen Dichtern aufs Höchſte geprieſen wurde, feſtigte er ſeinen Einfluß in der ganzen Umgegend, und gegen 250 (864) ward ſein Sohn Abd-El-Aſîſ als Statthalter von Medien und Ispahan formell beſtätigt. In den folgenden Kriegen zwiſchen den Sſaffariden und den Chalifen, auf die wir noch zurückzukommen haben, wußten er und ſpäter ſeine Söhne ſich unter mancherlei Wechſelfällen geſchickt zu behaupten; erſt 284 (897), als ſie wiederholt auch gegen den energiſchen Mótadid ſich unbotmäßig zeigten, wurde Omar, der letzte von ihnen, energiſch bekriegt, zur Flucht nach Tabariſtân gezwungen und damit dieſer kleinen Dynaſtie ein Ende gemacht. Ihre Erſcheinung iſt typiſch für alle folgenden. Ein tüchtiger und rückſichtsloſer General, der über eine Handvoll Soldtruppen verfügt, weiß ſich in den Gelegenheiten der Aufſtände und Bürgerkriege dem Chalifen nützlich zu machen und erhält einen beſonderen Auftrag, vielleicht gar eine Statthalterſchaft: ſobald er ſich mächtig genug glaubt, vergißt er den Tribut abzuführen, das einzige, worin bei der Selbſtändigkeit aller Localverwaltungen ſeine Abhängigkeit von der Regierung ſich darſtellte, und ſpielt nun ſo lange den unabhängigen Fürſten, bis der Chalife oder ein ſtärkerer Concurrent über ihn kommt und ihm den Garaus macht. So wird 254 (868) der Türke Achmed Ibn Tulûn Statthalter von Aegypten; von dort aus vermag er 264 (878) ſeine Herrſchaft über Syrien und einen Theil Meſopotamiens auszudehnen. Nachdem unter Muwaffak das Chalifat wieder an Stärke gewonnen, nimmt Mótadid ſeinem Sohne 286 (899) Meſopotamien ab, indem er ein dieſem Lande entſtammendes anderes Kriegergeſchlecht, die Sſadſchiden, gegen ihn ausſpielt. Während 292 (904/5) die raſch heruntergekommenen Tuluniden des Reſtes ihrer Herrſchaft beraubt werden, halten ſich die Sſadſchiden in Adherbeidſchân, das ſie 276 (889/90) als Lehen erhalten haben, bis 317 (929). Inzwiſchen ſind in und um Moßul während der Charidſchitenkämpfe (S. 625) die Hamdaniden aufgekommen, Verwandte des Hußein Ibn Hamdân, den wir früher (S. 532) zu Anfang von Moktadirs Regierung eine ſo zweideutige Rolle ſpielen ſahen: 292 (905) erhält ſein Bruder Abu'l-Heidſchâ officiell die Statthalterſchaft von Môßul über-

---

1) Gewöhnlich ungenauer Soffariden geſprochen.

tragen, und von hier aus wiſſen ſeine Söhne in den Kämpfen zwiſchen den Weſiren und Emiren Moktadirs und ſeiner Nachfolger allmählich ihren Einfluß über Meſopotamien und ſpäter auch Nordſyrien auszudehnen, bis ſie ein keineswegs verächtliches Doppelreich mit den Hauptſtädten Moßul und Haleb ſich gegründet haben. Trotz einer kaum hundertjährigen Exiſtenz — lange vor der Beſeitigung des letzten Hamdaniden (413 = 1022) hat ihre eigentliche Herrſchaft geendet — hat insbeſondere der Staat von Haleb durch des berühmten Sseifeddaula Verdienſt eine außerordentliche Bedeutung für die Geſchichte des Islâms erlangt, die uns noch des Näheren beſchäftigen wird. Ohne große Wichtigkeit dagegen iſt die letzte dieſer Dynaſtien, die ſeit 321 (933) wiederum in Aegypten ſich feſtſetzt und unter dem Namen der Ichſchididen bekannt iſt; ſie findet ihren Untergang 358 (969) durch die Fatimiden, das heißt durch die pſeudo-alidiſchen Todtengräber des Staates, den einſt der große Omar gegründet.

Denn die Aliden, ſpäte aber wirkſame Rächer des nach dem Sturze der Omaijaden erlittenen Unrechts, haben mehr noch als die Untüchtigkeit der ſpäteren Chalifen von Bagdad, mehr als die nationalen Gegenſätze, mehr ſelbſt als die traurigen Folgen der Praetorianerwirthſchaft die Auflöſung des Reiches herbeigeführt. Allerdings haben ſie, wie ſeit den Tagen Mochtârs und des Mohammed Ibn El-Hanafîje (S. 380) ſo oft, nur den Namen hergegeben; aber in ihrem Namen eben wurde ſeit jener Zeit, wo die Erniedrigung der Abbaſſiden unter Muſta'în und ſeinen Nachfolgern den tiefſten Grad erreicht hatte, eine Propaganda betrieben, welche ſchlimmer als in den letzten Zeiten der Omaijaden große Provinzen vollkommen unterwühlte und zu Ausbrüchen vorbereitete, deren Folgen die islamiſche Welt niemals überwunden hat. Sie haben vor Allem die letzten Kräfte des Staates aufgezehrt, welche die tapferen Herrſcher Muwaffak, Mótadid und Muktafi wieder zuſammengefaßt hatten, und die ohne dieſe furchtbare Gegnerſchaft vielleicht doch genügt hätten, den zerrütteten Organismus noch einmal der Geſundung entgegenzuführen. Somit iſt es unſere Aufgabe, wenn wir nunmehr zur Darſtellung der letzten Kataſtrophen des Chalifates ſelbſt übergehen, einmal die wichtigeren der ſoeben genannten Theilfürſtenthümer in ihrem wachſenden Ablöſungsbeſtreben zu verfolgen, nicht ohne dabei auch ihre poſitiven Leiſtungen zu charakteriſiren, vor Allem aber jene alidiſche Propaganda zu würdigen, der wir ſo gewaltige Wirkungen glauben zuſchreiben zu müſſen.

Zweites Capitel.

Statthalter und Emir al-omarâ.

Wer es unternehmen wollte, eine genaue und ausführliche Geſchichte der zu einem erheblichen Theile ſo kurzlebigen kleineren und größeren Staatengebilde zu ſchreiben, welche dem Zerfall des Chalifates ihr Daſein verdankt haben, würde Bände füllen müſſen, wollte er ſolcher Aufgabe einigermaßen gerecht werden. Auf perſönliche Eigenſchaften einzelner Männer, auf Gewalt und Zufall gegründet, iſt ihre Exiſtenz faſt in jedem Fall eine wenig geſicherte, meiſt dürftige und unruhige; dieſelben Umſtände, welche das Aufkommen einer Dynaſtie gefördert, können alle Augenblicke zu Gunſten eines neu hervortretenden Geſchlechtes in die Wagſchale fallen und den Sturz der erſten zur Folge haben. So giebt es Herrſcherſtämme dritten Ranges, wie die Abu Dolafs (S. 545), zu Dutzenden, noch unbedeutendere vierter und fünfter Größe zu Hunderten auf dem weiten Gebiete des Islâms in den Zeiten vom Niedergange des Abbaſſidenchalifates bis zum Ausbruche des Mongolenſturmes (etwa 250—600 = 860—1200). Der Hiſtoriker des Islâms hat ſo wenig die Aufgabe, den Schickſalen dieſer ewig wechſelnden Dynaſtien im Einzelnen nachzugehen, wie der Geſchichtſchreiber des Deutſchthums auf den Gedanken gerathen kann, die Wechſelfälle der fürſtlich Leiningiſchen oder gräflich Solms'ſchen Linien mit eingehender Genauigkeit darzulegen. Nur wo in der unaufhörlichen Flucht der Erſcheinungen ein ruhender Pol ſich erkennen läßt, wird er dies Bleibende zu erfaſſen und in ſeinem Werthe für die Entwicklung des Mohammedanismus zu erkennen verſuchen. Das Heldenzeitalter des arabiſchen Volkes, das bei allem Furchtbaren und Schrecklichen durch die Art des merkwürdigen Volkes doch auch ſo viel Anziehendes und Großartiges hat, iſt vorüber; es lohnt nicht, die Handlungen kleiner Menſchen mit derſelben Vertiefung in das Einzelne zu verfolgen. Wo die zunehmende Verderbniß der Zeit wahrer Größe oder nachhaltigen Erfolgen noch hervorzutreten geſtattet, wird ein ſo ſeltenes Schauſpiel uns um ſo aufmerkſamer finden.

Drei Geſchlechter ſind es, die in der zweiten Hälfte des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts d. H. (etwa 860—960) in der Weſthälfte des Chalifates den Blick auf ſich ziehen: die Aglabiden Afrikas, die Tuluniden Aegyptens und die Hamdaniden Syriens und Meſopotamiens. So verſchieden ihre Herkunft, ihr Wirken und ihre Schickſale ſich uns zeigen werden, ſie haben das gemein, daß es ihnen gelungen iſt, größere Theile des in der Auflöſung begriffenen Reiches für eine Weile zu lebensfähigen Staaten umzubilden, ihre Völker vor dem Schickſale des gegenſeitigen Sichaufreibens noch einen Augenblick zu bewahren, dem wir die unglücklichen Bewohner des Kernlandes der Abbaſſiden um dieſelbe Zeit verfallen ſehen. Dieſe drei Geſchlechter ſind es alſo, die vor den übrigen Anſpruch auf unſere Beachtung erheben dürfen und deren Geſchichte wir verhältnißmäßig ausführlicher zu erzählen haben.

Wir verließen (S. 489) den Gründer der aglabidiſchen Dynaſtie in dem Augenblicke, wo er, von Harûn Er-Raſchîd als Statthalter der Provinz Afrika beſtellt, die Suzeränetät des Hofes von Bagdad in der üblichen Form anerkannte, gleichzeitig aber deutlich zu erkennen gab, daß er eben nur an der Form feſtzuhalten, in der Sache die gewonnene Unabhängigkeit zu bewahren entſchloſſen ſei. Das Verhältniß iſt von beiden Seiten mit größerer Beſtändigkeit und beſſerem Willen über ein Jahrhundert feſtgehalten worden, als ſeine Lockerheit eigentlich erwarten ließ. Ob jemals der feſtgeſetzte Tribut aus Keirowân nach der Reſidenz abgeführt worden iſt, wiſſen wir freilich nicht; aber ſtets hat man, ſo weit die Macht der Aglabiden reichte, für den jeweiligen Abbaſſidenchalifen gebetet und die Münzen in ſeinem Namen ausgeprägt. Ja ſo weit ging der Reſpect vor der Autorität des Stellvertreters des Propheten in dieſer entlegenen Provinz, daß kaum einmal, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, einer der afrikaniſchen Fürſten, Sijâdet-Allah I., der Manßûr dieſes Herrſcherhauſes, einem Chalifen auch nur mit einem lauten Widerſpruche entgegentrat. Und der befand ſich zweifellos in ſeinem Rechte, denn Ma'amûn hatte von ihm verlangt, er ſolle auf ſeinen Münzen neben dem Chalifen ſelbſt einen ſeiner Generäle[1]) nennen, d. h. einen Anderen als Generalſtatthalter anerkennen, wozu er in der That nicht verpflichtet war. Ma'amûn zog denn auch, wie es ſcheint, ohne alle Umſtände ſeinen unvorſichtigen Anſpruch zurück. Als aber im Jahre 289 (902) die Unterthanen Ibrahîms II. ſich bei dem energiſchen Chalifen Mótadid über ihren tyranniſchen Fürſten beſchwerten, und dieſer durch ein Decret des Oberherrn angewieſen ward, die Herrſchaft ſeinem Sohne abzutreten, dachte er, der ſonſt nach keinem Menſchen fragte, auch nicht einen Augenblick daran, ſich dem Befehle zu widerſetzen und ſtieg gehorſam vom Throne herab.[2]) Es iſt nicht ſchwer zu ergründen, was den ſcheinbar ſo platoniſchen Beziehungen zwiſchen den Emiren von Keirowân und den Chalifen von Bagdad für beide Theile doch einen ſehr thatſächlichen Werth verlieh. Die erſteren befanden ſich zwiſchen den Berbern des Weſtens

---

1) Nach der einzigen Notiz, die wir darüber haben (ſ. Fournel, Les Berbers, Paris 1875, I, 481) wäre es Abdallah Ibn Tâhir geweſen. Weil (Geſch. d. Chal. II, 248) weiſt ganz richtig nach, daß hiervon erſt nach 205 (beſſer 206, vgl. Weil ſelbſt S. 201 Anm. 3) die Rede ſein kann. Fournels Datum 201 iſt alſo jedenfalls unrichtig — ein bei dieſem genauen Forſcher höchſt vereinzelter Fall. 2) Vgl. zu den Motiven von Ibrahîms Thronentſagung übrigens noch unten S. 596.

und den abbaſſidiſchen Statthaltern von Aegypten zwiſchen zwei Feuern, deren keines ſie ihrem Hauſe nahe kommen laſſen durften; was aber die Hauptſache war, die Legitimität ihrer Herrſchaft über die afrikaniſchen Araber beruhte einzig und allein auf der Inveſtitur des Chalifen, und aus zahlreichen Aufſtänden ihrer Unterbefehlshaber hatten ſie den richtigen Schluß gezogen, daß jene Sanction des Oberhauptes des Islâms, die immerhin ihr Anſehen in weiten Kreiſen der Bevölkerung vermehrte, für ſie unentbehrlich war. Den Abbaſſiden andererſeits deckten ſie den Rücken nicht blos gegen die theils chāridſchitiſchen, theils ſchiitiſchen Berbern, ſondern mehr noch gegen die Byzantiner, deren Kräfte wir durch die aglabidiſchen Angriffe auf Sicilien getheilt und vielfach von der ſyriſchen Grenze abgezogen finden. So wachte man auch in Bagdad ſorgfältig darüber, daß Afrika in dieſen Händen blieb, und als im Jahre 196 (811/2) Ibrahim I. durch einen gefährlichen Aufſtand in ſchlimme Gefahr kam, beeilte ſich der Statthalter von Aegypten, ihm wenigſtens erhebliche Geldſummen zur Verfügung zu ſtellen, welche durch Beſtechung einflußreicher Perſönlichkeiten im feindlichen Lager Spaltungen erzeugten und die Unterdrückung des Aufruhrs ermöglichten.

Man hat die Aglabiden als ein ziemlich unbedeutendes Geſchlecht hinzuſtellen verſucht; ich meine doch, mit Unrecht. Für die verhältnißmäßig geringen Kräfte, welche ihnen zu Gebote ſtanden, haben ſie genug geleiſtet. Das Gebiet, über welches ſie verfügten, erſtreckte ſich von Tripolis nicht weiter als in die Nähe des jetzigen Algier, und der ganze Theil deſſelben, welcher über Bona weſtlich hinausliegt, befand ſich in den Händen des großen Berberſtammes der Kitâma, der nur durch beſondere Veranſtaltungen in Ordnung gehalten werden konnte. Weiterhin folgten die Senâta-Kabylen[1]), mit ihrer Hauptſtadt Tlemßân, meiſt den alidiſchen Idrißiden unterthan oder doch verbündet (vgl. S. 488), und jenſeits des Atlas bewahrten die Benu Roſtem in Tâhert (S. 486) und die Benu Midrâr in Sſidſchilmâßa (S. 486) ihre Unabhängigkeit mit Eiferſucht. Ein ſchüchterner Verſuch, die Roſtem, welche einigermaßen in der Machtſphäre der Aglabiden lagen, unter den Einfluß von Keirowân zu bringen (239 = 853/4), ſcheiterte, und es iſt weiſe zu nennen, daß er ohne Wiederholung blieb: die Leute waren Charidſchiten, und ſo ärgerlich es ſcheinen konnte, daß ihr Scheich ſich den hochtönenden Namen eines Chalifen beizulegen beliebte (vgl. S. 328), ſo mußte man ſich doch hüten, ihren ſtets bereiten Fanatismus durch gewaltſames Eingreifen zu entzünden. Die Midrâr aber, die als correcte Sſunniten zwiſchen den ſchiitiſchen und chāridſchitiſchen Berbern eingeſprengt ihre Fortdauer hauptſächlich der Entlegenheit ihrer Oaſe gedankt zu haben ſcheinen, ließen zwar für die Abbaſſiden beten, waren aber vollkommen außerhalb des Bereiches der Statthalter des Chalifen, welche froh ſein mußten, in dem

---

1) Kabîla iſt ein arabiſches Wort für Stamm, das nicht minder als auf die Araber, heutzutage ſogar ausſchließlich, auf die Berbern angewandt wird.

gefährlichen Weſten wenigſtens an einem Puncte ein Häuflein Freunde zu beſitzen. Daß die Aglabiden überhaupt der berberiſchen Majorität gegenüber jetzt, wo ſie auf wirkſame Hilfeleiſtung aus dem Oſten ſo gut wie niemals rechnen konnten, ſich beſſer hielten, als ihre Vorgänger unter den Omaijaden, verdankten ſie einmal ihrem Glück, daneben aber auch ihrer richtigen Politik. Ein Glück war es für ſie, daß die Idrißiden ihre vortreffliche Stellung nicht dauernd auszunutzen wußten. Abgeſehen von vorübergehenden Schwankungen hatten dieſe eine Weile mit Geſchick ihre Herrſchaft unter den Berbern des Weſtens zu ſichern und auszubreiten verſtanden. Vergeblich hatte Ibrahim Ibn El-Aglab im Auftrage des Harûn Er-Raſchîd im Jahre 177 (793) Idrîs I. durch einen Sendling tückiſch vergiften und nach einander zwei Vormünder des jugendlichen Idrîs II. beſeitigen laſſen; die Berbern von den Aûraba, Sſanhâdſcha und anderen Kabylen, welche über dem heranwachſenden Fürſten wachten, waren durch nichts irre zu machen geweſen. Im Jahre 192 (808) hatte Idrîs ſich eine neue Hauptſtadt in Fez[1] gegründet und darin 8000 der ſpaniſchen Verbannten aus Córdova (S. 506; im Jahre 198 = 814), ſowie dreihundert Familien aus Keirowân aufgenommen, die wahrſcheinlich vor dem tyranniſchen Sijâdet-Allah I. (vielleicht 210 = 825) geflohen waren: ſo machte der Alide deutlich gegen die Omaijaden in Spanien wie gegen die Aglabiden Front. Gleichzeitig (197—198 = 813—814) zog er die während ſeiner Unmündigkeit etwas loſe gewordenen Zügel der Herrſchaft über die Senâta von Tlemßân wieder an, dadurch dem arabiſchen Gebiete bedenklich näher rückend. Aber der ihm 213 (828) in der Herrſchaft folgte, ſein Sohn Mohammed, machte dieſe Erfolge zu nichte, indem er, vielleicht den allzuhäufig ſich vordrängenden particulariſtiſchen Strömungen unter den Berbern nachgebend, ſein Reich zu Gunſten ſeiner Brüder in nicht weniger als zehn Theile zerſchlug; zwiſchen denen mußte es natürlich Reibungen geben, unter welchen die eben ſo hoffnungsvoll aufſtrebende Macht des Hauſes Idrîs raſch verfiel; als die Senâta von Tlemßân gegen Ende des dritten Jahrhunderts (um 900) den Verſuch machten, die Roſtem von Tâhert zur Anerkennung der alidiſchen Oberhoheit zu veranlaſſen, konnte dieſer Kleinſtaat ihnen mit Erfolg widerſtehen. Um ſo weniger brauchten die Aglabiden ſich um den Weſten zu kümmern. Sie verſtanden es nun, dieſe Gunſt der Verhältniſſe in jeder Weiſe zu verwerthen. Die erſten Zeiten ihres Regimentes waren mehr als unruhig geweſen. Der eigentliche Gründer der Dynaſtie, Ibrahim I. Ibn El-Aglab, hatte in den elf Jahren ſeiner Regierung (184—196 = 800—812) vier gefährliche Aufſtände unbotmäßiger arabiſcher Offiziere in Tunis und Tripolis zu bekämpfen (186 = 802, 189 = 805, 194—196 = 810—812 und nochmals in dem letztgenannten Jahre); der von 194 war ſo ſchwer, daß der Aglabide, nachdem er Keirowân verloren, in ſeiner neugebauten Burg, die er zu Ehren der Chalifen El-Abbaßija genannt, ein volles Jahr belagert wurde und nur durch Beſtechungen (vgl. S. 549) ſich der Aufrührer zu erwehren vermochte. Und gegen Tripolis mußte er 196 (812) gemiethete Berbern ſchicken, die ſich nach Erledigung ihres Auftrages ſelbſt empörten, ſo daß es nöthig wurde, die Roſtem von Tâhert zu Hilfe zu rufen, welche zur Herſtellung der Ordnung ſich nur durch die Abtretung des Inneren der Landſchaft Tripolis ſelbſt bewegen ließen. Die langen Bürgerkriege (S. 489) hatten eben Offiziere wie Soldaten allzuſehr an Unbotmäßigkeiten jeder Art gewöhnt. Ibrahims Sohn, Abu'l-Abbâs Abdallah (196—201 = 812—817) machte ſich durch übertriebene Anziehung der Steuerſchraube verhaßt. Ihm folgte ſein Bruder Sijâdet-Allâh I. (201—223 = 817—838), ein rückſichtsloſer Tyrann, aber ein Herrſcher. Er ſah ein, daß vor Allem der übermäßige Einfluß der hohen Offiziere gebrochen werden müſſe. So ſchuf er, obwohl als Menſch von unbezähmbarer Wildheit der Leidenſchaften, ein Sklave des Zornes und Trunkes, ſich eine Stütze in der Geiſtlichkeit und damit in der Maſſe des Volkes. Zum Oberkadi machte er 203 (818/9) einen Schüler des berühmten Rechtslehrers Mâlik (S. 470), deſſen Lehrſyſtem ſo in Afrika und nachher in Spanien zur Herrſchaft gekommen iſt. Es war ein merkwürdiger Mann, dieſer Aßad Ibn El-Furât, der ſchon ſiebenzigjährig noch das Commando über eine Armee übernahm, die er, der Profeſſor der Jurisprudenz, beſſer als je einer der Berufsgeneräle zum Siege geführt hat. Ein Löwe von Muth, wie ſein Name beſagte[1]), hat er ſich nie weder vor einer Rotte aufrühreriſcher Soldaten noch vor ſeinem blutdürſtigen Herrn ſelbſt gefürchtet und immer ſeinen Willen durchgeſetzt. Das Volk vergötterte ihn wegen ſeines religiöſen Eifers, ſeiner Gerechtigkeit und Charakterſtärke, und brummend mußte mehr als einmal der rückſichtsloſe Sijâdet-Allah nachgeben, ſo imponirte ihm Weſen und Einfluß des ſtreitbaren Kadis. Die Politik des Aglabiden, ſich auf die Orthodoxie zu ſtützen, gelang beſſer als ſpäter die ähnlichen Verſuche Mutawakkils (S. 526). Die Grauſamkeit und Hinterliſt, mit welcher er einem ſeiner Generäle nach dem andern den Kopf vor die Füße legte, entfeſſelte allerdings zunächſt von 207—211 (822—826) eine Reihe von Aufſtänden, die auch ihn noch einmal aus Keirowân verdrängten und auf den ſchmalen Küſtenſtrich zwiſchen Gabes und Tripoli beſchränkten, aber 212 (827) war er der unruhigen Araber endlich Herr geworden, und nun zeigte er, daß er auch Anderes vermochte, als Menſchen köpfen laſſen: er ſuchte das Land durch Bauten und Straßenanlagen zu heben, vor Allem aber leitete er die gefährlichen Elemente ſeines Heeres und der in ſeinem Gebiete auch zahlreich genug vertretenen Berberſtämme nach Außen ab, indem er ſie in den fortgeſetzten Kriegen auf Sicilien beſchäftigte, von denen gleich näher die Rede ſein wird. Die Erfolge und die reiche Beute, welche hier gewonnen wurden, mußten den Staat raſch zur Blüthe bringen; unter ſeinem Bruder Abu Ikál Aglab (223—226 = 838—841), dem Wohlwollen und Frömmigkeit, und deſſen Sohn Abu 'l-Abbás Mohammed I. (226—242 = 841—856), dem vieles Glück bei ſeinen Unternehmungen nachgerühmt wird, ging, abgeſehen von einzelnen Zwiſchenfällen, Alles nach Wunſch, und Mohammeds Sohn Abu Ibrahim Achmed (242—249 = 856—863) konnte durch zahlreiche öffentliche Arbeiten den Culturzuſtand Afrikas nachdrücklich zu heben fortfahren. Deſſen Bruder, Sijádet-Allah II. (249—250 = 863—864), ſoll ein ganz vorzüglicher Fürſt geweſen ſein, ſtarb aber nach kaum einjähriger Regierung, und mit ihm ging die Größe des Aglabidenſtaates zu Grabe. Sein Bruder Abu Abdallah Mohammed II. (250—261 = 864—875) war ein grenzenlos leichtſinniger Burſche; ſeine Hauptbeſchäftigung war die Jagd auf Waſſervögel, die ihm den Spottnamen Abu 'l-Garánik, „Vater1) der Kraniche", einbrachte. Aber nicht alle ſeine Paſſionen waren ſo harmloſer Natur; ſo kam der Staat unter ihm ſchnell herunter, und dazu richtete eine Hungersnoth im Jahre 260 (874) unter der Bevölkerung große Verwüſtungen an. Die Lage verſchlimmerte ſich unter ſeinem Bruder Abu Ißchák Ibrahim II. (261—289 = 875—902) weiter. Ein energiſcher Fürſt, übertrieb er doch ſeine Grauſamkeiten; und während er durch Anlage einer neuen Hauptſtadt Rakkáda, etwa eine Meile ſüdweſtlich von Keirowán, ſowie durch eine Menge ſonſtiger Bauten den Glanz ſeiner Dynaſtie herzuſtellen ſuchte, bereitete er durch ein Verbrechen, welches gleichzeitig ein grober Fehler war, ihren Sturz vor. Der große Berberſtamm der Kitáma (oben S. 549) wurde hauptſächlich durch eine arabiſche Colonie zu Biliſma im Zaume gehalten. Von Keirowán ſchon weiter entfernt, fühlten dieſe Leute ſich ziemlich ſelbſtändig; nicht immer zeigten ſie ſich dem Emir nach Wunſch gehorſam, und als 278 (891) der allgemeine Unwille des Landes über den blutdürſtigen Herrſcher ſich in zahlreichen Empörungen Luft machte, waren die Männer von Biliſma mit unter den Erſten dabei. Ibrahim hatte zu viel zu ſchaffen, daß er unter Strömen Blutes ſeine Autorität im Oſten einigermaßen herſtellte, um einen langen Krieg gegen Biliſma unternehmen zu können; ſo kam es zu einem ſcheinbaren Ausgleich. Nach und nach aber wußte er in den nächſten Jahren eine Reihe von angeſehenen Einwohnern der Stadt nach Rakkáda zu locken; als 280 (893/4) ihrer etwa 1000 in ſeiner Reſidenz ſich befanden, fiel er eines Tages mit einem Regiment Soldaten über die Ahnungsloſen her und ließ ſie bis auf den letzten Mann niederhauen. Damit hatte er aber das Bollwerk der arabiſchen Herrſchaft gegen die zahlreichen und kriegeriſchen Berbern des Sáb vernichtet und den Staat der äußerſten Gefahr für den Augenblick ausgeſetzt, in welchem es jenen einfallen mochte, das Joch abzuwerfen. Er ſollte bald genug eintreten. Vorläufig wüthete Ibrahim gegen ſeine Unter-

---

[1] Eigentlich Fâs oder nach der marokkaniſchen Ausſprache Fäs; die Schreibung iſt ſpaniſch, und man muß jedenfalls Fes ſprechen.

---

[1]) Aßad iſt arabiſch der Löwe.

---

1) Vgl. S. 64 Anm. 3.

thanen weiter, bis ſie des Chalifen Hilfe anriefen: wir ſahen bereits (S. 548), daß Mótadid auf die Klagen der Unterthanen den böſen Fürſten abſetzte und deſſen Sohne Abu 'l-Abbás Abdallah (289—290 = 902—903) die Herrſchaft übertrug. Der Staat bedurfte eines ſo tüchtigen Fürſten, wie dieſer geſchildert wird, dringend, denn ſchon waren unter den Kitáma die alidiſchen Emiſſäre aufgetreten, welche die Empörung der Kabylen vorbereiteten: aber ein unnatürlicher Sohn Abdallahs, welchen er in gerechtem Zorne über ſeine Schlechtigkeit hatte gefangen ſetzen laſſen, wußte aus ſeinem Kerker heraus Mörder zu dingen, und über die Leiche des eigenen Vaters ſchritt der letzte Aglabide, Sijádet-Allah III., auf den Thron, der ihm ſo wenig fruchten ſollte, wie einſt dem Abbaſſiden Múntaßir (S. 528). Eines der größten Scheuſale, welche die Geſchichte kennt, war er zu ſeiner Gewiſſenloſigkeit und Grauſamkeit auch noch wollüſtig, kindiſch und dumm; aus Furcht vor der verdienten Strafe ließ er nicht allein ſeine Oheime und Vettern, 29 an der Zahl, ſondern auch ſeinen tüchtigen Bruder Abu 'l-Achwal umbringen, welcher dem inzwiſchen ausgebrochenen Aufſtand der Kitáma mit Kraft und Einſicht gegenüberſtand. Nun durchbrach der entfeſſelte Strom der Berbern alle Dämme, und in der Nacht des 25. Dſchumáda II 296 (19/20. März 909) mußte der unwürdige Herrſcher aus Rakkáda flüchten. Den Thron ſeiner Väter ſelbſt mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen fiel ihm nicht ein; er floh nach Aegypten, wo er als läſtiger Gaſt der abbaſſidiſchen Statthalter ſein lüderliches Leben bis zu einem vorzeitigen Tode (303 = 916) weiterführte. Schimpflich wie der Verlauf war das Ende ſeiner Regierung und des Hauſes der Aglabiden.

Als den wichtigſten Dienſt, welchen es dem Islám erwieſen, haben wir ſoeben (S. 549) die Eroberung Siciliens bezeichnet. Sie war ſeit länger als hundert Jahren vorbereitet. Wie einſt die Punier von Karthago, ſo mußten jetzt die Muslime im Beſitze des Nordrandes von Weſtafrika nach den großen Inſeln ausſchauen, die wie die Pfeiler einer Brücke zwiſchen beiden Erdtheilen emporragen. Man weiß, wie bis auf unſer Jahrhundert die Bevölkerung dieſes bucht- und klippenreichen Landes der Seefahrt und, wenn es ſein kann, der Piraterie ergeben iſt: die Gunſt der Küſtengeſtaltung hat die Araber hier wie in Phönicien in unglaublich kurzer Friſt zu kecken Seeleuten gemacht, und die Unmöglichkeit, das weſtliche Becken des Mittelmeeres von Conſtantinopel aus zu einer Zeit noch zu beherrſchen, wo im Oſten jeden Augenblick die ſyriſchen Admiräle vor Conſtantinopel erſcheinen konnten, lieferte den afrikaniſchen und ſpaniſchen Kreuzern, die mit großer Schnelligkeit zu Hunderten aus dem Meere emporzutauchen ſchienen, die ſchwer zu vertheidigenden Küſten der Inſeln und Italiens ſelbſt faſt wehrlos aus. Schon im J. 84 (703) war auf Múßas Ibn Noßeir, des Eroberers von Afrika, Befehl Atá Ibn Ráfi auf Sicilien[1] gelandet und mit reicher

---

[1] Ganz ſicher iſt der Name Sicilien in der einzigen uns erhaltenen Notiz nicht

Beute zurückgekehrt, und nun wurden faſt alle Jahre bald dorthin, bald nach Sardinien (ſeit 91 = 710) Flottenexpeditionen ins Werk geſetzt, die eine ebenſo entſetzliche Plage für die betroffenen Küſten bildeten, wie bald nachher die Normannen für Weſteuropa. Hie und da verunglückte einmal ein Geſchwader durch Sturm oder griechiſches Feuer, aber dafür war bald ein neues ausgerüſtet, und ſchon 122 (740) mußte Syrakus vor dieſen Räuberſchaaren vorübergehend auf Tributzahlung capituliren. Die Byzantiner ſuchten die Inſeln durch Befeſtigungen einigermaßen zu ſchützen, und als Ibrahim Ibn El-Aglab zur Herrſchaft gekommen war, ließ er ſich 189 (805) zu einem zehnjährigen Waffenſtillſtande bewegen, den er um ſo eher bewilligen konnte, als ihn ſeine aufſäſſigen Truppen auf dem Feſtlande ausreichend beſchäftigten. Wenig genug war aber den geplagten Inſelbewohnern damit geholfen, da Idrißiden und Spanier fortfuhren, ihre Piraten gegen Sardinien, Sicilien und ſeit 190 (806) auch Corſica auszuſenden, und ſchließlich ſelbſt der Vertrag mit dem Aglabiden in die Brüche ging. Immer frecher wurde das Raubgeſindel; 197 (812/3) plünderten ſie nicht allein Corſica, ſondern gar Nizza und Civitavecchia und die kleinen Inſeln bis Iſchia heran. Gelegentlich werden neue Verträge geſchloſſen, die friedliche Handelsbeziehungen an die Stelle des ewigen Krieges zu ſetzen beſtimmt ſcheinen; leider ſind ſie nie von Dauer, ohne daß wir ſagen könnten, von wem und wie ſie gebrochen werden. Das ging ſo weiter bis zum Jahre 212 (827), in welchem der ſiciliſche Aufrührer Euphemios[1]) vor dem byzantiniſchen Statthalter Photeinos aus Syrakus flüchtend an den Hof Sijâdet-Allahs I. kam. Er ſchlug dieſem eine gemeinſame Unternehmung gegen Sicilien vor, die nicht mehr auf einen bloßen Raubzug, ſondern auf die Eroberung der Inſel für den Euphemios als künftigen Herrſcher unter muslimiſcher Oberhoheit hinauslaufen ſollte. Beſonders auf Betrieb des immer auf den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen erpichten Kadis Aßad (S. 551) wurde ſein Antrag genehmigt, und noch in demſelben Jahre ein Heer von etwa 11 000 Mann eingeſchifft. Es landete nach drei Tagen bei Mazara; der herbeieilende Photeinos ward geſchlagen, und in raſchem Siegeslauf bis Syrakus vorgedrungen. Aber die feſten Mauern der Stadt, die zu berennen die nöthigen Kriegsmaſchinen fehlten, widerſtanden dem Angriff der Muslime; und als trotz aller Schwierigkeiten der unbeugſame Aßad die Belagerung nicht aufheben wollte, brach eine Epidemie in ſeinem Lager aus, welche den alten Oberbefehlshaber ſelbſt hinwegraffte (213 = 828). Nun kamen die Erfolge der Araber ins Stocken; Euphemios, der ihnen ſchließlich nicht viel genützt, ward in demſelben Jahre von zwei patriotiſchen Sicilianern ermordet, die Muslime ſelbſt von den aus Conſtantinopel geſandten neuen Truppen zurückgedrängt, bis ſie nur noch

---

überliefert. Wäre eine andere Inſel gemeint, ſo fiele der erſte Beutezug der Muslime nach Sicilien ins J. 85 (704), wo ein Ueberfall auf eine Stadt der Weſtküſte, vielleicht Lilybäum, gelang.

[1] Vgl. Hertzberg, Geſch. d. Byz. (Nr. 54 dieſer Sammlung) S. 129.

Mazara und Mineo beſetzt hielten. Bereits dachten ſie an den Heimweg nach Afrika, als plötzlich unerwartete Hilfe kam: ſpaniſche Korſaren landeten, wie öfter, auf der Inſel und ließen ſich bereit finden, die in Mineo belagerten Glaubensgenoſſen herauszuhauen (214 = 829). Das Jahr darauf (215 = 830) war auch Sijâdet-Allah, dem vorher ein Aufſtand in Tunis die Hände gebunden hatte, im Stande, ein neues Heer zu ſchicken, und dies bezwang nach einjähriger Belagerung das von ſeinen Bewohnern hartnäckig vertheidigte Palermo (216 = 831). Von nun an ging es mit den Byzantinern ſtetig zurück: zuſammen mit Chriſten von Neapel, denen ſie gegen die Longobarden von Benevent Hilfe geleiſtet, berannten die Muslime unter Sijadet-Allahs Bruder Abu'l-Aglab Ibrahîm 228 (842/3) Meſſina und eroberten die Stadt nach hartnäckiger Gegenwehr, vielleicht noch in demſelben Jahre, auf jeden Fall nicht viel ſpäter. Der ſüdliche Theil der Inſel folgte demnächſt; Abbâs Ibn Fadl, den nach Abu'l-Aglabs Tode 236 (851) die Truppen ſelbſt ſich zum Anführer geſetzt und der Emîr Mohammed I. beſtätigt hatte, fügte in der Mitte das ſchon mehrfach umſonſt angegriffene Caſtrogiovanni hinzu (244 = 859). Nach Abbâs' Tode (247 = 861) riſſen bei den Muslimen Unordnungen und Zwiſtigkeiten ein. Wie überall konnten auch hier die Berbern und Araber ſich eben nur ſo lange vertragen, wie die gemeinſame Gefahr dauerte; die Verbindung aber mit Afrika war natürlich eine ſehr lockere, und der „Kranichvater“ (S. 552) nicht der Mann, ſeine und ſeiner Feldherrn Autorität mit Feſtigkeit aufrecht zu erhalten. Mit Ibrahîm II. ward das wieder anders; auch hier griff der rückſichtsloſe Fürſt durch, das Heer mußte ſofort die ſchwierige Belagerung von Syrakus beginnen (263 = 877) und am 21. Mai 878 (264) wurde die alte Hauptſtadt erſtürmt und unter ſchrecklichem Blutvergießen in einen Schutthaufen verwandelt. Der beginnende Verfall der Aglabidendynaſtie ſeit den letzten Jahren Ibrahîms II. kam für den Augenblick den Chriſten wieder zu Gute: eine Niederlage der ſiciliſch-afrikaniſchen Flotte an der nordgriechiſchen Küſte (266 = 880), der eine Landung der Byzantiner bei Palermo folgte, war nicht einmal ſo bedenklich wie die von Neuem überhand nehmenden Streitigkeiten zwiſchen den Arabern und Berbern, die ein Seitenſtück zu dem allgemeinen Aufſtande gegen Ibrahîm II. in Afrika bildeten. So konnten die wenigen Chriſten, die in Taormina und in den Schluchten des Aetna noch unbezwungen hauſten, im J. 281 (894/5) einen für ſie günſtigen Friedensſchluß erreichen, der ihnen freilich nur für kurze Friſt noch die Freiheit ſicherte. Denn als Ibrahîm II. 289 (902) abgedankt war, begehrte er im heiligen Kriege zu ſterben und ließ von ſeinem Sohne ſich das Commando auf Sicilien übertragen; dann ſagte er den Ungläubigen den Frieden auf und büßte nach der Einnahme von Taormina die Grauſamkeiten, welche er in Afrika gegen ſeine Glaubensgenoſſen begangen, dadurch, daß er nun die Chriſten, und nicht blos die waffenfähigen Männer, ſondern dem Geſetze des Islâms ſelbſt zuwider auch ſämmtliche Frauen und Kinder abſchlachten ließ. Er ſtarb noch in demſelben

Jahre, nachdem er den Krieg über die Meerenge nach Calabrien hineingetragen, vor Coſenza an einer Krankheit; das Heer verließ das Feſtland ſogleich wieder, aber Sicilien blieb nunmehr für anderthalb Jahrhunderte im feſten Beſitz der Muslime.

Bereits viel früher hatten ſie auch nach Italien übergegriffen. Jener Krieg, den ſie im Bunde mit Neapel gegen die Longobarden von Benevent geführt (S. 555), war nur der Anfang einer Reihe von Einmiſchungen in die unteritaliſchen Wirren zwiſchen den Longobarden, Italiänern und Franken, welche ſeit 223 (838) von kecken arabiſchen Parteigängern aus Sicilien, ſeit 228 (842/3) auch von Korſaren aus Kreta (S. 539) unternommen wurden. Im J. 225 (839/40) ſetzten ſiciliſche Freiſchaaren ſich in Tarent feſt, 842 (227/8) eine berberiſche Räuberbande in Bari, von wo aus nun ganz Unteritalien, nicht weniger aber die übrigen Küſtenſtriche des Adriatiſchen Meeres verwüſtet, Byzantinern[1] und Venezianern der größte Schaden zugefügt und der Bürgerkrieg zwiſchen den Longobarden noch mehr verwickelt ward. Gleichzeitig blieb auch die italieniſche Weſtküſte nicht verſchont: abgeſehen von ſonſtigen Beutezügen wagten die Muslime 846 (Ende 231 bis Anf. 232) Rom und Gaeta anzugreifen, und als das mißlang, ſcheuten ſie einen zweiten Verſuch nicht, der freilich 849 (234/5) ihnen eine ſchwere Niederlage bei Oſtia eintrug. Die Saracenennoth war ſo groß, daß 851 (236/7) Kaiſer Ludwig II., Karls des Großen Urenkel, ſelbſt nach Italien kam, die Streitigkeiten zwiſchen den chriſtlichen Staaten Italiens zu ſchlichten und den Krieg gegen die Muslime zu organiſiren. Die Longobarden von Benevent ließen ſich bereit finden, ihre ſaraceniſchen Hilfstruppen zu opfern; ſie verfielen dem Schwerte, aber ihre Vernichtung brachte einen Rachezug des ſiciliſchen Feldherrn Abbâs über das unglückliche Land, der mit der erneuten Einnahme von Tarent und erheblicher Verſtärkung der Stellung in Bari endete. Mufarridſch Ibn Sſâlim, ſo hieß der neue Herr dieſer Stadt, wurde nun der Schrecken Apuliens, Calabriens und aller Provinzen bis über Neapel und Benevent hinaus; um die Aglabiden kümmerte er ſich nicht viel, ließ ſich „den Sultan“[2] nennen und führte auf eigene Hand ſeine Kriege, die erſt im J. 257 (871) mit der Wiedergewinnung Baris durch die vereinigten Byzantiner und Italiener endigten. In demſelben Jahre landete eine afrikaniſche Expedition bei Salerno und belagerte die Stadt längere Zeit; aber 258 (872) wurden die Saracenen hier von Ludwigs Truppen geſchlagen, und die Raubzüge, welche ſie nach des Kaiſers Tode (875 = 261) noch mehrfach in Italien unternahmen, änderten an den eigentlichen Machtverhältniſſen nicht viel. Immerhin hielten ſie ſich an mehreren Punkten, beſonders am Garigliano, wo ſie von 882 (268) bis 916 (304) einen gefürchteten Schlupfwinkel beſaßen.

---

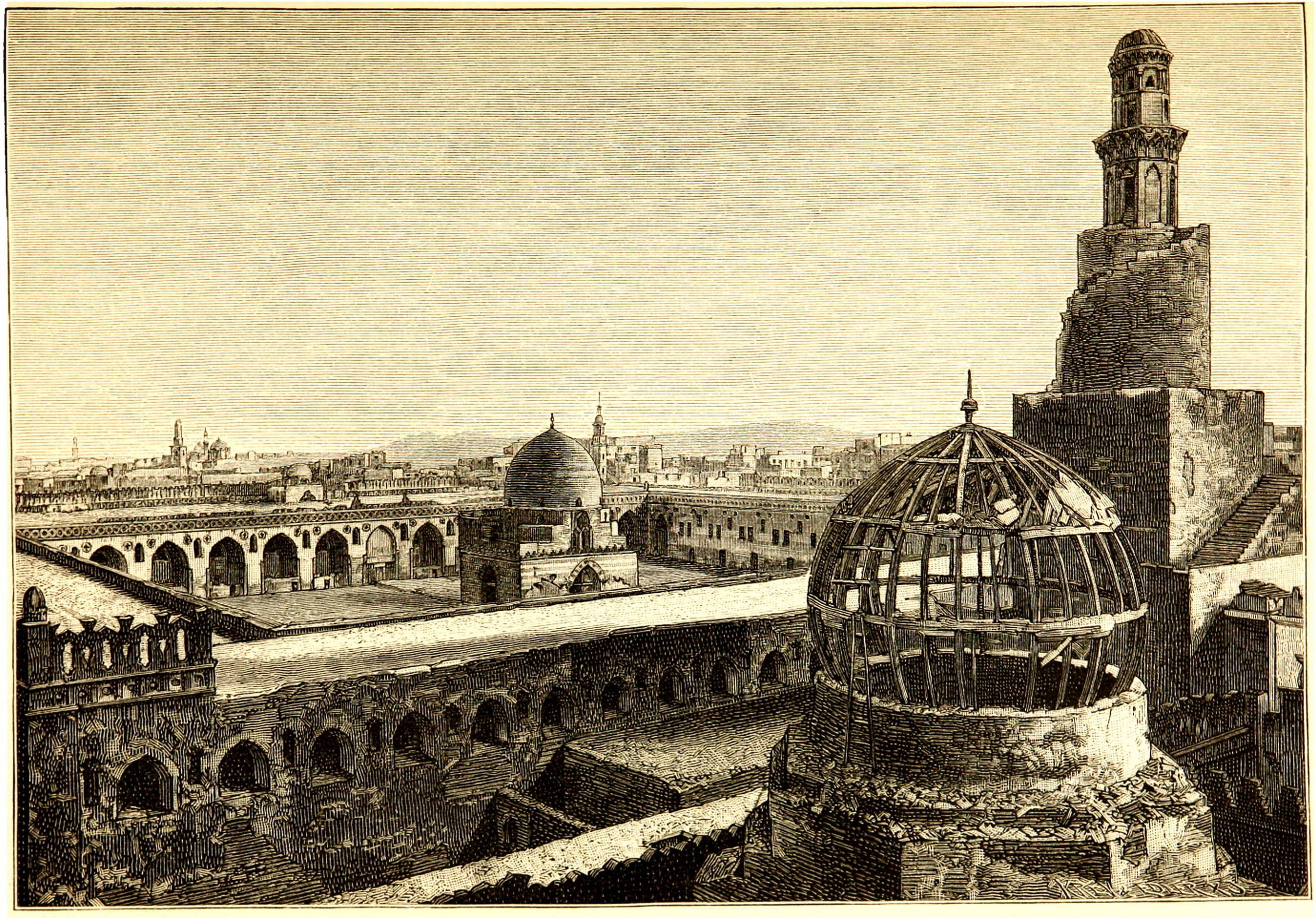
[1] Vgl. Hertzberg, Geſch. d. Byz. (Nr. 59 dieſer Sammlung) S. 151.

[2] Es-Ssultân iſt arabiſch „die Herrſchaft“, wird aber ſchon in dieſer Zeit, wie unſer Hoheit oder Majeſtät, auf Perſonen übertragen.

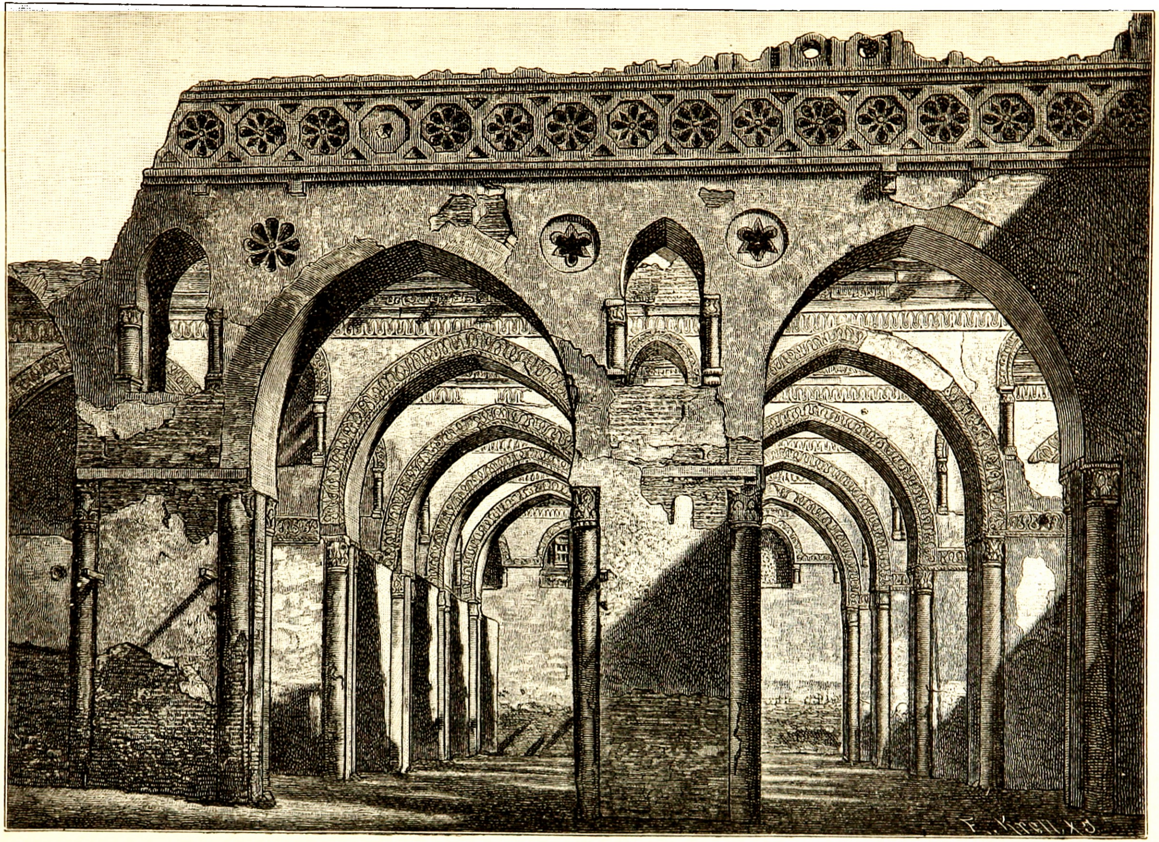
Eine weit kürzere Dauer als der Aglabidendynaſtie ſollte den Tuluniden von Aegypten beſchieden ſein. Kaum etwas über 37 Jahre hat ihre Herrſchaft beſtanden, und wirklich bedeutend iſt nur der erſte von ihnen geweſen; aber die Ausdehnung der Macht, welche er in ſeiner Hand zuſammenfaßte, war ſo erheblich, daß er dem Chalifate ſelbſt furchtbar wurde und zweifellos die ganze Weſthälfte des Reiches ſeiner Familie als unabhängiges Reich hinterlaſſen hätte, wäre er nicht vor der Zeit heimgegangen. Seine Nachfolger waren ohne Ausnahme unmündige oder ſchwächliche Jünglinge, unter deren Händen die von ihm gewonnenen Mittel wie Sand zerrannen, ſo daß bei der erſten Gelegenheit ein energiſcher Chalife zugreifen konnte, die kaum abgetrennten Provinzen wieder dem Geſammtſtaate einzuverleiben.

Die kurzlebige Dynaſtie verdankt ihr Aufkommen der allgemeinen Verwirrung, welche ſeit Muſta'in von der Reſidenz her über die Provinzen ſich auszubreiten anfing. Der unglückliche Chalife hatte unter den Türken, denen er als Spielball diente, einen einzigen Mann, welcher ſeines perſönlichen Vertrauens würdig zu ſein ſchien: Achmed, den Sohn Tulúns, eines Transoxaniers, der mit einer Anzahl Volksgenoſſen im J. 200 (815/6) von dem Statthalter ſeiner Heimath dem Ma'amún als Geſchenk überſandt worden war. Tulún hatte am Hofe ſeinen Weg gemacht; Achmed, dem er eine in dieſen Kreiſen ſonſt ungewöhnliche wiſſenſchaftliche Bildung hatte zu Theil werden laſſen, zeichnete ſich nach dem 240 (854/5) erfolgten Tode ſeines Vaters verſchiedentlich aus, und als Muſta'in nach ſeiner Abdankung 252 (866) einen Begleiter an ſeinen Verbannungsort Wáßit mitnehmen durfte, fiel ſeine Wahl auf den Tuluniden. Dieſer bemühte ſich, dem entthronten Fürſten treu zur Seite zu ſtehen; an der ſchon 253 (867) vollzogenen Ermordung deſſelben hatte er jedenfalls keinen Antheil. Seine Mutter heirathete inzwiſchen den einflußreichen General Baïk-Beg (S. 527 ff.), und als dieſem im J. 254 (868) die Statthalterſchaft von Aegypten übertragen wurde, entſandte er nach der Gewohnheit der Zeit zur Ausübung derſelben einen Stellvertreter in der Perſon ſeines Stiefſohnes. Am 23. Ramadán 254 (15. Sept. 868) traf Achmed Ibn Tulún in Foſtát ein. Er fand ſchwierige Verhältniſſe vor: in Alexandrien und einigen anderen Gegenden ſaßen eigene Emire, welche dem Statthalter nicht direct unterſtanden, das einflußreiche Haupt der Steuerverwaltung kam ihm mit unverhohlenem Uebelwollen entgegen, und gleich nach ſeiner Ankunft brach in Oberägypten ein Alidenaufſtand aus. Achmed zeigte ſich der Lage gewachſen: er ſchlug die Empörung und eine faſt unmittelbar ſich anſchließende zweite nieder (255 = 869), wußte geſchickt den Einfluß ſeines Civilcollegen zu untergraben, ſchuf ſich in Foſtát durch Gründung eines eigenen Quartiers für ſeine Leibwachen und ſonſtigen perſönlichen Untergebenen eine feſte Stellung und verſtand es, als Muwaffak im J. 258 (872) ſich von ſeinem Bruder Mótamid zum Generalſtatthalter des Weſtens ernennen ließ (S. 531), den Weſir des Chalifen zu beſtechen, daß ihm das Commando in Aegypten beſtätigt wurde.

Einſtweilen hielt er den Reichsverweſer in Bagdad durch gelegentliche, wenn auch nicht allzu bereitwillige Tributſendungen noch bei einiger Laune; als aber die Früchte der vorangegangenen Praetorianerwirthſchaft in Geſtalt der Kämpfe mit den Sindſch (unten S. 580 ff.) und dem unbotmäßigen Perſer Sſaffár (S. 582) dem Chalifate zu zeitigen begannen, ſchien es ihm nicht mehr nöthig, um die Herren in Bagdad ſich weiter zu kümmern, und er zog es vor, ſein Geld für ſich zu behalten. Muwaffak war nicht der Mann, ſich das bieten zu laſſen. Aber noch waren die Nachwehen des Türkenregimentes und der Bürgerkriege im Irák nicht überwunden; als das für Aegypten beſtimmte Kriegsheer in Meſopotamien lagerte, fehlte es an Geld, den Truppen ihren Sold zu zahlen, und die Unternehmung mußte einſtweilen verſchoben werden. Jetzt hatte der Tulunide Oberwaſſer. Er verfügte frei über die rieſigen Erträgniſſe des reichen Landes; jährlich 4 Millionen Golddinare kamen durch die Frohnarbeit der fleißigen Kopten (vgl. S. 266 f.) ein, und doch konnten dieſe bei der größeren Ordnung und Ruhe in dem energiſch regierten Lande immerhin ſich wohler fühlen als ſonſt. Man darf nicht läugnen, daß Achmed, mochte er im Laufe der Jahre allmählich ſich mehr an Luxus und Ueppigkeit gewöhnen als Anfangs in ſeinem Weſen lag, doch vielfach ſeine großen Mittel zum Beſten des Landes verwendet hat. Nicht allein für Paläſte und Kaſernen, auch für Krankenhäuſer, für Armenpflege, für Unterſtützung von Gelehrten wurden große Summen ausgegeben, und heute noch legt die Moſchee des Ibn Tulún inmitten des von ihm errichteten Quartiers, welches ſpäter der Stadt Kairo einverleibt worden iſt, von der gemeinnützigen Thätigkeit des Landesherren Zeugniß ab, der ſie 263—265 (877—879) erbaute. Nicht weniger aber gab ihm die fortdauernde Beſchäftigung Muwaffaks mit anderen Kriegen Gelegenheit zur Erweiterung ſeiner Macht über die Grenzen Aegyptens hinaus. Im J. 264 (877) ſtarb Amadſchúr, des Chalifen Statthalter von Damaskus; gleich darauf (264 = 878) rückte Achmed in Syrien ein, und mit Ausnahme von Antiochia, das 265 (878) mit Gewalt erobert werden mußte, fiel das ganze Land mit Einſchluß der Defenſionen und des weſtlichen Meſopotamiens in die Hände des mächtigen Emirs, dem Widerſtand zu leiſten die Commandanten der einzelnen Bezirke weder durch ein Gefühl der Treue gegen die Regierung noch durch eine ausſichtsloſe Hoffnung auf Unterſtützung aus Bagdad ſich ermuthigt fühlten. Aber noch in demſelben Jahre (265 = 879) hemmten böſe Nachrichten aus Foſtát den Siegeslauf des Tuluniden. Einer ſeiner Söhne, El-Abbás, hatte ſich daheim gegen den Vater empört und mit den Truppen, welche er zum Abfall verleitet, ſowie dem Sümmchen von einer Million Dinare den Marſch nach Barka angetreten, wo er ſich vor dem entrüſteten Vater ſicherer glaubte. Aber ſchleunigſt kehrte dieſer nach Foſtát zurück, und die Kunde umfangreicher Vorbereitungen, welche er zur Bezwingung des ungerathenen Sohnes mit gewohnter Energie betrieb, ließen es dieſem räthlich erſcheinen, ihm aus dem Wege zu gehen. So fiel er über



Moſchee des Ibn Tulûn in Kairo.



Hof der Moſchee des Ibn Tulún in Kairo.

die Staaten des Aglabiden Ibrahim II. her und fing an, in den öſtlichen Bezirken von Tripolis mit ſeiner Soldateska greulichen Unfug zu ſtiften. Aber benachbarte Berbern liehen dem Ibrahim ihre Unterſtützung. Abbás wurde geſchlagen und auf Barka zurückgeworfen (266 = 880); dort hielt er ſich noch eine Weile, bis ein von Achmed entſandtes Heer ſeine Streitkräfte vernichtete und ihn ſelbſt gefangen nahm (268 = 882). Aber der Aufruhr des eigenen Sohnes bezeichnet den Wendepunkt in der Laufbahn des Sohnes Tulúns: das Glück, welches bis dahin alle ſeine Unternehmungen begleitet hatte, fing an ſeine Launen hervorzukehren. Lulu, ſein Commandant von Meſopotamien, ging zu Muwaffak über (268 = 881/2); der ſehr fein angelegte Plan, den Chalifen Mótamid, welcher ſich unter der Vormundſchaft ſeines ziemlich unceremoniöſen Bruders nicht allzuwohl fühlte, nach Syrien zu locken und ihn in der Hand den Vertheidiger des legitimen Oberherren gegen einen unnatürlichen Verwandten zu ſpielen, mißglückte trotz des beſten Willens des thörichten Abbaſſiden (269 = 882), und ein Verſuch zur Eroberung Mekkas ward durch unerwarteten Widerſtand ſeitens der gerade zur Wallfahrt anweſenden Pilgerſchaaren vereitelt (269 = 883). Daß Achmed nun den Muwaffak als Aufrührer gegen den Stellvertreter des Propheten ſeiner Würden verluſtig erklären ließ, war ein ebenſo billiges Vergnügen, als die antwortlich hierauf von dem Reichsverweſer erzwungene Abſetzungserklärung des Chalifen gegen Ibn Tulún; eine ſehr empfindliche Niederlage aber holte ſich der Emir, als er ſeinen durch einen Sieg über die Byzantiner übermüthig gewordenen Unterfeldherrn Jaſmán in Tarſus vergeblich belagerte. Auf die Dauer hätte der thatkräftige Fürſt dieſe Mißerfolge vermuthlich wett gemacht. Aber er wurde vor Tarſus krank; ſo wenig als dem Chalifen meinte er ſeinen Aerzten gehorchen zu ſollen, in Folge ſchlechter Diät verſchlimmerte ſich das Leiden, und ſo ſtarb er 270 (884) in Foſtát, wohin er zurückgekehrt war, wenig über 50 Jahre alt. Siebzehn Söhne hinterließ er, genug um eine Dynaſtie für etliche Jahrhunderte zu ſichern; aber Chumáraweih, auf welchen die Herrſchaft überging, hatte von ſeines Vaters Eigenſchaften nicht viel geerbt. Er verſtand es trefflich, die zehn Millionen Dinare, welche beim Tode Achmeds im Staatsſchatze lagen, wieder unter die Leute zu bringen; ein gutmüthiger, ſehr vergnügungsſüchtiger junger Menſch von kaum 20 Jahren fand er wenig Geſchmack an kriegeriſchen Unternehmungen, liebte es dagegen ſehr, die Politik des Vogels Strauß nachzuahmen, wenn ſich ihm Schwierigkeiten in den Weg ſtellten. So lange er lebte, blieb ſcheinbar das Ausſehen der Dinge unverändert; bei ſeinem plötzlichen Tode aber zeigte ſich, daß Klügere inzwiſchen um die Familie Tulúns ein Netz geſponnen hatten, das nun ohne große Mühe zugezogen werden konnte. Muwaffak kannte das Maß der beiderſeitigen Kräfte zu genau, um es allein mit dem übermächtigen Vaſallen aufzunehmen; während er alſo Truppen gegen Damaskus aufbot, ermächtigte er gleichzeitig den Ißchák Ibn Kundádſchik, Herren von Móßul, und Mohammed Ibn Abi's-Sſádſch (S. 545), Statthalter von Ambár und dem mittleren Euphrat, ebenfalls in Syrien einzumarſchiren, wo ſie Vergrößerungen für ihre eigenen Gebiete finden konnten. Im erſten Anlauf ging Syrien dem Aegypter verloren; aber die Sieger veruneinigten ſich über der Beute, und 271 (885) wurde Mótadid, Muwaffaks Sohn, welcher die Truppen von Bagdad führte, von dem Sſadſchiden und Iſzchák im Stich gelaſſen und mußte bei Ramla in Paläſtina den Truppen Chumáraweihs weichen. Syrien ward von Neuem für den Tuluniden in Beſitz genommen und gegen eine Empörung 273 (886) behauptet. Inzwiſchen war Muwaffak zu der Ueberzeugung gekommen, daß es das Beſte ſein werde, Meſopotamien und Syrien ſich gegenſeitig mürbe machen zu laſſen; Chumáraweih war hochvergnügt, gegen das Verſprechen der Wiedereinfügung des Chalifennamens in das Freitagsgebet die formelle Anerkennung als Statthalter von Syrien und Aegypten zu bekommen, und that dem Reichsverweſer den Gefallen, ſich von 273 (886) bis 276 (889) mit Mohammed und Iſzchák herumzuſchlagen. Dieſen war es nur darum zu thun, einander möglichſt viel Land wegzunehmen, je nachdem erklärte ſich bald der eine, bald der andere für Chumáraweih; es war eine vollendete Confuſion durch ganz Meſopotamien. Der Tulunide legte Werth nur auf Redensarten; durch beträchtliche Geldopfer bewog er 277 (890) den Jaſmán, der in ſeinem Tarſus immer noch weder um Bagdad noch um Aegypten ſich kümmerte, ihn hinfüro im Freitagsgebete zu nennen. Er glaubte damit Souverän der Defenſionen zu ſein, gerade ſo wie er den ſeit 279 (892) regierenden Chalifen Mótadid in der Taſche zu haben meinte, als dieſer ihm gnädigſt die Beſtätigung ſeiner Statthalterſchaft gegen vieles baare Geld bewilligte und 282 (895) ihm ſogar die Ehre erwies, ſich eine ſeiner Töchter antrauen zu laſſen. Der entzückte Schwiegervater ließ ſich Hochzeit und Mitgift 1½ Millionen Golddinare koſten und zahlte außerdem, eines ſo hohen Vorzuges würdig zu bleiben, fleißig Tribut: auf die Weiſe kam Mótadid zu Gelde, während die Schatzkammern, die Achmed Ibn Tulún ſo wohlgefüllt hinterlaſſen, mit ſtets beſchleunigter Geſchwindigkeit ſich leerten. In demſelben Jahre 282 (895) wurde Chumáraweih in ſeinem Harem von etlichen irgendwie entrüſteten Weibern oder Eunuchen ermordet, und nun war es aus mit den Tuluniden. Die Offiziere ſetzten von Chumáraweihs Söhnen zuerſt den Dſcheiſch, und als dieſer vierzehnjährige Knabe nichts als alberne Streiche beging, 283 (896) Harún als Emír ein; aber es war kein Geld da, alſo that jeder Befehlshaber, was ihm beliebte. Rágib, Commandant der Defenſionen, erklärte ſich 283 (896) für den Chalifen, 286 (899) mußten alle außerhalb des eigentlichen Syriens noch von Aegyptern beſetzten Plätze dem Mótadid ausgeliefert werden, und als deſſen Nachfolger Muktafi 291 (904) mit dem erſten Aufſtande der Karmaten (ſ. unten S. 600) fertig geworden war, konnte er mit dem unmündigen Tuluniden vollends aufräumen. Seinem General Mohammed Ibn Sſuleimán unterwarfen ſich die ſyriſchen Emire ohne jeden Widerſtand;

ſchon am Schluß des Jahres ſtand er vor Foſtât, während gleichzeitig eine Flotte bei Dimjât (Damiette) erſchien. Unter Harûns Leibwachen erhob ſich ein Tumult, in welchem der unglückliche Prinz umkam (Anf. 292 = Ende 904); ſein Oheim Scheibân, ein würdigerer Sohn des Achmed, verſuchte noch einen letzten Widerſtand, mußte aber der Uebermacht weichen. Mohammed hauſte mit ſeinen Türken in Foſtât wie in einer eroberten Stadt auf das Entſetzlichſte (292 = Anf. 905); Alles wurde ausgeraubt, das Quartier der Tuluniden faſt gänzlich zerſtört, die Anhänger der geſtürzten Herrſcherfamilie gemißhandelt und in großer Zahl hingerichtet, die Mitglieder der letzteren ſämmtlich nach Bagdad geſchleppt. Die guten Tage Aegyptens waren vorüber, die Statthalter wechſelten von nun an wieder alle Augenblicke, Unordnung, Noth und Elend nahmen überhand wie in faſt allen Theilen der Weſthälfte des Chalifenreiches.

Aus der allgemeinen Verkommenheit, welcher unter Moktadir (ſeit 295 = 908) dieſe Länder anheim fallen, werden nur ein paar Bezirke mäßigen Umfanges noch für einige Zeit durch die Hand eines bedeutenden Fürſten emporgehoben. Es iſt das Geſchlecht der Hamdaniden, welches faſt in demſelben Augenblicke aufzutauchen beginnt, wo das Haus Tulûns ſeinen Untergang findet, und in deſſen größtem Sohne arabiſche Tapferkeit und Herrſchertugend noch zum letzten Male vor ihrem Erlöſchen aufleuchten. In ihm ſchließt ſich das Ende der arabiſchen Geſchichte denkwürdig mit dem Anfang wie zu einem Kreiſe: denn jenem Stamme Taglib, deſſen Helden Kuleib wir an der Schwelle des Islâms begegneten (S. 3), entſtammte auch Hamdân, welcher dem Hauſe Sſeif Ed-Daula's den Namen gegeben hat. Er war ein Häuptling unter den Taglib, die nach dem vierzigjährigen Kriege in Meſopotamien Sitze gewonnen hatten (S. 22) und noch jetzt, nach 250 (864), nordweſtlich von Moßul in der Landſchaft Dijâr Rabî'a (S. 543) in gewiſſem Umfange das alte Beduinenleben fortſetzten. Unter den arabiſchen Stämmen von Dijâr Rabî'a, Dijâr Bekr und Dijâr Modar (ſüdweſtlich von jenen beiden am Euphrat), welche ſich in das nördliche Meſopotamien theilten, fand unter den traurigen Verhältniſſen ſeit Muſta'in ein unternehmungsluſtiger Truppenführer nicht weniger leicht Schaaren von kecken Geſellen, die bereit waren, auf Krieg und Beute auszureiten, als Einer, dem es nicht an Geld fehlte, ſich Türken, Deilemiten (S. 565) und ſonſtige Landsknechte zu gleichen Zwecken zu werben vermochte. Darin beſtand grade das Elend der Zeit, daß nirgends die Centralregierung Kraft genug beſaß, einen regelmäßigen Gang der Verwaltung zu ſichern; wer den Einfluß oder die Machtmittel beſaß, an einem beliebigen Orte die Obergewalt an ſich zu reißen, that es in der faſt niemals getäuſchten Erwartung, im Falle des Erfolges gegen eine ſo oder ſo von den Unterthanen zu erpreſſende Summe von den ſtets in Geldnoth befindlichen Chalifen, Weſiren oder Oberſtatthaltern die Beſtätigung ſeiner Uſurpation ſich erkaufen zu können. Zahlte er dann nicht allzu unpünktlich einen mäßigen Tribut weiter, ſo ſtörten ihn die Oberherren ganz gewiß nicht in ſeinem Vergnügen; wie er in ſeinem Bereiche wirthſchaftete, war ſeine Sache. Den einmal erworbenen Beſitz möglichſt zu mehren war das natürliche Streben ſolcher ſelbſtgefürſteten Emporkömmlinge: daher unaufhörliche kleinere oder größere Kriege mit den Grenznachbarn, ſtetes Beſtreben in die Streitigkeiten zwiſchen Chalifen, Praetorianern und Weſiren einzugreifen und maßgebenden Einfluß in der Reſidenz ſelbſt zu gewinnen. Der allgemeinen Auflöſung der weſtlichen und Centralprovinzen, welche ſich auf dieſe Weiſe zu vollziehen begann, geboten der energiſche Reichsverweſer Muwaffak, ſein Sohn Mótadid und ſein Enkel Muktafi für eine Weile Einhalt. Wie ſie nicht ohne lange Kämpfe das Reich der Tuluniden wieder dem Chalifate einverleibten, haben wir eben geſehen. In ähnlicher Weiſe hatte Muwaffak ſeit 262 (876) dem Andringen des Perſers Sſaffár Schranken geſetzt und Mótadid deſſen Bruder und Nachfolger mit Hilfe der in Transoxanien aufgekommenen Sſamaniden ſo weit überwältigt, daß von dieſer Seite zunächſt nichts weiter zu befürchten war; denn mochten auch die Sſamaniden nur der Form nach die Oberherrlichkeit der Chalifen anerkennen, ſie waren durch ein gemeinſames Intereſſe an der Aufrechterhaltung der Ordnung im Oſten doch mit dieſen verbunden und haben es niemals verſucht, angreifend gegen das Irák vorzudringen. So hatte denn auch in der Nähe der Reſidenz ſelbſt der Verſuch Hamdáns, ſich in der Burg von Mardín in Meſopotamien feſtzuſetzen und von da aus im Trüben der Charidſchitenaufſtände um Moßul (oben S. 543) zu fiſchen, nur ſo lange Erfolg, bis Mótadid dazwiſchen fuhr und im J. 282/3 (896) wie den Charidſchitenhäuptling auch den unternehmenden Parteigänger einfangen ließ. Aber die Familie hatte diplomatiſche Talente: Hamdán war ſo vorſichtig geweſen ſich den Rücken zu decken, indem er einen Sohn, El-Hußein, im Heere des Chalifen dienen ließ. Auf deſſen Bitten ward der Vater begnadigt; Hußein aber zeichnete ſich bald weiter als ein tüchtiger Krieger aus, commandirte bei der Eroberung Aegyptens (292 = 904, oben S. 561) die Vorhut des Mohammed Ibn Sſuleimán und trug 294 und 295 (907. 908) erhebliche Vortheile gegen die Karmaten (ſ. u.) davon. Inzwiſchen war ſein Bruder Abu'l-Heidſchá Abdallah 292 (905) Statthalter von Moßul geworden, hatte 294 (907) einen unangenehmen Aufſtand der Kurden bewältigt und ſich dadurch eine feſte Stellung gemacht. Unter Moktadir ſtand bei der Palaſtrevolution des Ibn El-Mo'otáſ (S. 532), wie wir geſehen haben, Hußein auf Seiten des Prätendenten; Abu'l-Heidſchá aber geberdete ſich, als ſeines Bruders Streich mißlang, ſo loyal, wie dieſer zu des Vaters Zeiten: er zog mit einem Heere gegen den Flüchtigen aus und wußte ſchließlich zu vermitteln, daß er zu Gnaden angenommen wurde und 298 (911) den Oberbefehl in Dijár Bekr, ſpäter in dem heimiſchen Dijár Rabí'a erhielt. Nicht lange nachher verſuchte erſt Abu'l-Heidſchá (301 = 913/4), dann Hußein (303 = 915/6), ſich von dem ſchwachen Moktadir unabhängig zu machen; Mánis (S. 532 ff.), immer beſtrebt, die Herrſchaft der

Abbaſſiden gegen die Selbſtändigkeitsgelüſte der Emire zu vertheidigen, trieb Beide in die Enge und ſchleppte das zweite Mal ſämmtliche Hamdaniden nach Bagdad. Dort kam Hußein 305 (917) in den vermuthlich keineswegs unbegründeten Verdacht der Betheiligung an einer Verſchwörung, der ihn das Leben koſtete. Abu'l-Heidſchá erhielt 307 (919/20) die Statthalterſchaft von Moßul zurück; auch Dijár Rabí'a wurde Verwandten von ihm unterſtellt, und abgeſehen von der Karmatenfluth (S. 604), deren äußerſte Wogen bis hierher brandeten, blieben dieſe Gegenden nun ohne Störung längere Zeit in den Händen der Hamdaniden. 316 (928) ſchloß ſich Abu'l-Heidſchá dem Zuge Múnis' zur Entthronung Moktadirs (S. 534) an, fand aber in den zur Wiedereinſetzung des Chalifen führenden Unruhen den Tod. Nichtsdeſtoweniger erhielt ſein Sohn El-Haßan die Beſtätigung als Statthalter von Moßul und Dijár Rabí'a; er hatte ſich darin mit ein paar anderen Hamdaniden zu theilen, aber dieſe folgten durchaus ſeiner Politik, welche es bei dem erneuten Unternehmen des Múnis (S. 535) zur Abwechslung mit dem Hofe von Bagdad hielt. Abermals mit üblem Erfolge. Múnis bemächtigte ſich Moßuls, und Haßan mußte fliehen. Zwar erhielt er nach Káhirs Tode 322 (934) die Provinz zurück, doch ſchon in demſelben Jahre wurde ſie ihm von dem Weſír Ibn Mokla (S. 536) wieder genommen. Indeß ſaßen die Hamdaniden in ihrem Gebiete ſchon zu feſt, als daß es räthlich geſchienen hätte, einen Fremden dorthin zu ſchicken: ſo wurde es einem Oheim Haßans zugewieſen. Aber unverſehens erſchien Haßan ſelbſt in Moßul, überfiel den kaum Angekommenen und ſcheute ſich nicht, den eignen Verwandten umbringen zu laſſen (323 = 935). Nach manchen Wechſelfällen bemächtigte er ſich dann von Neuem Moßuls, der Dijár Rabí'a und Modar, und 324 (936) ward ſein Bruder Alí Herr des Dijár Bekr, ſo daß nun der größte Theil Meſopotamiens in die Gewalt der Hamdaniden gekommen war.

Um dieſe Zeit befand das Chalifat unter der Leitung des Emír al-omará Mohammed Ibn Ráïk (S. 536) ſich in der äußerſten Verlegenheit. Schon ſeit 301 (914) hatten die Aliden (vgl. S. 545) von Tabariſtán aus ihre Macht nach dem inneren Perſien ausgebreitet und ſich damit in bedrohlicher Weiſe zwiſchen die Gebiete von Bagdad und Chúſiſtán, welche von den Emiren der Chalifen regiert wurden, und deren ſſamanidiſche Bundesgenoſſen mitten hinein geſchoben. In den Kriegen, welche ſie beſonders gegen die Sſamaniden führten, ſpielten natürlich die Gebirgsvölker am Südrande des Kaſpiſchen Meeres, welche den Aliden ſeit Alters ergeben waren (vgl. S. 492 u. 542), die Hauptrolle, und unter dieſen traten jetzt die Deilemiten in den Vordergrund. Ungebildet und roh, aber kräftig und tapfer waren ſie für dieſe Zeiten des Fauſtrechts geborene Landsknechte, ganz wie die Türken, von welchen ſie ſich faſt nur durch noch größere Wildheit und durch ihr ſchiitiſches Glaubensbekenntniß unterſchieden. Tief ſaß ihnen aber die Verehrung für die Aliden keineswegs, der Eifer für das Haus des Propheten war kaum je mehr als ein Vorwand für die Unbotmäßigkeit geweſen, die ihnen im

Blute lag; kein Wunder, daß ſie jetzt, wo ſie eine größere Bühne zu betreten anfingen, dem Beiſpiele der übrigen Soldateska folgend, hauptſächlich ihren perſönlichen Intereſſen, der Beutegier und dem Ehrgeize nachzuleben ſich gewöhnten. So finden wir ſie nicht allein ohne Umſtände bereit, auch bei ſſunnitiſch geſinnten Fürſten Dienſte zu nehmen (S. 562), ſondern auch die Führer, welchen Thatkraft und Rückſichtsloſigkeit die erſten Stellen an ihrer Spitze ſicherten, ſofort beſtrebt, für ſich ſelbſt in ähnlicher Weiſe, wie es Türken, Perſer und Araber thaten, eigene Herrſchaften aus den Fetzen des Chalifenreiches zurechtzuſchneiden. Abu Schodſchá Buweih war einer der Landsknechtsoberſten geweſen, die in den Kriegen zwiſchen Sſamaniden und Aliden ſich hervorthaten; erſt für jene, dann für dieſe kämpfend, ſtand er bald unter ſeinen Landsleuten in erſter Reihe, unter ihm ſeine drei Söhne Alí, Haßan und Achmed, die Begründer einer neuen Dynaſtie, der Buweihiden oder Bujiden[1]. Ihre Geſchichte haben wir erſt ſpäter im Zuſammenhange zu verfolgen, hier genügt es anzuführen, daß um die Zeit der Thronbeſteigung Rádi's (322 = 934) das mittlere Perſien, insbeſondere das eigentliche Fars, bereits unter ihrer Herrſchaft ſtand, und daß ſie eben im Begriffe waren, auch Chuſiſtán in Beſitz zu nehmen. Dieſe Provinz befand ſich damals in den Händen dreier Brüder, der Söhne eines Poſtmeiſters von Baßra, dieſer Abkunft wegen gewöhnlich „Söhne des Barídi"[2] genannt. Der hervorragendſte von dieſen war Abu Abdallah, ein gänzlich gewiſſenloſer Menſch, welcher das beliebte Handwerk, durch Heucheln, Intrigiren, Morden, Rauben und Mißhandlung der Unterthanen ſich in der herrlichen Welt von damals in die Höhe zu bringen, mit beſonderer Schamloſigkeit betrieb. Zwiſchen den anrückenden Buweihiden und dem Chalifen oder vielmehr deſſen Emír eingeklemmt, ſuchte er durch abwechſelnde Verbindung mit Beiden ſich durchzudrücken, mit dem ſtillſchweigenden Vorbehalt natürlich, je nachdem über den eben noch Verbündeten als Feind herzufallen. Ibn Mokla war es geweſen, der 316 (928) die Provinz dieſen vorzüglichen Beamten verliehen hatte, die trotz vorübergehender Entfernung von ihren Poſten immer wieder ſich in Chuſiſtán feſtgeſetzt und 320 (932) gegen die übliche Zahlung einer beträchtlichen Geldſumme auch Baßra zu ihrem Statthaltereibezirke zubekommen hatten. Somit ſtand Ibn Ráïk, als er 324 (935) das Emirat übernahm, vor der dornigen Aufgabe, dieſe bedenklichen Vaſallen zur Rechten, die Hamdaniden zur Linken in Reſpect zu erhalten, gleichzeitig die Karmaten, die damaligen Herren Arabiens und der Wüſte bis dicht an den Euphrat heran, von der Hauptſtadt abzuwehren und die Fortſchritte der Buweihiden einzuſchränken; und für das Alles ſtanden ihm nur die Kräfte des Irák bis an die Grenze von Moßul zu Gebote, da an Tributzahlungen aus Syrien und Aegypten, wo die Emire einander ununterbrochen befehdeten, nicht zu denken war. So konnte denn im J. 324 (936) Ibn Ráïks Unterfeldherr, der Türke Bedſchkem, zwar den Barídi ſchlagen, aber den von Letzterem nun gegen Bagdad aufgereizten Buweihiden Achmed vermochte er nicht zu bewältigen noch ihm die Beſetzung von Achwáſ zu verwehren. Die Confuſion wurde vollkommen, als bald darauf Bedſchkem ſelber nach dem Emirat zu ſtreben begann und 326 (938) wirklich ſein Ziel erreichte, da Ibn Ráïk von ſeinen Truppen verlaſſen wurde. Denn nun hielt es der Hamdanide Haßan in Moßul für angezeigt, den Tribut zu verweigern, und als Bedſchkem ſich mit dem Chalifen aufgemacht hatte, den Vaſallen zu ſeiner Pflicht zurückzubringen, erſchien hinter ihrem Rücken auf einmal Ibn Ráïk an der Spitze von ein paar Tauſend unzufriedener Truppen wieder in Bagdad. Bedſchkem mußte ſchleunigſt mit Haßan Frieden ſchließen (327 = 938), und bald darauf kam auch eine Verſöhnung mit Ibn Ráïk zu Stande, welcher zufolge dieſer mit ſeinen Mannſchaften nach Syrien überſiedelte und ſich mit den Leuten des Mohammed Ibn Togdſch, genannt El-Ichſchíd,[1]) des Statthalters von Syrien und Aegypten, herumzuſchlagen anfing. Auch mit Barídi ſchloß Bedſchkem einen Frieden, in welchem er demſelben Wáßit abtrat (327 = 939); aber die Freundſchaft dauerte nicht lange. Als nach Radis Tode ſein Bruder El-Müttaki (329—333 = 940—944) von Bedſchkem als Chalife eingeſetzt war, machte Ibn El-Barídi Miene nach Bagdad vorzudringen, und es wurde nöthig, einen Unterfeldherrn, den Türken Tuſun, gegen ihn auszuſchicken. Inzwiſchen aber wurde Bedſchkem auf einem Streifzuge von Kurden erſchlagen (329 = 941), ſeine Truppen zerſtreuten ſich, Tuſun ging zu Ibn Ráïk nach Syrien, Andere zum Barídi, und ungehindert konnte dieſer nun ſeinen Einzug in Bagdad halten. Er nahm dem wehrloſen Chalifen ſämmtliches noch vorhandene Geld ab; trotzdem vermochte er nicht, den Anſprüchen ſeiner geldgierigen Truppen zu genügen und mußte Bagdad verlaſſen. Dort begannen nun die Landsknechte, Deilemiten und Türken, eine heilloſe Wirthſchaft. Ein Deilemite Kurtegin wurde Emir al-omará, dagegen lehnten ſich die Türken auf, es kam zu offenem Kampfe, und da Kurtegin ſiegte, die Deilemiten aber an Rohheit und Gewaltthätigkeit jene noch übertrafen, ließ der Chalife den Ibn Ráïk flehentlich bitten, aus Syrien zurückzukommen und die Ordnung in der Hauptſtadt herzuſtellen. Er folgte dem Rufe, marſchirte mit ſeinen und Tuſuns Leuten nach Bagdad und beſiegte die Deilemiten, an denen nun die Bevölkerung furchtbare Rache für die ausgeſtandenen Quälereien nahm. Ibn Ráïk trat nun wieder in das Emirat ein. Lange dauerte aber die Herrlichkeit auch diesmal nicht. Ibn El-Barídi, der in Wáßit und Baßra allmählich wieder ein Heer geſammelt hatte, weigerte von Neuem den Gehorſam und bekam Zuzug von Tuſun, der ſich dem Ibn

---

[1] Letztere Ausſprache des Namens iſt die früher gewöhnliche, erſtere aber correcter.

[2] baríd iſt das arabiſche Wort für Poſt (vgl. oben S. 466), daher barídi Einer, der etwas mit der Poſt zu thun hat, ein Poſtbeamter.

---

1) Ichſchíd war, ſo heißt es, der Titel der Türkenhäuptlinge von Fergána, auf welche Mohammeds Vater Togdſch ſeinen Stammbaum zurückführte.

Ráïk nicht länger unterordnen wollte, ſowie von dem Buweihiden, welcher immer beſtimmter auf Bagdad zielte; mit dieſen Truppen ſandte er ſeinen Bruder Abu'l-Hußein gegen Ibn Ráïk, der 330 (942) geſchlagen und mit ſeinem Chalifen Muttaki aus der Stadt vertrieben wurde. Dieſer Abu'l-Hußein war ſeines Bruders würdig: während der fortgeſetzte Bürgerkrieg den Einwohnern Bagdads die entſetzlichſten Leiden auferlegte und der Winter 330 (941/2) ſie auch noch mit einer Hungersnoth heimſuchte, ſcheute der Biedermann ſich nicht, eine neue Steuer auf das Brotkorn zu legen! Das arme Volk und Tuſun mit ihm lehnte ſich ſchließlich gegen das Scheuſal auf, aber die Deilemiten behielten die Oberhand, und Tuſun mußte flüchten. Er ging nach Moßul zu den Hamdaniden (330 = 942), in deren Arme ſich Ibn Ráïk und Múttaki nach ihrer Vertreibung aus Bagdad geworfen hatten, und ward wie ſie bereitwillig aufgenommen. Aber Haßan der Hamdanide war nicht der Abſicht, für andere Leute die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen: bei einer paſſenden Gelegenheit ließ er den ahnungsloſen Ibn Ráïk von ſeinen Trabanten erſchlagen und ſich an ſeiner Statt von dem willenloſen Chalifen zum Emír al-omará ernennen. Bei dieſer Gelegenheit erhielt er den Ehrentitel Náßir Ed-daúla „Schützer des Reiches“, ſein Bruder Alí den Namen Sſeif Ed-daúla „Schwert des Reiches“ — je kümmerlicher die Verhältniſſe, um ſo hochtönender die Redensarten. Zunächſt war der Erfolg allerdings auf Seiten der Hamdaniden: der Bruder des Ibn El-Barídi mußte aus Bagdad weichen, und ſogar Wáßit ward vorübergehend von Sſeifeddaula beſetzt. Als er indeß hier gegen Ibn El-Barídi Verſtärkungen brauchte, ward ihm zwar Tuſun mit türkiſchen Mannſchaften nachgeſchickt, aber dieſer wünſchte nun auch wieder eine ſelbſtändige Rolle zu ſpielen, empörte ſich gegen Sſeifeddaula und zwang ihn nach Bagdad zurückzugehen. Auch dies ſahen die Hamdaniden nach einigen Zwiſchenfällen ſich genöthigt zu räumen, und 331 (943) ward es von Tuſun beſetzt. Natürlich mußte der Chalife, der übrigens von Náßireddaúla nicht ſehr gut behandelt worden war, nunmehr den Türken zum Emír al-omará ernennen. Dieſer aber zeigte eine Rückſichtsloſigkeit gegen den unglücklichen Muttaki, welche die ſchlimmſten Befürchtungen zu erwecken geeignet war; ſo floh der „Beherrſcher der Gläubigen“ wieder zu den Hamdaniden (332 = 943), ſchrieb aber gleichzeitig an den Ichſchid nach Aegypten um Unterſtützung: konnte er doch auch von Náßireddaúla ſich einer wirklich loyalen Geſinnung keineswegs verſehen. Immerhin machten die Hamdaniden, wenngleich natürlich nur im eigenen Intereſſe, nochmals einen Verſuch auf Bagdad, aber Tuſun ſchlug ſie wiederholt und nahm ſogar Moßul ein, ſo daß Muttaki ſich genöthigt ſah, nach Rakka am Euphrat zu gehen. Gleichzeitig aber hatten die Hamdaniden angefangen, ſich von Meſopotamien aus nach der Seite von Nordſyrien hin auszubreiten, welches eigentlich zu der Statthalterſchaft des Ichſchid gehörte, und Haleb war bereits in ihren Händen, als der Ichſchid auf den Hilferuf des Chalifen aus Aegypten herbeikam (332 = 944). Vor ihm zog der hamdaniſche

General ſich vorſichtig aus Haleb zurück, und auch Náßireddaúla wagte ſchließlich doch keine Gewaltmaßregeln, als der Ichſchíd zur Conferenz mit dem Chalifen in Rakka eintraf. Sie verlief reſultatlos. Die Hamdaniden hatten ſich um dieſe Zeit wohl ſchon überzeugt, daß ſie in Bagdad keinen feſten Fuß zu faſſen im Stande waren, um ſo weniger, als der Buweihide Achmed inzwiſchen ſich bereits ganz Chuſiſtáns und Wáßits bemächtigt und die Barídis auf Baßra beſchränkt hatte; ſomit ſtand ein Kampf zwiſchen den Buweihiden und Tuſun bevor, in welchen abermals ſich einzumiſchen nach den bisherigen Erfahrungen dem Náßireddaúla nicht eben räthlich erſcheinen mochte. Demnach richtete er ſeine Blicke über den Euphrat nach Syrien und ließ den Muttaki deutlich merken, daß er ihn los ſein wollte. Andererſeits zeigte Tuſun, welcher der Buweihiden wegen auf die Anweſenheit des geiſtlichen Oberhauptes des Islâms in Bagdad Werth legen mußte, ſich jetzt geneigt, ein Abkommen mit dem Chalifen zu treffen und erſchöpfte ſich in Loyalitätsbetheuerungen. Der Chalife hatte alſo die Wahl zwiſchen dem Ichſchíd und dem Emír al-omará; daß Beide aus eigenſüchtigen Beweggründen ſich ihm näherten, war deutlich, denn auch Jenem wäre die Anweſenheit des Beherrſchers der Gläubigen in ſeinen Staaten nur ein Mittel geweſen, das eigne Anſehen bei den Unterthanen und Grenznachbarn zu erhöhen. Schließlich entſchied ſich Múttaki doch für Bagdad; zu ſeinem Verderben. Denn als der Ichſchíd unverrichteter Sache abgezogen war, ſchwur Tuſun allerdings, um den legitimen Oberherrn in ſeine Hände zu bekommen, zu zwei verſchiedenen Malen in Gegenwart der angeſehenſten Beamten und Gottesgelehrten der Reſidenz die theuerſten Eide, ſeine Ergebenheit und Treue zu bekräftigen; kaum war aber der arme Chalife vor Bagdad angelangt, als er ſich der Perſon desſelben bemächtigte und ihn blenden ließ (333 = 944), um einen Sohn des Múktafi unter dem Namen Muſtákfi (333—334 = 944—946) als ſein Geſchöpf auf den Thron zu ſetzen. Der meineidige Emír ſollte nicht lange ſeines Erfolges ſich erfreuen: er ſtarb 334 (945) an der Epilepſie, die ihn ſeit lange geplagt, und ſein Nachfolger, der bisherige Weſír Ibn Schirſádh, ſollte der letzte der eigentlichen Emír al-omará ſein. Der Buweihide Achmed rückte bereits von Wáßit heran, Bagdad war durch die grauſame Wirthſchaft der Türken und Deilemiten ſo ausgeſogen, daß hier die Hungersnoth überhaupt kein Ende mehr nahm, der Sold für die Truppen nirgends aufzutreiben war: nur wenige Mannſchaften unterſtützten daher Ibn Schirſádh, als er vor den Thoren von Bagdad die Feinde abzuwehren verſuchte. Der ungleiche Kampf war bald zu Ende: am 11. Dſchumáda I 334 (19. December 945) zog Achmed in der Hauptſtadt ein, ließ ſich allerdings von dem Chalifen zum Emír al-omará mit dem Ehrentitel Mo'iſ[1] ed-daúla „Kräftiger des Reiches“ ernennen, nahm aber gleichzeitig den Titel Sſultán[2] an, durch welchen er auch formell kund that, daß er die weltliche Regierung allein und ohne Rückſicht auf den Chalifen zu führen beabſichtigte. Schiiten, die ſie waren, fragten die Deilem für ſich natürlich auch nach der geiſtlichen Würde deſſelben nichts; aber für die größtentheils ſſunnitiſche Bevölkerung des Irák war der „Beherrſcher der Gläubigen“ nach wie vor das Oberhaupt der Religion, und um deren willen erkannte der buweihidiſche Sultan den Chalifen der Form nach an. Er konnte ſich perſönliche Dienerſchaft halten und bekam eine tägliche Penſion von 5000 Dirhems ausgeworfen, auch ward ſein Name im Kanzelgebete und auf den Münzen vor dem des Sultans genannt: aber eine wirkliche Bedeutung hatten dieſe Aeußerlichkeiten für die „Stellvertreter des Propheten“ nicht mehr. „Er begnügt ſich mit Münze und Predigt“ wurde danach eine gemeine Rede für Jemand, der ſich mit werthloſem Krame abſpeiſen läßt; wie der Buweihide ſeine dem Muſtákfi dargebrachte „Huldigung“ auffaßte, zeigte er ſchon fünf Wochen ſpäter, als er, mit dem armen Manne aus irgend einem Grunde unzufrieden, ihn blenden ließ und einen Sohn Moktadirs, den Muti (334—363 = 946—974), zum Chalifen machte. Dazu hielten er wie ſeine Nachfolger die heruntergekommenen Erben des gewaltigen Manßúr und des herrſcherſtolzen Harún ſchlechter als die eigne Dienerſchaft; von der Auszahlung der erſt bewilligten Penſion war nicht die Rede, die Einkünfte von ein paar Gütern, welche den Abbaſſiden zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe überwieſen wurden, reichten bisweilen nicht aus, ſie vor Mangel zu ſchützen: in ſo klägliche Erniedrigung war das Chalifat verſunken, deſſen Machtbefugniſſe noch vor hundert Jahren ohne Schranken zu ſein ſchienen.

---

[1] Mit kurzem í zu ſprechen.

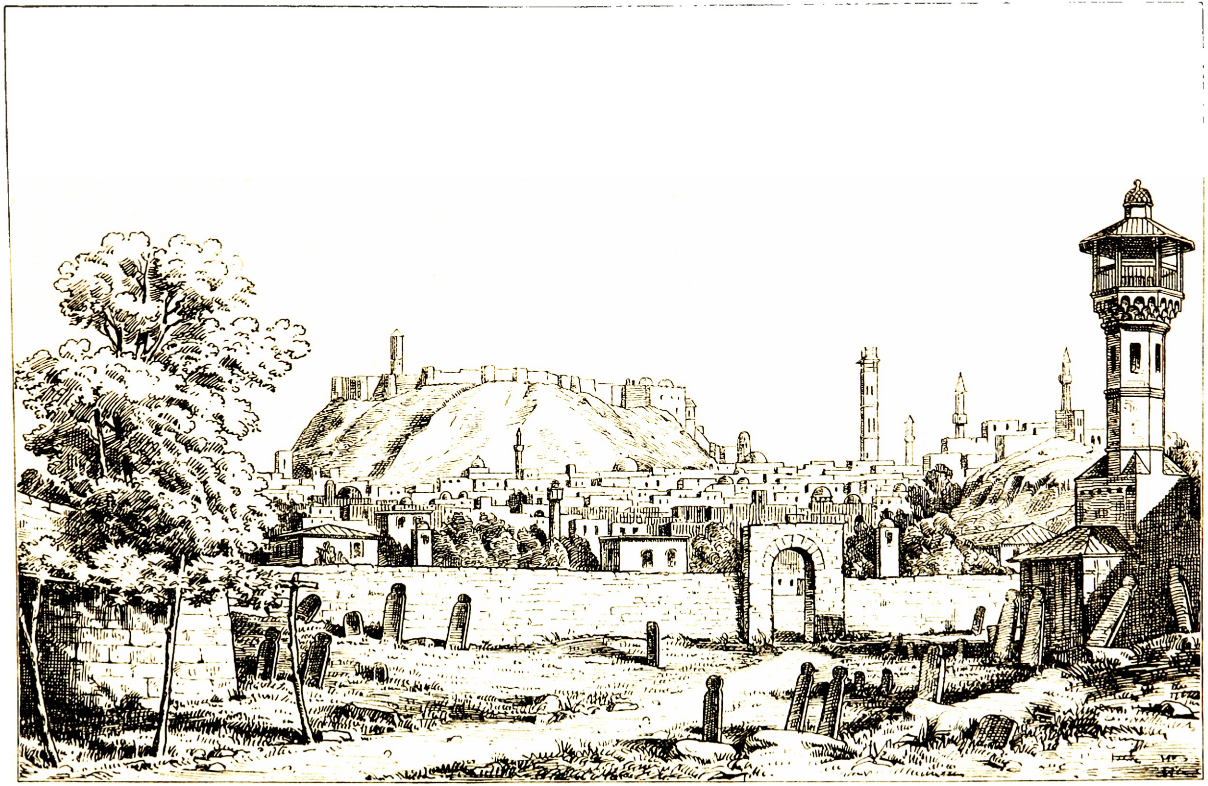
[2] Vergl. S. 556 Anm. 2.

Náßireddaúla kam zu ſpät dahinter, daß er doch wohl einen Fehler begangen hatte, als er an Stelle eines unkräftigen, durch ſtete innere Wirren gelähmten Staatsweſens eine friſche, für die nächſten Jahrzehnte noch ſtraff organiſirte Militärmacht aufkommen ließ. Freilich hätte er kaum die Mittel beſeſſen, dieſe Entwicklung mit Gewalt zu verhindern, aber ſo oder ſo mußten die Buweihiden ihm jetzt mehr als unbequem werden. Er nahm officiell ja immer noch die Stellung eines Statthalters oder Vaſallen des Chalifen ein, war damit verpflichtet, dieſem, d. h. alſo nun den in ſeinem Namen regierenden Sultanen, Tribut zu zahlen. Mehrfach (337. 347. 353 = 949. 958. 964) hat er verſucht, ſich dieſer Obliegenheit zu entziehen, ja bald nach der Einnahme von Bagdad ſogar einen kühnen Feldzug unternommen, in welchem er durch Ueberraſchung dem Mo’iſ die Hauptſtadt beinahe noch einmal entriſſen hätte (334 = 946): aber die Buweihiden hatten um dieſe Zeit, nach der Einnahme Baßras und dem Ende der Baridis (336 = 947), ſchon ganz Perſien bis an die Grenze von Choraßán in ihrem wenn auch noch nicht unbeſtrittenen Beſitze und waren bei Weitem die Stärkeren. So mußte der Hamdanide ſich bequemen, in einem unbehaglichen Abhängigkeitsverhältniſſe zu den Deilemiten zu bleiben; aber ſelbſt in dieſer Geſtalt war ſeiner Herrſchaft kein gutes Ende beſchieden. Im J. 356 (967) wurde er von ſeinem Sohne Abu Taglib, mit dem er ſich aus unbekannten Urſachen entzweit, gefangen geſetzt und bis an ſeinen am 12. Rabí I 358 (3. Febr. 969) erfolgten Tod in einer übrigens milden Haft gehalten — ein tragiſcher, aber nicht unverdienter Ausgang fünfunddreißigjähriger raſtloſer Thätigkeit für einen Mann, der mit großer Liſt und Klugheit, nicht minder aber mit Treuloſigkeit und berechnendem Egoismus aus einem geringen Landbeſitz ſich ein Fürſtenthum geſchaffen, das bei ſeinem Tode doch ganz Meſopotamien bis Tekrit am Tigris herunter umfaßte. Seinen Nachkommen ging es binnen zehn Jahren verloren: Abu Taglibs Brüder entzweiten ſich mit ihm und ſpäter noch unter einander, er ſelbſt gerieth auf die unglückliche Idee, ſich in einen Streit zwiſchen den Buweihidenſultanen zu miſchen, und als Ádud ed-Daula, ein Neffe des ſchon 356 (967) geſtorbenen Mo’iſ, im J. 367 (977/8) ſich des ganzen Irák bemächtigt hatte, mußte der Hamdanide Moßul und 368 (978/9) Meſopotamien verlaſſen. Er fiel im folgenden Jahre (369 = 979) bei Ramla in Paläſtina, auf das er mit einem unterwegs angeworbenen Beduinenhaufen einen Handſtreich verſucht hatte. Náßireddaulas übrige Nachkommen verliefen ſich, theils in Adudeddaulas, theils in ägyptiſche Dienſte zu treten: etwa hundert Jahre ſpäter ward ſein Enkel Haßan Ibn Hußein, der nach dem Großvater ebenfalls ſich Náßireddaula nannte, als Generaliſſimus in Kairo von eiferſüchtigen Emiren überfallen und getödtet — das iſt das Letzte, was wir von den Hamdaniden Moßuls wiſſen.

Nicht dieſe aber ſind es — ſo merkwürdig die Wechſelfälle ihrer Geſchichte ſein mögen — an welchen der eigentliche Ruhm des Geſchlechtes haftet. Wenn uns ſeit 331 (943, oben S. 567) Sſeifeddaula aus den Augen gekommen iſt, ſo geſchah es, weil er bald nachher einen neuen Schauplatz für ſeine Thätigkeit gefunden hat. Kaum nämlich waren 333 (944, S. 568) der Chalife Múttaki nach Bagdad und der Ichſchíd nach Aegypten zurückgekehrt, als die Hamdaniden ihre Unternehmung gegen Nordſyrien wiederholten. Dijár Modar war ja in ihren Händen, ſo brauchten ſie nur den Euphrat zu überſchreiten, um in zwei Tagemärſchen in dem mit ganz Syrien zum Gebiete des ägyptiſchen Emirs gehörenden Haleb zu ſein. Sſeifeddaula machte ſich diesmal ſelbſt auf; den 8. Rabí I 333 (29. Oct. 944) zog er in dem genannten Orte ein, ſchlug bald nachher die zu ſeiner Vertreibung unter Kafúr1) anrückenden Truppen des Ichſchíd bei Himß, und rückte vor Damaskus. Die Garniſon weigerte ſich die Stadt zu übergeben, und als nun der Ichſchíd ſelbſt mit einem ſtarken Heere erſchien, wich Sſeifeddaula zurück und mußte nach einem unglücklichen Kampfe bei Kinnesrin

---

1) Die Araber hatten allmählich die Gewohnheit angenommen, Sclavinnen und Sclaven, beſonders Eunuchen, mit Koſenamen zu benennen, die eigentlich Koſtbarkeiten verſchiedener Art bezeichnen, wie Dſchauher „Juwel“, Jakút „Hyazinth“ u. dergl. So bedeutet Lulu (oben S. 560) „Perle“ und Kafúr „Kampher“ (vgl. oben S. 242). Man ſieht an dem häufiger werdenden Vorkommen ſolcher Namen unter den Beamten und Emiren, wie der Unfug der Einſchiebung von Haremsſclaven in die hohen Staatsämter zunimmt; Kafúr ſelbſt war ein Neger oder doch Abeſſinier.



Haleb (Aleppo).

ſogar Haleb wieder räumen. Der Ende 334 oder Anfang 335 (946) erfolgte Tod des thatkräftigen Jchschíd ließ dem Hamdaniden von Neuem freie Hand: der Sohn des Gegners, auf welchen die Herrſchaft über Aegypten nunmehr ſich vererbte, war ein unmündiges Kind, und Kafúr, der in ſeinem Namen regierte und ihn auch ſpäter in vollkommener Abhängigkeit zu erhalten wußte, hatte eine Weile zu thun, bei den widerſtrebenden Emiren ſich Anerkennung zu verſchaffen. So konnte Sſeifeddaula ſich 335 (946) wieder in Damaskus feſtſetzen. Aber er verdarb es mit den Einwohnern und den um die Stadt hauſenden Beduinen, indem er zu früh ſeine Abſicht merken ließ, die bei der Lockerheit der Verbindung zwiſchen Syrien und Aegypten an ziemlich unabhängiges Gebahren gewöhnten Araber einem ſtrafferen Regiment zu unterwerfen; ſo riefen die Damascener ſelbſt den Kafúr wieder ins Land, Sſeifeddaula verlor zwei Schlachten gegen ihn und mußte nicht allein Damaskus, ſondern auch Haleb nochmals räumen (Ende 335 od. Anf. 336 = 947). Nach einigen Zwiſchenfällen kam indeß zwiſchen ihm und Kafúr, der im fernen Norden Ruhe brauchte, um in Aegypten ſelbſt mit Sicherheit den Herren weiterſpielen zu können, ein Vertrag zu Stande: Nordſyrien mit Einſchluß von Himß wurde endgiltig dem Sſeifeddaula überlaſſen, Damaskus blieb Aegypten unterthan, und man hielt ſich beiderſeits um ſo mehr an dieſe Beſtimmungen, als Kafúr mit gelegentlichen Verſuchen ſeines Mündels, ſich von der läſtigen Abhängigkeit zu befreien, zu rechnen hatte, Sſeifeddaula aber alle Hände voll zu thun bekam, ſeinen neugegründeten Staat gegen die Angriffe der Byzantiner zu vertheidigen.

Das alte Wechſelverhältniß, welches jede Verwirrung im Innern eines der beiden Reiche durch Siege der feindlichen Heere an der nun ſeit Jahrhunderten umſtrittenen Grenze der Defenſionen und Armeniens ſtrafte, ließ hier mit dem zunehmenden Elend der Emiratswirthſchaft die Schaale des Jslâms immer weiter in die Höhe ſchnellen. Die Fortſchritte, welche Johannes Kurkuas ſeit 308 (920; vgl. oben S. 540) in Armenien machte, hatten ſchon vom Jahre 324 (936) an das Eingreifen Sſeifeddaulas, welcher damals noch Dijár Bekr verwaltete (S. 564), erfordert; beſonders 326 (938) und 328 (940) wird von ſeinen Streifzügen in der Gegend von Malatia und in Armenien, deſſen Weſten damals ſchon ganz in der Gewalt der Griechen war, Mancherlei berichtet. Will man ſelbſt den arabiſchen Erzählungen von erfochtenen Siegen, die in dieſen Zeiten mit beſonderer Vorſicht aufzunehmen ſind, Glauben ſchenken, ſo blieben ſie doch ohne dauernde Wirkung, weil die unſeligen Kriege der Hamdaniden um den Beſitz von Bagdad und die Würde des Emir al-omará (S. 567 f.) ſie zwangen, die Nordgrenze beinahe vollkommen unvertheidigt zu laſſen. Jede Stadt mußte hier ſehen, wie ſie ſich gegen Kurkuas zu wehren vermochte; kein Wunder, daß der byzantiniſche Feldherr, welcher ſchon 329 (940) in Meſopotamien eingefallen war, 331 (942) Niſibis erobern konnte. Vor Edeſſa ließ er ſich durch die von den Chriſten mit unendlichem Jubel begrüßte Auslieferung des Schweißtuches der hl. Veronika abſpeiſen, aber 332 (943/4) nahm er ſchon Ras El-Ein, und nur die Abberufung des tapfern Kriegshelden, des „zweiten Beliſar", wie ihn das Volk nannte — Neider hatten ihn bei dem Kaiſer Romanus I. verleumdet — brachte die Erfolge der Byzantiner ins Stocken. Noch ehe Sſeifeddaula in Haleb feſten Fuß gefaßt, wagte er nun in das Gebiet jenſeits Mar'aſch vorzudringen: Meſopotamien war ja gedeckt, wenn es gelang, die Griechen von Nordſyrien her in der Flanke zu bedrohen. Die nächſten Jahre, ſo lange die Kämpfe mit Kafúr (S. 570) dauerten, war dorthin freilich nichts wieder zu unternehmen; aber ſeit 336 (947) ſpannte der Hamdanide alle Kräfte an, den Erbfeind des Islâms wieder nach Kleinaſien hineinzuwerfen. Allerdings mit ſehr wechſelndem Erfolge. Im J. 337 (948/9) eroberten die Griechen Mar'aſch und brachten der Garniſon von Tarſus eine empfindliche Niederlage bei, und als Sſeifeddaula 339 (950) einige ſiegreiche Streifzüge in Cappadocien durchgeführt hatte, fiel er auf dem Rückwege im Gebirge bei Hadath in einen Hinterhalt, dem wenige ſeiner Mannſchaft — er ſelbſt, wie die Sage will, nur durch einen Harrasſprung — entrannen. Beſſer ging es 340—344 (951/2—955/6): in mehreren kräftig geleiteten Feldzügen drängte er die Chriſten zurück, nahm 341 (952/3) Mar'aſch wieder und ſtellte die Mauern der alten Feſtung, vor Allem aber die Ehre der islamiſchen Waffen her. Aber die Kräfte des Kleinſtaates — mehr ſtellte doch ſein Fürſtenthum dem mächtigen Kaiſerreiche gegenüber nicht dar — waren auf die Dauer der Wucht der feindlichen Angriffe doch nicht gewachſen. Schon 345 (956/7) erlitt eine der muslimiſchen Heeresabtheilungen eine Schlappe, 346 (957) nahm Leo, der Sohn des Domeſticus Bardas, Hadath ein, welches die Jahre vorher immer vergeblich belagert worden war; 347 (958) drangen die Griechen von Norden her in Meſopotamien vor, bemächtigten ſich mehrerer Feſtungen und kamen dabei ſchon wieder bis Ámid, 348 (959) bis Edeſſa und Harrán, und als Sſeifeddaula durch eine Diverſion in das byzantiniſche Gebiet den Leo zum Rückzuge zwingen wollte, ward er ſchließlich ſelbſt abgeſchnitten und ſein Heer faſt aufgerieben. Geradezu verhängnißvoll aber ward den Muslimen das Jahr 350 (961). In demſelben vollendete Nikephoros Phokas, der berühmte Feldherr und ſpätere Kaiſer, die oftmals umſonſt verſuchte Rückeroberung Kretas für Byzanz und entfernte dadurch aus der Mitte des Reiches den gefährlichſten der vorgeſchobenen Poſten des Islâms, welche an verſchiedenen Stellen die Kräfte des Griechenthums in Anſpruch genommen und ſo die kleinaſiatiſche Grenze des Chalifates entlaſtet hatten. Jetzt konnten dieſe Kräfte mit ganz anderem Nachdruck gegen Syrien und Meſopotamien verwendet werden, als bisher; und zu noch größerem Unglück für den Fürſten von Haleb kam die alte Krankheit des arabiſchen Volkes, die Unbotmäßigkeit, gleichzeitig unter ſeinen Emiren zum Ausbruch. Der Commandant von Tarſus erklärte ſich für unabhängig (350 = 961/2), zwei Jahre ſpäter (352 = 963), als Sſeifeddaula erkrankt war, folgte ſein bewährteſter Feldherr dem einmal gegebenen Beiſpiele, wieder nicht viel ſpäter (354 = 965) warf ſich ein anderer Offizier zum Herren von Antiochia auf. Es liegt eine tragiſche Vergeltung darin, daß jetzt dem früh alternden und oft von böſer Krankheit heimgeſuchten Herrſcher von ſeinen Untergebenen daſſelbe angethan wird, was er als junger Mann im Gefolge ſeines Bruders an dem verfallenden Chalifenhauſe geſündigt. Der ungebrochene Mut, mit welchem er den hoffnungsloſen Kampf nach Innen und Außen bis an ſein Ende fortgeführt hat, verdient alle Bewunderung; aber das unvermeidliche Geſchick vollzieht ſich unaufhaltſam in wenigen Jahren. Nikephoros nimmt 350 (Ende 961) Anazarba, 351 (962) das erſt 341 für den Islám wiedergewonnene Mar'aſch, und gegen den Schluß des Jahres muß der tapfere Hamdanide nach einer abermaligen Niederlage ſeine Hauptſtadt Haleb von dem übermächtigen Byzantiner erobern und plündern ſehen. Zu halten war ſie freilich auf die Dauer für die Griechen nicht, beſonders da Nikephoros kurz nachher Syrien verließ, um ſich in Conſtantinopel die Kaiſerkrone aufs Haupt zu ſetzen;[1]) aber kaum hatte er ſich zur höchſten Würde emporgeſchwungen, als er ſofort wieder das unglückliche Syrien die Schwere ſeines Armes fühlen ließ. Schon 353 (964) wurde Mopſueſtia berannt, und 354 (965) eroberte er nicht allein dieſe Feſtung, ſondern auch Adana und Tarſus, und die drei Städte, ſo lange Zeit die feſteſten Bollwerke des Defenſionsbezirkes, wurden nun zu griechiſchen Waffenplätzen gegen die Muslime, während gleichzeitig auch die Inſel Cypern endgiltig wieder von den Byzantinern in Beſitz genommen ward. Im folgenden Jahre (355 = 966) verwüſteten die Kaiſerlichen von Neuem Meſopotamien bis Niſibis und Ámid; während Sſeifeddaula dorthin eilte, drang Nikephoros ſelbſt in Syrien ein und belagerte ſchon Antiochia, als Jener, von neuer Krankheit ergriffen und das Nahen ſeines Endes fühlend, ſich nach Haleb bringen ließ. Er ſtarb an dem Orte, der ihm ſeine kurze Blüthe verdankte, am 10. Sſafar 356 (25. Jan. 967), erſt 52 Jahre alt, aber von den Mühſalen eines thatenreichen Lebens vorzeitig aufgerieben. Sein Sohn Sſá'ad ed-Daula führte noch fünfundzwanzig Jahre mit dem Muthe der Verzweiflung den Kampf gegen die empöreriſchen Emire wie gegen die Byzantiner weiter. Geſchickt verſtanden es dieſe, die inneren Zwiſtigkeiten der Muslime zu benutzen; bald die Aufrührer, bald den Fürſten ſelbſt begünſtigend, nahmen ſie Schritt vor Schritt von dem Lande Beſitz. Antiochia ward vielleicht ſchon vor dem Tode Sſeifeddaulas, ſpäteſtens drei Jahre nachher eingenommen (355 = 966 oder 358 = 969); dazu kam nun die Verwüſtung der Bezirke von Ma'árra, Scheiſar, Hamát (357 = 968), die Plünderung von Himß (358 = 968), und 358—364 (968—975) wurde Meſopotamien bis Edeſſa wiederholt heimgeſucht. Vergeblich war es, daß Sſá'adeddaula 367 (978) dem Buweihiden Adudeddaula in Bagdad (S. 570) ſeine Unterwerfung anzeigte, um ſich den Bei-

---

1) Vergl. Hertzberg, Geſch. d. Byz. (No. 59 dieſer Sammlung) S. 169f.

ſtand des mächtigen Sultans zu ſichern; eine kurze Ruhepauſe, durch den Bürgerkrieg des Bardas Skleros in Kleinaſien[1]) veranlaßt, nahm ſchon 371 (981) ein Ende. In dieſem Jahre erſchien Bardas Phokas vor Haleb und erzwang das erneute Verſprechen eines Tributes, half dafür allerdings auch dem bedrängten Fürſten, als er 372 (982/3) in ſeiner Reſidenz von einem aufrühreriſchen Vaſallen belagert wurde. Aber Sſa'adeddaula kam jetzt noch von einer anderen Seite her ins Gedränge. Seit 358 (969) geboten die kräftigen Fatimiden (unten S. 619) in Aegypten, ſeit 359 (970) auch in Damaskus; zwiſchen ihnen, die immer weiter nach dem Norden übergriffen, und den Byzantinern hatte ein Kleinſtaat wie Haleb keinen Platz. Haltlos ſchwankte Sſa'adeddaula zwiſchen beiden, übergab freiwillig 373 (983) Himß den Griechen, ſeine Südgrenze gegen die neuen Feinde zu decken, welchen er doch wieder 376 (986/7) zum Schein huldigte, und erreichte ſchließlich nichts, als die ſtete Abnahme der eigenen Macht. Als er nach einem letzten Erfolge gegen einen fatimidiſchen Emir 381 (991) ſtarb, hinterließ er ſeinem Sohne Sſa'îd ed-Daula keine Möglichkeit einer ſelbſtändigen Exiſtenz. Um ſich vor den Fatimiden zu retten, warf er, oder vielmehr ſeines Vaters Feldherr Lulu, der ihn vollſtändig beherrſchte, ſich den Byzantinern in die Arme, die unter dem gewaltigen Kaiſer Baſilius II.[2]) in der That zweimal (381 = 991; 385 = 995) das ſchon von ägyptiſchen Truppen belagerte Haleb entſetzten. Aber der bulgariſche Krieg[3]) geſtattete den Griechen nicht, ihre ſyriſchen Feldzüge fortzuführen; ſo unterwarf ſich Lulu bald nachher den Aegyptern um den Preis der Fortdauer ſeiner Herrſchaft über Haleb. Bis 392 (1002), wo Sſa'îdeddaula, vermuthlich durch die Tücke ſeines Miniſters ſelbſt, an Gift ſtarb, regierte er in deſſen, ſpäter noch bis 394 (1003/4) im Namen ſeiner beiden unmündigen Kinder; in dieſem Jahre[4]) aber ſchickte er ſie mit Bewilligung des Fatimiden Hâkim nach Aegypten, und verwaltete von da ab die Provinz officiell als Statthalter weiter. Sein Sohn Manßûr, welcher ihm folgte, ward von dem Geſchlechte der Mirdâßiden verdrängt, und im J. 407 (1016/7) gelang es noch einmal einem Hamdaniden Abu Schodſchâ, ſich Halebs zu bemächtigen; aber 413 (1022) wurde er auf Betrieb der Regentin von Aegypten ermordet, und ſeitdem hören wir in Syrien nichts mehr von der Familie des Sſeifeddaula.

Was dem Namen des bedeutendſten Hamdaniden unter den Muslimen noch heute einen beſonderen Glanz verleiht, iſt nicht allein der raſtloſe Kampf, welchen er gegen die Ungläubigen geführt hat: mit ſeiner, zum Theil noch ſeines Nachfolgers Regierung iſt unzertrennlich der letzte wirklich lebendige Aufſchwung der arabiſchen Poeſie und Wiſſenſchaft im Oſten verknüpft. Allerdings hatte der Verfall des Chalifates nicht ſofort auch die Blüthe zer-

---

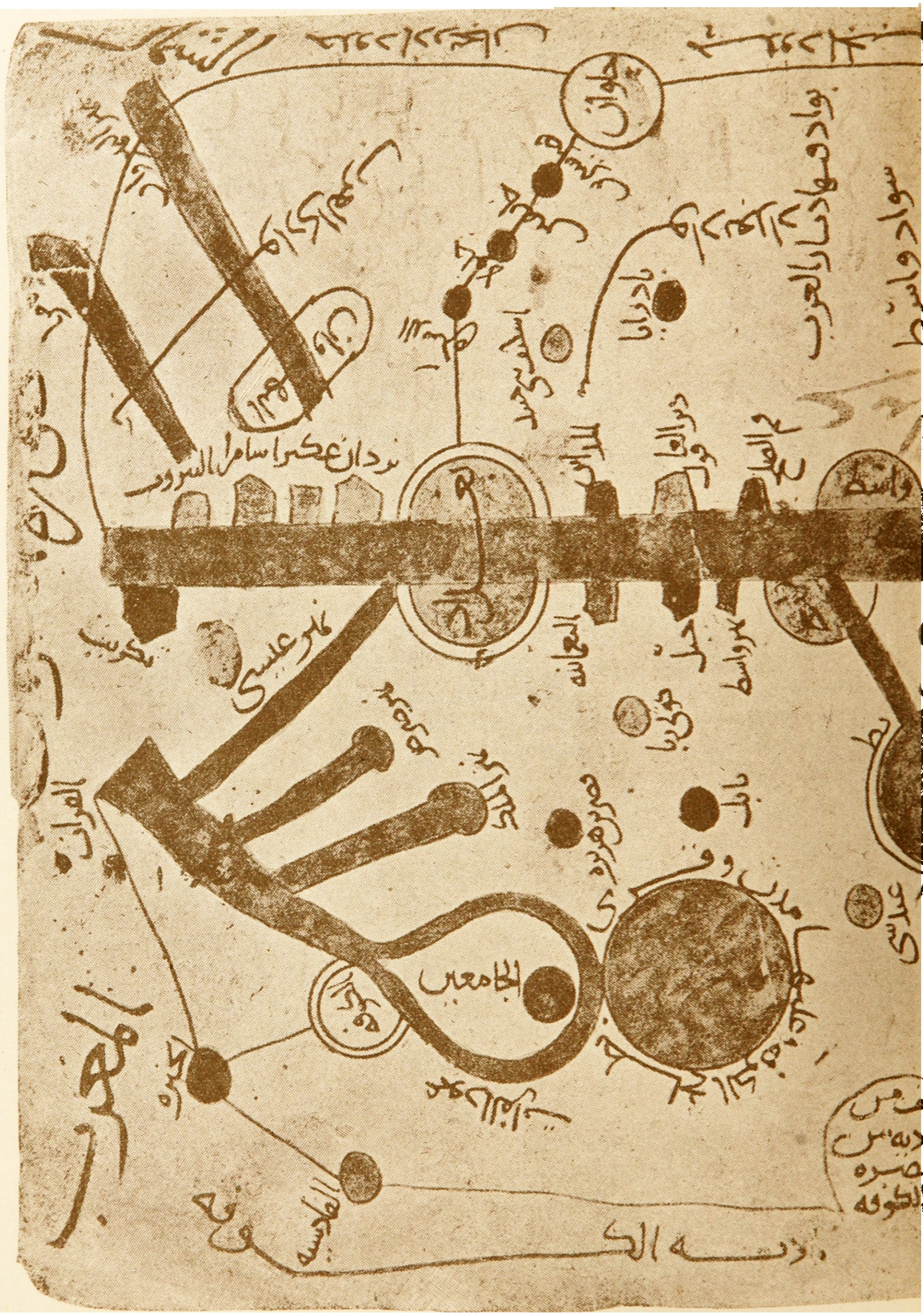
1) Hertzberg, Geſch. d. Byz. (No. 59 dieſer Sammlung) S. 178. 2) Hertzberg a. a. O. S. 176 ff. 3) Hertzberg a. a. O. S. 184. 4) Nach Anderen hätte erſt Lulus Sohn die formelle Entthronung vollzogen (zwiſchen 400 und 402 = 1009/10 und 1011/2).

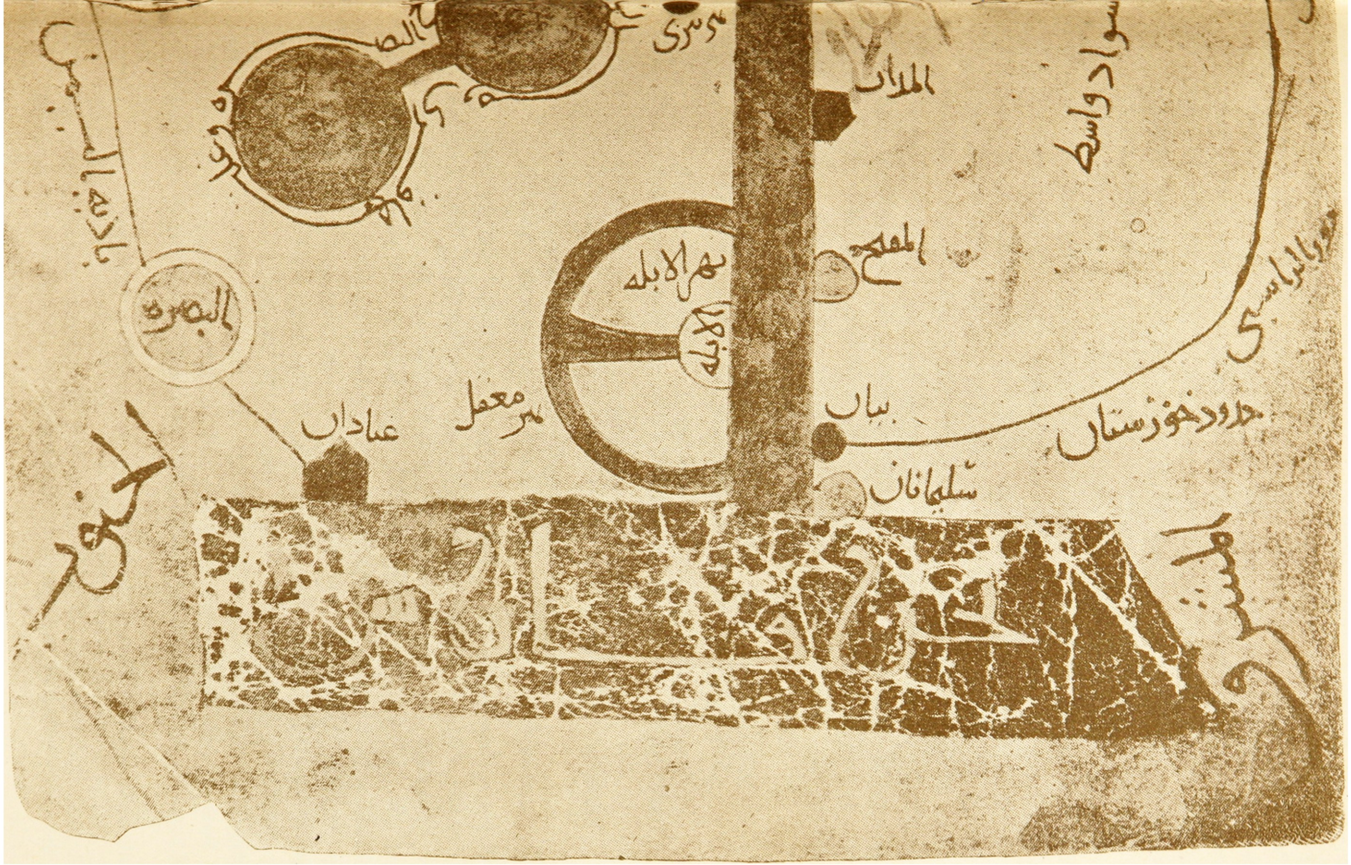
ſtört, zu welcher das Geiſtesleben des Irák unter den Abbaſſiden bis Ma'amún gediehen war. Schon früher (S. 532) konnten wir den unglücklichen Eintagschalifen Ibn El-Mo'otáſ als einen glänzend begabten Dichter nennen, und mehrere ſeiner Zeitgenoſſen, vor Allen der berühmte Ibn Er-Rúmi, werden ihm mit Recht an die Seite geſtellt. Grade in der elenden Zeit Muſta'ins und ſeiner Nachfolger ſchrieben in dem verwüſteten Bagdad die hervorragenden Hiſtoriker El-Beládhori, deſſen „Geſchichte der (muslimiſchen) Eroberungen" ein für jene Zeit ſeltenes Maß von Kritik und Methode aufweiſt, und der zuverläſſige Ibn Koteiba. Gegen Ende des dritten (neunten) Jahrhunderts lebte ebendort der größte Gelehrte des Islâms, Et-Tábari, gleich bedeutend als Juriſt und Theolog wie als Hiſtoriker — mit einem unglaublichen Fleiße trug er in ſeinem 25bändigen Koráncommentar und einer noch umfangreicheren Weltchronik Alles zuſammen, was in der Ueberlieferung ſich auf die heilige Schrift und auf die Geſchichte des Mohammedanismus nur irgend bezog —; und in der erſten Hälfte des vierten (zehnten) Jahrhunderts berichtete der Reiſende El-Mas'údi, deſſen Wanderleben ihn durch alle muslimiſchen Länder von Indien bis Aegypten geführt, über Sehenswürdigkeiten und Geſchichte der von ihm beſuchten Provinzen wie der angrenzenden Staaten der Ungläubigen. Dieſelbe Zeit ſah die Entſtehung der erſten vollſtändigen geographiſchen Beſchreibung der für die Mohammedaner zugänglichen Welt durch El-Ißtáchri, aus deſſen Werke wir eine in der uns erhaltenen Copie freilich ziemlich entſtellte Landkarte unſern Leſern vorlegen können. — Die grammatiſche und literariſche Thätigkeit ward beſonders in Baßra und in Bagdad mit Eifer fortgeſetzt; ihr ſchönſtes Denkmal iſt das Buch El-Kámil („das Vollkommene") des Mubarrad, welches eine Fülle werthvoller hiſtoriſcher Nachrichten, Gedichtproben und grammatiſcher Ausführungen birgt. Die Studien in den exacten Wiſſenſchaften wurden in der oben (S. 513) charakteriſirten Weiſe fortgeführt, die Theologie grade jetzt von Áſch'ari (S. 525) in die für alle Zukunft maßgebenden Bahnen geleitet. Aber die originellſten Erzeugniſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft dieſer Zeit ſind nicht auf dem Boden des Irák, ſondern an dem Hofe von Haleb erwachſen, wo Sſeifeddaula trotz aller Bedrängniſſe äußerer und innerer Kriege mit einer ſeltenen und für die Verhältniſſe ſeines Staates gradezu beiſpielloſen Freigebigkeit poetiſch und wiſſenſchaftlich begabte Männer um ſich verſammelt hat. Der glänzende Abu Firás und der in allen Sätteln gerechte, vielfach geſchraubte, oft aber wirklich geiſtreiche Mutanabbi übertrafen doch bei Weitem die zeitgenöſſiſchen Poeten Bagdads, und der Letztere beſonders hat lange Zeit für den größten Dichter der Araber überhaupt gegolten, bis eine genauere Kenntniß der vorislamiſchen Poeſie dieſe Beurtheilung für uns geändert hat. Dem Gönner ſolcher Dichter widmete paſſend Abu'l-Faradſch El-Iſpaháni ſein großes „Liederbuch", eine Schatzkammer für die Kenntniß der arabiſchen Poeſie und Muſik, welche in den überall beigefügten Erzählungen aus dem Leben der Dichter und ihrer Mäcene auch

Erläuterung zu der Karte des Irák.

Facſimile in Originalgröße der Karte in dem 569 d. H. (1173 n. Chr.) auf Baumwollenpapier geſchriebenen Manuſcript des Ißtachri (Herzogl. Bibliothek zu Gotha).

Die dunklen Streifen und größeren tiefbraunen Flecken bezeichnen die Gewäſſer: unten der perſiſche Meerbuſen, in welchen der Tigris, von NW kommend, einmündet. Seine Nebenflüſſe und Deltaarme ſind zum Theil, wie oben im NO, nicht bis zur Mündung durchgezogen, um Platz für die Namen der Städte u. ſ. w. zu laſſen. Der vielverzweigte Euphrat erſcheint gegen Süden verſumpft, die großen dunklen Kreiſe ſtellen die Sumpfſeen dar. Die kleineren und helleren Kreiſe und Vielecke ſind die Städte: oben am Tigris Bagdad, links oben Kufa und links unten Baßra ſind durch doppelte Einfaſſungslinien kenntlich. Die faſt um den ganzen Hauptraum des Blattes gezogene Linie deutet die Grenze der Provinz an. Die zahlreichen Beiſchriften geben die Namen der Bezirke, Gewäſſer und Städte an.


واسط
نهر عيسى
الجامعين
الكوفه


البصرة
عبادان
نهر معقل
نهر الابلة
بيان
سليمانان
حدود خوزستان
سواد واسط

Karte des Irák.

Facſimile in Originalgröße der Karte in dem 569 d. H. (1173 n. Chr.) auf Baumwollenpapier geſchriebenen Manuſcript des Iſtachri (Herzogl. Bibliothek zu Gotha).

ein reiches geſchichtliches Material darbietet. Charakteriſtiſch für das Weſen Sſeifeddaulas mehr als irgend eines gleichzeitigen Fürſten muß eine gewiſſe Freiheit des Geiſtes geweſen ſein, die es in ſeiner Umgebung weniger als anderswo gefährlich erſcheinen ließ, ſich dem orthodoxen Dogma gegenüber in einer gewiſſen Unabhängigkeit zu halten. Mutanabbi hat ſeinen Namen („der den Propheten ſpielt") daher, daß er einmal, allerdings noch ehe er nach Haleb kam, es ſich beikommen ließ, in Syrien als Prophet einer neuen Religion aufzutreten; und eine gradezu polemiſche Stellung gegen die hergebrachte flache Auffaſſung des Islâms nimmt der edelſte Dichter der Zeit und einer der edelſten aller Zeiten ein: Abu'l-Alâ, von ſeinem Geburtsorte Ma'arra in Syrien El-Ma'arri genannt, deſſen Kunſt allerdings erſt unter Sſa'adeddaula zur Reife kam, der aber ſchon durch ſeinen bewußten Anſchluß an die Traditionen Mutanabbis auf die vorangegangene Epoche hinweiſt, in welche ſeine Jugend gefallen iſt. Aber von Mutanabbi, der in ſeinen ſpäteren Jahren nur um die Gunſt der Mächtigen buhlte, unterſcheidet ſich auf das Beſtimmteſte dieſer blinde Dichter, deſſen mannhafte Geſinnung nicht weniger als ſein grimmiger Zorn gegen religiöſe Heuchelei und ängſtliche Unfreiheit uns Deutſche an unſeren Leſſing erinnern kann. Es iſt ſonſt auf muslimiſchem Boden faſt unerhört, dieſe Sprache[1] zu reden:

Ihr Beherrſcher der Länder, ihr herrſchtet lang und ihr wurdet alt,
Und je länger ihr lebt, deſto mehr mißbraucht ihr die Gewalt.

Auf einen Gottesmann[2] hat das Volk ſeine Hoffnung gebaut,
Der da leiten ſoll, wenn die Menge rathlos nach dem Retter ſchaut.

Eitler Wahn! die Vernunft allein iſt der göttliche Leiter,
Die Morgens und Abends euch führt, als erfahrener Pfadvorſchreiter.

Dieſe verſchiedenen Glaubensſecten, die euch zerſpalten,
Erfunden hat man ſie, um den Mächtigen zu ſichern die Gewalten.

— Und wie die freiſinnigen Dichter, ſo fanden die immer verketzerten Philoſophen eine Zufluchtsſtätte am Hofe der Hamdaniden: unter denen, welche des Schutzes und der Unterſtützung des Sſeifeddaula ſich erfreuten, iſt der größte Denker des muslimiſchen Orients geweſen, Alfarabi. Er hat die Rieſenarbeit vollbracht, die ſchwierigſten Probleme der griechiſchen Philoſophie, welche die Vorgänger nur mehr oder weniger oberflächlich geſtreift hatten, zu begreifen und ihnen bis in ihre Tiefen nachzugehn. Der im Abendlande mit Unrecht berühmtere Avicenna geſteht hundertundfünfzig Jahre ſpäter, daß es ihm erſt gelungen ſei, des Ariſtoteles Metaphyſik zu verſtehen, als ihm Alfarabis Commentar zu dem Buche in die Hände fiel: ſo muß dieſer für den eigentlicher Begründer der ſtreng wiſſenſchaftlichen Philoſophie im

---

1) Ueberſetzung v. Kremers in der Zeitſchr. d. Deutſchen Morgenländ. Geſellſch. Bd. XXX, Leipzig 1876, S. 43. 2) D. h. den Imâm, welcher behauptet im Beſitze der göttlichen Wahrheit zu ſein — den Chalifen oder alidiſchen Prätendenten, der nach den verſchiedenen Meinungen an der Spitze der Gemeinde ſtehen ſoll.

Oſten gelten, und daß er in Frieden ſeinem hohen Ziele nachgehen durfte, iſt vielleicht das ſchönſte Blatt in dem Ruhmeskranze des tapferen und vorurtheilsfreien Hamdaniden. Hat er doch ſo den beſten Männern der Zukunft ein werthvolles Erbtheil ſchaffen helfen in einer Zeit, deren Kataſtrophen den Untergang der halben islamiſchen Welt herbeiführen zu ſollen ſchienen. Denn bei aller Furchtbarkeit der Scenen, die wir bisher an unſerem Auge haben vorübergehen laſſen, bleibt uns das Furchtbarſte noch vorbehalten: die Geſchichte der Unterwühlung und Zerſprengung des Reiches durch die Aliden und die ſich für ihre Anhänger ausgaben, die Ismaeliten. Die entſetzliche Schnelligkeit und Unwiderſtehlichkeit des Zerſtörungsprozeſſes, deſſen äußere Symptome wir in dieſem Capitel an ein paar Stellen betrachtet, wird uns erſt verſtändlich werden, wenn wir dieſer Hauptveranlaſſung der Krankheit auf den Grund gehen.

Drittes Capitel.

Aliden, Ismaeliten, Karmaten.

Die allgemeinen Urſachen, welche ſeit der Mitte des dritten (neunten) Jahrhunderts den Verfall des Chalifates beſchleunigten — Abnahme der Volkskraft unter dem verweichlichenden Einfluſſe der wachſenden Civiliſation und der geſteigerten Ueppigkeit des großſtädtiſchen Lebens, Mißſtände der Praetorianerwirthſchaft und Untauglichkeit der meiſten Chalifen, Ausſaugung der Bevölkerung in Folge der Verſchwendung des Hofes und der Geldgier der Beamten und Officiere, Verwüſtung ausgedehnter Landſtriche und Verarmung der Einwohner durch die unaufhörlichen Bürgerkriege, Abneigung der rein nationalen Kreiſe gegen die in der Regierung dargeſtellte Miſchung arabiſcher und perſiſcher Elemente — ſind Niemand mehr zu Gute gekommen, als den Aliden. Die unaufhörlichen Quälereien und Bedrückungen, welchen das arme Volk aller Orten ausgeſetzt war, mußten ſelbſt in den unterwürfigſten Gemüthern eine immer zunehmende Erbitterung erzeugen, Ohren und Herzen denjenigen geneigt machen, die im Geheimen ſchon ſeit der Thronbeſteigung des erſten Abbaſſiden die Unrechtmäßigkeit und Verwerflichkeit dieſer uſurpirten Herrſchaft predigten. Wie es aber bei der mechaniſchen Belaſtung eines beliebigen feſten Körpers die unterſten Theile deſſelben ſind, welche den ſtärkſten Druck auszuhalten haben, ſo muß naturgemäß auch die Laſt der ſich unter ſtaatlicher Mißverwaltung häufenden Beſchwerden eines Volkes in den niedrigſten Schichten deſſelben ſich am empfindlichſten fühlbar machen. Vor Allem war es die Landbevölkerung, welche durch die Zerrüttung aller öffentlichen Verhältniſſe mehr und mehr zur Verzweiflung getrieben wurde. So ſchlimm die großen Städte, vor Allem Bagdad, in den ewigen Palaſtrevolutionen und Bürgerkriegen mitgenommen und beſonders von den Türken malträtirt wurden: bei den Reichthümern, welche Handel und Wandel hier durch Generationen zuſammengeführt hatten, bei den Vortheilen, welche der Aufwand des Hofes und der Vornehmen noch längere Zeit hindurch dem Gewerbe und der Induſtrie zuwandte, bei dem Gewinn, den insbeſondere die Küſtenſtädte wie Baßra aus dem überſeeiſchen Waarenaustauſche einſtweilen zu ziehen fortfuhren, konnten dieſe es immerhin noch eine Weile aushalten. Aber der Ackerbauer, dem ſelbſt unter regelmäßigen Verhältniſſen der größte Theil ſeines Ertrages von den unerſättlichen Steuereinnehmern abgefordert wurde, vermochte es nicht zu ertragen, wenn Jahr um Jahr ſeine Ernte von den Roſſen der Aufſtändiſchen und Regierungstruppen zerſtampft, ſein Haus im Kriegsgetümmel verbrannt, ſein Vieh geraubt wurde, körperliche Mißhandlungen ihn und die Seinigen oft genug an Leib, Ehre und Leben ſchädigten. Während dem verfielen im Irák überall die für die Bebauung des Landes unentbehrlichen Bewäſſerungsanlagen, Canäle und Dämme, ſo daß weite Bezirke wiederum zu verſumpfen oder zu verſanden begannen; und dabei ſollten die unglücklichen Menſchen nur immer zahlen und wieder zahlen, um die Fortdauer ſo herrlicher Zuſtände zu ermöglichen. Wer den Anfang des Simpliciſſimus im Gedächtniß hat, kann das Bild, welches dort von der Lage der deutſchen Bauern während der ſpäteren Zeiten des dreißigjährigen Krieges entworfen wird, einfach ins Orientaliſche überſetzen, um ſich von den Leiden des irákiſchen und meſopotamiſchen Fellachen[1]) im neunten und zehnten Jahrhundert einen ziemlich richtigen Begriff zu machen. Aber natürlich gab es auch in den Städten der Elenden und Unzufriedenen genug. Selbſt in den mittleren Schichten des Volkes mußte jener Ekel an der Verderbniß der Zeit, jener Widerwille gegen die heuchleriſche Gewaltthätigkeit der Machthaber, dem wir eben einen Abu'l-Alá ſo beredten Ausdruck geben hörten, weit genug verbreitet ſein; vor Allen aber die Sklaven, deren Behandlung eine immer weniger menſchenwürdige geworden zu ſein ſcheint, und der Pöbel, welchem das allmähliche Sinken der durchſchnittlichen Berufserträge täglich neuen Zuwachs und größere Verkommenheit brachte, fanden ſich beinahe überall in der traurigſten Verfaſſung. Wenn die Reichen und Vornehmen, für welche die Gunſt ihrer Umſtände die Möglichkeit und damit die Pflicht größerer Bildung und Humanität darſtellt, von beiden nichts wiſſen wollen, trifft leider die naturgemäße Folge, daß ſich die gemißhandelten Maſſen endlich mit elementarer Gewalt empören und nun ihrerſeits jede Schranke der Menſchlichkeit durchbrechen, ſelten die Perſonen der Schuldigen, die in ſolchen Fällen hinter Burgmauern ſich zu verkriechen oder zu emigriren pflegen, meiſtens nach der verzweifelten Logik des Weltlaufes die Beſſeren, welche Geſetz und Sitte zu ſchützen unternehmen, immer aber das Weſen dieſer heiligſten Güter der Menſchheit ſelbſt. Es iſt ſomit nur zu leicht verſtändlich, wie die großen Alidenaufſtände, die mehr als die äußeren Kriege und die Selbſtändigkeitsgelüſte der Emire das Reich des Manßúr dem Untergange entgegengeführt haben, ſeit dem Unglückschalifate des Muſta'in allmählich den Charakter der äußerſten Wildheit und der Sucht nach Zerſtörung alles Beſtehenden annehmen, welchen man aus den Sklavenkriegen der Alten, den Bauernaufſtänden Deutſchlands und den Jacquerien Frankreichs kennt, und daß ſie der Civiliſation und dem Geiſtesleben des ganzen Orients unheilbare Wunden geſchlagen haben. Die zunehmende Verrohung dieſer Aufrührer zeigt ſich ſchon unter Ma'amún in dem Aufſtande des Abu's-Sſarája (S. 503), wo die zu Beginn des Capitels bezeichneten Urſachen des Verfalles doch erſt

---

1) Fellách heißt wörtlich der Pflüger und entſpricht alſo unſerem Bauer, d. h. aber nach der thatſächlichen Lage der Verhältniſſe dem hörigen Landmanne des ſpäteren Mittelalters.

zum kleinen Theile ihre Wirkung zu üben anfingen. Von den drei Alidenempörungen, welche das Chalifat des Mótamid bedrohten, ſcheint eine im J. 256 (870) zu Kúfa ausgebrochene ſich nicht weſentlich von der früher gewöhnlichen Art dieſer Unternehmungen unterſchieden zu haben; eine andere, welche 271 (884/5) zu Medina ſtattfand, zeigte einen weit ſchlimmeren Charakter, blieb indeß auf den engen Umkreis dieſer Stadt beſchränkt. Aber ein Sklavenkrieg der bösartigſten Sorte war es, welcher 255 (869) zu Baßra ausbrach und über vierzehn Jahre lang das ſüdliche Irák und das benachbarte Chuſiſtán verwüſtete. Ein Mann aus dem Dorfe Warſenín bei Rei (Teherán), doch arabiſcher Abkunft, Namens Ali Ibn Mohammed, in deſſen Familie ſchiitiſche Tendenzen ſeit einiger Zeit erblich waren, kam 249 (863) auf die Idee, in Bachrein ſich für einen Aliden auszugeben. Perſönliche Beziehungen zu dem Stamme der Abdelkeis, welcher dort ſeit Alters hauſte und dem er ſeiner wirklichen Abkunft nach angehörte, ſcheinen ihm den Erfolg ſeiner Betrügerei erleichtert zu haben: er fand unter den ſtets unruhigen und den Aliden, wie uns ſchon bekannt iſt (S. 542), jetzt ſehr zugeneigten Beduinen einen ziemlichen Anhang; doch wurde er ſchließlich 254 (868) von dem Statthalter des Mo'táſ, welcher damals regierte, vertrieben und mußte nach Baßra flüchten. Auch hier wurde auf ihn gefahndet; er ging nach Bagdad, kehrte aber nach der Thronbeſteigung des Móchtadi gegen Ende 255 (869) nach Baßra zurück, wo inzwiſchen ein Wechſel in der Perſon des Statthalters eingetreten war, und entfaltete dort am 26. oder 28. Ramadán (7./9. September) die Fahne des Aufſtandes. Aller Verhältniſſe der großen Seeſtadt kundig, wandte er ſich insbeſondere an die ſtets in erheblicher Zahl dorthin zu Schiffe eingeführten Negerſklaven. Die Araber nannten die Küſte von Zanzibar und deren Bewohner damals Eſ-Sindſch,[1] und bezeichneten mit demſelben Worte auch die Schwarzen, mit welchen von dort faſt bis auf den heutigen Tag immer ein ſchwunghafter Sklavenhandel betrieben worden iſt; ſo heißt dieſer Aufſtand des Ali Ibn Mohammed denn gewöhnlich „der Krieg der Sindſch" und der Anführer ſelbſt „der Herr der Sindſch". Daneben trägt er den Beinamen El-Chabith „das Scheuſal", welchen er nur zu redlich verdient hat. Von Baßra, deſſen er ſich doch nicht ohne Weiteres zu bemächtigen vermochte, ausgehend, ſtreifte er zunächſt die Umgegend ab, befreite überall die Sklaven, ſchlug die Herren todt, verbrannte eine Reihe von Ortſchaften und beſiegte, nachdem er von hier und dort Zuzug von entlaufenen Sklaven und armen Leuten erhalten, mehrmals die Regierungstruppen, welche ſeinem Unweſen ein Ende zu machen kamen. Am 25. Redſcheb 256 (28. Juni 870) nahm er Obolla, das zum großen Theil zerſtört wurde, bald nachher auch durch Capitulation der erſchreckten Einwohner Abbadán; hierauf durchzog er plündernd und mordend Chuſiſtán bis zur Hauptſtadt Achwáſ, die am 12. Ramadán (13. Auguſt) in ſeine Hände fiel. Inzwiſchen hatte Móchtadi den Sſa'id Ibn Sſálich mit einem beträchtlichen Heere nach Baßra geſchickt, die Sindſch zu bekämpfen; im Laufe des Jahres 257 (870/1) trug dieſer auch einige Erfolge davon, ließ ſich indeß Ende Scha'abán (Mitte Juli 871) von des Chabíth Unterfeldherrn Jachja Ibn Mohammed El-Bachráni1) bei Nacht überfallen und erlitt dabei ſchwere Verluſte. Er wurde abgeſetzt, aber drei ſeiner Nachfolger richtete Alí Ibn Abán, ein anderer von den Bandenführern der Sindſch, nicht minder übel zu. Am 16. oder 17. Schauwál 257 (7. od. 8. Sept. 871) erſtürmten die immer weiter angeſchwollenen Haufen Baßra ſelbſt. Man kann ſich denken, wie die empörten Sklavenhorden in der großen Handelsſtadt hauſten, wo viele von ihnen an ihren alten Herren Mißhandlungen und Unbilligkeiten zu rächen hatten; aber auch die wilden Beduinen mordeten nach Herzensluſt. Bachráni ließ ganze Schaaren von Unglücklichen niederhauen, die ſich auf das Verſprechen, daß ihr Leben geſchont werden ſollte, ergeben hatten; Alí Ibn Abán verbrannte die Hauptmoſchee, und die ganze Stadt wurde drei Tage lang auf das Schrecklichſte verwüſtet. In Bagdad war unterdeſſen das Chalifat auf Mótamid übergegangen, und die beſſere Ordnung, welche durch ſeines Bruders Muwaffak Verdienſt bald in Bagdad und beſonders unter den Türken hergeſtellt wurde, geſtattete ſchon Anfang Dhu'lká'ada 257 (Ende Sept. 871) neue Mannſchaften unter Mohammed El-Muwallad gegen die Sindſch auszuſchicken. Baßra hatten dieſe bereits wieder geräumt: ſie pflegten die größeren Städte nach Möglichkeit auszurauben, aber ihre Stärke beſtand in der Benutzung der natürlichen Verhältniſſe des nach allen Seiten von Strömen und Canälen durchſchnittenen Landes: an möglichſt unzugänglichen Stellen deſſelben hatten ſie ihre Lager, aus denen allmählich befeſtigte Städte erwuchſen, von da her brachen ſie bald hier-, bald dorthin vor, einen neuen Plünderungszug zu unternehmen oder durch einen ihrer gewöhnlichen nächtlichen Ueberfälle den ihnen gegenüberſtehenden Truppen des Chalifen eine Schlappe beizubringen. Das widerfuhr dem Muwallad von Bachráni in der Nähe von Baßra, dem Manßúr Ibn Dſchá'afar von Alí Ibn Abán in Chuſiſtán (258 = 871); und als im Rabí I 258 (Jan. — Febr. 872) Muwaffak ſelbſt den Oberbefehl übernommen hatte, mußte er nach mehrfachen blutigen Kämpfen doch wieder bis Wáßit zurückgehen. Er überließ nun den Oberbefehl von Neuem dem Muwallad, und als dieſer 259 (873) die abermalige Plünderung von Achwáſ nicht verhindern konnte, ward der bewährte Türkengeneral Múßa Ibn Boga (oben S. 530 f.) mit der Leitung des Krieges beauftragt. Aber während deſſen Unterfeldherren nach einem methodiſchen Plane allmählich die Rebellen aus Chuſiſtán auf die Euphratmündungen zurückdrängten, erhob ſich in Fars, alſo im Rücken der gegen die Sindſch

---

[1] Zingis der Griechen.

---

1) D. h. der aus Bachrein. Es waren alſo aus den früheren Anhängern des Chabíth einzelne, wenn nicht größere Schaaren der Beduinen zu ihm geſtoßen. Später wird dies von den Hiſtorikern ausdrücklich erwähnt, es muß aber von Anfang an der Fall geweſen ſein.

kämpfenden Regierungstruppen, ein gewiſſer Mohammed Ibn Wáßil, welcher den Niedergang der Tahiriden und ihre Kämpfe mit dem in dieſer Zeit immer mehr aufkommenden Sſaffár (S. 545) zur Aufrichtung einer ſelbſtändigen Herrſchaft zu benutzen dachte und ſchon einmal im J. 256 (870) ſich offen gegen die Autorität des Chalifen aufgelehnt hatte. Er griff jetzt ſogar nach Chuſiſtán hinüber; Abderrachmán Ibn Muflich, welcher von den gegen die Sindſch commandirenden Generälen dem Herde dieſes Aufſtandes am nächſten war, mußte ſich gegen die bedrohliche Diverſion zu wehren ſuchen, verlor aber im J. 261 (Ende 874 oder Anf. 875) bei Râmhormuſ Sieg und Leben. Zwar vertrieb nun Jaakúb der Sſaffár, welcher in den letzten Jahren die Oſtprovinzen außer Transoxanien den Tahiriden, Tabariſtán und Medien den Aliden (S. 542) abgenommen hatte, im Dhu'lká'ada 261 (Auguſt 875) den Ibn Wáßil aus dem uſurpirten Gebiete, aber nur, um ſofort mit allen in ſeiner Hand vereinigten Kräften Perſiens ſich gegen den Chalifen, das heißt gegen Muwaffak zu wenden, der nun zwiſchen dem Sſaffár und den Sindſch wie zwiſchen zwei Feuern in die bedenklichſte Lage kam. Hier aber zeigte er die ganze Thatkraft, welcher die Abbaſſidendynaſtie noch einmal ihre Rettung verdanken ſollte. Da alle ſeine Verſuche, den Sſaffár zu einem gütlichen Ausgleiche zu bewegen, vergeblich blieben, zog er ſämmtliche gegen die Sindſch ſtehenden Truppen mit Ausnahme der Beſatzung von Baßra auf die Hauptſtadt zurück, und als jener in ununterbrochenem Vorrücken bis über die Hälfte des Weges von Wáßit nach Bagdad gelangt war, ſtellte er ſich ihm bei Deír El-Akúl am Tigris mit allen verfügbaren Kräften entgegen und ſchlug ihn am 9. Redſcheb 262 (8. April 876) in heißem Kampfe, welcher dem tapfern Gegner ſelbſt mehrere Wunden, dem Heere des Chalifen entſcheidenden Sieg brachte. Der Sſaffár mußte den Rückzug nach Chuſiſtán antreten, das zum Theil in ſeinen Händen blieb, zum Theil von den in der Zwiſchenzeit nach Norden und Oſten weit vorgerückten Sindſch unter Alí Ibn Abán beſetzt gehalten wurde. Zwar war der Sſaffár zu anſtändig, um das ihm angetragene Bündniß mit den Sklavenbanden abzuſchließen; da aber nach ſeiner Niederlage Ibn Wáßil wieder in Fars ſich erhoben hatte und gleichzeitig in Choraßán ein Aufſtand gegen ihn ausgebrochen war, mußte er nach dem Oſten eilen, um gegen dieſe gefährlichen Diverſionen die nöthigen Maßregeln zu treffen. Der Kurde Mohammed Ibn Obeidallah, welchen er in Chuſiſtán zurückließ, war in der Wahl ſeiner Bundesgenoſſen nicht ſo ſchwierig, er knüpfte mit den Sindſch Verhandlungen an und erreichte ihre Mitwirkung in dem Kampfe, welchen er mit den anrückenden Truppen des Chalifen jetzt aufzunehmen hatte. Múßa Ibn Boga war ſchon früher (262 = 876) gegen Achmed Ibn Tulún abcommandirt worden (S. 558); ſein Nachfolger Mesrúr El-Balchi ſandte den Achmed Ibn Leithaweih nach Chuſiſtán, und dieſer, ein tüchtiger General, ſchlug die vereinigten Sindſch und Sſaffariten bei Sſús (Suſa; 262 = 876). Nunmehr riß Uneinigkeit zwiſchen den Verbündeten ein, Mohammed hielt ſich zurück, und Ibn Leithaweih konnte die Sindſch unter Alí Ibn Abán in wiederholten Kämpfen über Achwáſ hinaus zurückdrängen; dann nahm er ſein Hauptquartier in Tuſter, wo er nach beiden Seiten Front machte (263 = 876/7). Unterdeſſen aber war der Sſaffár aus dem Oſten zurückgekehrt; vorſichtig zog Ibn Leithaweih ſich vor ihm nach dem Irák hinüber, indem er ſeinen beiden Gegnern überließ, wie ſie mit einander fertig werden wollten. Es kam in der That zu Scharmützeln zwiſchen dieſen; dann aber trat eine Waffenruhe ein, welche dem Sſaffár Achwáſ beließ, die Sindſch alſo auf einen kleinen Theil Chuſiſtáns beſchränkte (263 = 877). Sie entfalteten nun ihre Kräfte wieder auf der anderen Seite, im Irák, mit friſchem Nachdruck. Ihr jetziger Anführer an dieſer Stelle, Sſuleimán Ibn Dſchámi, brachte in dem Guerillakrieg zwiſchen den Canälen und Sümpfen mehreren der türkiſchen Officiere Muwaffaks, auch dem Muwallad (S. 582), verluſtreiche Niederlagen bei und nahm ſogar Wáßit ein, das nach Gewohnheit ausgeplündert wurde; und wenngleich Ibn Leithaweih, der nun ebenfalls hier in Thätigkeit trat, den Sſuleimán für den Augenblick zurückdrängte (265 = 878), ſo konnte er es doch ſpäter nicht hindern, daß er von Neuem über Wáßit hinaus bis an die Hälfte des Weges nach Bagdad ſtreifte, ſo daß alles Volk des unteren Irák entſetzt nach der Reſidenz hineinſtrömte (265 = 879).

So bedenklich aber im J. 265 (877/8) die Lage des Chalifen noch ausſah, mit weitſchauendem Blick entfaltete der thatkräftige Muwaffak ſeit den letzten Jahren von Syrien bis über den Oxus hinaus eine kluge und wirkſame Politik, welche nun, durch glückliche Zufälle gefördert, bald zu einem großartigen Erfolge zu führen beſtimmt war. Achmed Ibn Tulún hatte freilich noch ganz Syrien und Theile von Meſopotamien im Beſitz, aber ſoeben zwang ihn die Empörung ſeines Sohnes Abbás (S. 558) zur eiligen Rückkehr nach Aegypten, und zwei Jahre ſpäter war es dem Muwaffak bereits gelungen, den Statthalter des Tuluniden in Rakka, welcher die nordſyriſchen und meſopotamiſchen Bezirke unter ſich hatte, zum Anſchluß an die Sache des Chalifen zu bewegen. Die Charidſchiten um Moßul (S. 543) wurden fortwährend bekämpft; was aber die Hauptſache war, in den Sſamaniden Transoxaniens, die 261 (875) mit der Statthalterſchaft über dieſe große Provinz von Bagdad aus direct belehnt waren, gewann der Reichsverweſer noch mehr als in den gegen den Sſaffár aufgeſtandenen Choraßanern die wirkſamſten Bundesgenoſſen für den Kampf mit dieſem ebenſo tapferen wie unbotmäßigen Vaſallen. Der Druck, welchen ſie im Oſten auf die Macht des Sſaffár ausübten, mußte das Chalifat im Irák entlaſten; zwar hielt jener bis zu ſeinem den 9. Schauwál 265 (4. Juni 879) erfolgten Tode das nördliche und öſtliche Chuſiſtán feſt, aber gegen das Irák konnte er nichts weiter unternehmen, und ſein Bruder und Nachfolger Amr wurde von den Gegnern auf allen Seiten langſam aber ſtetig zurückgedrängt. Damit wurde allerdings der größte Theil Chuſiſtáns vorläufig wieder für die Sindſch frei; ſeit indeß Muwaffak für die Hauptſtadt von dem Sſaffár nichts mehr zu befürchten hatte, konnte es nur eine

Frage der Zeit ſein, wann dem Unfug des Sklavenkrieges ein Ziel geſetzt wurde. Freilich ließen die ebenſo geriebenen als hartnäckigen Führer der Schwarzen kein Mittel unverſucht: als Alí Ibn Abán Ende 265 (879) in Chuſiſtán wieder bis Tuſter vorgerückt war und durch Mesrúrs Unterfeldherrn, den Türken Tekín, zwei erhebliche Niederlagen erlitten hatte, beſtach er den Biedermann, daß er, ſtatt die errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, ruhig in Tuſter ſitzen blieb und den Rebellen Zeit ließ, ſich wieder zu erholen. Mesrúr kam zwar bald dahinter und ſetzte den Verräther gefangen, aber die Landsknechte, welche er geführt hatte, gingen nun theils zu den Sindſch, theils zu Mohammed Ibn Obeidallah (S. 583), der immer noch Theile Chuſiſtáns, dem Namen nach für Amr, den Bruder des Sſaffár, in Beſitz hatte. Zwiſchen dieſen beiden ging nun das alte Spiel, in welchem jeder den Andern unter dem Scheine der Freundſchaft aus dem Lande verdrängen wollte, von Neuem an; ſchließlich war aber Alí Ibn Abán der Stärkere, und Mohammed mußte ſich entſchließen, ſtatt des Sſaffariden dem Chabíth als ſeinem Oberherrn zu huldigen. Denn natürlich ließ der ſich Chalife ſchelten, hatte als ſolcher ſich eine eigene Münzpräge eingerichtet und legte Werth auf die Nennung ſeines Namens im Freitagsgebet. Uebrigens dauerte die Herrlichkeit des Mohammed als Vaſallen des Chabíth nicht lange; als es mit dieſem zurückging, unterwarf er ſich dem Chalifen (267 = 881), welcher ihm bereitwillig Pardon gab. Zurück ging es nun aber mit dem Räuberfürſten unaufhaltſam. Zwar ward 266 (880) Tekíns Nachfolger, der Türke Agartmyſch, nochmals von Alí geſchlagen; aber ſeit dem Rabí II deſſelben Jahres (Nov. — Dec. 879) war im Irák der Sohn des Reichsverweſers, Abu'l-Abbás, der ſpätere Chalife El-Mótadid, an die Spitze eines neuen Heeres getreten. Es wurde durch eine Anzahl von Schiffen und Booten unterſtützt, die auf den Canälen in die eigentlichen Schlupfwinkel der Sindſch vorzudringen geſtatteten. Mótadid war nicht weniger energiſch als ſein Vater[1] und wußte ſich mit Geſchick der Kriegführung der Feinde anzupaſſen, welche ihrerſeits in den Fehler verfielen, ihn ſeiner vierundzwanzig Jahre wegen für unbedeutend zu halten: ſo gelang es ihm, den Sſuleimán Ibn Dſchámi und ſeinen Kameraden Sſuleimán Ibn Múßa Eſch-Scha'aráni bei Wáßit zu überfallen und gründlich zu ſchlagen, ſo daß ſie mit den Reſten ihrer Mannſchaften auf ihre mitten zwiſchen den Canälen liegenden feſten Städte El-Manßúra („die Siegesſtadt") und El-Maní'a („die Uneinnehmbare") zurückgingen. Mótadid verfuhr ganz ſyſtematiſch: überall die Flußläufe abſuchend hob er jeden vorgeſchobenen Poſten der Sindſch auf und ſäuberte auf dieſe Weiſe einen Bezirk nach dem andern, knöpfte den Gegnern ihre Schiffe ab wo er nur konnte, und drang ſchließlich bereits nach Maní'a ſelbſt vor, das von ſeiner Vorhut unter Abu Hamſa Noßeir zum Theil in Brand geſteckt wurde. El-Chabîth beorderte, der näheren Gefahr zu begegnen, den Alí Ibn Abán aus Chuſiſtán herbei; aber Muwaffak zog gleichfalls weitere Truppen zuſammen und erſchien an deren Spitze im Sſafar 267 (Sept. — Oct. 880) ſelbſt auf dem Kriegsſchauplatze. Nun wurden die beiden Räuberſtädte nach einander erſtürmt; dann ging der Reichsverweſer nach Chuſiſtán, um dieſe Provinz von den nach Ibn Abáns Abzuge zurückgebliebenen Reſten der Aufrührer zu befreien und dadurch vor dem weiteren Vormarſche des Hauptheeres die Flanke deſſelben zu decken. Es geſchah ohne Schwierigkeiten, und nun konnte man dem „Herrn der Sindſch" ſelbſt auf den Leib rücken. Er hatte ſeine Stadt, El-Mochtára („die Erwählte"), in dem Gewirr, welches damals die Mündungscanäle des Euphrat-Tigris bildeten, weſtlich von Baßra. Bis dahin war noch ein weiter Weg, und es hat beinahe drei Jahre gedauert, bis Mochtára nach längerer Belagerung am 1. oder 2. Sſafar 270 (10. 11. Aug. 883) erobert wurde. Muwaffak ſelbſt war mitten unter den Stürmenden und ließ nicht ab vorwärts zu dringen, bis einer der Leibwächter Lulus, des Statthalters von Nordſyrien (S. 560), welcher zur ſchnelleren Beendigung des Krieges Zuzug geleiſtet, mit dem Kopfe des Chabîth ihm entgegenſprang.

---

[1] Es wird erzählt, daß er in einem der folgenden Kämpfe ſo lange eigenhändig mit dem Bogen geſchoſſen habe, bis ſein Daumen zu bluten anfing.

Es iſt ſchon früher mehrfach angedeutet, daß Muwaffaks und Mótadids Thatkraft, wie bei der Unterdrückung dieſer bösartigen und mit dem Kriege gegen den Sſaffár in der gefährlichſten Weiſe verwickelten Revolution, ſo auch bei den mannigfachſten ſonſtigen Veranlaſſungen ihrer bewegten Regierungsdauer ſich auf das Glänzendſte bewährt hat. Demnach konnte man zu Anfang des Jahres 286 (899) meinen, daß eine neue Periode der Blüthe für die Abbaſſidendynaſtie begonnen habe. Im Irák war Alles in Ordnung, Chuſiſtán und Fars befanden ſich ebenſo wie der größte Theil von Medien ſeit den fortwährenden Kriegen, welche der Sſaffaride Amr mit Aufrührern und Sſamaniden zu führen hatte, und ſeit dem Ende der Söhne Abu Dolafs (S. 545) wieder in directer Abhängigkeit von dem Chalifen, aus Adherbeidſchán bezeugte der Sſadſchide Mohammed ſeine Ergebenheit, Moßul war von den Charidſchiten, Meſopotamien und die Defenſionen von der Herrſchaft der Tuluniden frei, dieſe ſelbſt hatten dem Chalifen gehuldigt und für die Erlaubniß zur Weiterführung der Statthalterſchaft von Syrien und Aegypten ſich zu erheblichen Tributzahlungen verpflichtet, ſelbſt die Aglabiden in Keirowán waren mit neuem Reſpecte vor dem Stellvertreter des Propheten erfüllt; Arabien endlich ſchien ruhig. Da meldete im Laufe des genannten Jahres Achmed Ibn Mohammed El-Wâthiki, der Statthalter von Baßra, daß in Bachrein, dem einſtigen Ausgangspunkte des Chabîth, neue Unruhen ſtattfänden. Ein Perſer aus Dſchennába an der Küſte von Fars, Namens Abu Sſa'íd Haßan, Sohn Bachráms, hatte dort wieder, angeblich im alidiſchen Intereſſe, gewühlt; es war ihm geglückt, Schwiegerſohn des in der Stadt Katif am perſiſchen Meerbuſen ſehr angeſehenen Haßan Ibn Sſumbur zu werden, und durch deſſen Einfluß beträchtliche Schaaren von Städtern und Beduinen um ſich zu verſammeln, mit denen er bereits die Umgegend unſicher zu machen anfing; es hieß, er wolle gegen Baßra ziehen. Der Chalife befahl, die Feſtungswerke dieſer Stadt auszubeſſern, und ſandte 287 (900) den Abbâs Ibn Amr El-Gânawi ebendahin, um dem Angriffe des Abu Sſa'îd zuvorzukommen. Als Abbâs indeſſen dem in der That anrückenden Empörer entgegentrat, wurde er von dieſem beſiegt und gefangen genommen. Nachher ließ ihn Abu Sſa'îd wieder frei und ſchickte ihn mit einem Schreiben an Mótadid. Darin ertheilte er dem Chalifen den verſtändigen Rath, ſeine Truppen von dem Boden Arabiens fern zu halten; die Kriegführung des aufſtändiſchen Heeres entſpreche der Natur der Wüſte, mit welcher ſeine Türken nicht Beſcheid wüßten; die ſeien außerdem das Klima des Landes nicht gewöhnt und würden auch Mangel an Nahrungsmitteln leiden; es werde daher beſſer ſein, ihn in ſeinem Bachrein unbehelligt zu laſſen. Wohl oder übel ſah Mótadid ein, daß der Mann Recht hatte. Die Beduinen waren auch anderer Orten in unruhige Bewegung gerathen, Leute vom Stamme Taij wagten es, die Pilgerkarawane des Jahres 287 (900) anzufallen; Haufen von Anhängern des Abu Sſa'îd ſtreiften im J. 288 (901) nahe an Baßra heran, und während im Irâk ſelbſt hie und da alidiſche Gruppen ſich bildeten, nahmen andere in Südarabien durch einen Handſtreich Sſan'â, wenn auch nur für den Augenblick, in Beſitz — es mochte nöthig erſcheinen, umfaſſendere Vorbereitungen zu treffen, ehe man in dies Weſpenneſt ſtach. Ehe es aber zu weiteren Maßregeln als der Zerſprengung oder Aufgreifung einzelner von den irakiſchen Schiitenhaufen kam, brach plötzlich im J. 289 (902) auch in Syrien die alidiſche Bewegung los, und in demſelben Jahre erhoben ſich, ebenfalls durch ſchiitiſche Sendlinge aufgereizt, im fernen Weſten die Kitâma-Berbern (S. 553) gegen die Aglabiden. Geben dieſe gleichzeitigen Erhebungen einen Begriff von der ungeahnten Ausdehnung der Propaganda, welche von Perſien herüber bis an die Südſpitze Arabiens und den Nordrand Weſtafrikas alle Provinzen mit ihren Fäden umſponnen hatte, ſo iſt es, um ihre Wirkungen zu begreifen, nothwendig, auf die bisherige Entwicklung dieſer geheimen Agitation in Kürze einzugehen.

Es wird dem Leſer erinnerlich ſein, daß ſchon in früher Zeit die Anhänger des Hauſes Alis ſich in verſchiedene Secten ſpalteten, je nachdem ſie dieſem oder jenem Zweig ſeiner zahlreichen Nachkommenſchaft das Recht auf das Imamat zuſprachen. Die Linie des Mohammed Ibn El-Hanafije war ſchon ſeit dem Aufkommen der Abbaſſiden zurückgetreten (S. 444; 458);[1] eine Weile hatten nun die Seiditen im Vordergrunde geſtanden (vgl. S. 489), etwa ſeit der Mitte des dritten Jahrhunderts aber gewannen zwei neue Richtungen das Uebergewicht, welche man die Zwölfer und die Ismaeliten zu nennen pflegt. Die erſteren haben ihren Namen davon erhalten, daß ſie,

---

1) Allerdings will ein ſpäterer Bericht die Ismaeliten gerade mit dem Mohammed Ibn El-Hanafije in Verbindung ſetzen; die Unrichtigkeit dieſer Anſicht kann aber keinem Zweifel unterliegen.

von Alí an gerechnet, zwölf Imáme annahmen, deren letzter nach ihrer Erwartung die gottloſen Abbaſſiden ſtürzen und das Reich Gottes auf Erden begründen ſollte; die Ismaeliten ſetzten ihre Hoffnung auf einen Aliden im fünften Gliede, den Isma'il, Sohn des Dſchá'afar, eines Urenkels des Hußein, welcher für ſie der ſiebente der Imáme war, als deren erſte Alí, Haßan und Hußein verehrt wurden. Da es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die Entſtehung dieſer beiden Secten in die Lebenszeit der von ihnen erkorenen Imáme fällt, ſo wird man annehmen dürfen, daß die Zwölfer in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts (nach 260 = 873/4), die Ismaeliten etwa hundert Jahre früher (um 148 = 765/6) aufgekommen ſein werden. Beide hatten das nämliche Schickſal, daß die Rechnung auf ihren Aliden ſie betrog: weder Isma'il noch Mohammed Ibn Haßan, der Imám der Zwölfer, bekamen Gelegenheit, das Reich Gottes aufzurichten. Bekanntlich aber iſt die Hoffnung des Volkes auf den Helden oder Heiland, der allem nationalen und geſellſchaftlichen Elend ein Ende machen ſoll, unverwüſtlich; wird ſie für den Augenblick getäuſcht, ſo ſchiebt ſie die Friſt ihrer Erfüllung ſelbſt immer weiter hinaus, oft genug ſchließlich ans Ende dieſer Welt überhaupt, und der Held oder Heiland wird unſterblich gemacht bis zu ſeiner endlichen Wiederkunft, ſei es als Barbaroſſa im Kyffhäuſer, ſei es als verborgener Imám an einer für Menſchenaugen unerreichbaren, nur Gott bekannten Stelle (vgl. S. 442). So wurden alſo Isma'il wie Mohammed zu Machdis (S. 442), auf deren abermaliges Erſcheinen zu warten ihre Anhänger niemals aufhörten. Während aber die Zwölfer, die wir uns um die Regierungszeit des Mótadid erſt eben im Entſtehen zu denken haben, in ihren ſonſtigen Anſichten der gemäßigteren ſchiitiſchen Richtung der Seiditen im Weſentlichen treu blieben, gingen die Ismaeliten, wie ich glauben möchte ſeit der Unterdrückung der Churramiten und dem Tode Babeks (223 = 838), eine Verbindung mit den extremen Schiiten ein, deren Lehrmeinungen am meiſten von communiſtiſchen und pantheiſtiſchen Vorſtellungen durchſetzt waren. Unter dieſen ſtand, wie wir wiſſen (S. 327), obenan die von der Incarnation des göttlichen Geiſtes in dem jeweiligen Imám: daneben aber war allmählich die ebenfalls buddhiſtiſche Idee von der Seelenwanderung getreten, welche ſchließlich geſtattete, die Lehre von dem directen Uebergange des Geiſtes von Vater auf Sohn nebenſächlich zu behandeln und vermittelſt der ſchon von Abdallah Ibn Sſaba eingeführten Theorie von den Prophetengehilfen (S. 300) ein ebenſo conſequentes wie für die Häupter der Secte bequemes dogmatiſches Syſtem auszubilden. Wir kennen daſſelbe auf verſchiedenen Stufen ſeiner Entwicklung; aber dieſe unterſcheiden ſich mehr durch Anpaſſung an wechſelnde perſönliche Verhältniſſe als durch grundſätzliche Aenderungen, und wir dürfen vorausſetzen, daß es ſchon um die Zeit des Muſta'in (250 = 864) in allem Weſentlichen dasſelbe Ausſehen gehabt hat, welches ihm ſpätere Berichte geben, und das wir in kurzen Strichen hier zu ſkizziren haben. Gott, deſſen eigentliches Weſen für den Menſchen verhüllt und unerkennbar iſt, hat nacheinander ſieben Incarnationen ſeines Weſens als Propheten in die Welt geſandt, um ſeinen Willen zu verkünden: ſie heißen dem entſprechend nátik „Sprecher“, und ihre Namen ſind Adam, Noah, Abraham, Moſe, Jeſus, Mohammed und Mohammed der Machdi, der Sohn1) des Isma'íl Ibn Dſchá'afar. Jeder von dieſen hat die von ſeinem Vorgänger gepredigte Religion durch eine höhere und vollkommenere erſetzt. Die von dem Nátik verkündeten Glaubensſätze auszubreiten und in der Welt zu erhalten ſind die Imáme beſtimmt. Jeder Nátik hat nämlich einen Helfer, ssámit „Schweiger“ genannt, weil er für ſeine Perſon nichts zu ſagen, ſondern nur die Worte des Nátik zu wiederholen und in den Herzen der Menſchen zu befeſtigen hat: das iſt der Imám der betreffenden Religionsperiode, und als ſolcher half Seth dem Adam, Sem dem Noah, Ismael dem Abraham, Aaron dem Moſe, Petrus dem Jeſus, Alí dem Mohammed. Ihre Thätigkeit bis zum Erſcheinen des folgenden Nátik fortzuſetzen haben nun die Imáme je ſechs Nachfolger, ſo daß auf die ſieben Nátiks 7 × 7 Imáme kommen. Der ſiebente Imám der moſaiſchen Periode z. B. iſt Johannes der Täufer, auf welchen Jeſus als neuer Religionsſtifter folgt; und Alí hat das Imamat weiter vererbt auf Haßan, Hußein, Alí Sohn des Hußein, Mohammed Sohn des Alí, Dſchá'afar Sohn des Mohammed und Isma'íl Sohn des Dſchá'afar. Deſſen Sohn Mohammed der Machdi iſt nun der ſiebente Nátik und führt, weil er für die Gegenwart maßgebend iſt, den Namen „der Herr der Zeit“; ſein Helfer iſt Abdallah Ibn Meimún,2) von welchem ebenſo wie von ſeinen Nachfolgern ſogleich noch die Rede ſein wird. Dem Machdi wie den Imamen, welche ſeine Religion weiter predigen und verbreiten, iſt natürlich Jedermann unbedingten Gehorſam ſchuldig; er iſt nicht geſtorben, ſondern nur unſichtbar geworden und wird am Ende der Zeit den Seinen wiederkehren.

Man ſieht leicht, wie in dieſem merkwürdigen Gemiſch verſchiedenartiger religiöſer Ueberlieferungen den koraniſchen Elementen doch ſo viel Platz eingeräumt worden iſt, daß es möglich war, auch einen ſchriftgläubigen Muslim durch eine geſchickte und vorſichtige Bearbeitung allmählich für die Secte zu gewinnen. Das geſchah nun, wie uns, im Einzelnen vielleicht etwas ausgeſchmückt, im Ganzen aber doch nicht unglaubwürdig berichtet wird, auf folgende Weiſe. An irgend einem Orte erſcheint ein Sendling der Secte, ein Dáï („Berufer“, „Einlader“), unter irgend einer Maske, häufig der eines Sſúfi (S. 407), aber auch eines Kaufmannes, Gewerbtreibenden oder dergleichen, welcher ſich zu dauerndem Aufenthalte niederläßt. Der Mann zeichnet ſich durch eine, wie es ſcheint, tiefe und innige Frömmigkeit aus; in den Geſprächen über religiöſe und andere Dinge, welche er mit den von ihm ge-

---

1) Wie man ſieht, iſt hier der Sohn an die Stelle des Vaters getreten: Letzterer ſtarb nämlich ſchon vor dem Tode ſeines eigenen Vaters Dſchá'afar und mußte alſo durch Mohammed erſetzt werden. Allerdings iſt Isma'íl in dem Syſtem ebenfalls noch untergebracht, aber, wie ſich zeigen wird, als Nebenperſon. 2) Der in Wirklichkeit vermuthlich viel ſpäter gelebt hat, als Mohammed der Machdi.

wonnenen Bekannten zu führen pflegt, ſtreut er bald geheimnißvolle Andeutungen über den eigentlichen Sinn dunkler Koránſtellen, über die wahre Bedeutung dieſer oder jener ſcheinbar gleichgiltigen Naturerſcheinung ein, wirft Fragen ſchwieriger Art auf, deren Beantwortung den mit ihm Redenden in Verlegenheit ſetzt oder allerhand Zweifel in ihm rege macht. Bei Allem dieſem zeigt er eine außerordentliche Kenntniß des Koráns und der religiöſen Ueberlieferungen und Vorſchriften überhaupt, ſo daß ſein myſteriöſes Weſen den Eindruck erweckt, er könne wohl bei Weitem mehr ſagen, wenn er Luſt dazu habe. Gleichzeitig verſteht er ſich die traurige Lage des Staates wie des Einzelnen nutzbar zu machen; er deutet an, die Verkommenheit und Elendigkeit aller Verhältniſſe komme nur daher, daß große Maſſen des Volkes ſich von dem Gehorſam gegen das göttliche Geſetz wie gegen die Perſon des rechtmäßigen Imáms entfernt haben, und läßt merken, daß nur die Rückkehr von dem falſchen Wege, die Erlangung des rechten Verſtändniſſes für Gottes Wort und Willen, wie es der wahre Imám zu lehren im Stande ſei, eine allgemeine Wendung zum Beſſeren herbeiführen könne. Dabei weiß er ſich mit Geſchick der Geiſtesart derer anzupaſſen, mit welchen er zu thun hat: den geſcheiten Leuten durch ſcheinbare Bewunderung ihrer Gaben ſchmeichelnd, Dummköpfen gegenüber die feierliche Miene erhabener Ueberlegenheit aufſetzend erwirbt er ſich Beifall und vielfach ſogar Verehrung in weiten Kreiſen. Iſt ihm das gelungen, und hat er gleichzeitig die Leute auf ſeine geheime Weisheit recht begierig gemacht, ſo ſtellt er ſich gelegentlich, als wolle er nun mit der Sprache herausrücken; wenn man aber gerade erwartet, nun werde die erwünſchte Belehrung ſtattfinden, ſchweigt er plötzlich, erklärt die Sachen für allzu ſchwierig, Eile für ſchädlich. Wenn man in Folge deſſen weiter in ihn dringt, erinnert er an die Koránſtellen, in denen Gott von den Bundesverpflichtungen ſpricht, welche Propheten und Gläubige überhaupt gegen ihn zu erfüllen haben, und verlangt von dem Wiſſensdurſtigen vor Allem das heilige Verſprechen des Schweigens allen Nichteingeweihten, der abſoluten Wahrhaftigkeit den Vertretern der heiligen Sache gegenüber. Trägt Jener Bedenken, ein ſolches Gelübde abzulegen, ſo läßt der Dáï die Sache fallen; fügt er ſich dem Verlangen, ſo wird zu weiterer Prüfung ſeines guten Willens eine nach ſeinen Verhältniſſen zu bemeſſende Geldſumme von ihm gefordert. Zahlt er dieſe zum Beſten des Allgemeinen — hier ſehen wir eine Nachwirkung communiſtiſcher Grundſätze — ſo beginnt nun der eigentliche Unterricht des Proſelyten. Der Dáï weiſt aus Gründen der Vernunft und Ueberlieferung nach, daß Gottes Wille nur recht erkannt und gethan werden, die Erfüllung der gebotenen Pflichten dem Höchſten nur genehm ſein könne, wenn der Gläubige ſich ſtatt von den falſchen Lehren der gewöhnlichen Theologen, die ſo viel Unheil über die Welt gebracht haben, vielmehr von den Weiſungen der Imáme leiten laſſe, die Gott zu Vertretern ſeiner Wahrheit und zu Aufſehern über die Menſchen beſtellt. Als ſolche Imáme werden ihm dann Ali und ſeine Nachkommen bezeichnet, und Mohammed Ibn Isma'il als der

„Herr der Zeit“ ſeiner rückhaltloſen Verehrung empfohlen. Iſt er darin feſt geworden, ſo wird ihm nun das eigentliche Lehrſyſtem vorgetragen, von dem wir oben bereits Kenntniß nahmen: wenn ihm das auch in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, ſo hat er eigentlich bereits aufgehört, Muslim zu ſein, weil die Gleichſtellung des Mohammed mit den übrigen Propheten, noch mehr aber die Behauptung, daß nicht er, ſondern der Machdi als der letzte und höchſte Prophet anzuſehen iſt, dem islamiſchen Dogma widerſprechen (vgl. oben S. 188). Immerhin aber ſind noch genug Anklänge an die gewöhnlichen Auffaſſungen der koraniſchen Lehre vorhanden, daß in der großen Maſſe der zu der Secte Bekehrten die Ueberzeugung herrſchen kann, ſie habe ſich den wahren Sinn der göttlichen Offenbarung zu eigen gemacht und ſtelle die wirkliche Gemeinde der Gläubigen dar. Und doch hat dies ganze mit ſo vielem Raffinement erſonnene Syſtem keinen andern Zweck, als durch die Gewöhnung an unbedingten Gehorſam gegen den vergötterten, unſichtbaren Imâm und ſeine ſichtbaren Helfer und Dâïs Tauſende und aber Tauſende von leichtgläubigen oder fanatiſchen Menſchen als willenloſe Werkzeuge in die Hände einiger wenigen gewiſſenloſen und ehrgeizigen Streber zu bringen. Denn über den vier verſchiedenen Graden, durch welche etwa nach Art unſerer Freimaurerlogen die Organiſatoren des Ismaelitismus die gewonnenen Jünger zu jenem ſcheinbar abgeſchloſſenen Lehrſyſtem hindurchgehen ließen, erhoben ſich noch fünf weitere Stufen der Erkenntniß, in welche nur diejenigen eingeweiht wurden, denen man die Kraft und den Willen zutraute, ſei es aus theoretiſcher Ueberzeugung, ſei es um weltlicher Zwecke willen nach und nach ſich von jeder poſitiven Religion loszuſagen. Die Notizen, welche muslimiſche Schriftſteller über dieſe fünf oberſten Grade beibringen, ſtellen einen ziemlich wirren Haufen verſchiedenartiger philoſophiſcher und myſtiſch-pantheiſtiſcher Ideen vor, in welchem es ſchwer iſt, einen leitenden Faden aufzuſpüren. Wir können auch kaum erwarten, die ſpäteren durchweg orthodoxen Hiſtoriker über dieſe Dinge, welche doch im engſten Kreiſe der Secte blieben, genau unterrichtet zu finden. Immerhin erkennen wir, daß eine Anzahl von altperſiſchen, griechiſch-philoſophiſchen und gnoſtiſchen Vorſtellungen hier dem Zwecke dienſtbar gemacht ſind, den Proſelyten allmählich jeder religiöſen Ueberzeugung zu berauben und ihn ſchließlich einem abſoluten Skepticismus oder Materialismus im theoretiſchen, cyniſchem Egoismus im moraliſchen Sinne auszuliefern. Der fünfte Grad lehrt unter Anderem, wie der eigentliche innere Sinn des Korâns von der äußeren Bedeutung der Worte weit abliege, und ebnet dadurch einer allegoriſchen Interpretation die Wege, welche den poſitiven Lehrinhalt vollſtändig auflöſt und philoſophiſcher Auffaſſung aller Weltverhältniſſe Raum ſchafft. Der ſechſte dehnt die Allegoriſirung insbeſondere auch auf die religiöſen Pflichten aus, deren Bedeutung für die Wiſſenden eine rein ſymboliſche iſt, und deren äußere Erfüllung in Gebet, Waſchung u. ſ. w. die Propheten nur unter dem Einfluſſe philoſophiſcher Geſichtspunkte deshalb für die Menſchen verbindlich gemacht haben, um die Unterwerfung derſelben unter eine vernünftige Regierung zu erleichtern und ſie an allerhand Uebelthaten zu hindern. Allmählich wird dabei die Wirkſamkeit der Propheten im Vergleich zu der Erkenntniß der Philoſophen immer mehr herabgeſetzt und dadurch auf die letzten drei Grade vorbereitet, in welchen von einer poſitiven Religion überhaupt nicht mehr die Rede iſt. Der ſiebente ſcheint in einer Verſchmelzung des altperſiſchen Dualismus[1]) und der gnoſtiſchen Lehre von dem Demiurgos, der unter dem höchſten Gott die Welt geſchaffen, beſtanden zu haben; im achten kam der Proſelyt zu der Ueberzeugung, daß von dieſen beiden höchſten Weſen das eine, präexiſtirende der Urgrund der Materie, das zweite von dem erſten ausgegangene der Schöpfer der vielfachen Formen ſei, in welchen die Materie ſich in der ſichtbaren Welt darſtellt. Das präexiſtirende höchſte Weſen aber muß von einem Urprincip geſchaffen ſein, dem weder Namen noch Eigenſchaften beigelegt werden dürfen, da es abſolut unerkennbar iſt. Damit geht dann Hand in Hand die wieder aus Indien ſtammende Vorſtellung, daß vermöge ſeiner Erkenntniſſe und Handlungen der Dâï zum Range eines Imâms, der Imâm zum Nâtik, der Nâtik zum Schöpfergeiſt, der Schöpfergeiſt zum höchſten Gott werde, eine bekannte Anſchauung der Buddhiſten, wie ſie aus dem abſoluten Pantheismus ſich leicht erklärt. Iſt auf dieſe Weiſe der Unterſchied zwiſchen göttlichem und menſchlichem Weſen vollſtändig aufgehoben, ſo ergiebt ſich leicht die Folgerung des neunten und höchſten Grades: daß alle religiöſen Begriffe nur als unzulängliche Bilder für das Weſen der Dinge zu betrachten ſeien, welches einzig und allein in der Ewigkeit der Materie beſtehe. Daher ſind auch alle Lehrſätze der früheren Grade wieder allegoriſch zu deuten; beiſpielsweiſe beſteht die Wiederkehr des Machdi in Wirklichkeit nur in der Erkenntniß der von ihm ausgegangenen Wahrheit und in der Ausbreitung ſeiner Lehre unter den Menſchen. Die anderen Propheten aber ſind nichts weiter als ſehr fehlbare Menſchen geweſen, die von ihnen gepredigten religiöſen und moraliſchen Geſetze alſo für den Wiſſenden unverbindlich. Grundſätze, die man nach Analogie moderner Entwicklungen beinahe als nihiliſtiſch bezeichnen könnte.

Es iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Perſer geweſen, welcher dieſen gradezu teufliſch auf den ſyſtematiſchen Ruin jeder nicht felſenfeſt gegründeten religiöſen Ueberzeugung angelegten Lehrgang ausgetiftelt hat: jener Abdallah Ibn Meimûn, dem wir vorher in dem officiellen Syſtem des vierten Grades als dem Helfer des Machdi begegneten. Sein Vater Meimûn war ein Perſer aus Medien und, wie vermuthlich auch der Sohn, ſeinem Berufe nach Augenarzt, dabei ein Freidenker (Sindik, S. 496), welcher den Sohn in gleichen Anſichten und dazu in den Geſinnungen eines unverſöhnlichen Haſſes gegen alles Arabiſche erzog. Ihn zu ſättigen und gleichzeitig ſich oder ſeinen Nachkommen eine glänzende Laufbahn zu ſchaffen, bemächtigte er ſich, wie es ſcheint, durch eifrige Theilnahme an der ſchiitiſchen Propaganda in Chuſiſtán des maßgebenden Einfluſſes auf die bis dahin vermuthlich ziemlich harmloſen Ismaeliten, bei denen er nun allmählich jener Umbildung der ſchiitiſchen Lehre Eingang zu verſchaffen und durch die geſchickt genährte Hoffnung auf die Zukunft des Machdi ſich ſelbſt willigen Gehorſam zu ſichern wußte. Seine Dáïs durchſtreiften Chuſiſtán und die Nachbarbezirke nach allen Seiten und warben ihm zahlreiche Anhänger; aber die Regierung drohte dem Treiben auf die Spur zu kommen, Abdallah mußte flüchten und nahm ſeinen Wohnſitz in der kleinen Stadt Sſalamija (dem Salaminias der Alten) in der Nähe von Hamát, unter deren Einwohnern ſich viele Aliden befanden und die alſo für einen vorgeblichen Schiiten einen paſſenden Zufluchtsort abgab. Die ismaelitiſche Agitation ſelbſt aber betrieben er und ſpäter (nach 261 = 874/5) ſeit ſeinem Tode ſein Sohn Achmed weniger in dieſen Kreiſen als im Irák und in ganz Perſien durch Miſſionäre, welche vor Allen die Angehörigen der unterworfenen Nationen, Aramäer in Meſopotamien, Perſer jenſeits des Tigris, gegen die arabiſch-türkiſche Mißregierung aufreizten. Es war etwa zwiſchen 250 und 260 (864. 874),[1] als der Großmeiſter Abdallah einen Dáï Namens Hußein El-Achwáſi[2] wieder einmal in die Umgegend des alten Schiitenneſtes Kúfa ſandte. Hußein traf dort in der Nähe eines kleinen Ortes einen Landmann aramäiſcher Abkunft, mit Namen Hamdán, wegen ſeiner durch eine Krankheit entſtellten Züge von ſeinen Landsleuten, welche dort noch ſyriſch ſprachen, gewöhnlich Kurmáta „der mit dem häßlichen Geſicht“ und danach von den Arabern Karmat genannt. Nach der Weiſe der ismaelitiſchen Sendlinge wußte er den Mann in ein Geſpräch zu verwickeln. Es war einer der unglücklichen Landleute, deren üble Lage in der damaligen Zeit wir zu Anfang dieſes Capitels uns vergegenwärtigten; die Ausſicht auf Rettung aus allem Elend durch den Machdi, welche der Dáï ihm eröffnete, fiel bei ihm auf wohlvorbereiteten Boden, und er ließ ſich ohne Weiteres gewinnen. Raſch breitete ſich die Secte im Irák aus, nach Hußeins Tode wurde Karmat ſein Nachfolger als Dáï, und nahm ſeinen Wohnſitz in Kalwádha, einem Vororte von Bagdad, wo er Verbindungen mit einem Verwandten[3] Abdallahs in Oſtperſien zu unterhalten hatte, während ſein

---

[1]) Vgl. Juſti, Geſchichte des alten Perſiens (Nr. 1 dieſer Sammlung) S. 72.

---

[1] 264 (873/4) nach de Sacy, Exposé de la religion des Druzes, I, Paris 1838, p. CLXXI; ſ. aber Fihriſt ed. Flügel I, 187, 12. Die ganze Geſchichte des Aufkommens der Secte wie der von ihr ausgehenden Fatimiden iſt uns ausſchließlich durch ſſunnitiſche Schriftſteller, alſo die Vertreter ihrer ärgſten Feinde, überliefert und mannigfach verdreht und unzuverläſſig. Ich habe mich bemüht, das verhältnißmäßig Sicherſte zu geben.

[2] D. h. aus Achwáſ, der Hauptſtadt von Chuſiſtán; der Mann war alſo ebenfalls Perſer.

[3] „Einem ſeiner Söhne“ heißt es in dem arabiſchen Berichte — das können außer den Söhnen ſelbſt aber auch die Enkel ſein. Ueber die Familienverhältniſſe der Nachkommen Meimúns gehen die Angaben zu ſehr auseinander, als daß man den Punkt ſicher entſcheiden könnte. Ich werde den Mann, der eine ziemlich problematiſche Perſönlichkeit vorſtellt, als „den Meimuniden“ bezeichnen. — Auch von Achmed ſteht es nicht feſt, ob er der Sohn oder Enkel des Abdallah geweſen iſt; der Kürze halber bezeichne ich ihn überall als erſteren.

Schwager Abdán in der Umgegend von Kúfa mit zahlreichen Miſſionären fortwirkte, Andere, wie den Abu Sſa'íd El-Dſchennábi (S. 586), nach Südperſien abordnete. Man bezeichnete die Anhänger der Secte nach Hamdáns Spitznamen als Karmaten; ſchon im J. 277 (890/1) waren ſie ſo zahlreich und ſelbſtbewußt, daß ſie am Euphrat ſich eine beſondere Anſiedlung gründeten. Die ſpäteren Hiſtoriker wiſſen viel von den Scheußlichkeiten zu erzählen, welche ſie dort begingen: Rauben und Morden wäre danach ihre gewöhnliche Beſchäftigung, Gemeinſchaft der Güter und ſogar der Weiber ihr Hauptgrundſatz geweſen. Im Einzelnen wird hier wohl viel übertrieben;[1] einem communiſtiſchen Zuge ſind wir in der ganzen Bewegung allerdings ſchon früher (S. 590) begegnet. Der Großmeiſter in Sſalamija, jetzt Achmed, der Sohn des Abdallah, fand es angezeigt, allmählich die Gedanken und Hoffnungen ſeiner Getreuen von dem „verborgenen Machdi" abzulenken und ſie an die Möglichkeit glauben zu machen, daß auf das Haus des Meimún ſelbſt das Imamat von Gott übertragen ſei: um das plauſibel erſcheinen zu laſſen, behauptete er, ſeine Familie ſtamme von Akil, einem Bruder des Alí, her. Aber weder Karmat noch Abdán, ehrliche Fanatiker, die ſie waren, mochten davon etwas hören; ſie blieben bei ihrem Machdi Mohammed Ibn Isma'íl und brachen die Verbindung mit dem Hauſe Abdallahs ab. Einen Ausgleich herbeizuführen, ließ Achmed den Meimuniden aus Oſtperſien zu Karmat reiſen, mit welchem er bis dahin ja enge Beziehungen unterhalten hatte; wie er aber jetzt nach Kalwádha kam, fand er ihn nicht, und auch ſeitdem hat man nie wieder etwas von Karmat gehört[2]. Der Meimunide ging nun zu Abdán, und als dieſer von einer Verſöhnung mit den neuen Ideen nichts hören wollte, ließ er ihn durch einen Dáï geringeren Grades, Namens Sikraweih, ermorden. Aber die meiſten Karmaten hingen mit Treue an der Familie ihres Stifters; ſie erhoben ſich, das Blut Abdáns zu rächen, und Sikraweih mußte ſich in einem Verſtecke vor ihren Schwertern ſichern, während der Meimunide nach Oſtperſien zurückging. Um ſich und den Seinen in einer anderen Provinz eine neue Exiſtenz zu gründen, ſchickte nun Sikraweih ſeine Söhne Jachja, Hußein und Alí mit einigen andern ihm perſönlich ergebenen Karmaten zu den in der ſyriſchen Wüſte zeltenden Beduinen vom Stamme Kelb mit dem Auftrage, dort wieder im Namen des Machdi Mohammed Anhänger zu werben. Es gelang, die Benu El-Olleiß, einen Theilſtamm der Kelb, zu gewinnen (288 = 901): ſo bildete ſich hier ein neuer Mittelpunkt der Karmaten neben dem ſeit 286 (899) von Abu Sſa'íd in Bachrein geſchaffenen.

---

[1] Es iſt charakteriſtiſch, wenn grade einer der zuverläſſigſten ſpäteren Hiſtoriker (Ibn El-Athír VII, 311) ganz unbefangen berichtet, daß der Statthalter von Kúfa keine Veranlaſſung fand, gegen die Karmaten anders einzuſchreiten, als durch Auferlegung einer beſonderen Steuer im J. 278 (891/2). Fromme Leute, die an den Principien der Secte Anſtoß nahmen, denuncirten ihn deshalb der Regierung in Bagdad, dieſe fand aber keine Veranlaſſung, von der Sache Notiz zu nehmen.

[2] Es liegt nahe, anzunehmen, daß er wie Abdán und ſpäter Abu Sſa'íd wegen des Verſuches der Unbotmäßigkeit gegen den Großmeiſter auf deſſen Befehl beſeitigt worden iſt.

Beide wurden aber nunmehr ihren eigenen Leitern überlaſſen: denn der eigentliche Großmeiſter in Sſalamija, dem es ja nahe gelegen hätte, den in ſo unmittelbarer Nachbarſchaft Syriens ſich vorbereitenden Ereigniſſen ſeine perſönliche Theilnahme zu widmen, war eben im Begriff den bisherigen Sitz der Familie zu verlaſſen, um ſich auf einen entfernteren, aber vielverſprechenden Schauplatz eines kühnen und großartigen Unternehmens zu begeben.

Wir wiſſen nicht, in welchem Jahre Achmed Ibn Abdallah geſtorben ſein mag: er hatte ſeine Stellung an der Spitze der Secte einem Neffen[1] hinterlaſſen, dem Sſa'îd, Sohne Hußeins, eines weiteren Sohnes des Abdallah. Als dieſer aber die Erbſchaft angetreten hatte, fand er im J. 288 (901) außer dem Irâk, der ſyriſchen Wüſte und Bachrein noch an einem vierten Punkte die ismaelitiſche Propaganda in einer Thätigkeit, welche bereits mehrere Jahre früher begonnen hatte und bei Weitem die meiſte Ausſicht auf eine durchgreifende Wirkung eröffnete. Als 20 Jahre früher, im J. 268 (881/2), Achmed Ibn Abdallah eine Wallfahrt an das Grab Hußeins nach Kerbelâ vollzog, um unter den eifrigen Schiiten, welche dort zuſammenzukommen pflegten, die Sache des Ismaelitismus zu fördern, ließ ein reicher Mann aus Jemen (Südarabien), welcher dieſelbe Pilgerreiſe unternommen hatte, ſich einfangen, und nahm einen von Achmeds Dâ'îs, Namens Ibn Hauſcheb, mit nach ſeiner Heimath. Wie günſtig dort der Boden für ſeine Arbeit war, kann man aus der ſchon früher (S. 587) erwähnten Thatſache ſchließen, daß 288 (901) ein alidiſcher Prätendent ſich für kurze Zeit Sſan'âs, der Hauptſtadt der Provinz ſelbſt, bemächtigt hat. Beſonders in den Gebirgen des Landes, deſſen Bewohner der Mehrzahl nach Seiditen waren, gab es an mehreren Stellen kleine alidiſche Fürſtenthümer, welche ſich der Controle der abbaſſidiſchen Statthalter entzogen und zum Theil bis auf den heutigen Tag fortexiſtiren. Es iſt nicht wunderbar, daß in einem Bezirke, der von alidiſchen Einflüſſen ſo ſtark berührt war, auch die Ismaeliten raſch ſich einniſteten. Ibn Hauſcheb ſammelte eine erhebliche Anzahl von Proſelyten und konnte bald daran denken, ſeinerſeits Miſſionäre an Orte ausgehen zu laſſen, wo allerhand Gegenſätze gegen die Regierung vorhanden waren und den Wühlereien ihrer Feinde Erfolg verſprachen. Es iſt uns bekannt, daß im ganzen Gebiete des Islâms die arabiſche Herrſchaft nirgends auf ſo ſchwachen Füßen ſtand, wie in Nordafrika, wo die Berbern bis an das Gebiet der Kitâma (S. 549) heran unabhängig waren und ſelbſt die weiter nach Oſten hauſenden nur mühſam im Zaume gehalten werden konnten. Wie ſehr die ganze Art des Volkes einer religiöſen Bewegung entgegen kam, welche gleichzeitig nach politiſcher Oppoſition ausſah, haben wir gleichfalls mehr als einmal zu beobachten Gelegenheit erhalten (S. 421. 447). So war es ein äußerſt geſcheiter Einfall des Ibn Hauſcheb, etwa zu Anfang der ſiebziger Jahre (um 885) ein paar Dáïs nach Afrika zu ſchicken, die in der That unter den Kitáma zu arbeiten anfingen, indeß einige Jahre ſpäter geſtorben ſind. Ende 279 (Anf. 893) aber machte ſich im Auftrage des Ibn Hauſcheb wiederum ein ismaelitiſcher Sendling auf den Weg, Abu Abdallah, genannt Eſch-Schi'i „der Schiite“. Er wußte ſich gelegentlich der mekkaniſchen Pilgerfahrt in der geſchickten Weiſe dieſer Emiſſäre an zwei Berbern von den Kitáma, welche ebenfalls die Wallfahrt unternommen hatten, heranzumachen, ihr Vertrauen durch geheuchelte Frömmigkeit zu erwecken und ſchließlich in ihre Heimath ſich mitnehmen zu laſſen; dort betrieb er nun ſeit 280 (893)[1] eine höchſt energiſche Agitation, die nicht ohne Widerſpruch blieb, allmählich aber den ganzen Stamm ganz für den Ismaelitismus gewann. Im Jahre 289 (902), als der bösartige Aglabide Ibrahîm II. dem Befehle des Chalifen Mótadid, die Herrſchaft niederzulegen, wohl nicht ohne Rückſicht gerade auf die unter den Kitáma ſichtbar werdende Bewegung Folge geleiſtet hatte, brachen die Berbern unter Führung des Schi'i in offnem Aufſtande los, während gleichzeitig Sſa'íd, der Großmeiſter der Ismaeliten ſelbſt, auf die Nachricht von dem Bevorſtehen großer Ereigniſſe Sſalamíja verließ und ſich nach Foſtát aufmachte, um dem Schauplatze des beginnenden Kampfes nahe zu ſein. Der aber jetzt unter den Wirren, die grade das Ende der Tulunidenherrſchaft über Aegypten herbeiführten (S. 562), unbeachtet unter der beliebten Maske eines Kaufmanns in der großen Stadt ſich herumtrieb, war nicht mehr Sſa'íd, der Nachkomme des perſiſchen Augenarztes Meimún, ſondern eine Perſönlichkeit von durchaus illuſtrem Charakter: Obeidallah,[2] der Sohn Mohammeds, eines directen Nachkommen des Aliden Dſchá'afar, ja des Machdi Mohammed, des „verborgenen Imámes“ ſelbſt, auf welchen der göttliche Geiſt von den Ahnen übergegangen war, und in deſſen Perſon nun der vielverheißene Imám und Machdi endlich an das Licht des Tages treten ſollte. Nicht mehr blos auf Alis Bruder, wie zu den Zeiten Karmats, ſondern auf den Schwiegerſohn des Propheten und die ihm folgenden heiligen Imáme ſelbſt führten die kecken Söhne Meimúns jetzt ihre Herkunft zurück, und mit ſo eiſerner Stirn haben die frechen Betrüger dieſe Verſicherung aufrecht erhalten, daß heute noch unter den abendländiſchen Gelehrten Zweifel darüber herrſchen, ob nicht wirklich Alles, was die ſſunnitiſchen Hiſtoriker von ihrer Familie berichten, zu Gunſten ihrer abbaſſidiſchen Feinde einfach erfunden iſt, wir alſo wirkliche Aliden in dieſen Fatimiden, wie ſie nach ihrer Urahnin Fátime, der Gattin Alís und Tochter des Propheten (S. 121), ſich nennen ließen, anzuerkennen haben. Ich glaube aus einem beſtimmten Grunde[1] dieſer Anſicht widerſprechen und in dem Machdi Obeidallah, wie ich ihn von jetzt ab ebenfalls nennen werde, in der That nur einen ebenſo gewiſſenloſen als glücklichen Betrüger ſehen zu müſſen, der mit noch weniger Recht, als die Abbaſſiden gegen das Ende der Omaijadenherrſchaft, den Namen der Aliden mißbrauchte, um ſich ſelbſt auf einen erſchlichenen Thron zu ſchwingen. Das gelang ihm nun innerhalb weniger Jahre. Der Leſer wird ſich erinnern (S. 553), wie nach der Erhebung der Kitáma der aglabidiſche Vatermörder Sijádet-Allah III. ſelbſt Alles that, um der Revolution zum Siege zu verhelfen. Während Abu Abdallah Eſch-Schí'i an der Spitze der Berbern, nicht ohne blutige Kämpfe mit den Arabern, allmählich doch Rakkáda immer näher kam, hatte Obeidallah ſich nach dem Ende der Tuluniden in Aegypten nicht mehr ſicher gefühlt. Unter den Berbern mochte er als „der Machdi" erſt auftreten wollen, wenn die Vertreibung der Aglabiden vollbracht war — durfte ſich doch der Heiland der Welt auch nicht einer augenblicklichen Schlappe ausſetzen; ſein Lieutenant konnte die immerhin einmal erleiden und eventuell wieder gutmachen, er ſelbſt aber ſtellte ja den Anſpruch auf Unüberwindlichkeit. So zog er nach einer gefahrvollen Reiſe durch das noch von dem Aglabiden beherrſchte Gebiet ſich in den Winkel von Sſidſchilmáßa (S. 549) zurück, wo die Benu Midrár anfänglich nicht weiter auf ihn geachtet haben ſollen (292 = 905). Später wurde er dort gefangen geſetzt (vielleicht Ende 295 oder Anfang 296 = 908); nachdem aber der Schí'i in immer ſchnellerem Siegeslaufe das von Sijádet-Allah verlaſſene Rakkáda (1. Redſcheb 296 = 26. März 909), dann, wieder nach Weſten ziehend, Táhert, den Sitz der Benu Roſtem (S. 549), und endlich nach kurzem Kampfe mit den Truppen der Midrár am 7. Dhu'l-Hiddſche 296 (27. Aug. 909) auch Sſidſchilmáßa eingenommen hatte, ward Obeidallah aus ſeinem Gefängniß befreit, und hielt am 29. Rabí II 297 (15. Jan. 910) ſeinen feierlichen Einzug in Rakkáda. Er nahm ſogleich officiell die Titel „El-Machdi" (S. 442) und „Beherrſcher der Gläubigen" an, erklärte ſich alſo für den rechtmäßigen Imám und Chalifen: die Abbaſſiden müſſen es ſich gefallen laſſen, daß neben das ihre, und dazu mit dem Anſpruch auf die alleinige Berechtigung, das Chalifat der Fatimiden tritt.

---

[1] Oder Vetter (vgl. S. 593 Anm. 3), oder nach anderen Angaben ſogar Enkel. Dieſen zufolge wäre zwiſchen Achmed und Sſa'îd noch der Vater des letzteren Großmeiſter geweſen.

---

[1] An dieſem Datum (de Sacy, Exposé de la religion des Druzes, I, p. CCLVIII) halte ich trotz Fournels Einwendungen (Les Berbers, II, p. 55 ff.) feſt. Man ſieht nicht ein, weshalb Ibn Hauſcheb nach dem Tode der erſten Miſſionäre eine ſo lange Friſt ungenutzt hätte verſtreichen laſſen, und die Zeit zwiſchen Rabí I 288 (März 901), wo nach Fournels Quellen der Schi'i zu den Kitáma kam, und dem jedenfalls in die erſte Hälfte des Jahres 289 fallenden Zeitpunkte der Abreiſe Sſa'íds aus Sſalamíja (vgl. unten S. 597 Anm. 1) iſt viel zu kurz für die Bekehrung der Kitáma durch den Schi'i und die Meldung derſelben nach Sſalamíja. Man darf nicht einwenden (Fournel II, 67), Sſa'íd habe aus Furcht vor den Behörden ſeinen Wohnort verlaſſen; wäre dies ſein Beweggrund geweſen, weshalb ging er nicht zu den Söhnen des Sikraweih, die er ganz in der Nähe hatte?

[2] „Knechtchen (d. h. demüthiger Knecht) Gottes.“ — Zu der oben angegebenen Abſtammung vgl. S. 589.

---

[1] Er findet ſeinen Ausdruck in folgender Ueberlegung. Allerdings iſt, wie de Sacy mit gewohnter Sicherheit des Urtheils hervorhebt (Exposé I p. CCXLIX ss.), der ägyptiſche Schriftſteller Makríſi im Recht, wenn er auf die Behauptungen der Abbaſſiden und ihrer Anhänger gar nichts giebt; ihnen, welche das Intereſſe hatten, ihre fatimidiſchen Concurrenten in der öffentlichen Meinung ſo viel wie irgend möglich herabzuſetzen, iſt jede Fälſchung zuzutrauen. Aber die hiſtoriſche Exiſtenz des Abdallah Ibn Meimún iſt dadurch geſichert, daß er nicht blos in dem Lehrſyſtem der Ismaeliten als Helfer des ſiebenten Nátik erſcheint (oben S. 589; de Goeje, Mém. sur les Carmates, p. 73), ſondern die gleiche Stellung in der etwas verſchobenen, in der Hauptſache aber identiſchen Auffaſſung der Druſen (de Sacy, Exposé I, p. 35f.) einnimmt, die als Vergötterer des Fatimiden Hákim hier abſolut einwandsfreie Zeugen ſind. Sie helfen ſich aus dem Dilemma zwiſchen der Familie des perſiſchen Augenarztes Meimún und dem vermeintlichen Geſchlechte des Propheten ſehr einfach, indem ſie auch den erſteren zu einem Nachkommen Alís machen. Das iſt unmöglich, es ergiebt ſich daraus aber die unwiderlegliche Thatſache, daß die officiellen Genealogien der Fatimiden und alſo ihre ganze Abſtammung von Alí gefälſcht ſind. Denn das haben auch die Erfinder derſelben nicht wagen dürfen, den Namen Meimún ihnen einzufügen, und ſomit ſind ſie in flagrantem Widerſpruch mit der druſiſchen Ueberlieferung, d. h. mit ihren eigenen Leuten, welche in dieſem Falle die abbaſſidiſchen Angaben gerade an der wichtigſten Stelle beſtätigen. (Vgl. auch Abulmaháßin II, 445, 2 v. u.). Wenn aber de Sacy (a. a. O. S. CCLI) Makríſis Anſicht dadurch unterſtützt findet, daß die wirklichen Aliden, falls Obeidallah ein Betrüger geweſen wäre, das größte Intereſſe gehabt hätten ihn zu entlarven, um ihre eigenen Ausſichten auf die Herrſchaft zu verbeſſern, ſo können wir aus den in der Zwiſchenzeit neu veröffentlichten Quellen nachweiſen, daß es an Anſtrengungen dazu von ihrer Seite nicht gefehlt hat. In Aegypten allerdings ſcheint es dem Mo'íſ, deſſen Herrſchaft in dieſem Lande mit äußeren Mitteln entgegenzutreten nur einmal eine Erfolg verſprechende Gelegenheit ſich geboten hat, durch wohlberechnete Freigebigkeit gelungen zu ſein, die Aliden für ſich zu gewinnen; hier hatte es für die letzteren auch gar keinen Sinn, dem ihnen wohlwollenden Fürſten zu Gunſten der Abbaſſiden oder Karmaten (vgl. unten S. 624) entgegen zu arbeiten (die Anekdote bei Wüſtenfeld, Geſchichte der Fatimiden-Chalifen, Göttingen 1881, S. 119 iſt zweifellos abbaſſidiſcher Fabrik); die Idrißiden in Weſtafrika fanden bald ihren Vortheil darin, ſich mit den Fatimiden, welche ihnen klüglich entgegenkamen (S. 610), zu ſtellen; in Syrien aber haben die Aliden in der That einen, freilich ſogleich verunglückten, Verſuch gemacht, ihre Rechte zu wahren (Wüſtenfeld S. 122) und in Bagdad unter dem Schutze der Buweihiden gegen die Richtigkeit der fatimidiſchen Genealogie ſogar wiederholt und feierlich proteſtirt (Wüſtenfeld S. 143. 197. 237). Um ſo unwahrſcheinlicher iſt die an ſich fernliegende, wenn auch denkbare Möglichkeit, die Meimuniden hätten von Anfang nicht für ſich, ſondern mit ſelbſtloſer Ergebenheit für die Aliden gearbeitet und im entſcheidenden Momente ſich vor dieſen zurückgezogen. Das iſt, auch abgeſehen von der ganz poſitiven druſiſchen Ueberlieferung, ſchon aus dem Grunde nicht anzunehmen, weil ein Sohn des Sikraweih, wie wir ſehen werden, nach der Abreiſe des Obeidallah von Ssalamíja ſelbſt den Titel Machdi annahm. Die Aliden waren alſo nicht die wirklichen Leiter der ganzen

Wie dieſe beiden Concurrenten mit einander fertig wurden, iſt im letzten Capitel dieſes Bandes darzuſtellen; wir kehren nunmehr, nachdem wir über den Grund zur Abreiſe des Großmeiſters aus Sſalamija ins Klare gekommen ſind, zu den Söhnen des Sikraweih zurück. Von ihnen führte zuerſt Jachja das Commando über die für den Karmatismus gewonnenen Beduinen. Bald erhielt er Zuzug aus dem Irák: auch die dortigen Karmaten waren ſchließlich doch mit der Regierung in Conflict gerathen, hatten ſich zu Mord

---

Bewegung; das geht auch klärlich aus der Thatſache hervor, daß nach der Eroberung von Sſalamija durch die Karmaten unter den in der Stadt wohnenden Haſchimiten, d. h. Aliden (oben S. 444), auf Befehl des Hußein Ibn Sikraweih eine große Metzelei angerichtet wurde (Ibn El-Athír VII, 362, 17).

und Plünderung erhoben, und als ſie darauf von den Truppen Mótadids zerſprengt wurden, ſchloſſen ſie ſich — Abdáns Ermordung fing wohl auch an in Vergeſſenheit zu kommen — den beduiniſchen Geſinnungsgenoſſen an. Jachja Ibn Sikraweih gab ſich nun für einen Aliden aus, ließ ſich Eſch-Scheich „der Alte“ nennen, erklärte das Kamel, welches er ritt, ebenſo durch Gottes Befehle geleitet, wie ſeiner Zeit Mohammeds Kaßwa geweſen war (S. 93), ſchwindelte den Leuten vor, er habe an verſchiedenen Orten 100000 Mann bereit, die nur auf ſeinen Wink harrten, und dergleichen mehr. Der Erfolg ſchien ihm zunächſt Recht zu geben: in der Nähe von Kúfa, und dann wieder bei Rakka ſchlug er 289 und 290 (902) die Heere, welche Mótadid und nach deſſen Tode (Rabí II 289 = April 902) ſein Sohn und Nachfolger Múktafi ihm nachſchickten, und drang 290 (903) in Syrien ein. Dort regierte für den Tuluniden Harún der Türke Togdſch, Vater des Ichſchíd (oben S. 566); er ließ ſich wiederholt von dem Karmaten beſiegen, und als ihm ſchließlich ein ſtarkes ägyptiſches Heer zu Hilfe kam, fiel im erſten Kampfe allerdings Jachja, aber ſein Bruder Hußein trat ſofort an ſeine Stelle und vollendete die abermalige Niederlage des Statthalters. Auch er behauptete ein Alide, und zwar mit Namen Achmed, zu ſein und nahm ſofort den Titel eines Imám, ſpäter ſogar des Machdi an, jedenfalls1) im Einverſtändniſſe mit dem Großmeiſter Obeidallah, dem es von höchſtem Gewichte ſein mußte, eine Einmiſchung des Chalifen in den Krieg Abu Abdallahs gegen die Aglabiden durch eine kräftige Diverſion der Karmaten verhindert zu ſehen; die Leute nannten ihn Sſáchib esch-schámat „den Mann mit dem Male“, wegen eines Fleckens im Geſichte, welcher das Zeichen des Imámates vorſtellen ſollte.2) Togdſch verlor gegen ihn noch mehrere Schlachten und wurde ſchließlich in Damaskus von den Rebellen belagert. Diesmal ließen ſie ſich noch mit einer Geldſumme abfinden, zogen dann aber nördlich weiter, überall das Land verwüſtend, die Städte wie Himß, Hamát, Ma'arra, Ba'albekk, Sſalamíja ausplündernd, die Männer, welche irgend zu widerſtehen wagten, tödtend, die Weiber und Kinder fortſchleppend. Das war ein Leben für die Beduinen; ſo kamen ſie denn von allen Seiten aus der ſyriſchen Wüſte herbeigeſtrömt, die Haufen der Karmaten verſtärken und die Plagen der unglücklichen Bevölkerung mehren zu helfen. Der energiſche Múktafi ſah der greulichen Wirthſchaft nicht lange unthätig zu; da es bald klar wurde, daß die Tuluniden mit den Aufrührern nicht fertig werden konnten, machte er ſich mit beträchtlichen Mannſchaften ſelber nach Syrien auf den Weg. Seine Vortruppen unter Abu'l Agarr ließen ſich allerdings bei Haleb von dem Sohne des Sikraweih überfallen und auseinander jagen; dann aber wurden die Schaaren des falſchen Machdi durch zweckmäßiges Zuſammenwirken der Generäle des Chalifen und des Tuluniden allmählich unter

---

1) Vgl. unten S. 600 Anm. 2.

2) Vgl. das „Prophetenſiegel“ Mohammeds (oben S. 93).

lebhaften Gefechten aus ihren Eroberungen verdrängt und ſchließlich am 6. Moharram 291 (29. Nov. 903) bei Hamát von Mohammed Ibn Sſuleimán (S. 561) entſcheidend geſchlagen. Die beſonders durch Hußein Ibn Hamdán (S. 563) energiſch geleitete Verfolgung wurde mit der Gefangennahme des „Mannes mit dem Male“ in der Nähe des Euphrat gekrönt; man brachte ihn nach Bagdad, wo er mit zweien ſeiner Genoſſen am 13. Rabí I 291 (3. Febr. 904) in der grauſamſten Weiſe hingerichtet wurde. Aber die Karmaten waren nicht zur Ruhe zu bringen. Als Múktafí's Truppen unter Mohammed Ibn Sſuleimán Aegypten den Tuluniden abgenommen hatten (292 = 905), entſtand bald darauf (Ende 292 = Anf. 906) in dem von der Soldateska greulich gemißhandelten[1] Lande eine faſt allgemeine Empörung (Ende 292 = 905), durch welche daſſelbe dem Chalifen faſt wieder verloren ging. Während er den größten Theil ſeiner Kräfte auf die Unterwerfung der Provinz verwendete, erſchien in Syrien der dritte Sohn des Sikraweih, Alí, den alten Unfug von vorn zu beginnen (293 = Anf. 906). Die Beduinen hatten freilich an dem erhaltenen Denkzettel für den Augenblick genug; wenigſtens ſcheint der Anhang des Karmaten nicht ſo zahlreich geweſen zu ſein, um ihn zu kräftigem Widerſtande zu ermuthigen, als Hußein Ibn Hamdán mit einigen Truppen anrückte; die Aufſtändiſchen zerſtreuten ſich, einige gingen mit dem Anführer zu Ibn Hauſcheb nach Jemen.[2] Letzterer fühlte ſich durch ſolche Verſtärkung größeren Unternehmungen gewachſen: noch in demſelben Jahre bemächtigten die Ismaeliten ſich Sſan'ás und anderer Städte (vgl. S. 595). Indeß konnten ſie dieſe vorgeſchobenen Poſten nicht lange behaupten; die Bevölkerung fand an ihren Ketzereien auf die Dauer kein Gefallen und erhob ſich gegen die neuen Machthaber, ſo daß ſie die Hauptſtadt wieder räumen und ſich in einen entlegneren Winkel der Provinz zurückziehen mußten. In der Zwiſchenzeit aber ward die Bewegung in Syrien noch einmal erneuert, und jetzt wieder in größtem Umfange. Der alte Sikraweih, der aus ſeinem Verſteck wahrſcheinlich auch die vorhergehenden Kriege im Auftrage Obeidallahs geleitet, tritt nach der Entfernung ſeiner drei Söhne wieder deutlicher in den Vordergrund. Der vielleicht ohne genügende Vorbereitung unternommene Zug des Alí wird jetzt in gründlicher Organiſation erneuert; es gelingt, die kelbitiſchen Beduinen wieder zu gewinnen, und plündernd ergießen ſie ſich von Neuem unter Abu Gánims Befehl mit den eigentlichen Karmaten zuſammen über einen Theil Syriens, diesmal die Gegenden öſtlich vom oberen Jordan bis Damaskus hinauf. Als Hußein Ibn Hamdán mit den Regierungstruppen aus dem Irák herbeikam, ſtoben die flinken Beduinen auseinander, und plünderten ſchon wieder Hít am Euphrat, ehe

---

1) S. oben S. 562.

2) Daß Ibn Hauſcheb, der mit Abu Abdallah dem Schiiten die Miſſion für Obeidallah unter den Berbern geplant, jetzt den Sohn des Sikraweih aufnimmt, iſt der beſte Beweis dafür, daß auch nach Obeidallahs Entfernung aus Sſalamíja die ſyriſchen und irákiſchen Karmaten fortfuhren, ſich in der Weiſe als ſeine Untergebenen zu betrachten, wie ich es oben S. 599 angenommen habe.

man ſie hatte einholen können. Schließlich verfolgte ein Heer unter Ißchák Ibn Kundádſchik (oben S. 560f.) ſie doch bis zu ihren Sitzen in die Wüſte hinein; da mußten ſie den Widerſtand aufgeben und mit dem Kopfe des Abu Gánim den Frieden erkaufen (293 = 906). Schwerer aber war mit den irákiſchen Karmaten fertig zu werden. Sikraweih ſtellte ſich, obwohl er die militäriſche Führung einem Andern übertrug, doch jetzt perſönlich als Imám an die Spitze der ebenſo zahlreichen als verwegenen Haufen, welche im Dhu'l-Hiddſche 293 (Sept. — Oct. 906) die Umgegend von Kúfa unſicher zu machen begannen und ſelbſt in die Stadt einzudringen wagten. Als kurz darauf, im Moharram 294 (Oct. — Nov. 906), die irákiſchen und choraßaniſchen Pilgerkarawanen von Mekka zurückkehrten, fingen die Karmaten ſie am Rande der Wüſte ab, tödteten nach hartem Kampfe — die Züge der Wallfahrer waren ſtets der Gefahren der Reiſe wegen gut bewaffnet — und zum Theil mit treuloſer Hinterliſt nicht blos die Männer, ſondern auch einen Theil der Frauen und ſchleppten die andern mit der übrigen Beute davon. Die Zahl der Getödteten belief ſich jedenfalls auf mehrere Tauſende[1]); es war die höchſte Zeit, daß ſolchen Vorgängen geſteuert wurde. Muktafi entſandte den türkiſchen General Waßif den Jüngeren, Sohn Sſuwartekins, mit einem großen Heere gegen die Frevler; in der Nähe von Kúfa ſtieß er mit Sikraweih zuſammen. Die Karmaten fochten mit ſolcher Erbitterung, daß der erſte Tag unentſchieden blieb; am zweiten erhielt Sikraweih eine tödtliche Wunde, und nach ſeinem Fall ergriffen die Aufrührer die Flucht (Rabí I 294 = Dec. 906 oder Jan. 907). Damit war der ſyriſch-irákiſche Zweig des Karmatenthums zwar nicht geradezu unterdrückt — die geheime Organiſation beſtand zweifellos weiter — vorläufig aber den gewaltſamen Ausbrüchen an dieſer Stelle ein Ende gemacht. Es iſt allerdings fraglich, ob dies eine Folge der von den Regierungstruppen erfochtenen Siege, oder nicht vielmehr der Fortſchritte des Schí'i in Nordafrika iſt, welche in Verbindung mit den fortdauernden Unruhen in Aegypten dem Obeidallah das Gelingen ſeiner Unternehmung gegen die Aglabiden ſicher und weitere Opfer in den öſtlichen Provinzen unnöthig erſcheinen ließ. Der Aufgabe, das Chalifat durch fortwährende Angriffe immer mehr zu ſchwächen und damit die ſpätere Eroberung Aegyptens durch die Fatimiden vorzubereiten, widmeten ſich von jetzt ab die Karmaten des Bachrein, die in ihrer unangreifbaren Stellung hinter den Dünen der arabiſchen Wüſte eine weit ſicherere Operationsbaſis beſaßen, als in Syrien oder dem Irák vorläufig zu gewinnen war.

Denn Karmaten waren eben jener Abu Sſa'íd und ſeine Anhänger, deren erſte Erfolge unter Mótadid wir oben (S. 586f.) kennen gelernt haben. Abu Sſa'íd ſelbſt war von Karmat, dem Ober-Dáï des Irák, nach Perſien geſandt worden (S. 594); das Verſchwinden des letzteren und der Tod

---

[1]) Die drei Karawanen, um welche es ſich handelt, ſollen vor dem Ueberfall zuſammen 20000 Perſonen ſtark geweſen ſein. Das iſt vielleicht etwas übertrieben, aber die gute Hälfte der Zahl kann es ſchon geweſen ſein.

Abdáns (S. 594) mochten auch ihn gegen den Großmeiſter in Sſalamija verſtimmt haben, aber ſein Intereſſe, ſich in Bachrein ſelbſt eine Herrſchaft zu gründen, fiel mit der Abſicht Obeidallahs, von dieſer Seite her die Abbaſſiden zu beſchäftigen, ſo genau zuſammen, daß eine Aenderung des Verhältniſſes vorläufig nicht erwartet werden konnte. Während die Truppen Múktafis von dem Kriege gegen Sikraweih und ſeine Söhne in Anſpruch genommen waren, bemächtigte ſich Abu Sſa'id allmählich des ganzen Landes Bachrein. Zwar nahmen die in der Provinz vorhandenen Anhänger der Regierung im J. 290 (903) noch einmal Katif wieder, aber nur für eine kurze Friſt. Die Ausſicht auf Befreiung von der Herrſchaft des Chalifen war für die arabiſchen Beduinen ebenſo verlockend, wie die ismaelitiſche Lehre in der Form, welche ſie bei den Karmaten behielt, ihren Neigungen entſprach. Wie weit Abu Sſa'id etwa ſelbſt in die höheren Grade der Geheimlehre (S. 591) eingeweiht war, iſt unbekannt; die Maſſe der Karmaten glaubte jedenfalls an das officielle Lehrſyſtem (S. 588 f.), beziehungsweiſe im Allgemeinen an den Machdi und die Verbindlichkeit der von ſeinen Dáïs als Ausdruck des göttlichen Willens verkündeten Grundſätze. Dieſe ſelbſt wurden auf arabiſchem Boden natürlich ſorgfältig dem Volkscharakter angepaßt. Daß die eigentliche Abſicht der Sectenhäupter auf die Vernichtung der arabiſchen Herrſchaft in allen Ländern außerhalb Arabiens ſelbſt gerichtet war, verſchwieg man hier natürlich ſorgfältig und richtete die Polemik lediglich gegen das Abbaſſidenchalifat und die ſſunnitiſche Form des Isláms, trug auch Sorge, durch Erleichterung unbequemer Verordnungen des letzteren den Beifall des Volkes zu gewinnen. Gebet, Faſten und Pilgerfahrt wurden als unverbindlich für die Gläubigen aufgehoben, dagegen Weintrinken und Heirathen innerhalb der Verwandtſchaft, was der Korán nach dem Muſter des jüdiſchen Geſetzes verboten hatte, ohne Weiteres erlaubt. Solches iſt natürlich den gläubigen Muslimen ein Greuel geweſen, und ſie haben ſich ein beſonderes Vergnügen daraus gemacht, den Karmaten außer dieſen auch ſämmtliche andere Scheußlichkeiten nachzuſagen, voran natürlich Communismus und Weibergemeinſchaft. Letztere jedenfalls mit Unrecht, auch der erſtere glich wohl mehr dem Syſtem der Beutevertheilung, das Mohammed ſelbſt befolgt hatte (S. 114). Rühmend hervorzuheben ſcheint nach unſerer ſehr mangelhaften Kenntniß der wirklichen Verhältniſſe die große, eigentlich ganz unarabiſche Einigkeit, welche unter den Karmaten, insbeſondere innerhalb des Regentſchaftsrathes herrſchte, der ſpäter an die Stelle der Alleinherrſchaft des Dáï trat und deſſen demokratiſches Ausſehen ja den Beduinen wohlgefällig ſein konnte. Wenn aber die merkwürdige Genoſſenſchaft auch keineswegs der Ausbund von Räubern und Mördern geweſen iſt, welchen die ſpäteren Hiſtoriker daraus gemacht haben, ſo verſteht es ſich nach dem oben (S. 579 f.) Geſagten und dem von wirklicher Humanität gänzlich unberührten Charakter des Beduinenthums doch allerdings von ſelbſt, daß in den Karmatenkriegen viel unſchuldiges Blut vergoſſen und manche wilde That verübt worden iſt.

Jedenfalls ſaßen die ſeit den großen Eroberungskriegen des erſten (ſiebenten) Jahrhunderts zum erſten Male wieder einheitlich organiſirten Söhne der Wüſte, welche die altarabiſche Tapferkeit ſich anders gewahrt hatten als die verweichlichten Städter des Irâk, dem Chalifate von Bagdad nunmehr über fünfzig Jahre lang wie ein Pfahl im Fleiſch, und die unabläſſigen Kriege, welche ſie gegen die Regierung geführt, die Verwüſtungen, welche ſie in den Provinzen angerichtet, haben mehr als alles Andere dazu beigetragen, die Schwäche der Herrſcher und die Uneinigkeit der Weſire und Türkengeneräle zu Urſachen eines ſo unglaublich raſchen Verfalles werden zu laſſen, wie ihn das vorige Capitel unſerer Darſtellung aufgezeigt hat.

In den zehn Jahren ſeit 290 (903) ward das ganze Bachrein der karmatiſchen Herrſchaft unterſtellt. Der Hauptort der Provinz, Hadſchar, ward nach längerer Belagerung erobert und gänzlich zerſtört, El-Achßa (gewöhnlich in abgekürzter Ausſprache Lachßa genannt) zur Reſidenz des Dâï erhoben; Verſuche, die Nachbarbezirke Jemâma und Omân gleichfalls einzunehmen, ſcheiterten vorläufig. Inzwiſchen zog der Großmeiſter der Secte, Obeidallah, als Machdi und Chalife in Rakkâda ein (S. 598). Wie einſt der Abbaſſide Manßûr (S. 462), hatte er nichts Schleunigeres zu thun, als denjenigen zu beſeitigen, der ihm ſeine Herrſchaft errungen und an der Spitze der ſiegreichen Berbern nun mächtiger ſchien, als dem ſogenannten Fatimiden lieb ſein konnte. Gegen Ende 298 (911) fielen Abu Abdallah der Schi'i und ſein Bruder Abu'l-Abbâs unter den Lanzen der Getreuen Obeidallah's[1], und bald nachher erhielten die Dâïs im Oſten ein lakoniſches Schreiben ihres gefürſteten Großmeiſters: „Ihr wißt, welche Stelle im Islâm Abu Abdallah und ſein Bruder Abu'l-Abbâs eingenommen haben. Aber Satan hat ſie zu Falle gebracht und ich habe ſie durch das Schwert entſündigt. Friede ſei mit Euch.“ Abu Sſa'îd war nicht ſo unweiſe, an die Schuld des Schi'i zu glauben. Er ſah, wie der Machdi mit ſeinen treueſten Dienern umging, und beſchloß ihm den Rücken zu kehren: da fiel auch er Mörderhänden zum Opfer (301 = 913/4). Obeidallah war indeß zu vorſichtig, die Organiſation des Bundes im Oſten weiter zu ſtören; er ſtellte ſich unbetheiligt, ernannte den Sohn des Getödteten, Abu Tâhir Sſuleimân, zum Ober-Dâï des Oſtens und erreichte dadurch die Fortdauer des alten Abhängigkeitsverhältniſſes. Abu Tâhir iſt der eigentliche Held des Karmatismus. Wie der alte Charidſchitenhäuptling Katari (S. 382. 386) an der Spitze freiheitsliebender Araberſchaaren ſtehend, glich er ihm auch darin, daß er mit ſchwungvollen Kriegsliedern nicht weniger als mit dem Schwerte für ſeine Sache eintrat. Unter ihm wurden die Karmaten der Schrecken des Chalifates. Beliebt auch bei den Beduinen, welche nicht ſelbſt dem Sectirerbunde angehörten, ließ er 302 (915) von ſolchen die irâkiſche Pilgerkarawane plündern. Ein wiederholter Angriff auf Omân mißglückte freilich auch diesmal; aber 307 (919/20) überrumpelte er, wohl auf den Befehl Obeidallahs, der jetzt bereits die Eroberung Aegyptens betrieb und die Aufmerkſamkeit des Chalifen nach einer anderen Seite lenken wollte, Baßra, welches mit Mord und Plünderung heimgeſucht wurde. Das wiederholte ſich 311 (923) in noch ſchlimmerer Weiſe; eine große Anzahl von Männern ward getödtet, Viele warfen ſich aus Angſt in den Strom und kamen ebenfalls um, Weiber und Kinder wurden nebſt unermeßlicher Beute fortgeſchleppt, während gleichzeitig in Bagdad, wo gerade einmal wieder ein Miniſterwechſel in der üblichen Weiſe vor ſich ging (oben S. 534), die größte Verwirrung herrſchte. 312 (924) lauerten die Karmaten der Pilgerkarawane auf und nahmen unter großem Gemetzel einige der angeſehenſten Männer, unter ihnen den Hamdaniden Abu'l-Heidſchâ (S. 564), gefangen. Abu Tâhir ließ ſie gegen das Verſprechen laufen, daß ihm Baßra und Achwâſ abgetreten werden ſollten; als es nicht gehalten wurde, drang er gegen Ende des Jahres bis nach Kûfa vor, jagte auch hier die eben nach Mekka aufbrechenden Wallfahrer auseinander und hauſte Anfang 313 (925) in der Stadt mit gewohnter Gewaltthätigkeit. Das ganze Irâk war in der größten Aufregung, die Bewohner der Weſthälfte Bagdads flüchteten über den Tigris. Der kümmerliche Chalife Moktadir und ſeine Räthe wußten nicht, was beginnen; Niemand wagte in dieſem und dem folgenden Jahre, die Wallfahrt nach Mekka anzutreten. Endlich ward der Sſadſchide Jûßuf, Mohammeds (S. 561) Sohn, aus Adherbeidſchân herbeigerufen. Er verbrauchte das ganze Jahr (314 = 926/7) mit umſtändlichen Vorbereitungen; als er im folgenden (315 = 927) ſein Heer beieinander hatte, ließ er ſich trotz der mindeſtens doppelten Uebermacht, die er zur Verfügung hatte, bei Kûfa aufs Haupt ſchlagen und gefangen nehmen. Abu Tâhir verwüſtete nun Ambâr und ging über den Euphrat auf Bagdad los. Abu'l-Heidſchâ und Mûnis, welche zur Deckung der Hauptſtadt doch 40000 Mann zuſammenbringen konnten, wagten nur einmal den Karmaten anzugreifen, um den Jûßuf zu befreien; aber die Abtheilung, welche den Handſtreich unternahm, war unzureichend, ſie wurde zurückgeworfen und der Sſadſchide auf Abu Tâhirs Befehl getödtet. Die Hauptſtadt anzugreifen fühlte dieſer ſich doch nicht ſtark genug; die Züge, welche er 316 (928) gegen die Städte am Euphrat unternahm, gelangen nur theilweiſe, weil die Einwohner ſich wie die Verzweifelten wehrten, doch plünderte er weite Bezirke in Meſopotamien, und gleichzeitige Aufſtände der irakiſchen Karmaten, die nur mit Mühe unterdrückt werden konnten, nahmen das unglückliche Zweiſtromland auf das Schrecklichſte mit. 317 (930) erſchien Abu Tâhir plötzlich bei der Feier des Wallfahrtsfeſtes in Mekka, tödtete Tauſende von Pilgern ſelbſt in dem Heiligthume, raubte die Stadt aus, ließ den heiligen ſchwarzen Stein (S. 201) aus der Kaaba herausbrechen und nahm ihn nach Lachßa mit. Die Abſicht war dabei vermuthlich, den Nimbus Mekkas zu zerſtören: erreicht wurde aber nur eine ſo allgemeine Entrüſtung in der ganzen islamiſchen Welt, daß ſich Obeidallah ſelbſt herbeiließ, in einem officiellen Schreiben an Abu Táhir die Rückgabe des Steines anzuordnen. Die geheimen Inſtructionen werden vermuthlich anders gelautet haben; denn bis 339 (951), wo der Fatimidenchalife Manßúr die Auslieferung im Ernſt anordnete, blieb der Stein in Lachßa.

---

[1] S. das Nähere unten S. 608 f.

Der fortſchreitende Verfall des Chalifates, die Bürgerkriege zwiſchen den Emiren, die vor und nach Moktadirs Tode kein Ende nahmen, ließen die Macht der Karmaten bald unwiderſtehlich erſcheinen. Es iſt unnöthig, die einzelnen Streifzüge weiter zu verfolgen, die bis zu Abu Táhirs Tode (332 = 944) noch hie und da fortgeſetzt wurden. Im Allgemeinen ließ die Wuth der Angriffe nach; die Emire, wie Ibn Ráïk und die Barídi's, auch der Ichſchíd (S. 566 f.) von Aegypten, bequemten ſich, durch Entrichtung von Tributen ſich die verderblichen Gäſte vom Leibe zu halten, und ebenfalls gegen baare Zahlung geſtatteten dieſe ſeit 327 (939) wieder die Vornahme der mekkaniſchen Wallfahrten. Nach Abu Táhirs Tode ſcheinen die Dinge längere Zeit ſo weiter gegangen zu ſein. Die Fatimiden hatten in dieſer Zeit ſelbſt mancherlei mit aufſtändiſchen Berbern zu ſchaffen (unten S. 615); ſo überließen ſie den Oſten vorläufig ſich ſelbſt und ernannten auch keinen Dáï wieder, ſo daß die Karmaten ſich einen aus Verwandten ihres verſtorbenen Führers beſtehenden Regentſchaftsrath ſetzten, der übrigens die Verwaltung des eigenthümlichen Staates mit beſtem Erfolge geführt hat. Damals herrſchte der Einfluß desſelben auf der ganzen Halbinſel unbeſtritten — auch Omán war ſchon vor 340 (951) unterworfen — und außerhalb der Grenzen Arabiens war Jedermann froh, wenn die gefürchteten Beduinen mit dem, was man ihnen als Zoll entrichten konnte, ſich begnügten. Erſt ſeit 358 (969) beginnt ihre Macht zurückzugehen: in Folge von Ereigniſſen in Afrika, deren Entwicklung eine geſonderte Betrachtung erheiſcht.

Viertes Capitel.

Die Fatimiden und der Abbaſſiden Ausgang.

Als am 29. Rabî II 297 (15. Jan. 910) Obeidallah als erſter der Fatimidenchalifen in Rakkâda einzog, war der auf die Zerſtörung der Abbaſſidenherrſchaft gerichtete Plan der Nachkommen des perſiſchen Augenarztes zur Hälfte bereits erfüllt. In Afrika ging damit die höchſte Gewalt von den abbaſſidiſchen Arabern auf die ismaelitiſch geſinnten Berbern über; in Arabien bereitete gleichzeitig die Einnahme von Lachſa den Karmaten die Stätte, von der aus ſie wenige Jahre ſpäter den Einfluß der bagdadiſchen Regierung auf Arabien, Syrien und Aegypten beinahe vernichten und gleichzeitig durch fortgeſetzte Stöße auf das Irâk den perſiſchen Buweihiden den Weg nach dem Sitze des Chalifates ſelbſt öffnen ſollten, und die geheime Organiſation der Ismaeliten wirkte von Weſtafrika bis tief nach Perſien hinein in einer Weiſe fort, die jedem Feinde der im Niedergange begriffenen Dynaſtie in die Hände arbeitete. So verbrecheriſch uns das Thun des verderblichen Geſchlechtes ſcheinen will, man würde die Meimuniden — oder nennen wir ſie nun auch mit dem ſo glücklich von ihnen uſurpirten Namen — man würde die Fatimiden zu niedrig ſchätzen, wollte man annehmen, die Befriedigung über eine durch ſo unerhörte Wechſelfälle des Geſchickes ihnen zugeworfene Herrſcherwürde wäre im Stande geweſen, ihre Gedanken von der Verfolgung des großen Planes ihres Ahnen Abdallah auch nur einen Augenblick abzulenken. Man beurtheilt die ganze Politik der neuen afrikaniſchen Chalifen unrichtig, wenn man ſie lediglich von dem Standpunkte aus betrachtet, welchen die Herren des Küſtenſtaates zwiſchen Barka und Tanger als ſolche hätten einnehmen müſſen. Nicht um einen hochtönenden Titel zu führen oder den abergläubiſchen Berbern zu imponiren, ließen die Fatimiden ſich Chalifen nennen — etwa nach dem Beiſpiele der Omaijaden von Spanien,[1] die an eine Unterwerfung des Orients kaum jemals haben denken können — ihnen war es vielmehr bitterer Ernſt mit dem Anſpruche, welchen der Name eines „Beherrſchers der Gläubigen" ankündigte. Sie wußten nichts von der Thatſache,[2] daß es das Schwert der Berbern geweſen iſt, welches die Legionen Roms bei Cannae zertrümmert und den größten Staat des Alterthums an den Rand des Abgrundes gebracht hat; aber ſie kannten die Schärfe dieſes Schwertes genugſam, um zu wiſſen, daß ihm die Landsknechte der Abbaſſiden und ihrer Emire nicht gewachſen ſeien. Aus den Berbern ſich Heere zu ſchaffen, mit welchen ſie, unterſtützt von den Karmaten Bachreins, zuerſt Aegypten und dann die übrigen Provinzen des Oſtens zu erobern vermöchten, iſt vom erſten Augenblicke ihre Abſicht geweſen. Hat doch kaum vier Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung Obeidallah ſelbſt ſchon einen Verſuch gemacht, ſich des Orients zu bemächtigen, und in jedem Augenblick, wo die Fatimiden daheim die Hände frei hatten, iſt dieſer Verſuch wiederholt worden, bis er wenigſtens zum Theil gelang. Zum Theil nur, denn mit dem Augenblicke, wo die liſtigen Uſurpatoren ihre Reſidenz vor den Thoren Arabiens ſelbſt aufſchlugen, wurde die Fortſetzung der Politik, die arabiſche Abbaſſidendynaſtie eben mit Hilfe der karmatiſchen Araber zu verdrängen, unmöglich: die einmal entfeſſelte Freiheitsliebe und Raubſucht der letzteren wandte ſich nun gegen diejenigen ſelbſt, welche ſie bis dahin ſelbſtſüchtigen Zwecken dienſtbar zu machen gewußt hatte; aber der vollſtändige Ruin des Chalifates von Bagdad und damit der hervorragenden Stellung der Araber im Islám überhaupt iſt in der That die Wirkung dieſer Politik geweſen. So bildet die Geſchichte des Fatimidenhauſes gerade wegen der antiarabiſchen Richtung ſeiner Beſtrebungen nothwendig das Schlußcapitel in unſerer Darſtellung der arabiſchen Periode des Isláms, mag ſie auch zeitlich weit in die folgende Epoche hineinragen.

---

[1] Vgl. die letzte Abtheilung dieſes Werkes.

[2] Fournel, Les Berbers, II, 374.

Im Oſten lagen die eigentlichen Ziele der Fatimiden: ſo ſchenkten ſie dem Weſten ihre Aufmerkſamkeit nur ſo weit, wie es für jene erforderlich war. Sich die Mitwirkung der kräftigſten Berberſtämme, vor Allen der Kitáma und Sſanhádſcha zu gewinnen, im Uebrigen ſich insbeſondere im fernen Weſten nicht weiter zu engagiren, als es die nothwendige Sicherung des Uebergewichtes der genannten Stämme wie der eigenen Herrſchaft erforderte, das iſt der Grundzug der fatimidiſchen Regierungskunſt. Wäre die Abſicht auf die vollkommene Beherrſchung Nordafrikas bis an den Atlantiſchen Ocean gerichtet geweſen, man würde es nicht begreifen können, wie mehr als eine Gelegenheit zu energiſchem Durchgreifen in den Bezirken von Tlemßán bis Tanger verſäumt und den omaijadiſchen Herrſchern Spaniens geſtattet werden konnte, einen ſo vorgeſchobenen Poſten, wie das vereinzelte Ceuta darſtellt, für die Dauer zu halten. Aber ſchon jene unabweisliche Befeſtigung der fatimidiſchen Herrſchaft im Oſten von Tlemßán hat volle fünfundſechzig Jahre die Sorge der neuen Chalifen in Anſpruch genommen, bis es endlich glückte, die lange gehegten Pläne auf den Beſitz Aegyptens wirkſam durchzuführen. Und möglich wurde die Löſung beider Aufgaben ſchließlich nur durch einen Vorzug, welchen der merkwürdigen Dynaſtie die Art ihrer Entſtehung vor den meiſten Herrſcherfamilien des Isláms gab. Als Großmeiſter des ismaelitiſchen Geheimbundes fühlten die Fatimiden ihre Gewiſſen — wenn man das Wort auf Leute anwenden darf, welche grundſätzlich nur an die eigenen Intereſſen glaubten — am wenigſten da gebunden, wo es ſich um Machtfragen handelte. Aber des lieben Volkes wegen, das in den Nihilismus der höchſten Grade der Erkenntniß nicht eingeweiht war und niemals werden durfte, mußten ſich die „Imáme" als correcte Schiiten geberden; es verſtand ſich alſo durchaus von ſelbſt (vgl. S. 327), daß bei dem Tode eines der Chalifen nur der Sohn deſſelben auf die Nachfolge Anſpruch erheben konnte. Hiedurch waren hier mit einem Schlage jene verderblichen Thronſtreitigkeiten aus dem Wege geſchafft, die zu dem Untergange der Omaijaden und der Abbaſſiden ſo viel beigetragen haben, und damit dem Hauſe Obeidallahs eine innere Feſtigkeit gewährleiſtet, welche nur durch ganz beſondere Vorgänge oder durch eine aufeinanderfolgende Reihe untüchtiger Fürſten erſchüttert werden konnte: daß ſich der Sohn ſelbſt gegen den Vater wandte, iſt doch auch hier erſt in den letzten Zeiten des Verfalles möglich geweſen. Dazu kam nun die religiöſe Würde des Staatsoberhauptes, die von den Berbern nach ihrer ganzen Sinnesart ſehr ernſt genommen werden mußte: man ſieht leicht, wie viel dies Geſchlecht vor den Abbaſſiden wie vor den Emiren voraus hatte, deren Verſuche, neue Dynaſtien zu gründen, mit dem erſten unfähigen Sohne oder Enkel zu ſcheitern pflegten, und wie es nicht erſtaunlich ſcheinen darf, wenn dieſe kecken Uſurpatoren über 270 Jahre hindurch ihre angemaßte Herrſchaft vom Vater auf den Sohn vererben konnten.

Obeidallah El-Machdi (reg. 297—322 = 910—934) glaubte ſich berufen, das Programm ſeines Hauſes bereits in eigener Perſon ſeinem ganzen Umfange nach zu verwirklichen. Seine keineswegs immer mit dem angenommenen Charakter des Weltheilandes übereinſtimmenden erſten Regierungsmaßregeln erweckten freilich Mißtrauen ſelbſt in den Kreiſen der Kitáma, welchen er ſeinen Erfolg verdankte; eine theilweiſe Erhebung dieſes Stammes aber ward neben Andern von dem unermüdlichen Abu Abdallah dem Schi'i bekämpft, und gleichzeitig (297 = 910) konnten Obeidallahs Feldherren ſich gegen die Senáta wenden, die als ſtete Feinde der Kitáma ſich deren neuem Oberhaupte zu fügen wenig Neigung hatten, und bereits Táhert belagerten. Sie wurden mit leichter Mühe zerſtreut. Während indeß Abu Abdallah noch beſchäftigt war, die Ordnung im Sáb, dem Lande der Kitáma, herzuſtellen, kam es zwiſchen dem Schöpfer der neuen Dynaſtie und ihrem erſten Vertreter zu einer Verſtimmung, wie ſie unter den obwaltenden Verhältniſſen nur zu nahe lag. Obeidallah wollte ſelbſt regieren, der Schiite, welcher zuerſt die Kitáma gewonnen und disciplinirt hatte, war jetzt ihm an der Spitze des kriegeriſchen Stammes allzu mächtig. Abu Abdallah wieder hielt es im Vollbewußtſein der Verdienſte, die er ſich um den Machdi erworben, für ſelbſtverſtändlich, daß auf ſein Urtheil bei der Verwaltung des neuen Staatsweſens Rückſicht genommen werde, und fühlte ſich höchlich beleidigt, als der Chalife ihn überhaupt nach gar nichts fragte und das leiſe aber unverkennbare Streben zeigte, den Einfluß ſeiner Perſönlichkeit mehr und mehr einzuſchränken. Jetzt mußte er ſeine Zeit damit vergeuden, den vereinzelten Banden nachzulaufen, welche noch im Sáb die Ruhe ſtörten, anſtatt in der Reſidenz maßgebenden Antheil an den wichtigſten Staatsgeſchäften zu nehmen. Er, dem Obeidallahs Imamat als religiöſe Würde niemals imponirt haben mochte — wußte er doch zu genau, wie die Sache gemacht worden war — begann nunmehr, wie es heißt, die Kitáma immer enger an ſich zu ſchließen, um die Anerkennung, welche der undankbare Fürſt ihm weigerte, wenn nöthig mit Gewalt zu erzwingen. Er vergaß nur die ſtraffe Organiſation des Ismaelitismus, welche Obeidallah noch ganz feſt in der Hand hatte: ſeine Pläne wurden dem Chalifen hinterbracht, und dieſer zögerte keinen Augenblick, ihn durch ein paar ergebene Leute von den Kitáma ſelbſt aus dem Wege räumen zu laſſen. Am 16. Dſchumáda II1) 298 (19. Febr. 911) wurden der Schi'i und ſein Bruder bei Rakkáda ermordet, und an demſelben Tage ſein treueſter Genoſſe, Abu Sáki, der eben für den Machdi einen entſcheidenden Sieg über aufſtändiſche Berberhaufen vor Tripolis gewonnen hatte, auf den Befehl des treuloſen Herrſchers hingeopfert. „Derjenige, dem zu gehorchen du uns gelehrt haſt, befiehlt dich zu tödten," hatte einer der Mörder Abu Abdallahs geantwortet, als dieſer ihm zurief, doch nicht ſolch Verbrechen zu begehen, und der Statthalter von Tripolis, welcher den Abu Sáki umbrachte, war deſſen eigener Oheim: das zeigt die furchtbare Gewalt, welche das Haupt der Ismaeliten über die Mitglieder der Secte beſaß, und erklärt es, wie Obeidallah es wagen konnte, ſeinen von den Kitáma vergötterten Apoſtel kurzer Hand zu beſeitigen. Auch hierin iſt die Parallele augenfällig, die wir bereits früher (S. 603) zwiſchen dieſer Tragödie und derjenigen ziehen konnten, welche ſich einſt im Oſten zwiſchen Manßúr und Abu Muslim abgeſpielt hatte. Wir dürfen nicht zweifeln, daß ein paar Aufſtände der Kitáma, welche als Folgen von Abu Abdallahs Tode und ſpäter von Reibungen zwiſchen dieſen Berbern und der großentheils arabiſchen Bevölkerung von Keirowán aus den Jahren 298 (911) und 300 (912/3) gemeldet werden, nur von kleineren Gruppen des mächtigen Stammes ausgingen, der im Uebrigen fortfuhr, die Hauptſtütze von Obeidallahs und ſeiner Nachfolger Herrſchaft zu bilden und deſſen Mitglieder z. B. in demſelben Jahre 300 (913) bei einem Aufruhr der von ihnen gemißhandelten Bevölkerung von Tripolis ohne jedes Schwanken von der Regierung unterſtützt wurden. Gegen dieſe aber ſtanden natürlich die für ihre Unabhängigkeit fechtenden Senáta um Táhert, die wiederholt bekämpft, doch erſt durch die am 4. Sſafar 299 (1. Oct. 911) erfolgte Eroberung der empörten Stadt gebändigt und von dem hierauf zum Statthalter dort eingeſetzten Maßála Ibn Habbús, einem Haupte der Benu Miknáßa, dreizehn Jahre lang wirkſam im Zaume gehalten wurden. Maßála deckte, ſo lange er lebte, dem Machdi im Weſten den Rücken. Mit ſeinen Miknáßa nach dem Magrib2) vordringend

---

1) Nach Anderen erſt am 1. Dhu'l-Hiddſche (31. Juli); vgl. Wüſtenfeld, Fatimiden-Chalifen S. 44; Fournel, Les Berbers, II, 106, N. 5.

2) El-Magrib „der Occident" iſt im Gegenſatze zu El-Maschrik „der Orient" im weiteren Sinne alles Land weſtlich von Aegypten, im engeren das eigentliche Weſtafrika vom Sáb bis an den Ocean. Das heutige Marokko heißt El-Magrib el-akßa „der äußerſte Occident".

unterwarf er 308 (920) die Beſitzungen der Idrißiden. Das Streben Obeidallahs, mit dem Weſten möglichſt wenig Sorgen ſich aufzuladen, zeigt ſich hier ſchon deutlich: zwar wurde ein Häuptling der Miknâßa, Mûßa Ibn Abi'l-Áfija, mit der Führung des eigentlichen Regimentes beauftragt, daneben aber dem Idrißiden Jachja die Stadt Fes mit dem Titel eines Emírs gelaſſen. Freilich machten Zwiſtigkeiten zwiſchen beiden 309 (921) die erneute Dazwiſchenkunft Maßâlas und die Entfernung der Idrißiden nothwendig; doch werden wir bald ſehen, wie die Fatimiden gegen die Fortdauer der alidiſchen Dynaſtie an ſich gar nichts einzuwenden hatten, ſofern ſie ihnen nicht aufſäſſig wurde. In demſelben Jahre 309 (921/2) ging Maßâla noch über den Atlas und eroberte von Neuem Sſidſchilmâßa, welches 297 (909) ſeine Kitâma-Garniſon vertrieben und die Benu Midrâr wieder eingeſetzt hatte. Einen ſolchen Grenzwächter hinter ſich, konnte Obeidallah ohne Leichtſinn beginnen, den Plan der Eroberung Aegyptens ins Werk zu ſetzen. Allerdings ereigneten ſich in dem Augenblicke, wo er das große Unternehmen angriff, unliebſame Vorgänge auf Sicilien. Im erſten Augenblick hatten die arabiſchen Großen der Inſel, die in Palermo ihren Sitz hatten wie die Berbern ihr Hauptquartier zu Girgenti, es nicht gewagt, dem ihnen von den Fatimiden geſetzten Emír die Anerkennung zu weigern (297 = 910); indeß machte ſich der Mann ſehr bald in allen Kreiſen unbeliebt, ein Aufſtand in Palermo (299 = 912) wiederholte ſich 300 (913) und ergriff die ganze Inſel; Araber und Berbern einigten ſich, das afrikaniſche Joch abzuſchütteln und einem angeſehenen Mann, Achmed Ibn Korhob, als ſelbſtändigem Emír zu huldigen. Obeidallah indeß war ſo wenig geſonnen, in Sicilien wie im Weſten ſeine Kräfte zu verbrauchen; er überließ die Inſel, von welcher er für Afrika ſelbſt wenig hoffen und nichts fürchten mochte, einſtweilen ſich ſelbſt und ſchickte Ende 300 oder Anfang 301 (913)[1]) ſeinen 22jährigen Sohn Abu'l-Kâßim mit Heer und Flotte über Tripolis nach dem Oſten. Barka wurde ohne Mühe erobert, ebenſo (Anf. 302 = 914) Alexandrien: denn Aegypten, wo ſeit dem Ende der Tuluniden (S. 562) ein ſchrecklicher Wirrwarr lange Zeit geherrſcht hatte, war unter Tekín, dem türkiſchen Statthalter des Abbaſſiden Moktadir, zwar einigermaßen zur Ruhe gekommen, aber viel zu ſchwach, um einem energiſchen Angriffe Widerſtand zu leiſten. So wurde der größte Theil des Landes im Norden und Weſten von Foſtât beſetzt, als Abu'l-Kâßim es nöthig fand, ſeinen Unterfeldherrn Habâßa, welcher bis dahin den Vormarſch geleitet, zu ſich zu berufen und ſein Commando einem Andern zu übertragen. Wüthend über die vermeintliche Zurückſetzung verließ Habâßa mit einigen Reitern das Lager, nach dem Magrib zu eilen, wo er in Tâhert einen Bruder hatte. Obeidallah ließ indeß beide einfangen, ehe ſie weiteren Unfug ſtiften konnten. Als ihre Köpfe ihm zu Füßen gelegt wurden, bekam

---

1) Das Datum wie die ganze Geſchichte dieſes Feldzuges ſteht nicht zweifellos feſt; vgl. Fournel, Les Berbers, II, 116 ff.

der finſtere Tyrann eine philoſophiſche Anwandlung: „Wie ſonderbar,“ meinte er, „iſt doch der Lauf der Welt! der Orient und der Occident waren zu eng für dieſe Köpfe, und jetzt faßt ſie dieſer Kaſten!“ — Inzwiſchen bekam freilich der Verluſt ſeines bisherigen Mentors dem jugendlichen Prinzen ſchlecht: der Emír al-omará Múnis (S. 532) ſchickte auf die Nachricht des fatimidiſchen Einfalles ſchleunigſt Truppen nach Aegypten, mit deren Hilfe Tekín die Berbern aufs Haupt ſchlug; gegen Ende 302 (915) kam Abu'l-Káßim mit den Reſten des Heeres unverrichteter Sache zurück. Auch Barka, wo er eine Garniſon gelaſſen hatte, empörte ſich, weil die Kitáma hier, wie überall, wo ſie auf eine friedliche Bevölkerung losgelaſſen wurden, auf das Greulichſte mit den Einwohnern umgingen; ſo ward auch dieſer kleine Erfolg des Feldzuges wieder eingebüßt.

In Rakkáda war unterdeſſen auch nicht Alles nach Wunſch gegangen. Ibn Korhob, der ſiciliſche Emír, war ein tüchtiger und unternehmender Mann. Er begnügte ſich nicht, in ganz Sicilien für Moktadir ſtatt für den Machdi beten zu laſſen — worüber der Chalife in Bagdad um ſo glücklicher war, je weniger Freude ihm Emíre und Karmaten in ſeiner näheren Umgebung machten — ſondern ſchickte gar Ende 301 (Juli 914) eine Flotte gegen die afrikaniſche Küſte aus, welche die nicht mit nach Aegypten geſegelten Schiffe des Fatimiden zerſtörte und die Küſtenſtadt Sſákis ausplünderte. Aber die Herrlichkeit des tapferen Emírs dauerte nicht lange. Schon 300 (913) entſtanden in ſeinem Heere Zwiſtigkeiten: die Chriſten des Aetna (oben S. 555), die ſeit dem Ende der Aglabidenzeit ſich zwiſchen ihren Felſen neu verſchanzt hatten, ſollten zur Unterwerfung gezwungen werden, aber die ſchwierige Belagerung ſchuf Unzufriedenheit und mußte aufgegeben werden; ein ſpäter nach Calabrien unternommener Raubzug wurde durch Schiffbruch vereitelt — Grund genug für die ſiciliſchen Berbern, gegen den arabiſchen Führer zu murren. Es half nichts, daß Mitte 303 (Anfang 916) die byzantiniſche Kaiſerin Zoë[1], um alle ihre Kräfte gegen die Bulgaren wenden zu können, ſich in einem beſonderen Vertrage zu beträchtlicher Tributzahlung an den Ibn Korhob verpflichtete; Anfang 304 (Aug. 916) erhoben ſich die Berbern gegen den Emír, nahmen ihn gefangen und ſchickten ihn dem Machdi, der ihn grauſam hinrichten ließ. Gleichzeitig entſandte er einige ſtarke Abtheilungen der Kitáma, die auf der unglücklichen Inſel nach Gewohnheit wütheten und ſie für eine Weile der fatimidiſchen Herrſchaft zurückgewannen (304 = 917). Sie bildete nun von Neuem eine willkommene Operationsbaſis für verheerende Raubzüge in Unteritalien, die zwiſchen 306 und 318 (918 — 930) auf Obeidallahs Befehl vorgenommen wurden. Meiſt von ſlaviſchen Sklaven, die grade um dieſe Zeit in allen muslimiſchen Ländern, beſonders aber im Weſten, immer häufiger wurden: denn ihr gemeinſamer Anſturm gegen die Balkanhalbinſel verhinderte Serben, Kroaten und wie ſie alle hießen, keineswegs ſich auch untereinander zu bekriegen und ihre Gefangenen fleißig an die Ungläubigen zu verkaufen, deren ſchnelle Piratenſchiffe in den Häfen der Adria natürlich auch einen ſchwunghaften Sklavenhandel zu vermitteln geeignet waren. In Spanien werden wir dieſe Slaven ſpäter eine politiſche Rolle ſpielen ſehen; die Fatimiden gebrauchten ſie vorzüglich zur Bemannung ihrer Kreuzer, auf welchen die kriegeriſchen und guter Beute keineswegs abgeneigten Menſchen vortreffliche Dienſte leiſteten. Endlich ließ der Machdi, wie früher Ibn Korhob, ſich zu einem Vertrage bereit finden, welcher dem Kaiſer Romanus den Frieden, natürlich gegen Tributzahlung, bewilligte; aber nun warf er ſeine Räuberflotten an die Küſten des liguriſchen Meeres. Kurz vor ſeinem Tode (Anfang 322 = 934) entſandte er eine Expedition nach Genua, welche die Umgegend der Stadt plünderte, und im folgenden Jahre (323 = 935) ward von den frechen Piraten gar der eben aufblühende Ort ſelbſt erſtürmt, ein großes Blutbad unter den männlichen Einwohnern angerichtet, Frauen und Kinder zu Tauſenden ſammt unermeßlicher Beute fortgeſchleppt, und auf dem Rückwege noch Corſica und Sardinien übel mitgenommen. Dann freilich ſetzten die beginnenden inneren Schwierigkeiten des Fatimidenreiches dieſen Raubzügen vorläufig ein Ziel.

---

[1] Vgl. Hertzberg, Geſch. d. Byz. (Nr. 59 dieſer Sammlung), S. 161.

Das waren aber nur die Nebenvergnügungen des Machdi, über welchen er ſeine Hauptaufgabe keinen Augenblick vernachläſſigte. Schon im J. 304 (916/7) war Barka wiedergenommen worden, und 306 (919) ging der Thronfolger Abu'l-Káßim mit einem neuen Heere von Kitáma, anderen Berbern und Arabern nach dem Oſten ab; den 8. Sſafar 307 (10. Juli 919) wurde Alexandrien erobert und geplündert, dann die Hälfte des Landes weſtlich des Nil bis Uſchmunein hinauf beſetzt. Der abbaſſidiſche Statthalter war eben geſtorben; der als ſein Nachfolger von Neuem erſcheinende Tekín beſtand ein günſtiges Gefecht bei Foſtát, und gleichzeitig ward die nachgeſandte afrikaniſche Flotte bei Raſchíd (Roſette) von Schiffen aus Tarſus, welche auf Befehl des Emír el-omará nach Aegypten geeilt waren, mit geworfenen Naphthabränden angezündet und größtentheils vernichtet (Schauwál 307 = Febr. — März 920). Der vermuthlich auf Obeidallahs Befehl in demſelben Jahre 307 (919/20) unternommene Angriff der Karmaten auf Baßra (S. 604) ſtellte doch nur eine vorübergehende Diverſion dar; im Moharram 308 (Mai — Juni 920) traf der Emír el-omará Múnis ſelbſt mit friſchen Mannſchaften in Aegypten ein, und nach weiteren Truppenſendungen aus dem Irák gelang es im Laufe des J. 308 (920/1), den Abu'l-Káßim in einer Reihe von Kämpfen langſam aus dem Lande zu drängen. Barka wurde diesmal aber beſetzt gehalten; von da traf der Prinz am 1. Redſcheb 309 (5. Nov. 921) wieder in der Reſidenz des Machdi ein.

Er fand ſie an einem anderen Orte. Ungern behält eine neue Dynaſtie des Orients den Sitz ihrer Vorgängerin bei; die Bewohner der alten Hauptſtadt pflegen mit unbequemer Treue an der geſtürzten Herrſcherfamilie zu hängen. Die Abbaſſiden hatten ſich Bagdad gebaut, die Aglabiden Rakkáda;

Obeidallah gründete (300 oder 303 = 912/3 od. 915/6) nicht weit vom alten Thapſus El-Machdija „die Machdiſtadt". Im J. 308 (920/1) konnte er ſeinen Einzug in den fertiggebauten Ort halten, deſſen Lage am Meere ihn zur Reſidenz eines Fürſten in der That geeignet machte, der gleichzeitig auf Sicilien und Aegypten ſein Auge zu halten geſonnen war. Aegypten freilich ſollte jetzt ein Dutzend Jahre von neuen Einfällen verſchont bleiben. Obeidallah mochte ſich überzeugt haben, daß abgewartet werden müſſe, bis das neue Reich einer ſtärkeren Kraftentwicklung fähig ſei; ſo bemühte er ſich die nächſten Jahre hindurch, in den Raubzügen zur See ſeine Flotte zu üben und ſeine Schätze zu mehren, gleichzeitig aber durch Maßála jene Verſtärkung der fatimidiſchen Macht im Weſten herbeiführen zu laſſen, deren bereits (S. 610) gedacht worden iſt. So gut aber der Fürſt der Miknáßa hier ſeine Pflicht that, es blieben Elemente genug zurück, die in geſchickten Händen zu gefährlichen Waffen gegen den Machdi werden konnten. Dieſer war genau unterrichtet: als Maßála 312 (924) in einem Feldzuge gegen die ſtets unruhigen Senáta fiel, wurden ſofort Maßregeln getroffen, den Fortfall ſeines perſönlichen Einfluſſes möglichſt anderweitig zu erſetzen. Im weſtlichen Sáb ward eine neue Feſtung Mohammedija (jetzt Mßila) als Hauptquartier des Statthalters des Magrib gebaut, und der Poſten Maßálas ſeinem bisherigen Unterfeldherrn Ibn Abi'l-Áfija (S. 610) übertragen. In der That ſchien auch dieſer Miknáßahäuptling ſich zu bewähren. Als im J. 313 (925) ein Idrißide ſich in Fes erhob und binnen Kurzem ſolchen Anhang fand, daß er den Statthalter in einer Schlacht beſiegen konnte, wußte dieſer ſchon 314 (926), allerdings durch Verrath, die Wiedereinnahme der Stadt und den Tod des Gegners herbeizuführen; und während ein Zug des Thronfolgers Abu'l-Káßim durch einen Theil des Weſtens (315—6 = 927—8) keine erheblichen Reſultate aufzuweiſen hatte, brachte Ibn Abi'l-Áfija es bis 319 (931) dahin, daß er mit Ausnahme von Ceuta, welches einige Idrißiden noch vertheidigten, Herr des ganzen Magrib war. Grade dies ſcheinbar den Fatimiden ſo günſtige Verhältniß aber ſollte gegen das Ende von Obeidallahs Leben zu bedenklichen Verwicklungen führen. Denn übel mußte es der erſte der ſpaniſchen Chalifen von Córdova, der gewaltige Abderrachmán III., vermerken, daß jetzt dicht an den Thoren ſeines Reiches ſtatt des ungeordneten Haufens machtloſer idrißidiſcher Kleinſtaaten der einflußreiche Vertreter eines emporſtrebenden Geſchlechtes rückſichtsloſeſten Charakters ſtand. Schon ſeit dem Aufkommen der Fatimiden hatte Abderrachmán hier argwöhniſch Wache gehalten und im J. 305 (917/8) dem kleinen Dynaſten von Nakúr an der afrikaniſchen Nordküſte, welchen Maßála vertrieben hatte, die Mittel gewährt, den Ort von Neuem in Beſitz zu nehmen, ja 314 (926) hatten Truppen des Omaijaden ſelbſt in Melilla ſich feſtgeſetzt — einer Feſtung, die bekanntlich heute wiederum den Spaniern als Vorpoſten in Afrika dient. Als nun Ibn Abi'l-Áfijas Fortſchritte im Magrib immer bedrohlicher zu werden ſchienen, legte Abderrachmán kurzer Hand eine Garniſon nach Ceuta, welche die Idrißiden hinausdrängte. Ibn Abi'l-Áfija hatte keine perſönliche Anhänglichkeit an die Fatimiden; der mächtige Beherrſcher Spaniens, der in Ceuta jeden Augenblick ein großes Heer ausſchiffen konnte, flößte ihm mehr Reſpect ein, als der beinahe zweihundert deutſche Meilen von Fes reſidirende Machdi; alſo erklärte er ſich 319 (931) als Lehnsmann des Omaijaden. Zwar erlitt er gegen den Statthalter von Táhert eine Niederlage und mußte für den Augenblick Fes räumen (321 = 933); indeß verließ das ſiegreiche Heer das Magrib zu früh, und ſchon 323 (935) finden wir Ibn Abi'l-Áfija wieder als Herren des Weſtens. Nun waren alle dieſe Ereigniſſe nicht der Art, daß ſie dem Hofe von Machdija ernſtliche Beſorgniſſe hätten einflößen können; aber mit Obeidallahs Tode änderte ſich das.

Es war in der Nacht des 14. Rabí I 322 (3/4 März 934), als der Mann, der es vom Haupte einer geheimen Secte zum Herrſcher eines großen Reiches gebracht hatte, ſeinen letzten Athemzug that. Auf krummen Wegen und durch gewiſſenloſe Anwendung der verwerflichſten Mittel hatte er ein ſo hohes Ziel erreicht, dann — man darf es nicht läugnen — durch Begabung, Energie und Treuloſigkeit auf der ſchwindelnden Höhe ſich tüchtig gehalten; es fragte ſich, ob der Staat, den er geſchaffen, das Ende ſeines Gründers überdauern würde. Denn ſo ſicher auch die Rechnung auf Dummheit und Aberglauben der Menſchen zu ſein pflegt: mit Genugthuung ſieht der, welcher in dieſer Welt die Spuren einer höheren Ordnung finden möchte, daß ſolche Rechnung doch ab und zu ein großes Loch hat. Obeidallah hatte ſeine Erfolge als Machdi, das heißt als der Heiland errungen, der berufen war, den Gottloſen ein Ende zu machen, das Reich Gottes auf Erden zu bauen. So langte er lebte — und als Machdi brauchte er ja nicht zu ſterben — konnte man gläubig auf die Zukunft jener Verheißung harren; aber nun endete er, der mit ſolchen Anſprüchen aufgetreten war, ohne ſie gerechtfertigt zu haben. Im Laufe der Zeit halfen die Fatimiden ſich mit einer allmählichen Umbildung des Dogmas, nach welcher der letzte Nátik, der eigentliche Machdi, noch zu erwarten blieb; für den Augenblick aber durfte man ſich nicht wundern, wenn gleich 322 (934) ein „falſcher“ Machdi in Tripolis auftrat, und 323 (935), nachdem eben die zweite Expedition nach Genua (S. 612) abgegangen war, abgeſehen vom Ibn Abi'l-Áfija in Fes auch Táhert wieder in vollem Aufſtande ſich befand. El-Káïm bi-emri 'lláh, „der Gottes Befehl Nachkommende“ nannte ſich Obeidallahs Sohn und Erbe Abu'l-Káßim — Beinamen wie die Abbaſſiden mußten ihre Concurrenten natürlich auch haben —; verſteht man das Káïm in ſeiner urſprünglichen Bedeutung „der Stehende“, ſo hat er den Namen wohl verdient, denn es iſt die Standhaftigkeit dieſes wenn nicht oft glücklichen ſo doch tapferen und zähen Kriegers (reg. 322—334 = 934—946), welche das afrikaniſche Chalifat gerettet hat. Zuerſt ſahen die Dinge nicht ſo ängſtlich aus. Wenn auch Káïms Feldherr Meißúr den Ibn Abi'l-Áfija 323 (935) in Fes vergeblich belagerte, ſo wußte er doch 324 (936) es durch geſchickte Verhandlungen dahin zu bringen, daß er mit den

Bewohnern der großen Stadt ein gütliches Abkommen ſchloß, welches jenen fallen ließ. Mit der ihm gebliebenen Mannſchaft vermochte Ibn Abi'l-Áfija dem Meißúr nicht den Sieg abzugewinnen und ſah ſich nach der Niederlage gezwungen über den Atlas in die Wüſte zu flüchten; ſpäter ſuchte er im Geheimen an verſchiedenen Orten gegen die Fatimiden weiter zu wühlen, ſtarb aber bereits 327 (938/9). Seine Beſitzungen gab man (325 = 937) kluger Weiſe den Idrißiden, die im Magrib noch zahlreiche Anhänger hatten und ſeit der Beſetzung von Ceuta durch die ſpaniſchen Truppen mit den Omaijaden zerfallen waren. Auf dem Rückwege von Fes unterwarf Meißúr auch Táhert wieder (324 = 936), und ſo wenig befand ſich Káïm in Sorgen um die Stimmung unter den Berbern, daß er in demſelben Jahre einen dritten Feldzug gegen Aegypten durch ſeinen Freigelaſſenen Seidán ausführen ließ. Hier ſchienen die Verhältniſſe in der That einen raſchen Erfolg zu verſprechen. Die fortgeſetzten Erſchütterungen der Karmatenkriege und die heilloſe Emiratswirthſchaft hatten das Chalifat des kümmerlichen Móktadir an den Rand des Abgrundes gebracht; Mohammed, der Sohn des Togdſch, war eben erſt nach vielen Reibungen in den Beſitz der Statthalterſchaft von Syrien und Aegypten gelangt. Aber er war ein anderer Mann, als ſeine Vorgänger: ſo konnte es dem Seidán zwar gelingen, Alexandrien für den Augenblick zu beſetzen, aber raſch wurde er von dem überlegenen Gegner gezwungen, es wieder zu räumen und den Rückmarſch anzutreten. Káïm beſchloß, größere Maſſen gegen Mohammed, den Ichſchid, wie er von 327 (939) ab genannt wurde (S. 566), aufzubieten; zu ſeinem Glück waren ſie noch nicht fort, als plötzlich der Sturm losbrach, der ſich lange im Stillen vorbereitet hatte. Abu Jeſid Machlad war ein Mann von den Senáta, der ſich, wie noch manche unter den Berbern, zu den alten charidſchitiſchen Lehren (vgl. S. 447) bekannte. Schon unter Obeidallah hatte er in den ſchwer zugänglichen Gebieten des Aurásgebirges, wo ebenfalls noch zahlreiche Charidſchiten hauſten, gegen den Machdi gepredigt; mit immer wachſendem Erfolge, ſeit deſſen Tod ſeine ſchlechte Meinung von dem Betrüger zu beſtätigen ſchien. Es war ihm günſtig, daß 325 (937) in Sicilien gegen den willkürlichen und grauſamen Statthalter Sſálim Ibn Raſchid eine Empörung ausbrach. Sie vermochte auch der von Káïm abgeſandte Chalil Ibn Ißchák trotz ſeiner Rückſichtsloſigkeit und Wildheit erſt nach dreijährigen erbitterten Kämpfen in Strömen Blutes zu ſtillen, deren Schrecken ſelbſt die ſonſt für dergleichen recht unempfindlichen Nerven der arabiſchen Geſchichtſchreiber in Erregung verſetzt (329 = 940); kurz darauf war die Verſchwörung in Afrika reif. Im J. 332 (943/4) brach Abu Jeſid mit den Stämmen des Aurás aus dem Gebirge hervor und ſeine Mannſchaften, überall durch Zuzug von unzufriedenen und irre gewordenen Berbern verſtärkt, ergoſſen ſich über die Gegenden des Oſtens. Der „Mann auf dem Eſel", wie man ihn nach ſeinem Reitthiere nannte, war damals bereits 60 Jahre alt und durch ſein langes und gefahrvolles Verſchwörerleben zu einem entſetzlichen Fanatiker ausgebildet, deſſen aller Menſchlichkeit Hohn ſprechende Befehle von den wilden Kabylen in der Ausführung wo möglich überboten wurden. Er ging grades Wegs auf den Sitz des Chalifen los: El-Urbus[1], Bédſcha, Túnis wurden genommen und unter unſäglichem Wüthen gegen die Bevölkerung verwüſtet; eine Schlappe gegen die Truppen des Chalifen veranlaßte ihn nur, wieder nach Süden auszubiegen, und nun (333 = 944) mit Rakkáda und Keirowán in gleich greulicher Weiſe zu verfahren. Darauf ſchlug und tödtete er den Meißúr, der ſich zwiſchen Rakkáda und Machdija ihm entgegenſtellte, nahm Sſúßa, wo die früheren Scheußlichkeiten ſich noch ärger wiederholten, und belagerte nun Káïm ſelbſt in Machdija. Faſt ein Jahr währte die Einſchließung der Stadt, welche der Chalife und die Kitáma-Garniſon mit der größten Standhaftigkeit gegen die wüthendſten Angriffe vertheidigten, während ihre Boten unter den noch im Sáb hauſenden Kitáma und den um das heutige Algier wohnenden Sſanhádſchagruppen lange Zeit vergeblich um Hilfe warben: auch dieſe Stämme mochte der Tod des Machdi in ihren Ueberzeugungen wankend gemacht haben. Endlich fingen die Kitáma an ſich in Bewegung zu ſetzen, wurden aber bei Conſtantine geſchlagen; dagegen glückte es dem Sſanhádſchahäuptling Siri, einen Zug Lebensmittel nach Machdija hineinzubringen. Dieſer rettete die Stadt. Die Umgegend war ausgeraubt, die Verpflegung wurde täglich ſchwieriger; ſo bekamen die Belagerer das Ding ſatt. Dazu war Abu Jeſíd übermüthig geworden, und fing an, den Berbern mißliebig zu werden; ſo verlief ſich ein Stamm nach dem andern, und Anfang 334 (945) mußte die Belagerung aufhoben werden. Der Aufſtand war damit noch nicht zu Ende; Abu Jeſíd änderte ſeine Haltung gegen die Berbern, neuer Zuzug erlaubte ihm, noch einmal angriffsweiſe vorzugehen. Aber der entſcheidende Moment war verſäumt, ein Kitámaheer, welches von Weſten anrückte, erlitt zwar noch eine Niederlage, doch langſam fingen die Truppen des Chalifen an Boden zu gewinnen. Mit einer letzten Anſtrengung warf der Rebell ſich nochmals auf Sſúßa, deſſen Vertheidigung wiederum Káïm ſelbſt zu leiten unternahm. Während der Belagerung ſtarb der Chalife am 13. Schauwál 334 (18. Mai 946), erſt 54 oder 55 Jahre alt, aber durch die furchtbaren Anſtrengungen des letzten Jahres erſchöpft. Abu Táhir Isma'íl, ſein Sohn und Nachfolger (334 — 341 = 946 — 953), verband mit großer kriegeriſcher Tüchtigkeit und Energie eine Milde, die in ſeinem Geſchlechte ſelten war, Eigenſchaften, die ihn zur Beendigung eines ſo ſchweren Bürgerkrieges vor Allen geſchickt machten. Er verheimlichte zunächſt, die Haltung der Truppen nicht zu ſchädigen, ſeines Vaters Tod; in einem glücklichen Ausfall ſchlug er den Abu Jeſíd, daß er eilends den Rückzug antreten mußte, und nun war es mit dem gefährlichen Empörer vorbei. Die meiſten ſeiner Anhänger verließen ihn, Keirowán ſchloß ihm die Thore. Isma'íl, der ihm auf dem Fuße folgte, wußte durch Freundlichkeit und Nachſicht die geängſtigte Bevölkerung zu gewinnen; ein Verſuch des Abu Jeſíd, durch hinterliſtigen Bruch eines eben bewilligten Waffenſtillſtandes einen neuen Sieg zu gewinnen, ſcheiterte an der Geiſtesgegenwart und Tapferkeit des Fatimiden, und ſo mußte Jener ſich entſchließen, nach dem Weſten zu fliehen. Bis Anfang 336 (Mitte 947) dauerten die Verſuche des hartnäckigen Fanatikers, neue Unruhen zu ſtiften und ſich der Verfolgung zu erwehren; endlich aber ward ſein letzter Zufluchtsort im Gebirge erſtürmt und er ſelbſt tödtlich verwundet. Mit ſeinem Ende war der vierjährige Krieg aus. Der Omaijade Abderrachmán hatte freilich die Verlegenheiten ſeines Nebenbuhlers benutzt, ſeinen bewährten General Ibn Tomlos über die Straße von Gibraltar zu ſchicken und durch ihn die Senáta um Táhert aufhetzen zu laſſen; als aber nach gewonnenem Siege Isma'íl gen Weſten vorrückte, beeilten dieſe ſich, ihre Unterwerfung anzuzeigen, und mit Recht durfte der Fatimide bei der Rückkehr nach Keirowán, indem er den Tod ſeines Vaters bekannt machte und officiell von der Herrſchaft Beſitz ergriff, ſich den Namen El-Manßúr „der Siegbegabte" beilegen. Allerdings blieb das Magrib nach wie vor unſicher: die Idrißiden, welche bis dahin treu zu den Fatimiden gehalten, wandten ſich jetzt, durch perſönliche Stimmungen beeinflußt, wieder dem Abderrachmán zu (337 = 948/9), und ſofort fielen auch die Senáta von Táhert von Neuem ab. Aber der ſpaniſche Chalife wollte die Idrißiden zu größerer Unterwürfigkeit zwingen, als ihnen paßte, und andererſeits ließ ein Theilſtamm der Senáta ſich für Manßúr gewinnen und gegen die eigenen Landsleute ausſpielen, ſo daß man Ernſtes auch auf dieſer Seite nicht mehr zu fürchten hatte. Selbſt in Sicilien, wo nach der Unterdrückung des großen Aufſtandes immer noch nicht Alles in Ordnung war, kehrte jetzt endlich Ruhe ein: Haßan Ibn Alí, ein Araber vom Stamme Kelb, den Manßúr Ende 336 oder Anfang 337 (948) hinübergeſchickt hatte, wußte durch eine ſeltene Miſchung von Klugheit und Feſtigkeit ſich bald eine Anerkennung zu ſchaffen, wie ſie beinahe ſeit Eroberung der Inſel Niemand dort genoſſen hatte. Unter ihm, welcher den Fatimiden jede Sorge um den unbequemen Beſitz nahm, kam Sicilien in eine thatſächliche Unabhängigkeit von Afrika, die uns geſtattet, die Verfolgung ſeiner weiteren Schickſale an dieſer Stelle zunächſt aufzugeben.

---

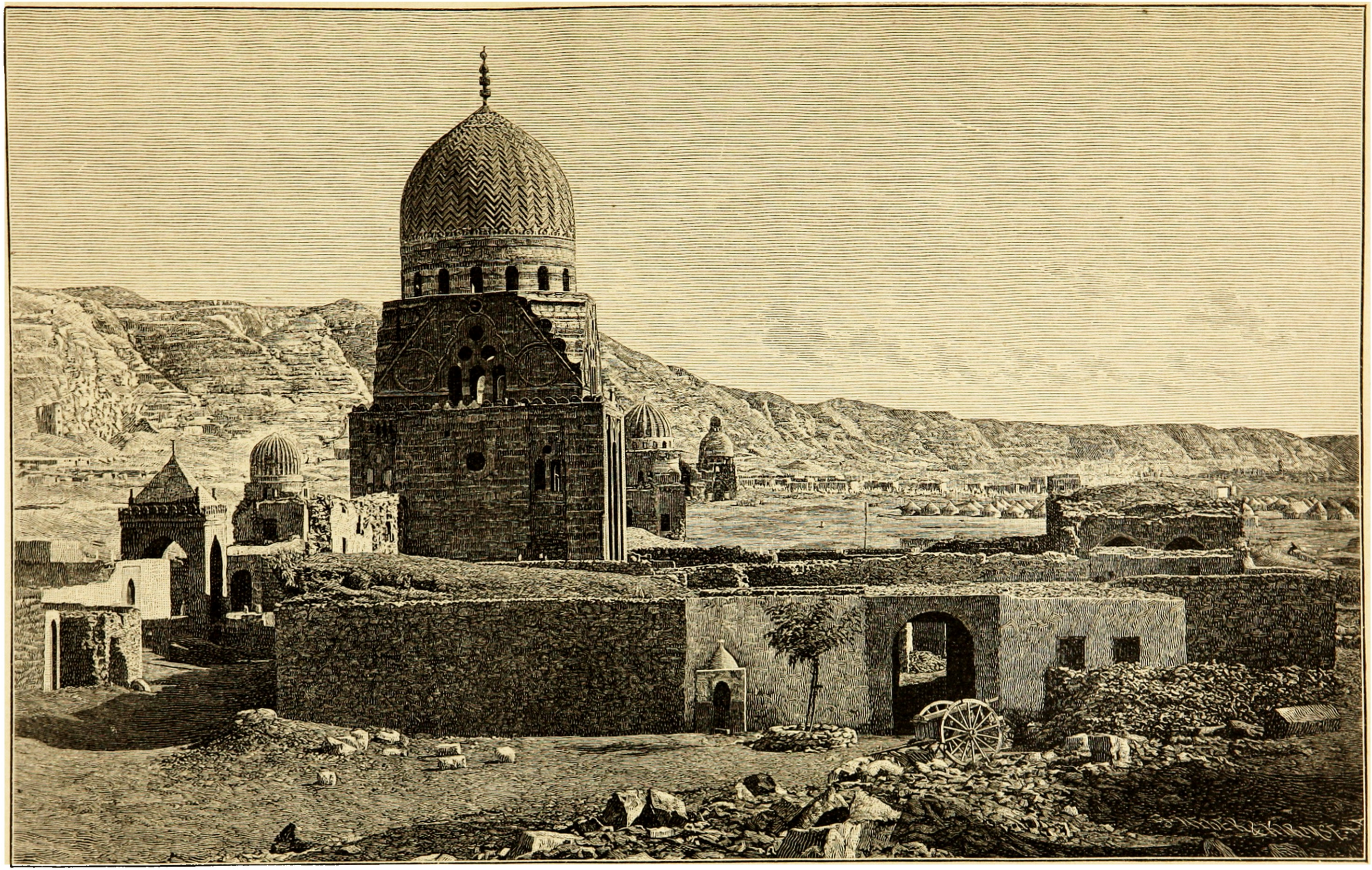
[1] Verderbt aus dem Laribus der Alten, das ſeinerſeits phöniziſchen Urſprungs iſt.

Manßúrs Chalifat ſollte ein vorzeitiges Ende finden: an einer zufälligen Erkältung erkrankt, ſtarb er den 28. Schauwál 341 (18. März 953). Unter ſeinem Sohne Abu Temím Ma'add, genannt El-Mo'iſ[1]), (reg. 341—365 = 953—975), ſchien ſich anfangs der weſtliche Horizont wieder zu verfinſtern. Allerdings ſchloſſen die wankelmüthigen Senáta von Táhert ſich einmal wieder den Fatimiden an, weil eine Verordnung des Omaijaden Abderrachmán ihnen mißfallen hatte; aber eben dieſer mächtige Fürſt ſchien jetzt Miene zu machen, den eigentlichen Sitz des afrikaniſchen Chalifates anzugreifen. Er hatte ein Schiff des Mo'iſ kapern laſſen, und in demſelben waren Dokumente gefunden worden, die auf feindſelige Abſichten des Fatimiden zu deuten ſchienen; als nun der ſiciliſche Emír Haßan auf das Geheiß ſeines Oberherren durch ſeine Schiffe die Gegend von Almeria plündern ließ, antwortete Abderrachmán mit einer Landung bei Sſúßa zu ähnlichem Zwecke (345 = 956/7), und bereitete gleichzeitig einen förmlichen Kriegszug nach Afrika vor. Aber Mo'iſ hatte Glück: grade jetzt gerieth der Chalife von Córdova in einen Krieg mit den ſpaniſchen Chriſten, der alle ſeine Kräfte auf der Halbinſel feſſelte. Eine ſchönere Gelegenheit, im Weſten einmal durchzugreifen, konnte man ſich nicht wünſchen. Im J. 347 (958) machte Dſchauher, ein Freigelaſſener, aber der bedeutendſte Feldherr, der je unter einem Fatimiden gedient hat, ſich mit einem großen Heere von Kitáma und Senáta, beſonders aber von Sſanhádſcha unter Siri, auf den Weg. Dieſer verdiente Häuptling ſtand ſeit der glücklichen Hilfsleiſtung für das belagerte Machdíja in der erſten Reihe der Anhänger des Chalifen; auch jetzt war er es, der nach einem von Dſchauher mit glänzender Thatkraft bis an den Ocean durchgeführten Feldzuge Fes erſtürmte (348 = 959) und damit die Unterwerfung des ganzen Magrib außer Tanger und Ceuta entſchied. Kurz darauf ſtarb der Omaijade Abderrachmán; ſein kaum weniger tüchtiger Nachfolger Hakam II. ließ zwar 351 (962) Ceuta ſtärker befeſtigen, konnte ſich aber einer zweiten Expedition Dſchauhers nach dem Magrib nicht widerſetzen. Sie dauerte faſt zwei Jahre (355 od. 356 — 357 od. 358 = 965/6 — 967/8): ihr Ergebniß war, daß Mo'iſ ſich nun endlich nach dieſer Seite ſicher genug fühlen konnte, um den ſeit dreißig Jahren ruhenden Plan der Eroberung Aegyptens wieder aufzunehmen.

---

[1]) Das i kurz zu ſprechen.

In Aegypten war es dem Ichſchid gegangen, wie einſt dem Achmed Ibn Tulún: er hatte keinen ſeiner würdigen Nachfolger gefunden. Freilich war Alles leidlich weiter gegangen, ſo lange ſein Freigelaſſener und Lieutenant Kafúr (S. 570 f.) lebte, der nach dem am 21. Dhu'l-Hiddſche 334 (24. Juli 946) erfolgten Tode ſeines Herren deſſen jugendliche Söhne in gänzlicher Abhängigkeit zu erhalten wußte, ja ſchließlich ſelbſt den Statthalter ſpielte; als aber auch der ſtarb (357 = 968) und ein elfjähriger Enkel des Ichſchid von den Emíren zum Oberhaupt gewählt wurde, riß wieder Unordnung jeder Art in Aegypten und Syrien ein. Der Weſír des unmündigen Herrſchers mißhandelte einen zum Islám übergetretenen Juden, Ja'kúb Ibn Killis, welcher ein höheres Amt inne gehabt hatte; der floh nun zu Mo'iſ und unterrichtete ihn von Allem, was für den beabſichtigten Zug von Wichtigkeit ſein konnte. Es wäre kaum nöthig geweſen, einen General wie Dſchauher an die Spitze des vierten und endlich erfolgreichen Unternehmens gegen Foſtát zu ſtellen. Als man in Kairo von dem Herannahen der fatimidiſchen Truppen, die am 14. Rabí I 358 (5. Febr. 969) die Reſidenz verlaſſen und am 18. Redſcheb (7. Juni) Barka erreicht hatten, Kunde erhielt, ſandten ohne Weiteres einflußreiche Männer Boten an Dſchauher,



Thal des Mokattam bei Cairo.

ihre Bereitwilligkeit zur Unterwerfung auszudrücken. Freilich beſtanden die Anhänger der Ichſchididen ſchließlich darauf, den Widerſtand zu verſuchen: aber nur unzureichende Mannſchaften folgten ihnen. Mit leichter Mühe brachen die Berbern am 11. Scha'abán (30. Juni) bei Giſe1) die Reihen der Gegner, und am 17. Scha'abán 358 (6. Juli 969) zog Dſchauher in die Stadt des Amr Ibn El-Áßi (S. 266) ein. Sein Lager ſchlug er daneben an der Stelle auf, wo heute Káiro ſteht: wie einſt der erſte muslimiſche Eroberer, ließ er es ſofort als Kern einer zukünftigen neuen Hauptſtadt abſtecken, welche den Namen El-Káhira „die Siegesſtadt" erhielt — man nannte ſie ſpäter gewöhnlich El-Káhirat El-Mo'iſije „das Káiro des Mo'iſ". Heute ſagt man vollſtändig Maßr2) El-Káhira, gewöhnlich kürzer Maßr2), nach dem uralten Namen des Landes, den ihm ſeine ſemitiſchen Nachbarn zu geben pflegten; Foſtát iſt daneben unter der Bezeichnung Alt-Káiro beſtehen geblieben.

Mit gewohnter Energie verfolgte Dſchauher den Sieg weiter. Während er ſelbſt in Káiro blieb, ſchickte er den größten Theil ſeines Heeres nach dem Norden weiter. Fatimidiſche Truppen waren es, die bei der Pilgerfahrt des Jahres 358 (969) in Mekka den Schutz der heiligen Bräuche übernahmen und das Gebet für den Mo'iſ verrichten ließen, und gleichzeitig drang unter dem Kitámaführer Dſchá'afar Ibn Fellách der Gewalthaufe in Syrien ein, wo noch ein Neffe des Ichſchíd, Haßan Ibn Obeidallah, zu beſiegen blieb. Er war bereits mit ſeinen Mannſchaften nach Aegypten unterwegs; bei Ramla in Paläſtina ſtießen die beiden Heere aufeinander. Haßan wurde beſiegt und gefangen genommen, dann im folgenden Jahre (359 = 969/70) Damaskus beſetzt und nach einigen Reibungen zwiſchen den immer ungeberdigen Berbern und den Einwohnern der Stadt ſchließlich beruhigt (Ende 359 = 970). Ueber Damaskus hinaus ſcheint Dſchá'afar nicht weit gekommen zu ſein. Himß gehörte damals zum Gebiete des Hamdaniden Sſá'ad ed-daula, der abwechſelnd mit ſeinen unbotmäßigen Emiren und den bereits in Antiochia feſtſitzenden Byzantinern ſich herumſchlagen mußte (vgl. S. 574 f.). Es war nicht räthlich, ſich in dieſe verworrenen Streitigkeiten zu miſchen, ſo lange das ſüdliche Syrien und Aegypten nicht ganz ſicher waren; und daran fehlte, wie ſich bald fühlbar machen ſollte, noch ein Erhebliches. Denn grade in dieſem Augenblicke geriethen die Fatimiden in Zwiſt mit ihren bisherigen Anhängern, den Karmaten. Wir erinnern uns daß ſeit Abu Táhirs Ende (S. 605) das merkwürdige Staatsweſen in Bachrein ziemlich ſich ſelbſt überlaſſen geblieben war, da grade in dieſem Augenblicke (332 = 944) Kaïm in Folge von Abu Jeſíds Aufſtand ſich in höchſter Bedrängniß befand. Der Regentſchaftsrath, welchen die Karmaten in Ermangelung eines von den Fatimiden ernannten Oberhauptes ſich geſetzt, hatte

---

1) Auch Gizeh geſchrieben, dem Ort, wo die berühmten Pyramiden ſtehen.

2) Urſprünglich Mißr (hebr. Mißrajim).

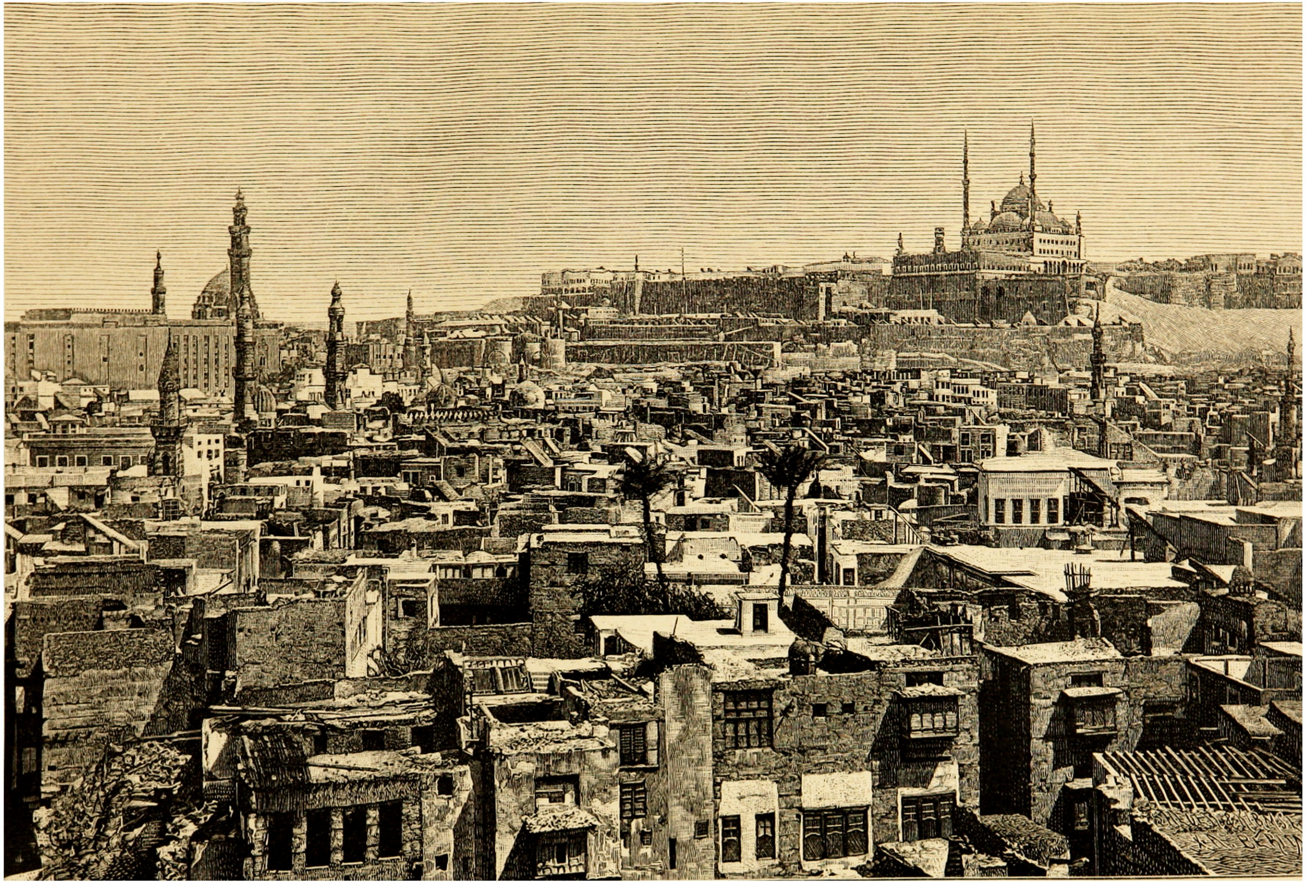
ungeſtört bis zu dem Augenblicke ſeines Amtes walten können, wo Mo'iſ den Dſchauher zur Eroberung Aegyptens ausſandte. Hier hatte man im Falle des Gelingens die Karmaten in unmittelbarer Nachbarſchaft, und für die Ausdehnung der fatimidiſchen Herrſchaft nach Syrien kam es möglicherweiſe auf ihre kräftige Mitwirkung an: ſo beſchloß Mo'iſ einen neuen Dáï an ihre Spitze zu ſtellen, auf den er ſich unter allen Umſtänden verlaſſen konnte. Die ismaelitiſche Organiſation beſtand ja in alter Straffheit fort, und er durfte um ſo beſtimmter auf die Fügſamkeit dieſes Elementes rechnen, als ja der im J. 339 (951) von Manßúr ertheilte Befehl, den ſchwarzen Stein nach Mekka zurückzuliefern, pünktlichem Gehorſam begegnet war (S. 605). Trotzdem ſteckte ein Fehler in der Rechnung Neben der ſtreng ismaelitiſchen Richtung war in den fünfundzwanzig Jahren ihrer Selbſtändigkeit unter den Männern von Lachßa eine andere aufgekommen, in welcher das alte Unabhängigkeitsgefühl der Araber ihren Ausdruck fand: als nun Mo'iſ den Sſabúr, einen Enkel des erſten Dáï Abu Sſa'îd, zum Häuptling der Karmaten ernannte, war eine Anzahl der übrigen Mitglieder der Familie und des Regentſchaftsrathes mit dieſer Wiedereinführung der Alleinherrſchaft nicht einverſtanden. Sie hatten die Mehrzahl auf ihrer Seite: Sſabúr ward ermordet (Ende 358 = 969), und wenn auch die Spaltung, welche hierdurch in der Gemeinde entſtand, allmählich die Macht des Karmatismus ſchwächen mußte, ſo war doch ſeine militäriſche Kraft augenblicklich noch ungebrochen in den Händen des nunmehr den Fatimiden gradezu abgeneigten Regentſchaftsrathes. Es bedurfte nur eines materiellen Streitpunktes, den Gegenſatz zu offener Feindſchaft zu ſteigern: er wurde durch die Eroberung Syriens geliefert. Wie die meiſten Emire, welche ſich innerhalb der Machtſphäre des Staates von Lachßa befanden, hatte auch der Ichſchidide Haßan Ibn Obeidallah die Sicherheit ſeines ſyriſchen Gebietes von den Karmaten durch einen beträchtlichen Tribut erkauft: der fiel mit dem Einmarſch des Dſchá'afar Ibn Fellách in Syrien weg. Da nun die trotzigen Araber des Bachrein nicht daran dachten, ſich eine ſo erhebliche Einnahme entgehen zu laſſen, ſo führte der Regentſchaftsrath im J. 359 (970) in Mekka das Gebet für den Abbaſſidenchalifen Mutí ein und ſchickte gleichzeitig eine Geſandtſchaft nach Bagdad, um dem Buweihidenſultan (S. 568f.) Bachtjár den Abſchluß eines Bündniſſes gegen die Fatimiden anzubieten. Allerdings waren die Buweihiden Schiiten, aber ſie glaubten ſo wenig wie die Aliden ſelbſt an die Echtheit der Anſprüche Obeidallahs und ſeiner Nachkommen: zudem mußte Bachtjár, der genug zu thun hatte, ſeine Herrſchaft über das Irák gegen ehrgeizige Mitglieder ſeiner Familie zu vertheidigen, es äußerſt bedenklich finden, wenn nun auch in Syrien und vielleicht bald in Meſopotamien ſtatt der ungefährlich gewordenen Hamdaniden und Ichſchididen eine ebenſo mächtige wie rückſichtsloſe neue Dynaſtie ſich feſtſetzte. Gern bewilligte er den Karmaten die gewünſchten Unterſtützungen an Geld und Waffen, und gegen das Ende des J. 360 (971) brach unter Haßan El-Á'aßam ein ſtarkes Heer aus Arabien über die Euphratlinie in das Gebiet von Damaskus ein. Dſchá'afar Ibn Fellách, welchen ſeine Erfolge übermüthig gemacht hatten, verachtete die Wüſtenräuber, bis ſie ihn mitſammt ſeinen Truppen in Stücke hieben (6. Dhu'l-Ká'ada 360 = 31. Aug. 971). Sie beſetzten die Stadt, ließen auch hier den Namen des Motí wieder in das Kanzelgebet aufnehmen, und marſchirten nach dem Süden weiter. Der tüchtige Dſchauher war vorſichtiger geweſen, als ſein leichtſinniger Unterfeldherr und hatte auf die erſte Nachricht von dem Angriffe der Karmaten Hilfstruppen nach Syrien geſchickt. Sie waren zu ſchwach, ſich den Feinden entgegenzuſtellen, und warfen ſich nach Joppe hinein; ſo war der Weg nach Aegypten frei. Allerdings hielt Á'aßam ſich bei der vergeblichen Belagerung von Joppe einige Zeit auf, dann aber ging er unter Zurücklaſſung von Einſchließungstruppen weiter, überfiel die Grenzfeſtung Kolſum (jetzt Suez) und ſtand zu Anfang 361 (Oct. — Nov. 971) bereits wenige Meilen von Kairo. Dſchauher hielt ſich eine Weile zurück, während er Verbindungen mit den Offizieren des Á'aßam anzuknüpfen ſuchte; es mochte darunter Ismaeliten geben, welche für die Weiſungen der Fatimiden, und Beduinen, welche für baares Geld empfänglich waren. So kam es, daß in mehrtägigem Kampfe am 3. Rabí I (24. Dec. 971) die Karmaten ſchließlich unterlagen und zur Räumung Aegyptens genöthigt wurden. Auch Joppe gelang es Dſchauhers Truppen noch zu entſetzen, bis Damaskus aber ſchien es unmöglich jetzt ſchon wieder vorzudringen; im Gegentheil nahm der Oberfeldherr die in Paläſtina ſtehenden Abtheilungen zurück, als ihm kund wurde, daß Á'aßam keineswegs geſonnen ſei, ſich bei der Niederlage zu beruhigen. Wirklich rückten die Karmaten bald wieder bis Ramla vor, zogen Verſtärkungen aus Arabien heran und ſchienen diesmal alle Kräfte anſpannen zu wollen, um eine Scharte auszuwetzen, die allerdings ihrem Anſehen außerhalb wie in Arabien ſelbſt leicht großen Abbruch thun konnte. Dſchauher begann ſeine Verantwortlichkeit allzu drückend zu empfinden; durch wiederholte Botſchaft lud er den Mo'iſ immer dringender ein, ſelbſt nach Aegypten zu kommen, wie das ja nach Allem, was uns über die Politik der Fatimiden früher klar geworden iſt (S. 607), ohnehin ſeinen Abſichten entſprechen mußte.

Freilich ſchien der Zeitpunkt aus anderen Rückſichten wenig paſſend. Der Abmarſch des zum großen Theil aus Kitáma-Berbern beſtehenden Heeres nach Aegypten war für die Erbfeinde der Fatimiden, die immer unruhigen Senáta im mittleren Magrib, das Signal zu neuen Erhebungen geworden (360 = 970/1). Zum Glück hatte Mo'iſ jetzt an Siri und ſeinen Sſanhádſcha zuverläſſige Helfer; allerdings fiel dieſer Häuptling in den wiederholten Kämpfen, die zur Unterdrückung des Aufſtandes geführt werden mußten (360 = 971), aber ſeinem Sohne Bolukkín gelang es, die Senáta aus ihren bisherigen Sitzen über den Atlas nach Sſidſchilmáßa zu treiben und im Laufe des Jahres 361 (971/2) den ganzen Weſten zu beruhigen, ſo daß nur das von ſpaniſchen Truppen noch beſetzte Ceuta dem fatimidiſchen Einfluſſe entzogen blieb. Gegen dieſen weiter ſich zu wehren, fanden auch die Idrißiden um Tanger keine Veranlaſſung (vgl. S. 617): ſie erkannten die Oberhoheit des Mo'iſ an. Freilich zogen ſie ſich dadurch die Angriffe des omaijadiſchen Heeres zu, welche ſie 362 (972/3) tapfer zurückwieſen, die aber 364 (974) ihre Gefangennahme und Ueberführung nach Córdova zur Folge hatten. Fielen dieſe letzteren Ereigniſſe nun auch einige Jahre ſpäter: nach Allem, was die Vergangenheit lehrte, konnte Mo'iſ kaum in Zweifel darüber ſein, daß es ſchwer möglich ſein werde, von Aegypten aus die Berbern in wirklicher Abhängigkeit zu erhalten. Trotzdem folgte er dem Rufe nach dem Oſten, wo es galt die in Frage geſtellte Macht des Ismaelitismus neu zu befeſtigen und an der Vernichtung des Abbaſſidenchalifates weiter zu arbeiten. Nur kam es darauf an, Weſtafrika feſten und zuverläſſigen Händen zu übergeben, damit dem neuen Sitze der Fatimiden niemals von dieſer Seite daſſelbe Schickſal drohe, welches ſie ſelbſt den früheren Herren Aegyptens bereitet hatten. Der Schwerpunkt der Kitáma-Berbern, die zum großen Theil mit nach Káiro übergeſiedelt waren, lag jetzt ebenfalls in den neuen Provinzen; von den übrigen Stämmen waren die Sſanhádſcha die kräftigſten, ihr Führer Bolukkin hatte ſoeben, wie früher ſein Vater, der Regierung die wichtigſten Dienſte geleiſtet: ſo erſah Mo'iſ dieſen zu ſeinem Statthalter. Er übergab ihm vorläufig die Bezirke vom Magrib bis an die kleine Syrte; ſpäter, im J. 367 (977/8), als die Fatimiden ſich immer tiefer in die ſyriſchen Händel einlaſſen mußten, wurde auch Tripolis hinzugefügt. Wie in Sicilien, ging auch hier die Würde des Statthalters vom Vater auf den Sohn über, ohne daß man in Káiro in der Regel mehr als eine formale Anerkennung des Lehnsverhältniſſes forderte. So beginnt mit Bolukkin die erſte berberiſche Dynaſtie der Siriden, deren Geſchichte uns in der letzten Abtheilung dieſes Werkes noch weiter beſchäftigen wird.

Am 22. Dhu'l-Hiddſche 361 (4. Oct. 972) hatte der Chalife Bolukkin in ſein hohes Amt eingeführt, am 10. Rabí I 362 (19. Dec. 972) verließ er ſelbſt Kábis (Gabes), die letzte größere Stadt der Provinz Afrika, am 23. oder 25. Scha'abán (29. 31. Mai 973) betrat er Alexandrien, kam am 2. Ramadán (6. Juni) in Giſe an und hielt am 5. (9.) deſſelben Monats[1]) ſeinen feierlichen Einzug in das „Káiro des Mo'iſ". Er konnte zufrieden ſein mit dem, was Dſchauher in der neuen Stadt geleiſtet. Außer den nothwendigen Bauten für Heer und Behörden war eine große Moſchee bereits in Angriff genommen, die als El-Aſhar „die Glänzende" heute noch zwar wegen der Einfachheit ihres Baues keine große Sehenswürdigkeit, aber trotzdem eine der größten Berühmtheiten des Islâms bildet. Denn die von Mo'iſ' Nachfolger El-Aſiſ im J. 378 (988/9) ihr gegebene Beſtimmung, als Lehrſtätte für Geiſtliche und Richter zu dienen, hat ſie bis auf dieſen Tag beibehalten, ja bei dem großen Einfluſſe, welchen die Kairiner Gelehrten auf

---

1) Nach Anderen 7. oder 8. Ramadán = 11. oder 12. Juni.



Anſicht von Kairo.

weite Kreiſe des mohammedaniſchen Orientes ausüben, ſtellt ſie jetzt wie früher eins der Hauptcentren des islamiſchen Geiſtes dar. Damals natürlich diente ſie, wie ſeit der am 15. Rabí II 359 (25. Febr. 970) erfolgten Beſitzergreifung Dſchauhers die Tulunidenmoſchee in Foſtát, dem Gottesdienſte des ſchiitiſchen Ritus, welcher hier, wie früher in Weſtafrika, als Staatsreligion ſelbſtverſtändlich eingeführt wurde. Nicht als ob es verboten geweſen wäre, ſich als Sſunnit zu bekennen — ſofern das im Stillen und ohne Verletzung der Allerhöchſten religiöſen Gefühle ſtattfand — aber ſcheel angeſehen wurden die Anhänger der alten Orthodoxie von den Officieren, Beamten und insbeſondere den Berbern doch. Große Fortſchritte freilich hat trotzdem der Schiitismus in dem durch und durch ſſunnitiſchen Lande nicht gemacht, und obwohl es über zweihundert Jahre unter fatimidiſcher Herrſchaft geſtanden hat, iſt die Zahl der Schiiten in Káiro heute gerade ſo gering wie ſie vor der Ankunft Dſchauhers war. Mußte die neue Herrſchaft ſomit der Bevölkerung aus religiöſen Gründen widerwärtig ſein, ſo wurde ſie wegen der maßgebenden Rolle, welche die Berbern ſpielten, auch als Fremdherrſchaft empfunden. Aber man war in Aegypten nicht verwöhnt. Das Loos der Kopten blieb unter jedem Regiment daſſelbe; die waren glücklich, wenn ſie ihre Frohnarbeit wenigſtens ohne Gefahr für Leib und Leben weiter verrichten durften. Die Städter fühlten ſich als Araber, hatten aber wie überall ſo auch hier die alte kriegeriſche Schneide verloren. Aus den ewigen Bürgerkriegen zwiſchen den Emiren und der türkiſchen Soldateska brachten ſie eine tiefe Sehnſucht nach äußerer Ruhe mit und dachten, abgeſehen von gelegentlichen Schlägereien mit allzu eifrigen Schiiten, nicht daran zu revoltiren, ſo lange man ihnen geſtattete, in Frieden ihrem Gewerbe nachzugehen; dafür waren freilich auch nur wenige tauglich oder bereit, im Heere des Chalifen zu dienen. Beduinen gab es damals wie heute kaum außer den Steinwüſten zwiſchen dem Nil und dem Rothen Meere, auch ſie kamen in ihrer unzugänglichen Zurückgezogenheit für die Regierung in der Regel nicht in Betracht. So iſt es nicht erſtaunlich, daß unter den Fatimiden, wie früher unter der kürzeren Regierung des Ibn Tulún, das fruchtbare und gewerbfleißige (S. 472) Land raſch aufblühte und trotz ſeiner verhältnißmäßig geringen Bodenfläche[1]) für ſich und die Herrſcher eine Menge des Reichthums erzeugte, welche der Dynaſtie Halt und Kraft gab, weit über die eigenen Grenzen hinaus ihren Einfluß zu erſtrecken. Unſicher freilich blieb immer der Beſitz, den ſie in Syrien und Arabien erwerben konnte; die Umſtändlichkeit der ſtets gefährdeten Verbindung durch die ſchmale Landenge von Suez nach Aſien hinüber, die nicht umſonſt ſchon dem erſten Omar mißfallen hatte (oben S. 266), erſchwerte ſchnelles Eingreifen in jenen Provinzen und be-

---

1) Außer dem ſchmalen Nilthale iſt bekanntlich nur das Delta und das ſogenannte Faijúm (Oaſe des Moerisſees) culturfähig: und dieſe zuſammen machen nur 554 Quadratmeilen aus, weniger als den Umfang Belgiens (Ad. Erman, Aegypten und ägyptiſches Leben im Alterthum, Tübingen 1885, S. 31).

günſtigte die Verſuche der Byzantiner wie der meſopotamiſchen und arabiſchen Machthaber, die ägyptiſchen Chalifen nach dem Nil zurückzudrängen.

Das hatte man ſchon unmittelbar nach der Einnahme Syriens gelegentlich des Angriffes der Karmaten erfahren müſſen, und wie dieſer die nächſte Urſache der Ueberſiedelung des Mo’iſ nach Kairo geweſen war, ſo brachte das Jahr 363 (974) in der That die erwartete Wiederholung ihres Einfalles. Er geſchah, wie der langen Vorbereitung entſprach, mit ſtarken Kräften, welchen das Heer des Mo’iſ nicht gewachſen war; trotzdem ſich die Berbern gut wie immer ſchlugen und, wie es heißt, ſogar in dem erſten Gefechte die Oberhand behielten, glaubte der Chalife doch nicht Alles auf die Würfel einer großen Schlacht ſetzen zu dürfen; er zog ſich hinter die Mauern der Hauptſtadt zurück und verſuchte es abermals mit dem Spiel, das vor drei Jahren dem Dſchauher ſo vortrefflich geglückt war. Er fand die Beduinen vom Stamme Taij, welche den Karmaten Zuzug geleiſtet hatten, bereit, für eine erkleckliche Summe ihre Kameraden zu verrathen. In der That ergriffen ſie, als die Berbern ſich auf die Belagerer warfen,[1] ohne Weiteres die Flucht, und die Ueberraſchung und Verwirrung der Uebrigen brachte trotz der größten Tapferkeit ihres Anführers Á’aßam und ſeiner Umgebung dem Fatimiden einen vollſtändigen Sieg ein. Noch bevor die Reſte des zerſprengten Heeres Lachßa erreicht hatten, nahm die karmatiſche Herrſchaft über Syrien ebenfalls ein unerwartetes Ende. Die zwei Anführer der in dieſem Lande zurückgebliebenen Abtheilungen waren, vielleicht ſchon vor der Entſcheidung in Aegypten, in Zwiſt gerathen; dies benutzte der ſofort nach dem Norden abgegangene ägyptiſche General, einigte ſich mit demjenigen der Streitenden, welcher dem Obercommando der Karmaten abgeneigt war und ſeinen Gegner bereits geſchlagen und gefangen hatte, und brachte ſo Damaskus wieder in die Gewalt der Berbern. Nach Gewohnheit mißhandelten dieſe aber die Einwohner der Stadt, bis ſie verzweifelt zu den Waffen griffen, und es begann nun wieder ein Krieg Aller gegen Alle, der erſt Mitte 364 (975) von dem mit neuen Truppen aus Aegypten anrückenden Reiján, einem Eunuchen des Chalifen, geſtillt werden konnte. Aber gleich darauf (364 = 975) ward dieſer von einem Haufen türkiſcher Landsknechte unter Aftekin, einem Officier des Buweihiden Bachtjár, welcher mit ſeinem Herren im Irâk zerfallen war und ſich nun irgendwo ein Fürſtenthum ſuchte, wieder aus Damaskus vertrieben, und dort das Gebet für den Abbaſſidenchalifen Tâï verrichtet. Um ſich gegen die zu erwartenden Angriffe aus Aegypten zu decken, ſchloß Aftekin ein Bündniß mit den Byzantinern, welche ſoeben einen auf Tripolis vorgeſchobenen fatimidiſchen Heerhaufen zurückgedrängt und vor Beirut geſchlagen hatten; nicht allein dieſer Ort, ſondern ſchon Sſeida (Sidon) und damit die ganze Küſte bis auf die Höhe von Damaskus war ihnen in die Hände gefallen. Indeß hielten ſie es doch für unſicher, eine ſo weit nach Süden vorgeſchobene Stellung inne zu halten; als ſie auf Tripolis zurückgingen, brachte Reiján, der nach ſeiner Vertreibung aus Damaskus ſich mit den Reſten des von ihnen beſiegten Heeres vereinigt hatte, ihnen noch eine Niederlage bei und beraubte dadurch Aftekin des Vortheiles, welchen er ſich von dem Zuſammenwirken mit den Griechen verſprochen hatte. An eine Wiedereroberung von Damaskus war indeß vorläufig noch nicht zu denken.

---

[1] Die Daten bei Wüſtenfeld, Geſch. d. Fatimiden-Chalifen, S. 121f., nach denen der Einfall des Á’aßam in Aegypten erſt im Scha’abán, die Entſcheidungsſchlacht nach dem 1. Ramadán ſtattgefunden hätte, ſtimmen nicht zu der weiteren Angabe (S. 124), der zufolge die fatimidiſchen Truppen langſam hinter den fliehenden Karmaten hergingen und doch am 23. Ramadán vor Damaskus ſtanden. Noch weniger iſt es möglich, daß der Karmatenführer Abu’l-Munaddſcha Anfang deſſelben Monats die Schlacht vor Kairo mitmachte, und am 10. bereits wieder in Damaskus war (S. 122. 124). Die mir vorliegenden Texte ermöglichen mir nicht, die richtigen Daten herauszufinden; vielleicht löſt ſich die Hauptſchwierigkeit mit der oben angedeuteten Auffaſſung, daß Abu’l-Munaddſcha nicht erſt von dem flüchtigen Heere abcommandirt wurde, ſondern von Anfang in Syrien zurückgeblieben war.

Die Verwicklungen, welche aus dem Ineinandergreifen der Vormärſche türkiſcher oder arabiſcher Emire aus dem Oſten und Norden, byzantiniſcher Truppen aus dem Nordweſten, fatimidiſcher und karmatiſcher Heerhaufen aus dem Süden entſtehen mußten, werden aus dem Bisherigen einigermaßen anſchaulich ſein. Für die allgemeine Geſchichte des Islâms haben dieſe Wirren eine ſymptomatiſche Bedeutung, inſofern ſie die fortgeſetzte Auflöſung des abbaſſidiſchen Staates charakteriſiren und auf die nur durch die Zerſplitterung der islamiſchen Kräfte erklärlichen Erfolge der Kreuzfahrer vorbereiten. Aus dieſem Geſichtspunkte ſchien es zweckmäßig, den Anfängen der Fatimiden in Syrien eine auf das Einzelne gerichtete Aufmerkſamkeit zu ſchenken; für die Folge wird es nicht nothwendig ſein, mehr als die hauptſächlichſten Veränderungen auf dieſem Gebiete zu berühren, Veränderungen, welche der erſte ägyptiſche Chalife ſelbſt nicht mehr erleben ſollte. Im Rabî II des Jahres 365 (December 975) ſtarb Mo'iſſ in ſeiner Reſidenz, erſt 46 Jahre alt. Seinem Vater und Großvater unähnlich, hatte er kriegeriſche Tüchtigkeit für ſich ſelbſt kaum je in Anſpruch genommen, und doch war es ihm beſchieden geweſen, den alten Traum ſeiner Ahnen zu erfüllen, vor den Thoren der Abbaſſiden eine drohende Stellung und ein eigenes Reich ſich zu ſchaffen. Ein verſtändiger und kluger Fürſt, wußte er ſich die Leute auszuwählen, die zur Durchführung ſeiner Pläne tauglich waren, nicht minder aber auf dem für den Ismaeliten immer nicht ganz feſten Boden Aegyptens durch kluge Schonung der ſſunnitiſchen und chriſtlichen Elemente ſeiner Herrſchaft eine Stätte zu bereiten. Sein Sohn und Nachfolger Niſâr, genannt El-Aſiſ (365—386 = 975—996), hat das Werk ſeines Vaters im Ganzen in gleichem Sinne fortgeſetzt: iſt auch nicht zu bezweifeln, daß Beide die ismaelitiſchen Traditionen im Geheimen feſthielten, ſo waren ſie doch viel zu vorſichtig, um durch ſchroffe Hervorkehrung extremer Anſchauungen die Leute vor den Kopf zu ſtoßen. Solche Vorſicht war allerdings um ſo nothwendiger, als die Verhältniſſe ſchon den Aſîſ zwangen, die für ein größeres Staatsweſen doch unzureichenden Kräfte der Kitâma-Berbern beſonders im Hinblick auf die bedenklichen Verhältniſſe Syriens durch Anwerbung anderer Truppen zu ergänzen, welche zum größten Theile den ismaelitiſchen Anſchauungen wenigſtens zunächſt fremd gegenüberſtanden. Wie überall, war man auch in Aegypten zur Verſtärkung der Landestruppen auf Türken und Deilemiten angewieſen. Dieſe waren allerdings Schiiten, aber jene, die ſich in der Regel zum ſſunnitiſchen Ritus bekannten, erheblich in der Mehrzahl, und vielleicht eben ſo ſehr aus religiöſem wie aus nationalem Widerwillen ergab ſich bald ein ſchlechtes Verhältniß zwiſchen den neuen Truppen und den Berbern, deren Verſtimmung ſich unter Aſîſ ſelbſt ſchon in einem Aufſtande Luft machte (373 = 983/4). Daß es Türken waren, die ihn unterdrückten, konnte die Laune der Afrikaner nicht verbeſſern. Während aber die Fatimiden auf ſolche Weiſe früh genug anfingen, von dem allgemeinen Verfall des Oſtens ſich in Mitleidenſchaft ziehen zu laſſen, thaten ſie einſtweilen doch einen erheblichen Schritt zur Ausdehnung ihrer Macht in Syrien. Im J. 365 (976) ſuchte Aſîſ den alten Dſchauher, der in den letzten Jahren des Mo'iſ etwas auf die Seite geſchoben war, wieder hervor, den bedenklichen Krieg gegen Aftekîn zu beendigen. Der indeß rief die Karmaten zu Hilfe, Dſchauher mußte zurückgehen und wurde in Askalon belagert (366 = 976/7); Aftekîn aber war ſo anſtändig oder unweiſe, oder fürchtete ſich vor ſeinen karmatiſchen Bundesgenoſſen ſelber dermaßen, daß er ihm den Abzug geſtattete, gegen viele ſchöne Verſprechungen, von denen natürlich keine gehalten wurde. Aſîſ ging nun 367 (977) ſelbſt nach Syrien und ſoll die Verbündeten bei Ramla geſchlagen haben; ſehr großartig wird der Sieg nicht geweſen ſein, da er nachher den Aftekîn nur durch Verrath gefangen nahm und den Karmaten einen jährlichen Tribut von 20000 Goldſtücken bewilligte. Die freilich hörten damit auf, den Fatimiden furchtbar zu ſein. Der erklärte Feind der letzteren, Á'aßam, war ſeit 366 (976) nicht mehr; die meiſten Mitglieder des alten Regentſchaftsrathes, unter ihnen der letzte Bruder des Abu Tâhir, waren ebenfalls heimgegangen, die Mißerfolge der letzten Jahre konnten weder auf die Eintracht im Innern noch auf das Anſehen unter den Beduinen förderlich wirken. So hielten die neuen Führer, die jetzt aus anderen Mitgliedern der Familie Abu Sſa'îds gewählt waren, es für zweckmäßig, in die Pfade zurückzulenken, die in der beſten Zeit des Karmatismus zu ſo großen Erfolgen geführt hatten: ihre Schaaren wandten ſich von Neuem gegen die Abbaſſiden, will ſagen, die Buweihiden, und nahmen ihre Plünderungen der Pilgerkarawanen und des irâkiſchen Grenzlandes wieder auf. Aber ihre Zeit war vorüber; Mekka, wo jetzt eigene Stadthäupter aus den Scherifen, d. h. den Nachkommen des Propheten, die oberſte Autorität ausübten, war ihrem Einfluſſe entzogen, die Beduinen fügten ſich ihnen nicht mehr, brachten ihnen 378 (988/9) eine üble Niederlage bei und erhoben ſeitdem ihrerſeits den Pilgerzoll, für deſſen Erlegung jene in früheren Jahren die Wallfahrt wohl zu geſtatten pflegten. Als einfache Herren von Lachſa werden ſie 429 (1037/8) noch einmal erwähnt; dann hören wir nichts mehr von den Karmaten, die ſo lange der Schrecken dreier großer Länder geweſen waren.

Es war für die Fatimiden doch ein widerwärtiges Mißgeſchick, das ſie grade in dem Augenblicke ihres tauglichſten Werkzeuges beraubte, als ſie hoffen durften, mit ſeiner Hilfe den ganzen Oſten aus den Angeln zu heben. Auf die eignen und Aegyptens Kräfte allein angewieſen, kamen ſie über die Grenzen Syriens nicht hinaus, und der ismaelitiſche Geheimbund, deſſen Wirkſamkeit in allen Provinzen des Oſtens nur immer zunahm, entglitt ſchließlich ihren Händen und bildete ſich zu einer ſelbſtändigen Macht aus, welche an dem Schickſale der Nachkommen ſeines Gründers kein Intereſſe mehr nahm. Trotzdem iſt ihre Geſchichte von höherem Intereſſe, als die jener anderen Nebendynaſtien, welche ſich in raſchem Wechſel auf dem Boden des Abbaſſidenchalifates ablöſten, wegen der Zähigkeit, mit welcher ſie lange Zeit an den eigenthümlichen Traditionen ihres Geſchlechtes feſthielten, und der merkwürdigen Zwiſchenfälle, welche eben durch dieſe Traditionen hervorgerufen wurden. Die ſyriſchen Ereigniſſe freilich ſind nichts als eine ermüdende Folge von Unbotmäßigkeiten der damasceniſchen Statthalter, Einmiſchungsverſuchen erſt der Hamdaniden in die Verhältniſſe des Südens, dann beim Niedergang der Dynaſtie Sſeifeddaulas der fatimidiſchen Emire in die Bürgerkriege von Haleb. Der nicht eben ſehr glänzenden, aber klugen Politik des Aſîſ und ſeines einflußreichen Weſirs, jenes Ibn Killis, welcher dem Heere Dſchauhers den Weg nach Aegypten gewieſen hatte, gelang es allmählich, Damaskus etwas abhängiger von Kâiro zu machen, und wenn auch die Hamdaniden im letzten Augenblicke von dem Kaiſer Baſilius gedeckt wurden (oben S. 575), ſo konnte die formelle Anerkennung, die im J. 402 (1011/2) ihr Hausmeier und demnächſt Verdränger Lulu dem Chalifen Hâkim leiſtete, dieſen in die Einbildung wiegen, daß er wirklich über ganz Syrien gebiete. Die mannigfachen Grenzkriege mit den Byzantinern änderten an den beiderſeitigen Beſitzverhältniſſen auf die Dauer kaum etwas; Antiochia blieb eben ſchließlich immer griechiſch, Hamât, Himß, Haleb und Damaskus arabiſch, wenngleich die Emire, vorzüglich die im Gebiete der beiden letztgenannten Städte commandirenden, oft genug wenig nach dem Oberherrn in Kâiro fragten. Ab und zu vermochte doch ein tüchtiger General die Autorität der Fatimiden nachdrücklich zur Geltung zu bringen, wie der Türke Anuſchtekîn Diſbiri, der 429 (1038) Haleb dem Emiratsgeſchlechte der Mirdaßiden noch einmal abnahm und für einen Augenblick ſogar den Anſchluß einiger meſopotamiſcher Städte bewirkte. Es waren kräftigere Arme, als die ſyriſcher Kleinfürſten, welche die Aegypter ſchießlich aus dieſem Lande hinauswarfen. Längſt waren im Irâk und den perſiſchen Provinzen die buweihidiſchen Sultane dabei, in unaufhörlichen Familienzwiſten und Bürgerkriegen ſich aufzureiben, und ſtellten in Folge deſſen kaum mehr als Spielbälle ihrer türkiſchen und deilemitiſchen Truppen dar, grade wie einſt die Abbaſſidenchalifen Muſta'în und Mo'tâſ.

Da nahten gegen die Mitte des fünften (elften) Jahrhunderts neue Türkenſchaaren aus dem Oſten, mit den faſt in Atome zerſplitterten Kleinſtaaten aufzuräumen und noch einmal für kurze Zeit den größten Theil des mohammedaniſchen Orientes zu einen. Es waren die Enkel des Sſeldſchuk, eines Türkenhäuptlings, der aus dem jetzigen Kirgiſenlande nach Transoxanien eingewandert war, und deſſen Nachkommen ſich nach der Weiſe der Landsknechtsführer ebenſo zu Herren großer Reiche emporkämpften, wie hundert Jahre früher die Buweihiden ſelbſt es gethan hatten. Am 22. Ramadán 447 (15. Dec. 1055) ward der Name des Sſeldſchuken Togrulbeg in Bagdad bereits im Freitagsgebete genannt, und den 25. (18.) hielt er ſeinen Einzug in die alte Chalifenſtadt, dem Namen nach als Vaſall, in der Wirklichkeit als Gebieter des ohnmächtigen Abbaſſiden, der als geiſtlicher Thürſteher des jeweiligen Sultanates von den Abfällen des weltlichen Herrentiſches dort lebte. Togrulbegs Großneffen Mélikſcháh war es beſchieden, ſeinem Scepter außer dem Norden auch faſt den ganzen Weſten Vorderaſiens unterworfen zu ſehen: im Jahre 463 (1071) eroberten ſeine Truppen unter Atßyſ Jeruſalem, 468 (1076) Damaskus. Wie das Reich der Buweihiden, zerfiel auch der neue ſſeldſchukiſche Großſtaat bald in eine Reihe von Einzelgebieten, deren Herren ſich gegenſeitig befehdeten und den Fatimiden neues Uebergreifen bis Jeruſalem geſtatteten; aber Damaskus hat bis in unſer Jahrhundert nie einen ägyptiſchen Statthalter wieder geſehen.

Weit intereſſanter als dieſe äußeren Vorgänge, aber auch weit ſchwieriger in ihren Zuſammenhängen aufzudecken ſind die Beſtrebungen der Fatimiden, ihre Stellung als Häupter des Ismaelitismus zur Verdrängung der Abbaſſiden auszunutzen. Mit den paar Zehntauſenden berberiſcher und türkiſcher Truppen, über die man in Kairo verfügte, ließ ſich kaum Syrien erobern, geſchweige Meſopotamien oder das Irák; ſo kam es darauf an, jene Provinzen durch die ismaelitiſchen Netze ſo zu umſtricken, daß man in Bagdad feſten Fuß zu faſſen im Stande war. Die Katzenfreundlichkeit, mit welcher der kluge Aſíſ 369 (980) eine Annäherung an den grade auf der Höhe ſeiner Macht ſtehenden Buweihiden Adud ed-daula verſuchte, fand ihre richtige Würdigung in einer höflichen Antwort, die mit der Erneuerung des Proteſtes angeſehener Aliden und Sſunniten Bagdads gegen die Echtheit der Fatimidengenealogie (vgl. S. 597 Anm.) merkwürdig zuſammentraf; daß inzwiſchen die ismaelitiſche Propaganda nach wie vor ihr heimliches Werk fortbetrieb, wird durch mehrfache Anzeichen beſtätigt. Aſíſ, der im gewöhnlichen Leben einen heiteren und frohgemuthen Charakter, dabei Vorliebe für Pracht und Genuß zeigte und bei allem Verſtande doch ſeinen Beamten, insbeſondere dem übrigens nicht verdienſtloſen Ibn Killis mehr überließ, als eigentlich gut war, fiel daneben immerhin durch einige Eigenthümlichkeiten auf; er begünſtigte mehr, als man ſonſt in Aegypten gewohnt geweſen war, die Chriſten und Juden und nahm die Fähigkeit für ſich in Anſpruch, die Zukunft wahrſagen zu können. Das waren vermuthlich die erſten Fühler einer Politik, die allmählich das Volk an die ismaelitiſchen Grundſätze und Dogmen gewöhnen ſollte; zum Unglück für die Fatimiden ließ der nächſte Chalife ſich von der Art ſeines Geiſtes und den Eingebungen einiger Fanatiker hinreißen, auf dieſem Wege den dritten Schritt vor dem zweiten zu thun und damit nicht allein den Erfolg ſeiner Maßregeln, ſondern auch die Zukunft ſeines Hauſes auf das Gefährlichſte preiszugeben. Der Sohn des Aſiſ, Abu Ali El-Manßúr, genannt El-Hákim bi-emri’lláh „der Gottes Befehl Durchführende“ (386 bis 411 = 996—1021) iſt eine der merkwürdigſten und räthſelhafteſten Perſönlichkeiten, welche die Geſchichte kennt. Wer den maſſenhaften Anekdotenkram der ſpäteren Hiſtoriker überblickt, denen der Schlüſſel ſeines Weſens abhanden gekommen war, und die verſtändnißlos, je toller je beſſer, die im Volksmunde vergröberten und übertriebenen Geſchichten zuſammenhäuften, der wird den Hákim zunächſt für einfach verrückt erklären, und das iſt denn auch vielfach geſchehen. Wir erkennen aber aus einem unzweideutigen Beiſpiele[1], daß mehr als die anderen Fürſten ſeines Geſchlechtes dieſer merkwürdigſte der Fatimiden der Sage Veranlaſſung gegeben hat, ſein Bild mit einem dichten Schleier zu umweben, durch welchen nur undeutlich einige Hauptzüge hindurchſchimmern. „Im Jahre 395,“ erzählt der Hiſtoriker der ägyptiſchen Chalifen,[2] „erſchienen die unſinnigſten Verordnungen. Aller öffentliche Verkehr auf den Märkten und in den Hallen wurde für die Nacht beſtimmt, bei Tage blieben die Verkaufsſtellen geſchloſſen; in der Folge wurde dies in das Gegentheil umgeändert, daß nach Sonnenuntergang die Häuſer geſchloſſen werden mußten und ſich Niemand auf der Straße durfte ſehen laſſen. Den Frauen wurde verboten auszugehen und deshalb den Schuhmachern unterſagt für ſie Stiefel zu machen; ſie durften nicht an den Fenſtern erſcheinen .... Um die Chriſten und Juden in den Bädern ohne Bekleidung von den Muslimen unterſcheiden zu können, mußten die Chriſten ein Kreuz, die Juden Schellen am Halſe tragen ... Alle Hunde auf den öffentlichen Plätzen, in den Haupt- und Nebenſtraßen mußten getödtet werden. — Verboten war der Verkauf von Gerſtenſaft .. Lupinen ... Fiſche ohne Schuppen durften nicht gefangen werden“ u. ſ. w. — So ganz unſinnig ſind doch wenigſtens nicht alle dieſe Verfügungen. Das Unterſagen des Ausgehens nach Sonnenuntergang und das Einſperren der Frauen erklärt ſich als ein Verſuch, die Lüderlichkeit des Lebens einer großen Stadt einzuſchränken; die Vorſchrift für die Chriſten und Juden iſt eine Vervollſtändigung der Kleiderordnungen Omars (S. 273), die ja auch in Bagdad unter Mutawakkil erheblich verſchärft worden waren (S. 524), und zeugt ebenſo wie das Verbot des berauſchenden Bieres von dem Beſtreben, die Grundſätze des Islâms mit voller Kraft in Geltung zu bringen. Anderes können wir uns freilich nicht erklären, dürfen es darum aber doch nicht ohne Weiteres für bloße Laune eines Despoten halten, welcher doch nach manchen Seiten hin ſo zweckbewußt vorging. Die Ueberlieferung giebt uns eben nichts als nackte Thatſachen, theilweiſe gewiß verzerrt und übertrieben: es wäre aber verwunderlich, wenn dieſe Räthſel ohne Ausnahme heute noch gelöſt werden könnten. Manchmal liegt ein tiefer Sinn in den Handlungen ſcheinbar zweckloſer Grauſamkeit, die uns berichtet werden. Eines Tages, heißt es, wie Hâkim nach ſeiner Gewohnheit bei Nacht auf ſeinem Eſel ſpazieren ritt, nur von ein paar Trabanten begleitet, kamen ihm zehn wohlbewaffnete Männer (vermuthlich Türkenſoldaten) in den Wurf, die ſich herausnahmen, Geld von ihm zu verlangen. „Theilt euch in zwei Haufen und kämpft mit einander; wer den Sieg behält, ſoll Geld bekommen,“ ſagte der Chalife. Sie fielen ſogleich über einander her, bis neun von ihnen todt am Boden lagen. Dem Zehnten warf Hâkim eine Handvoll Goldſtücke hin; als er ſich aber neigte, ſie aufzuleſen, hieben ihn die Trabanten auf einen Wink ihres Herrn ebenfalls nieder. Merkwürdig und imponirend, ſo hören wir, iſt ſchon die Erſcheinung des abenteuerlichen Herrſchers geweſen. „Sein Anblick war furchtbar wie der eines Löwen,“ ſo lautet die Charakteriſtik eines faſt zeitgenöſſiſchen Schriftſtellers, „ſeine Augen waren groß und von ſchwärzlichem Blau, man konnte ſeinen Blick nicht aushalten; ſeine Stimme war ſtark und erſchreckend. Sein Weſen zeigte Launenhaftigkeit und Unbeſtändigkeit mit Grauſamkeit, Gottloſigkeit mit Aberglauben gemiſcht. Er betete, wie man ſagt, in beſonderer Weiſe den Planeten Saturn an, und glaubte in Verkehr mit dem Satan zu ſtehen. Man verſichert, daß im Laufe ſeiner Regierung 18 000 Menſchen Opfer ſeiner Wildheit geworden ſind.“ Wir haben, will mir ſcheinen, die Wahl, in dem räthſelhaften Manne entweder einen begabten, aber launenhaften und in der Schule der Ismaeliten zu wahnſinniger Selbſtvergötterung verbildeten Tyrannen zu ſehen, oder aber einen großartig angelegten Fürſten, der von den Traditionen und der Geſchichte ſeines Hauſes zu einer ſouveränen Verachtung der Menſchen geleitet wurde, derſelben Menſchen, welche er wie weiches Wachs kneten zu müſſen glaubte, um ſie vielleicht dennoch zu etwas Beſſerem heranzuerziehen. Möglich, daß er in ſeiner widerſpruchsvollen Natur mehr oder weniger Beides vereinte: die volle Wahrheit vermag hier vielleicht höchſtens das Auge eines Dichters zu ſchauen. Wie dem ſei, die Entwicklung ſeiner Politik iſt aus dem Wuſte der Ueberlieferung von einem hervorragenden Hiſtoriker[1]) dahin feſtgeſtellt worden, daß er in der früheren Periode ſeiner Regierung (386 — 408 = 996—1017) abwechſelnd erſt den

---

[1] Ich meine den Roman von Hákims Ermordung auf Betrieb ſeiner Schweſter, deſſen Kritik durch einen kaum 30 Jahre nach dem Verſchwinden des Chalifen aufgezeichneten Bericht eines chriſtlichen Aegypters ermöglicht wird. Vgl. de Sacy, Exposé de la religion des Druzes I, CCCCXVI ff., zu deſſen ſchlagenden Ausführungen man vielleicht noch hinzufügen kann, daß der Hákims Schweſter nachgeſagte Beweggrund (S. CCCCVI) klärlich aus dem bekannten Verfahren des Chalifen gegen die ägyptiſchen Frauen (S. CCCLXXII) zurecht combinirt iſt.

[2] Wüſtenfeld, Geſchichte der Fatimiden-Chalifen, S. 179.

---

[1]) Dozy, Essai sur l'histoire de l'islamisme, trad. p. Chauvin, Leyde 1879, p. 283—291.

Schiiten, dann den Sſunniten geſpielt, in der zweiten (408—411 = 1017 bis 1021) den Verſuch gemacht hat, das ismaelitiſche Dogma von der Incarnation des göttlichen Geiſtes in den Nátiks (S. 589) in der Weiſe als Staatsreligion durchzuführen, daß er ſelbſt als ſiebenter und höchſter Nátik göttliche Verehrung für ſich in Anſpruch nahm. Daraus erklärt es ſich, daß er in der erſten Zeit gegen Juden und Chriſten die ärgſten Verfolgungen ins Werk ſetzte, ihren maſſenhaften Uebertritt zum Islám erzwang, die würdigſten Biſchöfe mit Drangſalen aller Art heimſuchte, die Kirchen und Synagogen in ſeinem ganzen Reiche niederreißen ließ, während er in der zweiten auf einmal Jedem freiſtellte, ſich zu einer beliebigen Religion zu bekennen, ja den zum Islám Bekehrten den Rücktritt zu ihrer früheren Confeſſion geſtattete, was bekanntlich ſonſt unerhört iſt (vgl. S. 440) — wiſſen wir doch, daß für den in die höheren Grade des Ismaelitismus Eingeweihten jede Religion von gleichem Werthe oder Unwerthe iſt (S. 592). Ich kann mich indeß nicht zu der Annahme entſchließen, daß Hákims perſönliche Ueberzeugungen gleichzeitig dieſelben Phaſen durchlaufen haben ſollten, welche in ſeinen Regierungsmaßregeln ſich darſtellen. Die Thatſache, daß er ſchon im J. 399 (1009) eine vollkommene Gleichſtellung des ſſunnitiſchen und ſchiitiſchen Ritus verkünden ließ und dann 400 (1010) ſelbſt ſcheinbar zur Sſunna übertrat, läßt ſich in Verbindung mit der nicht blos für Juden und Chriſten, ſondern auch für die Muslime unbequemen, ja harten Durchführung der rigoröſen Kleidungs- und Speiſegebote des alten Isláms für einen von Jugend auf in ismaelitiſchen Anſchauungen erzogenen Fürſten meines Erachtens nur ſo begreifen, daß man annimmt, er habe der ganzen Bevölkerung die Gleichgiltigkeit des religiöſen Bekenntniſſes an ſich zu Gemüthe führen und ihre eigene Zugehörigkeit zu demſelben ihr läſtig und widerwärtig machen wollen. Es iſt das freilich nur eine, wie nicht anders möglich, unbeſtimmte Vermuthung, und eben ſo wenig läßt ſich entſcheiden, was von allen ſeinen Handlungen ihm ſelbſt, was ſeinen ismaelitiſchen Lehrern zuzuſchreiben iſt. Denn als er zur Regierung kam, zählte er ein paar Monate über elf Jahre, als er ſeine erſten „unſinnigen" Verordnungen erließ, ſechzehn, und andererſeits ſteht es feſt, daß ein Jahrhundert ſpäter, unter den letzten ſchwachen Fatimiden, der ismaelitiſche Bund ſo unabhängig geworden iſt, daß mehr als einmal von einem der Weſire oder Generale, welche die eigentliche Regierung in Händen hatten, ausdrücklich geſagt werden konnte, „er war Ismaelite und machte ſich aus den Fatimiden nichts". Der furchtbare Orden hat eben faſt überall ſein Geheimniß gut gewahrt, auch vor uns; nur die Thatſache ſeines Fortbeſtehens und des mächtigen Einfluſſes, den er übte, iſt nicht zu bezweifeln, die wechſelnden Beziehungen zwiſchen ihm und den Chalifen, die er hervorgebracht, ſind in undurchdringliches Dunkel, vielleicht für immer, gehüllt.

Wie dem Allen auch ſei, Aegypten war kaum für den Schiitismus, gewiß nicht für die ismaelitiſchen Grundſätze reif. Die Wohlthaten und zweckmäßigen Einrichtungen, welche dem verſchrieenen Chalifen nicht abgeſprochen werden können, haben eine allgemeine Unzufriedenheit und Erbitterung des Volkes nicht verhindert, deren Ausbruch in einem gefährlichen Aufſtande ſchon 396 (1005/6) die fatimidiſche Dynaſtie an den Rand des Verderbens brachte. Ein von dem berühmten ſpaniſchen Majordomus des Chalifen Hiſchâm, El-Manßûr[1]), vertriebener omaijadiſcher Prinz, der unter dem Namen Abu Rakwa bekannt iſt, wußte ſich den ohnehin gegen die Türkengeneräle der Fatimiden verſtimmten Arabern und Berbern von Barka als Imâm zu empfehlen, daß ſie unter ſeiner Führung gegen Hâkim ſich erhoben. Die gegen ihn ausgeſandten Türken der Hauptſtadt wurden geſchlagen, und Abu Rakwa ſtand bereits an den Thoren Kâiros, als es den in der Eile aus Syrien herbeigeholten Hilfstruppen im letzten Augenblicke vermöge einer Kriegsliſt gelang, die Aufrührer zu bewältigen. Auch ſpäter fehlte es nicht an inneren Wirren. Bald wurden die türkiſchen Truppen auf die unzufriedenen Bewohner der Reſidenz losgelaſſen, bald geriethen Türken und Berbern mit den Negertruppen, welche Hâkim zu ſeiner perſönlichen Bewachung in Dienſt genommen hatte, in Streit: es iſt nicht zu läugnen, daß der Verſuch des Chalifen, Aegypten in den ismaelitiſchen Muſterſtaat zu verwandeln, zu welchem die Karmaten von Lachßa erſt einen unvollkommenen Anſatz gebildet hatten, eine tiefe Zerrüttung der fatimidiſchen Macht verſchuldet und den Niedergang der Dynaſtie herbeigeführt hat. So ſchlimm die Sachen ſchon in der erſten Periode von Hâkims Regierung geſtanden hatten, die zweite kehrte endgiltig das Unterſte im Lande zu oberſt. Schon im J. 395 (1004) war unter dem Namen „das Haus des Wiſſens" eine neue Lehranſtalt eröffnet worden, welche zur Verkündigung und Ausbreitung ſchiitiſcher, auch wohl harmlos ſcheinender ismaelitiſcher Anſchauungen der erſten Grade (S. 589) beſtimmt war. Sie hatte ihren Zweck nur unvollkommen erfüllt; das Volk war und blieb im Herzen ſſunnitiſch. Um ſo allgemeiner mußte die Empörung ſein, die es ergriff, als ein türkiſcher Ismaelite Namens Dâraſi, welcher aus dem Oſten zu Hâkim gekommen und als einer der Intimen des Palaſtes bekannt war, im J. 407 (1017)[2]) eine Schrift veröffentlichte und in der großen Moſchee vorzuleſen anfing, in welcher ausgeführt war, daß Adams Seele auf Ali, den Schwiegerſohn des Propheten, von dieſem auf die Fatimiden und gegenwärtig alſo auf Hâkim übergegangen ſei. Die Verſammlung fiel über den frechen Ketzer her, der mit Mühe ſein Leben rettete[3]), während eine ganze Anzahl ſeiner Anhänger getödtet und ihre Häuſer geplündert wurden. Hâkim verſah ihn heimlich mit Geld und ermöglichte ſein Entkommen nach Syrien, wo er unter den ſeit alten Zeiten dem Islâm nicht ſehr warm zugeneigten Bergbewohnern des ſüdlichen Libanon mehr Anklang fand und

---

1) Gewöhnlich Almanſor genannt; ſ. die letzte Abtheilung dieſes Werkes.
2) Das Datum ſteht nicht ganz feſt, doch iſt das oben nach de Sacy gegebene wohl das wahrſcheinlichſte. Anders Wüſtenfeld, Geſchichte der Fatimiden-Chalifen S. 206 f.
3) Nach anderem Bericht wäre er todtgeſchlagen worden, das iſt aber ſicher unrichtig.

ſo die Secte der Druſen ſtiftete, die von ihm ihren Namen[1]) trägt und in deren übrigens dem ismaelitiſchen Lehrſyſtem des vierten Grades (S. 589) ziemlich ähnlichem Dogma heute noch der Fatimidenchalife als „unſer HErr Hákim" die Stelle eines Gottes einnimmt. Nicht gewitzigt durch den Mißerfolg, geſtattete der Chalife im J. 409 (1018) einem zweiten und 410 (1019) einem dritten Bekenner ſeiner Göttlichkeit, in der Reſidenz Proſelyten zu machen. Der erſtere wurde bald von dem Volke wieder vertrieben, der andere, ein Perſer, Namens Hamſa, trieb ſein Weſen bis ins Jahr 411 (1020), wo er ebenfalls in der Moſchee ſeine Gottesläſterungen vortragen wollte. Er fand keine beſſere Aufnahme als ſeine Vorgänger, es gab wieder heftige Unruhen, an welchen ſich diesmal auch die türkiſche Garniſon betheiligte, und Hamſa mußte ebenfalls die Flucht ergreifen. Er ging zum Dáraſi und wurde die eigentliche theologiſche Autorität der Druſen, die noch heute ſich zu ſeinem Katechismus bekennen; Hákim aber rächte ſich an ſeinen ſchwerfälligen Unterthanen dafür, daß ſie von ſeiner Göttlichkeit nichts wiſſen wollten, indem er ſeinen Leibwachen und den Türken den Wink gab, ſich nach Belieben auf Koſten des Bürgers in der Stadt gütlich zu thun; wie die Soldateska das verſtand und ausführte, läßt ſich denken. Schließlich ſtanden gar die Berbern und Türken gegen die Negergarden des Chalifen in Fehde; es war eine greuliche Wirthſchaft.

Was Hákim ſich dabei dachte, läßt ſich nicht ausmachen, denn in der Nacht des 27. Schauwál 411 (13. Febr. 1021) iſt er plötzlich vom Erdboden verſchwunden, die vielen Räthſel ſeines Lebens mit einem letzten unlösbaren endigend. Daß ihn ſeine Schweſter aus Furcht vor dem ihr angedrohten Tode habe ermorden laſſen, iſt eine Erfindung (vgl. S. 629 Anm. 1); was aus ihm wirklich geworden, iſt unbekannt. Nach Allem, was wir über ſein Leben wiſſen, möchte ich annehmen, daß er, die Unmöglichkeit ſeinen Grundſätzen in Aegypten Eingang zu verſchaffen einſehend, ſich zurückgezogen hat in irgend einem Verſteck ſein Leben zu beſchließen, um wenigſtens ſeinen Anhängern die Ueberzeugung zu bewahren, daß er der wahre Nátik geweſen, der vom Tode unberührt am Ende der Tage aus ſeiner Verborgenheit als Imám und Machdi wieder hervortreten werde, wie das in der That die Druſen noch heute glauben. In jedem Falle hinterließ er ſeinem Sohne Abu'l-Haßan Alí, genannt Ez-Záhir (411—427 = 1021—1036), eine Aufgabe, deren Löſung dem 16jährigen Jüngling ſchwerlich möglich geweſen wäre, hätte er nicht an ſeiner Tante Sſitt el-mulk[2]) eine Vormünderin beſeſſen, die von dem Bruder wenigſtens die Energie hatte. Nachdem ſie einer Anzahl von Offizieren mehr oder weniger hinterliſtig den Kopf hatte vor die Füße legen laſſen, kam das Heer und damit das Land wieder in Ordnung; auch Syrien, wo nach dem Tode Hákims kein Menſch ſich um die

---

1) Sie heißen arabiſch nach der genaueren Ausſprache Ed-Darasíje „die Daraſi[bruder]ſchaft". 2) „Herrin des Reiches". Von „Ssitt" Herrin ſtammt die Sitta in Nathan dem Weiſen; ihr Titel war Ssitt Esch-Schám „Herrin Syriens".

Autorität des Chalifen mehr kümmerte, wurde 420 (1029) wieder beſetzt. Damals war Sſitt el-mulk ſchon geſtorben, aber Zâhir ſcheint neben der Vergnügungsſucht, von welcher er nicht freizuſprechen iſt, doch auch einige ernſtere Herrſchereigenſchaften beſeſſen zu haben, und wir hören während ſeiner Regierung nichts weiter von Unruhen in Aegypten. Es war ein Unglück für das Land, daß er einer Peſtepidemie am 15. Scha'abân 427 (13. Juni 1036) zum Opfer fiel, denn ſein Sohn Abu Temîm Ma'âdd mit dem Titel El-Muſtânßir (427—487 = 1036—1094) hat zwar die von keinem andern muslimiſchen Herrſcher erreichte Regierungsdauer von 60 Mond- oder 58 Sonnenjahren, ſonſt aber außer einem ſehr ausgebildeten Talente ſich zu amüſiren und Geld zu verbrauchen wenig aufzuweiſen. Freilich war er bei ſeiner Thronbeſteigung erſt 7 Jahre alt, und „wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!“ Seine Mutter war eine Negerſklavin, und unternahm es mit Hilfe der Negergarde, deren Schaaren allmählich bis auf 50 000 Mann angewachſen ſein ſollen, für ihn zu regieren; es liegt indeß auf der Hand, daß bei der Vormundſchaft einer ungebildeten und wenig bedeutenden Frau nicht viel Gutes herauskommen konnte. Während der tapfere Diſbiri in Syrien die oben (S. 627) berührten Erfolge davontrug, lieh man in Kairo Verleumdungen das Ohr, welche die Verdrängung des einzigen Feldherrn des Augenblicks zur Folge hatten und damit den ſyriſchen Emiren wieder freie Hand für ihre Unbotmäßigkeit ſchufen; dann kamen Palaſtintriguen und Morde von Miniſtern und ſonſtigen Großen auf die Tagesordnung. Als 440[1] (1048/9) der Siride Mo'iſ Ibn Badîs die längſt der That nach beſtehende Unabhängigkeit des Weſtens auch formell in Anſpruch nahm, wurden zwar einige arabiſche Beduinenſtämme auf das Gebiet des abgefallenen Lehnsmannes losgelaſſen, aber ohne jede Wirkung für den Chalifen; und in der Reſidenz ſelbſt geriethen ſeit 450 (1058) Weſire, Neger und Türken in einer Weiſe aneinander, daß ſchließlich der unglückliche Muſtânßir den ganzen Staatsſchatz leeren mußte, die Störenfriede einigermaßen zu beruhigen. Im J. 454 (1062) bekamen endlich die Türken unter dem Hamdaniden Naßireddaula (vgl. S. 570) das Heft wieder endgiltig in die Hände, aber nur zu weiterem Schaden des Chalifen und unermeßlichem Elend des Landes. Die Türken benahmen ſich, wie ihre Landsleute in Bagdad zu thun pflegten, betrachteten den ſogenannten Beherrſcher der Gläubigen als nicht vorhanden, plünderten ſämmtliche Schatzkammern, verſchleuderten — ein noch heute für uns ſchmerzlicher Verluſt — die koſtbare Bibliothek, und als Naßireddaula 465 (1072/3) wegen ſeines allzuſehr gewachſenen Uebermuthes von dem Türken Ildegiſ beſeitigt war, ging es dem Hofe darum nicht beſſer. Es iſt einer der merkwürdigſten Zufälle der Weltgeſchichte, daß Muſtânßir, deſſen Anſehen um dieſe Zeit ſo geſunken war, daß Naßireddaula in vielen Städten des Landes das Gebet für ihn abſchaffte und ſtatt ſeiner den Abbaſſidenchalifen Káïm in der Chotbe nennen ließ, wenige Jahre vorher in dem Traume ſich hatte wiegen dürfen, es ſei ihm beſchieden, die alten Pläne ſeines Hauſes zur Ausführung zu bringen, die Abbaſſiden aus Bagdad zu verdrängen.

---

[1] Vgl. Fournel, Les Berbers, II, 369, n. 2.

Schlimm genug war nämlich ſeit dem Einzuge des Mo'iſ eddaula in Bagdad (334=945; oben S. 568) den Nachkommen des gewaltigen Manßúr von den Buweihiden mitgeſpielt worden. Nach der Beſeitigung des Muſtakfi (S. 569) hatten drei Abbaſſiden, Mutí (334 — 363 = 946 — 974), Táï (363—381=974—992) und Kádir (381—422=992—1031) unter der Nichtachtung und Vernachläſſigung der ſchiitiſchen Sultane ein mehr als kümmerliches Daſein geführt; nur weil ihre Emir el-omará, wie die Buweihiden, beinahe zum Hohn, ſich auch wohl noch nennen ließen, ihrer geiſtlichen Autorität als Gegengewichtes gegen die Fortſchritte der Fatimiden in Syrien bedurften, wurden ſie überhaupt noch geduldet, aber ſo ſchlecht gehalten, daß ſie manchmal faſt des Nothwendigſten entbehrten. In Bagdad hatte die Zahl der Schiiten unter dem neuem Regiment natürlich ſehr zugenommen, und beinahe wäre auch der ſſunnitiſche Oberkadi durch einen ſolchen Ketzer erſetzt worden; das verhinderte Kádir noch mit Mühe und erreichte ſo viel, daß die Schiiten unter dem Titel Nakíb „Vorſteher" ein eigenes richterliches Oberhaupt erhielten. Natürlich hauſten die feindlichen Parteien größtentheils in verſchiedenen Quartieren der Stadt; trotzdem herrſchte zwiſchen den Schiiten, die ſich als Glaubensgenoſſen der Sultane fühlten, und den bekanntlich auch ſehr fanatiſchen Sſunniten der Reſidenz ein fortwährender Kriegszuſtand nicht immer rein geiſtlichen Charakters, der weniger den Buweihiden als den Chalifen recht unbequem werden mußte. Die Beſchwerden mehrten ſich, je mehr die Brotherren der „Beherrſcher der Gläubigen" ſich in Kleinſtaaterei und Familienzwiſte vertieften; ſo mußte es eine wahre Erlöſung für die Abbaſſiden wie für die „Stadt des Heiles" ſein, als unter Káïm (422 — 467 = 1031—1075) endlich die Sſeldſchuken Togrulbegs der verkommenen Buweihidenwirthſchaft ein Ende machten (S. 628). Zwar beeilte ſich der Türkenſultan nicht ſonderlich, dem Oberhaupte der Religion ſeine Aufwartung zu machen. Ein ganzes Jahr lang kümmerte er ſich nicht um ihn, und ſeine Truppen benahmen ſich in Bagdad eben als Türken; aber die Sſeldſchuken waren doch Sſunniten, und um ſeiner Herrſchaft den Charakter der Legitimität zu verleihen, hielt es Togrulbeg für zweckmäßig, ſich im J. 449 (1058) vom Chalifen feierlich mit dem Sultanate belehnen zu laſſen. Er küßte dabei vor dem Stellvertreter des Propheten die Erde, ſetzte ſich neben dieſen erſt auf beſondere Aufforderung — es war eine ſo vollendete Komödie, wie ſie je für das liebe Publicum aufgeführt worden iſt. Aber ſchlecht behandeln konnte der Sultan den Chalifen nun doch nicht; er gab ihm anſtändig zu leben, und mit den zunehmenden Mitteln wuchs natürlich auch Anſehen und Einfluß des Abbaſſiden in Bagdad und Umgebung. Trotzdem mußte er es grade jetzt erleben, daß die Umtriebe der ärgſten Feinde des Glaubens, der

Ismaeliten und Fatimiden, ihn für einige Zeit aus dem Sitze ſeiner Ahnen vertrieben. Die Buweihiden hatten, ſo lange ſie ihre Herrſchaft im Irâk aufrecht erhalten konnten, mit dem Chalifen das Intereſſe gemein gehabt, den Uebergriffen der Aegypter und ihrer Geheimſecte entgegen zu treten. Mit dem Augenblick, wo die Sſeldſchuken Bagdad beſetzten und den Befehlshaber der buweihidiſchen Truppen, den Türken Arslan El-Baßaßiri, aus der Stadt vertrieben, änderten ſich die Stimmungen. Baßaßiri mochte den Erfolg Togrulbegs vorhergeſehen und längſt ſeine Hoffnung für dieſen Fall auf die Ismaeliten geſetzt haben, die außer der ägyptiſchen Macht ſelbſt über ſo viele Beziehungen in allen Gebieten des Oſtens verfügten; jedenfalls ſtand er bereits in Correſpondenz mit dem Fatimiden Muſtânßir, und als, durch ismaelitiſche Intriguen aufgereizt, im J. 450 (1058) Ibrahim, ein Bruder des Togrulbeg, ſchon zum zweiten Male die Fahne der Empörung in Perſien erhob und der Sultan eilends dorthin abgehen mußte, benutzte Baßaßiri die Schutzloſigkeit Bagdads zu einem Handſtreiche, welcher die Hauptſtadt für kurze Zeit in ſeine Gewalt brachte. Hier machte er ſich nun, während der Chalife Kâïm die Stadt zu räumen gezwungen ward, das Vergnügen, den ſchiitiſchen Ritus wieder einzuführen und für den Fatimiden Muſtânßir beten zu laſſen (13. Dhu'l-Kâ'ada 450 = 1. Jan. 1059). In Kâiro war darüber, als die Nachricht ankam, großer Jubel; aber die beiden rivaliſirenden Herrſcherfamilien hatten ungefähr gleich viel oder gleich wenig Grund, über einander zu triumphiren.

Denn wie es dem Muſtânßir bald nach dem zufälligen Triumphe im eigenen Lande ging, haben wir eben geſehen (S. 634), und ſeine Dynaſtie als ſolche hat ſich von dem Elend der Türkenwirthſchaft nicht wieder erholt. Zwar hatte der Chalife im J. 466 (1073/4) den klugen Gedanken, gegen die Türken und Neger den Armenier Bedr El-Dſchamâli aus Akkon herbeizurufen, das er mit einigen Regimentern armeniſcher Landsleute im Dienſte der Fatimiden beſetzt hielt. Bedr, obwohl über 60 Jahre alt, war ein energiſcher Mann, der ſich mit Kleinigkeiten nicht abgab. Noch in demſelben Jahre (466 = 1074) ließ er durch ſeine Offiziere, deren jedem er einen der widerſpenſtigen Emire von Kâiro zu freundſchaftlichem Verkehre zugetheilt, dieſe Ruheſtörer ermorden, und führte dann, unter dem Titel Mirgûſch1), d. h. Generaliſſimus, ſo gut als ſelbſtändig die Regierung des Landes. Dabei hatte er allerdings den Kummer, daß ſeine Verſuche zur Wiedereroberung der inzwiſchen an die Sſeldſchuken verlorenen Provinzen Syrien und Paläſtina (S. 628) trotz vorübergehender Beſetzung des Küſtenſtriches bis jenſeits Sidon keinen wirklichen Erfolg hatten. Aber er konnte doch, als er im J. 487 (1094) kurz vor Muſtânßir ſelbſt ſtarb, Aegypten beruhigt und im Wiederaufblühen begriffen ſeinem Sohne Schâhanſchâh übergeben, deſſen Gewalt über das Land noch unumſchränkter war, als die ſeines Vaters. Nicht um-

---

1) Genauer Emîr el-gujûsch „Befehlshaber der Heere“.

ſonſt trug er unter dem nichtsbedeutenden jüngſten Sohne Muſtánßirs, dem Muſtá'ali (487—495 = 1094—1101), den ſtolzen Titel El-Melik El-Afdal „der vortreffliche König"; er war es, welcher Aegypten in der That regierte. Die Ismaeliten hatten bereits unter Muſtánßir ſich von den Fatimiden ſtillſchweigend losgeſagt. Ein Perſer, El-Haßan Ibn Sſabách, ein einflußreicher Dáï des Oſtens, war nach der Berufung des Mirgúſch Bedr in Aegypten geweſen und dort von den höchſten Würdenträgern mit einer Auszeichnung empfangen, welche bewies, daß in dieſem Augenblicke noch Fatimiden und Ismaeliten eins waren. Aber von da ab verloren die Nachkommen der erſten Großmeiſter des Ordens allmählich die Fühlung mit der Genoſſenſchaft, die ihrerſeits für die zunehmende Schwäche des ägyptiſchen Chalifates nur Verachtung haben konnte (vgl. S. 631). Sie verlegte eben durch den genannten Haßan ihren Schwerpunkt nach Perſien und Nordſyrien, wo wir in der nächſten Abtheilung dieſes Buches ſie wiederfinden werden; Aegypten war fortan für ſie eine untergeordnete Größe, mit welcher nur gelegentlich noch gerechnet zu werden brauchte. Gleichgiltig war den Ismaeliten jedenfalls, was von Aegypten aus für oder gegen die in dieſem Augenblicke anrückenden Kreuzfahrer geſchah: in ihrer erhabenen Gleichgiltigkeit gegen die poſitiven Religionen betrachteten ſie die fränkiſchen Ritter nur als friſche Steine in dem Spiel, welches ſie auf dem Brette Vorderaſiens neu zu beginnen ſich anſchickten und das ſie mit unheimlichem Erfolge durchgeführt haben, bis der Arm der Mongolen Brett und Steine unter den Tiſch warf. Afdal, obwohl eine tüchtige Herrſchernatur, war leichter zu erregen; aber, wie es nur zu häufig geht, er unterſchätzte die entfernteren Gegner den näheren gegenüber, und meinte die als Mittel gebrauchen zu können, welchen er ſelber Werkzeug wurde. Jeruſalem befand ſich im Jahre 489 (1096) in den Händen der Ortokiden, eines türkiſchen Geſchlechtes, dem es von dem Sſeldſchuken Tutuſch, einem Bruder Melikſchahs, übergeben worden war. Die Spaltungen unter den Sſeldſchuken und ihren Emiren, welche raſch auch dieſes große Reich zerrütteten, zur Wiedergewinnung Syriens zu benutzen, ſchien dem Afdal vollendete Politik. Aber, wie das leider den Byzantinern gegenüber unter den entzweiten Muslimen bereits Regel geworden war, er glaubte dazu die Verlegenheit benutzen zu dürfen,[1] in welche der erſte Kreuzzug die Emire Syriens und Paläſtinas zu ſtürzen anfing. Im Scha'abán 491 (1098) nahm er den Ortokiden Jeruſalem ab, doch nur, um die Muslimen wie Chriſten heilige Stadt grade ein Jahr ſpäter (23. Scha'abán 492 = 15. Juli 1099) von den Kreuzrittern erobern zu ſehen. Daß letztere in der Stadt, welche das Sterben unſeres Heilands geſegnet, faſt ärger hauſten, als die Türken, kann uns, denen übrigens die Thatſache in manchen Geſchichtsbüchern verſchwiegen wird, beſchämen; dem Afdal wie ſeinem nächſten Chalifen Ámir

---

[1] Man vergleiche zu dieſen Andeutungen die ausführliche Darſtellung der Kreuzzüge von Bernhard Kugler (Nr. 19 dieſer Sammlung) S. 11. 57 ff., welche an dieſer Stelle natürlich nicht wiederholt wird.

(495—524 = 1101—1130) half die verſpätete Einſicht wenig. Ihre Heere wurden mehrfach vom König Balduin von Jeruſalem geſchlagen, und Aegypten ſelbſt hatte jetzt die Einfälle der Franken zu erdulden. Es war ein Unglück für das Land, daß Ámir, der im Alter von fünf Jahren auf den Thron geſetzt worden war, im J. 515 (1121) den trotz ſeines verhängnißvollen Fehlers für Aegypten unentbehrlichen Afdal, deſſen Bevormundung ihm läſtig wurde, ermorden ließ; nun ging es mit der von den beiden Armeniern für einige Zeit noch gehaltenen Dynaſtie reißend zu Ende. Ámirs ſchlechte Wirthſchaft, mit Willkür und Grauſamkeit gepaart, führte zur ſchließlichen Beſeitigung des unwürdigen Chalifen ſelbſt; dieſer aber hinterließ keine männlichen Erben, es mußte zum erſten Male von der directen Erbfolge abgewichen werden, und der nunmehr die Herrſchaft antrat, El-Háfiz (524—544 = 1130—1149), wurde ſchon 528 (1134) durch den von Streitigkeiten zwiſchen Negern und Ismaeliten auf der einen, Türken und Sſunniten auf der andern Seite vergifteten Streit ſeiner beiden Söhne in die Enge getrieben. Inmitten von Soldatenunruhen, welche nicht mehr zu ſtillen waren, ſtarb Háfiz. Sein 17jähriger Sohn Záfir (544—549 = 1149—1154) erſcheint als ein Lüſtling, unter deſſen ſogenannter Regierung ſchon ein aus Afdals Heere ſtammender ſſunnitiſcher Kurde Ibn Sſallár als Majordomus auftritt; aber dieſer wird von ſeinem eigenen Stiefenkel ermordet, und bald nachher fällt bei der zunehmenden Zerrüttung aller Verhältniſſe der letzte muslimiſche Vorpoſten in Syrien, Askalon, in die Hände der Franken.[1] Der 5jährige Sohn des Záfir, Fáïz (549—555 = 1154—1160), ſtarb ſchon nach wenigen Jahren, und der Ismaelite Taláï, welcher gerade das Heft in den Händen hatte, fand es zweckmäßig, wieder einen ganz unmündigen, neunjährigen Sproß des Chalifenhauſes, den Ádid (555—567 = 1160—1171), auf den Thron zu ſetzen. In den Kämpfen, welche unter ſeiner nominellen Regierung zwiſchen den Emiren ſeines Heeres, dem König Amalrich von Jeruſalem und den Feldherren des türkiſchen Atabegen von Damaskus Nureddín Ibn Senki geführt werden, ſteigt die Heldengeſtalt empor, welche der Islám zu ſeiner Ehre ſelbſt in dieſer Zeit des Verfalles dem Abendlande entgegenzuſetzen hat: Sſalách ed-dín, der Sohn Ejjúbs, uns Chriſten bekannt und trotz der Glaubensfeindſchaft ſeit dem Werke unſeres freieſten Dichters geliebt unter dem Namen Saladdin.

Ádid ſtarb, der That nach bereits der Herrſchaft durch Saladdin entkleidet, am 10. Moharram 567 (13. Sept. 1171). Mit ihm — die ſchwachen Verſuche einiger Schiiten, ſeinem Sohne Da'úd zu huldigen, können nicht gerechnet werden — erliſcht die Dynaſtie der Fatimiden, die trotz zweifelhaften Urſprungs und nach dem Brauche des Orientes raſchen Verfalles doch den armen Kopten Aegyptens für längere Zeit die Einbildung verſchafft hat, daß ſie auch Menſchen ſeien, und außerdem das Verdienſt beſitzt, in Hákim das eigenthümlichſte Original unter allen Fürſten des Orients hervorgebracht zu haben. War das Ende des merkwürdigen Geſchlechtes den glänzenden Anfängen wenig entſprechend, ſo mag es immerhin noch erträglich ſcheinen, wenn man es mit den Jahrhunderten würdeloſer Exiſtenz vergleicht, welche ſeinen ebenſo unverwüſtlichen als kümmerlichen Nebenbuhlern vom Hauſe Abbás beſchieden war.

---

[1] Nach der arabiſchen Angabe am 27. Dſchumáda II 548 = 20. Sept. 1153; zu Kugler a. a. O. (Nr. 20) S. 162.

Freilich hatte der Unfug des Baßaßiri in Bagdad (S. 636) nicht lange gedauert. Togrulbeg unterdrückte binnen wenigen Monaten die Rebellion ſeines Bruders, und ſchon Ende 451 (1059/60) war der Chalife Káïm wieder in Bagdad inſtallirt. Er wurde weiterhin ſowohl von Togrulbeg, wie nach deſſen Tode (455 = 1063) von ſeinem Neffen, dem nächſten Sultan Alp Arslan (455—465 = 1063—1073), und deſſen berühmtem Sohne und Nachfolger Mélikſcháh (465—485 = 1073—1092) mit Achtung behandelt, und die Förderung der materiellen und geiſtigen Intereſſen, welche die Chalifenhauptſtadt dieſen hervorragenden Herrſchern und ihrem bekannten Weſire Nizám el-mulk zu danken hatte, mußte auch für die Stellung des nunmehr würdig ausgeſtatteten Oberhauptes der Religion von weſentlichem Einfluſſe werden. Der Chalife wird zunächſt verſtärkten Einfluß auf die Bevölkerung Bagdads gewonnen haben, und wenn auch Móktadi (467—487 = 1075—1094) und Muſtazhir (487—512 = 1094—1118) noch nicht in der Lage waren, eine weitergehende Thätigkeit auszuüben, ſo kam es doch in den nach Melikſchahs Tode zwiſchen den Nachkommen des Sſeldſchuk ausbrechenden Streitigkeiten und Kriegen dahin, daß Muſtarſchid (512—529 = 1118—1135) im J. 526 (1132) von dem Sultan Maß'úd Bagdad und den größten Theil des Irák als ſelbſtändiges Fürſtenthum wieder überwieſen erhielt. Seitdem betheiligten ſich die Chalifen von Neuem als weltliche Fürſten an der großen Politik, wenngleich nach den mäßigen Kräften ihres Pontificium Muhammedis, wie man dieſe Art Kirchenſtaat nennen könnte, in kleinem Maßſtabe. Dem Ráſchid (529—530 = 1135—1136) bekam ein derartiger Verſuch allerdings ſchlecht: er gerieth dabei in Conflict mit dem Maß'úd ſelbſt, und der beſaß die Mittel, ihn durch ein Gutachten etlicher Gottes- und Rechtsgelehrten für abgeſetzt erklären zu laſſen. Sein Nachfolger Móktafi (530—555 = 1136—1160) hatte etwas von der Schneidigkeit der alten Abbaſſiden, während Muſtandſchid (555—566 = 1160—1170) und Muſtadi (566—575 = 1170—1180) ihrem Kleinſtaate nicht viel Bedeutung zu geben verſtanden. Ein charaktervoller, aber mehr als je ein Abbaſſide nach ſeinen Kräften dem Islám unheilbringender Fürſt iſt Náßir geweſen (575—622 = 1180—1225). Er wollte aus ſeinem Miniaturreiche wieder etwas machen; aber es ging ihm, wie dem Afdal mit den Kreuzfahrern (S. 637), mit einem bei weitem gefährlicheren Feinde des Isláms — den Mongolen. In dem mit Energie und Sparſamkeit geförderten Beſtreben, das Gebiet des Chalifates wieder über die Grenzen des Irák auszudehnen, gerieth er in Zwiſtigkeiten mit dem mächtigen Mohammed Ibn Takaſch, Herrn von Chwariſm (Khiwa), welcher damals über Transoxanien und einen Theil Perſiens gebot. Um gegen dieſen aufzukommen, beſtärkte der Chalife, der von der wirklichen Macht des ſchrecklichen Mannes ſo wenig eine Ahnung hatte, wie irgend Jemand in Weſtaſien, den Mongolen Dſchingis-Chan in ſeiner Abſicht, das Gebiet des Chwariſmſchah zu überziehen: ſo beſchleunigte der berufene Hüter des Glaubens ſelbſt die Kataſtrophe, welche den Ruin faſt aller islamiſchen Staaten herbeiführen ſollte.

Náßir ſelbſt erlebte den Sturm nicht mehr, ebenſowenig ſeine unmittelbaren Nachfolger Záhir (622 — 623 = 1225 — 1226) und Muſtanßir (623—640=1226—1242), obwohl der Letztere bereits zwiſchen den nach Weſten drängenden Schaaren der Chwariſmier und Mongolen in eine gefährliche Lage kam. Kläglich aber zeigte ſich in der freilich nicht für Jedermann paſſenden Rolle, mit Anſtand unterzugehen, der letzte der Chalifen von Bagdad, Muſtá'ßim (640—656=1242—1258). Er war in allen Sachen der wirklichen Staatskunſt eine einfache Null und hatte auch noch zwei Rathgeber, von welchen der eine ihn zur Unterwerfung, der andere zum Widerſtande gegen den ſchrecklichen Hulagu, den Bruder und Heerführer des Mongolenkaiſers, zu bewegen ſuchte. Er verſäumte beides; weder fand er den Entſchluß, ſich der Gnade des übermächtigen Barbaren rechtzeitig zu empfehlen, noch den würdigeren, mit dem Schwerte in der Hand unterzugehen: ſo ergab er ſich und die fünfhundertjährige Reſidenz ſeines Stammes nach matter und unvollſtändiger Gegenwehr den 4. Sſafar 656 (10. Febr. 1258) an den Mongolen, der ganz recht daran that, ſich erſt von ihm alle Schätze ſeines Palaſtes zeigen und ihn dann tödten zu laſſen (14. Sſafar 656 = 20. Febr. 1258). Nicht die letzte der Dynaſtien arabiſcher Herkunft iſt es, die ſo ſchmachvoll in den Staub ſinkt — ein eigenes Geſchick hat es gewollt, daß der Fürſt von Granada, deſſen letzten verſteinerten Seufzer heute noch voll Stolz der chriſtliche Spanier dem Fremden weiſt, von Sſá'ad Ibn Obáda abſtammt, jenem treuen Hilfsgenoſſen Mohammeds, der nach dem Tode des Propheten beinahe Chalife geworden wäre (S. 211). Auch das iſt billig, daß ein Geſchlecht, deſſen Haupteigenſchaften Brutalität im Glück und Fügſamkeit in ſchlechten Zeiten von Anfang geweſen ſind, in ſolcher Weiſe den Reſt ſeiner einſtmaligen Weltherrſchaft verloren hat. Was aber wie ein Satyrſpiel nach der Tragödie anmuthet, das iſt, daß auch diesmal die Söhne Abbás ſich aus dem Weltbrande zu retten und wenigſtens eine behagliche Sinecure davonzutragen wiſſen: obwohl Hulagu mehrere Angehörige des Chalifenhauſes abſchlachten ließ, entkamen doch eine Anzahl anderer, und einen davon machte der Mamlukenſultan Beibars von Aegypten, welchen wir ſpäter noch genauer kennen lernen werden, mit dem ſchönen Namen El-Muſtanßir billáh „der Gott als Helfer wünſcht" zum Chalifen in Káiro, um im Gegenſatz zu den gottloſen Fatimiden, von denen ältere Leute in Aegypten immerhin noch etwas gehört hatten, einen „Beherrſcher der Gläubigen" von zweifelloſer Echtheit zur Bekundung der eignen Legitimität neben ſich zu haben. Die Nachkommen dieſes Abbaſſiden haben die gleiche, ſelten mit Unbequemlichkeiten verknüpfte Stellung inne gehabt, bis der Osmane Sſelîm im J. 923 (1517) den Mamluken in Aegypten ein Ende machte. Um ſich ganz officiell die Anerkennung auch als geiſtliches Oberhaupt des Islâms zu ſichern, nahm Sſelîm den grade vorhandenen Abbaſſiden, der als Mutawakkil III. gezählt wird, lieber mit nach Conſtantinopel, indem er ihn nöthigte, das ſogenannte Chalifat feierlich auf den osmaniſchen Sieger zu übertragen. Leider ergab ſich Mutawakkil, dem Beiſpiele ſeines gleichnamigen Ahnherrn getreu, einem leichtſinnigen Lebenswandel und mußte 926 (1520) auf die Feſtung gebracht werden. Von dort erlaubte ihm Sultan Soliman 929 (1522/3) nach Kâiro zurückzukehren, woſelbſt er bei der in demſelben Jahre ſtattfindenden Empörung des Achmed Paſcha nochmals als geiſtliche Autorität hervorgezogen wurde; nachher vernehmen wir nichts weiter, als daß er 945 (1538) geſtorben iſt. Das war der Ausgang der Abbaſſiden.

Berichtigungen.

S. 217 Z. 6 und 5 von unten iſt zu leſen: „am 21. Dſchumada II 13 (22. Auguſt 634).“

S. 354 Anm. 1: Scháhidschán iſt nicht, wie allerdings meiſt geſchieht, mit „Weltenkönigin“ zu überſetzen, ſondern bedeutet einfach „die königliche“ (ſ. Olshauſen bei Rückert, Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perſer, herausg. von Pertſch, Gotha 1874, S. XIX).

S. 627 Z. 1 lies: „werden ſie bis 443 (1051) noch ein paar Mal erwähnt.“

Verzeichniß der Illuſtrationen.

Im Text.

Seite 193: Poſituren des Gebetes 1. 2. 3. 4. 5. 9. 10. 11. (Lane, an account of the manners and customs of the modern Egyptians.)
„ 194: Poſituren des Gebetes 6. 7. 8. 12. 13. 14. (Ebd.)
„ 197: Plan der Moſchee des Propheten zu Mekka. (Muir, the life of Mahomet.)
„ 198: Anſicht der Ká'aba mit hochgezogener Decke, nach Ali Bey. (Ebd.)
„ 199: Anſicht der Ká'aba, nach Ali Bey. (Ebd.)
„ 200: Pilgercoſtüme.
„ 201: Der ſchwarze Stein an der Ká'aba zu Mekka. (Muir, the life of Mahomet.)
„ 267: Inneres der Moſchee des Amr zu Alt-Kairo. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 276: Kupfermünze des Chálid Ibn El-Walid, geſchlagen zu Tiberias etwa 15 d. H. (636). Avers und Revers. (Nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 292: Mohammedaniſche Trachten: Männer aus den mittleren, höheren und niederen Volksclaſſen. (Lane, an account of the manners and customs of the modern Egyptians.)
„ 293: Mohammedaniſche Trachten: eine Dame im Hausanzug; Reit- und Promenadenkleidung der Damen; Frauen und Kinder der niederen Volksclaſſen; eine Frau im Ueberwurf. (Ebd.)
„ 294: Hauptzimmer eines Privathauſes. (Ebd.)
„ 295: Hof eines Privathauſes. (Ebd.)
„ 349: Silbermünze (Dirhem, S. 100 Anm. 1) des Chalifen Moáwija nach perſiſchem Typus. Vorderſeite und Rückſeite. (Nach dem Original im kgl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 396: Dirhem des Abdelmelik. Aelteſte rein arabiſche Silbermünze. Damaskus 698. Avers und Revers. (Ebd.)
Kupfermünze des Abdelmelik. Haleb, ohne Jahr. Vorderſeite und Rückſeite. (Ebd.)
„ 400: Koranfragment in kufiſcher Sprache. Wahrſcheinlich a. d. 2. Jahrh. d. H. (8. Jahrh. n. Chr.). Original im Britiſchen Muſeum zu London. (Publications of the Palaeographical Society, Oriental Series.)
„ 401: Bruchſtück eines arabiſchen Paſſes a. d. J. 132 (750 n. Chr.) (Ebd.)
„ 422: Kupfermünze des Múßa Ibn Noßair. Avers und Revers. (Nach dem Original im kgl. Münzcabinet zu Berlin.)

Seite 430: Spaniſche Goldmünze vom J. 98 d. H. (717 n. Chr.). (Ebd.)
„ 482: Dirhem des Harûn er-Raſchîd (Silber). Avers und Revers. (Ebd.)
„ 559: Hof der Moſchee des Ibn Tulûn in Kairo. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 571: Haleb (Aleppo). (Chesney, Expedition for the survey of the rivers Euphrat and Tigris.)

Vollbilder.

Seite 398: Anſicht der großen Moſchee zu Damaskus. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 398: Hof der großen Moſchee zu Damaskus. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 558: Moſchee des Ibn Tulûn in Kairo. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 619: Thal des Mokattam bei Kairo. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 622: Anſicht von Kairo. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

Doppelvollbilder.

Seite 86: Anſicht des Felſendomes (S. 398) — mit der Moſchee El-Akßa rechts im Hintergrunde — zu Jeruſalem. (Vogüé, Les églises de la terre sainte.)
„ 202: Anſicht von Mekka in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (D'Ohsson, Tableau général de l'émpire ottoman.)

Beilagen.

Seite 196: Die Moſchee von Mekka mit der Kâ'aba. Facſimile in Originalgröße aus dem perſiſchen Pilgerbuch 'Futûh el-haramain' von Muhjî, verfaßt im J. d. H. 911 (1505 n. Chr.), nach einer Handſchrift auf Baumwollenpapier aus dem J. d. H. 984 (1576), im Beſitz des Herrn Charles Moldehnke in New-York. (Nach dem Original.)
Dazu Erläuterungsblatt.
„ 402: Facſimile der dritten Seite der Prachtkoranhandſchrift in der kgl. Bibliothek zu Berlin: Ms. orient. fol. 36. (Nach dem Original.)
Dazu Erläuterungsblatt.
„ 404: Facſimile einer Seite einer Koranhandſchrift in der kgl. Bibliothek zu Berlin: Ms. Ldbg. 822. (Nach dem Original.)
Dazu Erläuterungsblatt.
„ 576: Karte des Irâk. Facſimile in Originalgröße der Karte in dem 569 d. H. (1173 n. Chr.) auf Baumwollenpapier geſchriebenen Manuſcript des Jßtachri; Herzogl. Bibliothek zu Gotha. (Nach dem Original.)
Dazu Erläuterungsblatt.

Karte.

Seite 9: Karte zur Vorgeſchichte des Islams. Entworfen und gezeichnet von Dr. H. Lullies.

Inhaltsverzeichniß.

Erſte Abtheilung.

Die Araber.

Erſtes Buch.

Die Araber und der Islam.

Seite
Erſtes Capitel. Vor Mohammed 3
Zweites Capitel. Mohammed der Prophet 44
Drittes Capitel. Die Hidſchra. Mohammed in Medina 82
Viertes Capitel. Des Propheten letzte Jahre und der Sieg ſeiner Religion. Das Lehrſyſtem des Islams 139

Zweites Buch.

Die legitimen Chalifen.

Erſtes Capitel. Das Chalifat 208
Zweites Capitel. Die großen Eroberungen 218
Drittes Capitel. Die Organiſation des Staates und der Bürgerkrieg 271

Drittes Buch.

Die Omaijaden.

Erſtes Capitel. Moáwija 335
Zweites Capitel. Der zweite Bürgerkrieg 358
Drittes Capitel. Die Blüthe der Dynaſtie und die zweite Periode der Eroberungen 393
Viertes Capitel. Der dritte Bürgerkrieg und der Sturz der Dynaſtie 434

Viertes Buch.

Die Chalifen von Bagdad.

Erſtes Capitel. Die gottbegnadete Dynaſtie 457
Zweites Capitel. Manßúr und die Barmekiden 464
Drittes Capitel. Araber und Perſer 484

Fünftes Buch.

Abbaſſiden und Fatimiden.

Seite
Erſtes Capitel. Chalifen und Praetorianer 519
Zweites Capitel. Statthalter und Emir al-omará 547
✓ Drittes Capitel. Aliden, Ismaeliten, Karmaten 579
✓ Viertes Capitel. Die Fatimiden und der Abbaſſiden Ausgang 606

Date Due

JUL 24 '52			
MAY 2 [illegible]			